Knospen und Blüthen.

Eine

Sammlung poetiſcher Verſuche

von

Ludwig Storch.

Nordhauſen 1823,
in der Müller'ſchen Officin.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Ihro

Königl. Herzogl. Hoheit,

der

verwittweten Frau Herzogin,

von Sachsen-Gotha und Altenburg

Amalia

und

Ihro

Herzogl. Durchlaucht,

der regierenden Frau

Herzogin

von Sachsen-Coburg und Saalfeld,

Louise

widmet

diese Lieder

aus

tiefster Ehrfurcht und schuldigster Dankbarkeit

allerunterthänigst

der

Verfasser.

Zueignung.

Ich ſah ein Weib! — noch beben mir die Glieder
Von des Entzückens ſchnellem Nervenſchlag,
Wenn ich zuweilen in die Seele wieder
Sie zaubere, wie ſie einſt vor mir lag; —
Den Scheitel floß ein blondes Haar hernieder,
Und wie durch Nachtgewölk der junge Tag,
So glänzte durch der Locken goldne Wellen
Ein Diadem, ſie freundlich zu erhellen.

Und welche Anmuth ſtrahlt aus ihren Zügen!
Die Majeſtät, der ſtolze Körperbau!
Die Hülle wollte leiſe nur ſich ſchmiegen
Und gab der Reize köſtlichſte zur Schau. —
So ſah ich einſt auf Blumenbetten liegen
In ſanftem Schlummer eine Götterfrau,
Ein Weib, wie ſich die Phantaſie kaum ſchaffet,
An deren Lob das kühnſte Wort erſchlaffet.

Und eine Leier hielt sie fest umfangen
Vom reinsten Gold, wie ich noch keine sah,
Mit eines Sternes reizerfülltem Prangen;
Da ahnte ich, sie sei Urania.
Von holdem Zauber war ich ganz befangen,
Und wie versteinert stand ich Trunkner da,
Und ist er wollt' in mir es sich gestalten,
Nur sie allein kann solchen Reiz entfalten.

So stand ich wie von Circes Stab geschlagen,
Doch Edleres war nun aus mir gemacht.
In mir begann's wie Rosenlicht zu tagen,
Und all' mein fühl'res Leben war, wie Nacht. —
Ein Hauch auf Zephyrs Fittigen getragen
Enthüllte ihr des Busens volle Pracht;
Er spielte in der Locken zarten Schlingen
Und ließ der Leier Saitenspiel erklingen.

Da hob ein Seufzer, wie ein leises Stöhnen,
Des Schwanenbusens götterstolzen Bau!
Die Wimper öffnet sich — ich sah der Schönen
Mit heil'gem Staunen in des Auges Blau;
Wie kann das Lied die Wirklichkeit versöhnen,
Wie malet es den Himmelsblick genau?
Nur Sterbliches vermag es zu erreichen,
Den Glanz des Gottesang's muß es verschweigen.

Doch als ich nun verſenkt in tiefes Schweigen
Nur einen Schritt der Theuern mich genaht,
Da ſah ich ſchnell ſie nach der Leier reichen
Und durch der Saiten tonbegabten Draht
Erſt leiſe ihre zarten Finger ſchleichen,
Und als entzückt ich mich ihr ganz genaht,
Da griff ſie ſchnell und ſchnellere Accorde,
Und fügte ihnen des Geſanges Worte.

So ſingt der Schwan, wenn er die letzten Gluten
Des Lebens aus in heil'ge Töne haucht;
Von ſüßem Klang ertönen rings die Fluten,
In die er ſtolz noch einmal niedertaucht;
Gefühle, die ſonſt ſtumm im Buſen ruhten,
Hat dieſes Liedes Schwung in ſich geſaugt,
Und in der Töne feierlichem Schweben
Verhallt das Schwanenlied, mit ihm das Leben.

Auch oft, wenn ich im ſtillen Eichenhaine
Am Felſenſee in ſpäter Stunde ging,
Bald in der Flut mit dämmerlichem Scheine
Der Mond ſich wiegte, bald an Wipfeln hing,
Da hört' ich fernher ſanfte Kläng' und reine;
Und ſüßes Weh mir meine Bruſt umfing,
Und mich durchbebt' ein nie verſtandnes Ahnen
Und zog den Blick zu ferner Sterne Planen.

So rauschte durch die klangerfüllte Kehle
Der Götterfrau das überird'sche Lied. —
Mir drang ein Lichtstrahl durch die volle Seele,
Und jeder niedrige Gedanke schied;
Ich klarer ward mir's, daß mir nichts mehr fehle,
Daß meiner Träume Wirklichkeit erblüht;
Was ich geahnet einst in leisem Beben,
Das trat im Liede strahlend ja in's Leben.

Wie Sait' und Stimme wechselnd sich vertauschten,
Verschmolzen dann zu gleicher Harmonie,
Da jüngte sich die Flur, die Bäche rauschten
Einstimmend in die hohe Melodie,
Des Haines Chor, der Aue Völkchen lauschten,
Und selbst die todten Massen hörten sie;
Ein Rosenduft war durch die Flur gezogen,
Es glühte Sternenglanz am Himmelsbogen.

Und was sie sang, ich hab es wohl verstanden,
Denn in der Brust empfing ich jeden Ton;
Die Funken, die sonst spärlich in mir brannten,
Sie loderten zur lichten Flamme schon;
Doch was die Sinne Göttliches empfanden,
Nur das blieb mir; das Lied selbst ist entflohn,
Das heil'ge Wort entschwand, das ich vernommen,
Doch seine Glut ist nicht in mir verglommen.

Verſchwunden war die Frau, das Lied verklungen;
Lang ſtand ich meines Daſeins unbewußt.
Ein Himmels-Lichtſtrahl war zu mir gedrungen,
Er lebt von nun an ewig in der Bruſt. —
Wie ich gelebt, geliebt, was ich geſungen,
Iſt eine Frucht von dieſer hohen Luſt,
Die mich bei jenes Liedes Klang durchdrungen;
Doch iſt das Lied mir nimmer noch gelungen.

Denn was ich ferner ſinnen mocht' und ſtreben,
Nur Töne lockt' ich, einzelne, hervor,
Das hohe Lied kann ich nicht wiedergeben,
Wie ich des Geiſtes Kraft auch ſchon beſchwor;
Ich kann mich nicht zu ihrer Höh' erheben,
Die ich zu meinem Ideal erkor,
Doch all' mein Leben ferner, all' mein Singen
Will ich der Göttlichen zum Opfer bringen.

Und was ich nun von Kämpfen und von Siegen,
Was ich von Liebe und Natur ſchon ſang,
Das waren zarte Knospen nur, entſtiegen
Uranias empfundnem Leierklang,
Und ob auch Blüthen wohl darunter liegen,
Nur wen'ge ſind es, die des Herzens Drang
Im heil'gen Tanz geheimnißvoller Horen
Als ſcheue Kinder zu der Welt geboren.

Doch trotz dem mag ich auch das Kühnste wagen,
Den Knospenkranz, erhabnes Frauenpaar,
Den ich in meines Lenzes trüben Tagen
Mit stiller Glut zur Liederwelt gebar,
Ihren Füßen, Hohe, hinzutragen;
Des Dankes Opfer bring ich Ihnen dar.
O sehn Sie gnädig auf die kleinen Lieder,
Des ungeprüften Musensohns hernieder!

Und all' ihr lieben, freundlichen Gestalten,
Ihr zarten Mädchen und ihr holden Frau'n,
Die segenbringend um uns wirken, walten,
— Wohl darf ich kühn mich Eurer Huld vertraun. —
Nehmt diese Knospen! — Wenn sich einst entfalten
Die Blüthen zart und lieblich anzuschaun,
Wenn alle Sprößlinge nach Wunsch gedeihen,
Den edeln Frauen will ich nur sie weihen.

Und wenn die Blüthe einst zur Frucht auch triebe,
Euch, schöneres Geschlecht, ist sie geweiht!
Ist doch mein Leben nichts als Sang und Liebe,
Selbst wenn es Dornen statt der Rosen beut;
Wenn mir auch Liederklang und Schmerz nur bliebe,
Zu Eurem Dienste wär ich doch bereit,
Denn in der Frauen sinnigem Gemüthe,
Ruht auch das Ideal zu meinem Liede. —

Schnell schießt das heiße Blut in seinen Gängen,
Die Jünglingskraft flammt hoch in mir empor,
Sie treibt mich fort zu Leiersturmes Klängen
Und reißt das Lied aus seiner Nacht hervor.
O Sangeslust, du inures Glühn und Drängen!
Die wilden Töne rasen an das Ohr!
Urania — o neige dich hernieder!
Bin ich auch würdig deiner hohen Lieder?

Inhalt.

Lyrische Gedichte

	Seite
An die Poesie 1821	5
Überzeugung 1819	6
Innere Glut 1821	9
Trauer 1821	11
An Ida aus der Heimath 1820	12
Feier der Völkerschlacht bei Leipzig 1821	14
Sehnsucht nach Ida 1821	17
Das unbekannte Land 1818	19
Die Jungfrau 1818	23
Sehnsucht nach der Ferne 1821	26
Gebet am Neujahrstage 1820	30
Der Frühlingsmorgen 1816	34
Der Herbstabend 1818	38
An die Wolken 1822	45
Vergänglichkeit 1818	48
Abendsehnsucht 1818	52
Eichenkunde 1818	55
An Ida 1820	64
Das Gebet Jesu 1820	68
Die gestirnte Nacht 1818	72
Schmerz 1820	75
An Ida in der Ferne 1821	77
Der Adler und die Raupe 1818	79
Nächtliche Wanderung 1818	82
Meine Jugend 1822	84
Ihr Dörfchen 1819	88
Ueberfülle 1821	90
Schwermuth 1816	91
Frühlingsgruß 1821	93
Liebe und Treue 1822	95
Erinnerungen 1818	96
Innere Welt 1822	100
Frankfurt 1823	101
An Ida 1821	103
Die Rose 1822	105
Erwartung am Morgen 1821	107
Erwartung am Abend 1821	110
Trauer 1822	113
Sonntagsfeier 1820	115

Seite

Die drei Sterne 1821 117
Die drei Veilchen 1821 121
Morgengebet 1820 124
Tantalus 1823 127
Trifolium 1816 130
Rubla 1820 April 131
Der Sänger 1813 133
Göthes Mignon 1821 136
Elegie 1823 138

Lieder.

Weinlied 1822 146
Rundgesang an der Tafel 1821 148
Abendlied 1823 151
Sonst und jetzt 1823 153
Festlicher Rundgesang 1821 155
Sadelied 1819 157

Romantische Gedichte.

Ludwig der Eiserne, Landgraf in Thüringen 1823 161
Endymion 1822 167
Die Hand, Ballade in drei Gesängen 1819 171
Theorena 1821 193
Rosamunde 1820 199

Sonnete, Triolete, Epigramme, Charaden.

Täuschung 1822 209
Die Taube 1821 210
An die Wartburg 1814 211
An F. B. 1821 212
Strahl und Klang 1822 213
An L. 1822 215
Die Nacht 1823 218
Triolette 1823 221
Sprachfehler 1822 223
Wunsch an einen Tänzer 1823 223
Lebensbestimmung 1823 223
Die drei Feen 1818 225
Die Schuld 1818 225
Ohnmacht 1820 226
Charaden, Räthsel, Logogryph 227
Anmerkungen 235

Subscribenten-Verzeichniß.

A.

Herr Baron von Altenstein in Göttingen.
— Gymnas. Apfel in Braunschweig.
— Gymnas. Appel in Braunschweig.
— Canonicus Arand in Nordhausen.
— Quartierir Fr. Arens in Nordhausen.
— Kaufmann Arens in Nordhausen.
— Bierbrauer Arnhold in Nordhausen.
— Brennherr August Arnold sen. in Nordhaus.
— Brennherr August Arnold jun. in Nordhaus.
— Landrath von Arnstedt in Nordhausen.

B.

Herr Gymnas. W. Backhaus in Gotha.
— Brennherr K. Barthel in Nordhausen.
— Dr. juris Basedow in Dessau
— Accisebeamter Bauerdorff in Nordhausen.
— Gymnas. Becker in Nordhausen.
— Belz der jüngste in Nordhausen.
— Gymnas. Bertram in Nordhausen.
— Gymnas. Betke in Braunschweig.
— Hauptmann von Biela in Sundhausen.
— Lieut. von Biela in Sundhausen.
Frau von Biela in Nordhausen.
Herr Gerichtsdirector Bismark in Nordhausen.
— Andr. Blasse in Nordhausen.
— Collaber. Blau in Nordhausen 4 Exemplare.

Herr Kaufmann Blödau in Nordhausen.
— Gymnas. von Blücher in Gotha.
— Baubeflissener Blume in Nordhausen.
— Oberstlieutenant von Blumröder in Sondersh.
— Gymnas. Bodenstein in Merseburg.
— Kaufmann C. Böttticher in Nordhausen.
— Ziegelbrennereibesitzer C. A. Böttticher i. Nordh.
— Weinhändler W. C. Böttticher in Nordhausen.
— Pastor Bohne in Nordhausen.
— Secretair Bosse in Nordhausen.
— Bauinspector Bosse in Nordhausen.
— Brennherr K. Bosse in Nordhausen.
— Gymnas. Bosse in Braunschweig.
— Bierbrauer Brachmann in Nordhausen.
— Stud. jur. Bremer in Göttingen.
— Gymnas. von Briesen in Erfurt.
— Stud. theol. Brinckmann in Göttingen.
— Vicarius Brinkmann in Nordhausen.
— Schulrath Brohm in Ilfeld.
— Gymnas. K. Brückner in Gotha.
— Gymnas. W. Busleb in Gotha.
— Eduard Busleb in Gotha.
— Ernst Bulling in Magdeburg.
— Gymnas. Busch in Gotha.
— Lieutenant von Byla in Heringen.
— Lieutenant von Byla in Uthleben.

C.

Herr Gymnas. Cämmerer in Nordhausen.
— Gymnas. von Campen in Braunschweig.
— Gymnas. Caspari in Merseburg.
— Gymnas. Chop in Nordhausen.
— Johannes Cotta in Ruhla.
Fräulein Thérese Couette in Magdeburg.

Herr Ad. Chr. Cramer in Nordhausen.
— Stud. theol. Credner in Göttingen.

D.

Herr Rittergutsbesitzer von Dachreden in Branderode.
— Justizcommissair Fr. Degen in Nordhausen.
— Stud. jur. Delagardes in Göttingen.
— Graf von Degenfeld Stud. jur. in Göttingen.
— Orgelbauer Deppee in Nordhausen.
— Gymnas. A. Diedelt in Nordhausen 2 Exempl.
— Herr F. Diedelt jun. in Nordhausen.
— Stud. jur. K. Diedelt in Halle.
— Mathematicus Döring in Merseburg.
— Gymnas. Döring in Nordhausen.
— Kaufmann Adolph Dreiß in Ruhla.
— Kaufmann Christoph Dreiß in Ruhla.
— Schullehrer Dieselmann in Nordhausen.
— Pfarrer Dröſſler in Nordhausen.
— Stud. philol. Dübner in Göttingen.
— Accisebeamter Dunker in Nordhausen.

E.

Herr Zeichenlehrer Eberwein in Nordhausen.
— Eckermann, d. schönen Wissensch. Beflis. i. Göt.
— Collaborator Ehring in Nordhausen.
— Mahler Eichler in Nordhausen.
— Justizcommissair Engel in Nordhausen.
— Gastgeber Eyl in Nordhausen.
— Collaborator Eylau in Merseburg.

F.

Herr Senator Feist in Nordhausen.
Frau Brennereibesitzerin Auguste Feist in Nordhaus.

Herr Justizrath Filter in Nordhausen.
— Gymnas. A. Filter in Nordhausen.
Fräulein Rosalie Filter in Zerbst.
Herr Landcommissair Fimmel in Nordhausen.
— Dr. jur. Fischer in Nordhausen.
— Stud. theol. Fischer in Jena.
— Kaufmann A. Fleck jun. in Nordhausen.
— Kaufmann Fleck in Mühlhausen.
— Gerichtsamtmann Fleischhauer in Heringen.
— Accisebeamter Flenz in Nordhausen.
— Superintendent Förstemann in Nordhausen.
— Conrector Förstemann in Nordhausen.
— Brennherr Andr. Förstemann in Nordhausen.
— Brennherr L. Förstemann in Nordhausen.
— Gymnas. Frank in Gotha.
— Kunstsecretair Freislich in Gotha.
— Brennherr Frister in Nordhausen.
— Gymnas. Fuchs in Gotha.
— Gymnas. Funke in Braunschweig.

G.

Herr Gymnas. von Garssen in Braunschweig.
— Ökon. G. Gebser in Mönchpfiffel b. Altstedt 4 Ex.
— F. Gehrmann in Nordhausen.
Fräulein Gehrmann in Nordhausen.
Herr Inspector und Primarius Gertung in Hering.
— Gymnas. Giebener in Nordhausen.
— Dr. med. Girard in Nordhausen.
— Stud. theol. Göbel in Jena.
— Brennherr A. Götting jun. in Nordhausen.
— Gymnas. A. Götting in Nordhausen.
— Gerichtsreferendar Gothe in Nordhausen.
— Gymnas. Gräfenhahn in Gotha.
— Gymnas. Grafenhorst in Braunschweig.
— Professor Dr. Griepenkerl in Braunschweig.

Herr stud. philol. Grimm in Jena.
— Superintendent Grimm in Walkenried.
— Brennherr K. Grimm in Nordhausen.
— Gymnas. Gritzmüller in Gotha.
— Regierungsrath Gronau in Pustleben.
— Professor Großmann in Pforte.
— Collaborator Grotefend in Ilfeld.
Frau Burgemeister Grünhagen in Nordhausen 2 Ex.
— Frau Amalia Grünhagen in Nordhausen.
Fräulein Charlotte Grünhagen in Nordhausen.
— Charlotte Günther in Nordhausen.
Herr Apotheker Gumprecht in Nordhausen.
— Gymnas. Gundermann in Gotha.

H.

Herr Gymnas. von Haake in Gotha.
— Gymnas. Hähn in Braunschweig.
— Stud. juris von Harting in Göttingen.
Frau Harmes in Nordhausen.
Herr Dr. med. Hartleb in Uthleben.
— Gymnas. Haugk in Merseburg.
— Stud. theol. Hausmann in Göttingen.
— J. Ch. Heeringer in Nordhausen.
— Collabor. Heinecke in Ilfeld.
— Gymnas. Heinrich in Gotha.
— Gymnas. von Helldorf in Gotha.
— Gymnas. Heller in Erfurt.
Frau Charlotte Hellmann in Ruhla.
Herr Justizcommissair Hempel in Heringen.
— Handlungsdiener Herbst in Merseburg.
— Stud. jur. von Herding in Göttingen.
— Gymnas. Herrfurth in Merseburg.
— Registrator Herrgott in Nordhausen.
— Stadtmusikus Herrmann in Nordhausen.

— Gymnaſ. Heſſe in Merſeburg.
— Amtmann Heumann in Ilfeld.
— Gymnaſ. Heydenreich in Gotha.
Fräulein Sophia Heydenreich in Zerbſt.
Herr Schuldirector Heyſe in Magdeburg.
— Stud. cameral. von Hiddiſſen in Göttingen.
— Gerichtsſecretair Hinze in Nordhauſen.
— Gymnaſ. Höfer in Nordhauſen.
Frau Brennereibeſitzerin Luiſe Höffler in Nordhauſ.
Herr Chirurgus Hoffbauer in Nordhauſen.
— Gymnaſ. Holländer in Nordhauſen.
Fräulein Julie Horn in Magdeburg.
Herr Forſtbefliſſener Hoſa in Ruhla.
— Muſikhändler Hübener in Göttingen.
— Stud. jur. von Hugo in Göttingen.
— Acciſebeamter Hune in Nordhauſen.

J.

Herr Vicarius Jacobi in Nordhauſen.
— Cand. Theol. Jäger in Altgottern.
— Secretair J. F. Jeniſch in Nordhauſen.
— Rentbeamter Ilſe in Nordhauſen.
— C. F. John in Nordhauſen.
— Stud. philol. Junghans in Göttingen.

K.

Herr Kaufmann Kadner in Merſeburg.
— Secretair Kämmerer in Nordhauſen.
— Secretair Kaiſer in Nordhauſen.
— Stud. jur. von Kaiſerberg in Göttingen.
— Gymnaſ. Kalbe in Gotha.
— Gymnaſ. von Kalm in Braunſchweig.
— Gymnaſ. Karg in Nordhauſen.

Herr Stud. theol. Kehl in Jena.
— Tribunalrichter Kettembeil in Nordhausen.
— Stud. jur. Kirchhoff in Göttingen.
— Commis G. A. Kirsten in Gotha.
— Justizcommissair Klages in Nordhausen.
Frau Wittwe Klaproth in Nordhausen.
— Oberamtmännin Kleemann in Nordhausen.
Herr Commerzienrath Knochenhauer in Nordhaus.
— Gymnas. Koch in Nordhausen.
— Gymnas. von Koch in Braunschweig.
— Gymnas. Koch in Braunschweig.
— Conrector Köhler in Ilfeld.
— Buchbinder Köhne in Nordhausen.
— Candid. theol. D. Köllein in Gotha.
— Gymnas. K. Köllein in Gotha.
— Bauinspector Kölling in Nordhausen.
— Johannes Köllner in Ruhla.
— Director Kraft in Nordhausen.
— Gymnas. Krieger in Gotha
Frau Gastgeb. Kropf in Nordhausen.
Herr Gymnas. Küttner in Gotha.

L.

Herr Conrector Landvoigt in Merseburg.
— Kaufmann Fr. Lange in Grimderode.
— Gymnas. Lange in Nordhausen.
— Stud. jur. Lantzius Beninga in Göttingen.
— Stud. jur. G. Lantzius Beninga in Göttingen.
— Hofrath Leist in Ilfeld.
— Kaufmann Leistner in Gotha.
— Consistorialrath Leopold in Neustadt.
— Consistorialrath Leopold in Stolberg.
— Rath Leopold in Sondershausen.
— Dr. med. Lesser in Nordhausen.
— Kaufmann Eduard Lesser in Ruhla.

Herr G Liebheit in Nordhausen.
— Gymnas. Liebherr in Erfurt.
— Gymnas. Limprecht in Nordhausen.
— A. W. Limprecht in Amt Wofleben.
— Schulamtscandidat Linke in Nordhausen.
— Gymnas. Liphardt in Nordhausen.
— Secretair Lots in Merseburg.
— Gymnas. Lüddemann in Merseburg.
— Andreas Lüdücke in Nordhausen.
— Kaufmann Ch. Lux in Ruhla.
— Gymnas. D. Lux in Gotha.

M.

Herr Collector Mackenthun in Nordhausen.
— Gymnas Mager in Nordhausen.
— Rittergutsbesitzer von Marschall in Altgottern.
— Major von Mauderode in Nordhausen.
— Gymnas. D. von Mauderode in Nordhausen.
— Gymnas. Mehler in Gotha.
Fräulein W Mehmel in Nordhausen.
Herr Gymnas. Meienberg in Braunschweig.
— Dr. Mengershausen in Göttingen.
— Stud. theol. Mertens in Göttingen.
— Stud. jur. von Metternich in Göttingen.
— Rector Meyer in Nordhausen.
— Apotheker Meyer in Nordhausen.
— Stud. jur. Meyer in Göttingen.
— Stud. jur. T. Meyer in Göttingen.
Fräulein Margarethe Meyer in Magdeburg.
Herr August Michel in Ruhla.
— Pastor Möhle in Benickenstein.
— Stud. jur. von Möller in Göttingen.
— Karl Mohr in Gotha.
— Senator Mohring in Nordhausen.

Herr Justizcommissair Mohring in Nordhausen.
— Gymnas. B. v. Motz in Erfurt.
— Musikdirector Mühling in Nordhausen.
— Pfarrer Müller in Ruhla.
— Kanzlist Müller in Nordhausen.
— Gymnas. Müller in Nordhausen.
— Andreas Müller in Nordhausen.
— Kammmacher Müller in Nordhausen.
— Kanzlist Münter in Nordhausen.
— Tanzlehrer Münzel in Nordhausen.
— Senator Mylius in Nordhausen.
— Stud. jur. Mylius in Göttingen.

N.

Hr. Stud. theol. zur Nedden a. Meklenb. Schw. i. Rostock
Fräulein Elvire Nettler in Magdeburg.
Herr Stud. jur. Neubourg in Göttingen.
— Gymnas. Nicolai in Braunschweig.
— Gymnas. Nitzsche in Nordhausen.

O.

Herr Kaufmann Obbarius in Heringen.
Frau Räthin Oberländer in Heringen.
Herr Pastor Örtel in Großwelsbach 3 Exemplare.
— Gymnas. Oppenheimer in Gotha.
— Gymnas. A. Oßwald in Nordhausen 2 Exemyl.
— Gymnas. Otto in Merseburg.

P.

Herr Gymnas. W. Pfänder in Gotha.
— Gymnas. Pfeiffer in Braunschweig.
— Pastor Plieth in Salza bei Nordhausen.

Herr Gymnaſ. Pockels in Braunſchweig.
— Kaufmann Prehn in Nordhauſen.
— Schullehrer Probſt in Rüxleben.

Q.

Herr Schullehrer Quaritſch in Walkenried.

R.

Herr Schullehrer Th. Ralle in Nordhauſen.
— Gymnaſ. Ramann in Erfurt.
— Regiſtrator Ramdohr in Nordhauſen.
Frau Actuarius Ramſtedt in Heringen.
Herr Brennherr A. Ramsthal in Nordhauſen.
— Gymnaſ. Raſch in Gotha.
— Dr. med. Rath in Nordhauſen.
— Stud. theol. L. Rathgeber in Jena.
— Hauptmann von Rauſchenblatt in Ilfeld.
Frau Dr. Redderſen in Ellrich.
— Dr. Reichmann in Ruhla.
Herr stud. jur. von Reinbaben in Göttingen.
— Kupferſchmidt C. Reinbothe in Nordhauſen.
— Acciſebeamter Reinhard in Nordhauſen.
— Brennherr H. Reinhof in Nordhauſen.
— Adolph Reuſchel in Ruhla.
— Dr. Richter in Laubach.
Frau Regierungsadvocat Richter in Roos b. Meinung.
Herr Syndicus Riemann in Nordhauſen.
— Referendar Riemannn in Nordhauſen.
Frau Commerzienräthin Riemann in Nordhauſen.
Herr Buchbinder Ring in Gotha.
— Gymnaſ. Rinne in Erfurt.
Frau Rathsherrin Röhlig in Eiſenach.
Herr Kaufmann F. A. Röhlig in Eiſenach.
— Gymnaſ. K. Röhlig in Nordhauſen.

Herr Gymnaf. Rörr in Braunſchweig.
— Forſtpracticant Rollitz in Ruhla.
— Rendant Roſenthal in Nordhauſen.
— G. Roſenthal. in Nordhauſen.
— Amtsrath Rubach in Nordhauſen.
— Stud. jur. Rüdiger in Göttingen.
— Gymnaf. Rühlemann in Merſeburg.
— Kammerher von Rürleben in Bielen.
— Gymnaf. Ruppel in Gotha.

S.

Herr Juſtizrath Saalfeld in Nordhauſen.
— Rath Sahlbach in Gotha.
— Stud. jur. von Salmuth in Göttingen.
— Gymnaf. Sartorius I. in Gotha.
— Gymnaf. Sartorius II. in Gotha.
— Cand. Pharmac. Gb. Schäfer in Gotha.
— Rendant Schäffer in Nordhauſen.
— Karl Schaffhirt in Nordhauſen.
— Prof. u. Direct. Dr. Scheffler in Braunſchweig.
— Gymnaf. Scheibe in Gotha.
— Amtmann E. S. Scheller in Weißenſee.
Fräulein Emilia Schenck in Ruhla.
Herr Gymnaf. Scherell in Nordhauſen.
— Deſtillateur Schilling in Nordhauſen.
— Kaufmann Schlichteweg in Nordhauſen.
— Stud. jur. Schmanns in Göttingen.
— Brennherr Bernhard Schmidt in Nordhauſen.
Frau Rentmännin Schneidewind in Heringen.
Herr Pferdehändler Schönfeld in Nordhauſen.
— Gymnaf. Schorſe in Braunſchweig.
— Gymnaf. Schott in Erfurt.
— Candid. theol. Fr. Schreiber in Altgottern.
— William Schreiber in Ruhla.

Herr Gymnaſ. Schreier in Nordhauſen.
— Dr. med. Schrödter in Nordhauſen.
— Candid. Pharmac. H. Schröter in Gotha.
— Stud. jur. von Schuckmann in Göttingen.
— Andr. Schützmeiſter in Nordh.
— Rittergutspachter Schulz in Großwelsbach.
— Gymnaſ. Schulz in Braunſchweig.
— Brennherr Ernſt Schulze in Nordhauſen.
— Schützenhauptmann Auguſt Schulze in Nordh.
— Paſtor Schulze in Nordhauſen.
— Paſtor Schulze in Rothleberode.
— Dr. jur. Schulze I. in Nordhauſen.
— K. Schulze in Nordhauſen.
— Brennherr Auguſt Schulze in Nordhauſen.
— Gymnaſ. Schuſter in Braunſchweig.
— Gymnaſ. Seemann in Nordhauſen.
Frau Legationsräthin Seidler in Nordhauſen.
Herr Stud. jur. L. Seidler in Halle.
— Hofrath Seiffart in Nordhauſen.
— Oconom Seiffart in Nordhauſen.
Fräulein Emma Simon in Magdeburg.
Herr Gymnaſ. Skerle in Gotha.
Se. Dchl. Pr. Ferdin. v. Solms-Lich. i. Gotha. 2 Ex.
Herr Prof. und Oberlehrer Spitzner in Erfurt.
— Gymnaſ. Spohr in Braunſchweig.
— Stud. jur. Sprung in Göttingen.
— Prof. Dr. Steger in Braunſchweig.
— Gymnaſ. Steigertahl in Braunſchweig.
— Stud. jur. Steiner in Göttingen.
— Gymnaſ. Steinmann in Braunſchweig.
— Gymnaſ. Steuber in Nordhauſen.
— Poſtcommiſſair Stocken in Nordhauſen.
— Commiſſionsrath Stockmann in Kelbra.
— Gymnaſ. Stockmann in Nordhauſen.
— Stud. jur. Stölting in Göttingen.

Herr Brennherr Andr. Stolberg in Nordhausen.
— Brennherr Fr. Stolberg in Nordhausen.
— Superintendent Stüßing in Ilfeld.
— Gymnas. von Stukradt in Erfurt.
— Gymnas. Stuber in Braunschweig.
— Collabor. Sunderhoff in Nordhausen.

T.

Herr Brennherr Aug. Teichmüller in Nordhausen.
— Collabor. Tenner in Nordhausen 2 Exemplare.
— Gymnas. Tuch in Nordhausen.

U.

Herr Brennherr Martin Uhley in Nordhausen.
— Gymnas. Urban in Braunschweig.

V.

Herr Stud. camer. Versen in Göttingen.
— Commerzienrath Volborth in Stolberg 2 Ex.
— Amtsadjunct Volborth in Neustadt.

W.

Herr Oberamtmann Wallmann in Wofleben.
— Postcontroleur W. Walther in Eisenach.
— Gymnas von Wangenheim in Braunschweig.
— Forstconducteur Warnecke in Nordhausen.
— Hofrath Weber in Nordhausen.
— Kopist L. Weber in Nordhausen.
— Candid. Pharmac. C. W. Th. Weber in Gotha.
— Stud. jur. Wedderkop in Göttingen.
— Gymnas. Weidlich in Merseburg.

Herr Scholaster Weinich in Nordhausen.
— Stud. jur. von Werthern in Göttingen 2 Ex.
— Registrator Wettin in Nordhausen.
— Prof. und Rect. Wieck in Merseburg.
— Oberlehrer Wiggert in Magdeburg.
— Gerichtsassessor Willing in Nordhausen.
— Gerichtssecretair Wisliceni in Nordhausen.
— Prof. Wolf in Pforte.
— Collabor. Wolfram in Nordhausen.
— Gymnas. Wolfram in Nordhausen.
— Graf Görtz von Wriesberg Stud. jur. i. Götting.

3.

Herr Gymnas. Zernentsch in Erfurt.
— Gymnas. Ziegenbein in Nordhausen.
Frau Hofagent Ziegler in Ruhla 2 Exemplare.
— Wittwe Ziegler in Ruhla.
Herr Gymnas. Ziesenhenne in Nordhausen.
— Kaufmann A. A. Zimmermann in Ruhla.
— Stud. jur. Zimmermann in Göttingen.

Lyrische Gedichte.

An die Poesie.

lamm' auf, heil'ge Begeistrung, hoch in der schwellenden Seele,
Ströme die innere Glut, hauche in Tönen sie aus!
Bie mich ein Traumbild ängstigt in mitternächtlicher Stunde,
Zeigt mir in buntem Gemisch manches gigantische Bild,
äßt mich den furchtbarsten Kampf mit Ungeheuern bestehen,
Führt durch den Spukwald mich, wirft mich zum gähnenden Schlund.
ber dann schwindet der Zauber, es reihen sich rosige Bilder,
Lichte Gestalten daran, tanzend mit Wink und mit Gruß;
inder des spielenden West's, mit goldenem Fittig beschwinget,
Tragen mit süßem Gekos' mich zum entlegensten Stern;
Bonnegedüft umströmet mich mild im lieblichsten Garten,
Und in ein Feenschloß führt man mich Glücklichen ein. —

Alſo führeſt du mich, dem Traum gleich, ſtrahlende Göttin,
Zauberſt Welten mir vor prangend in magiſchem Glanz.

Oder ich wandle allein nach dir die Seele voll Sehnſucht,
Bis ich dich finde im Thal oder am hangenden Fels
Unter Lämmern dort ſpielend; bald grüßet der Abend mich duftend,
Und es flammet der Weſt höher von roſiger Glut.
Bald nun glänzet der Mond und ſtreut die dämmernden Schatten,
~~Ragenden Rieſen gleich, auf die erbleichende~~ Flur.
Elfen entſchweben dem See und ſchlingen den luſtigen Reigen,
Zitternd folget das Aug' ihrem entkörperten Tanz.
Oder ich traure mit dir auf Hügeln verfallener Gräber,
Und der innere Schmerz löſet in Thränen ſich auf.
Dann verläßt mich die Qual des Jrd'ſchen; mit frevelnder Kühnheit
Rühr' ich den Sternenpol ſtolz mit die Scheitel bekränzt.
Wilde bacchantiſche Luſt durchraſet wie Feuer die Adern,

Jubelnd verlaß ich das Thal, ſuche des Meeres Geſtad.
ier umſauſet den Fels das raſende Toben des Sturmwinds
Brechend des Eichbaums Macht, der ſich entgegen ihm ſtemmt,
Bühlet den trüben Grund des Meeres zur ſchäumenden Fläche,
Schleudert das ſchwankende Schiff wild zu dem Boden hinab.
Winde heulen, es heulen die Ungeheuer der Tiefe,
Und in tobender Wuth löſ't ſich der wechſelnde Kampf. —

till verlöſchen die Gluten, ich ſitze bei nächtlicher Lampe
Einſam im Kämmerlein; grauſig umgrinzt mich die Nacht.
enn die Göttin entfloh und die Begeiſt'rung verglühte,
Und der ſchwebende Fuß kehret zur Erde zurück. —
ammenquell, o ſtröme mir ewig berauſchenden Nektar,
Daß er mich tränke mit Glut, bis mich die wilde verzehrt.
nmer, o Göttin, leite zum Höhern die irrenden Schritte
Mir, der ich heilig dir ſchwur, ewig der Deine zu ſein!

Ueberzeugung.

Wie, dieſer himmliſch ſüße Glaube
Sei nur ein Wahn im Jugendbrang?
Gleichviel, daß kraftvoll aus dem Staube,
Die Glut der Phantaſie mich ſchwang?
Vergebens mit dem Eichenlaube
Schmück' ich die Leier, den Geſang?
Was ich in tiefer Bruſt bewahre,
Sei Spott und Hohn der ſpäten Jahre?

Und dieß Gefühl ſoll mir erkalten,
Und dieſe Gluten einſt verglühn?
Die glanzerfüllten Lichtgeſtalten,
— Mit Jünglingskraft faß ich ſie kühn, —
Sie ſollen einſt in mir veralten?
Sie werden mir nicht ewig blühn? —
Nein! dieſes Buſens wilde Treiben
Wird ſelbſt im Tode mir noch bleiben.

Wenn auch ſo Manches dieſer Tage
Zu eitlem Wahne einſt zerfällt,
Was ich im tiefen Herzen trage,
Iſt meine beſſre Jugendwelt!
An's Schickſal wage ich die Frage:
Ob Mannesſinn auch die zerſchellt?

Doch vielfach tönt's in mir: den Glauben
Wird nie ein Menſch, nie Zeit Dir rauben!

Mein Ideal ſoll ich nicht finden?
Doch wandr' ich froh von Ort zu Ort;
Es ſchwebt mir vor auf Höhn, in Gründen,
Und zieht mich lächelnd weiter fort.
Ihm will ich Blüthenkränze winden,
Ihm jauchzt die Bruſt ihr höchſtes Wort;
Und faſſen's nicht der Erde Räume,
Es lebt im Reich der goldnen Träume!

Es winkt mir huldreich aus den Sternen
In feierlicher Mitternacht;
Aus blauen Höh'n, aus weiten Fernen
Es lieblich mir entgegen lacht;
Doch will ich's näher kennen lernen,
So ſchwebt es fort mit Geiſtermacht.
Und ſoll ich nimmer es umfaſſen,
Doch will ich nicht vom Bilde laſſen.

Von ſeinem Lächeln fortgezogen,
Sanft ſchweb' ich hin auf leichtem Kahn;
Umtoben mich auch wild die Wogen,
Feſt halt ich mich am Ruder an;
Hat auch die Hoffnung oft betrogen,
Doch werd ich mich dem Bilde nahn!
Der ſchöne Traum muß ſich erfüllen,
Und mir des Buſens Sehnſucht ſtillen!

Will mich die innre Glut verzehren,
Und mir des Lebens Kraft vergehn,
Doch will ich dieser Glut nicht wehren,
Sie wachse still und ungesehn;
Die letzte Kraft will ich vermehren! —
Dann mag der Geist wie Duft verwehn;
Und auf der Töne sanften Schwingen
Werd' ich zu meinem Traumbild dringen.

Drum Stürme brauſ't mit wildem Toben,
Wie auch mein Nachen schwanken mag;
Ich blicke freudig stets nach oben,
Bald dämmert mir der goldne Tag!
Den Schleier seh ich aufgehoben,
Erfüllt den Traum, der vor mir lag,
Und mit der Wellen sanftem Schlagen
Werd' ich zum sichern Port getragen.

Wenn nun der Tod in's warme Leben,
In's Träumevolle, kalt mir greift,
So will ich nimmer ängstlich beben;
Es fall die Frucht, wenn sie gereift!
Noch einmal will ich mich erheben,
Wenn mir das Bild vorüber streift;
Es regen sich die letzten Flammen,
Und ausgebrannt stürz' ich zusammen.

Innere Glut.

Was will die wild aufbrauſende Luſt
Mit ihrem Toben erzielen?
Kann nichts die Schmerzen der ſterblichen Bruſt,
Die raſenden, lindern und kühlen?
Denn glühende Wünſche ohne Zahl
Durchflammen mich wechſelnd mit Wonne und Qual.

Wohl fächelt mit ſüßem Liſpeln der Weſt
Und kühlet die brennenden Wangen,
Doch was mir die Bruſt zermalmt und zerpreßt,
Das kann er nie lindernd umfangen.
Der Weſt ſanft fächelt, der Weſt verweht,
Die innere Glut mir nimmer vergeht.

Wohl rauſchet vorüber der ſchäumende Fluß,
Und lockt mich hinab in die Tiefen,
Damit von der Wellen kühlendem Kuß
Die durſtigen Glieder mir triefen;
Doch wie ſie auch kühlet die liebliche Flut,
Es bleibet im Buſen die tobende Glut.

Wohl tanzen die Wolken den luftigen Reihn
Hoch über den irdiſchen Wegen,
Der glühenden Erde Kühlung zu leihn,
Entſtrömen die flutenden Regen;
Doch wie auch die ſchmachtende Erde ſich tränkt,
Mir wird in's Herz kein Tropfen geſenkt.

Warum durchraſet das ſchäumende Blut
Mich ſo mit ewigem Toben?
Wann hat ſich die wilde verzehrende Glut
Im ſterblichen Buſen erhoben?
Und endlich wo treibt ſie den friedlichen Sinn,
Wo treibt ſie den hoffenden Jüngling hin?

Du fragſt wohl, wohin er ſäuſelt, der Weſt,
Wenn die Wang er dir eben gekühlet? —
Du fragſt, wenn der Strom dich eben verläßt,
Was förder ſein Lauf wohl erzielet?
Du fragſt, wohin die Wolken wohl ziehn,
Wenn hoch ſie über die Berge hin fliehn? —

Es treibt ſie von innerer Sehnſucht erfüllt,
Das wonnige Ziel zu erlangen;
In ihnen ſchauſt du dein eigenes Bild,
Dein glühend innres Verlangen;
Wohl giebt es ein Ziel, das das Streben belohnt,
Doch wiſſe, nur über den Sternen es wohnt.

Trauer.

Ach, des Lebens Blüthenkränze,
Die uns Hebe schmeichelnd flicht,
Welken mit dem goldnen Lenze!
Die Verdorrten netzt sie nicht.
Einzeln schwinden jene Blüthen,
Die die falsche Göttin beut,
Ja zu kurz, zu kurz hienieden
Ist des Menschen Seligkeit.

Aber wem in Frühlingstagen
Schon der holde Glaube bricht,
Dem verlachet seine Klagen,
Seines Busens Schmerzen nicht!
Wer statt des gehofften Kranzes
Nur verwelkte Blätter fand,
Dem schon nach des ersten Glanzes
Strahlen seine Sonne schwand!

Armer Jüngling, deine Thränen
Rollen auf verdorrtes Laub;
Für dein Klagen und dein Sehnen
Sind des Schicksals Mächte taub.
Einen Kranz glaubt' ich gefunden,
Ach ich fand ihn nur im Traum!
Als der schöne Wahn geschwunden,
Reicht das Leben Blätter kaum!

An Ida,

aus der Heimath.

Der Abend ſinkt mit goldenem Gefieder
Von des Gebirges weit entlegnen Höh'n
Rings in die düſtervollen Thäler nieder,
Und kühle Lüfte fühl ich mich umwehn.
Dort äugelt durch das falbe Laub der Eichen
Im Strahlenkleid des Abends Purpurſchein,
Ich ſchau es an mit ſehnſuchtsvollem Schweigen,
Und denke Dein!

O käm auch mir einſt die erſehnte Stunde,
Wo Alles, was uns feindlich trennet, wich,
Wo mich an deinem purpurvollen Munde
Des Abends ſanfte Kühle ſtill beſchlich!
O ſoll mir dieſes Götterloos einſt werden,
Mit Amor buhlend und dem Cynthius?
Was wünſch' ich Glücklicher dann noch auf Erden
Zum Vollgenuß? —

Sieh' dunkler zittert's durch des Äthers Räume,
Und es verliſcht der Abendröthe Pracht;
Gebirge ſchwinden fern und nah die Bäume,
Denn ſie umflort die rabenſchwarze Nacht.
Nur nah Gebirg ſeh' ich zum Himmel ſtreben. —
So dunkel und ſo ſtill iſt Alles hier,
Und von den Lippen will ein Wunſch nur beben
Wär' ich bei Dir!

Was machſt du jetzt, du vielgeliebte Meine?
Wirkſt du in deines Hauſes ſtillem Kreis
Bei deines Lämpchens dämmerlichem Scheine?
Eilſt du das Werk zu endigen mit Fleiß?
Stehſt du am Fenſter deiner trauten Zelle?
Haſt du die Wünſche auch zu mir geſandt?
Schauſt ſinnend du auf die bekannte Stelle,
Wo ich ſonſt ſtand?

Ich ſchau in's Thal, die Nacht füllt mich mit Beben,
Kein einzig Sternchen ſtreuet matten Glanz.
So düſter iſt ja auch mein Jugendleben
Und keine Blume blühte mir zum Kranz;
Da fiel ein Strahl ſo huldreich auf mich nieder,
Es war dein Stern, dein vielgeliebtes Licht!
Doch meine Hoffnung ſinkt, er blaſſet wieder,
Du liebſt mich nicht! —

Furchtbare Stille! — Nur mein Athem wehet:
Und ich allein in dieſes Waldes Graus!
Da iſt kein Herz, das mir zur Seite ſtehet,
Da winket nimmer mir ein wirthbar Haus.
Ich bin allein, allein mit meinem Herzen,
Von dir verſtoßen, das iſt fürchterlich!
O habe Mitleid, lindre meine Schmerzen,
Und liebe mich!

Feier

der Völkerschlacht bei Leipzig.

Euch, die ihr noch mit lautem Herzensschlage
An jene Stunden deutscher Freiheit denkt,
Die ihr an großen Bildern jener Tage
Mit aller jugendlichen Inbrunst hängt,
Euch gilt dieß Wort, das ich auch freudig sage,
Euch, Brüder, sei des Liedes Klang geschenkt,
Um alles Große in euch zu erneuern,
Und würdig diesen schönen Tag zu feiern.

Die Sonne, die da glänzend aufgegangen,
Sie hüllt zwar wiederum ein Nebelflor,
Der hat den Himmel feindlich jetzt umhangen,
Doch Strahlen brechen einzeln noch hervor.
Den Schwachen nur ist aller Muth vergangen,
Und wer im Leid verzagt, der ist ein Thor.
Ob alle auch den schönen Glauben senken,
Wir wollen doch des Siegestags gedenken.

Ja Brüder, laßt uns deutsche Kraft bewahren,
Wie streng uns auch die Zeit erscheinen mag;
Wie dort die Helden stritten mit Gefahren,
Das Vaterland erlösten von der Schmach,

So seien hochgesinnt auch unsre Schaaren,
Solch hohen Geist bring uns der heut'ge Tag!
Wir wollen hier, daß es die Sterne hören,
Dem Vaterlande ew'ge Treue schwören!

Ja ihm nur, Brüder, wollen wir uns weihen,
Dem heil'gen Lande, das uns All' gebar!
Wir brauchen's nicht vom Joche zu befreien,
Es drohet ihm von außen nicht Gefahr.
Drum kann das Schwert uns keinen Dienst verleihen,
Doch andre Wege bieten sich uns dar,
Auf denen wir im jugendlichen Streben
Uns ganz dem Dienst des Vaterlands ergeben.

Laßt uns für Weisheit und für Recht erglühen,
Der Tugend Dienst sei einzig unsre Zier,
Was ihr entgegen ist, das laßt uns fliehen,
Ein deutscher Jüngling huldige nur ihr,
Daß wir uns alle eifriger bemühen,
Dem Staat zu dienen einstens nach Gebühr,
Und ob wir unser Blut auch nicht verspritzen,
Doch kräftig unserm Vaterland zu nützen.

Und ruft dereinst wohl unter seine Fahnen
Die freien Söhne auch das Vaterland,
Dann läßt ein braver Deutscher sich nicht mahnen,
Er nimmt die blanke Eisenbraut zur Hand;
Es lebet auf die rüst'ge Kraft der Ahnen
In uns, und gleich wie sie entbrannt,

So wollen wir der Feinde Schaaren schrecken,
Und soll uns auch die kühle Erde decken!

Doch euch, ihr Geister der gefallnen Helden,
Euch, deren Blut das Feld bei Leipzig trank,
Euch jauchz' ich nach in eure Sonnenwelten
Der hier vereinten Brüder heißen Dank;
Ein Gott wird Kampf und Sieg euch reich vergelten,
Hier lebt ihr stets gefeiert im Gesang,
Und noch der späte Enkel mög' es sagen,
Wie Helden einst die Völkerschlacht geschlagen.

Und ob verlöschen auch der Berge Flammen,
Die euch ein dankbar Volk einst angebrannt,
Von uns, die All' von deutschem Blute stammen,
Sei eures Namens Herrlichkeit genannt.
Hier treten freudig dankend wir zusammen,
Die Blicke zu den lichten Höh'n gewandt.
Verklärte Geister, schauet auf uns nieder,
Wir sind euch anverwandt, wir sind euch Brüder!

Sehnsucht nach Ida.

Da geh' ich traurig unter alten Linden,
Und suche was ich nimmer werde finden,
Des Lebens letzte Hoffnungssterne schwinden;
Dein Name muß sich noch vom Herzen winden,
Doch er verweht, wie ihn die Lippe spricht,
Und Du kömmst nicht!

Ich irr' allein in düsterbangem Schweigen,
Es rauschet herbstlicher schon in den Zweigen,
Und bleiche Geister seh' ich nieder steigen.
Der schöne Tag will sich zum Abend neigen,
Und herrlich löschet er sein Purpurlicht,
Doch Du kömmst nicht.

O tiefe Sehnsucht, himmlisch süßes Bangen,
An Deinem Munde, Deiner Brust zu hangen,
Wenn nun der laute Tag hinabgegangen,
Und alle Sterne oben freundlich prangen,
Und durch's Gewölk die keusche Phöbe bricht;
O kömmst Du nicht?

Ich sah des Sommers goldne Pracht verblühen,
Ich sah den reichen Herbst vorüber ziehen,
Auch meine goldnen Träume sah ich fliehen,
Und alles Wonnige in mir verglühen.
Die Schwingen senket still die Phantasie,
Denn Du kömmst nie!

Das unbekannte Land.

O ſagt mir, was liegt für ein liebliches Land
In neblicher Bläue da drüben?
Das Holde ſcheinet dem Herzen bekannt;
Oft hab' ich die Blicke hinüber geſandt,
Und dort ſind die Wünſche geblieben.

Drüben leuchten ſchön're Sterne,
Reiner iſt der Sonne Licht;
Ach, wie wär' ich drüben gerne!
Doch ich, Armer, kann ja nicht.

Es hält mich in ehernen Feſſeln zurück,
Der Muth iſt dem Dulder vergangen;
Hin ſchweifet der Geiſt und der ſehnende Blick,
Die Hülle des Körpers nur bleibet zurück.
Ach könnt' ich hinüber gelangen!

Dorten wehen reinre Lüfte,
Heller iſt des Himmels Blau;
Himmliſch ſchweben Roſendüfte
In des Landes goldner Au.

Und ich an den niedern Boden gebannt,
Ich ſoll die Wonne nicht trinken?

Zerſpringet, ihr Ketten, du ehernes Band!
Hin muß ich, hinüber zum ſeligen Land,
Wo himmliſche Freuden mir winken!

Reißet Feſſeln! — ha! ich fühle,
Frei bin ich! dem Hochgenuß
Näher ſchon; zum goldnen Ziele
Winket mir ein Genius.

Schon rinnen die Nebel, mein flüchtiger Fuß
Durcheilet die Fluren, die Weiten;
Schon reich' ich dem lächelnden Genius
Als Bruder den herzlichen, bindenden Kuß;
Er wird mich hinüber geleiten,

Aber ach! ein Meer voll Wellen
Trennt mich von dem ſchönen Land;
Meine Hoffnung muß zerſchellen!
Traurig ſteh ich an dem Strand.

Kein Schiffchen durchirret die wogende See,
Kein Fährmann erfreuet die Blicke;
Ich meſſe das Ufer, doch wie ich auch ſpäh',
Hier baut ſich kein Steg in die luftige Höh',
Hier wölbet ſich nimmer die Brücke.

Ach ſo nah den Himmel ſehen!
Seh'n des theuern Ufers Rand!

Himmliſche Gerüche wehen
Mir von jenem Blumenſtrand.

Ihr Götter, erhöret mein brünſtiges Flehn,
Und laßt mich am Ziel nicht verderben.
Ich hätte ſo nah das Erſehnte geſehn,
Und ſollte am Ende der Wanderſchaft ſtehn,
Und ohne Genießen hier ſterben?

Aber ſieh! durch jene Sträuche
Schimmert hell ein Gartenhaus.
Ha, es biegen ſich die Zweige
Und ein Mädchen tritt heraus!

Sie iſt's, die ich lang ſchon durch Träume erkannt,
Die den Sehnenden ewig umſchwebet;
Sie iſt's, die mein Buſen mir immer genannt,
Die hier in dem ſonnigen, blühenden Land
In Wonne und Seligkeit lebet.

Ha, ſie winkt mir, ihrem Lieben!
Wie mich ihre Blicke ziehn! —
Auch mein Genius iſt drüben,
Denn die Lüfte trugen ihn.

Was zaudre ich länger? — Hinein in die Flut!
Mit ihr will den Kampf ich beginnen. —
Nun halte mich aufrecht, mein glühender Muth,

Und läßt auch der Wellen tobende Wuth
Mich nimmer das Ufer gewinnen. — —

Wie den Nebel ſeh ich ſchwinden
Hinter mir das Land der Schmach.
Alles Schöne ſoll ich finden,
Was in meinen Träumen lag! —

Ich dank euch, ihr Götter, ihr habt mich erhört,
Der Kampf mit der Flut iſt beſtanden!
Sie harrt, die ich lange mit Sehnſucht entbehrt,
Sie harrt, die die höchſte der Wonnen gewährt,
Sie reicht mir die Arme zum Landen. —

Himmel! meine Sinne weichen,
Mich durchbebet Götterluſt. —
Was die Lippe muß verſchweigen,
Glüht durch die gehobne Bruſt.

Die Jungfrau.

Wie früh, wenn in Lenzes farbigem Kleide
Erglänzet des Thaues Perlengeſchmeide,
Der Tag aus dem dämmernden Dunkel ſich hebt,
Und heimlich die Kräfte, die mächtigen, ſtreben,
Die Pracht dem Unendlichen wieder zu geben,
Bis endlich am Himmel die Königin ſchwebt;

So bringet zum Daſein das weibliche Leben,
Mit roſigen Kränzen des Himmels umgeben,
Vom Urquell, dem jegliches Leben entrinnt,
Ein Engel mit koſender Zephyr' Wehen
Und alle die Geiſter, die himmliſchen, ſehen
Mit Freuden herab auf das liebliche Kind.

Und Mächte die himmliſchen Segen verleihen
Dem zarteſten Weſen im frohen Gedeihen,
Sie formen es gütig zum reizenden Bild.
Noch jauchzet es fröhlich beim blumigen Spiele,
Wohl ſind noch des Buſens Himmels-Gefühle
Im flüchtigen Schleier der Kindheit verhüllt.

Doch wie ſich der Roſe Knospen entfalten,
Entſchleiert allmählich die ſchönſten Geſtalten
Mit Lilienhänden die Mutter Natur;
Gewölbeter hebt ſich des Buſens Hülle,
Er wallet tiefſühlend in heimlicher Stille,
Erglühet vom Blitze, der ſchnell ihn durchfuhr.

Und gleich wie die Strahlen der himmliſchen Sonnen,
So haben die Feuer der Augen begonnen,
Und werfen entflammend den blitzenden Strahl,
Wie Roſen und Roſen im Kranz ſich verweben,
So höher im ſtillen Verlangen ſich heben
Der Wonnegefühle unnennbare Zahl.

Wie Eos den bräulichen Bogen durchzlehet,
Und höher und höher der Purpur erglühet,
So ſteiget auch ſtill die jungfräuliche Glut;
Das Auge erzittert in ſehnenden Blicken,
Es wallt in dem Buſen voll zartem Entzücken
Mit ſtürmiſchem Feuer das ſchmachtende Blut.

Der leichte Gedanke der Kindheit entfliehet,
Ein höherer Wunſch ihr den Buſen durchglühet,
Ein ſüßes Verlangen, das nimmer ſie kennt;
Doch immer von himmliſcher Sehnſucht erſchüttert,
Ihr heimliche Wehmuth den Buſen durchzittert,
Und bebend und leiſe die Wünſche ihr nennt.

Doch nie ſich's die züchtige Jungfrau geſtehet,
Was himmliſch die Bilder des Buſens erhöhet,
Was deutlich im fühlenden Herzen ihr walli,
Doch purpurne Schleier umziehen die Wangen,
Und, zärtlich gequälet von ſtummen Verlangen,
Erblickt ſie des edeln Jünglings Geſtalt.

Da möchte ſie ſchüchtern, die Reizende, fliehen,
Doch bittende Blicke des Jünglinges ziehen
Zurück ſie, wo Feſſeln die Liebe ihr legt.
Der Jüngling lispelt im hohen Entzücken:
„Du liebliches Mädchen, willſt Du mich beglücken,
So komm an den Buſen, der wallend Dir ſchlägt!"

Und Thränen dem trunkenen Aug' ihr entzittern,
Die leiſeſten Saiten des Herzens erſchüttern,
Die Wangen füllet unendliche Glut;
Auf einmal erkennt ſie die ſtillen Gefühle,
Sie ſieht es verſetzet zum himmliſchen Ziele,
Was ſehnend ſo lang ihr im Herzen geruht.

Und tief in ein Meer von Entzücken getauchet,
Mit engelbezaubernder Stimme enthauchet
Ein zärtliches "Ja„ ſie dem roſigen Mund.
Die Herzen haben ſich liebend gefunden,
Sie haben die ſchönſten der Kränze gewunden,
Die Gottheit ſegnet den heiligen Bund.

Sehnsucht nach der Ferne.

Wie soll ich mir die Sehnsucht deuten
Tief in dem Busen gluterfüllt?
Fern nur in jenen blauen Weiten
Wird mir die brennende gestillt.
Daß ich mit tausend Stimmen sänge
Des innern Lebens süßen Schmerz,
Und mit des Sturmes Eile dränge
Fort durch die Lüfte himmelwärts!

O leihe mir die Purpurschwingen,
Aurora, jugendlich bekränzt!
Zu jenen Höhen möcht' ich dringen,
Wo meiner Sehnsucht Ziel erglänzt.
Wie winken mir die goldnen Hügel,
Wie glüht der tief bewegte Sinn!
Nehmt ihr mich auf die schnellen Flügel,
Ihr Winde! tragt den Jüngling hin

Doch ach, mich hemmt des Körpers Schwere,
Mir wehrt der festen Glieder Last.
Daß ich ein flücht'ger Schatten wäre,
Vom Abendwinde leicht erfaßt!

So ſpringt, der Feſſeln Eiſenglieder,
Daß ich zerſchmelz' zu leichtem Duft,
Und trage mich auf Glanzgefieder
Von hier, du ſüße Abendluft!

Weh mir! — nur meine Wünſche wehen
Auf Zephyrs ſchnellem Fittig weit;
Ich muß gebannt am Boden ſtehen,
Und ſtreng mahnt mich die Wirklichkeit.
Doch ich muß fort, ich muß ſie kennen,
Die Hügel, die dort ſchön erglühn!
Die Bruſt wallt hoch, die Sohlen brennen,
Drum muß ich ſchnell in's Weite ziehn.

Und will der Zephyr mich nicht tragen
Weit aus der Heimath engem Land,
So will ich doch nicht ängſtlich zagen,
Zum treuen Stabe greift die Hand;
Die Leier mit den goldnen Saiten,
Sie iſt's, die meinen Buſen ſchmückt;
Bei ihrer Töne ſanftem Gleiten
Bin ich der Wirklichkeit entrückt.

Behüt' dich Gott, du meine Wiege,
Leb' wohl, du Thal, das mich gebar;
Ja deines Bildes liebe Züge,
Im Herzen ſtehen ſie mir klar;
Doch in der Berge ſtiller Mitte
Hat meine Bruſt nicht Ruh noch Raſt,

Es treibt die jugendlichen Schritte
Fort, fort von dir mit Sturmes Haſt.

Nun heb' mit freudigem Beginnen
Ich ſchon den Stab zum weiten Zug.
„Wie? — treulos willſt du nun von hinnen,
„Der mir des Herzens Wunde ſchlug?“
So ruft mit lautem Schmerzestone
Die bange Liebe weinend nach
Dem leichtgeſinnten Liederſohne,
Der treulos ſeine Schwüre brach.

„Nach fernen Ländern willſt du ziehen,
„Dort ſuchſt du deines Herzens Glück?
„Willſt von dem treuen Mädchen fliehen?
„Ich bleib' im engen Thal zurück? —
„Ach, lohnſt du ſo dem treuen Herzen,
„Nimmſt ihm die Ruhe fort mit dir;
„Nur meine gränzenloſen Schmerzen,
„Nur meine Klagen läßt du mir!“

Da greift mit wunderbarem Bangen,
Die Wehmuth raſch mir in den Sinn,
Doch ſchwindet nimmer das Verlangen,
Noch in die Ferne ſchau ich hin.
„„Du vielgeliebtes Kind, verzeihe,
„„Ich küſſe dir den Roſenmund.““
Und mit dem neuen Schwur der Treue
Bekräftigt ſich der alte Bund.

„„So komm, du Engel, mit und leite
„„„Mich zu der Träume fernem Land;
„„Denn fort muß ich, ja fort ins Weite,
„„„Doch gehen wir nun Hand in Hand.
„„Da baut die Liebe Felsenstege
„„„Uns über Abgrund hin und Fluß,
„„Sie leitet auf dem Dornenwege
„„„Den strauchelnden, erschlafften Fuß

„„Sie wölbt zum Dach der Lagerstätte
„„„Der Eichenzweige dunkeln Kranz;
„„Sie schwellt das duft'ge Moos zum Bette,
„„„Und lacht uns in des Frühroths Glanz.
„„Sie siehst du in den Sternen prangen,
„„„Sie siehst du in der Blume blühn.
„„Treibt dich noch nicht das Glutverlangen?
„„„Willst, Liebchen, du nicht mit mir ziehn?"" —

Gebet

beim Gottesdienſt am Neujahrstage.

Der du die Welten ſchufſt
Aus ihrem Nichts,
Der du Geſchlechter rufſt,
Urquell des Lichts!
Der du die Sonnen lenkſt
In ew'ger Bahn,
Zeiten und Räum' umfängſt,
Gott, hör' uns an!

Urgeiſt, den die Weſen ewig preiſen,
Den der Sonne Flammenſchmuck uns zeigt,
Den die Kreaturen Vater heißen,
Wenn ihr Lallen durch die Räume ſteigt,
Was in Lüften ſchwebt, im Staub' ſich windet,
Was der Tiefe grauſen Schlund erfüllt,
Alles, Gott, nur dich lobſingend kündet,
Du, dem alles Segens Born entquillt.

Wenn wild die Windsbraut heult,
Die Eiche kracht,

Fels ſich und Berg zertheilt;
Dein iſt die Macht!
Wenn leiſ' ein Lüftchen weht,
Das Laub bewegt,
Säuſelt's ein ſtill Gebet
Dir, der es regt! —

aß uns, Gütiger, dich Vater nennen;
Ja, du biſt's! die Kinder flehn zu dir.
b wir gleich dich nicht im Bilde kennen,
Doch wir ſtaunen, ſinken nieder hier,
auchzen dir im ſeligen Vertrauen,
Daß du deiner Kinder Schaar erhörſt;
nd auf deine Huld und Güte bauen
Wir, daß du die Bitte uns gewährſt.

Der du die Herzen hebſt
Zu dir empor,
Ewig das All belebſt;
Leih uns dein Ohr!
Dir rollen Sphären laut,
Dir weht der Hauch;
Das Kind, das dir vertraut,
Erhörſt du auch.

hre winden ſich im ew'gen Kreiſe
Von der großen Spindel eilend ab;
es blüht und welkt nach alter Weiſe,
Auch das Herrliche ſinkt in das Grab.

Doch ob Jahre auch und Jahre ſchwinden,
Ob das Herrliche auch hier vergeht,
Ewig muß doch alles dich verkünden,
Deſſen Größe ewig leuchtend ſteht.

Wiederum heute wand
Ein Jahr ſich ab,
Dank deinen Vaterhand,
Die es uns gab!
Ein neues Jahr entſteigt
Der alten Nacht,
Das deine Größe zeigt
Und deine Macht.

Gieb uns, Vater, gieb uns deinen Segen,
Durch ihn kann allein das Werk gedeihn;
Leit auch dieſes Jahr auf deinen Wegen
Alle, die ſich ihres Daſeins freun.
Laß dein Reich in unſre Herzen ziehen,
Das allein uns wahres Glück verſchafft;
Laß uns für die Tugend ſtets erglühen,
Und ſie auszuüben gieb uns Kraft.

Ruhig und fromm zu gehn
Durchs Leben hin,
Stets nur auf dich zu ſehn
Sei unſer Sinn.
Und wenn der Tod dies Jahr
Einen entrückt,

Führ' ihn zu deiner Schaar,
Ewig beglückt.

Erhöre, o Vater, der Kinder Gebet,
Und blick' auf uns huldreich hernieder!
Gewähre uns gnädig, was wir gefleht,
Allmächtiger Weltengebieter!
Du, der in dem Buch der Natur sich uns nennt,
Des Name im ewigen Sternenheer brennt,
Gott, blick auf uns huldreich hernieder!

Der Frühlingsmorgen.

Noch ſchwebet der nächtliche Schleier
Rings über Gebirge und Thal;
Noch ruhet in himmliſcher Feier
Die Mutter Natur überall;
Noch ſind die unendlichen Räume
In ſchweigendes Dunkel getaucht,
Des Himmels weitflammende Säume
Von röthlichem Schimmer umhaucht;
Noch glänzt in weiter Ferne
Matt durch der Dämmrung Flor
Das Weltenheer der Sterne
So goldig hell hervor.

Vom weſtlichen Himmel her bleichet
Die Fluren der dämmernde Schein
Des Mondes. Dem Äther entſteiget
Der Nebel, benäſſend den Rain.
Es dämmert im Oſten — und ſchneller
Zerbricht ſich der nächtliche Bau,
Und herrlicher wird es, und heller
Umzieht ſich die blumige Au.
Noch immer heil'ge Stille
Beherrſchet die Natur;

Noch brennt des Tages Schwüle
Nicht auf der heitern Flur.

Doch feierlich langsam entweichet
Allmälig die dunkele Nacht,
Und schöner und schöner sich zeiget
Des Morgens entzückende Pracht.
Des Nebels befruchtender Schleier
Wälzt ab sich zum blumigen Thal,
Die Berge erheben sich freier,
Beglänzt vom erwachenden Strahl.
In lichten Glanz gehüllet
Seh' ich in fernen Höhn,
Von Purpurroth erfüllet,
Aurora, himmlisch schön.

Nun seh' ich die Sonne sich wälzen
Durch feurige Wolken herauf,
Des Thaues Perlen zerschmelzen
Bei ihrem strahlenden Lauf. —
Es schimmern durch grünende Reiser,
Vom sonnigen Glanze bemahlt,
Dort drüben die friedlichen Häuser
Des Dörfchens, vom Lichte bestrahlt.
Sie schwebt in raschem Tanze,
Des Nebels Flor zerrint,
Und mehr im hohen Glanze
Des Feuers Kraft beginnt.

Und ſtill mit heimlichem Streben
Löſ't jetzt ſich der Gürtel der Nacht;
Zum wonnigen emſigen Leben
Iſt wiederum Alles erwacht.
Und lauter reget ſich's wieder,
Und hebt ſich vom Schlummer empor,
Im Haine ertönen ſchon Lieder
Zu Gott vom erwachenden Chor.
Die Nachtigall entzücket
Den Dichter, der hier lauſcht.
Wie fühl' ich mich beglücket,
Von ihrem Sang berauſcht.

Hell ſtrahlet die Sonne in Teichen,
Und lacht auf die blumige Flur;
Die Schätze des Tages entſteigen
Den Tiefen der Mutter Natur. —
Schon wandelt mit emſigem Fleiße
Der Landmann auf grünendem Feld,
Indem er mit ſauerem Schweiße
Die Erde voll Hoffnung beſtellt.
Vom nahen Dörfchen ſpringend
Die kleine Heerde zieht,
Der frohe Hirt bläſt ſingend
Sein frommes Morgenlied.

Am heitern, reizenden Morgen,
Eröffnet ſich freudig die Bruſt,

Vor irdiſchem Streben geborgen,
Vor Wünſchen nach eiteler Luſt.
Dem blühen der Blümchen wohl viele,
Der eifrig die duftenden ſucht;
Hier reifet der ſchönſten Gefühle
Des Herzens beglückende Frucht;
Und aller Kummer ſchwindet
Von dem erfriſchten Geiſt,
Da Alles, was er findet,
Auf Gottes Größe weiſt.

Drum, trübet die Stirne manch Wölkchen,
Genieß' ich den Morgen dann nur,
Belauſche das ſingende Völkchen,
Bewundere Gottes Natur;
Die ängſtliche Sorge verſchwindet,
Es weichet der trügliche Wahn,
Was frühe mein Buſen empfindet,
Üb' dann ich auf täglicher Bahn. —
Nur in des Morgens Schooße
Weih ich der Dichtkunſt mich,
Da pflück ich manche Roſe;
Drum, Morgen, lieb ich dich.

Der Herbſtabend.

1

Sanft getragen wie auf goldnem Flügel,
Ziehet dort des Tages Königin
An dem purpurroth beglänzten Hügel,
Still verlöſchend ihre Glut, dahin;
Phöbus ſenkt der durſt'gen Roſſe Zügel,
Und der hehren Nacht Verkünderin
Kömmt im Roſenſchleier dort gezogen,
Und durchglüht den weiten Himmelsbogen.

Es weichet die Schwüle
Der fächelnden Luft,
Der wonnigen Kühle,
Dem labenden Duft;
Ein himmliſches Sehnen
Durchzittert die Bruſt,
Es rollen mir Thränen
Des Schmerzes, der Luſt.

Drückt dich die Schwüle des Lebens darnieder,
Und dir erſchlaffen die thätigen Glieder,

Hoffe! bald bringet der Abend die Ruh.
Siehe ſie winkt dir mit lieblichem Lächeln;
Wonniger Düfte balſamiſches Fächeln
Webet dann Labſal und Kühlung dir zu.

2.

Und der Glanz des Tages iſt verſchwunden,
Und das Regen lauter Kräfte ruht.
Wie mit zartem Roſenkranz umwunden,
Schimmert dort der Abendröthe Glut. —
Sei gegrüßt du ſeligſte der Stunden!
Hoch ſchwillt mir die Bruſt im kühnen Muth;
Still wird ſie vom innigſten Verlangen
Von der Sehnſucht zartſter Luſt umfangen.

Die Schnitter ziehn fröhlich
Dem Dörfchen nun zu;
Sie träumen ſich ſelig
In baldiger Ruh;
Mit ziehn auf den Wegen
Die Wagen beſpannt,
Belaſtet mit Segen
Der göttlichen Hand.

Viel ſind der Kämpfe mit feindlichen Mächten,
Denn die finſteren weben und flechten
Ewig das Böſe in unſer Geſchick.

Haſt du mit Mühe die Arbeit bezwungen,
Iſt dir der Kampf mit dem Drachen gelungen;
Blicke mit heiterem Sinne zurück!

3.

Ruhend lieg ich auf den weichen Mooſen,
Und mein Sinn erhebt ſich froh und leicht;
Sanfte Zephyr' fächeln um mich, koſen
Leiſe da des Tages Stimme ſchweigt.
Lieblich duften mir die Abendroſen
Und die Linde, die ſich zu mir neigt;
Hier horch ich auf Philomelens Flöten,
Dort ſeh ich der Berge Haupt ſich röthen.

Geſättiget ſpringen
Die Heerden vom Ried,
Die Hirten ſingen
Ihr fröhliches Lied,
Aus jeglichem Hauſe
Im Dörfchen ſteigt Rauch;
Es ſchickt ſich zum Schmauſe
Die Hausfrau nun auch.

Froh im Beſitz der errungenen Güter,
Laß in dem Schooſe der Ruhe dich nieder,
Nimm was die günſtige Stunde dir beut;
Wolle dann nicht um den künftigen Morgen,

Um das entflohene Gestern nicht sorgen,
Faß' und genieße das flüchtige Heut!

4.

Auch des Haingesanges Töne schweigen,
Und die Flur hüllt matte Dämmerung;
Still erfüllt im Rauschen jener Eichen
Wird des Sängers Brust von hohem Schwung,
Und empor auf raschen Flügeln steigen
Die Gefühle zur Begeisterung;
Stürmisch rauschet in der Hand die Leier,
Wild ergriffen von des Busens Feuer.

Nun sitzet im Kreise,
Was lebet im Haus
Und ruhet vom Schweiße
Des Tagewerks aus;
Verträglicher spielen
Die Hunde zu Hauf,
Und jagen im Kühlen
Der Wiese hinauf.

Nütze die Jugend durch Arbeit und Thaten;
Säe, o Jüngling, im Frühling die Saaten,
Strebe nach Höher'm und lerne mit Fleiß!
Dann, — o der Freude! — im Herbste des Lebens

Sammle die Früchte des edelsten Strebens.
Und genieße sie ruhig als Greis.

5.

Um des Kirchthurms hohe Spitze hüllet
Immer mehr sich greisterschaurig Grau,
Ungewißes Dämmerlicht erfüllet
Hier das Dörfchen, dort die stille Au;
Und der Erde heiß Verlangen stillet
Nach der Sonnenglut der kühle Thau,
Gras und Halm mit tausend Perlen flimmern
In des Abendpurpurs letztem Schimmern.

Es dringet in Eile
Die Nacht herein; —
Ich höre der Eule
Helltönendes Schrei'n
Das Dunkel erhebet
Allmälig sich mehr,
Wohl zaget und bebet
Der Wandrer sehr.

Stehst du von Trost und von Hoffnung verlassen,
Will die Verzweiflung die Brust dir umfassen,
Hüllet dich Finsterniß fürchterlich ein;
Kannst du zurück nicht, nicht vorwärts mehr schreiten,

Faſſe Vertrauen! dein Gott wird dich leiten,
Er wird dir Vater wie heute auch ſein.

6.

Ha! dort öffnet ſich der Himmelsbogen
Und das ſchwarze Wolkenhaus zerbricht,
Und wie Geiſter kommet ſtill gezogen
Ew'ger Sonnenheere mattes Licht;
Wie die Nebelſchatten rings entflogen,
Lacht des Mondes freundliches Geſicht,
Tanzend in den wolkenfreien Weiten,
Wo die trunknen Blicke ihn begleiten.

Bald hoch in der Ferne,
Im luftigen Meer
Blizt golden der Sterne
Unzählbares Heer.
Die Finſterniß ſchwindet,
Licht breitet ſich matt;
Der Wanderer findet
Nun freudig den Pfad.

Haſt du nur Glauben zum Himmel gewonnen,
Bald iſt die Finſterniß um dich zerronnen;
Hell umſtrahlt dich ein himmliſches Licht.
Wandle nun leichter und froher durch's Leben;
Biſt du auch öfter von Leiden umgeben,
Laß dein Vertrauen zum Himmel nur nicht!

7.

Sieh die Elfen ſchlingen ihren Reigen
Um den fernen mondbeglänzten See —
Mich umfängt ein düſterbanges Schweigen,
Und die Bruſt ergreift ein mächtig Weh'.
Ahnungen, die meiner Bruſt erſteigen,
Führen meinen Geiſt zur Sternenhöh';
Millionen Welten, die beſtehen
Werden nie, auch ich nie untergehen.

Zum Schlaf legt ſich nieder
Was lebet und webt,
Zu wachen dann wieder,
Wenn Phöbus ſich hebt.
Ich gehe mit Säumen
Dem Dörfchen auch zu,
Um ſelig zu träumen
In himmliſcher Ruh.

Müde von Arbeit, von Stürmen des Lebens,
Sehnt ſich nach Ruhe das Herz nicht vergebens,
Endlich erſcheint der erlöſende Tod.
Doch wie wir morgen von neuem erwachen,
Sehn wir durch's Dunkel des Todes auch lachen
Herrlich der Ewigkeit himmliſches Roth.

An die Wolken.

Oſtwärts wollt ihr, traute Wolken, ziehen
Nach der Tedume ſchönem Heimathland?
Unſerm rauhen Norden zu entfliehen
Habt ihr euch zum wärmern Oſt gewandt;
Dorthin, wo die Fluren goldner blühen,
Hab ich oft den ſtillen Wunſch geſandt.
Ach, wird auch ein Tag mir einſtens lächeln,
Wo des Oſtens Lüfte mich umfächeln?

Eilend zieht ihr, weiße Schaar, verüber,
Höret nicht das bange Klagewort;
Und mein Auge wird von Thränen trüber,
Denn mein Sehnen nehmt ihr mit euch fort.
Tragt, o tragt den Jüngling mit hinüber,
Hier iſt nimmer meines Bleibens Ort!
Nach dem Lande will ich mit euch ziehen,
Wo mir Erd und Himmel ſchöner blühen.

Wo Demeter ſtreift durch goldne Felder,
Phöbus lenkt der Feuerroſſe Paar,
Artemis durchkreuzt die dunkeln Wälder,
Bis Selene lacht am Himmel klar.

Dionyſos füllt mit Saft die Kelter,
Wild umlärmt zieht ihn ſein Tigerpaar,
Wo die keuſche Nymphe ſchüchtern fliehet,
Wenn der Satyr wild für ſie erglühet.

Und Urania zieht ihre Kreiſe
Goldener als wir ſie jemals ſahn;
Prangender gehn durch gewohnte Gleiſe
Jene Sterne ewig ihre Bahn.
Sonnen, die nie ſah der nord'ſche Weiſe,
Ziehn dem blauen Bogen dann hinan. —
Ach im Nord ſind ſie entfernt und höher,
Schöner zeigt der Oſten ſie und näher.

Und auch euch, ihr Veilchen, da oben,
Euch umfänget dort ein lichtrer Glanz,
Denn von der Geſtirne Strahl gehoben,
Schwebt ihr purpurn unter ihrem Kranz
Wie von feinern Stoffen ausgewoben,
Schlingt ihr leichter dort den Ringeltanz.
O wie muß ich euer Loos beneiden,
Möchte gern mit euch hinüber gleiten;

Nun ſo eilet nach dem Land, dem ſüßen,
Und durchtanzt der Lüfte wonnig Blau;
Bald wollt ihr in zartem Duft zerfließen,
Bald euch bilden als ein neuer Bau,
Und mit warmen Tropfen dann begießen
Rings des ſchönen Landes goldne Au.

Trieben mich mit euch auch meine Loose!
Trüget ihr mich fort im weichen Schooße!

Ziehet sanft am Himmelsbogen nieder
Nach dem Lande meiner Träume hin!
Folgen kann ich nicht, doch meine Lieder
Und die überkühne Seglerin,
Phantasie, schließt sich an eure Glieder,
Und euch grüßt mein liebewegter Sinn.
Ach, schon flieht ihr über jene Höhen,
Und ich muß in meinem Schmerz vergehen!

Vergänglichkeit.

Feierlich des Tages Glut vergehet,
Es verlischt der Sonne stolze Pracht.
Von den Abendlüftchen sanft umwehet,
Hat die Brust mir Sehnsucht angefacht;
O wie nenn' ich's, was sie bang durchglühet,
Was mich fort von hier zum Himmel ziehet?

Schöne Tage sah ich schon verbleichen!
Ach wie bebest du Erinnerung
Mir die Brust im Rauschen jener Eichen,
Voll von Schauer, und von Begeisterung! —
Töne, Leier, sanft mich zu entzücken,
Um in's Reich der Geister einzublicken.

Sänger, horch! was lispelte so schaurig?
Sich in gräulich luftiger Gestalt
Dort der Vorzeit Heldenschatten traurig
Schweben aus dem nahen Eichenwald!
Alles Große, was noch je geschehen,
Träumend wähnt's mein trunkner Geist zu sehen.

Still in süßer Wehmuth nun zu lauschen
Lieg ich an der treuen Mutter Schoos

— Über mir der Eiche Blätter rauſchen, —
Hingegoſſen auf das Frühlingsmoos.
Weit umher ſich ſtolz die Äſte breiten,
Gleich als trotzten ſie dem Zahn der Zeiten.

Zu den Wolken auf die Zweige dringen;
Lauter rauſchen ſie mit Geiſtermacht,
Als ob ſie mir Kunde wollten bringen
Von Igutenier geſchlagner Schlacht,
Wo die Helden, die den Stahl geſchwungen
Sich der Freiheit Strahlenkranz errungen.

Alle eiteln, ird'ſchen Wünſche ſchweigen,
Einen edlern hat mein Herz erreicht:
Hier im heil'gen Hain der deutſchen Eichen,
Deren Laub des Mondes Schimmer bleicht,
Schwör' ich: Hohes mir auch zu erringen!
Kraft und Will iſt mein; es muß gelingen!

Rauſche lauter, alte deutſche Eiche,
Sage mir von der Vergangenheit;
Phantaſie, führe mich durch jene Reiche,
Zaubre mich in deine goldne Zeit.
Geiſt, zerbrich die Feſſeln und die Schranken,
Schwelg' im Wonnemeere der Gedanken!

Ha, wie rauſchet ſie im Abendwinde!
Kühner ſchwingt mein Geiſt ſich himmelwärts.
Du der Vorzeit Heldenmuth, begrinde

Felsenfest bis in mein deutsches Herz.
O daß jene alte deutsche Treue
Auch mein Herz zu ihrem Tempel weihe!

Trage mich zurück auf deinen Schwingen,
Muse, zu der Zeit, die längst entflohn,
Lieblich wollen sie die Saiten singen, —
Es entschlüpft ein leiser Klageton:
Wie der Meister muß das Werk vergehen,
Was vom Staub ist muß in Staub verwehen!

Waren Hellas doch und Rom vor Allen
Einst Beherrscher ihrer stolzen Zeit;
Ach, die glänzenden sind auch gefallen,
Wie vom Wind ist ihre Pracht zerstreut,
Die ihr Haupt bis zu den Sternen hoben
Sind vom gift'gen Hauch der Zeit zerstoben.

Wüstenein, verfallenes Gemäuer,
Wo Athen, die königliche stand,
Nur Ruinen, wo das Opferfeuer
Roms hohen Göttern einst gebrannt;
Bieten traurig sich des Wanderers Blicken,
Nicht die Thräne kann er unterdrücken.

Um die Trümmer prächt'ger Mausoleen
Windet sich des Epheu schlankes Grün;
Wo der Römer Pracht und Glanz gesehen,
Siehst du jetzt die Schnitter friedlich ziehn,

Wo einſt Tempel prangten, ſtehen heute
Nur der Hütten dürftige Gebäude.

Aus dem Schutt ſonſt herrlicher Paläſte
Klingt der Heerden ſtöhnendes Geläut.
Wandrer, ſieh, das ſind die Überreſte
Romas längſt verſchwundner Herrlichkeit!
Alles, Alles — wird der Zeit zum Raube
Früh und ~~ſpät.~~ Es welkt und wird zum Staube.

Doch was Herrliches auch ſchon vergangen,
Was auch Schönes nun ſchon ausgeblüht,
Laßt die Bruſt euch darum nimmer bangen!
Glaubt, daß alles Große wieder blüht.
Hellas, Rom und viele ſind gefallen;
Du mein Deutſchland blüheſt jetzt vor allen.

Ob auch viel der Kräftigen ſchon ſtarben,
Neue ſtehen auf in gleicher Pracht! —
Dich entzücken Spätroths Purpurfarben,
Bald verſchlinget es die öde Nacht.
Doch ſchon morgen kehrt es glänzend wieder,
Neue Thaten blühen, neue Lieder!

Abendsehnsucht.

Die Wolken säumen sich dunkelroth,
Still wird es auf Fluren, in Hainen;
Mit schwarzem Geflügel senkt sich die Nacht,
Und tausend Sonnen in göttlicher Pracht,
Die Fackeln des Ew'gen, erscheinen.

Dort zittert durch Blätter des Vollmonds Bild;
Ich grüß' dich, Gefährte der Leiden!
Du lächelst Lindrung und selige Ruh'
Dem Herzen, dem angstvoll bedrängten, oft zu
Und schenkst ihm bescheidene Freuden.

Doch jetzt wirst vertilgen du nimmer den Schmerz,
Du, der mir oft Ruhe beschieden,
Jetzt flößt dein erblassender Silberschein
Mir nicht mehr Ruhe, noch Lindrung ein,
Der Seele nicht himmlischen Frieden.

Die Fluren decket der glänzende Thau,
Die glühenden Felder zu kühlen;
Hell strahlt in dem Teiche der Sterne Schein,
Die Eichen flüstern im kühligen Hain,
Den säuselnde Lüftchen umspielen.

Mir Armen, mir lindert im Buſen kein Thau
Der Sehnſucht innres Verlangen;
Wild raſt durch die Pulſe mir heißes Blut,
Es kann der Empfindung tobende Glut
Die Ruhe nimmer erlangen.

Dort tönt ein Glöckchen mir Wehmuth in's Herz,
Ich ſeufze beim klagenden Klange;
Er kündet dem Müden liebliche Ruh',
Mir ruft er nimmer Lindrung zu,
Mehr wird mir's im Herzen noch bange.

Doch was iſt das Wünſchen das Wallen der Bruſt?
Was füllt mich mit heimlichen Schauern?
Was reget im Buſen den lieblichen Schmerz?
Was ſtrebet, was quält ſich ſo ängſtlich das Herz
Mit ſtillem verzehrenden Trauern?

O ſaget mir Sterne, o ſage mir Mond,
Was füllt mir das Auge mit Thränen?
Was hebet vor Schmerz und Entzücken die Bruſt?
O ſagt es, denn wahrlich, euch iſt es bewußt,
Ihr kennet das himmliſche Sehnen.

Denn über den Sternen, dort iſt ja ſein Ziel,
Hier werd' ich es nimmermehr finden,
Dort wird ja die leiſeſte Sehnſucht geſtillt;
Das Wünſchen, Verlangen wird alles erfüllt,
Die Zweifel und Irrungen ſchwinden.

Nur dort in dem ewigen Sonnengefild,
Dort ſind ich die Ruh', nicht hienieden;
Die Sehnſucht iſt ja kein irdiſches Kind,
Und nur in des Vaterlands Auen grünt
Erfüllung im ewigen Frieden.

Eichenkunde.

Wanderer.

Empfange mich im Mondesschatten,
Du alter deutscher Baum,
Auf deines Rasens weichen Matten
Entzücke mich ein Traum.
Der du Jahrhunderte gesehen,
Der Zeiten schönste Pracht,
Heut rede mir mit Geisterwehen,
Vom Westwind angefacht.

Weit ragen deine dunkeln Zweige
Bis an der Wolken Saum! —
So rausche mächtig, liebe Eiche,
Beglücke meinen Traum!
Laß leise Geisterstimmen tönen
Aus deiner Blätter Nacht,
Und lisple von der Zeit, der schönen,
Die sanft herüber lacht.

Gieb mir in dieser ernsten Stunde,
Wo mich ein Gott beglückt,

Von jenen schönen Tagen Kunde,
Die du einst angeblickt.
Horch, rauscht sie nicht wie Geisterschwingen!
Horch, wie die Blätter wehn!
Und Harfentöne hör ich dringen
Aus monddurchglänzten Höhn.

Eiche.

Wandrer, Kunde willst du von mir hören
Aus vergangner Zeiten Heldenpracht,
Die anmuthig dir herüber lacht?
Drum vernimm, was dich die Geister lehren
In der feierlichen Mitternacht,
Wie ich stolz einst prangte ~~hoch vor allen~~; —
Ach, mein schöner Ruhm ist jetzt gefallen!

Kennst du wohl den heil'gen Hain der Eichen
Auf Epirus waldigem Gestad,
Wo dem Sterblichen, der ihn betrat,
Einst Kronion durch geheime Zeichen
Kündete den vielerbetnen Rath?
In dem Rauschen dunkler Eichenblätter
Redeten bedeutungsvoll die Götter.

Aus Egyptens mythevollem Lande
Flog das Schneegefärbte Taubenpaar,
Das dem hohen Zeus geheiligt war,

Und Chaoniens uraltem Strande
Bringt die eine ihre Gaben dar;
Denn sie lehrt die rohen Menschen lauschen
Auf des Quelles, auf der Eiche Rauschen.

Damals als die Hirtenvölker lebten,
Als die Falschheit nicht und den Betrug
Mancher tückisch in dem Busen trug,
Götter friedlich noch auf Erden schwebten,
Und ein jedes Herz für's Recht noch schlug,
Wo Zufriedenheit die Hütte schmückte
Und das stille Volk so schön beglückte;

Wo sich Herzen an einander schlossen
Durch das Götterband der Einigkeit,
Und in viel gepriesner Helden Zeit
Die der Ungeheuer Blut vergossen,
War den Göttern heilig ich geweiht.
Meine frischbelaubten Zweige pflückten
Hirtenmädchen, wenn sie froh sich schmückten.

Unter meinem Blätterdache brachten
Fromme Priester für des Volkes Schaar
Auf dem hochgeheiligten Altar,
Den sie von dem Holz der Eiche machten,
Den Olympiern ihre Opfer dar;
In der Andacht heiligem Erglühen
Lag das Volk voll Ehrfurcht auf den Knien.

Heilge Zeit, wo noch der fromme Glaube
Sichre Freistatt bei den Menschen fand
Und sie innig an die Tugend band,
Wo der Gottheit Name noch im Staube
Ward im brünstigen Gebet genannt
Von den Sterblichen, die alle Brüder.
Unschuld jener Zeit, kehrst du einst wieder? —

Doch die goldne Zeit war lang verschwunden,
Auch die silberne war schon nicht mehr,
Unsre Haine waren tóneleer,
Und gerüstet zogen nun die Stunden
Friedlich zu dem ehrnen Kampfe her;
Daß den freien Bruder er bezwinge,
Zieht der Mensch die mörderische Klinge.

Aber Hermann unter deutschen Eichen
Schlug die Römer in der stolzen Schlacht;
Mächtig war der Freiheit Licht erwacht,
Auf der übermüth'gen Römer Leichen;
Strahlend brach es durch die finstre Nacht.
Die im Kampfe für die Freiheit fielen,
Unter Eichen schlummern sie im Kühlen.

Und den heilgen Eichenhain durchdringet
Jubelnd der Teutonen Siegsgeschrei,
Und die Eichen stimmen rauschend bei,
Wenn die Schaar voll edler Freude singet,
Tönt's in ihren Blättern: wir sind frei!

Schöner wuchſen dann die ſtolzen Eichen
Frei zum Himmel über Rönneleichen.

Und um Hermanns Heldenſchläfe ſchlinget
Sich im hohen Siegerſtrahlenglanz
Seiner Tugend Preis, ein Eichenkranz;
Und in bunte Reih'n und Kreiſe ſchlinget
Sich das freie Volk zum frohen Tanz;
Jeder Jüngling, mit dem Laub geſchmücket,
Seines treuen Mädchens Herz entzücket.

Später dann nach vielen hundert Jahren
Grünte eine noch mit ſtolzer Macht,
Doch ſie fiel in ihrer ſchönſten Pracht.
Reiche Opfer furchterfüllter Schaaren
Wurden ihr, der hohen, dargebracht;
Königin war ſie der deutſchen Bäume
Weit ſich breitend in des Himmels Räume.

Darum kam aus weitentlegnen Landen
Stets der Heiden Volk um ſie zu ſehn
Und die heil'ge kniend anzuflehn;
Und des Donnergottes Prieſter ſtanden
In des dunkeln Blätterkranzes Wehn,
Schenkten jedem Waller grüne Zweige
Von der weitberühmten Donnereiche.

Doch von Albion auf weitem Meere
Segelt Winnfried aus zum deutſchen Land,

Spendete mit eifrig frommer Hand
Aus des Heilands milde Himmelslehre,
Und der alten Götter Dienſt verſchwand.
Ach ſie ſank und mit ihr unſre Ehre,
Nun verachtet von der neuen Lehre.

Ach der Ruhm, den Deutſchland einſt errungen
Und der Geiſt, der hochgeprieſ'ne wich,
Und der alte Heldenglanz verblich,
Von der Gallier Übermuth bezwungen;
Traurig neigten alle Eichen ſich.
Eiſern war die Zeit heran gekommen,
Hatte jede Zierde uns genommen.

Doch da winkten hoch die deutſchen Fahnen:
„Söhne auf, entblößt das roſt'ge Schwert,
Wie der Väter kräft'ge Sitte lehrt!“
Und es ließ kein deutſches Herz ſich mahnen,
Alle ließen ſie den Vaterheerd.
Und die Sieger, die für Gott gerungen,
Hatte bald der Eichenkranz umſchlungen.

Aus der ſchönſten Seele tiefen Räumen
In den Tagen jenes Kampfes drang
Mancher holde, ernſte Weihgeſang,
Den in der Begeiſtrung hohen Träumen
Mir ein biedrer deutſcher Jüngling ſang;
Er auch hat den Eichenkranz errungen
In dem Kampf, den er ſo ſchön beſungen.

Hohen Sinnes rauſchte ſeine Leier,
Tugend, Glaube hatten ihn durchglüht;
Schnell entſchwebte zu dem heilgen Lied
Auf ſein Geiſt in hoher Gluten Feier,
Die ihn ſtets vom Ungeweihten ſchied.
Dieſer Jüngling ſchön wie Himmelsweſen,
War zum treuſten Muſenſohn erleſen.

Wie das Gold der Leier oft erklungen,
Alſo führt er's aus in rüſt'ger That,
Da er in des Kampfs Getümmel trat,
Alſo hat er auch ſein Schwert geſchwungen
Tapfer auf der Ehre blut'gem Pfad.
Tönten ſeine tief empfundnen Lieder,
Füllte Heldenmuth der Deutſchen Glieder.

Aber ach! — der Edle ſank im Streite,
Muthig kämpfend fiel der tapfre Held,
Und verklärt zu einer beſſern Welt
Schwebt im Himmelsglanz der Hochgeweihte,
Wo nicht mehr des Dulders Thräne fällt.
Einſam ruht die theure Dichterleiche
Unter einer alten, hohen Eiche.

Herrlich iſt dein Todesſchlaf verſüßet,
Heil'ger gottgeweihter Dichterſtaub!
Wenn in's gelbe, dürre Eichenlaub

Manches frommen Wandrers Thräne fließet
Dir, des Todes allzufrühem Raub.
Als der ſtolze Wächter der Gebeine
Steht der hohe Eichenbaum alleine.

Alſo iſt dein frommer Wunſch erfüllet,
Den dein Gott ergebnes Herz gehegt;
Was ſich heiß im Buſen dir geregt,
Ach! — iſt erſt im kühlen Grab geſtillet,
Wo dein Herz, das edle, nicht mehr ſchlägt.
Dein nach Wunſch belaubter Grabeshügel
Iſt des treuen Todes ſchönſtes Siegel.

Und die Todteneiſenurne decket
Dir den Eichenkranz, den du verdient,
Und ſo oft die heilge Eiche grünt,
Sie dich auf zum beſſern Leben wecket,
Wo die ew'ge Freiheitseiche grünt.
Dort nur hat des Buſens heiß Verlangen
Der Erfüllung ſüßen Lohn empfangen.

Neue Blätter, die ſich mir erheben
In des Frühlings Wonne ſüßer Zeit,
Die die herrlichſten Genüſſe beut,
Deutlich zeugen ſie von jenem Leben,
Sichre Bürgen der Unſterblichkeit. —
Nach des Todes kurzen Augenblicken
Lebt der Geiſt im ewigen Entzücken.

Wanderer.

Still verhallen jene Klänge,
Und es faßt mich wundersam,
Daß ich es im Liede fänge,
Wie's aus Geisterlippen kam.
Jene höh'ren Töne mahnen
Meine Leier zum Gesang;
Denn ich fühl ein göttlich Ahnen,
Einen himmlisch süßen Drang.
Wieder wird die Zeit erwachen,
Wie sie einst so herrlich war;

Freiheit wird einst wieder lachen
Wie die Sonne hell und klar.
Freudig strömt dann neues Leben
Durch dich, altes Holz,
Freier wirst du dich erheben,
Deutscher Baum, und stolz;
Und die Freien werden pflücken
Deiner Zweige Grün.
Säuselnd wird mein Eichbaum blicken
Auf Beglückte hin!

An Ida.

Wie ein Traumbild entzücket den Schiffer auf stürmiſchen Wellen,
Die im entlegenen Meer Tod und Verderben ihm dräun,
Wogen thürmen ſich auf zur unüberſehbaren Höhe,
Blitze durchzucken die Nacht hellend die tobende Flut.
Aber er ruhet indeß von des Tages Streben ermüdet,
Und der liebliche Traum führt ihn zur Heimath zurück.
Ruhig ſteuert er hin auf den ſonnenbeglänzeten Fluten,
Steigt mit der fröhlichen Schaar aus an das friedliche Land,
Wandelt die Fluren dahin und naht ſich dem heimiſchen Heerde,
Schließt an die wallende Bruſt freudig das liebende Weib. —
Plötzlich erkrachet das Schiff, ſchnell dringen die brauſenden Wellen
Ein und mit Schreckengetön borſtet der eichene Maſt.

Grauſig vom Schrecken gefaßt entrafft ſich der Schiffer dem Lager,
Und ſein Aug' erblickt nichts als Verderben umher.
Schrecken erregend umſauſen die Stürm' ihn und treiben die Wellen;
Langſam ſchon ſinket das Schiff hin in das tobende Grab.
Segel reißen entzwei und Maſte krachen hernieder;
Heftiger noch als der Sturm heulet das bebende Volk.
Da ermannt ſich der Schiffer und ſtürzt ſich hinaus in die Fluten,
Ach, aus des Sturmes Gefahr kann nur ein Wunder befrein!
nd er faſſet mit Kraft den eben zertrümmerten Maſtbaum;
Weiter hinaus in das Meer jagt ihn der ſchreckliche Sturm.
b ihn das Schickſal zum Land, dem ſehnlich gewünſcheten, führe,
Und er zur Heimath gelang', wie ihm das Traumbild gezeigt,
er ob er ſein Grab in den wüthenden Wellen bald finde,
Oder den zackigen Fels flecke ſein blutig Gehirn?
as nur ſtehet allein im ewigen göttlichen Willen,
Dunkel der Zukunft deckt ſchweigend ſein künftig Geſchick.
o, Ida, auch ich; ich bin der träumende Schiffer,

Himmliſches Mädchen, und dich zeigt der entzückende Traum.
Darum ſeh ich nicht um mir das ſchrecklich tobende Schickſal,
Nimmer bemerket mein Aug', wie mich die Wellen umdräun.
Denn dein ſtrahlendes Bild erfüllt mir die liebende Seele,
Lächelnd drum wähn, ich nur dich, liebliche Ida, zu ſehn,
Wähne mit wallendem Buſen als Gattin dich ſchon zu umfaſſen,
Und die ſelige Zeit, immer der Deine zu ſein.
Süßer umgaukeln mich der Zukunft trügliche Bilder,
Aber der täuſchende Traum wird mir mit Schrecken verſcheucht;
Denn die Stürme des Lebens, ſie haben ſich wilder erhoben,
Und es packet mich feſt feindlich des Schickſals Gewalt.
Plötzlich erblick ich mit Schrecken des Meeres tobende Waſſer,
Seh', wie zerſchellet mein Schiff, hör', wie erkrachet der Maſt.
Nichts mehr bleibet mir übrig als in die Flut mich zu ſtürzen;
Ach kein leuchtender Stern hellet die ſchreckliche Nacht!
Himmelan heben die Wellen mich Armen und wieder zum Abgrund

Schleudert mit furchtbarer Macht hin mich des Waſſers Gewalt.
Doch die barmherzige Gottheit verleihet im Kampfe noch Muth mir,
Einen lindernden Strahl zeigt mir die hohe von fern.
Und ſo will ich an eig'ner Kraft denn nimmer verzweifeln,
Will auf die göttliche Huld, will auf mich ſelber vertraun!
Brauſet drum, Stürme, nur zu! ich halte den ſchützenden Balken;
Ob ich im Sturme vergeh, ob ich zum Ziele gelang,
Das wird nur uns die Zukunft, die alles belehrende, zeigen.
Ida, nur liebe du mich, halte den heiligen Schwur!

Gebet Jesu.

Wer lenket und dreht das unendliche All?
Wer zeigt uns die Sterne in ewiger Pracht?
Wer reget den Sturm, wer blitzt durch die Nacht?
Wer kracht mit des Donners brüllendem Schall?
Es ist der Urgeist, der überall lebt,
In Lüften säuselt, im Sturm sich hebt,
Der jede der Kreaturen umschwebt. —

Vater! Unser Vater! — süßer Ton,
Mit dem der Sterbliche sich deinem Glanz darf nahen!
So nennen wir dich, unbegrenzte Kraft,
Die Welten trümmert, Welten neu erschafft
Mit einem Wink. — Uns lehrt dein hoher Sohn,
Daß wir dich Ew'gen auch als Vater sahen.

Wo du seist? — da wo nur Licht und Räume
In dem unermessnen Weltall sind,
Schwebest du, da weht dein Odem lind;
Aber in der Andacht heil'ger Träume
Sucht dein staunendes, beschränktes Kind

Deinen Strahlenſitz im hohen Himmel
Über der Geſtirne Lichtgewimmel;

Da jauchzen die Geiſter im tönenden Chor,
Anbetend fallen ſie nieder,
Ein ewig Entzücken empfindet das Ohr
Vom Klange der himmliſchen Lieder;
Und Heere von Sonnen ſtreuen ihr Licht,
Sie überſtrahlet dein Angeſicht,
Blickſt huldreich vom Throne du nieder.

Wie den ſel'gen Schaaren mögſt du lehren,
Mich, dein vielfach ſchwaches Kind, ſchon hier
Keiner deinen Namen zu verehren;
Ja geheiligt ſei er immer mir!

Mög dein Reich in meinen Buſen ziehen,
Und dort immer ſeine Wohnung ſein!
Laß mich für die Wahrheit nur erglühen;
Halte mich von jedem Flecken rein.

Wie dich alle Sternenhimmel ſingen,
Millionen jauchzend vor dir ſtehn,
Mög die Erde ihren Dank auch bringen,
Und, wie dort, dein Wille hier geſchehn.

Auch verleihe gütig was von Nöthen;
Mit der Arbeit gieb des Tages Brod!

Nicht will ich mir Überfluß erbeten;
Schütze mich nur vor der Nahrungsnoth.

Wenn ich ſtrauchle in dem Kampf der Pflichten,
Und mein Herz belaſtet ſich mit Schuld,
Wolleſt du nicht mit dem Kinde richten,
So vergieb nach deiner Vaterhuld.

Wie ich, Gott, bei dir Verzeihung finde,
Alſo mag mein Herz auch milde ſein,
Und wie du ſo gern verzeihſt dem Kinde,
Möge ich dem Bruder auch verzeihn.

Lockt der Reiz der Welt mich in Gefahren,
Laß mich die Verſuchung wohl beſtehn
Und mein beſſres Selbſt mir wohl bewahren;
Laß das ſchwache Herz nicht untergehn!

Und erlöſ' mich von des Lebens Bangen,
Das des Geiſtes kühnen Fittig beugt;
Ach von Schmerzen, die mich wild umfangen
Wird zu oft des Dulders Auge feucht.

Herr, dein iſt das Reich, die unendliche Macht,
Du winkeſt und Welten entſtehen;
Du winkſt, ſie ſtürzen in ewige Nacht,
Sie müſſen wie Schatten vergehen.

Dein iſt die Herrlichkeit; himmliſchen Glanz
Verbreitet der Sonnen ewiger Tanz
In deinen gefeierten Höhen.

Du ſchwebſt auf dem Fittig des Frühroths einher,
Du wandelſt von Sternen zu Sternen,
Daß alle im unermeßlichen Meer
Des Raumes anbeten dich lernen.
Du biſt uns Allen mit Liebe nah,
Du weißt was auf Erden vom Anfang geſchah,
Du ſiehſt in die ſpäteſten Fernen.

Die geſtirnte Nacht.

Stille Nacht, mit deinem Geiſterwehen,
Lockſt mich ſanft in deinen kühlen Schoos;
Gottes Werke will ich ſtaunend ſehen,
Er, der Herr, iſt ewig gleich und groß.
Wend' ich meinen Blick zu jenen Höhen,
Bin ich allen Erdenkummer los;
Dem Bedrängten wird hier ſtiller Frieden,
Sanfte Ruh' und Labung hier dem Müden.

Zu der Sterne ew'gen Glanz gewendet,
Zu der Millionen Sonnen Licht,
Das mir Ruhe in den Buſen ſendet,
Das mit Freundes Worten zu mir ſpricht,
Hebt mein Aug' ſich, wenn der Tag geendet;
Denn das Irdiſche zeigt ſich ihm nicht,
Aber oben in der lichten Ferne
Winken freundlich Myriaden Sterne.

O ſo ahne ich mit ſüßem Bangen,
Geiſterwonne dich, Unſterblichkeit!
Wenn des Todes Flügel mich umfangen,
Mir das Irdiſche nicht Troſt mehr beut,

Schau ich auf mit kindlichem Verlangen;
Labung nur das Himmliſche verleiht.
Wie mich jetzt ſo ſüß ihr Glanz getroffen,
Stehen dann mir alle Himmel offen.

Schau hinauf, mein Geiſt, die tauſend Heere,
Bilder ſchließen ſich an Bilder an;
Singend ſchwebt im unermeßnen Meere,
Strahlenſprühend dort der goldne Schwan;
Und die Leier, die ich tönen höre,
— Zu dem Ew'gen ſteigt ihr Klang hinan. —
Den Orion ſeh ich lieblich blinken,
Und den Adler mit dem Haupte winken.

In dem flücht'gen Reiche der Gedanken
Schweift mein Geiſt hinauf zu dem Altar,
Staunend dem Allvater dort zu danken,
Ihm, der ewig ſein wird, ewig war. —
Wo ſchon Millionen Leben tranken
An dem Strahlenquell unendlich klar,
Will auch er ſich laben und erquicken,
Will der Gottheit höchſte Pracht erblicken.

Welten ſchufſt du, Gott, mit ew'gem Glanze,
— Mächtig throneſt du auf ihren Höhn —
Die ſich fort im unerſchöpften Tanze
In dem unermeßnen Raume drehn,
Deinen Namen flichſt du in dem Kranze,
Daß die Weſen deine Größe ſehn;

Ja, ich kann ihn leſen in den Sternen,
Kann dich, Unermeßner, ahnen lernen.

Darf ich fragen, wo ich, Gott, dich finde,
Schau ich zu der Weltenpracht empor?
Wehſt du doch mit ſüßem Duft mir linde
Um das lauſchende, entzückte Ohr,
Sprichſt zu mir im Hauch der Abendwinde,
Strahleſt aus dem Abendroth hervor.
In der Sonne ſeh ich, Herr, dich glühen
Und im Wetter dich vorüber ziehen. —

Schmerz.

Der Tag iſt wieder vergangen,
Und Wehmuth erfüllt mich aufs neu;
Es quälet mich heißes Verlangen,
Geliebte, daß bei dir ich ſei.

Wohl denk' ich die langen Stunden
Des Tages an dich nur allein,
Doch iſt erſt der laute verſchwunden,
Dann treibt es mich bei dir zu ſein.

Und wenn ſich die Sonne will ſenken,
Dann fühle ich meinen Verluſt,
Die Glut in mir möcht' ich ertränken
An deiner hochwallenden Bruſt.

Und ziehen die Wolken vorüber,
So zög' ich ſo gerne mit fort;
Bei dir dann blieb ich viel lieber,
Als hier an dem einſamen Ort.

Es ſcheint mir da drüben zu winken,
Zu rufen mit himmliſchem Laut,

Als sollt ich den Wonnekelch trinken,
Als riefe die harrende Braut.

Das Abendroth zieht mich zur Ferne,
Die Wang' wird von Thränen mir naß,
Ich wünsch' es, ich hätt' es so gerne,
Und weiß doch am Ende nicht was.

Die Wehmuth treibt mich, zu ziehen
Weit über die Berge dorthin,
Fort, fort in die Arme zu fliehen
Der Herzensbeseligerin.

Doch sie, für die ich erglühe,
Für die es so laut in mir spricht,
Sie will ja nicht, daß ich hinziehe,
Sie liebet mich Armen ja nicht!

Sie denkt an mich nimmer da hüben,
Sie rührt nicht mein klagendes Lied;
Sie will, sie kann mich nicht lieben,
Sie ist es allein, die mich flieht.

Mögt winken, ihr Rosengestalten,
Magst winken, du purpurne Höh'!
Ach, wärmt ihr den Busen, den kalten,
Denn mir ist im Herzen so weh! —

An Ida
in der Ferne.

Du zogst von mir. — Wie kannst du Liebe schwören,
Wenn du von mir nach fernen Ländern ziehst?
Dein eignes Herz, wie kannst du es bethören
Nie könne sich der Liebe Glut vermehren,
Da thränenlos du mir entfliehst?

Du schied'st. — Den letzten Kuß dir noch zu reichen
Kam ich und — ging mit namenlosem Schmerz,
Doch keine Thräne wollte dir entsteigen,
Auch ich erstickte sie mit tiefem Schweigen,
Doch brennend wühlte sie durchs wunde Herz.

Ich zog dir nach. — O laß mich lange weinen!
Dich freute nicht des Treuen Gegenwart. —
Sollteſt du mich nur zu lieben meinen?
Was kalte Freundschaft ist, dir Liebe scheinen?
Ja, trauernd Herz, das wäre hart!

Ich schied und schaukelte auf stillen Kähnen
Den Strom hinauf. — O wilde Liebesqual
Mit namenlosem, innerlichem Sehnen! —

Die schnellen Fluten tranken meine Thränen,
Und weinend kam ich in mein Heimaththal.

Nun muß sich täglich mir die Wimper nässen,
Es will mich aufwärts zu dem Himmel ziehn.
Nur eine Seele hab' ich ja besessen;
Doch willst auch du des Leidenden vergessen?
Sei glücklich! — ich will gern verblühn.

Der Adler und die Raupe.

Der Adler.

Glücklich, o Raupe, muß ich dich nennen,
Schönes zu schauen nur schuf dich Natur;
Winter und Kälte, nie lernst du sie kennen;
Wonne und Seligkeit beut sich dir nur.
Früh, als der Frühling die Gräschen befächelt;
Weckte dein Dasein der säuselnde Wind;
Dir hat die Mischung der Farben gelächelt,
Heiß nur die Sonne, die Lüfte nur lind;
Hast nur die Pracht auf den Fluren gesehen,
Früchte, von Helios Gluten gereift;
Da nun die Lüfte, die rauheren, wehen,
Unsanft ihr eisiger Hauch dich bestreift,
Ziehst du zurück dich vom sterbenden Leben.
Bald nun, o Glückliche, bist du nicht mehr!
Wenige Tage nur sahst du verschweben,
Sahst die Fluren nie traurig und leer.

Raupe.

Glücklich? — o Adler, du hast dich betrogen,
Kennst nicht die quälende, brennende Pein,

Stets in das Weite fort mächtig gezogen,
Ich, und an's Niedre gebunden zu sein.
Fluren und Wiesen, mir blühn sie vergebens,
Nimmer ja mein ist die selige Wahl.
Wohl nur seh ich das Schöne des Lebens,
Doch es vermehrt mir die brennende Qual.
Mögen die Früchte, die goldenen, reifen,
Mich nur beschenkte das Leben so karg;
Drum will ich emsig zum Werke nun greifen,
Eilig mir bauen den eigenen Sarg.

Emsig nun spann sie die tödtende Hülle,
Und es nahte die eisige Zeit. —
Doch als der Mutter belebende Fülle
Fluren und Wiesen und Wälder erneut,
Da begann sich's zu regen und recken
Drinn in dem nächtlichen kleinen Haus,
Gleichsam als wollt' es sich wieder erwecken,
Und in das Leben, das neue, hinaus. —
Endlich zersprengten die Strahlen der Sonne
Schnell das zierlich gewobne Gebäu,
Und sie erhob sich — o himmlische Wonne! —
Auf zu den Lüften beglückt nun und frei.
Mit den bunten und zierlichen Schwingen,
Wie sich der Adler zur Sonne erhebt,
Konnte zum höheren Äther sie dringen,
Nimmer nun ahnend, daß einst sie gelebt.

* * *

Selbſt die höchſten Freuden, die uns blühen,
Nie befriedigen ſie ganz das Herz.
Seh' ich fern des Abends Purpur glühen,
Quälet mich der Sehnſucht ſüßer Schmerz.
Jünglingswonnen, ſeliges Ergötzen,
Das die Lieb' in ihrem Schoos beſcheert,
Wie ſie auch die Sinne reizend letzen,
Nichts hat noch Befriedigung gewähret.
Ewig bleibt ein Wunſch, ein tiefes Sehnen,
Das ſich aufſchwingt zu des Äthers Höhn,
Das die Wimper füllt mit Wehmuthtränen;
Werden wir es einſt erfüllet ſehn?
Ja, ich fühl es bei des Frührothes Prangen,
Ja, ich fühl es bei des Spätroths Schein,
Dieſe Sehnſucht wird zum Ziel gelangen,
Und wir werden völlig glücklich ſein.

Nächtliche Wanderung.

Aus den düstern Wänden
Eil ich fort; — hinaus,
Meine Qual zu enden,
Aus dem düstern Haus!
Eitle Wünsche zittern
Durch die bange Brust,
Weilen mit verbittern
Meine Jugendlust.

Dort auf jenen Hügeln
Kömmt vielleicht mir Ruh'!
Wie auf Windesflügeln
Eil ich ihnen zu.
Alle Sturmgefühle
Sind in mir erwacht;
Lindre sie und kühle,
Stille Mitternacht!

Ist's ein innrer Schauer,
Der mich so ergreift!
Bis zur Nieselmauer
Bin ich hingeschweift. —

Wilde Stürme toben
Durch das bange Herz;
Nimmer hier, nur oben
Löst sich mein Schmerz.

Von der Mauer nieder
Lächelt stille Ruh'
Mir wie Engellieder
Er vom Kreuze zu.
Meinen Blick erhöhen
Will ich, flehen ihn. —
Ich vernehm ein Wehen,
— Geisterwelodien!

Gottes Odem schwebet
Säuselnd um mein Ohr;
Den Verzagten hebet
Er zu sich empor;
Dank, Gebenedeiter!
Du verleihst mit Ruh'. —
Wieder geh ich heiter
Meiner Wohnung zu.

Meine Jugend.

Trübe, trübe iſt ſie hingeſchwunden,
Meines Sängerlebens Jugendzeit,
Nimmer hab ich das in ihr gefunden,
Was der Frühling unſrer Tage beut;
Die Knospen, die die Hoffnung nährte,
Hat ein mitleidloſer Reif gemäht.
Ach! ein Sturm in meiner Bruſt verzehrte,
Was das wunde Herz einſt ſüß begeht.

Einem trüben Morgen gleicht mein Leben,
Nicht erhellt durch einen Sonnenblick;
Trotz dem Aufſchwung, trotz der Kräfte Streben,
Schleuderte das Schickſal mich zurück.
Keiner Blume duft'ger Kuß entzückte
Mich in meinem thränenvollen Mai;
Doch wenn einſt die Sonne mir noch blickte? —
Ach dann iſt die Blüthenzeit vorbei!

Freudig an dem Ufer ſteht der Knabe,
Denn den Nachen ſah er ferner nahn;
Meinem Vaterhaus ließ ich die Habe,
Sprang beflügelt in den leichten Kahn,

Zwei vertraute, zärtliche Begleiter,
Leiteten mich auf der Flutenweit;
Plätschernd ſchaukelte der Nachen weiter,
Bis ein dritter ſich zu uns geſellt.

Herzens Unſchuld, inn'ger Glaube ſprangen
Von dem Ufer mit in's Schiff hinein,
Bis die Wellen einſt melodiſch klangen
Und die Liebe drang zu dem Verein.
Und die Ruder ſchwangen ſie behende,
Und der Kiel entſchwebt im ſchnellen Lauf;
Denn, daß ſich das ſchöne Glück vollende,
Bließ die Hoffnung meine Segel auf.

Goldne Zukunft war es, die ich träumte,
Wenn mir prangte die azurne Nacht,
Wenn ſich purpurn früh der Himmel ſäumte,
Wenn des Tages heitrer Glanz mir lacht! —
Schaum kennt' ich durch die Tiefe, wieder
Schauen durch der Lüfte blaue Höh',
Und die Sternchen lachten mir hernieder,
Spiegelten ſich in der ſtillen See. —

Ha! den Donner hört ich ferne brauſen,
Sah der Stürme lang verhaltne Wuth;
Doch nicht kannt ich ſie — und ohne Grauſen
Stach ich weiter in die wilde Flut;
Und wie auch die Wellen tobten, weiter,
Trieb ich kraftvoll meinem ſchwachen Kiel,

Baute auf die mächtigen Begleiter,
Und verzagte nimmer an dem Ziel.

Wer ach! was mußte ich erfahren
Von der trüglichen Gefährten Bund?
Mitten in den drohenden Gefahren
Sank der Glaube in des Meeres Grund.
Bei der Unschuld wollt' ich Tröstung finden,
Wollt' sie pflegen als ein treuer Freund,
Sie zerrann wie Nebel in den Gründen,
Wenn die heitre Morgensonne scheint.

„Liebe gnügt allein der Brust, der warmen,
Dacht ich, und sie zahlt der Mühe Lohn!"
Ach! sie stieß mich höhnend aus den Armen,
Schwebt' auf Windes Fittigen davon.
Und die Hoffnung, die mich einst umschimmert,
Stürzte vom zerschellten Mast herab;
Selbst die kleinsten Wünsche sind zertrümmert,
In den Fluten fanden sie ihr Grab.

Und mein Schiffchen auf dem weiten Meere,
Bang verliert's die letzte Zuversicht;
Ach kein Rettungslaut ist's, den ich höre,
Und verloschen ist das letzte Licht.
Es umtoben rasend mich die Wellen
In des Zweifels großer Finsternis.
An den Klippen wird mein Schiff zerschellen
Und verschlungen von dem Sturm gewiß.

Still verloſchen ſind des Lebens Feuer,
Und das trübe Öl iſt ausgebrannt,
Nichts mehr iſt mir auf der Erde theuer,
Aufwärts ſind die Wünſche all' geſandt.
Wirf mich an den Fels, ich will nicht zagen,
Schickſal, ſchone nun den Jüngling nicht,
Daß die Blume in des Lenzes Tagen,
Daß die Blüthe herrlich duftend bricht!

Ihr Dörfchen.

Auf der grünen Wiese
Liegt ein Dörfchen klein;
Drinnen wohnt die Süße;
Möcht' ich bei ihr sein!
Dichte Erlensträuche
Stehn um's Dörfchen viel,
Manche hohe Eiche
Wirft den Schatten kühl.

Und es herrschet Schweigen
In dem dunkeln Hain,
Nur die alten Eichen
Lispeln lieblich drein,
Und das süße Tönen
Von des Bächleins Fall,
Und im Busch das Stöhnen
Einer Nachtigall.

Auf den grünen Matten
Ruh ich sorgenlos
In der Eichen Schatten,
Blumen in dem Schooß,
Die auf Wiesen drüben
Heute ich gepflückt,

Als ich nach dem lieben
Dörfchen hingeblickt.

Nun bin ich gekommen
Habe manchen Strauß
Blumen mitgenommen,
Und nun bleibt sie auß,
Will nicht hergelangen,
Der ich sie bestimmt,
Doch in Sehnsuchtsbangen
Mir die Seele glimmt.

Trautes Liebchen wohnet
Still und traulich drinn,
Die mit Liebe lohnet
Meinen treuen Sinn.
Auf der Flur entsprossen,
Wuchs sie lieblich auf,
Froh ist hingeflossen
Ihrer Tage Lauf.

Weit von ihr geschieden,
Kennt sie nicht die Welt,
Die für ihren Frieden
Keinen Wunsch enthält. —
Doch wo ist sie blieben,
Da der Tag entflohn?
Horch! es rauscht da drüben!
Sieh hier ist sie schon!

Ueberfülle.

Wie es im Innern mir brauſt, wie's glüht im verſchloſſenen Buſen!
Wie es ſo wild mich ergreift, reget den tobenden Sturm!
Himmel und Hölle ſtreiten unendlich in mir miteinander,
Und im wilderen Takt pocht das beängſtigte Herz.
Tauſend Gefühle zugleich durchraſen den wallenden Buſen.
Welch ein Chaos iſt das! Schmerzen und Wonne zugleich.
Und wie viel Gefühle auch die bange Seele durchzittern,
Nimmer hellt der Gedank herrlich im Geiſte ſich auf.
Ach, dem ſtürmiſchen Wallen ſteht nicht der Verſtand zu Gebote
Und dem ſchönſten Gefühl fehlt das bezeichnende Wort! —

Schwermuth.

Ist des Lebens Kampf einst ausgerungen
In Gefilden jener Seligkeit,
Und von süßer Wehmuth bang durchdrungen
Auf mein Grab ein Freund mir Rosen streut:
— Eingewiegt in sehnsuchtsstiller Trauer, —
Wandelt er beglänzt vom Mondenschein,
Leis' durchbebt von ahnungsvollem Schauer,
In dem dunkeln Todten-Eichenhain;

Und mit banger Sehnsucht Schmerz vergossen,
Fällt der Freundschaft Thräne auf mein Grab. —
Dann, vom Äther jener Welt umflossen,
Schwingt im Fluge sich mein Geist herab;
Mit der Blätter leisem Rauschen schwebet
Er zum Hain, wo still der Pilger weint,
Und der Seelen Sympathie erhebet
Hoch das Herz dem wehmuthsvollen Freund. —

Ach, wann wirst du, holde Stunde, kommen,
Wo ich diesen Traum verwirklicht seh?

Wann die Stunde, wo ich ſüß beklommen
An dem Grab, dem Ziel der Wünſche, ſteh!
Brich, o brich doch, falle dichter Schleier!
Nahe dich, du heiß erſehnte Zeit,
Wo verklärt mein Geiſt ſich ſchwinget freier
Zu dem Lande der Vollkommenheit.

Frühlingsgruß.

Endlich erblick ich dich, herrlicher, wieder,
Frühling, ich fühle den duftigen Kuß.
Himmliſche Wolluſt durchrieſelt die Glieder,
Und es ſchwelget das Herz im Genuß.
Könnt' ich mit rauſend Armen umſchlingen
Jetzo die jugendlich prangende Welt!
Könnt' ich die göttliche Wonne nur ſingen,
Wie ſie den ſterblichen Buſen mir ſchwellt!

Willſt du Natur jetzt dein Schönſtes mir bieten,
Reichſt mir die Schaale voll göttlicher Luſt?
Doch mit der Seligkeit höchſter hienieden
Zahlet dir dankbar die wonnige Bruſt;
Stürmiſche Freude ſtrömt dir entgegen,
Jauchzet dir zu den beſchwingeten Gruß,
Und mit des Herzens beſeligten Schlägen
Will ich erwiedern den duftenden Kuß.

Schmiege, o preß' an die ſchwellende Fülle
Deines Buſens mich, heil'ge Natur!
Höre mich Mutter in heimlicher Stille,
Hör' hier des Sängers begeiſterten Schwur!

Wie einſt der Knabe dir feurig erglühte,
Bleibe getreu dir der Jüngling, der Mann;
Schenke mir immer ein kindlich Gemüthe,
Daß mich das Leben verführen nicht kann.

Laß mich die Tugend, die hehre, bewahren
Tief in der reinen, empfänglichen Bruſt,
Förder das Glück mich der Liebe erfahren,
Wie ich's ſchon lange mir ſelig bewußt.
Schütze, o mächtige Mutter, die Reinen,
Segne der Herzen zärtlichen Bund!
Treu ſind wir ewig, ja ewig die Deinen,
Küſſen dir dankend den roſigen Mund!

Liebe und Treue.

Ach! wohl fließt vom zauberſüßen Munde
Ew'ger Treue feierlicher Schwur,
Doch ſie ſchwindet wie die flücht'ge Stunde,
Iſt wie ſie ein Spiel der Zeiten nur.

Treue Liebe, der ich ſonſt erglühte,
Iſt mir ein bedeutungsloſer Klang;
Reine Liebe lebet nur im Liede,
Und die wahre Treue im Geſang.

Die Idole, die in heil'gen Stunden
Einſt ſich zaubert' meine Phantaſie,
Sind aus rauher Wirklichkeit verſchwunden,
Leben nur noch in der Poeſie.

Erinnerungen.

Zu schnell, zu früh seit ihr hinabgeschwunden,
In's schaurig tiefe Meer der Ewigkeit,
Ihr süßen, goldnen, frohdurchlebten Stunden
Der sorgenlosen Lebens Blüthenzeit.

Ich denk an euch, ihr schönen Augenblicke,
Wo ich des Lebens Schmerz noch nicht empfand,
Wo mir noch nichts vom tückischen Geschicke,
Kein Laster, keine Leidenschaft bekannt.

Ich hüpfte wie auf Rosen durch das Leben,
Ich kannte nicht der Dornenstiche Schmerz;
Von bunten Gaukelbildern stets umgeben,
Schlug mir voll Unschuld froh das junge Herz.

Wie lacht' ich heiter jeden neuen Morgen,
Wenn ich vergnügt von meinem Lager sprang,
Und dann mein frohes Liedchen ohne Sorgen
Mit jugendlicher, heller Stimme sang!

Und in den Garten sprang ich dann geschwinde,
Wo mich die kleine Ida schon empfing,

Mit welcher ich, dem lieben Nachbarskinde,
Dann traulich Hand in Hand zur Schule ging.

Und in der Schule saßen wir beisammen
Und merkten auf des Lehrers Unterricht;
Doch wenn wir oft in süßer Freude schwammen,
So hörten wir auf seine Lehren nicht.

Und war der Stunden träger Gang zu Ende,
So jauchzten wir — ach! welch ein schöner Tag!
Und sprangen zu der Wiese dann behende,
Die vor dem lieben, kleinen Dorfe lag.

Wir hüpften froh, die Blümchen abzupflücken,
Ich brachte ihr die schönsten, die ich fand,
Und dankend reichte sie mit Engelsblicken
Mir ihre kleine, runde Schwanenhand.

Und spielend mit den holden Blümchen saßen
— Vor uns des Baches helle Silberflut —
Wir da auf hochgeschwelltem, weichen Rasen
Und liebten uns, und waren uns so gut!

War so nun unter Tändeln, unter Spielen
Der Tag verschwunden uns ganz unbewußt;
So drückte ich mit wonnigen Gefühlen
Das holde Mädchen scheidend an die Brust.

Und so sind unter Spielen, unter Scherzen
Die schönsten Lebensjahre mir entflohn;
Und nun — mit anderem Gefühl im Herzen,
Nun steh ich hier als Jüngling schon.

Ach, jene Freuden haben mich verlassen!
Ida, das Kind, zur Jungfrau aufgeblüht,
Sie werd' ich nimmer liebend mehr umfassen,
Die reizend Aller Blicke auf sich zieht.

Sie spricht mit mir so höflich, so bescheiden,
Doch fremd, als hätten wir uns nie gekannt;
Das Mädchen, — ach! — in der ich meine Freuden,
In der ich meinen ird'schen Himmel fand!

Die Freuden flohn, der Himmel ist geschieden;
Ich stehe einsam hier am Blumenbach,
Wo mir der Kindheit Unschuldrosen blühten,
Und rufe sie vergebens wieder wach.

Es füllt die Brust ein leises, banges Sehnen
Nach etwas, das ich nicht zu nennen weiß;
Verlangend fließt das wunde Herz in Thränen,
Der stillen süßen Wehmuth schönster Preis.

Und langsam stimmt es ein in leise Klage,
Und wünscht sich wieder das verlorne Glück
Der himmlisch schönen, kurzen Jugendtage,
Der reinsten Unschuld Seligkeit zurück.

Ach, alles Wünschen, Sehnen ist vergebens,
Vergänglich Alles, was die Erde trägt,
Die Hoffnung selbst, das Schönste unsers Lebens,
Es hofft das Herz, bis daß es nicht mehr schlägt.

Innere Welt.

Mag mit dem Blick der Verachtung mich meſſen
Ewig die Welt;
Mag ſich die Wimper mir öfters näſſen,
Wenn eine Thräne fällt
Über die Tücke, die Bosheit der Erde;
Mag mich verſtoßen,
Wem ich Liebe entgegen trug;
Mag mich verſtoßen
Der Freund, für den das Herz mir ſchlug;
Ich kehre ein in mein ſtilles Haus,
Und gehe nimmer wieder heraus!
In meinem Innern, da iſt's ſo heiß,
Da ſchmilzt an der Glut des Lebens Eis,
Da geſtaltet ſich Alles ſo friſch, ſo neu,
Und das Herz ſchlägt wonnig und kummerfrei.
Mich trog ſchon die Liebe, zwar macht es mir Schmerz,
Doch zieh' ich hinein nun in's friedliche Herz.

Frankfurt.

Sehnsucht hab ich dich verstanden,
Die sich zauberſüß mir regt,
Fest mit engverschlungnen Banden
Hast du mir das Herz umlegt.
Ach, wie ziehen deine Ketten
Und dein holdes Schmeichelwort,
Mir mein beſſres Selbſt zu retten,
Mich aus dieſem Kreiſe fort!

Und du nennſt die theure Stelle,
Die mein Geiſt ſich ewig träumt,
Von des Fluſſes Silberwelle
Wird die trauliche beſchäumt.
Auf des deutſchen Stromes Wogen
Kömmt der leichtgebaute Kahn
Plätſchernd durch die Flut gezogen,
Legt am theuern Lande an.

Aus des Waſſers tiefem Grunde
Steigt der Brücke Rieſenlaſt,
Hält zwei Städte feſt im Bunde,
Hält des Stromes Gott umfaßt.

Und mit dem gesenkten Flügel
Gleiten durch das hohe Haus
Auf des Stromes glattem Spiegel
Hundert Schiffe ein und aus.

Und die leichten Nachen schlüpfen
Tanzend durch den theuern Fluß,
Auf den Wellen Weste hüpfen,
Rühren sie mit leisem Kuß;
Auf des Flusses fernen Höhen
Winket dort der stolze Mast,
Und die bunten Segel wehen
Von des Windes Kraft erfaßt.

Fiele doch dem Liedersohne
Einst das vielgewünschte Loos,
Daß er frei und ruhig wohne,
Theure Stadt, in deinem Schoos.
Nur ein Hüttchen ohne Zierde
An des Maines Blumenstrand,
Und zur Ruhstatt im Gevierte
Eine Spanne kühles Land.

An Ida.

Süße Roſe, laß mich ſaugen
Alle himmliſchen Gerüche,
Die mir deine Blätter hauchen. —
Süße Roſe, laß mich ſchwelgen
In dem himmliſchen Ergötzen,
Das mir ſtrömt aus deinen Kelchen.
Süße Roſe, ſtolze Roſe,
Blühe, dufte mir noch lange!

Sanfte Taube, deine Küſſe
Sind mir Nahrung, ſind mir Leben,
Sind mir himmliſche Genüſſe.
Sanfte Taube, deine Klagen,
Deine ſüßen Schmeicheleien
Können mir nur Liebe ſagen.
Sanfte Taube, zarte Taube,
Immer nur nach mir verlange!

Holder Stern, im Pilgerleben
Mir ein Führer durch die Nächte,
Du nur kannſt mir Balſam geben.
Holder Stern, dein Glanz verhülle
Nie ſich mir, dem armen Pilger,

Daß mich Gram und Schmerz nicht fülle.
Holdes Sternbild, goldnes Sternbild,
Immer mir wie jetzo prange!

Hehre Göttin, deinen Segen,
Der den Dichter nur beglücket,
Streue ferner meinen Wegen.
Hehre Göttin, dir zu leben,
Ewig dir mich ganz zu weihen,
Iſt mein höchſtes Erdenſtreben.
Hehre Göttin, meine Göttin,
Hold noch ſei dem Günſtling lange!

Die Rose.

Eine Rose hing am Strauch
Herrlich aufgegangen,
Ihrer Düfte süßer Hauch
Hielten mich gefangen;
Ich beugte voll Sehnsucht die Glieder
Zum duftenden Röschen hernieder,
Von stillem Verlangen
Erglänzt' mir das trunkene Aug'.

Und ihr Zauber hielt den Fuß
Mir am Ort gebunden,
Unter ihrem Düftekuß
Flogen mir die Stunden;
Da mochte ich Thörichter wähnen,
Sie stille mein inneres Sehnen,
Nun hätt' ich gefunden
Das Leben in ihrem Genuß.

Und die Welt verschwand um mich
Mit den bunten Farben,
Und des Lebens Angst entwich
Und die Sorgen starben;

Ich drückte ſie ſanft an den Buſen,
Da ſangen darinne die Muſen;
Die himmliſchen warben
Im Wechſelſtreite um mich.

Aber ach, mit blut'gem Stich
Traf die Schonungsloſe
In das innre Leben mich;
Tückiſch ſchöne Roſe!
Wohl rannen das Blut und die Zähren,
Das mochte ihr Freude gewähren;
Und in dem Blätterſchooſe
Erquickt, ein Anderer ſich. — —

Erwartung am Morgen.

Empfange mich, du lieber Garten,
In deinem trauten Dämmerſchein,
Mein Liebchen will ich hier erwarten
Und eine Stunde glücklich ſein.
Noch will die Ruh' im Schlummer wiegen
Die nahe, tönereiche Stadt,
Doch ſchon zum ſeligſten Vergnügen
Betret ich deinen ſtillen Pfad.

Seid mir gegrüßt, ihr grünen Sträuche,
Gegrüßt, du Sitz des ſtillen Glücks,
Aus deinem Schooſe mir entſteige
Die goldne Frucht des Augenblicks.
Ja karg ſind nur der Götter Spenden,
Doch was ſie flüchtig uns verleihn,
Das greifen wir mit gier'gen Händen,
Das muß benutzt, genoſſen ſein.

Wohl legt der Menſch im eiteln Streben
Der Stunden trägen Gang zurück;
Doch was die Götter Süßes geben,
Bringt nur der flücht'ge Augenblick;

Da fällt sie von dem Himmel nieder,
Die lang und heiß ersehnte Lust,
Und zu dem Himmel strebet wieder
Der Geist aus der entzückten Brust.

Heut' sind solch selige Minuten
In heil'ger Frühe mir verliehn:
Ich soll sie stillen, diese Gluten,
Um neu und mehr für sie zu glühn.
Ich will die Holde an mich pressen,
Von ihrer Zärtlichkeit berauscht;
So sei im seligsten Vergessen
Entzücket Kuß und Kuß vertauscht.

Und euch, ihr dichtbelaubten Sträuche,
Will ich zu unserm Tempel weihn;
O schließt, ihr schwanken duft'gen Zweige,
In eure Nacht uns enger ein,
Daß an dem stillen Frühlingsmorgen
Kein Mensch der Liebe Kosen hört,
Daß uns kein Neider kann behorchen,
Der unsers Glückes Traum zerstört.

Die Welt ist arg, mit gift'gem Neide
Betrachtet sie das stille Glück;
Drum, schenken dir die Götter Freude,
Entziehe dich der argen Blick!
Nicht darfst du sie den Menschen zeigen,
Die tiefgefühlte Himmelslust;

Nein, heimlich nur mit ew'gem Schweigen
Verſchließe ſie in deiner Bruſt!

Iſt dir der Liebe Glück beſcheeret,
Verbirg es vor des Tages Licht;
Das traute Dunkel nur gewähret
Die Blüthen, die der Neid nicht bricht.
Da magſt du ihre Düfte ſaugen,
Wenn du beſcheiden ſie gepflückt;
Doch wehe, wenn dich von den Augen
Der böſen Welt nur Eins erblickt! —

Wie wonnig wallen ſüße Düfte!
Wie lieblich ſchlägt die Nachtigall!
Doch horch! ertönt's nicht durch die Lüfte
Wie leichter Tritte leiſer Schall?
Sie iſt's! Sie nahet wie auf Schwingen
Gleich meines Lebens Genius!
Ich will ihr ſchnell entgegen bringen
Den erſten, warmen Morgenkuß.

Erwartung am Abend.

Wie dort Zweig an Zweig,
Grün und düftereich,
Zur lauschigen Laube sich dacht!
Rosenbette, Kränze,
Aufgeblüht im Lenze,
Umarmet die dämmernde Nacht.

Elisa komm, ich warte deiner schon,
Und eng preßt mir die Brust ein süß Verlangen,
An deinem Munde, deiner Brust den Lohn
Der glüh'nden Liebe heute zu empfangen.
Mir ist so süß um's Herz und doch so bang;
Das Leben schwebt an mir vorbei wie Träume,
Und rastlos jagt den Geist ein innrer Drang
In schrankenlose, nie durchforschte Räume.

Komm, du Lichtgestalt,
Führe mit Gewalt,
Mit süßer, den Schwärmer zurück,
Deiner Anmuth Fülle
Lehr ihn in der Stille
Empfinden das seligste Glück.

Sieh, Phöbus letztes Roſenlicht erbleicht,
Und ſeine Roſſe neigen ſich zu trinken.
Du haſt noch nicht den Mund mir dargereicht,
Die Arme nicht an deine Bruſt zu ſinken.
Hielt dich des Tages Treiben noch zurück,
Und konnteſt du ſein Werk nicht ganz vollenden,
Daß du der Liebe ſüß empfundnem Glück
Nicht eine Stunde Abends konnteſt ſpenden?

Schon die laue Nacht
Kömmt in ihrer Pracht,
Enthüllend das goldene Heer;
Und in heilger Feier
Strömt aus ihrem Schleier
Ein düftewallendes Meer.

Der Sehnſucht Klänge ſchlagen an mein Ohr,
Der Flöte ſanfte Hauche hör ich klagen,
Die Nachtviole hebt ihr Haupt empor,
Mir ihre Schätze freundlich anzutragen.
Doch ohne dich der Wonne mich zu freun,
Ein Glück zu fühlen, iſt mir nicht beſchieden,
Denn überſchwenglich wohnt in dir allein,
Was tauſend Reize außer dir nicht bieten.

Keines Neiders Laut
Stört die ſüße Braut,
Wenn Buſen an Buſen ſanft ruht,

Sie ſich enger ſchmiegen
Und die Pulſe fliegen;
Wie kreiſet da flücht'ger das Blut!

Zerſpreng' Feſſel, die mich marternd zwingt,
Und laß mein Ich ſich in das ihre tauchen;
Strahlt doch ihr Bildniß, wenn ſie mich umſchlingt,
Entgegen mir aus ihren blauen Augen.
O können ſich die Geiſter nimmer gatten
Der glüh'nden Sehnſucht zur Befriedigung?
Der Körper nur kann im Genuß ermatten;
Der Geiſt bleibt ewig wünſchend, ewig jung.

Trauer.

Schon verwelkt ihr, Roſen ſchöner Stunden,
Kaum im Frühlingsmorgenhauch erglüht?
Kaum hab ich des Lebens Glanz empfunden,
Fühl ich — ach! daß er ſchon ſchied!

Mit euch wollt ich mir die Stirn umwinden,
Doch zu kurz war eure Blüthenzeit; —
Ach, ſo konnt ich nimmer das empfinden,
Was das Leben Süßes beut.

Mir verſprach die Erde ihre Freuden,
Sie verſprach mir, daß ich glücklich ſei. —
Doch was gab ſie? nichts als Bitterkeiten,
Einen thränenvollen Mai.

Träume waren meine Seligkeiten,
Von dem Leben träumte ich ſo ſüß;
Doch ich ſah des Lenzes Roſen ſcheiden,
Täuſchend mich der Traum verließ.

Roſen brach ich; — doch auf den Gefilden
Dieſer Erde ſproßten ſie mir nicht;

Nein, erzeugt in jenen reinerfüllten
Auen, dort im höhern Licht.

Erde, warum haſt du mich betrogen!
Bringt der Lenz verdorrte Blüthen nur?
Mir nur haſt du Alles vorgelogen,
Andern hielſt du deinen Schwur!

Sonntagsfeier.

Lieblich tönen durch des Thales Enge,
Wie der sel'gen Geister Melodie'n,
Jener Glocken silberhelle Klänge,
Voll von süßen Himmelsharmonie'n,
Und die stille schön geputzte Menge
Seh' ich durch die reinen Straßen ziehn;
Greis und Jüngling, Kind und Jungfrau wallen
Nach des hohen Gotteshauses Hallen.

Wie am Morgen nach dem Hochzeittage
Tief errötheud mit verschämtem Schritt
Aus dem stillen, bräutlichen Gemache
Jung und schön die Braut verschüchtert tritt;
So die Sonne, die dem heil'gen Tage
Bringet Lust und heitre Stunden mit;
So hat sie mit Rosenglanz umwoben
Über die Gebirge sich erhoben.

Alle Töne, die die Sphären singen
Und der Wesen preisender Gesang,
Die das All' dem Ewigen will bringen,
Geistig hör ich sie in Einem Klang;

Frei will ſich durch alle Räume ſchwingen
Der erſtaunte Geiſt, befreit von Zwang,
Der ihn an das Niedre ſonſt gebunden. —
Er iſt frei, er hat ſich los gewunden!

Die Natur ſcheint mir in heil'ger Weihe
Nur Ein Tempel herrlich ausgeziert,
Wo der Herr hat in der Berge Reihe
Eine Säulenhalle aufgeführt
Und ein Dach gewölbt aus Azurbläue,
Wo in Ferne ſich der Blick verliert.
In des großen Tempels weiten Hallen
Mögen alle betend nieder fallen.

Ja, ſinkt betend, ſinket liebend nieder,
Und das Wort ergreif' euch innerlich:
Liebet Gott und liebet eure Brüder!
Liebe führ' uns alle mütterlich —
Ihr nur weih' ich That, ihr weih' ich Lieder;
Theure Ida, dich auch liebe ich. —
Gott, das Urbild, das mich ſtets umſchwebet,
Dich, die Traum und Wirklichkeit belebet.

Die drei Sterne.

Nach Weſten ſchweifet der ſehnende Sinn,
Wenn Nacht die Fluren umziehet,
Dort ſchweben die Wünſche, die flüchtigen, hin,
Wo das Heer der Sonnen erglühet;
Denn drüben am Himmel im lachenden Weſt
Dort halten drei Sterne die Blicke mir feſt.

Wohl ſteigen die freundlichen Tage herauf,
Mich können ſie wenig erfreuen,
Der ſtrahlenden Sonne gemächlichen Lauf,
Erſehne ich täglich von neuem,
Und kömmt ſie endlich die wonnige Nacht,
Und prangen die Sterne in goldener Pracht,

Da regt ſich im Buſen ſo lieblich und bang
Der Sehnſucht ſtilles Entzücken,
Es treibt mich des Herzens innerer Drang
Nach den ewigen Sternen zu blicken;
Doch ſtrahlen vor allen im Weſten die drei,
Das Auge verweilet am liebſten dabei.

Sie ſchaun durch das ſchaurige Dunkel ſo rein
Und traulich zur Erde hernieder,

Sie leuchten gleich lieblich im goldenen Schein
Und stehen vereinigt als Brüder;
Sie blühen, drei Rosen im himmlischen Kranz,
Und schweben zusammen den ewigen Tanz.

Und schau ich das Kleeblatt, das himmlische, an,
Da fühl ich die Wünsche mir schweigen,
Ich meine, sie müßten herab aus der Bahn
Zum Sterblichen huldreich sich neigen,
Sie brächten des Lebens entflohenes Glück,
Sie brächten den kindlichen Sinn mir zurück.

Und kenn' ich gleich nimmer den ewigen Bund,
Doch sind sie mir innig vertrauet;
Das thut die Stimme des Busens mir kund,
Wenn ich sehnend nach ihnen geschauet;
Mir scheint verschwistert ihr liebliches Licht
Und diese Ahnung, sie täuschet mich nicht.

Und daß sie mir wären noch treuer bekannt,
So hab ich nach innerem Triebe
Mit holdem Namen die Dreizahl benannt:
Geduld und Hoffnung und Liebe;
Und mit des Namens himmlischem Laut
Sind inniger mir noch die Sterne vertraut.

Wohl keimen und prangen und blühn und verblühn
Die wandelnden Menschengeschlechter,

Doch ewig die Bahnen mit ihnen ziehn
Die drei tröſtenden, himmliſchen Töchter,
Und bis das Weltall in Trümmer zerfällt,
Sind dieſe den Sterblichen zugeſellt.

Es labet vom irdiſchen Leiden gebeugt
Geduld die zagende Seele,
Sie lindert mit Thränen ſtill und feucht
Den Schmerz, wie ſehr er auch quäle,
Und iſt's nicht des Herzens eigne Schuld,
So flieht das Leiden in ſtiller Geduld.

Und Hoffnung gaukelt, ein leuchtend Bild,
Voran uns auf irdiſcher Reiſe,
Sie hat ſchon dem Knaben die Seele erfüllt
Und zeigt ſich noch lieblich dem Greiſe,
Und ob ſie auch trüglich und flüchtig entſchwebt,
Sie iſt's doch, durch welche der Sterbliche lebt.

Und Liebe leitet den bebenden Fuß
Auf den dunkel verſchlungenen Wegen,
Sie reicht uns die Schaale zum ſüßen Genuß
Und tanzt uns auf Roſen entgegen,
Und ob auch darunter ein Dörnchen ſticht,
Das fühlet die Seele, die liebende, nicht.

So ſchaut denn herunter aus lachendem Weſt,
Ihr drei Sterne goldne Geſtalten,

Die sinnige Deutung will ich mir fest
Trotz Stürmen im Busen erhalten,
Und bis die irdische Hülle bricht,
Umstrahle mich freundlich der Göttlichen Licht.

Und hab' ich gebuldet, gehofft und geliebt
Genug im betrüglichen Leben,
Wo oft — ach zu oft — das Auge sich trübt,
Dann lasset zu euch mich entschweben;
Ja, hab' ich die letzte der Thränen geweint,
So bin ich mit meinen drei Sternen vereint.

Drei Veilchen an Ida.

Der Frühling haucht über Aun und Feld
Und hat die Knöspchen der Veilchen geschwellt,
Die bescheiden im Gras sich verstecken.
Mich lockte der sonnige Tag aus dem Haus,
Mich lockte die Hoffnung, die süße hinaus,
Ein Veilchen für dich zu entdecken.

Ich suchte wohl lange im lieblichen Grün
Und immer noch sah ich kein Blümchen blühn,
Fast wär ich schon traurig gegangen,
Da winkt aus des Gartens grünender Au,
Da lächelt ein Veilchen mit wonnigem Blau.
Erfüllt war des Busens Verlangen.

Und wie ich am Dufte mich labend noch stand,
Ein zweites Veilchen ich Glücklicher fand,
Ich jauchzte voll hohem Entzücken; —
Ich hatte ins schwellende Grün mich gestreckt,
Da sah ich, wohl unter dem Grase versteckt,
Das dritte Veilchen mir nicken.

Dir weih' ich, Liebchen, die heilige Drei,
Manch Blättchen der Liebe lies' ich dabei,
Mich lehren's gar weise die Veilchen.

Der Düfte lieblichen Reiz verweht,
Der Blüte wonnige Pracht vergeht,
Auch Jugend nur dauert ein Weilchen.

O traue der Blüthe der Jugendkraft nicht,
Wohl treibet die Frucht, doch sie reifet und bricht; —
Bald welken die glühenden Wangen.
Sei nimmer trutz stolz auf des Morgens Zier,
Bald nahet der Abend und — glaube mir —
Dann ist alles verblüht und vergangen.

Wie Veilchen bescheiden im Grase erblüht,
So sei auch die sittige Jungfrau bemüht,
Im Stillen zu wirken und walten;
Hoch prangen im Glanz soll die Jungfrau nicht.
Die Rose prangt wohl, doch, weiß auch, sie sticht,
Will Blüthe mit Dornen umhalten.

Und blau ist der Treue sinniges Bild;
Mit Treue sei stets dir die Seele erfüllt,
Wie das Veilchen mit lieblicher Bläue;
Wie auch der Sturm dich umbrauft und tobt,
Stets halte die Schwüre, die einst du gelobt,
Nie wanke die ewige Treue.

Und wie ich dir bringe der Veilchen drei,
So denke der himmlischen Dreizahl dabei,
An Glaube, Hoffnung und Liebe.

Sei fröhlich und halt' an der Göttlichen feſt,
Und wenn auch auf Erden dich Alles verläßt;
Daß nur die Dreizahl dir bleibe!

Morgengebet.

Von des Tages jugendlicher Röthe
Sind verdrängt die Schatten schwarzer Nacht;
Drum sei dir im kindlichen Gebete,
Herr, mein Morgenopfer dargebracht.
Unter'm Fittig deiner heil'gen Boten,
In der Obhut deiner Vaterhand,
Die die Drangsal all', die mich bedrohten,
Zärtlich liebend von mir abgewandt,
Schlief ich wieder süß mit innern Frieden,
Und gestärkt erwachte ich auf's neu,
Da des Tages frühe Strahlen glühten,
Mahnten mich, was ich dir schuldig sei.
Ja, ich fühl's, ich leb' in deiner Güte,
Du nur bist's, durch den ich war und bin;
Darum sei mir stets ein rein Gemüthe
Und ein kindlich dir ergebner Sinn.
Nur an dich will sich der Schwache halten;
(Thor, der sich an Macht der Erde hält!)
Nur an dich, vor deßen ew'gem Walten
Aller Erdenglanz in Staub zerfällt.
Da nur sei mein Licht in Finsternissen,
Sei mein Stab auf meiner Wallerbahn,

Du mein Anker, wenn der Sturm zerriſſen
Alle Segel und zerſchellt den Kahn,
Durch des Schickſals wunderliche Gänge
Führſt mich, wie der Vater führt das Kind,
Stehſt mir bei in meiner Leiden Menge;
Doch ich armer Schwacher bin oft blind,
Sehe nicht, wie du die Hand mir reicheſt,
Blick oft nicht zu deinem Thron hinan,
Sehe nicht wie du dich zu mir neigeſt,
Wie du doch ſo oft mir ſchon gethan.
Mich zu prüfen, ſchickſt du trübe Stunden;
Doch du hilfſt mir ſie auch überſtehn,
Und läßt mich ſodann, ſind ſie verſchwunden,
Deſto froher meine Wege gehn.
Herr, vernimm den Dank, den ich dir zolle,
Sieh mich huldreich an aus deinen Höhn,
Aber, vielgeliebter Vater, wolle
Auch des Kindes Bitte nicht verſchmähn.
Gieb mir Kraft, die Wahrheit zu erkennen,
Kraft zum Kampfe mit der ſchweren Pflicht;
Für die Tugend laß mich hoch erbrennen,
Für den eiteln Schein der Welt nur nicht;
Daß ich nütze wohl die Zeit, die ſchnelle,
Aus ihr zieh' wahrhaftigen Gewinn.
Großer Geiſt, auch meinen Geiſt erhelle,
Daß ich recht erkenne, wer ich bin. —
Flügelſchnell enteilen ja die Jahre,
Und der Menſch, der ſterbliche, eilt mit.

Von der Wiege scheint mir bis zur Bahre
Nur ein flüchtiger, gemessner Schritt.
Einen neuen Abschnitt meines Lebens,
Einen Tag zu leben hab' ich heut;
O so gieb, daß er auch nicht vergebens
Seine Schätze mir ermunternd beut.
Vater, höre deines Kindes Stammeln,
Hör des Sohnes inniges Gebet,
Laß auch heut mich Tugend, Weisheit sammeln,
Und dir danken, wenn der Abend weht.

Tantalus.

Allegorie.

Wünſchen und ringen
Haſchen und ſtreben
Muß der unſterbliche
Geiſt in dem Körper,
Aber auf Erden
Krönet ihm nimmer
Sel'ge Erfüllung
Seines Beſtrebens
Raſtloſes Mühen.

Nach uralten Geſetzen
Wandeln die Sterne
Ewig die Bahnen
Fort durch des Weltalls
Unendlichen Raum.
Wohl ſieht die prangenden
Wandelnden Sonnen
Staunend der Menſch;
Kann er ergründen
Die weiſen Geſetze,

Nach denen sie ziehen
Ewig im Licht?
Kann er es deuten
Das Räthsel der Welten? —
Wie er auch haschet,
Nimmer vermag er's.

Tief auch hinunter
Zum Schoose der Mutter
Steiget er forschend,
Bahnet sich Wege
Durch ewige Nacht;
Will sie erkunden,
Die Werkstatt der Dinge,
Will sie erforschen,
Die Wohnung der Geister.

Kann er erschauen
Wie sich die Stoffe
Wunderbar zeugen?
Kann er erfahren
Wie aus Atomen
Körper sich bilden?
Trotz dem Bemühen
Nimmer entschleiert
Er das Geheimniß.

Tief zu des Meeres
Scheusalerfülltem,

Furchtbaren Grunde
Tauchet er nieder,
Zu der Gewässer
Schrecklichem Kessel;
Will sie umfassen
Alle die Schätze,
Unten geboren
Fern von dem Licht.
Wie er auch strebet,
Ewig verborgen
Bleibt ihm der Gottheit
Sinnvolles Räthsel.

Um ihn und neben ihm
Wirket die Urkraft,
Dich zu ergründen
Er nimmer vermag;
Wähnt er auch manchmal
Sich an dem Ziele,
Wähnt zu erfassen,
Was er gewollt;
Über den Thoren! —
Führt die Minute
Näher dem Ziele
Ihn einen Schritt,
Schleudert die künft'ge
Hunderte wieder
Schnell ihn zurück.

Trifolium.

Glaube und Liebe und Hoffnung — gesandt,
Um uns zu führen durchs irdische Leben —
So sind die Kinder des Himmels genannt,
Die uns hienieden so lieblich umschweben.

Glaube an Gott, die unendliche Macht,
Glaube zum Himmel, du lässt mich nicht sinken,
In der Verzweiflung dunkelster Nacht
Seh ich dich rettend von ferne mir winken.

Liebe, du sanftes himmlisches Kind,
Zärtlicher knüpfst du die Seelen zusammen,
Und in den Herzen entzündest geschwind
Glühende unauszulöschende Flammen.

Hoffnung, du Schönste im sterblichen Land,
Du hälst den Mann wie den Jüngling entzücket;
Reichst noch am Grabe dem Greise die Hand,
Daß er noch hoffend zum Himmel aufblicket.

Ruhla.

Seid gegrüßt mir, vaterländ'sche Berge,
Abermals soll ich euch wiedersehn. —
Drüben die sind wahrlich doch nur Zwerge
Gegen euch, ihr stolzen Eichenhöhn. —
Doch wie sind ich euch? — der strenge Winter
Deckt mit kaltem Schmuck noch euer Haupt
Statt des Frühlings erstgeborner Kinder;
Traurig sieht ihn Eichen unbelaubt.

Knospen treibend wähnt' ich euch zu finden,
Auf den Bergen Luft und Sonnenschein.
Veilchenkränze wollt' ich fröhlich winden,
Ach, nun hüllt euch Schneegestöber ein!
Eichenknospen wollt ich um mich schlingen,
Wollte jauchzen in dem Buchenwald, —
Winterschauer fühl' ich mich durchdringen,
Denn die Bergesluft weht eisig kalt.

Und du, trautes Thal, das mich geboren,
Das des Knaben erste Träume sah,
Deine Freuden haben sich verloren,
Du liegst traurig wie die Berge da; —
Laute Lust — ach! — ist aus dir gewichen,
Deine Kinder kennen Klagen nur;

Lang iſt jener Frohſinn ſchon gewichen,
Und du trauerſt auch wie die Natur. —

Der du einſt in holder Blüthe prangteſt,
Stolzer Flecken, der durch Kunſt und Fleiß
Zu dem ſchönſten Wohlſtand du gelangteſt;
— Handel und Gewerb ſind dir Beweiß. —
Oſt- und Nordſee führten deine Waaren,
Und erhaben war dein ſchöner Ruhm,
Ach, vor wenig kummervollen Jahren
War noch Glanz und Stolz dein Eigenthum.

Ach und nun — wie ſtehe ich erſchüttert! —
Muß ich, Lieber, ſo dich wiederſehn?
Deine ſchöne Krone iſt zerſplittert,
Deine Kinder ſollen untergehn. —
Stolze Berge, könnt ihr dies ertragen,
Die ihr ſaht die Blüthe jener Zeit? —
Laut müßt ihr's der Mutter Erde ſagen,
Daß ſie von dem Joche euch befreit.

Was des Fröhners Fleiß mit Müh erworben,
Frißt des Zwingherrn nie geſtillte Gier,
Und Gefühl des Mitleids iſt erſtorben,
Nur Gewinn und Habſucht herrſchen hier.
Ihr ertragt die kleinlichen Tyrannen,
Brüder, legt in's Joch euch ſelbſten ein? —
Wieder zieh mit Thränen ich von dannen;
Doch ihr ſeid nicht werth beweint zu ſein!

Der Sänger.

Wo die Herzen ſich öffnen der ſeligen Luſt,
Gefühle der Liebe umfahen
Die wonneberauſchte ſterbliche Bruſt,
Da will der Sänger ſich nahen.
Er beſinget die Zukunft, ihm dämmernd bewußt
Und Thaten, die vormals geſchahen;
Er zaubert herbei durch die Phantaſie,
Was Schönes und Süßes die Gottheit verlieh.

So ſchreitet er muthig ins Leben hinaus,
Er achtet nicht Drang und Gefahren,
Denn gläubig ſchaut er in's Vaterhaus
Das Göttliche dort zu gewahren;
Umtobt ihn auch wüthend des Sturmes Graus,
Das Herrliche läßt er nicht fahren;
Denn was ihm in ewigem Glanz dort erglüht,
Kein anderes ſterbliche Auge ſieht.

Frei ſchwärmt er durch's Weite, frei ſchaut er die Welt,
Nicht denkt er zum künftigen Morgen;
Der die Welten im Kranze gewunden hält,
Wird den liebſten der Söhne verſorgen, —

Er iſt's der des Sängers Buſen hoch ſchwellt,
Sein Geſetz liegt drinnen verborgen;
Und keinen Herrn ſonſt der Sänger erkennt
Auf Erden, als der ſich im Buſen ihm nennt.

Wo der Friede wallet, da tritt er hinein,
Er grüßet die Gäſte im Saale;
Sie ſitzen fröhlich in munteren Reihn
Beim leckervereiteten Mahle;
Es kreiſet der perlende, blinkende Wein
Im goldgeprägten Pokale.
Doch wie auch freiet die Freud' mit dem Trank,
Es fehlen die Töne, es fehlt der Geſang.

Da ergreift er der Harfe blinkendes Gold
Und die Stimme die mächtige waltet;
Des Liedes Töne ſchweben ſo hold,
Im Innern die Luſt ſich entfaltet. —
Bald greift ihn das Feuer, das Auge rollt,
Und das kräftige Lied ſich geſtaltet,
Bald läßt er in ſeufzenden Melodien
Die wilden Gluten der Seele verglühn.

Es ſtrömt des Liedes wonnige Kraft
Ein in die Herzen der Gäſte,
Sie fühlen, was Wein und was Liebe erſchafft,
Doch das Lied iſt wahrlich das Beſte;
Denn was nicht gewährte der Rebenſaft,
Das brachte der Sänger zum Feſte. —

Der Ritter ſitzt ſchweigend beim Mahle und ſin
Und die Thräne der Jungfrau, die züchtige, rin

Als verklungen der ſanfte, trauernde Klang,
Da tritt der Wirth aus der Reihe:
„Mich hat ergötzet dein lieblicher Sang,
„Sag' Harfner, was ich dir weihe,
„Drum fordre eilig, daß ich's zum Dank
„Dir Sohn der Muſen verleihe." —
Da nimmt die Jungfrau den Becher voll Wei
Und im — Trinken fällt eine Thräne hinein.

„Ich bitte mir Ritter, den Becher voll Wein,
„Worin die Thräne gefallen,
„Für meinen Geſang als Lohn zu verleihn!
„Ja wahrlich der beſte vor allen! —
„O möchte ſie oft ein Thränchen mir weihn! -
„Doch ich muß in's Weite jetzt wallen;
„Nicht weil ich auf Erden an einem Ort',
„Es reißt mich das Leben im Sturme fort." —

Wohl ſind die Tage, die holden, verſcheucht;
Doch die Sänger blühen und ſingen.
Wohl manches Auge wird Thränen feucht,
Wenn die ſüßen Töne erklingen;
Und wenn das Lied, das begeiſterte, ſchweigt,
Dann will ich den Dank auch erringen;
Ich leere den Becher bis auf den Grund,
Doch auch dreiſter küß' ich den Purpurmund.

Göthes Mignon.

Sagt, wo kam des Westwinds leises Fächeln
Mit den süßen Blumendüften her,
Der die Wange kühlt beim sanften Lächeln?
Leise küßt er sie und — war nicht mehr.

Und wo mochte hin der schnelle fliehen,
Als mit duft'gem Kuß er sie gekühlt?
Und wo ist das Land der Phantasieen,
Das er leicht im Wechseltanz erzielt?

Und wo zeugte sich die Pracht der Farben,
Die der Iris bunten Bogen schmückt,
Schnell geboren prangten sie und starben
Schnell, wie sie das trunk'ne Herz entzückt.

Woher kommen, wohin fliehn die Töne,
Die wie Geisterstimmen uns begrüßt.
Wo erzeugte sich der Wehmuth Thräne,
Die die Liebe von den Wangen küßt?

Das sind nimmer erdgebor'ne Kinder,
Aus der Ferne kamen sie uns her,

Nur der Frühling ſah ſie; kömmt der Winter,
Sind ſchon lang die Lieblichen nicht mehr.

Leiſen Trittes wandeln ſie auf Erden,
Ihre Heimath iſt ein beſſrer Ort!
Nur des flücht'gen Augenblicks Gefährten,
Grüßen ſie und eilen wieder fort. —

Willſt du ferner nun mit ſtillen Klagen
Nach dem holden engelgleichen Kind
Und nach ihrem Wunderweſen fragen?
Glaube mir, ſie iſt was jene ſind.

Elegie.

Wieder umarm ich dich, Lenz, mit jugendlich hohem Entzücken,
Wieder preß' ich, Natur, dich an die wallende Bruſt!
Sieh' hier ſteh' ich und ſtaune; die Wunder kann ich nicht faſſen;
Welt, dein erhabenes Bild rächt ſich am menſchlichen Stolz!
Wie, vermag der Sterbliche dich ſo kühn ſich ſo vermeſſen,
Nennt ſich im Übermuth Herrſcher der hehren Natur.
Über die Flächen der Erde hinzieht er mit Stangen und Ketten
Linien, und den Stein ſetzt er zur Marke ſich feſt,
Wähnend im thörichten Sinn, nun hab' er die Geiſter gebändigt;
Was die Marke ihm zeigt, ſei nun in ſeiner Gewalt.
Alles doch muß er, der Herr, ſich von der Sclavin erbetteln,

Und ihr mindeſter Zorn ſpricht dem Gewaltigen Hohn.
ühn mit dem rieſigen Damm, auf der Küſte des Meeres gethürmet,
Wähnt er durch Eifer und Kunſt knechtiſch der Waſſer Gewalt.
uldſam ſchmiegt ſich Amphitrite lauge den Feſſeln,
Läßt dem gier'gen Geſchlecht willig den winzigen Raub.
nd des Prometheus Trotz ſchwillt hoch in der Bruſt des Erzeugten:
„Länder und Meere erkennt folgſam mein ewig Geſetz!“

ächtlich zucket der Blitz und zündet den ragenden Giebel,
Und den glühenden Arm ſchlinget die Flamm' um das Haus.
ſgeſchreckt vom Lager weicht ſcheu den feindlichen Mächten
Dürftig der Menſch und erkennt willig die höh're Gewalt.
genfluten entſtrömen den unglücksſchwangeren Wolken,
Und des Hagels Gewicht trümmert die luſtige Saat;
üthend ſchleudert den Dreizack der Gott des bläulichen Meeres,

Nereus kräftiger Stamm rüstet sich wüthend zum Kampf,
Gleich dem Stäbchen zerbrechen die Dämme, Tausender Mühwerk,
Und es zerreißet Neptun lachend das kindische Band.
Wild, ein wogender Berg, stürzt er in die Tiefe der Eb'ne,
Überflügelt im Nu ringsum das blühende Land.
Magende Dörfer und Städte verschwinden unter den Wassern,
Und ein kräftig Geschlecht rühmet der Enkel nicht mehr.

Also gehen sie unter, die Riesenwerke der Menschheit,
Wenn sie im Übermuth reizet der Göttlichen Zorn.

Aber du prangest im Glanz, unsterbliche Mutter der Dinge,
Wechselst du auch das Gewand, immer doch bleist du dir gleich.
Heil'ge Natur, dich grüß ich heute mit glühender Liebe,
Dich umfängt ja der Lenz wieder, die prangende Braut.
Schweigend lieg' ich an deinem Busen und schmachte voll Sehnsucht,

Die in deinem Genuß ſchneller die Pulſe mir regt.
Zwanzigmal ſah ich, Natur, in bräutlicher Schöne dich blühen,
Immer ſah ich dich gleich kehren, die gleiche, zurück.

Frühling, freundlicher, führe noch einmal die Bilder der Kindheit,
Führe der kindlichen Luſt heilige Schatten herauf.
Tanzt, ihr ſeligen Stunden, umgaukelt vom lächelnden Wahne
Vor dem trüberen Blick jetzo noch einmal vorbei.
Anders begrüßt ich dich, Lenz, dir jauchzte der Knabe entgegen,
Stumm verſchließt in die Bruſt jetzt das Entzücken ſich mir.
Lärmend durchzog ich das Thal und folgte dem Klange der Schalmei,
Die zum grünenden Plan lockte den muthigen Stier.
Rieſig umzäunten die Berge der Heimath friedliche Hütten,
Doch für den brauſenden Sinn waren die Hohen zu klein.
Leichtſinn und fröhlicher Muth, geſpannt an die flüchtigen Räder,

Riſſen im wildeſten Lauf mich durch die Stunden dahin.
Lenze kamen und ſchieden, ich grüßte den neuen ſtets lieber,
Und das fröhliche Kind reifte zum Jüngling heran;
Aber nichts frommten die Jahre, mir blieb die kindliche Unſchuld;
Heitre Spiele der Luſt lachten mir jetzo wie ſonſt.
Pythiſcher Wahnſinn umſpielte den glühenden Buſen des Jünglings;
Denn mit hatte Apoll Leier und Töne verliehn.
Und zum leichten Gefolg geſellte ſich lachend die Liebe,
Und in bacchantiſcher Luſt jagd' ich durch Wald nun und Feld.
Mein war jede Minute, ich feſſelt' mit roſigen Banden
Luſt- und liebliches Spiel feſt an den rollenden Kreis.
Mag mich der kältere Klügler, die ſtrengere Tugend verdammen,
Schlürft ich in ſeligem Wahn doch bis zum Boden den Kelch.
Wohl erſtiegen nun Lenze, da blickte ich ernſter ins Leben,

Und mit bedächtigem Schritt folgt' ich dem weiseren Wort.
Schwand auch der Wahn nun dahin, mich reut nicht die selige Stunde;
Tage der Wonne, noch oft denk ich begeistert an euch.
Wiederum dufte mir deine Blumen, balsamische Flora;
Blatt und Blüthe entsteigt wieder dem saftigen Stamm;
Ach mir stieg schon herauf der heißere Sommer des Lebens,
Blume und Blüthe entsank lang schon dem kräftigen Baum.
Bilder des spielenden Wahns, sie sind mir alle erblichen;
Süße Gestalten, ihr floht alle vom rauheren Weg,
nd nun steh ich allein, allein mit dem glühenden Herzen;
Dennoch glühend und stark, wenn mich die Welt auch betrog;
ber die bunte Scene von außen, sie hat sich verändert,
Und zum ernsteren Werk winkt mich die mahnende Pflicht.
un so lebet denn wohl, ihr traulichen Bilder der Jugend,

Wo euch der Jüngling geſucht, findet euch nimmer der Mann.
Alles iſt untergegangen im reißenden Strome des Lebens;
Aber es blühet und prangt ewig die Jugend im Lied.
Sangesluſt und Natur, ihr ſeid noch treu mir geblieben;
An die ſchwellende Bruſt rufet mich Flora hinaus.
Über mir koſet im Eichbaum ſüß die Hamadryade,
Und zu dem ſilbernen Quell lockt die Najade mich hin.
Murmelndes Waſſer, du gleichſt der Jugend ſprudelndem Leben;
Deine Fülle verſiegt, flammet des Sirius Wuth.
Felder durchwandelnd ſenkt in den Schoos der nährenden Mutter,
Daß es zum Golde gedeih, Ceres, die blonde, das Korn;
Aber würziger ſchon umſchweben mich Flügel des Zephyr,
Und ermatteter ziehn Helios Roſſe dahin.
Langſam rollen die Feuerräder am Himmel herunter,
Ha, ſchon harret der Flut labende Kühlung auf ſie,

Schon ſpringt Apollo vom Wagen und ſinkt an den Buſen der Thetis;
Helios ſtieg in die Flut, Helios ruhet und liebt.
Duftig ziehet die Nacht herauf, die Freundin der Liebe;
Alles was lebet und fühlt, Alles nun ruhet und liebt.
Ach, mir ſchlägt nicht die Stunde der Ruh, nicht die Stunde der Liebe;
Preß an die heißere Bruſt ewig die Schatten ich nur?
Tritt der hole Traum der Dichtung nie in das Leben?
Blüht aus dem zaubriſchen Kreis nimmer die Wirklichkeit auf?
Flüſternd weht es mir zu: zwei Wege blühen dem Wandrer;
Eilſt auf dem einen du kühn, ſchließt ſich der andre dir zu.
Dichtung nennt ſich der eine, und Wirklichkeit heißet der andre.
Was in dem Liede dir blüht, dämmert im Leben nicht auf.

Lieder.

Weinlied.

Streckt auf den ſchwellenden Raſen euch nieder,
Füllet das Glas mit begeiſterndem Schaum,
Friſcht und erquickt die entfeſſelten Glieder
Hier auf den blumenbeſproſſeten Raum.
Friſcht euch die Seele,
Netzet die Kehle!
Labung des Geiſtes geht über den Gaum.

Sehet die Sterne hernieder uns winken!
Freundlich ſchauen die goldenen drein;
Seht auch die Becher, die farbigen, blinken,
Hell in des Abendroths purpurnem Schein!
Flechtet euch Kränze,
Jubelnd in Tänze
Schlinge die Jugend die wechſelnden Reihn.

Freuen die Götter, die ewigbeglückten,
Sich doch am Trank und melodiſchen Tanz.
Windet und flechtet die eben gepflückten
Duftigen Blüthen zum lachenden Kranz!

Scheitel umſchlungen!
Wonne durchdrungen
Fühlt der bekränzete Zecher ſich ganz.

Tief zu des Bechers aufgähnendem Grunde
Stiegen die Sorgen des Lebens zu Hauf;
Frohſinn und ſchwärmende Liebe im Bunde
Ziehen mit lachendem Antlitz herauf.
Seid uns gegrüßet!
Lieblicher fließet
Uns nun der Stunden enteilender Lauf.

Rundgesang an der Tafel.

Wir sitzen im Saal
Bei'm fröhlichen Mahl,
Uns winkt der begeisternde Wein;
Mit jauchzendem Klang
Erhebt den Gesang,
Und lasset voll Freude uns sein!

Ihr Brüder, schenkt ein
Den sprudelnden Wein!
Er ist's der das Leben verschönt. —
Stoßt freudevoll an!
Dem biederen Mann
Dies Hoch, das die Lüfte durchtönt!

Und abermals tön'
Wie Glöcklein schön,
Der schäumenden Becher Geläut! —
Die Zeit schnell verfließt,
Und der nur genießt,
Der wahrhaft des Lebens sich freut.

Was frommt denn der Gram?
Wer nimmermehr kam

Zum munteren, trauten Gelag
Des zechenden Schwarms,
Den quält einſt des Harms
Der Reue ſpätkommender Tag.

Wer ſolches erkor,
Den nennen wir Thor,
Er nützt nicht die eilende Zeit;
Wir ſchlürfen den Wein
Mit Lachen hinein,
Den Bacchus uns huldreich verleiht.

Die Sorge entflieht,
Die Wange erglüht;
Es ſtrahlet das Auge ſo rein,
Und Männerkraft ſteigt,
Der Buſen wird leicht
Vom wonneerzeugenden Wein.

Auf Fittigen frei
Durch's Weltengebäu
Entſchwebt der entfeſſelte Geiſt,
Und liebet und küßt,
Was küſſenswerth iſt,
Was fröhlicher Bruder ihn heißt.

Ihr Brüder drum trinkt,
So lange noch blinkt

Im Glaſe ein Tröpfchen des Weins!
Geſegneter Schmaus! —
Die Gläſer rein aus
Zum Wohle noch unſers Vereins!

Abendlied.

Ferne Wolken seh ich ziehen,
Goldgesäumt vom Abendroth;
Und es stirbt im letzten Glühen
Dort der Tag den süßen Tod.
In dem düstern Schleier
Hüllt sich ernst die Erde ein,
Und schon wallt er freier
Über Flur und Hain.

Ferne Töne hör ich klingen,
Die wie Geisterlispeln fliehn;
Durch die reinen Lüfte dringen
Zaubersüße Melodien
Mit des Zephyrs Schweben,
Grüßen kaum mein lauschend Ohr,
Rufen in das Leben
Neuen Schmerz hervor.

Ferne Lieben grüß ich sehnend,
Lang vergangner Tage Bild,
Und die Wimper zucket thränend,
Und die Perle träufelt mild,

Ach! die ich gegrüßet
Trennet von mir weites Land,
Und die Thräne fließet
Spurlos in den Sand.

Sonst und jetzt.

Als ich noch ein Knabe war,
Sucht' ich frohe Tänze,
Flocht in's goldgelockte Haar
Frische Blumenkränze.
Munter hüpfend war ich bald
Auf den grünen Matten;
Lag im dichten Eichenwald
Sorglos bald im Schatten.

Da ich nun ein Jüngling bin,
Will die Luft mich fliehen;
Nach der Ferne lockt mich's hin,
Ewig möcht' ich ziehen.
Bin ich auf des Berges Höh',
Möcht' das Thal ich sehen,
Und wenn ich im Thale steh,
Ruft mich's auf die Höhen.

Goldner Tage leichter Sinn
Kehrst du mir nicht wieder?
Nimm mich Ruhe, Trösterin,
Unter dein Gefieder!

Laß mich aus der Lethe Flut
Einen Tropfen trinken,
Laß der trüben Zweifel Wuth
In den Strom versinken!

Festlicher Rundgesang.

Wir kamen mit heiterem Muth herein,
Wir kamen zum fröhlichen Feste,
Hell blinkte im Glase der köstliche Wein,
Es lud zum Genusse die Tafel uns ein,
Doch wahrlich! es fehlte das Beste;
Doch kaum, daß das brausende Lied erschallt,
So erfüllt uns Freude mit Göttergewalt.

Oft scheinen die Tage so öd' und bang
Bei Schicksals feindlichem Streben,
Doch füllen die Liebe, der Wein und Gesang
Den Busen uns wieder mit himmlischem Klang,
Und schmücken mit Rosen das Leben.
Wir freuen zusammen der Drei uns heut,
Drum sei dieser Becher den Holden geweiht!

Denn was uns zu himmlischer Lust entzückt,
Der Frauen holdselig Gemüthe,
Was stets uns mit liebender Sorgfalt beglückt,
Und uns von des Lebens Mühen erquickt,
Sei hoch uns gefeiert im Liede!
Die ihr uns das süßeste Glück verleiht,
Euch sei dieser schäumende Becher geweiht!

Und die aus dem Grunde der Flasche sprühen,
Des Weines geistige Flammen,
Die heißer und heißer die Adern durchglühen,
Und von der Erde zum Himmel uns ziehen;
Sie müssen von dort doch wohl stammen!
Drum trinket die Gaben des Himmels heut,
Dem Weine sei dieser Becher geweiht!

Die Treue, die Gott dem Sänger verlieh,
Sie schmücken zum dritten das Leben;
Es greifet des Liedes Sympathie
In alle Herzen, man weiß nicht wie,
Daß höher die Wellen sich heben.
Drum voller und brausender tön' es heut:
Dem Liede sei dieser Becher geweiht!

Und habt ihr die Becher nun alle geleert,
Ei! füllet die ledigen wieder;
Denn was uns das Leben mit Eitelkeit nährt,
Und lang uns die männischen Stunden verkürzt,
Das haben wir heute, ihr Brüder!
Hoch lebe das Weib, der Wein, das Lied,
So lang' uns die Flamme des Lebens noch glüht!

Badelied.

Wie brennt der Sonne Strahl so heiß!
Wie ist die Luft voll Schwüle;
Der matte Wanderer trieft von Schweiß,
Kein säuselnd Lüftchen wehet leis,
Wo suchen nun wir Kühle?

Hinaus, hinaus an Flusses Rand,
Zum klaren Gestade!
Hat euch die Sonne nicht gebrannt,
Die Kleider ab mit flinker Hand,
Hinab zum kühlen Bade!

Laßt brennen nur bei Tages Glut,
Noch trocknen nicht die Quellen.
Und weicht zur Arbeit Lust und Mut,
Schleicht durch die Adern matt das Blut,
Hinein denn in die Wellen!

Ha, wie erfrischt sich alle Kraft,
Wenn Wellchen uns umspielen!
Wie sich das Leben neu erschafft,
Das in der Sommerglut erschlafft,
Wenn wir die Arme kühlen;

Ins nasse Reich! wie hüpfen bunt
Die Fischchen in den Tiefen;
Kommt in Poseidons offnen Schlund;
Taucht nieder bis zum sand'gen Grund,
Daß euch die Locken triefen.

Nun wie gefällts euch in der Flut? —
Ha, freut euch, ihr Brüder!
Schon kühlet sich des Busens Glut;
Es läuft im rechten Takt das Blut
Schon durch die Pulse wieder.

Und nun mit frischem Sinn hinaus
Und in die luft'gen Kleider,
Mit leichten Schritten dann nach Haus,
Dort haltet einen früh'gen Schmaus,
Und dann zur Arbeit weiter!

Romantische Gedichte.

Ludwig der Eiserne,

Landgraf in Thüringen.

1140

Wild pfeift der Sturm durch düstre Nacht,
Erhellt von Blitzes rothem Schein,
Der Wald erbebt, die Eiche kracht,
Der Donner rollt am Felsenstein;
Doch durch der Elemente Wuth
Geht Landgraf Ludwig leicht und heiter;
Sein Schwert nur bahnt den Weg ihm weiter,
Den er verfolgt mit kühnem Muth.

Der Jagd Vergnügen zugethan,
Zog täglich von der Wartburg Schloß
Auf kargbetretner Waldesbahn
Er aus mit der Gefährten Troß;
Doch unbekümmert ließ das Land
Vom schlauen Adel er verwalten;
Der konnte nach Belieben schalten
Mit frevelnder Tyrannenhand.

Dieweil hier mit dem frohen Schwarm
Er manche süße Lust sich wählt,
Wird dort der Bauer, lang schon arm,
Aufs gräßlichste gedrückt, gequält.
Er muß noch ärger, als ein Thier,
Gespannt am Pflug, geschirrt am Wagen,
Des Tages Last und Hitze tragen,
Ihm wird kein Bissen Brot dafür.

Einst folgt der Graf dem flücht'gen Reh,
Allein durch Thal und Waldgeheg,
Er schwingt sich schnell von Höh zu Höh,
Und bahnt sich selber seinen Weg.
Das Wild entschwindet seinem Blick
Und Ludwig steht und forscht verlegen,
Und forscht umsonst auf welchen Wegen
Er eile zu der Schaar zurück.

Denn Berg und Berg umarmen sich,
Sie deckt unendlich langer Wald,
Fern naht ein Wetter fürchterlich,
Hell zuckt der Blitz, der Donner hallt,
Und mehr und mehr das Grausen naht;
Es senkt die Nacht ihr schwarz Gefieder
Rings auf die stolzen Höhen nieder;
Nur Blitze hellen noch den Pfad.

Die Höhe hat er jetzt erreicht
Und schaut hinab ins grauſ'ge Thal,
Aus eines Ofens Schlunde steigt
Der Funken unermeſſne Zahl.
Wild brauſt durch's Thal des Waldes Bach
Geſchwellt von dem Gewitterregen;
Der Hammer ruft mit Rieſenſchlägen
Der Berge luſtig Echo wach.

Der Landgraf dringt durch Dorn und Stein,
Wo ſchroff die Felswand niederſpringt,
Und folgt des Feuers lichtem Schein,
Der durch das dichte Dunkel blinkt.
Bald fußt im Thal ſein feſter Schritt,
Hin eilt er, wo der Ofen glühet
Und hell das Heer der Funken ſprühet,
Und forſcht nach dem fleiß'gen Schmid.

Der tritt mit finſtrer Stirn heraus
Betrachtet bitter ihn und ſpricht:
„Wer biſt du? Was führt dich ins Haus?
„Des Schmides Elend wahrlich nicht!“
„ „Des Landgrafs Jäger ſteht vor dir,
„ „Ich habe mich verirrt beim Jagen,
„ „Da hört ich deines Hammers Schlagen
„ „Und hoffe wohl ein Obdach hier.“ “

Der Schmid, in Lumpen nur gehüllt,
In jeder Miene Druck und Noth,
Mit Waſſer bringt den Krug gefüllt,
Und legt dabei verſchimmelt Brot.
„Ein Schurke, ſpricht er, giebt dir mehr!
„Dies wird der Nächte Müh zum Lohne,
„Am Tage zwingen mich zur Frohne
„Der Edelknechte grauſam Heer.

„Erſt wenn der Tag geneigt ſich hat,
„Mich dieſer Hunde Gier entläßt,
„Dann ſchleich ich hungrig heim und matt,
„Gepeitſcht am Leib, von Schweiß durchnäßt;
„Nun muß ich auf des Hammers Kraft
„Des Waſſers Sturz hernieder leiten,
„Und manches Eiſenſtück bereiten,
„Das mir dies dürftge Brot verſchafft.

„Wohl hab ich hier und dort gehört,
„Der Landgraf ſei wohl brav und gut;
„Doch daß er nicht den Buben wehrt,
„Macht kühner noch die arge Brut.
„Die Übermüth'gen ſpotten ſein,
„Und ordnen ſtets ihm Spiel und Jagden,
„Indeß ſie ſeine Leute ſchlachten
„Und Blutgeld häufen in dem Schrein.

So fährt der Schmid zu klagen fort,
Und ſpricht vom Herzen frank und frei,
Und ihm entgeht manch bitter Wort,
Wie ſchwach der junge Landgraf ſei.
Das Waſſer ſtürzt, die Räder kreiſen,
Das Holz des alten Balges knarrt;
Bei jedem Schlag auf's glühn'de Eiſen
Ruft er: „O Ludwig werde hart!“

Den Landgraf packt mit wildem Graun
Des ſchwarzen Schmids Entſetzens-Ruf;
Jetzt kann er klar das Unheil ſchaun,
Das Schwäche ihm und Leichtſinn ſchuf.
Wohl ruft der Schmid noch hundertmal
Ihm bei des Hammers grimmen Schlägen
Das wilde „Ludwig hart!“ entgegen,
„O werde hart wie dieſer Stahl!“

Am Morgen eilet der zurück
Und ruft der Edeln Schaar herbei;
Er ſchaut ſie an mit Zornes Blick
Und flucht der graſſen Tyrannei.
Die Herrn begreifen ihn noch nicht
Und ſuchen liſtig auszuweichen,
Doch er weiß ſich als Fürſt zu zeigen,
Und hält ein ſtrenges Strafgericht.

Als sie sich drauf mit ihm entzweit,
Verspottend seinen neuen Sinn,
Da kam es bald zum blut'gen Streit,
Doch ihnen bracht' er nicht Gewinn.
Der Graf zwang sie, die er besiegt,
Sich in des Pfluges Joch zu bücken,
Er peitschte selbst auf ihren Rücken,
Bis manchen Acker sie gepflügt.

Und eisern war der Graf zu schaun
Dem übermüthigen Geschlecht;
Doch ringsherblühten Flur und Aun,
Es waltete das heil'ge Recht.
Bald war sein strenger Sinn bekannt,
Und, wo sein hohes Lob erklungen,
Ward er von allen deutschen Zungen
Ludwig der Eiserne genannt.

Endymion.

Was für himmliſche Genüſſe
Anadyomene giebt,
Keiner fühlt der Liebe Küſſe,
Den Latonas Tochter liebt;
Dir Endymion erblühte
Doch ein Loos vor Allem ſüß,
Denn für dich allein erglühte
Einſt die keuſche Artemis.

Sie, das reine Licht der Nächte,
Nie von einem Gott beſtrickt,
Die den Blick ſo furchtbar rächte,
Der Aktäon einſt entzückt,
In den Wäldern auferzogen,
Mit den Freuden nur bekannt,
Die ihr gab der goldne Bogen,
War in Liebesglut entbrannt.

In des Latmus hohem Haine,
Schöner Ahnung leis erfüllt,
Folgt bei hellem Sternenscheine
Spät Endymion dem Wild;
Doch ermüdet streckt die Glieder
Auf dem moosgeschwellten Raum
Er im sanften Schlummer nieder,
Und ihn letzt ein holder Traum.

Ferne lenkt im hohen Bogen
Durch des Himmels Azurmeer,
Von dem Drachenpaar gezogen,
Cynthia den Wagen her,
Und sie sieht den Schläfer liegen,
Sieht und staunt entzückt ihn an,
Und besiegt von seinen Zügen
Hält sie an ihr Zwiegespann.

Nie gekannte Sehnsucht dringet
Durch die Brust der Jägerin,
Und des Eros Macht bezwinget
Der Diana spröden Sinn;
Nimmer kann sie widerstehen,
Es durchzuckt sie glühend heiß,
Und zum Schläfer ungesehen
Lenkt sie ihres Wagens Kreis.

Und es tagt im Roſenlichte
Rings des Haines alte Nacht;
Schweigend neigt ſich Eich' und Fichte
Vor der Herrin hoher Pracht;
Düfte wogen durch die Räume,
Düfte von Ambroſia;
Schöner grünen alle Bäume,
Denn es nahet Delia.

Schüchtern und mit ſüßem Zagen
Hebet ſich der leichte Fuß;
„Darf Diana wohl es wagen?
„Ziemet ihr der Liebe Kuß? —"
Wie ſie auch noch kämpft und ringet,
Eros ſiegte ſchon gewiß,
Und den Kuß, den erſten, bringet
Opfernd dar ihm Artemis.

Und Endymions Gefühlen
Wird es klar, daß ſie ihn küßt,
Aber nur für Traumes Spielen
Hält er das, was wirklich iſt. —
Sanft ertönen rings im Haine
Zauberſüße Melodien;
Wo er ruhte auf dem Raine,
Blumen aus dem Moos erblühn.

Oft noch kehrt die Göttin wieder
Und ist sie dem Haine nah,
Lenkt sie still den Wagen nieder,
Wo sie einst den Schläfer sah;
Und vom Schlummer sanft bezwungen
Ruht der holde Jäger schon,
Tönt der Hain vom Klang durchdrungen:
Seliger Endymion.

Die Hand.

Ballade in drei Gesängen.

Erster Gesang.

Es haus'te in Schwaben ein mächtiger Graf,
Ein Hert von vielen Vasallen,
Die Wallengau wurde sein Schloß genannt,
Ob Schönheit, ob Reichthum und Stärke bekannt
Den Fürsten und Rittern wohl allen.

Sein Töchterchen, wahrlich kaum siebzehn Jahr,
War schön wie die schönste der Feen;
Wer sah wohl des Auges flammenden Strahl
Der himmlischen Elsbeth ein einziges Mal
Und konnte dem Blick widerstehen?

Ihr Leibchen war schlank wie die Tannen am Berg,
Wie Engelszüge die Mienen;
Voll Unschuld das rosenumblühte Gesicht, —
Ja welcher der Ritter mochte wohl nicht
Mit zärtlicher Minne ihr dienen?

Es kamen der Hohen und Mächtigen viel,
Die himmliſche Elsbeth zu freien;
Es zeigte ſich öfters auf Wallengaus Schloß
Manch edler Ritter mit mächtigem Troß,
Ihr Reichthum und Hand zu verleihen.

„Kind, ſprach der Vater, ich zwinge dich nicht,
„Drum wähle dir unter den allen,
„Und welchen dein Herz am meiſten verehrt,
„Den nenne, doch daß es nicht lange mehr währt! —
„Sprich, hat dir ſchon einer gefallen?“

„ „Ach! Vater, die Freiheit der Jugend iſt ſüß;
„ „Ich möchte noch lang bei euch wohnen.
„ „O laßt mir die Freiheit noch längere Zeit!
„ „Und bin ich dann älter, ſo bin ich bereit;
„ „Doch möcht ihr mich jetzt noch verſchonen!“ „

„Nein, Elsbeth, nimmermehr gehet das an,
„Ich würde die Freier erboſen;
„Dann käme wohl mancher mit mächtigem Heer,
„Weil du ihn verachtet, zur Fehde daher,
„Drum darfſt du nicht kalt ſie verſtoßen.

„So füge dem Willen des Vaters dich jetzt,
„Doch um dir nach Herzen zu wählen,
„Erlaub' ich von heute drei Monden noch Zeit;
„Nun wähle dir Einen und mach dich bereit,
„Mit ihm dich als Weib zu vermählen.„

Drauf ließ sie der Vater, und bebend durchdrang
Die Rede ihr Sinn und Gedanken.
Sie zitterte, sank zu dem Boden blaß,
Sie weinte viel Thränen ins duftende Gras,
Daß Halm und Blume sie tranken.

Sie liebte den Junker von Dachen schon lang,
Der Jüngling liebte sie wieder;
Noch Edelknab' war er, noch führt er kein Schwert,
Noch war er der goldenen Spornen nicht werth,
Doch schön wie ein Engel und bieder.

Lang floß ihm vom Nacken das goldne Haar,
Wild blitzten die Augen voll Feuer;
Je wilder im Busen die kämpfende Lust,
Je zärtlicher an der Holdseligen Brust,
Je inniger liebt er und treuer.

Sobald der Abend die Flur umzog
Harrt Dachen in blühender Laube;
Bald kam sie und lag in des Zärtlichen Arm,
Es wurde manch Küßchen gar süß und warm
Dem glühenden Junker zum Raube.

Die Stunden flohen im Liebesgeschwätz,
Der Liebenden seligste Freuden;
Dann wechselten beide im Himmelsgenuß
Des Abschieds unendlich zärtlichen Kuß
Um wonneberauschet zu scheiden.

Doch heute ach! ging sie mit zagendem Schritt,
Ihr bebten vor Schrecken die Glieder;
Die Traurige eilte — sie zögert' im Gang —
Bald stand sie — bald sann sie, und wartete lang,
Und ging am Ende doch wieder.

Sie stürzt in die Laube mit Jammergeschrei:
„Ach Dachen! ich soll dich verlassen!
„Mein Einziggeliebter bald muß ich von dir;
„O komm an mein Herz und weine mit mir;
„Nicht kann ich das Gräßliche fassen."

„„Geliebte, was fehlt dir, was hat dich erschreckt?
„„Wer, Mädchen, wagt dich zu zwingen!
„„Wer hat dir etwas zu Leid gethan?
„„Beim Himmel ich räch' dich, o sag es mir an!"
„„Wer will von einander uns bringen?" "

Mit Schaudern und Schluchzen nun stammelte sie
Die schreckenerregende Kunde.
Sie schlang ihm den Schwanenarm sanft um den Leib;
„Mein Dachen, Geliebter! ach wär' ich dein Weib!"
So stönt' sie mit bebendem Munde.

Da glühte dem Junker die Flamm in der Brust:
„„Nein, Elsbeth, nie kann ich dich lassen.
„„Fort will ich, dem Vater die Liebe gestehn,
„„Ich will dich bei ihm mir zur Gattin erflehn,
„„Ich will ihm die Kniee umfassen." "

uf sprang er vom Sitze und wollte hinaus,
a prallt ihm der Alte entgegen;
ild warfen die Augen den zornigen Blick,
er Junker erschrocken trat langsam zurück,
d doch um die Rede verlegen. —

s Elsbeth so jammernd im Grase hinsank,
machte der Graf sich Gedanken;
rieth wohl auf manches, und traute ihr nicht,
um ließ er sie heute nicht aus dem Gesicht
sah sie zur Laube hinschwanken. —

rwegner! brüllt er den Junker jetzt an,
ein Haus willst du Knabe mir schänden?"
ch zog er den blanken tödtenden Stahl;
Junker die Seele dem Himmel befahl
glaubig sein Leben zu enden.

stürzte das Mädchen mit schrecklichem Schrei,
wilder Verzweiflung getrieben,
Vater zu Füßen, „ „Und eh' das Schwert
hn tödtet, es mir erst den Busen durchfährt,
nd sterbend noch werd' ich ihn lieben!" "

nilderte Liebe den mächtigen Zorn,
Mitleid drang bittend zum Herzen.
el ihm das Schwert aus der zitternden Hand;
glühende Rache zum Junker verschwand,
rührten der Liebenden Schmerzen.

„Herr Graf! sprach dieser, noch hab' ich kein Schwert,
„Noch kann ich nicht kämpfen, mich schlagen,
„Drum denkt ihr, ich wäre der Dirne nicht werth,
„Doch hört, ich schwör zu erkämpfen das Schwert,
„Als Ritter es würdig zu tragen."

„Drum gebet mir Panzer, gebt Schild mir und Spieß,
„Als Knappe will mit Euch ich ziehen;
„Und bleibe ich kämpfend in hitziger Schlacht,
„Gebt Elsbeth dem Mann, dem Ihr zu sie gedacht,
„Ein Grab mir, wo Rosen drauf blühen.

„Doch komm ich einst wieder, so thut was recht,
„Belohnt mich mit Schwert und mit Sporen,
„Und gebt mir zum Weib, die mein Herz ernannt,
„Und schlinget mit Liebe das zärtliche Band.
„Wir wären zum Glücke geboren!"

Der Graf hört an es mit finsterem Blick,
Da jammert' sein Kind ihm zu Füßen,
Beschwur bei der Jungfrau, der Heiligen Schaar
Den Vater, der lange versöhnt schon war,
Da mochte das Herz ihm zerfließen.

„Wohlan sprach der Graf, so sei dirs vergönnt;
„Doch morgen schon ziehst du zum Heere,
„Schon frühe füllst du der Reisigen Zahl;
„Drum siehst du jetzt Elsbeth zum letztenmal,
„Dein Weib; bringst du Ruhm mit und Ehre.

„ „O Jesus Maria! schrie Elsbeth auf,
„ „Schon jetzo sollen wir scheiden?
„ „Nur gönnet uns Armen ein einziges Wort,
„ „Dann reißet den Ewiggeliebten fort,
„ „Dann will ich ja still um ihn leiden.“ “

„Nun ja, sprach der Vater im Herzen besiegt,
„So drück' ihr den Kuß auf die Wangen,
„Den Scheidekuß“ — Dachen mit bitterem Schmerz,
Ging, drückte das Mädchen ans wallende Herz
Mit schmerzlichen süßem Verlangen.

„O bleibe du Einziggeliebter mir treu,
„Wenn Thränen und Blut dir auch rinnen;
„Wenn grausam der Tod auch die Bande zerreißt,
„So hohle mich baldigst dein seliger Geist
„Mit stillem Lächeln von hinnen.“

Sie nahm von dem Finger den goldnen Ring,
Ihn weinend dem Theuern zu geben:
„Dies Unterpfand nimm der Lieb und der Treu,
„Schau an ihn im Kampfe, er wird dich aufs neu
„Mit Muth und mit Stärke beleben.“

Er gab ihr den innigsten Abschieds Kuß,
Von banger Ahnung durchflogen:
Es sei wohl der letzte selige Blick,
Er kehre nun nimmer zum Schlosse zurück. —
Nicht hat ihn die Ahnung betrogen.

Zweiter Gesang.

Stille Nacht war eingefallen,
Sterne streuten mattes Licht;
Alles ruhte in den Hallen,
Nur zwei Seelen ruhten nicht.
Als des Nebels grauer Schleier
Von des Daches Gipfel wich,
Tönten durch das Burggemäuer
Stimmen dumpf und fürchterlich.

„Rasch die Pferde aus dem Stalle!
„Mach, Kumpan, und dummle dich!
Und im Fluge schwangen alle
Auf die hohen Rosse sich.
Dachen siehet hoch am Fenster
Eine dämmernde Gestalt,
Doch es packt ihn wie Gespenster
Und durchläuft ihn eisig kalt.

Und er zieht mit düſterm Schweigen
Zu des Kaiſers Lager hin;
Schwermuth fing jetzt an zu weichen,
Heldenmuth erfüllt den Sinn.
Bei der Waffen wildem Lärmen,
Glühet hoher Muth durch ihn,
Aber wenn die andern ſchwärmen,
Siehet man ihn einſam ziehn.

Endlich naht im Lauf der Zeiten
Sich der Tag der grauſen Schlacht;
Fürchterlich war auch das Streiten,
Mit dem Morgenroth erwacht.
Leichen thürmten ſich auf Leichen,
Gräßlich war das Schwertgeklirr,
Trotzig wollte keiner weichen
In dem ſchrecklichen Gewirr.

Da ruft donnernd es von drüben:
Auf, der Kaiſer in Gefahr! —
Dachen flog von Muth getrieben
Eilig hin mit einer Schaar;
Hieb wild auf der Feinde Knechte,
Trieb die Brüder mit Geſchrei,
Daß er ſich den Tod erfechte
Oder ſeinen Herrn befrei!

Und er faß das Pfand der Liebe
An der Hand von ohngefähr;
Da, verdoppelend die Hiebe,
Wuchs der Muth ihm immer mehr.
„Brüder laßt uns ihn erringen!
Rief er zu den Andern wild,
„Mag es uns den Tod auch bringen,
„Kämpfet jetzt nur, wo es gilt!“

Da erheben ſich von neuen
Kräftig alle, und das Blut
Strömte durch des Feindes Reihen,
Und es ſchwand ihm Kraft und Muth.
Dachen ſtreckte viele nieder;
Alles weicht und ſtaunt ihn an:
Flieht! hier kämpft er und dort wieder,
Geiſter ſind ihm unterthan!

Keiner kann ihn je beſiegen;
Hoher Sinn die Bruſt ihm ſchwellt.
Alle müſſen unterliegen
Ihm; er iſt des Tages Held;
Viele hat er hingebettet,
Wo ein ew'ger Friede weht,
Aber er hat auch gerettet
Seines Kaiſers Majeſtät.

Und mit lautem Siegesſingen
Geht der Zug zur Kaiſerſtadt,
Hörner und Schalmein erklingen,
Roſen: ſtreut man auf den Pfad.
„Hoch des Kaiſers tapfrer Retter,"
„Leb' er hoch der edle Held!"
Und von wildem Horngeſchmetter,
Und vom Jubel tönt das Feld.

Und der Ritter Schaaren wallen,
Schön mit Helm und Schwert geſchmückt,
Zu des Kaiſerhauſes Hallen,
Wo man nichts als Pracht erblickt.
Und er ſitzt auf hohem Throne
In dem purpurnen Gewand,
Auf dem Haupt die goldne Krone
Und das Zepter in der Hand.

„Daß ich nach Verdienſt dich lohne,
„Bin ich Armer nur zu ſchwach,"
Sprach er ſanft im ernſten Tone,
„Gott nur kann es tauſendfach;"
„Was ich kann, nun das empfange,"
„Jüngling nimm's aus meiner Hand,"
„Dieſes Schwert, o führ es lange"
„Tapfer für dein Vaterland."

Der bescheidne Jüngling beugte
Tief sich vor dem goldnen Stab,
Und der Kaiser schweigend neigte
Sanft ihn auf sein Haupt herab:
„So empfange, theurer Dachen,"
„Ritterschlag aus unsrer Hand,"
„Und zum Grafen woll'n wir machen"
„Dich, zum reichsten in dem Land."

„Zieht in Frieden nun von hinnen,"
„Nehmet unsre Kaiserhand"
„Und dies Blatt, es sind darinnen"
„Euch sechs Burgen zuerkannt;"
„Diese Kette mit dem Orden"
„Und dem eig'nen Siegelring."
Nach des Herrschers sanften Worten
Sie am Hals des Jünglings hing.

Und er stand im Hocherröthen
Da mit freudetrunknem Blick;
Im Geschmetter der Trompeten
Wünschte man ihm ringsum Glück.
Jeder Ritter aus dem Heere
Drückte schmeichelnd ihm die Hand;
Jeder that ihm hohe Ehre
Als dem Reichsten in dem Land.

Mit zwei Knappen zog am Morgen
Er zur Kaiſerſtadt hinaus.
Ihn durchbangten heimlich Sorgen
Und ein Ahnen dumpf und graus.
Alle Schätze, alle Ehre
Ließ er willig hier zurück,
Wenn bei Elsbeth doch ihm wäre
Nur Ein ſel'ger Augenblick.

Und ſo ſchwand im ſtillen Trauern
Ihm nun ſchon der dritte Tag;
Sieh da blinkten hell die Mauern
Wallengaus, das vor ihm lag.
Wie des Blitzes lichter Funken
Strahlend durch das Dunkel bricht,
So erheitert wonnetrunken
Schnell ſich Dachens Angeſicht.

Und es wiehern froh die Gäule,
Und die Knechte jauchzen auf;
Durch das Dickig geht wie Pfeile
Wilden Flugs der raſche Lauf,
Dachen eilet mit Entzücken
In der Roſſe flücht'gem Tanz.
Roſen glaubt er bald zu pflücken,
Ach! — und bricht den Todtenkranz!

Dritter Gesang.

Längst war sein Ruhm zu jenem Schloß gedrungen,
Das Dachens höchste Seligkeit umfing;
Oft war sein Name hochgelobt erklungen,
Wenn in dem Rund der frohe Becher ging.
Des Alten Starrsinn war so schön bezwungen,
Und segnend denket er der Tochter Ring;
Entzückt hört er, wie Dachen sich geschlagen,
Und wähnt sich selbst in seinen Jugendtagen.

Herbei die Rüstung mir, die silbern blanke,
Das Ahnenschwert dort von der Wand herab,
Daß ich dem Sohn auch rittermäßig danke;
Herbei das Schwert, das mir mein Vater gab.
Ihm gab der Kaiser auch ein Schwert! so wanke
Er vor dem Feind, wie ich, nie bis ans Grab. —
So will ich ihn als Rittersmann empfangen,
Mit Handschlag so den Tapferen umfangen.

So sprach der Alte oft; — mit stummen Bangen
Und mit Entzücken hörts die stille Braut;
Doch hält ein düstrer Gram sie stets umfangen,
Ein düstrer Gram, den Keinem sie vertraut;
Sie hört erfreut, was Großes er begangen,
Doch, wenn sie sinnend in sich selber schaut,
Da sieht sie ahnend alle Freude weichen,
Ihr ist's, als könne sie ihn nie erreichen.

Es schwillt die Brust in ewig neuem Sehnen,
Der Wange lieblich Rosenroth verbleicht;
Will sie sich auch zuweilen freudig wähnen,
Bald ist der frohe Augenblick verscheucht;
Ihr rinnen unwillkührlich heiße Thränen,
Und lange bleibt die schwarze Wimper feucht.
So muß sie ewig dieses innre Ahnen
In eine unglücksschwangre Zukunft mahnen.

Ein Bote kömmt und bringt die frohe Kunde,
Daß Dachen schon nach seinem Glücke eilt;
Sie naht, sie naht die lang ersehnte Stunde,
Die alle Wunden ihres Herzens heilt!
Mit dem Geliebten nun im engsten Bunde,
Der Liebe giebt, dem Liebe sie ertheilt!
O welches Götterloos für sie auf Erden!
Es ist zu selig — ach! und kann nicht werden.

Bald flammen schon im weiten Rittersaale
Die Ahnenbilder glänzend ausgeschmückt,
Die Humpen und die freundlichen Pokale
Zusammen schon in lange Reihn gerückt.
Der alte Wallengau im blanken Stahle
Zum raschen Jüngling wiederum entzückt,
Und Elsbeth still in freudigem Erbangen —
So wollen sie den Heldensohn empfangen.

Und dennoch will die Freude sich nicht zeigen,
Denn bang erwarten sie den theuern Gast;
Wie rings der Ahnenbilder Schaar voll Schweigen,
So sitzen sie von leiser Angst erfaßt;
Und wie vom Söller sie herab sich neigen,
Durchspähn und schaun die Ferne sonder Rast,
Den Weg verfolgen bänglich weit und weiter,
Der zeigt ihnen weder Roß noch Reiter.

Und als sich nun der lange Tag will neigen
Wird die Erwartung, wird die Angst zu groß;
Die besten flücht'gen Rosse muß besteigen
In rascher Eil der Reiterknechte Troß.
Kein Freudeslaut ertönt. — In düsterm Schweigen
Verlassen alle schnell und bang das Schloß;
Und ahnend muß sich jeder selber sagen,
Nichts Gutes könne er zum Schlosse tragen.

Und kaum als sie den Felsensitz verlassen
Verlischt der Sonne königliche Pracht,
Des Tages milder Glanz muß stracks erblassen
Und schwarz umflort den Himmel dichte Nacht.
Die Elemente scheinen sich zu hassen,
Denn aller Stürme Heere sind erwacht.
Die Blitze sausen wild, die Donner toben,
Es scheint der Erdball aus dem Gleis gehoben.

Laut kreischt die Wetterfahne auf dem Thurme,
Es krächzt die Eule unter moos'gem Dach,
Und es gesellt sich zu dem Feuerwurme
Das schwarze Todtenhuhn und krächzet „Ach.“
In der Natur Entsetzenvollem Sturme
Ist alles Gräßliche zusammen mach.
Die Ungeheuer, die wohl lange schliefen,
Sie stiegen rasend jetzt aus ihren Tiefen.

In solchem Graus — oft scheint das Schloß zu wanken
Verlängert sich der Stunden träger Gang,
Von Angst beklemmt, von quälenden Gedanken
Sind Elsbeth Stunden Ewigkeiten lang. —
Wie düster sehn die Harnische, die blanken,
Und Alles um sie her wie todtenbang!
So harret sie des Bräutigams mit Zagen,
Bis das die Glocke zwölfmal dumpf geschlagen.

Da tönet Hufschlag durch die Felsengänge;
An's Fenster eilt sie schnell, „sie sinds! sie nahn!“
Doch langsam zieht der Knechte stille Menge
Gleich einem Leichenzug den Berg heran.
Da ist kein freudig tummelndes Gedränge;
Zwei düstre Fackeln gehn dem Zug voran.
Sie kommen in des Hofes weite Hallen,
Doch Hufesschläge, dumpfe nur, erschallen.

Sie will hinaus, die Angst hält sie gefangen,
Erschöpfet sinkt sie auf das Polster hin;
Jetzt öffnet sich die Thür — und schwarz behangen
Tritt stumm ein Knapp vor die Gebieterin,
Und Thränen rollen über seine Wangen;
Er reichet ihr ein weißes Päckchen hin,
Und als sie ängstlich hastig es entbunden,
Ist plötzlich ihr der Sinne Kraft entschwunden.

Sie sinkt zurück mit wildem Schmerzesschreien
Und fasset eine abgehaune Hand
Mit einem goldnen Unterpfand der Treue, —
Sie hat den Ring den theueren erkannt! —
Da öffnet sich die hohe Thür aufs neue,
Und, sieruмhängt das blutige Gewand,
Sieht einen Anderen sie vor sich treten,
Der nun beginnet traurig so zu reden:

Ich bin der Knapp des hochberühmten Grafen;
Der Tapfre fiel, mit ihm mein Kampfgenoß,
Zu leben muß mich nur der Himmel strafen,
Denn unter mir sank auch mein muthig Roß. —
Wir zogen gestern froh; — des Glückes Hafen,
Er winkt uns schon von fern, dies hohe Schloß,
Wie jubelt er, bald ganz es zu umschlingen
Und Euch der Schätze Reichthum darzubringen.

Doch Wetterfurchtbar kam die Nacht von oben,
Furchtbarer noch im dichten Tannenwald,
Die Blitze sprühten, daß die Rosse schnoben;
Da brach hervor aus schlauem Hinterhalt
Ein mächt'ger Räubertroß mit wildem Toben,
Und stürmt auf uns mit schrecklicher Gewalt,
Sie führten auf uns fürchterliche Hiebe,
Damit nicht Einer von uns übrig bliebe.

Doch wie der Leu im ungemessnen Streite
Auch gegen viele Feinde Stand noch hält,
Und rasch dem Tod versichert manche Beute,
Nur von der Menge unterdrückt erst fällt;
So kämpft er lang' — wir beide ihm zur Seite —
Und zeigte sich den Buben als ein Held.
Doch ihre Zahl war groß, wir mußten weichen,
Mein Kampfgenoß sank todt von ihren Streichen.

Nun hatte auch die Mörderschaar umrungen,
Auch schien's als hätte sich ihr Schwarm vermehrt,
Noch hatte jetzt der Graf das Schwert geschwungen,
Da fiel die Hand mit ihr des Kaisers Schwert.
Ein zweiter Hieb! — er sank — doch nicht bezwungen;
Mir unter mir fiel auch mein treues Pferd.
Und als sie Schätze, Roß und Schwert genommen,
Da tummelten sie sich, schnell zu entkommen.

Wild tobten in mir Rache, Schmerz und Trauer,
Wild tobten um mich grauser Stürme Schaar;
Voll Wunden lag ich, bang durchbebt von Schauer,
Und das Entsetzen fröstelte mir das Haar.
Da blinkten Lichter fern, ich sah genauer
Und wurde Eurer Knechte Troß gewahr.
Ich rief und stöhnte, bis sie zu mir kamen
Und mich und meine Todten mit sich nahmen.

Der Knappe verstummt. — Es brennen matt die Kerzen
Im hohen Saal; es tönt kein einz'ger Laut;
Doch wild zerwühlt von ungeheuren Schmerzen
Erblaßt im Todeskampf die treue Braut.
Sie sind vereint; — wohl schlagen nicht die Herzen
Zusammen, doch der Tod hat sie getraut.
Und was sie abend oft geschaut im Stillen,
Das muß sich traurig Alles so erfüllen.

Noch wollte nicht der Tag die Schatten ſcheuchen,
Da ging zur Gruft ein ſtiller Fackelzug;
Sie waren es die vielgeliebten Leichen,
Die man zur Ahnengruft hinunter trug.
Nun tönet Grabgeſang ſtatt Hochzeitreigen,
Stumm iſt das Herzpaar, das erſt ſelig ſchlug.
Verlaſſen ſteht die Laube in dem Garten,
Nicht kömmt der Junker, Elsbeth zu erwarten.

Zwar nicht, daß Bruſt an Bruſt in Glut erwarme,
Ruhn ſie zuſammen in dem ſtillen Haus;
Doch wiegt ſie ſanft der Tod in ſeinem Arme,
Und ſie ruhn von des Lebens Mühen aus.
Es ſchwinden dumpf im immer düſtern Harme
Die Tage hin des alten Wallengau's.
Tief in dem Wald, wo Dachen ſank zur Stelle,
Dort baut er eine heilige Kapelle.

Dort unten, wo viel hundert Tannen ſtehen,
Dort ſtand ſie einſt. An ihrer heil'gen Wand
Hing mit dem goldnen Treuering verſehen
Des tapfern Dachens abgehaune Hand;
Dort hat im ſchauerlichen Tannenwehen
Der Alte manch Gebet zu Gott geſandt;
Dort iſt er bald mit ihm und ſich im Frieden
In ſtiller Sehnſucht ruhig auch verſchieden.

Erlöschen war sein Stamm; die Burg stand öde,
Bis fremder Habsucht endlich sie gewann,
Doch blieb gab Streit; sie fiel in blut'ger Fehde,
Und ferner hauste auf ihr kein Rittersmann.
Doch die Kapelle stand; — und im Gebete
Weilt mancher gern, wo Dachens Blut einst rann.
Und ob auch sie die grause Zeit verschlungen,
Wird Lieb' und Leiden doch im Lied gesungen.

Theoxena.

Mit melodisch leisen Klängen
Küssen Wellchen dort das Land;
Andre hüpfen, andre drängen
Sich zum felsumzäunten Strand.
Tönend rauschen rings die Fluten
Von dem blauen Zeus umarmt,
Daß von Hyperions Gluten
Selbst Poseidon's Reich erwarmt.

Hundert Länderchen empfangen
Düfte hauchend diesen Kuß,
Die mit seinem Arm umfangen
Hält der Archipelagus;
Länder einer goldnen Mythe,
Tönereiches Inselheer,
Die der schaffende Kronide
Schleuderte in's öde Meer.

Als in dieser Hirten Mitte,
Stolz auf dem krystallnen Thron,
Lauscht die nas'sche Amphitrite,
Lacht dem süßen Wahne Hohn.
Traue nicht der stillen Bläue
In der Göttin feuchtem Schooß,
Denn bald läßt die Ungetreue
Alle ihre Schrecken los.

Auf dem meergewohnten Kiele
Kam von Ilyssalonia
Paris nach dem ihrem Ziele,
Nach dem heil'gen Ida.
Um den Göttern Dank zu zeigen,
Als er kaum dem Tod entflohn,
Sieg einst diese Stadt ersteigen
Des Anchises frommer Sohn.

Und des Opfers heil'ge Düfte
Brachte einmal jedes Jahr,
Ihrem Jubelruf die Lüfte
Dem verehrten Gründer dar.
Und der edle Paris führte
Seine treue Gattin auch
Und der Kinder hoffe Zierde
Zu des Festes frommen Brauch.

Doch nach einem fernern Lande
Stand ſein tiefverſchloſſner Sinn,
Nach Athenes Felſenſtrande,
Nach der Stadt der Pallas hin
Daß er mit des Hauſes Blüthen
Bei dem Gaſtfreund ſicher ſei
Vor des Königs Philipp Wüthen
Und der grauſen Tyrannei.

Als ſie bei des Feſtes Feier
Nun den frohen Tag vollbracht,
Und in ihrem ſchwarzen Schleier
Land und Fluten hielt die Nacht:
Eilten ſie in düſterm Schweigen
Zu dem nahen Ufer kühn,
Um das Fahrzeug zu beſteigen,
Nach Euböa zu entfliehn.

Rauſchend zog des Schiffes Schwere
Furchen durch die ſchwarze Flut.
Daß er nun geborgen wäre,
Wähnte Poris froher Muth;
Aber in des Meeres Tiefen
Brauſte ſchon des Waſſers Macht,
Und der Stürme Schaaren ſchliefen
Nimmer in der Unglücksnacht.

Winde kommen angezogen
Aus des Aeols Haus entflohn,
Wüthend treiben sie die Wogen,
Die dem Schiff Verderben drohn.
Und den Schiffer fasset Beben,
Denn der Mast, das Ruder bricht,
Und dem Sturme hingegeben
Lenkt das sichre Steuer nicht.

Doch gemach beginnt's zu tagen,
Und besänftigt schweigt das Meer,
Und der rosenfarbne Wagen
Führet hoch Auroren her.
Aber wie? ist's Trug, ist's Wahrheit
Was das Auge spähend sah?
Fernher in des Morgens Klarheit
Glänzt das heil'ge Ania.

Ja zum Land, dem sie entronnen,
Führte sie zurück die Nacht,
Und die Flucht, die sie begonnen,
Ward schon Philipp hinterbracht.
Und in voller Segel Schwellen
Auf der feuchten Wasserbahn
Sehn des Königs Blutgesellen
Sie auf schneller Fahre nahn.

Keine Rettung kann erblühen,
Denn sie sind dem Land zu nah;
Ach, das Schiff kann nicht entfliehen,
Und die Henker sind schon da.
Poris zu den Göttern flehet
Und beklagt sein Mißgeschick,
Doch Theorena, sie stehet
Ruhig und mit ernstem Blick.

„Wie die Götter treulos wüthen!
„Es zerbricht der letzte Stab.
„Dennoch pflücke diese Blüthen
„Philipps Übermuth nicht ab.
„Theure Kinder, flieht die Schande,
„Die durch Philipp euch bedroht,
„Wenn auch fern vom Vaterlande
„Muthig durch den eignen Tod.“

„Söhne, dieses Schwertes Klinge
„Führ' euch zu des Orcus Reich,
„Doch des Giftes Becher bringe,
„Zartes Töchterpaar, ich euch.
„Wählt! Entrinnt des Königs Knechten;
„Ha schon stürmen sie daher!
„In des Orcus finstern Nächten“
„Lauert keine Schande mehr.“

Netzend färbt das Blut der Knaben
Schon den dargebotnen Stahl,
Und die zarten Töchter haben
Schon geleert den Giftpokal.
Und die Gatten sich umschlingen
Wie in hoher Liebesglut,
Brust an Brust geschmieget schwingen
Sie hinab sich in die Flut.

Eben springen die Tyrannen
In das Schiff, sie finden's leer. —
Seinen Raub führt still von dannen
Dort das sonnenklare Meer,
Wälzt auf seinem breiten Rücken
Die Entseelten hoch empor,
Rauscht und küsset mit Entzücken
Alle Inseln wie zuvor.

Roſamunde.

Zum ſchönen Schweizerlande zog
Ein Sänger ſüßer Lieder,
Wohin im Traum ſein Geiſt oft flog
Voll Sehnſucht einſt hernieder.
Er kömmt mit goldnem Saitenſpiel
Des Landes Pracht zu ſchauen,
Singt dort der ſchönen Lieder viel
Zum Lob der holden Frauen.

Da flammet mancher Augenſtern
Und winkt ihm zum Genuße,
Doch ſingt er ſtets: mein Ziel iſt fern,
Ich gleich dem flücht'gen Fluſſe;
Er küßt die Blümchen an dem Rand
Und rauſchet Melodieen,
Doch weilt er nicht am Blumenſtrand,
Muß ewig weiter fliehen.

So wallt der Sänger fröhlich fort,
Durch Thäler, über Höhen;
Er hat von seines Liedes Wort
Manch Auge feucht gesehen;
Wie auch manch Herz ihm zärtlich schlägt
Bei seiner Leier Tönen,
Sein freier Sinn wird nicht bewegt
Vom Zauberblick der Schönen.

Einst als der Abend ihn umfloß
Mit holden Purpurstrahlen,
Da sah er fern ein Felsenschloß
Mit goldnem Glanz sich mahlen;
Des Tages Schein erblich umher,
Die Nacht schlich auf den Zehen,
Doch glänzend in der Lüfte Meer
War noch das Schloß zu sehen.

Er wandert zu dem Berg hinan
Und greifet in die Saiten,
Da wird das Thor ihm aufgethan,
Man grüßet ihn mit Freuden:
„Willkommen, süßer Liedersohn,
„Ihr kommt zur rechten Stunde,
„Von Trauer leidet Wochen schon
„Hold Fräulein Rosamunde.“

„Man bittet Euch, noch heute singt,
„Es wird Euch nicht gereuen,
„Denn wenn es Eurer Kunst gelingt,
„Das Fräulein zu erfreuen,
„So harret Euer reicher Lohn
„Von unsers Grafen Händen;
„Er wird dem heitern Liedersohn
„Der Schätze viele spenden.“

So spricht der Knapp' und leitet ihn
Bis zu des Saales Thüren;
Er tritt hinein gar leicht und kühn,
Und grüßet nach Gebühren.
Vom Kerzenglanze strahlt der Saal,
Der Augen schöne Weide;
Der Graf sitzt eben an dem Mahl,
Die Tochter ihm zur Seite.

Und Ritter sitzen rings umher,
Die um die Schöne freien,
Und Herz und Hand und noch viel mehr
Dem holden Fräulein weihen,
Doch sie, in Trauerflor gehüllt,
Blickt zu der Erde nieder.
Da greifet in die Saiten mild
Der freie Sohn der Lieder.

Sie rauschen wunderbar und kühn,
Wie wo die Gottheit waltet,
Als sich des Busens innres Glühn
Zum zarten Lied gestaltet.
Dann lösen sich zu sanftem Klang
Die feurigen Accorde,
Und zu dem lieblichsten Gesang
Vereinen sich die Worte.

Er singt der Liebe Schmerz und Qual,
Er singt der Liebe Freuden,
Und läßt rasch durch den hohen Saal
Die trunknen Blicke gleiten.
Das Fräulein aber hebt den Blick
Empor zum holden Sänger,
Und sie betrübt das Mißgeschick
Der Mutter Tod nicht länger.

Dem Sänger wird so wundersam,
Er schlägt die Augen nieder;
Frei, ruhig war er als er kam,
Und so geht er nicht wieder.
Man reicht ihm freundlich den Pokal,
Ihm will der Wein nicht munden;
Er fühlt die oft besungne Qual,
Er liebet Rosamunden.

Es trifft sein Aug kein süßer Schlaf,
Nicht Ruhe stärkt die Glieder,
Der letzte Blick, der noch ihn traf,
Sagt ihm: sie liebt ihn wieder.
Schon dämmert licht der Lüften auf,
Er eilet nach dem Garten,
Um dort der Sonne goldnen Lauf
Mit Liedern zu erwarten.

„Sei mir gegrüßt, du holdes Licht,"
„Geschmückt mit goldnen Farben!"
„Ach meinen Busen wärmst du nicht,"
„Dem alle Freuden starben!"
„Nun schleichet hin durch düstre Nacht"
„Mein heitres Sängerleben."
„Wie könnt ich denn zu ihrer Pracht
„Den kühnen Blick erheben!"

„Mir ward nicht Stand, nicht Ruhm und Gut,"
„Mein sind nur Liedes Töne,"
„Es fließt in mir kein adlich Blut;"
„Für mich blüht nie die Schöne,"
„Drum zieh ich rasch hinab in's Land,"
„Nicht länger darf ich weilen,"
„Wird auch mein Herz, in Lieb' entbrannt,"
„Im Lied oft hierher eilen."

„Dort unten an des Stroms Gestad“
„Erblüht aus jungem Moose“
„Auf schroff gewundnem Felsenpfad“
„Die schönste Frühlingsrose,“
„Daß sie an ihrer Brust verblüh'“
„Will ich sie scheidend bringen“
„Dem hohen Sterne eh' ich zieh,“
„Und ihr ein Lied noch singen.“

Er klimmt am hohen Stein hinab
Und beuget tief die Glieder,
Da in den Fluten nasses Grab
Setzt jählings er hernieder,
Es reißt der Fluß mit grimmer Wuth
Grab ihn bis zum Grunde;
Noch säuselnd aus der tiefen Flut
Tönt's leis noch: Rosamunde.

Die Leier hing am Rosenstrauch;
Man bringt sie Rosamunden,
Da trübte sich das Flammenaug',
Ihr Frohsinn war verschwunden.
Die Trauer, kaum durch ihn verbannt,
Will zwiefach sie umschweben,
Bis daß zuletzt im Wahnsinn schwand
Das engelreine Leben.

Wenn nun die Nacht hernieder thaut,
Die Stern' am Himmel ſchwimmen,
Da lockt's und ruft's die ſüße Braut
Wie ſanfte Engelsſtimmen.
Es glimmt herauf am Felſenſtein
In grauſer Geiſterſtunde,
Und Leierklänge ſüß und rein
Ertönen: Roſamunde.

Sonnete, Triolete, Epigramme, Charaden.

Täuſchung.

Mit Nektar füllt den goldnen Becher Hebe,
Um ihn dem durſt'gen Jüngling darzureichen;
Er nimmt ihn kühn mit ſinnevollem Schweigen:
O daß die Göttin öfter ſolches gäbe!
Was iſt dagegen doch das Blut der Rebe!
Der Trank, der kreiſet in der Sel'gen Reichen,
Wird jetzt auch mir! ich ſoll den Göttern gleichen!
Vielleicht, daß zum Olymp ich auch entſchwebe!
O dreimal ſelig mir geprieſ'ne Stunde! — —
Schon ſchäumet hoch der Nektar an dem Munde,
Schon glaubt er ihn geſchlürfet bis zum Grunde;
Da miſchet Gift, daß es den Lohn ihm zahle
Für ſolchen Übermuth, aus ſeiner Schaale
Ihm das Geſchick; — nun ſchläft er beim Pokale.

Die Taube.

Als in den Jordan trat einſt Gottes Sohn,
Um von dem Täufer zu empfahn die Weihe,
Da ſtrahlt ein Blitz aus heitrer Himmelsbläue,
Die Taube ſchwebte von des Vaters Thron;
Und aus der Höhe drang ein ſüßer Ton:
„Dieß iſt mein Sohn, dem ich die Kraft verleihe,
„Daß er mein Reich, der Wahrheit Reich erneue!“
Die Taube war mit dieſem Klang entflohn. —
Die Taube iſt der ew'gen Liebe Bild,
Des Geiſt's, der liebend alle Dinge leitet,
In jedem Keim ſich göttlich uns enthüllt.
Wenn ſtill der Tag am fernen Hügel ſcheidet,
Mit ſüßer Wonn' ein Täubchen mich erfüllt,
Das mir ein Bote durch die Lüfte gleitet.

An die Wartburg

Im Frühling 1814.

Da stehst du stolz mit hohen Felsenmauern,
Ergraute Tochter der Vergangenheit,
Erneut ist wieder deine schöne Zeit,
Du brauchst nicht mehr im schnöden Joch zu trauern.
icht lange sollte diese Knechtschaft dauern,
Ehrwürd'ge Burg, wir sind vom Joch befreit!
Der Deutsche wehrt mit alter Tapferkeit
Dem Franzen ferner tückisch noch zu lauern.
hrhunderte sahst viele du entfliehen,
Sahst jenen Mann, der Gott so hoch vertraut,
Für's heil'ge Recht in deinen Mauern glühen.
mög'st du, für die Ewigkeit erbaut,
Du, Deutschlands Stolz, nur immer schöner blühen,
Damit der späte Enkel dich noch schaut.

An F. B.

Ich zog allein auf meinen ſtillen Wegen
Mit leicht bewegtem jugendlichen Sinn
Und mit der lieben goldnen Leier hin,
Da trat'ſt du mir, ein Kenner, ernſt entgegen;
Nun fühl ich, daß ich nicht allein mehr bin,
An meines Sängerherzens ſchnellern Schlägen.
Dich ſchenkte mir als meiner Muſe Seegen
Die Poeſie, die Herzenfeſſlerin.
Ich reichte dir mit hoch erglühtem Munde
Den Bruderkuß, die Hand zum ew'gen Bunde,
Und innig war ich, Freund, für dich erglüht;
Was dir mein Herz im ſüßen Drang verrieth,
Das ſang mit ſanften Klängen dann mein Lied
In der Begeiſtrung tonerfüllter Stunde.

Strahl und Klang.

1.

Der Lichtſtrahl zucket durch des Himmels Höhen,
Geboren und verzehrt vom Augenblick;
Schnell, wie er kam, kehrt er zum Quell zurück,
Und ſchwarze Nacht iſt ringsum nur zu ſehen. —
Beachte wohl das günſtige Geſchick,
Kannſt du der Weisheit Flammenſtrahl erſpähen,
Laß nicht den Augenblick vorüber wehen,
In ſeinem Schooſe ruht des Himmels Glück!
Haſt du des Augenblickes Gunſt beſchworen,
Empfingſt den Strahl du in der reinen Bruſt,
So wahr' und pflege treulich ihn mit Luſt;
Dann wird die Flamme aus dem Strahl geboren,
Und höher lodert ſie dir unbewußt,
Hat dich ein Gott zum Günſtling auserkoren.

2.

Hörſt du den ſüßen Klang die Harfe hauchen,
Wie er empor gleich Geiſterlauten bebt,
Doch mit des Augenblickes Flug entſchwebt,
Wie oft ein Traumbild vor den innern Augen?
Willſt du, von göttlichem Gefühl belebt,
Dich oft in des Genuſſes Wonne tauchen,
Mußt du den flücht'gen Klang tief in dich ſaugen,
Daß er ſich enger deiner Bruſt verwebt.
So nütz' des Augenblickes goldne Gaben!
Der Klang verweht, doch du empfingſt ihn rein
Tief in der Bruſt und wirſt ihn ewig haben,
Wenn du ihn heilig wahreſt, bleibt er dein,
Und wird dich oft in trüben Stunden laben,
Wird dir Begeiſtrung und Entzücken ſein.

An L.

1.

Wenn im Meere Phöbus Roſſe trinken
Und des Gottes letzter Glanz verglüht,
Wenn die Sehnſucht mich von dannen zieht
Nach dem Licht, dem alle Schleier ſinken,
Dann ſeh ich dein Bild mir freundlich winken,
Und vereint, vom Strahlenglanz umblüht,
Schweben wir, wo jede Täuſchung flieht,
An der höchſten Wonne Quell zu trinken.
Wenn auf Erden alle Träume trügen,
Den doch täuſcht des Lebens Wechſel nicht,
Und ihn krönt die herrlichſte Erfüllung!
Wird hier nimmer meiner Sehnſucht Stillung,
Werd ich doch, wenn dieſe Hülle bricht,
Geiſt ſelbſt dir am Geiſterbuſen liegen,

2.

Wenn fern von dir mein mattes Auge weinet,
Umhüllet von der Nacht geheimen Flor,
Dann heb ich es zum Himmel ſanft empor,
Wo mir das Heer der ew'gen Sterne ſcheinet;

Wenn mir die Erde ihren Troſt verneinet,
Dann flüſtert der unzähl'gen Sonnen Chor
Dem ſehnſuchtvollen Jüngling leis um's Ohr:
In jenen Höhen ſeid ihr doch vereinet!
Drum mag uns auch das bittre Leben trennen,
Die Geiſter trennet keines Menſchen Macht,
Sie leben ja ſchon hier im engſten Bunde. —
Den Lüften will ich deinen Namen nennen,
Und wenn uns einſtens die Vollendung lacht,
Dann ſchlägt uns der Verbindung ſchöne Stunde!

3.

Wie willſt du mir der Gluten Sinn verkünden,
Die in Begeiſtrung ſo mich an dich reißen?
Willſt du ſie Freundſchaft, willſt ſie Liebe heißen?
Was auch die Namen Herrliches verbinden,
Doch hier zerfallen die gewohnten Weiſen,
Denn Höh'res iſt es, nimmer zu ergründen.
Für dies Gefühl läßt ſich kein Name finden,
Kein Lied vermag es hoch genug zu preiſen.
Hingebung iſt es hoch erglühter Seelen,
Es ſind der gleichen Herzen Harmonieen,
Der Bund, in dem die Geiſter ſich vermählen,
Die Sehnſucht in einander ſtets zu fliehen,
Empfindung iſt's, der alle Worte fehlen,
Die nur verſtanden wird durch Wechſelglühen.

4.

Am Neujahrstag.

Der Genius des alten Jahrs verſchwindet,
Der Genius des neuen Jahrs erſcheint,
Der, dir von Gott geſandt, ein treuer Freund,
Der Roſen viel um deine Tage windet.
Wenn er dich glücklich läßt, wie er dich findet,
Wenn alle theuern Herzen noch vereint,
Nicht Thränen du noch dem Verluſt geweint,
Und ganz dein Glück ſich in ſich ſelbſt begründet;
Dann, Theure, iſt mein ſchönſter Wunſch erfüllt,
Und wie auch ferner mir die Looſe fallen,
In meinem Herzen trag ich ja dein Bild;
Fort will ich fröhlich durch das Leben wallen!
Wenn ſich auch oft mein Horizont umhüllt,
Dein Bild ſchützt mich vor Lebens Stürmen allen.

Die Nacht.

1.

Die Wimper träufelt auf die blassen Wangen
Des tiefen Kummers schmerzenbittre Zähren.
„O will der Himmel keinen Trost gewähren
„Und löst sich nie des Busens innres Bangen?
„Soll nie zur Ruh das müde Herz gelangen,
„Und ewig dieses Schmerzes Toben währen?
„Wohl sind des Tages Stunden hingegangen,
„Doch jede wollte meinen Schmerz vermehren."
Da kömmt die Nacht und tröstet dich, du Müder,
Sie drückt die thränenvollen Augenlieder
Mit eines Kusses leisem Hauche nieder;
Sie führet dich in buntgeschmückte Auen,
Wo selbst des Himmels Herrlichkeit zu schauen,
Daß Freudenthränen nun dein Aug' bethauen.

2.

Hast du der Sehnsucht innern Drang verstanden,
Des vollen Busens liebebanges Glühn?

Bald will es dich hinauf zum Himmel ziehn,
Bald fort nach fernen, roſenlichten Landen.
Die Sehnſucht iſt es nach dem Unbekannten,
Das mit der Wolken hohem Zug zu fliehn,
Das dich im Abendroth zu grüßen ſchien,
Das dir der Weſte Säuſelworte nannten:
Da kömmt die Nacht in ſchwarzes Kleid gehüllt,
Sie legt dich an die Mutterbruſt, die warme,
Und führt herauf das lang erſehnte Bild,
Daß dich's befreie von des Buſens Harme.
Es ſchweigt der Wunſch, die Sehnſucht iſt geſtillt,
Denn deinem Ideal ruhſt du im Arme.

3.

Der Tag verlangt der Hände fleißig Regen,
Und bürdet heißer Mühen Laſt zu Hauf
Oft deinen tiefgebeugten Schultern auf,
Und will oft mehr als du vermagſt dir wägen.
Der Arm erſchlafft von den geſchäft'gen Schlägen,
Der Fuß ermüdet bei dem ſchnellen Lauf;
Die Sonne zog am Horizont herauf
Und flammet heiß auf unwirthbaren Wegen.
Da kömmt die Nacht am hohen Himmelsbogen,
Erquickung ſtrömt aus ihrem Sterngewand,
Die Weſte wehn und ſüße Düfte wogen.
Du fühleſt dich vor ihrer Mutterhand
In's bunte Reich der Träume hingezogen,
Und die Erinnrung aller Müh' verſchwand.

4.

Mag auch am Tag dich mancher Blick entzücken,
Er labt dich ſelten nur mit warmen Küßen,
Wie oft mußt du der Liebe Laut vermiſſen,
Wenn dir die Stunden manche Trennung ſchicken.
Der Tag kann nur der Hände Werk beglücken,
Von ſeinem Lärmen ewig hingeriſſen,
Kämpft Liebe oft mit tauſend Hinderniſſen,
Und ihre Blüthen kann ſein Licht nicht pflücken.
Doch kömmt die Nacht, die Freundin treuer Herzen,
Dann ſaßen ſie beim Licht der Himmelskerzen
In trautem Zwiegeſpräch und muntern Scherzen.
Im Schlummer ruhet das ſonſt laute Leben,
Nichts ſtört für Liebe Liebe hinzugeben,
Bis heitre Traumgebilde dich umſchweben.

Triolete.

1.

Des Lebens Herrlichkeiten fliehn,
Und alles Irdiſche iſt eitel;
Und täglich ruft der leere Beutel:
Des Lebens Herrlichkeiten fliehn,
Es welkt der Kranz, es bleicht das Haar am Scheitel;
Drum laßt nicht freudlos die Minute ziehn!
Denn Lebens Herrlichkeiten fliehn,
Und alles Irdiſche iſt eitel.

2.

Wenn mir der Rheinwein in den Adern glüht,
So neid' ich nicht der Himmliſchen Ergötzen;
Und kann ich mich zu Klopſtocks Liedern ſetzen,
Wenn mir der Rheinwein in den Adern glüht,
Dann werd ich mehr noch als ein Gott mich letzen,
Und jeder irdiſche Gedanke flieht.
Wenn mir der Rheinwein in den Adern glüht,
So neid' ich nicht der Himmliſchen Ergötzen.

3.

Des Liedes kühnes Ideal,
Ich sah es jüngst, die herrlichste der Frauen,
Wie eine Sonne war sie anzuschauen,
Des Liedes kühnes Ideal;
Und dem Gesange mußt ich's anvertrauen,
Was mir der innre Gott befahl.
Des Liedes kühnes Ideal,
Ich sah es jüngst, die herrlichste der Frauen.

Epigramme.

Sprachfehler.

Amant. Wie! iſt Ihr Herz von Stein?
Schlägt nimmer es vor mich?

Chlorinde. Mein Beſter ſicherlich
Den Kopf ſchlug's Ihnen ein.

Wunſch an einen Tänzer.

Behüt dich Gott vor'm Zipperlein!
Was würdeſt du ſonſt, Armer, ſein;
Denn Hand und Kopf liegt dir im Bein.

Lebensbeſtimmung.

Manches hab' ich verſucht und Manches getrieben im Leben,
Aber von Allen gefiel Keins mir, und Keins auch gelang.
Erſt ein Knecht des Vulkan, bemüht mit Hammer und Feile,

Künſtlich zur netten Geſtalt bildend ein ſprö-
des Metall.
Dann dem Merkur mich weihend vertraut' ich
dem flüchtigen Golde,
Hoffte des Lebens Glück mir in dem ſchnö-
den Gewinn.
Wiederum wählt ich mir bald zur Göttin Pallas
Athene,
In das Gebiet der Kunſt weiht ich Profaner
mich ein!
Ach wie war ich ein Thor! den Gott mit klin-
genden Bogen,
Der den Knaben doch ſchon frühe zum Lieb-
ling erkor,
Sie auch, die reizumſchmückte, die mächtige cypri-
ſche Göttin,
Muſen und Grazien Gunſt flieh ich mit thö-
richtem Sinn;
Doch mich führte die Moira und zeigte mir an-
dere Tempel,
Weihte dem delifchen Gott, weihte der Paphia
mich.
Seit mir nun jener die Muſen und dieſe die
Grazien ſandte,
Hat ſich des Lebens Sinn mir erſt in Wahr-
heit erklärt.

Die drei Feen.

Drei Feen stehen auf beblümten Wegen,
Oft einzeln, oft im treuen Schwesterbund;
Die eine tanzt auf Rosen dir entgegen
Und thut dir nie vorher Gekanntes kund;
Die andre bringet dir der Traube Segen,
Und füllt die Becher voll im frohen Rund;
Die dritte strömt, was in der Brust gelegen,
Mit süßem Klang begeistert aus dem Mund.
O möchten sie im Bund dem innern Leben
Mir immerfort die schönste Deutung geben.

Die Schuld.

O halt' im Leben von der Schuld dich rein,
Wag nicht die heil'gen Rechte zu verletzen,
Sie nagt an dir mit namenloser Pein
Und grinzt dich an mit höllischem Entsetzen.
Von solchem Gräuel ist Gott nichts bewußt,
Die ew'ge Huld kann keine Hölle dulden;
Der Mensch nur schafft sie sich in seiner Brust,
Die furchtbar rasende, durch sein Verschulden.

Ohnmacht.

Wer vermag sie zu trennen des Schicksals unend-
liche Kette,
Wer das ew'ge Gesetz schmiedend Gelenk an
Gelenk?
Willst du mit frevelnder Hand die sterbliche Stärke
versuchen,
Birst dich mit eiserner Kraft schnellend die
Kette zurück.

Charade.

Der ersten Silbe bin ich so hold,
Sie wird mit dem Menschen geboren,
Viel höher noch acht ich die schöne als Gold;
Weh' wenn ich sie jemahls verloren!
Der Mensch, wer er sei, ihm ist sie bestimmt,
Doch gräßliche Laster und Sünden,
Die tobende Leidenschaft oft sie ihm nimmt,
Dann kann er sie selten mehr finden.
Bewahrt sie euch heilig im Busen treu,
Und legt euch nicht selber in Ketten;
Es stürze das Joch und die Tyrannei,
Oder im Grabe will ich mich betten. —

Die letzten zwei Silben, ein Handwerksmann
Vom allergemeinsten Stand,
Den der Bauer, der Fürst nicht entbehren kann,
Denn Prächt'ges auch schafft seine Hand.

Das Ganze — was bist du, geheimer Wunsch?
Ein Schleier dich dunkel umhüllet;
Nie thut sich der Inhalt des Rätsels kund,
Und nur Grauen die Seele erfüllet.

Charade.

Sieh die zarten Knospen keimen
In den Rosenhecken grün,
Teppiche mit bunten Säumen
Tun und Wiesen überziehn;
Blumenreihen sich entfalten,
Lieblich schmückt sich die Natur,
Hohe Baumeswipfelkronen
Prangen schon auf weiter Flur.
Und in dichte Blätterkränze
Wächst das junge Laub im Wald. —
Es die schönste Zeit im Lenze,
Wenn mein Erstes frisch erschallt.

Und wenn es so hold begonnen,
Kommt auf's Zweite eine Schar
Heitrer Menschen, die voll Wonnen
Grüßen das verjüngte Jahr,
Wandern froh auf seinen Auen
Und auf seinen Fluren hin!
Hoch von seinen Bergen schauen
Sie des Waldes hehres Grün.
Leis durchzittert von Entzücken

Sind ſie warm die Sonne lacht,
Und ſie's weit umher erblicken
In der Blüthe ſchönſter Pracht.

Kennſt du nicht das ſchöne Ganze,
Wo die Goldorange blüht,
Wo an jener Götterpflanze
Winkend hoch die Rebe glüht?
Und es ſchäumet in der Kelter
Brauſend der geborne Wein,
Wo ſich die Pomeranzenwälder
An die ſchönſten Fluren reihn,
Wo in ſorgenvollen Gründen
Herrlichkeit der Reben reift?
Eilter wirſt bald Land du finden,
Denn ich gab es dir ſo leicht.

Räthsel.

Zwei Worte wohl zusammengestellt,
Sie zeigen dir ein einziges Wort;
Es bindet gar seltsam die ganze Welt,
Durch sie geht Handel und Wandel fort.
Es ist der Verkünder der fernen Sache,
Das Nächste dem Liebenden weit getrennt;
Du triffst es vorzüglich im Handelsfache.
Es ist das erste Wort, was es dir nennt.

Doch setze das erste nun hinter das zweite;
Von großem Werthe, recht sorgsam gestellt,
Da schafft es Wunder in Nähe und Weite
Und füllt dir den Beutel mit blankem Geld.
Glück und Verderben kann es oft gründen;
Mit tausend Dukaten wünsch' ich es Dir!
Im Handelsfach wirst du es gleichfalls finden
Ein feines Blättchen beschriebnes Papier.

Charade.

Die erſte Silbe.

Menſch, du haſt mich ſelbſt an deinem Leibe,
Wo ich dir zum Tragen nützlich bin;
Doch in andern ſchlimmern Sinne treibe
Ich dich oft zum größten Kummer hin;
Und auf Mädchenbuſen ſanft gewogen
In dem Heiligthume eingeweiht,
Bin von Gold, mit Perlen überzogen
Und von Edelſtein, ein ſchön Geſchmeid;
Geiſter bann ich, werd ich ſtill geſchlagen,
Wer ich bin, wird dir die erſte ſagen.

Die zwei letzten Silben.

Gleich der erſten ſind wir unentbehrlich
An des Körpers weiſen Formen dir,
Tückiſch, boshaft, lieblich, reizend, ehrlich,
Kurz, bei Jedem ſind verändert wir.
In der Feder künſtlichen Gewinden
Stellen wir dem Aug' uns deutlich dar.
Wenn im Herbſt die Vögel ſich verbinden,
Reiht ſich fort zu wandern Schaar an Schaar;

Da sind sicher stets auch wir zu finden. —
Die zwei letzten werden dir's verkünden.

Das Ganze.

Willst du etwas von dem Ganzen wissen,
Schweb' zurück zu der Vergangenheit:
Sieh, und Ströme Christenblutes fließen
In den Tagen falscher Frömmigkeit.
Wohl gerüst't mit Lanz und Schwert zum Raube
Sprengt vom Vaterlande Heer auf Heer
Nur ein eitler Wahn, ein falscher Glaube
Über weites Land und weites Meer;
Ach, das Ziel, nie konnten sie's erreichen!
Wer ich bin, wird dir das Ganze zeigen.

Logogryph.

Mein rührendes Wörtchen zwei Silben nur bilden;
Sie blühn in des Himmels Roſengefilden,
Und ſchmelzen wie Thau im ſonnigen Strahl;
Sie ſind den Fluren des Himmels entſproſſen;
Wenn ſüß dir das Herz in Wehmuth zerfloſſen,
Empfand'ſt du ſie ſicher in lieblicher Qual.

Nun raube dem Worte das erſte der Zeichen,
Und ſuch's dann in ſtillen und lieblichen Reichen
Der alles erhaltenden Mutter Natur;
Und tägliche Nahrung und Leben entquillet
Dem Wörtchen; wenn kraftvoll der Buſen ihm ſchwillet,
Da wogt es auf reicher, geſegneter Flur.

Und wenn auch das zweite der Zeichen entſchwindet,
So hat es Unſterblichkeit Manchem gegründet;
Doch ſucht es auf thörichte Weiſe die Welt,
Dir folget Verachtung mit wüthenden Biſſen.
Hat einmal die Welt dir das Wörtchen entriſſen;
Doch auch zu Thaten den Buſen es ſchwellt.

Iſt eins noch der letzteren Zeichen entſchwunden,
Hat göttliche Weihe die Bande gebunden,
Die Liebe mit Roſenguirlanden erſt wand,
Und ſind dann die lieblichen Looſe gefallen;
Läßt heiter und froh ſich's durchs Leben hinwallen
In Leiden und Freuden an liebender Hand.

Anmerkungen.

Das Auftreten eines jungen Menschen von zwanzig Jahren mit nur schwachen Versuchen in dem großen Reiche der Poesie möchte nicht wohl zu entschuldigen sein. Leider bietet uns unsere Zeit eine Menge ungenießbarer Reimereien, und ich möchte nicht gern die Zahl derselben vermehrt haben. Den Grund meines Auftretens hat der Herr Director Kraft schon in der Ankündigung dieser Kleinigkeiten angegeben, und ich hoffe mich in den Augen des Publikums etwas gerechtfertigt.

Um aber auch manches unvollkommene dieser Lieder noch mehr zu entschuldigen, habe ich im Inhaltverzeichniß die Jahre angegeben, in denen sie entstanden sind. Der nachsichtige Leser wird sehen, daß manche den eigentlichen Kinderjahren ihr Dasein zu verdanken haben. Schüchtern und bescheiden lege ich sie in die Hände der Menschenfreunde, die mich unterstützten und sage ihnen meinen wärmsten Dank.

Seite 14. Die Feier der Völkerschlacht bei Leipzig.

Dieses Gedicht wurde am 18ten October 1821 in der Mitte der sämmtlichen Schüler des Gymnasiums zu Gotha bei Fackelschein auf den Krahnberg ohnweit der Stadt vorgetragen und von vaterländischen Gesängen begleitet. Mehrere öffentliche Blätter, vorzüglich die Nationalzeitung zu Gotha, haben dieser Feierlichkeit rühmlich gedacht.

Seite 117. Die drei Sterne.

Die hier verstandenen Sterne sind die drei hellsten in der Cassiopeja, die im Frühling Abends 8 — 10 Uhr westlich vom Norden glänzt.

Seite 151. Ruhla.

Drei Stunden nordöstlich von Eisenach liegt der beträchtliche Flecken Ruhla in einem langen Thale von sieben sehr hoher Bergen umgeben. Er ist bekannt wegen seines Bades und der großen Tabackspfeifenfabriken. Die Fabrikherrn beziehen mit ihren Artikeln alle Messen: doch ist seit mehreren Jahren der Werth dieser Waaren sehr gesunken. Um aber von dem einmal gewohnten Verdienste nichts zu verlieren, drücken die Fabrikherrn ihre Fabrikanten nicht selten mit großer Unbilligkeit.

Seite 161. Ludwig der Eiserne, Landgraf in Thüringen.

Ludwig, genannt der Eiserne, jener kräftige Beherrscher Thüringens, der würdige Schwager Friedrich's des Rothbarts und dessen Begleiter auf den Zügen nach Italien, und der berüchtigte Feind Heinrichs des Löwen, war im Anfang seiner Regierung nur den Vergnügungen ergeben, und ließ sich von den habsüchtigen Edelleuten Thüringens beherrschen, die die Unterthanen aufs fürchterlichste drückten, aber sich wohl vorsahen, daß die

Klagen derſelben nicht auf Wartburg drangen, wo man nur Töne der Luſt hörte.

Einſt verlor ſich der junge Landgraf von ſeinem Gefolge auf der Jagd, und kam zu einem Hammerſchmied in Ruhla, der ihn wahrſcheinlich kannte und ihn, aber nicht auf die feinſte Art, aus ſeinem Taumel weckte. Der Landgraf wurde von Stund an ſehr ſtreng, die verwöhnten Edelleute widerſetzten ſich ſeiner Härte, und es kam zur Fehde, in der ſie beſiegt wurden. Der Landgraf ließ ſie Mann für Mann an Pflüge ſpannen, und ein Stück Land bei Freiburg umackern. Von der fürchterlichen Strenge Ludwigs erzählt man ſich noch Manches, wie z. B. ſeinen vorgeblichen Eid, und will deshalb behaupten, ſie ſei der Urſprung ſeines Namens: der Eiſerne. In Ruhla kennt man die Stätte noch, wo der Hammer ſtand; der umgepflügte Acker wurde ſpäter mit einer Mauer umgeben und der Acker der Edeln genannt.

Seite 193. Theorena.

Dieſe tragiſche Geſchichte erzählt der römiſche Hiſtoriker Titus Livius im 40ſten Buch im 4ten Kapitel.

Philipp III. der wüthende Tyrann von Macedonien ließ alle Edeln aus dem Wege ſchaffen, von denen er Gefahr für ſeine Herrſchaft fürchtete. Später, als die Kinder derſelben etwas herangewachſen waren, fürchtete er ihre Rache und befahl, ſie alle in ſeinen Gewahrſam zu bringen. Unter den Gemordeten war auch Herodicus, ein vornehmer Theſſalier, und ſeine beiden Schwiegerſöhne. Von den unglücklichen Töchter, Theorena und Archo, hatte jede Kinder. Dies bewog Theorena nur ihrer Erziehung zu leben, und ſie ſchlug deshalb mehre Heirathsanträge aus; Archo aber gab ihre Hand dem Perit, einem Vornehmen aus Ania, einer Stadt, am

Thermaischen Meerbusen in Cressäa, doch starb sie nachdem sie mehre Kinder noch geboren hatte. Von Mitleid gegen die Kinder ihrer Schwester bewegt, die sie als ihre eigenen betrachtete, verband sich nun Theoxena mit dem Poris. Bald erging auch an sie der schreckliche Befehl, die Kinder auszuliefern. Sie beschlossen heimlich nach Athen zu einem Gastfreund zu fliehen und wählten das Fest des Aneas als passende Gelegenheit. Ein Sturm hielt sie zurück, und die heldenmüthige Griechin zog den eignen Tod und den der geliebten Kinder der Schande vor.

Berichtigung der Druckfehler.

Trotz aller Mühe hat es nicht verhindert werden können, daß einige Druckfehler sich eingeschlichen haben, die ich zu berichtigen bitte.

Seite 12 Zeile 25 fehlt nach heben ein:
— 19 » 4 das Holde statt das holde.
— 58 » 12 Friedlich statt Feindlich.
— 66 » 9 ist nach wähn das „ zu tilgen.
— 80 » 9 emsig statt muthig.
— 90 » 14 Und wie viel Gefühle auch statt Und wie viel auch Gefühle
— 112 » 4 Zersprenge statt Zerspringe
— — » 6 ihr Bildniß statt mein Bildniß.
— 119 » 22 schaut dann statt schaut denn
— 124 » 22 Da statt Du
— 129 » 15 Dich statt Die
— 134 » 14 Die mächtige muß in Kommata eingeschlossen werden.
— 135 » 12 Worin statt Worein
— 138 » 10 Der Vers muß heißen:
Wie vermag der Sterbliche
doch so kühn sich vermessen,
— 146 » 4 und 6 müssen eingerückt werden.
— 187 » 17 fehlt nach wanken ein — der
— — » Zeile 20 nach lang zu tilgen ist.

1918. 64 i

Heimgebrachtes,

auf

romantiſchen Streifereien

geſammelt

von

Ludwig Storch.

Enthält:

Zwei Jahre aus dem Leben eines Schulmannes.
Erzählung.

Der Mordbrenner. Novelle.

Stuttgart,
Verlag von M. A. Kornicker.
1829.

Gedruckt bei C. J. Wolters.

Dedicationsschreiben

an meinen Freund Ubeis in Utopien.

Mein einziger, vielgeliebter Freund!

Erlasse mir alle weitläufigen Freundschaftsversicherungen; ich denke, wir sind von unsrer gegenseitigen innigsten Zuneigung überzeugt, und bedauern nur, daß wir ewig getrennt von einander leben müssen. Nichts destoweniger weiß ich, daß Du mein einziger wahrer Freund bist, und Niemand auf der weiten Welt solch warmen ungeheuchelten Antheil an meinen ärgerlichen Schicksalen nimmt, als Du. Wie lieb ich Dich darum so unaussprechlich, mein Bester! Wenn sich böse Buben erfrechen, mich mit gallgeschwängerter Dinte zu über-

ſpritzen, wenn das ſchwatzſüchtige Publikum meinen unbedeutenden Namen mit tönenden Zungen driſcht, biſt Du der Einzige, der meine Unſchuld zu behaupten, und gegen das geifernde Gebell ungezogener Federritter zu vertheidigen wagt. Kühner, liebenswürdiger Held, ehrlicher Mann aus der guten alten Zeit, welche ungeheuren Verdienſte haſt Du Dir ſchon um mich erworben! Wie vermag ich Dir würdig genug zu danken? Vergelten kann ich Dir ohnedies nicht. Nächte hab' ich durchwacht, um Dir den rechten Dank zu erſinnen; da endlich, als Du noch neuerlich gegen einige Herrn vom Stegreif, die mich überfielen, um mir die Taſche zu klopfen, die muthige Federlanze ſchwangſt, und wie der vom Diomedes verwundete Ares, gleich zehntauſend Mann in die Welt ſchrie'ſt: ich ſei unſchuldig, da endlich hatte ich's gefunden. Wie zerſtob das Lumpengeſindel! Wie

nahmen neidische Professoren und Doktoren grinzend freundlich den Hut vor Dir, dem Gewaltigen ab, als Du die gelehrten Herrn auf den Schnabel geschlagen! Wie zogen witzige Redactoren ihre giftigen Pfeile ein, die sie eben auf die Senne ihres mächtigen Bogens gelegt, um sie aus ihrem Versteck auf mich abzudrücken, als sie den befiederten Spieß in Deiner Hand gewahrten, und vernahmen, Du würdest für mich streiten! Wie wurgte mattängiges Histrionenvolk, als Du ihm das giftigplappernde Maul voll bitteren Hefenteig schmiertest, mit welchem das aufgedunsene Gesicht gräulich bemalt, es eben von dem zerbrechlichen Thespiskarren gesprungen war, vor dessen Rasseln und Stöhnen, mit kreischender Unverschämtheit gepaart, ich mir und Andern die Ohren stopfen wollte! Wie verstummte das verwirrte Geschwätze der Klugen und Narren, der Frommen und Gottlosen, daß ich ein

Mensch war und ein Christ, der selbst dem Schurken im Herzen verzeihen kann und soll, als Deine Riesengestalt plötzlich unter ihnen stand, mit zornflammendem Blick und drohend geballter Faust! O Du Retter meiner Unschuld! Edelste, vortrefflichste Seele! Uneigennütziger Freund, da gelobt' ich Dir im Stillen, mein nächstes Schriftchen zu dediciren. Weiß ich doch, daß Du allein meine früheren großen und kleinen Bücher verschlungen, daß sie Dir allein gefielen, Dich allein entzückten, und daß Du allein wünschtest, ich möchte bald noch mehr schreiben. Diesen Deinen Wunsch habe ich erfüllt, und Dich bei Abfassung einiger Stöße Manuscripte, welche vor mir liegen, und zu welchen ich einen Verleger suche, stets allein vor Augen gehabt. Darum wirst Du Dich auch allein nicht verwundern, wenn ich Dir bald einen Band um den andern zuschicke. Den ersten aber hatte ich Dir

gelobt, und ich halte mein Wort, hier iſt er, ein gepreßtes Dankzeichen meines gepreßten Herzens. Laß Dir über den Inhalt deſſelben vorläufig Einiges ſagen! Du findeſt zwei Erzählungen darinne, die ich mit Fleiß alſo zuſammengeſtellt. Denn ſie ſollen ſein Theſis und Antitheſis, Tag und Nacht, Paſſivum und Activum, das Gute, vom Böſen verfolgt und gedrückt, aber doch endlich die kühlende Friedenspalme erringend; und das Böſe in ſeiner gräßlichen Fratze, die unheilbringende Fauſt ausſtrekkend, um das Gute zu verderben, aber doch der Schreckensgewalt der eignen Hölle erliegend. Und damit endlich in Allem ein Gegenſatz ſei, ſo hat die erſtere Erzählung eine ganz andere Schreibart als die zweite. Gewiß iſt die Art, wie ich die hiſtoriſche Erzählung: Zwei Jahre aus dem Leben eines Schulmanns, abgefaßt, außergewöhnlich, ſie ſtimmt nicht mit der beliebten Form

Aberein, die ſich ſeit zehn Jahren für dies Fach gebildet, und in welcher ich die zweite: Der Mordbrenner, gegeben. Doch man muß das Neue verſuchen, und vom Ungewöhnlichen biſt Du ja ein Freund, ſonſt wärſt Du der meinige nicht. Uebrigens glaube mir, daß die beiden Helden meiner Erzählungen wirklich auf Erden gewandelt haben, und keineswegs Geſchöpfe des romantiſchen Landes ſind, in welchem ich — ich läugne es nicht — gar gerne Kreuz und Querritte mache, und Spuren meiner Zeugungskraft dort zurücklaſſe. Und wenn mich auch diesmal ein lindes Lüftchen von der glücklichen Inſel her anwehte, ſo ſtand ich doch am Ufer der Wirklichkeit, und ſchöpfte aus dem Meere der Geſchichte, welches an mir vorüber rauſchte. Wenn nun jene lauen Lüftchen, in Perlen-Thau's verwandelt, herab in die volle Schaale fielen, ſo wirſt Du die kleine Beimiſchung wohl ſchmecken, und

die reine Krystallfluth vom ätherischen, sich verflüchtigenden Esprit zu unterscheiden wissen. Um aber ganz aufrichtig gegen Dich zu sein, sollst Du wissen, daß der ehrliche Magister Johann Georg Lani seine wunderlichen Schicksale, nachdem er den Händen der Mörder um Christi willen entwichen, selbst geschrieben, und daß ich Dir also mit der ersten Erzählung etwas Altes, frisch Aufgewärmtes darreiche. Laß Dir sagen: Als ich im vorigen Jahre einen Roman schrieb, welcher unter dem Namen: Die Kuruzzen, bei Karl Focke in Leipzig erschienen ist, und über welchen Du mir Dein Urtheil noch schuldig bist, sah ich mich in der Geschichte Ungerns von jener Zeit, in welcher erwähnter Roman spielt, etwas fleißig um. Da entdeckte ich ein uraltes und höchst seltenes Schriftlein, welches ich mit vielem Vergnügen las. Der Titel war: Joan. Georgii Lanyi Nar-

ratio historica captivitatis papisticae. MDCLXXVI. in 4. ohne Druckort. Darin hatte Lani seine schlimmen Erfahrungen, hinsichtlich der Brüder in Christo selbst aufgezeichnet. Ich meinte, unsre Zeit sei eben geeignet, um neuen Antheil an den gräßlichen Verfolgungen zu nehmen, welche die fanatische Wuth katholischer Zeloten über ein edles Volk und seine frommen Lehrer verhängten; und so entschloß ich mich denn, den guten Lani noch einmal erzählen zu lassen. Vielleicht findet er noch einmal die Theilnahme, die er sich damals erwarb. Die Deinige, mein Freund, entgeht ihm gewiß nicht.

Von dem Ungeheuer de la Brosse könntest Du in alten Büchern auch manches lesen, wenn Du Dich bemühen wolltest, sie aufzuschlagen. Daß er aber so gräßlich gewüthet, werden Dir die angehängten Verse

beweiſen, von welchen Du überzeugt ſein wirſt, daß ich ſie nicht angefertigt habe.

Könnteſt Du mir die Ehre Deines Beſuches einmal ſchenken, ſo wollte ich Dir ſogar ein Portrait de la Broſſe's zeigen, in deſſen Beſitz ich bin. So iſt mir aber nie vergönnt, Dich von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, welches wahrſcheinlich das Gute hat, daß unſre innige Freundſchaft niemals erkaltet, welches mit allen andern, von mir geknüpften und unterhaltenen Freundſchafts-bündniſſen, zeither der Fall war. Sobald mir die Leute zu nah rückten, und ſich zeigten wie ſie waren, hatte die Herrlichkeit ein Ende. Doch unſer Bund wird ewig beſtehen; denn auſſerdem, daß uns perſönlicher Umgang ſtreng verboten iſt, biſt Du auch reich genug, um von mir kein Geld borgen zu brauchen, und gerade ſo arm, daß ich nichts von Dir borgen kann, beides hat mich ſchon mit Freunden entzweit; Du ver-

verlangſt nicht, daß ich für Dich arbeite, um Dich zu ernähren und zu kleiden, das thaten auch zwei, und einer ſpie dann Gift und Galle auf mich, als ich von ihm bezahlt ſein wollte; Du beklatſcheſt mich nicht, und zuckſt die Achſeln nicht zweideutig, wenn Natterzüngslein meinen Namen ziſchen; Du maßeſt Dir nicht an, meinen Vormund machen, und mir indirekt befehlen zu wollen; Du ſpielſt keine Intriguen gegen mich, und ſchilt'ſt mich nicht pöbelhaft, wenn ich die Mine mit einer Contremine verderbe. Du blä'ſt Dein mir unbekanntes Geſicht nicht mit einer angemaßten Protectorwürde auf, und ſchilt'ſt mich nicht ſchlecht und undankbar, wenn ich Deine Schurkenpläne nicht vollführe, und mich nicht zum Frohdienſt Deiner Gemeinheit erniedrige; Du wirſt mir weder durch häufige Beſuche, noch ein leeres fades Geſchwätze läſtig; Du willſt nicht Arbeiten umſonſt von mir haben; Du biſt

nicht neidisch auf meine Leistungen; denn Du hast weder ein Gedicht gemacht, noch einen Roman geschrieben, und das Schriftstellern für immer verschworen; — kurz, nichts hindert uns, ewig die innigsten Freunde zu sein. Ich umarme Dich im Geiste. Leb' wohl Verehrtester, Geliebtester!

Dein ergebenster

Ludwig Storch.

Zwei Jahre aus dem Leben eines Schulmannes.

Erzählung.

Ich, Johann Georg Lani, Doctor der Philosophie und Magister der freien Künste, bin im schönen Ungerland, im Städtchen Tepla, unweit Trenschin, im Jahre 1646 geboren. Wie nun mancher Mensch von früher Jugend arf, Zeit seines ganzen Lebens mit Mühseligkeiten und Hindernissen zu kämpfen hat, damit der Herr ihn recht versuche, ob er d' ewigen Gnade sich stets würdig zeige, oder, vom Drangsal zu hart verfolgt, dem Bösen sich in die Arme werfe: also habe auch ich von den ersten Kinderjahren an gar mancherlei Leiden ausgestanden bis diese Stunde, und der rauhe Wind hat eigentlich nie aufgehört, mich anzublasen, so daß ich schon leidlich froh war, wenn er nur nicht als ein wüthender Orkan auf mich einstürmte. Denn nicht

nur, daß ich als Kind schon viel gefährliche Krankheiten ausgestanden, und vorzüglich durch fallende Sucht in öftere Leibs- und Lebensgefahr gerathen, so starb auch mein Vater, ein angesehener Pächter, als ich erst vier Jahr alt war, und hinterließ meiner Mutter eine große Wirthschaft, der ihre Kräfte nicht genugsam gewachsen waren. Sie schaffte fleißig, und sorgte für uns Geschwister alle mit großer Liebe, welches ihr der barmherzige Gott in Gnaden vergelten und sie mit der ewigen Seligkeit belohnen möge. Sie hatte drei Söhne und zwei Töchter, und unter allen war ich das jüngste Kind. Wie nun die Mütter dem Jüngstgebornen meist mit einer besondern Liebe zugethan zu sein pflegen, wenn sie es sich selbst auch nicht gestehen mögen, also geschah es auch mir; und da man an mir einiges Talent frühe schon verspürt, so hat sie mich zuerst in meiner Vaterstadt gar fleißig zur Schule geschickt, ja als ich daselbst wackere Fortschritte in allerlei Wissenschaft gemacht, mich ferner meine Stu-

dien an verschiedenen Orten fortsetzen lassen, als da sind: Trenschin, Skalicz, Wallendorf Zeben und Leutschau, auf welchen hohen Schulen ich bis in mein sechszehntes Jahr verweilt, von der guten Mutter nach allen Kräften unterstützt, und emsig vorschreitend in der Kenntniß der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache, auch der Philosophie, der Geschichte und den Naturwissenschaften. Allein weil ich mit Schwachheit der Augen sonderlich behaftet und geplagt war, so gar, daß mir schon fast ein Häutchen über den rechten Augapfel hergewachsen, mußte ich mich um diese Zeit nach Hause begeben, um mich kuriren zu lassen. Da riethen mir viele meiner Freunde, Verwandte und Bekannte stark vom Studiren ab, und suchten mich zu bereden, daß ich mich zu einer andern Lebensart bequemen möchte. In mir aber erwachte die Lust zu den Wissenschaften nur um so stärker, und ich flehte oft in meiner einsamen Kammer Gott mit Thränen in den erblindenden Augen, er möge diese Finsterniß von mir nehmen und mich

zu seinem tüchtigen Werkzeug auszurüsten, damit ich einst seiner wahrhaftigen Kirche, wie sie Luther wiederhergestellt, oder dem Schulwesen mit Nutzen und Frommen dienen könne. Es hat auch dem allmächtigen Gott gefallen, mein Gebet und Seufzen zu erhören; aber leider kam ich durch wunderbare und schmerzliche Fügung wieder zu meinem Gesichte. Denn es war der heftigste Schrecken und das tiefste Entsetzen, ja der jähe und allertrübseligste Kummer über einen unersetzlichen Verlust, und unerhörte, schreckliche Gräuelthat, welcher mir mein fast ganz dahingeschwundenes Gesicht wieder so weit verschaffte, daß ich die Studien fortzusetzen vermochte. Als ich mich nämlich im dritten Jahre meines körperlichen Leidens auf dem väterlichen Hofe vor der Stadt aufhielt, immer beschäftigt mit Aufsuchung und Vertheidigung der Rechte der evangelischen Confession, welche die Fürsten Pertia und Lobkowitz in Wien auf mancherlei Art zu unterdrücken suchten, und den innigsten Antheil nehmend an allen wichtigen Schrit-

ten der evangelischen Stände, brach der junge und muthige Großvezier Achmed Kiuprili in Ungern ein (Juli 1663), mit einer unglaublichen Heeresmacht, bestehend aus Janitscharen, Spahis, Asiaten, Albanern, Tataren, Moldauern und Walachen und andern grimmigen heidnischen und türkischen Völkern. Bald hatte er das nur schwach vertheidigte Ungern fast ganz überwältigt; seine wilden Haufen zogen im Lande umher, raubten und plünderten, sengten, brannten und mordeten, und nahmen Besitz von allem beweglichen und unbeweglichen Gute, dessen sie habhaft werden konnten. Am 4. September desselbigen Jahres erschien unversehens ein wüthiger Haufe bärtiger Tataren auf der Höhe vor unserem Hofe; Knechte und Mägde stehen mit Jammergeschrei in die Stadt; nur meine Mutter faßte sich ein Herz und trat den Unmenschen mit der Bitte entgegen, ihr und ihrer Kinder kleines Eigenthum zu verschonen. Statt aber, daß Mitleid mit einer alten Frau sie hätte rühren sollen, hoben sie ihre krummen Schwer-

ter auf und hieben sie nieder. Ich, der
allein bei ihr ausgehalten hatte, wollte
zu Hülfe eilen, allein auch mich warf
über den Kopf erhaltener Säbelhieb allsogle
zu Boden. Ich sank in Ohnmacht und w
nicht, wie lange ich darin gelegen, als
aber erwachte, waren die türkischen Barba
fort, meiner armen Mutter Leichnam,
Gott eine sittliche Urstand schenken mö
lag verhauen neben mir, ich blutete he
aus meiner Wunde und fühlte mich s
schwach, und über und neben mir brann
das Haus, so daß ich auf allen Vieren m
davon machen mußte, um nur nicht zu v
brennen, welches Schicksal leider den Ue
resten meiner seligen Mutter widerfahren
Einige vorüberfliehende Leute, durch m
Wimmern aufmerksam gemacht, kamen her
verbanden mich, und trugen mich in
nahes Haus. Daselbst lag ich drei Wo
an einem harten Wundfieber darnieder, u
als ich zu genesen begunnt, und wieder
Verstande war, trat eines Tages Herr

tras Santerini, Oberpfarrer und Senior zu Trenschin, ein frommer und gelahrter Mann, mit welchem ich sonst schon viel conferiret und disputiret, in das Zimmer, und verkündete mir, wie er einen bequemen Wagen mitgebracht, auf welchem ich nach Trenschin in seine Wohnung geführet und dort von seiner Hausfrauen und Töchtern gewartet und gepflegt werden solle. Da konnte ich die Thränen nicht zurückhalten und weinte lange und viel auf des alten würdigen Herrn Hand, die ich gefaßt hatte. Als ich mir nun die Augen wieder trocknete, da bemerkte ich zu meinem größten Erstaunen, daß ich alle Gegenstände um mich hell und deutlich erkennen konnte und mich ein wahres himmlisches Licht umleuchtete. Die Finsterniß war von mir genommen und ich lobete und preisete Gott von ganzer Seele. Als ich in Trenschin ankam, empfing mich die gute Frau mit ihren beiden Töchtern gar freundlich, und trugen mich schier auf ihren eigenen Händen in das für mich weich bereitete Bett, weinten auch viel Thränen des

Beileids über mein hartes Schicksal, doch
auch der Freude über das wieder erlangte Lich
meiner Augen, und labten mich mit kräftige
Brühen und noch mehr mit huldreichen Trost
worten. Die älteste Tochter, Margaretha,
eine gottesfürchtige schöne Jungfrau, wa
die Verlobte des Herrn Matthäus Michalovicz,
Diaconus zu Trenschin. Die jüngere, Mar
tha, war zwar noch ein Kind von vierzehn
Jahren, aber sanft und gut, und anzuschauen
wie ein Engel des Himmels. Stundenlang
brachte sie an meinem Lager zu, und lauschte
mir jeden meiner Wünsche an den Augen
ab, um ihn nach Kräften sogleich zu erfüllen.
Mein Herz fühlte schon damals eine große
Neigung vor Martha und diese wurde, ohne
daß ich selbst es wußte, zur innigsten, rein-
sten Zuneigung. Wenn mir das liebe Kind
offen und unschuldig gestand, daß es mir
recht gewogen sei, bat ich Gott gerührt, mich
tüchtig zu machen, daß ich solche Liebe einst
würdig belohnen könne. Mein Gesundheits-
zustand verbesserte sich stündlich, und als mein

Geist in mancherlei Gesprächen mit dem Herrn Senior und dem Herrn Diaconus viel Nahrung fand, ward ich bald gesund und stark, und sah mich fleißig in des Seniors ansehnlicher Bibliothek um. Da ich aber durch den türkischen Einfall um mein ganzes Erbe gekommen war, und nicht die geringste Aussicht zur Fortsetzung meiner Studien hatte, so wirkten meine beiden edeln geistlichen Freunde im Stillen für mich, und überraschten mich eines Tages mit der frohen Mähr, daß es ihnen gelungen, bei ihren Amtsbrüdern in der Umgegend so viel zusammen zu bringen, daß ich einige Jahre in Wittenberg studiren könne, welches stets mein sehnlichster Wunsch gewesen war. Der Herr Magister Christian Selemann, Hauptpfarrer in der königlichen freien Stadt Leutschau, hatte sich besonders emsig für mich beworben, welches ihm, wie allen Andern, Gott vergelten möge! Und sah ich plötzlich durch die Hülfe edler Menschen alle meine Wünsche erfüllt, wo ich mich noch weit davon entfernt glaubte. Als ich

von der vortrefflichen Familie Abschied nahm
weinten Alle und wünschten mir Glück u
Segen; Martha konnte sich aber fast nic
zufrieden geben, und auch ich konnte vor gr
ßer Rührung und Thränen kaum einige Wor
zu ihr sprechen. In Wittenberg schränkte i
mich gar sehr ein und genoß manchen lieb
Tag nur Wasser und Brot, so daß ich m
der wohlthätigen Unterstützung volle zwei Jah
ausreichte; während der Zeit ich öfters dan
barlich an meine Wohlthäter schrieb und ih
nen von meinen Studien Rechenschaft gab
sie aber um neue Unterstützung anzusprech
mich gar nicht erkühnte. Die Wissenschafte
betrieb ich aber mit allem Eifer, war imm
ein Paar Stunden eher auf, als die lieb
Sonne, und betete meinen Abendsegen mei
erst gegen Mitternacht. Die Theologie betrie
ich absonderlich unter Herrn Doctor Deutsch
mann, die Philologie aber unter Herrn Ma
gister Johannes Scharff und Herrn Magiste
Gottfried Vogt. Nach zwei Jahren abe
konnte ich mich wegen Mangel alles Geld

nicht länger mehr in Wittenberg halten, und ich lag Herrn Doctor Deutschmann, welcher mich lieb gewonnen, mit der Bitte an, mir zu irgend einer Condition als Hofmeister zu verhelfen. Es hat sich auch zu selbiger Zeit sehr wohl gefüget, daß er durch die Correspondenz eines ihm in Freundschaft sehr zugethanen Professors der Universität Rostock erfahren, wie in der dortigen Gegend Mangel an jungen Studirten sei, welche in den reichen Häusern sich als Lehrer anstellen liessen. So beschloß ich denn sogleich bei mir, mit Hintansetzung meines geliebten Vaterlandes, wo die meiner Confession Zugethanen schon gar harte Verfolgungen erleiden mußten, und der gefährliche Türkenkrieg das Unterste zu oberst kehrte, mein Glück in den mitternächtlichen Landen zu suchen. Mit dankbarem Herzen schied ich demnach von meinen Gönnern und Lehrern, und wanderte mit meiner kleinen Habe auf dem Rücken der Ostsee zu. In Rostock fand ich bei erwähntem Herrn Professor, an welchen ich Briefe von

Herrn Doctor Deutschmann hatte, auch so gleich nach meinem Wunsche ein Pädagogium erstlich zwar ein kleines bei Herrn David Brand, fürnehmen Rathsherrn in der Stadt sodann aber ein gröſseres und reichliches u. ich weit von der Stadt auf einem schönen Schloſs bei Herrn Ulrich Rabe, einem Mecklenburgischen von Adel. Von dem letztern sehr edlen Manne erhielt ich in fünf Jahren, die ich bei ihm mit Erziehung seiner lieben Kinder zugebracht, so groſse Gunst und Wohlthaten, daſs ich sicherlich gar kein Verlangen mehr getragen haben würde, in mein Vaterland zurückzukehren, hätte mir nicht die gute Martha stets im Sinne gelegen, so daſs ich je länger ich blieb, je mehr an sie denken muſste, und sie mir zuletzt Tag und Nacht vor Augen stand. Von Trenschin hatte ich während meines sechsjährigen Aufenthalts in Mecklenburg nur einmal Nachricht erhalten, und zwar eine betrübende und mir gar schmerzliche. Der gute Diaconus meldete mir den Hintritt seines Schwiegervaters, des Herrn Senior; von

Martha schrieb er nur, daß sie noch frommer und liebenswürdiger geworden und meiner noch immer in Segen gedenke; auch daß er sie mit der Mutter in sein Haus aufgenommen habe. Nun waren aber wieder zwei Jahre verflossen, in welchen ich kein Wort von den guten Menschen erfahren. Im Herbste des Jahrs 1670 vernahmen wir mancherlei böse Gerüchte aus Ungern von einer großen Verschwörung des Adels gegen das hohe Haus Oestreich, von einer ausgebrochenen Rebellion und dergleichen mehr, doch war nichts sicheres auszukundschaften. Die heftigste Unruhe duldete mich nun nicht länger an dem Orte, wo es mir so wohl gegangen war; ich entdeckte meinem Patron und Gönner deshalb meinen Wunsch und bat um eine gnädige Entlassung. So ungern mich nun auch die Familie und vorzüglich die lieben Kinderchen, welche sehr an mir hingen, ziehen liessen, so konnten sie doch meine Gründe nicht widerlegen und mich nicht von der Abreise zurückhalten. Es mußte wieder geschieden sein,

und ich ging abermals wehmüthig von edel
braven Leuten, die mir wohlgethan, mic
liebten und mich mit den frommsten Segens
wünschen entließen. Als ich in Breslau i
Schlesien angelangt, erfuhr ich zuerst ein
nähere und deutliche Angabe der schlimme
Händel in meinem Vaterlande. Ich vernahm
von der argen Verschwörung der Grafen Pe
ter Zrini, Franz Nadasdi, Frangepani, de
Fürsten Franz Ragotzi, von der Gefangen
nehmung mehrerer derselben und dem wüthend
sten Ausbruch der Rebellion in Ungern.
Mochte nun das Gerücht vieles vergrößert
haben, genug, es hieß in Ungern ging Alles
drunter und drüber, man schlachte sich gegen
seitig und niemand sei seines Lebens eine
Stunde sicher. Nun wurde ich sehr zweifel
haftig, ob ich weiter reisen, oder daselbst
bleiben, oder mich wieder zurückwenden sollte.
Doch das Verlangen, zu wissen, wie es in
solch trübseligen Zeiten meinen edlen Freun
den, vorzüglich aber der guten Martha, er
gehen, und wie ich ihnen vielleicht ein Trost

und Beistand sein möchte, siegte endlich über alle Bedenklichkeiten und ich entschloß mich, mit Gott meine Reise fortzusetzen. Mein Gepäck ließ ich in Breslau zurück, und nahm nur mein baares Geld — ein artiges mir erspartes Sümmchen — wohl versteckt mit mir, um wo möglich meinen Freunden, wenn sie in Noth seien, damit auszuhelfen. Als ich in Ungern ankam, hatte der östreichische General Spork fast alle Städte in Ober- und Nieder-Ungern eingenommen und in die Schlösser und Festungen Besatzungen eingelegt. Er hatte allen Ungern hoch und theuer zugeschworen, daß man sie in der freien Ausübung ihrer Religion nicht stören würde, sobald sie sich nur Ihrer Kaiserlichen Majestät willig und gehorsam als treue Unterthanen ergeben, und Besatzung einnehmen würden, welches auch alle Städte angenommen, aber zu des evangelischen Glaubens Verderben. Der Diaconus, welcher unterdeß Vater mehrerer schönen Kinder geworden war, seine liebe Frau und brave Schwiegermutter em-

pfiengen mich in dem groſſen Tumult, welcher auch zu Trenſchin waltete, mit vieler Freude und rührender Herzlichkeit, nur Martha ſtand ſchüchtern von ferne und ſchlug verſchämt die Augen zu Boden. Auch ich war ſehr verlegen, wie ich ſie am ſchicklichſten begrüſſen möchte, und ihr Anblick machte mich ſchier ganz verwirrt; denn ſie war in den acht Jahren, ſo ich ſie nicht geſehen, zur blühenden Jungfrau geworden; ihr ſchöner ſchlanker Wuchs, ihr edles Geſicht, die frommen Taubenaugen, jeder Zug predigte ihre Tugend, und ein vollendetes Weib an Geiſt, Seele und Leib ſtand vor mir. Als jedoch die erſte Befangenheit wich, enthüllte ſie mir allmälig den reichen Schatz ihrer Seele, und ich bemerkte immer mehr zu meinem gröſten Entzücken, daß ſie an Geiſt eine bejahrte Frau geworden, an Gemüth aber das vierzehnjährige Kind geblieben war, welches mich in meiner Krankheit gewartet und liebgewonnen hatte. Obgleich ſie mir keine Silbe ſagte, ſo wuſte ich doch ſchon gleich in den erſten

Tagen meines Aufenthaltes in des Diaconus Hause, daß mich Martha noch immer, ja noch weit inniger und heftiger liebe als sonst. Der Diaconus verhehlte mir mit der Zeit auch nicht, als er auch meine ehrbare Zuneigung zu seiner Schwägerin sah, wie er Martha's heilige Liebe zu mir seit Jahren im Stillen beobachtet und sich derselben gefreut habe. — Zu Anfang des Jahrs 1671 beschloßen wir denn, daß ich mich, weil ich mich in Philologicis doch vorzüglich geübt und hervorgethan, um ein Schulamt bewerben und nach Erlangung desselben die liebenswürdige Martha heimführen solle. Der Diaconus zeigte sich mir nun als ein wahrhaftiger Freund; denn er wendete all seinen Einfluß an, mir bald zum Brote zu verhelfen. Aber es wollte mir weder in diesem noch im folgenden Jahr mit meinen Bewerbungen sonderlich glücken, und ich errichtete deshalb in Trenschin eine Privatschule, um mir das Leben zu fristen. Das Haus des Diaconus besuchte ich wöchentlich zweimal in Züchten und Ehren, und gewann

immer größere Hochachtung vor Martha. Einst nun traf ich sie im Garten allein, und da floß es mir von den Lippen, daß ich selbst nicht weiß wie, so sie gesonnen sei, mir Herz und Hand zu schenken, würde sie mein Lebensglück begründen, und ich würde sie heimführen, sobald ich ein Amt gewonnen, wozu mir von mehreren Seiten her vielfältig Hoffnung gemacht worden war. Ich hatte während der Rede nicht gewagt, ihr ins Gesicht zu schauen, als sie aber schwieg und ich zweifelhaft nach ihr hinblickte, bemerkte ich, wie ihre schönen blauen Augen in Thränen schwammen. Sie reichte mir darauf liebreich die Hand und bat mich mit leiser Stimme, mit ihr zur Mutter zu gehen. Bei dieser frommen Matrone brachte ich denn mein Wort, so gut sichs in solcher Stimmung thun ließ, an, und wir erhielten ihren Segen. Mit wenigem Verdienst lebte ich nun ein glückliches Leben im Umgang der Liebe und Freundschaft, und nur die ungewiße Aussicht auf ein Amt trübte oft meine heitersten Stunden. Ich

ließ aber nicht ab in Gebet und Arbeit, und wie Gott allezeit denen geholfen, welche sich daran hielten, so hat er auch mir gethan. Denn im Monat April 1673 erhielt ich fast zu gleicher Zeit zwei Vocationen zum Schulrectorat in die beiden Städte Skalicz und Karpfen. Freudetrunken eilte ich zum Diaconus und überließ die Wahl meiner guten Martha. Aus mancherlei Gründen bestimmte sie sich für Karpfen, und so sagte ich es denn mit Gott den Stadtherrn zu. Meine Installirung erfolgte zwei Monate darauf. Als ich nun im Hause des Diaconus zu Trenschin förmlich Verlobung gehalten, reisete ich nach Karpfen, richtete mich ein, trat mit Gott und gutem Erfolg mein Amt an und erwarb mir durch meinen Eifer viel Freunde in der Stadt, vorzüglich unter der Geistlichkeit. Meine Hochzeit war auf den Monat September festgesetzt und ich und meine holdselige Braut trafen zu unserer künftigen Wirthschaft mancherlei nöthige Vorkehrungen; aber der Herr hatte es in seinem ewigen Rathe anders be-

schlossen und mir große Leiden statt Freuden zugedacht, wofür er gepriesen sei. Die römische Clerisei in Ungern erhob sich nämlich im Laufe dieses Sommers furchtbar gegen das Häuflein der evangelischen Glaubensverwandten und nahm eigenmächtig und ungestraft theils mit Gewalt durch Hülfe der deutschen Soldaten, theils durch List unterschiedliche evangelische Gotteshäuser und Schulen ein und hintertrieb auf alle Weise die Ausübung unseres Cultus. So hatten die Jesuiten bei stockfinsterer Nacht Leitern an die lutherische Kirche in Neusohl geworfen, und sie erstiegen und eingenommen, drinnen auch die heiligen Geräthe zerschlagen und Kanzel und Altar verunehrt, ehe es die Einwohner der Stadt gewahr geworden. Gleich darauf fielen die Croaten in Karpfen ein, nahmen den Lutherischen die Kirche weg, und die Geistlichen der Stadt sahen sich durch die schändlichsten erlogenen Beschuldigungen und die härtesten Verfolgungen von den östreichischen Machthabern, welche den Namen des

milden und gerechten Kaisers aufs abscheulichste mißbrauchten, gezwungen, ihr Vaterland zu verlassen und ins Exil zu gehen. Als diese christlichen Märtyrer von Frau und Kindern, Verwandten und Freunden geschieden — ein herzzerreißender Anblick —, gab ich ihnen als ihr Freund das Geleit bis Schemnitz. Wir saßen zu neunen auf einem mit einem Tuche verhängten Wagen und unterhielten uns mit göttlichen Trostgründen, sie aber ermahnten mich, so viel ich im Stande, den evangelischen Gottesdienst fortzusetzen, und ich gelobte es ihnen aufs Wort. Als wir nun bei nächtlicher Weile in der königlichen freien Bergstadt Schemnitz anlangten, fiel der Commandant derselben den Wagen an, wollte die Pfarrherrn in Arrest und ihnen ihre Baarschaft und sonstige Habseligkeiten nehmen. Wie nun darüber ein großer Lärm mit den Knechten entstand, baten mich die Geistlichen, herabzusteigen und zu sehen, was es eigentlich gäbe. Sowie mich aber der Commandant ins Gesicht bekam, stürzte er

auf mich los, ſetzte mir den Degen auf die Bruſt und ſchrie wüthig: „Gib dein Geld heraus, ketzeriſcher Pfaffe!“ Hätte nicht ein daneben ſtehender Bürger ihn alſobald zurückgehalten und bedeutet, daß ich kein Geiſtlicher ſei, ſo wäre er gewiß an mir zum Mörder geworden. Als die Geiſtlichen ihm ihren freien Paß von der königlichen Kammer zu Preßburg verzeigten, gab ſich ſchnell ſein toller Zorn; er ließ die armen Leidensbrüder ungehindert ziehen, und ich nahm unter häufigen Thränen und Anwünſchung alles Guten von ihnen Abſchied. Am folgenden Tage wieder in Karpfen angekommen, rief ich die zerſtreute Gemeinde zum Gottesdienſt, welcher theils aus Mangel an Kirchen, theils aus Mangel an Geiſtlichen lange unterblieben war, in meiner Schulſtube zuſammen; wir verrichteten das Gebet und ich hielt eine Predigt. Indem nun die Leute wieder nach Hauſe gehen wollten, kamen ein Paar Franziscaner mit einer großen Anzahl Kroaten, und fielen uns mit großem Geſchrei an. Die

Leute flüchteten sich auf was Art sie konnten, und die wüthigen Zeloten kamen nun alle auf mich los. Ich entsprang aber auch aus dem Hause und begab mich unter den Schutz meiner Herren Patronen auf das Rathhaus. Gleich darauf entfernten sich diese Feinde unseres Glaubens unter den heftigsten Drohungen, wenn wir uns wieder unterstehen würden, Gottesdienst zu halten. Nichtsdestoweniger wurde auf Antreiben der Patronen derselbe von mir — obgleich unter heftigen Stürmen und in stetem Zagen — vom September 1673 bis zum März des folgenden Jahres ununterbrochen fortgesetzt. Unterdessen gestalteten sich die ungrischen Sachen immer schlimmer und das ganze Land gerieth in Gährung. Alles was die ausländischen Verweser der königlichen Macht im Wiener Cabinet wie in den ungrischen festen Städten thaten, um die Mißvergnügten zu unterdrücken, diente nur dazu, ihre Anzahl zu vermehren, und da sie nirgends mehr Hülfe sahen, warfen sie sich leider den Türken immer mehr in die Arme.

In ſolch trüben und böſen Zeiten war natürlich nicht an das Heirathen zu denken; da es aber den Anſchein hatte, als würden ſich dieſe Uebel noch lange hinausziehen, ſo beſchloß ich mit meiner frommen Martha, die Hochzeit im Frühjahr des Jahrs 1674 zu feiern. Im Februar erging plötzlich eine allgemeine Citation an alle Kirchen- und Schuldiener im ganzen Königreiche der lutheriſchen, wie der reformirten Confeſſion, ja ſogar die Schüler wurden nicht verſchont. Schon waren im vorigen Jahre zwei andere Citationen, jedoch nur an Prediger und nur gewiſſer Geſpanſchaften ergangen, ſich vor das außerordentliche Gericht in Preßburg zu ſtellen. Was man von der Behandlung dort erfahren, machte eben keinen Muth. Den Montag nach Lätare, den 5ten März, ſollten alle in Preßburg verſammelt ſein. Mit ſchwer bekümmertem Herzen ſchied ich von meiner Martha und ihren Anverwandten, aber mehr noch als mein eigener Kummer betrübte mich das Leiden der guten Margaretha, als ſich der Dia-

conus aus ihren Armen riß und seine Kinder laut weinend noch einmal segnete. Wir reiseten zusammen, und da in der Citation nichts von der Religion, sondern nur die Rebellion erwähnt war, so faßten wir getrosten Muth, da wir uns auch nicht einmal eines bösen Gedankens gegen unsern allergnädigsten Kaiser bewußt waren. Es wurde in Presburg vor dem Gerichte auch von sämmtlichen Citirten nichts weiter begehrt, als die Unterschrift eines Reversschreibens. Sei das geschehen, hieß es, könnten wir ruhig wieder in unsere Wohnorte zurückkehren; es werde uns kein Haar gekrümmt werden. Als wir aber vor der königlichen Tafel stauden und jener Brief uns vorgelesen wurde, entsetzten wir uns über alle Maßen darüber; denn mit der Unterschrift desselben hätten wir uns selbst des Verbrechens der beleidigten Majestät, der Rebellion, der Lästerung der katholischen Kirche angeklagt, hätten um Gnade und Einhalt des gerechten Urtheils gefleht, und bis zum December d. J. aus dem Königreich mit

Frauen und Kindern zu weichen verſproche
Es waren unſer aber an vierhundert Predig
und Schulrectoren, ohne ihre Collegen u
Schüler. Als wir uns nun alle der Unte
ſchrift weigerten, wurden wir auf einige fa
ſche Briefe eines verſtorbenen ſiebenbürgiſch
Edelmanns, Namens Vitnedi, die ein B
dienter des Grafen Niklas Bethlen ſeine
Herrn ſollte entwendet haben, angeklagt, u
ungehört, unvertheidigt und ohne alle Bewei
führung zum Tode verurtheilt. Mitwoch na
Quaſimodogeniti, den 4ten April, wurde d
Todesurtheil über die Prediger und Freita
darauf über die Schulmänner ausgeſproch
Welch ein Jammer auch den Diaconus u
mich überkam, daß wir für dieſes Leben v
unſern Lieben ſollten geſchieden ſein, ſo tröſt
uns doch der Gedanke, daß wir keinen Fi
ger breit vom Wege der Tugend und Pflic
abgewichen wären. Dem Urtheile nach ſollt
uns Hände und Füße abgehauen und n
dann entweder lebendig verbrannt oder
Tode geſteinigt werden. Nachdem uns di

schreckliche Urtheil im erzbischöflichen Pallaste eröffnet worden war, redeten uns der Erzbischof von Gran Szelepcheny und der Bischof von östreichisch Neustadt Koloniez, welche eigentlich die Häupter des aus lauter Katholischen bestehenden Gerichts ausmachten, gar eindringlich zu, wie sie früher auch an jedem Gerichtstage gethan hatten, wir möchten, um uns aller weitern Unannehmlichkeiten zu entziehen, doch die Reversalien unterschreiben, welche sie sehr gelinde gestellt; dann sollten wir auf der Stelle in Freiheit gelassen werden. Da uns unser Gewissen solche schändliche Unterschrift streng untersagte, so erklärten wir einmüthig, wir wollten lieber die Bande des Leibes, als die der Seele, tragen, baten auch mit inständigsten Bitten den Erzbischof, er möchte uns die Freiheit schenken, und versprachen, binnen kurzer Frist Amt und Vaterland zu verlassen und in das traurige Exilium zu wandern. Unser demüthigstes Gesuch wurde uns aber rund abgeschlagen, es wäre denn, daß wir unterschrieben. Alle

Gewaltthätigkeiten der römischen Clerisei gegen die evangelische Geistlichkeit geschahen ohne alles Wissen und Willen der kaiserlichen Majestät in Wien, und keine ihrer Beschuldigungen vermochten sie zu beweisen. Erfolgte aber die Unterschrift des Reversbriefes, so gaben wir unsern Verfolgern die Waffen gegen uns in die Hände, und sie hätten sie gewiß gegen uns gebraucht, wie früher ganz in demselben Falle in Böhmen geschehen war.

Nach dem gefällten Todesurtheil wurden wir nicht etwa, wie es ein rechtes gerichtliches Verfahren angibt, in Gefängnisse gebracht, sondern wir konnten fast acht ganzer Wochen frei und ungehindert in allen Straßen und der Vorstadt von Presburg herumgehen. Da riefen uns wohl die uns begegnenden Jesuiten zu: „Was wollt ihr noch hier? Worauf wartet ihr? Flieht! Macht euch davon!“ u. s. w. Aber wir widerstanden allen diesen Versuchungen, theils weil uns bei Verlust des Kopfes anbefohlen war, innerhalb der Stadt zu bleiben, theils um unsere gerechte

Sache nicht durch eine Flucht ſchlecht und verdächtig zu machen. Während dieſer Zeit ſtellten der Erzbiſchof und ſeine Leute viele und mancherlei Verſuche an, einzelne zur Unterſchrift zu bewegen. Die Ungerechtigkeit des Verfahrens, ſo wie unſere Standhaftigkeit mochten auf die königlichen Richter doch einen ſtarken Eindruck gemacht haben und ſie ſich ſchwerer Verantwortlichkeit vor Seiner Majeſtät fürchten, alſo daß ſie ſich eines Tages verſammelten, aber nicht wie gewöhnlich im erzbiſchöflichen, ſondern im königlichen Pallaſt, und viel über unſere Freilaſſung deliberirten. Plötzlich aber trat der Erzbiſchof in die Verſammlung und machte ihr durch die Worte ein Ende, indem er den Aſſeſſoren die Reverſalien vorhielt: „Meine Herrn, dieſe Leute können nicht auf freien Fuß geſetzt werden; weil ihrer viele täglich zu mir kommen und die Reverſalien zu unterſchreiben ſich nicht weigern, ſo daß derer ſchon ein großes Regiſter voll iſt.“ Die Angabe war falſch; noch nicht Einer von uns hatte unterſchrieben.

wohl aber manche der früher Citirten; aber alle unsere Hoffnungen wurden dadurch zertrümmert.

Am 17ten April ging ich mit fünf Pfarrern, theils lutherischer, theils schweizerischer Confession, und unserm Advocaten, Herrn Heißler, um noch ein Letztes zu versuchen, zum Erzbischof gegen 11 Uhr, da er eben aus dem Bette aufstand. Unser Advocat bat in unser aller Namen um Erledigung. Der Erzbischof antwortete barsch: „Nachdem ich das Meine gethan, bin ich in dieser Sache ein delegirter Richter, so daß ihr von mir keine Hülfe mehr zu erwarten habt, dieweil ihr dieselbe vorhin nur gering geachtet. Ihr seid nun nicht mehr in meiner, sondern in der königlichen Kammer Gewalt.“ Hierauf musterte er uns mit den Augen durch, und als er mich in deutschen Kleidern erblickte, die ich seit meinem Aufenthalte in Ungern nicht wieder abgelegt, redete er mich also an: „Woher, woher, mein Sohn? Warum trägst du solche deutsche Plundern (Beinkleider)?

Seit das deutsche Wesen und der deutsche Glaube nach Ungern gekommen, hat sich Alles verschlimmert.“ Als ich ihm mit gehörigem Respect vermeldet, wie ich mich lange Jahre in Deutschland sehr wohl befunden, fing er an, mit vielen Schimpf- und Lästerworten auf den theuren Mann Luther zu schmähen und zu schelten, zog auch die Augsburgische Confession höhnisch durch, und erzählte uns dann sehr redeselig und zuthunlich, wie er aus dem niedrigsten Stande und untersten Grade zu dieser seiner hohen Ehrenstelle gelangt sei. Nachdem er seinen Ruhm solchergestalt herausgestrichen, führte er uns in seine Bibliothek und zeigte uns ein Buch voller Verläumdungen auf Luther, mit den Worten: „Seht, was ist euer Luther so fein bei sich selbst gewesen, der gute Zechbruder. Warum folgt ihr diesem Manne nach? Weßhalb unterschreibt ihr nicht einmal?“ —

Da uns streng verboten war, nicht eher zu sprechen, bis wir gefragt würden, so hatten wir demnach jetzt erst die Erlaubniß,

unſere Stimmen auch hören zu laſſen; weil aber die Andern alle ſchwiegen, ſo nahm ich wieder das Wort: „Solche Unterſchreibung iſt uns unmöglich, wenn wir unſer Gewiſſen bedenken. Sagt doch ſchon der heilige Auguſtinus: Ich will lieber tauſendfachen Tod ausſtehen, als das innerliche Nagen und Beiſſen des Gewiſſens empfinden.“ — „So haltet ihr euch für beſſer, ſagte er, als eure Superintendenten und Andere von Böſing, Modorn, St. Georgen, Neuſol, welche ohne Widerrede unterſchrieben haben?“ — „Die meiſten empfinden auch ſchon, wie ſehr übel ſie gethan haben“, verſetzte ich freimüthig. — „Nun ſo müßt ihr ſterben“, ſagte der Erzbiſchof mit fürchterlicher Kälte. — „Wenn es ſein muß“, entgegnete ich, „ſo geſchehe des Herrn Wille! Doch haben wir einen allergnädigſten König, der Unſchuldige nicht wird hinrichten laſſen.“ Er antwortete darauf nichts, ſondern führte uns, obgleich wider unſern Willen, aus der Bibliothek in ſeine Kapelle, woſelbſt wir ihn mußten die Meſſe

ſingen hören. Nach Vollendung derſelben fragte er uns: „Warum verachtet ihr das heilige Kreuz?“ — „Mit nichten“, antwortete ich, „wir ſind des Kreuzes Chriſti ſtets eingedenk. Nur beten wir allein Gott an und ſeinen eingebornen Sohn, nicht aber das Kreuz, an welchem er geſtorben.“ — Er ließ ſich dann wieder auf lange Reden ein, machte viel Worte, obgleich ſie wie hohle Nüſſe waren. Endlich ſagte er: „Ich will beweiſen, daß die Augsburgiſche Confeſſion irrig und falſch iſt, und zwar durch ſolch ſtarkes Argument, daß, wenn mirs ein Lutheriſcher widerlegt, ich ihm tauſend Ducaten auszahlen will. Wer nämlich ſagt, er kenne Gott, und hält ſeine Gebote nicht, der iſt ein Lügner. Die Augsburgiſche Confeſſion ſagt, ſie kenne Gott, und hält doch nicht ſeine Gebote, alſo iſt ſie ein Lügner. Nun ſagt ihr aber ſelbſt, daß ein Menſch die Gebote Gottes nicht erfüllen könne.“ — Als nun die Andern wieder alle darauf ſchwiegen, antwortete ich: „Euer fürſtliche Gnaden mag

mirs zu gute halten; aber das Argument ist leicht zu widerlegen, denn der Nachsatz ist falsch.“ — Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, so entstand ein solch heftiges Geschrei der Mönche und Priester und Laien, welche uns zahlreich in der Kapelle umstanden, daß ich nicht anders meinte, als sie wollten mir an den Hals. Ich resolvirte mich jedoch kurz und sagte: „Ew. Fürstliche Gnaden, es ist jetzt nicht zum Disputiren Zeit. Wir sind nicht hergekommen, Argumente zu widerlegen, sondern aus unserm Arrest los zu kommen.“ Der Erzbischof wandte sich ohne ein Wort zu reden um, und verließ mit allen Andern die Kapelle; wir aber kehrten unverrichteter Sache wieder zu unsern Leidensbrüdern zurück. Wir versammelten uns nun alle und gingen lange zu Rath, was in unserer mißlichen Lage am besten zu thun sei. Und so beschloßen wir endlich einmüthig, durch unsern Advocaten in Wien selbst an des Kaisers Majestät suppliciren zu lassen. Derselbe reisete auch sofort mit der Supplik ab, mel-

dete uns auch vom 26ten April von Wien aus, wie er die Bittschrift dem Kaiser übergeben und gute Hoffnung habe. Indem wir nun täglich und stündlich auf die Erlösung warteten, wurden zu Aller Schrecken am 5ten Mai plötzlich vier Priester der schweizerischen Confession ins Gefängniß geführt. Von da aus wurden sie selbigen Tages, je zwei und zwei mit eisernen Fesseln an den Füßen zusammengeschmiedet, gleich Pferden, welche auf die Weide getrieben werden, durch die Straßen der Stadt unter Zulauf alles Volks auf das Schloß, so auf dem Berge liegt, gebracht, und dort der Wache übergeben, mit dem strengsten Verbot, keinen Menschen zu ihnen zu lassen.

Durch dieses traurige Schauspiel wurden wir andern, die wir noch nicht unterschrieben (denn viele hatten sich dennoch verblenden lassen), indessen gar nicht abgeschreckt, eingeschüchtert und zur Unterschrift geneigt gemacht, sondern wir faßten um desto muthiger und freudiger den Vorsatz, eben dergleichen Ge-

fahr und Unglück, wenn es Gott also
beständig über uns ergehen zu lassen.

Drei Tage darauf ließ uns der Erz
Morgens um sieben Uhr alle zu sich
es waren unser noch an 180. Sobald
Hofe seines Pallasts angekommen war
schien der Secretär und redete uns zu: „
ihr der kaiserlichen Majestät Gnade nich
lich verscherzen wollt, so unterschreib
mehr die Reversalien. Diejenigen, s
kluger Weise zu thun gesonnen sind,
sich zur Rechten, welche aber auf ihrem
sinn beharren, zur Linken stellen; die
müssen auch unterschreiben, aber au
Lande ziehen; die Erstern sollen im
wohnen bleiben. Wenn ihr aber dies
thun werdet, so soll die Execution bald
gen, so daß ihr in die Acht erklärt
die härtesten Gefängnisse im Land umhe
schickt werdet. Drum bedenkt euer
und handelt mit Vernunft." — Die
schwiegen mit traurigen Mienen auf
Zumuthung stille, und ich fand mich d

veranlaßt, das Wort zu nehmen. „Gestrenger Herr", sagte ich, „wir verachten und verwerfen mit nichten die Gnade Seiner allerdurchlauchtigsten Majestät, ja wir wollen vielmehr durch diese schändliche Unterschreibung, zu welcher wir so heftig genöthigt werden, diese hohe Gnade auf keinerlei Weise mißbrauchen. Darum wollen wir auch, nach dem Ausspruch unserer gesunden Vernunft und unsers Gewissens weder zur Rechten noch zur Linken weichen, sondern, nach gemeinem Sprichwort, den Mittelweg gehen, und lieber um des Namens und der Ehre Christi willen alles Aeußerste unschuldig leiden, als unserm ehrlichen Namen und guten Leumund solchen Schandflecken anhängen." — Der Secretär entfernte sich, und gleich darauf ließ der Erzbischof durch einen Diener mich und vier Priester in sein Zimmer hinauf citiren. Er fuhr uns aus seinem innersten Gemache mit den Worten an: „Was wollt ihr hier? Ich habe nur die viere auf den Saal rufen lassen, welche mir gestern sagen ließen, sie wollten

unterschreiben. Seid ihrs, wollt ihr,
Brüder?" — Auf unsere einmüthige ver
Antwort fuhr er mit einschmeichelnder
fort: „So bedenkt doch euer Wohl,
Brüder! und unterschreibt. Ihr könnt
die kaiserliche Gnade noch erlangen,
und ungehindert nach Hause gehen, w
so werdet ihr alle in die Acht erklärt.
felt ihr daran, siehe, so habt ihr da
dat Ihrer Majestät zu lesen. Die
weigerten sich kleinmüthig, das dar
Papier anzunehmen, ich aber ergriff
lich und las es vom Anfang bis zu
mit lauter Stimme, so daß es im
Theil des Saals die Diener, Jesuiten,
che und anderes dort zahlreich versa
Volk vernehmen konnte. Der Inha
solchen kaiserlichen Schreibens war: E
würdiger Vater, die löblich gefällte
unsere bösen Stupid wider die Prä
billigen wir in allen Artikeln, Punk
Klauseln, lindern aber dieselbe nach
angebornen Güte und Mildigkeit,

nur prescribirt und in die Acht erklärt werden sollen. Ihre Anstifter aber, so die Andern von der Unterschreibung abgehalten, sollen Allen zum Exempel in Eisen und Banden geworfen, auf das Schloß geführt und daselbst behalten werden, bis auf weitere und gnädige Resolution.

„Sehet nun, meine lieben Brüder, den Willen und die Resolution des allergnädigsten Kaisers"; sprach der Erzbischof. „Wollt ihr den großen Uebeln glücklich entgehen, so unterschreibt; ihr seid ja doch fürwahr nicht besser als jene, welche schon unterschrieben haben." — „Wir lassen uns nicht durch das Beispiel Anderer bewegen," versetzte der Prediger Czuse, „sondern wir handeln und thun was recht ist, nach unsrer eigenen Ueberzeugung und Gewissen. Was jene gethan, werden sie auch zu verantworten haben. Aber mit welchem Recht können wir prescribirt werden, da wir den Artikeln des Königreichs gemäß vor Gericht erschienen und hier noch keines Verbrechens überwiesen worden sind?"

— „Die Unterschrift der Andern, sagte
der daneben stehende Secretär, zeigt j
nugsam, daß ihr der dort bekannten
und Verbrechen eben so gut theilhaftig
— „Ei das ist mir eine feine Art, Le
überweisen!“ fuhr ich heraus. „Welches
brechen hat man vor Gericht auf mic
bracht? Welches gegen jeden Einzelne
hier und im Hofe versammelten unglück
Menschen?“ — Der Secretär schwieg un
Erzbischof nahm bescheidentlich die Rede
der auf: „Was seid ihr für Leute, da
mich sogar beim Türken habt angeklagt?
Wir bezeugten einmüthig, daß wir davon
wüßten. — „Nun so will ich euch den V
ven Ofen Brief an mich zeigen, wer
mich ahmahnet, euch nicht länger hier f
halten, es werde sonst für mich übel aus
gen, gleich als ob ich euch hierher citirt
ohne Verbewußt und Befehl Ihrer kaiser
Majestät.“ Mit diesen Worten reichte er
den Brief dar, welcher in hochrothen De
eingewickelt, in arabischer Sprache geschr

und am Ende mit dreizackigen Pfählen, der Türken Siegel, versehen war. Ich nahm den Brief an, durchlas ihn und sagte nochmals, unsere Unschuld versichernd: „Durchlauchtigster Fürst, wir wissen von diesem ganz und gar nichts, und sind bereit, uns von diesem Argwohn durch einen körperlichen Eid zu reinigen.“ — „So gehet nur jetzt heim“, sagte der Erzbischof und entließ uns, mit der Hand gnädig winkend,“ und beredet euch wohl mit einander, ob ihr unterschreiben wollt. Bringt mir euren Entschluß um zwei Uhr Nachmittags.“ — „Wir können keine Antwort, weder jetzt noch jemals, als N e i n haben“, sagte ich mit den Andern das Zimmer verlassend.

Um Drei Uhr des folgenden Tages suchte mich ein Diener des Erzbischofs in meiner Herberge auf und forderte mich augenblicks vor ihn, redete mir auch viel und mancherlei zu, die Unterschrift zu leisten. Ich folgte schweigend und fand im Pallast zwölf Geistliche versammelt, die sich der Sache am thätigsten angenommen hatten. Der Erzbischof

führte uns wieder, gleich Tags vor
großen Gefahren und Drangsalen zu G
welche unser warten würden, und red
eindringlich, theils mit harten und
den, theils mit weichen und bittenden
ten. „Sehet, sagte er unter anderm,
ein Vater der Barmherzigkeit, ich will
daß euch etwas Uebles widerfahren so
lein wie kann ich anders; ihr seid selbst
daran, weil ihr euch so widerspenstig
— „So Euer fürstliche Gnaden ein Va
Barmherzigkeit ist", antwortete der
Johannides, der später auch die Unte
geleistet, „so sind wir die verlorenen
und bitten um Gnade." — „Was schwa
da für ungereimtes Zeug!" rief ich de
heftigen, unbesonnenen Pfarrer zu, „
Ihr euch keiner Sünde?" Zu dem Er
mich wendend, fuhr ich aber fort: „M
ten, gnädigster Fürst, sind wir verlorene
Will Euer fürstliche Gnaden aber ein
der Barmherzigkeit sein, so führt de
Gleichniß weiter. Denn wie Gott we

lich deshalb ein Vater der Barmherzigkeit genannt wird, weil er seiner Kinder schont und sie nicht zu unmöglichen Dingen zwingt: also auch — —" Der Erzbischof sah mich sehr sauer an, wandte mir den Rücken und redete, mich unterbrechend, zu den Uebrigen: „Aber was werden eure Weiber machen und eure armen Kinder?" Allzuverzagt schwiegen die Angeredeten, ich aber erwiederte mit freudigem Muthe: „Gnädigster Fürst, Christus sagt: Wer Vater oder Mutter, Sohn oder Tochter mehr liebt, als mich, der ist mein nicht werth. Gott wird sie versorgen." — „Nun ihr sollt euer ganzes Leben lang geplagt und gedrangsalt werden," ließ er mich hitzig an. — „Nun so wollen wir lieber in diesem kurzen Leben Drangsal erleiden, als unser Gewissen beflecken," entgegnete ich, und in meiner Brust ging der Friede Gottes auf und eine heilige Begeisterung, so daß ich freudig, wie die Apostel und Märtyrer, zum Tod gegangen wäre, ohne etwas anderes zu thun, als Gott zu loben und zu preisen. — „Er geht mir

aus den Augen, ihr verstockten Sünder!
der Erzbischof zornig und verließ uns.
gleich erschien sein Secretär mit Wach
geleitete uns in das Haus des Kammer
sidenten. Ehe wir vor diesen gelassen w
versuchte noch einer der geheimsten und
sten Diener des Erzbischofs mich durch
lei schöne Reden und Versprechungen
Verführung vieler Beispiele, zur Unte
bung zu bringen; denn sie sahen mich
Hamyrpersen an. Ich aber wies ihn m
zen Worten zurück. Als wir nun v
Kammer-Präsidenten Kolenicz traten,
er mich sogleich barsch in deutscher S
an: „Du bist seither der Andern Ran
Procurator und Sprecher gewesen, w
du Erzschelm, so sei auch nun der
Schelmen Dolmetscher. Sag also den
len, daß sie bis morgen zur Unterschr
Zeit haben. Leisten sie solche nicht,
sie unverzüglich in die Gefängnisse na
peldstadt, Comorn, Raab und Kapu
werfen werden. Ich will euch hü

schlechtes Volk zu gehorchen lehren!“ Dies verdolmetschte ich meinen Leidensbrüdern, jedoch ohne die Calumnien. Als wir uns nun mit gebührender Reverenz entfernen wollten, rief er mir zu: „Du, in dem deutschen Kittel, bleibst hier!“ Dabei funkelten seine großen schwarzen Augen wie feurige Kohlen auf mich; ich aber fürchtete mich nicht. Alsobald rief er in eine Thüre, und es erschienen zwei Häscher mit schweren Ketten und Fesseln, welche sie mir, der ich geduldig meine Glieder darbot, unter bösem Schimpfen und Schelten des Kammer-Präsidenten an Arme und Beine legten. Ich sagte von nun an kein Wort mehr, sondern ließ mich von einem großen Haufen Soldaten, welche herbeigeholt worden waren, und bemeldeten Häschern mitten durch die Stadt, wo ein Volksauflauf entstand, vor das Thor führen. Sodann wurde ich, gleich den ersten vier Gefangenen, auf das Schloß gebracht und in ein dunkeles, feuchtes Gefängniß gestoßen. Dort verweilte ich, indem ich kaum das liebe Tageslicht erblickte,

und nur Brot und Wasser zu meiner N
erhielt, an vier Wochen; inbrünstiger
zu Gott und der Gedanke an meine
Martha erhoben mich dem Jammer, u
der große Kummer der guten Braut
mich zuweilen selbst betrübt. Vom D
und den Uebrigen erfuhr ich nichts
doch sind sie noch bis zu Ende des
Mai frei umhergegangen, dann aber
fänglich eingezogen und in die königlic
fängnisse im Lande vertheilt worden.
vier Wochen wurde ich mit mehreren
nach Berencz gebracht und in ein noch
teres und ungesunderes Gefängniß gele
jenigen, so die Reversalien unterse
sind mit erzbischöflichen Schutzbriefen,
wie mit päbstlichen Ablaßbriefen fre
worden. Die Untersuchung in Presburg
aber fort, bis man mit allen nichtkath
Geistlichen und Schulmännern im gan
nigreich fertig war, die Reversalist
nannte man die, welche unterschrieb
gelassen und die Redlichen und Brave

Gefängnisse geworfen hatte. Hier ging es allen höchst trübselig; denn wir mußten die gemeinsten und eckelhaftesten Arbeiten verrichten, Gefängnisse graben, die Straßen pflastern, und wurden dabei von den Soldaten wörtlich und thätlich aufs gräulichste gemißhandelt, und dies alles auf Betrieb eines bösen Jesuiten, Nicolas Kallio. In Comern war man mit den Gefangenen weniger hart umgegangen, und gerade hier wurden sie wankelmüthig. Ihrer sechse ließen einen Jesuiten zu sich kommen und begehrten die Reversalien zu unterschreiben. Als dies geschehen war, kehrte der Jesuit Tags hernach zurück und berichtete ihnen, sie könnten nun nicht mehr frei gelassen werden, es wäre denn, daß sie katholisch würden. Da ihnen nun vor allen Dingen am meisten daran lag, frei und bei ihren Weibern und Kindern zu sein, so opferten sie der irdischen Lust die ewige auf; und schwuren den evangelischen Glauben ab; welches ihnen Gott vergeben möge. Aber wie die Hölle auch nur höllisch belohnt, also

hat man diesen unglückseligen Leute
das gegebene Versprechen nicht geha
dern ihnen nur anständigere Kerke
und sie besser tractirt. Täglich ab
sie von Soldaten zu ihrer großen V
gleich Lockvögeln herumgeführt und
statie ausgeposaunt, damit sie die
Garn und Netz verführen sollten.
liges Beispiel wirkte auf sechs Ande
zwölf Menschen glaubten nun nach
ren und ihre Pfarrhöfe wieder in
men zu dürfen. Aber mit nichten.
hielten weiter nichts, als jeder 6
zum Geschenk, und wurden mit ein
garde nach Gutta, Leopoldstadt
viele evangelische Orte, allen Leute
gerlischen Schauspiel, herumgeführ
lich aber den Gefangenen zu Leo
welche mit unerträglichen Qualen be
Doch würdigten die unschuldig Leid
Apostaten keines Wortes. Als sie
durch ihr Beispiel nichts ausgerichte
sie freigelassen, erhielten ihre Pfar

nicht wieder. Die übrigen Gefangenen wurden aber immer härter und grausamer gedrückt, so daß ein Pfarrer zu Kapuvar sein jammervolles Leben beschloß und der Conrector zu Neusol, Magister Thomas Steller, unter den unmenschlichen Prügeln seiner Peiniger ebenfalls den Geist aufgab. — Was mich selbst betrifft, so brachte ich in dem abscheulichsten Loche unter der Erde zu Berencz neun volle Monate zu. Es war stockfinster darin, voll Ungeziefer, stinkend und klein; an Händen und Füßen war ich mit schweren eisernen Ketten belastet, welche über die Brust kreuzweis gingen. Dabei mußte ich furchtbar Hunger und Durst leiden; denn oft vergingen ganze Tage, ehe mir die Jesuiten ein Paar Bissen Brot und einen Schluck Wasser reichen ließen. Dann und wann erschien ein solcher, auch wohl mehrere zugleich, bei mir, wenn ich im Freien arbeiten mußte, und suchten mich mit glatten Worten zu verführen, versprachen mir goldene Berge, so ich nur ein Paar Buchstaben meines Namens unter den Reversbrief

schriebe. Aber so süß sie jedesmal an
so bitter verließen sie mich, und stießen
liche Drohungen aus. Mir aber schenk
nach seiner Gnade und Barmherzigkeit
und Stärke, daß alle Versuchungen v
abglitten. Denn es fehlte nicht, d
Commandant der Festung mir auf a
zuredete, daß fremde Meßpfaffen ihr
mir versuchten, auch ein verführerisches
wurde von den Jesuiten an mich abge
aber ich wußte Allen mit derlei Wor
dienen, daß sie bald wieder abzogen.

Lange schon hatte man uns damit g
uns auf die spanischen Galeeren zu s
wenn wir nicht nachgäben, aber meine
nung nach vermochte die Clerisei diesen ih
sen Versatz nicht auszuführen, weil s
keine kaiserliche Convoi bekommen konnte
aber hatte sich Sicilien wider Spanien
und dem spanischen Gesandten in Wien
erlaubt, in Oesterreich, Steiermark,
und Ungern Soldaten zu werben, d
Sicilien geschickt werden sollten.

bekam die Clerisei Gelegenheit, ihre abscheulichen Tücke endlich auszuüben.

Zu Anfang des Monats März wurden wir fünf Gefangene auf dem Schlosse zu Berencz eines Nachts von Soldaten abgeholt, uns bei unserm Leben Schweigen aufgelegt und auf einen verdeckten Wagen gebracht. Auf diesem wurden wir mehrere Tage gefahren, meist in der Nacht, und über die Mährische und Oesterreichische Gränze geführt. Ein Haufen deutscher Reiter begleitete uns auf dieser Fahrt. Endlich langten wir auf dem Oesterreichischen Schlosse Schottwien an, wo wir abgeladen, der Wache übergeben, in neue, doch etwas bessere Gefängnisse gebracht und auch etwas gelinder, als seither, behandelt wurden. Die Frau Gräfinn, Witwe und Besitzerin des Schlosses, ließ uns hinlänglich Speise und Trank reichen, und wir schöpften aus diesen Anzeichen neue und gute Hoffnungen einer baldigen Erlösung, welchen unsere Umgebung eben nicht widersprach und uns demnach noch mehr darin bestärkte. Wes-

bald man uns hieher gebracht, ver
wir aber nicht zu ahnen. Das Sch
auf einem hohen Felsen und war s
baut. Die Märzsonne schien kräftig
Gemach und meinte es, nachdem ic
lang entbehrt und den Winter über
Kälte hatte ausstehen müssen, recht
mir; ich hatte eine weite Aussicht i
hinein, freute mich täglich wieder
bens und dachte mit Entzücken dara
ich meine Martha bald umschlingen
Vom Diacenus hatte ich nichts wi
nommen, seit wir getrennt worden
Wohl sollte ich ihn so bald nicht wi
und in meinen schönen Hoffnungen a
terste getäuscht werden. Denn als
zehn Tage auf Schottwien gesessen,
wir eines Tags mit wildem Ungest
unsern Gefängnissen herausgerissen u
sam Hals über Kopf von den Seld
Felsen herab gestürzt und auf einem
sen bespannten Karren in das unfern
Städtchen gebracht. Dort trafen w

nem großen Hause alle treu gebliebenen Gefangenen aus Leopoldstadt und Comorn. Kaum erkannten wir wieder einander, so abgezehrt und abgerissen sahen wir aus; die Augen lagen meinen Leidensbrüdern tief im Kopfe, die Wangen waren fahl und eingefallen, ihr Haar in der kurzen Zeit grau geworden. Ihnen ging es mit mir ebenso. Und doch sank einer dem andern an die Brust, wir küßten uns und weinten viel, und erzählten uns sodann, was wir ausgestanden, seit wir uns nicht gesehen. So groß auch das Elend gewesen war, so freuten wir uns doch alle über dies Wiedersehen, nicht ahnend, was uns noch bevorstand. Der Diaconus war, wie ich jetzt erfuhr, nach Kapuvar gebracht worden; die Gefangenen aber zu Sevar, Kapuvar und Eberhard wurden noch im Verhaft zurückbehalten. Unser aber waren hier ein und vierzig. Denselben Tag noch erschienen zwei Compagnien Fußsoldaten vor dem Hause, in welchem wir uns befanden, und wir wurden dem Hauptmann derselben, Namens Gemammer, übergeben.

Dieser rohe und grausame Mensch
Oesterreich und früher nur Corporal
jetzt aber durch Hülfe der Jesuiten
Hauptmannscharge gekommen, weil
in die Hand gelobt, er wolle uns na
Verlangen aufs Aeußerste martern un
welches er auch redlich gehalten. Die
richt erhielten wir von einigen gemei
daten, welche wohl etwas Mitleid
fühlten, dasselbe aber kaum blicke
durften. Der Unmensch kündigte uns
schadenfrohen Worten und Mienen
er bestimmt sei, uns auf die spanis
leeren nach Neapel zu führen. Man
denken, welchen ungeheuren Schrec
böse Kunde unter uns verbreitete. Ka
ten wir unsern Ohren und waren in
ganz verwirrt. Jedoch gelang es
einigen jammervollen Stunden, da
meidliche zu tragen und uns mit Tro
der Religion aufzurichten. Hierauf
uns an die Schienbeine starke eisern
geschmiedet, die durch schwere Ketten

den waren. Wer wollte die Seufzer zählen, welche da geseufzt, und die Thränen, welche da vergossen wurden! Darauf wurden wir gegen Abend, am Tage Mariä-Verkündigung, paarweise zwischen die beiden Soldatenhaufen gestoßen, also daß einer voran, der andere nach marschirte, alle drei, vier Schritte aber die bösesten und grausamsten mit Stöcken nebenhergingen und uns durch unbarmherzige Schläge zum Gehen antrieben. Kaum vermochten die bejahrten Männer die Kette zu tragen und nun sollten sie mit den Soldaten schnellen Schritt halten. Dazu kam, daß sich selbigen Tags das Wetter gar schlimm machte, so daß nicht nur der Wind stark und eiskalt blies, sondern es schneite und regnete durch einander so anhaltend heftig, daß unsere dünnen, abgetragenen und zerrissenen Kleider bald durchnäßt und wir so bis auf die Haut angefeuchtet wurden. Aber weder das eisgraue Haar der alten, ehrwürdigen Väter, noch ihr schwankender Schritt, noch der von Regen und Kälte erzeugte Frost, welcher ihre

Glieder schüttelte, nicht ihre gänzliche K
losigkeit, nach so langwierigem und ha
Gefängniß, und endlich nicht das vielfä
und höchst demüthige Bitten und Flehen,
Kniebeugen, Händefalten und Jammern
Männer, die so hohe und heilige Würden
kleidet, vermochten die Steinherzen dieser
baren zu rühren. Durch die stockfinstere N
unter heftigem Regen und Schnee, trieb
uns mit Schlägen und Fußtritten über
hohe Gebirge, durch welches der Weg
Oesterreich in die Steiermark geht; und
Stock und Stein, Berg und Thal mu
wir in dieser gräßlichen Nacht unsere schw
Fesseln drei starke Meilen tragen. Um
Uhr des Nachts langten wir triefend in ei
schlechten Dorfe an und wurden in einen
ten Stall gesperrt, worin kaum etwas w
ges Stroh zu unserer Lagerstatt sich bef
Ich verzichtete gern auf meinen Antheil
ermahnte die Jüngern, dasselbe den ar
Greisen ganz zu überlassen, welches auch
schah. Wir aber lagen auf der bloßen ka

Erde. Abgemartert bis zum Tod ſanken die meiſten in einen tiefen Schlaf; ich aber vermochte vor Müdigkeit nicht zu ſchlafen, ſondern betete fleißig und inbrünſtig zu Gott, bis ich in einen kleinen Schlummer verfiel. Meine Augen glühten und ein ſtarker Durſt klebte mir die Zunge an den Gaumen. Kaum hatten wir drei Stunden ſo geraſtet, als wir mit wüthendem Geſchrei, Schlägen und Stößen der Soldaten aufgeſchreckt und alſobald, ohne die geringſte Nahrung empfangen zu haben, nach dem nächſten ſteiermärkiſchen Städtchen, Merzzuſchlag genannt, getrieben wurden. Und ſo von Hunger und Durſt gequält, von den Eiſenbanden ſtets zu Boden gezogen, von der größten Müdigkeit heimgeſucht, von wilden Stockſchlägen gemißhandelt, mußten wir an Einem hin ſieben Meilen fortreiſen. Als wir nun gegen Mittag an bemeldetes Städtchen kamen, ſah endlich der unmenſchliche Hauptmann ein, daß wir nicht länger mit den Soldaten gleichen Schritt halten konnten; denn Einige

stürzten um und waren weder durch Sc
noch Stöße weiter zu bringen; das Blu
ihnen aus den Wunden, sie aber verm
sich nicht zu regen. Er ließ uns einige
gere und spärliche Speisen reichen und
Bein von der Fessel befreien und die
abnehmen, so daß wir nur noch an
Beine ein Fußeisen trugen. Hierauf
der Marsch fortgesetzt. Aber bald tra
neuer großer Uebelstand ein; unsere dur
lange Gefangenschaft in den schlechtesten
stand gerathene Fußbekleidung fiel uns,
Regen ganz mürbe gemacht, stückweis
den Füßen, und wir mußten nun barfu
ter wandern. Bald bluteten mir und A
die Füße; denn der Weg war rauh und
steinigt, ja mit scharfen Kieseln glei
übersät, wir stießen uns daran, sie
uns die Haut auf und bald entstande
Geschwüre. Unsere Schmerzen waren
schreiblich. Am dritten Tag kamen w
erbärmlichsten Zustande nach Bruck,
Stadt an der Murn. Hier wurden w

Schiffe gesetzt, mußten aber den Schiffern zuvor selbst zehn Gulden bezahlen, welches wir jedoch gerne thaten, um nur einige Stunden auf den Schiffen auszuruhen. Wir schliefen alle darauf ein. Am andern Tag stiegen wir bei dem Städtchen Herrenhaus, nachdem wir bei Grätz vorüber geführt worden waren, ans Land, wurden sogleich weiter über die steiermärkische Gränze geschleift, und kamen am Sonntag Judica nach Cala, einem Städtchen in Krain. Den folgenden Tag regnete es wieder sehr heftig, und die unbarmherzigen Kriegsknechte trieben uns wieder mit der größten Grausamkeit durch die stockfinstere Nacht über die schlechtesten, unebensten Wege wie das Vieh mit unzähligen Schlägen und Verwünschungen. Wir sollten durchaus noch Labach, die Hauptstadt in Krain, erreichen, aber die alten Väter wurden todkrank, einer nach dem andern fiel auf dem Wege um, verschmachteten fast und waren daran, ihren Geist aufzugeben. Ihre Füße waren so sehr angeschwollen, daß es unmöglich war, uns

weiter als bis in das Dorf Potpesch zu
gen. Der schurkische Hauptmann war
über sehr grimmig, fluchte und tobte u
fahl den Kranken, sich andern Tags
zu miethen. Fünf alte schwache Pfar
dingten sich für ihr Geld Pferde und r
desgleichen thaten der Hauptmann und
Offiziere, wir Uebrigen aber wurden w
vor fortgetrieben. Drei Tage hernach
wir nach Senosesch, einem Städtchen,
Meilen vor Triest. Ehe wir aber dahi
langten, sind wir sowohl als die So
fast vor Durst gestorben, weil in diese
hen Gegend gar kein Wasser zu finde
Die Wege bestanden dabei aus nichts
hartem Boden und Steinklippen. Meine
waren voll Geschwüre und Narben, ab
hatte wunderlicher Weise fast kein
mehr darin. Tags nach unserer Abreis
Senosesch langten wir bei guter Zeit in
an und sahen einige Stunden vorher
das adriatische Meer. In der Vorstad
den wir in einen abscheulichen, stink

unflätigen Stall gesperrt, dann kamen einige der wildesten Soldaten, warfen uns zu Boden, tractirten uns mit fürchterlichen Schlägen, rißen uns die Kleider aus und eigneten sich zu, was noch nicht zersetzt war, durchsuchten alles und nahmen uns die wenige Baarschaft, welche wir noch besaßen. Mir selbst ließen sie meine schwarzen deutschen Kleider, weil dieselben gar sehr abgetragen, dünn und an vielen Orten schon durchlöchert und zerrissen waren. Endlich thaten sie uns den Schimpf an, uns Allen den langen Bart abzuscheeren, welcher nach ungrischer Sitte des Mannes größte Zierde ist. Hierauf sperrten sie uns wieder in das von verpesteten Lüften angefüllte Loch und ließen uns drei ganzer Tage, vom Palmsonntage (die Schändlichkeiten widerfuhren uns am Palmsonnabend) bis auf den Mittwoch den gräßlichsten Hunger leiden, so daß wir nicht ein Krume Brot, nicht einen Trunk Wasser erhielten. Zu gewissen Zeiten des Tags aber erschien einer unserer Peiniger und rief uns mit Hohnlachen

zu: „Also lernt fasten, ihr lutherischen
de!“ Eben am Palmsonntage wurde
aus dem Stalle auf den Hof des Hau
bracht. Der Fähndrich forderte uns au
sere Namen zu sagen, welche er auf
Hierauf ließ er Soldatenkleider bringe
befahl dem ersten, den er beim Namen
den Rock anzuziehen. Dieser, ein P
schweizerischer Confession, halb nackt un
Frost zitternd, gehorchte erschrocken dem
fehl. Aber alle Andern erhoben ein g
Geschrei und verboten ihm, das Klei
den Leib zu thun; er warf es also n
von sich. Der Fähndrich erklärte uns
es würde uns alles Widerstreben nichts he
denn wir müßten unsern vorigen Stand
gen und Soldaten werden. Ich aber p
stirte feierlich dagegen und führte ihm zu
müthe, wie sehr durch solche gewalt
Handlung der Name Seiner Majestät ge
braucht, ja beschimpft würde und der g
Soldatenstand davon keine Ehre habe.
ließ daher von uns ab. Eine Weile da

erschien aber der Hauptmann, und als er hörte, daß sein Befehl nicht ausgeführt sei, entbrannte er dergestalt in Zorn, daß er einen Knittel ergriff und den Priester, welcher den Rock angenommen und wieder von sich gelegt, damit so unbarmherzig und viel schlug, daß der Mann zusammenstürzte und Blut von sich spie. Des Hauptmanns gottloses Fluchen und Schimpfen auf uns arme, unschuldige Leute kann keines Christen Mund nachsprechen. Den Dienstag schickten wir einen Bevollmächtigten an den Hauptmann und ließen ihn fragen: Auf wessen Befehl er so ganz unmenschlich mit uns umginge. Er antwortete: „Ihr Schelmen seid nun nicht mehr als Rebellen, sondern als verstockte Halsstarrige vom Kaiser dem Kolonicz übergeben, der Macht hat, mit euch zu thun, was ihm nur beliebt. Dieser hat euch aber meinen Händen zu beliebiger Behandlung übermacht. Ihr sollt übermorgen weiter geschickt werden, von mir aber habt ihr keinen Bissen Brot zu erwarten.“ Diese trostlose Resolution brachte der Abgesandte sei-

nen ausgehungerten Leidensbrüdern.
Mittwoch Abend erhielten wir etwas Brot
Wasser von einigen Soldaten, wahrschei
ohne Wissen des Hauptmanns; doch tru
Jedem kaum einen Bissen und einen Sch
Donnerstag früh wurden wir auf die Sc
gesetzt. Als wir nun nach dem Hafen ge
wurden, schenkten uns mitleidige Seelen
dem zusammengelaufenen Volke etwas
Speisen und Geld; als es aber der Ha
mann gewahrte, verbot er es streng.

Was wir auf den Schiffen ausgehal
vermag ich nicht auszumalen; es geht
alle menschliche Vorstellung. Ein schwa
Bild unseres namenlosen Elends mag genü
Wir mußten in den untersten Schiffsr
hinab, wo uns pestartige Düfte entg
hauchten; es war schlimmer darin, als
Gefängniß zu Berenez. Denn dort war
doch allein, hier aber waren wir zusamm
geschichtet, daß wir uns kaum regen kon
und Einer mußte immer des Andern Luft
athmen, weil keine Oeffnung oder Zug

war. Wir durften nicht von der Stelle und sanken, hinsichtlich der Naturverrichtungen, gezwungen, noch unter die Thiere. Der Brodem und Pestgestank vermehrte sich dadurch stündlich, so daß einige Soldaten, welche zu uns herabstiegen, alsbald hart erkrankten. Hier lagen wir wieder vier Tage ohne Lebensmittel. Am vierten erschien ein Jesuit bei uns, welcher sich aber sogleich Mund und Nase zuhalten mußte. „Ist euch denn nicht an die Luft zu gehen vergönnt, ihr lieben Freunde?“ fragte er; die Andern würdigten ihn keiner Antwort; deshalb sagte ich: „Herr Pater, wir haben nicht die Freiheit, uns vom Platze zu erheben, geschweige etwas, Luft oder Speise, zu uns zu nehmen. Schon vier Tage dörrt uns wieder der Hunger aus, und wir können vor Schwachheit kaum mehr reden. Waren denn keine Gräber für uns in Ungern, daß wir nun der Fische Fraß werden müssen?“ — „Ihr sollt gespeist und getränkt werden,“ rief er und entfernte sich schnell. Unser aber hatte sich eine solche Abspannung

und Gleichgültigkeit bemächtigt, daß wi
einmal den Wunsch äußerten, er möchte
halten; sondern alle wieder schweigen
uns hinstarrten. Aber er hielt Wort
auf seine Verwendung erhielt sofort Jed
uns täglich einen Zwieback, kaum ein
telpfund schwer, und ein Nösel Wasse
weilen wurde uns auch ein Bissen Käs
ein Löffel Brei, nicht anders als Säugl
dargereicht.

Am andern Osterfeiertag stießen fün
Soldaten beladene Schiffe vom Land
deren einem wir uns befanden. Der
war uns gleich anfangs sehr entgegen.
Abend des andern Tags entstand aber ein
heftig Ungestüm auf der offenen See,
der Sturmwind blies so gewaltig, daß
Schiff die ganze Nacht hindurch von den
len gar grausam hin und her, hinau
hinab geschleudert wurde, dazwischen
und donnerte es über die Maßen wild
grausig, auch fiel starker Regen und der
heulte heftiger. Wir aber meinten nich

ders, als der barmherzige Gott wolle uns endlich unsrer Noth entledigen und unsere schon dem Tode nahen Leiber in die Tiefe des Meeres begraben; wir beteten daher inbrünstig, lobten Gott einmüthig und stimmten, obgleich mit schwacher Stimme, eine Hymne an. Es hätte auch nicht viel mehr bedurft, so hätten wir Schiffbruch gelitten. Mitten in der Nacht aber, als der Sturm am schlimmsten wüthete, ließ der Hauptmann unsern Verschluß öffnen und uns sagen, wir möchten herauf steigen und auch für ihn beten. Wir kletterten mit Mühe die Stiege herauf und tranken mit Wonne Gottes freie Luft, sahen mit Freude seine Blitze, hörten mit Entzücken seinen Donner. Der Hauptmann zitterte und bebte am ganzen Leibe, während wir so getrosten Muthes da standen, er ließ uns Brot, Fleisch und Wein reichen und redete uns stets mit liebreichen Worten zu, wir möchten für ihn beten, welches wir auch nach dem Vorbild unsers Heilandes gethan. Der Sturm ging vorüber und wir mußten wieder in unser Ge-

fängniß hinab, doch bekamen wir nun zu esse
und zu trinken. — Nach vierzehntägiger Schiff
fahrt langten wir im Hafen von Piscaria
einer Stadt im Königreich Neapel, sechs Feld
wegs vom Ufer entfernt, an. Sämmtlich
Soldaten, nun auf vier Compagnien ange
wachsen, nahmen uns in die Mitte und de
Zug bewegte sich wieder wie zuvor fort. Auc
blieben die Mißhandlungen nicht aus; den
mit Prügeln und Stößen, Schimpfen und Sche
ten trieben sie uns fort, ließen uns wieder vi
Hunger und Durst leiden und spotteten un
dabei aus, vorzüglich höhnten sie unsere Nack
heit; denn die Meisten konnten kaum ihr
Blöße bedecken. Zwei der Gefangenen, d
Pfarrer Miscoley und Corodi, schweizerisch
Confession, welche schon halbtodt aus den
Schiffe gehoben werden mußten, vermochte
sich am Lande weder zu rühren, noch auf de
Füßen zu stehen. Die Soldaten nahmen de
ersiern auf die Schultern und trugen ihn na
der Stadt; den zweiten mußten wir Uebrige
die wir selbst vor Mattigkeit fast zusammen

stürzten, auf unsere Hände nehmen und als einen todten Körper, unter steten Schlägen der Soldaten nach Piscaria tragen. Also zogen wir in jener Stadt ein. Ich mußte unaufhörlich tragen, während die Andern abwechselnd trugen und ein gottloser Bube aus Oestreich zerschlug mir den Rücken also, daß mir das Blut bis auf die Füße lief. In der Stadt wurden wir unter dem Spott aller Einwohner wieder mit den todtkranken Leuten in ein feuchtes Gefängniß geworfen, ohne alle Pflege und Labung. Die Soldaten erfrischten sich mit viel Speise und Trank, wir aber erhielten jeder täglich drei Kupferpfennige zu unserer Bekostigung, wofür wir uns nur drei Bissen Brot, die ein Kind, ohne satt zu werden, aufgegessen hätte, kaufen konnten. Oft erhielten wir aber auch dies Geld nicht und mußten dann ganz ohne Speise bleiben. Als wir drei Tage in Piscaria verweilt, wurden wir wieder aus dem Gefängniß geschleppt, ihrer sechse aber, die schon den Schwanengesang zu singen begunnten, auf einen Wagen geladen, und so ging

die Reise von früh bis Mittag, wo wir in Theate anlangten. Es ist dies eine sehr schöne Stadt, auf einem hohen Berge gelegen. Allda stießen wir auf sämmtliche Truppen, welche von Oesterreich kommend gegen Sicilien bestimmt waren. Als wir in einem großen verschlossenen Hofe uns mit ein wenig Brot und Wasser gelabt, trat der General der ganzen Armee zu uns und redete uns an: „Nun, wollt ihr noch nicht katholisch werden? Es wird euch freigestellt, welchen Stand ihr wählen wollt, den geistlichen, weltlichen oder Soldatenstand.“ Wir schwiegen Alle, und er fuhr fort: „Seid ihr noch immer so halsstarrig? wartet, die spanischen Galeeren werden euern eisernen Sinn schon zu beugen wissen. Man wird euch dort den katholischen Glauben lehren.“ Da nahm ich mir das Herz und erklärte ihm, daß wir keine Ketzer, sondern rechtgläubige Christen seien, setzte ihm auch gründlich auseinander, daß wir Christi und der Apostel wahrhaftige Lehre hätten und befolgten, auch darauf getauft wären, lebten und stürben. Ein unter

dem vielen umstehenden Volk sich befindender Jesuit hörte meine lange Rede lachenden Mundes an und fragte mich dann: „Was glaubt ihr aber vom Pabst?“ — „Wir lassen den Pabst in Ehren, so wie diese Frage unbeantwortet,“ versetzte ich, „weil uns mit den Füßen auch die Zunge gefesselt sein muß.“ — Der General und seine Begleiter entfernten sich hierauf. Nach Kurzem erschien der Stadt-Commandant und zwei Rechtsgelehrte, drei vornehm aussehende Männer, und begannen uns von Neuem über unsern Glauben zu befragen. Wir antworteten ihnen offen und mit Fleiß. Als sie merkten, daß wir nicht zum Abfall zu bereden waren, schenkten sie uns einige Kupferpfennige und gingen davon. — Die sechs Kranken mußten in Theate zurückbleiben, weil man die Gebirgspäße nicht mit Wagen passiren kann, sie aber auf Saumrossen und Eseln gar nicht sitzen konnten. Dem Pfarrer Miscoley sollte eben ein Bein abgelöst werden, als wir Andern fort mußten, da der Brand zu der Geschwulst geschlagen

war. Wir Uebrigen aber mußten fü
Berg und Thal fünf ganzer Tage
Tour reiten und öfters gleich vierfüßi
ren auf Händen und Füßen fortkried
wir uns vor Müdigkeit nicht aufrecht
konnten, auch die Gebirge dort hoch
die Päße fast unwegsam sind und
Dörfer, Flecken und Städte eben
höchsten Bergen liegen. Am 29. A
ten wir endlich ganz elend in Cayr
einer Stadt auf einem hohen hervo
Berge, ungefähr noch sechs Meilen
pel, an. Der übermorgende Tag
derjenige, an welchem wir auf die
sollten geschmieder werden.

Einige Stunden vor genannter
ten wir noch ein klägliches Schausp
leben. Der Pfarrer Hely, ange
Confession, war zwei Tage vorhe
rrthen Ruhr erkrankt und auf einen
den werden. Weil er sich aber
mehr auf demselben halten konnte,
gen die Soldaten zwei Gefangene u

gen, dem Eisel zur Seite zu gehen und den Pfarrer zu halten, daß er nicht fallen möchte. Als aber an einem sehr abschüssigen Berge das Thier zu traben anfing, stürzte der Pfarrer, ehe sichs einer der Gehülfen versehen, kopflings herab, zerschlug sich das Haupt und verschied sogleich vor unsern Augen. Die Soldaten machten sich über den Leichnam her, rißen ihm die Kleider bis aufs Hemde ab und ließen ihn unbeerdigt am Wege liegen. In Caprara Cotta erlangten wir durch vielfältiges und demüthiges Bitten, daß wir von den Fußeisen befreit wurden. Der grausame Hauptmann wurde vorzüglich durch die Vorstellung dazu bewogen, daß er sonst keinen von uns lebendig nach den Galeeren bringen würde. In genannter Stadt rasteten wir zwei Tage und waren alle zusammen in einem leidigen Gefängniß, durften auch Hunger und Durst, wenn gleich mit schlechten Lebensmitteln, nothhalber stillen. Wir lebten also wieder etwas auf, die arge Gleichgültigkeit und der widrige Dumpfsinn wichen von uns, so daß wir uns mit einander

über unser Unglück unterhalten konnte
uns Alle am meisten schmerzte, war,
seit unserer Gefangennehmung in
nun ein ganzes Jahr her, keinen
gesprochen, dem wir unser Leid recht
zens-grund hätten klagen können; ja
im Königreich Neapel, welches doch
lisch ist, durfte Niemand zu uns gela
den, und aus den Aeußerungen manch
an denen wir vorüber mußten, nah
ab, daß die schändlichen Soldaten a
ten, wir seien Zauberer und Hexenm
säugenden Frauen die Brüste abgeschn
mit Hexen allerhand Teufelskünste
und um deswillen seien wir ergriffe
Bande gelegt werden, sollten auch z
unsern gräulichen Sünden auf die
geschmieder werden. Was Wunder al
sich das abergläubische Volk vor uns
und uns angespieen? Am letzten
Monate April, in den Abendstunden,
unsere Lenden mit eisernen Banden u
umgürtet, weil wir an den Füßen

waren; und Morgens den ersten Mai wurden wir wieder unter die vier Soldatenhaufen gestreßen und von dannen geschleppt. Als ich nun aus dem Gefängnisse heraustrat, lächelte mich der Morgen des ersten Maitags so wunderſam mit tiefblauen Himmelsaugen an, die Sonne stieg bald heiter und glänzend am unbewölkten Horizont herauf, und von dem hohen Berge, auf welchem die Stadt gelegen, genoß ich der reizendsten Aussicht auf das wunderschöne Grün der nahen Gebirge und auf die ferne blaue Landschaft. Rings um uns strahlte alles im Morgenthau, die Vögelein erhoben ihre Stimmen und musicirten gar meisterlich, und mir ging das Herz in Wonne auf, obgleich ich nicht anders wußte, als daß ich den andern Tag auf den Galeeren anlangen würde. Ich faltete meine Hände und betete still für mich, da kams mir ins Herz wie eine Ahnung, also daß ich es nicht beschreiben kann; es wurde mir aber so leicht und wohl, so daß ich lecklich dahin schritt, schier wie ich auf der ganzen Reise noch nicht

gethan. Als wir nun von der St
Meilen entfernt waren und eben einc
Berg erstiegen hatten, gelangten wir
wild mit Gesträuch verwachsenen Ort
Hand ging der stark gebahnte Weg,
die Saumrosse, Maulthiere und Ei
ben pflegten, hoch abwärts; daneben
der Fußsteig, welcher weiterhin s
durch die Gebüsche wand, oder eige
rade aus abschüssig den Berg hi
Die Soldaten und Gefangenen g
breiten Wege; ich aber schlenderte
sicht im Fußpfade fort und war durch
den Andern aus den Augen gekomm
daß ich oder sie es gemerkt hätten.
es nun gewahr wurde, eilte ich m
Schritten vorwärts, nicht, um zu
denn daran dachte mein Herz nicht,
ich es für ganz unmöglich, sondern
Andern zuvor kommen, weil d
von den nachfolgenden Soldaten i
den meisten Prügeln und Stößen be
den. Als ich nun auf diesem ve

Wege gewiß nicht über zwölf Schritte entfernten Pfade fortging, mußte ich an einem zwischen beiden Wegen liegenden Felsstück von mäßiger Höhe vorüber; unten am Boden war es etwas ausgehöhlt, eben aber hing es über den an dieser Stelle arg verwachsenen Pfad her. Als ich nun zwischen Stein und Gesträuch hinschlüpfen wollte, siehe, da wurde wider meinen Willen und Vermuthen meinem Gange plötzlich Einhalt gethan, so daß ich auf der Stelle stehen bleiben mußte. Meine weiten deutschen Hosen, welche mir die Soldaten wegen ihres Alters und schlechten Ansehens gelassen, blieben nämlich an einer Dornhecke hängen, und als ich sie mit den Fingern losmachen wollte, verwickelte ich sie nur noch mehr hinein. Da ich mich nun auf diese Weise in meinem Wege aufgehalten sah, gab mir Gott schnell den Gedanken der Freiheit ein. Durch einen Blick überzeugte ich mich, daß mir keiner nachfolge, und rasch warf ich mich zu Boden unter die Höhlung des Felsens, beg das Dornengesträuch herab

über mich her und verkroch mich in das
Von diesem Versteck aus konnte ich
wärts vor mir alle Soldaten und Gefa
einzeln vorüber marschiren sehen. - N
ich sie nun eine gute Strecke fürbaß g
ohne mich zu regen, sprang ich schn
freudig, sonder alle Schmerzen, obglei
Furcht und Bangen, daß meine Flucht
gelingen möge, auf, riß meine Bein
von den Dornen los, also daß ein gro
pen daran hängen blieb, und sprang
gehetztes Wild, nicht auf dem Wege,
durch Wald und Büsche, wieder bergau
langte bald, schier außer Athem, a
Spitze des Berges und wandte mich
flüchtigen Fußes in das Thal hinab.
weiß nicht mehr, wie schnell ich gelauf
aber jedes Geräusch erschreckte mich und
Blicke schweiften wild umher, während
Beine unermüdet vorwärts strebten.
kam ich auf einen Weg; besinnen dur
mich nicht lange, wohin ich gehen sollte
dern eilte nach Morgen zu, wenigstens g

ich es in meiner Verwirrung, nach welcher Himmelsgegend Ungern liegen mußte. Mit freudigen Sprüngen setzte ich meine Reise fort, das Thal wand sich zwischen den Bergen hin, ich begegnete Niemandem und gelangte nach drei Stunden, gegen Mittag, an ein Städtchen, welches an einem mäßigen Berge lag. Ich getraute mir nicht hinein zu gehen, sondern ließ es zur Linken liegen, ging drei Steinwürfe weit an dem Berge fort und fand an der andern Seite desselben mehrere Bauernhütten. Als ich an das letzte dieser elenden Häuser kam und Gott inniglich preisete, daß ich glücklich vorüber war, hob ich von ungefähr die Augen auf und sahe zu meinem Schrecken auf der an das Haus anstoßenden Wiese allernächst einem Haufen Soldaten, von denen welche zum Mittagsmahl sich niederzulagern eben im Begriff waren; ein anderer Haufe marschirte auf der mir entgegengelegenen Seite der Hütte vorüber und eilte, sich ebenfalls auf das frische Grün des Wiesenrasens zu strecken. Dieser Haufe nach dem Aussehen

und der Begierde nach dem Essen habe ich
nächst Gottes Schutz zu danken, daß n
keiner sah; denn ich stand keinen Steinw
von ihnen entfernt, frank und frei da. Sc
gen und Angst raubten mir die Ueberlegu
ich wußte nicht, ob ich vorwärts oder zu
fliehen sollte. Mittlerweile kam ein Ba
zu mir, welcher der Soldaten Wegweiser
wesen war, und fragte mich, wohin ich woll
— „Nach Rom," antwortete ich fest.
„Willst du dir einen Esel zur Reise miethen
— „Nein, ich habe kein Geld dazu, gu
Freund." Mit diesem Bescheid verließ n
der Mann, die Soldaten zogen vollends v
bei und lagerten sich auf die Wiese; ich a
erblickte linker Hand einen Fußsteig, wel
auf die Höhe desselben Hügels zu füh
schien, und rannte darauf fort. Weil a
die Soldaten vom ihrem Standpunkt aus no
wendig die ganze Seite des Berges übersc
konnten, so hielt ich nicht für rathsam, n
hinauf zu gehen. Zwölf bis sechszehn Schr
machte ich von der letzten Hürte, wo ich

ſtanden, entfernt ſein, da erblickte ich in meiner furchtbaren Herzensangſt, links einige Schritte vom Wege abſeits, eine Grube, acht bis zehen Fuß tief. Mit einem Satze war ich darin, ſtreckte mich aus und ſtellte mich, als ſei ich zum Sterben. Gleich darauf ſah ich Bauern, mit Proviant beladen, welchen ſie den Soldaten zuführten, bergab an der Grube vorüber gehen, doch ſchien mich keiner bemerkt zu haben. Nach einer Viertelſtunde hörte ich die Soldaten nach Fourage auslanfen, vernahm ihre deutſchen Worte und hörte zu meinem Entſetzen ſogar Einiges von mir wohlbekannten Stimmen ungriſch reden. Ich erkannte daran ein Paar meiner Leidensgenoſſen und wußte nun nur zu gut, daß ich, ſtatt mich von meinen Peinigern zu entfernen, wieder recht in ihre Nähe gekommen war. Es blieb keinem Zweifel unterworfen, die geſehenen Soldaten waren meine Begleiter, ich hatte ſie vor Schrecken nur nicht gleich erkannt, und ſtatt nach Nordoſten dem adriatiſchen Meere zuzugehen, war ich in meiner

Geisteśverwirrung nach Südwesten dem atlantischen Ocean zugeeilt und alse Neapel nur näher gekommen. Gott aber lenkte die Schritte der Soldaten, daß keiner den Fußsteig betrat, sonst wäre ich ohne Zweifel verloren gewesen. Ueber eine kleine Weile wurden die Trommeln gerührt, und ihr Ton brachte mich eigentlich wieder zu mir; denn bisher war ich halbtodt vor Angst gewesen. Ich suchte mein vor Furcht klopfendes Herz mit der Vorstellung zu besänftigen, daß meine Feinde nach geschlagenem Marsch aufbrechen würden. Und so geschah es denn auch. Als die Soldaten abgezogen waren, kehrten die vorhin vorüber gegangenen Bauern auf demselben Pfade wieder nach Hause zurück. Der erste sah mich sobald und rief mir zu: „Was liegst du da unten? Warum gehst du nicht mit den Andern fort?“ Da ich auf diese Fragen stumm blieb und kaum zu mucken mich getraute, hob er einen Zaunpfahl auf, welchen er auf der Schulter trug, drohete mir damit und sagte, wofern ich nicht fortginge, sollte ich

von ihnen gefangen, geprügelt und den Soldaten nachgeschleift werden. Diese entsetzlichen Worte preßten mir Jammertöne aus, welche einen Stein hätten erweichen müssen; dazu hob ich meine gefalteten Hände flehentlich gegen die Leute auf, rührte auch meinen Kopf und Glieder behutsam an, zu zeigen, wie weh mir Alles thue und wie gefährlich krank ich sei, flehete und beschwor sie auch mit Seufzern, Thränenströmen und Worten, sie möchten ihr Vorhaben nicht ausführen. Da überkam sie das Mitleid; sie redeten mit einander geheim, zogen mich dann aus der Grube und reichten mir die Ueberbleibsel des Proviants. Als ich mich davon gesättigt hatte, fragten sie mich, wohin ich zu reisen gedenke. Ich wußte nicht, was ich antworten sollte, und da mir eben nichts anderes einfiel, so sagte ich: „nach Rom.“ „Da mußt du dorthin wandern,“ sagten sie, und deuteten auf den Weg, welchen ich vorhin hergekommen war und welcher an dem von mir am Morgen bemerkten Städtchen am Fuße selbigen Hügels

vorüber führte. Ich ging, obschon ung
wieder zurück, um mich den Bauern we
nicht verdächtig zu machen. Als ich aber
Städtchen wieder gegenüber kam, da wo
Weg sich theilte, resolvirte ich mich kurz,
Weg, welchen mir die Bauern gewie
nicht zu verfolgen, aus Furcht, sie möc
mich verrathen und man mir nachsetzen.
ging also auf den Ort zu, nicht ahnend,
die Soldaten ihn kurz zuvor auch passirt
ren. Als ich durch eine Strasse ging, beg
nete mir eine Frau, welche ich fragte, wo
der Weg nach Rom gehe. Sie wies m
wieder zum Thore hinaus, durch welches
hereingekommen war. Meine Keckheit bereue
wollte ich mich eilends wieder davon mach
aber kaum hatte ich den Fuß zum Thore h
aus gesetzt, als ich ein grosses Geschrei hin
mir vernahm, ich solle stille stehen. I
stellte mich jedoch, als gälte es nicht mir u
ging meines Wegs weiter. Da fielen m
von hinten ein Paar Häscher an und schlug
mit Stöcken weidlich auf meinen Rücken lo

hierauf rißen sie mir den Riemen von meiner Tasche ab, bandeu mir die Hände damit zusammen und führten mich vor den Stadtrichter. Dort lief eine große Menge Volks zusammen, um mich zu schauen. Als ich nun kürzlich ausgefragt war, doch stets falsch geantwortet hatte, hielt der Richter mit etlichen Senatoren Rath über mich, und fertigten sedann einen Bothen an die Soldaten auf der Wiese ab, mit der Meldung, daß sie mich gefangen. Mit Geduld ergab ich mich in mein Schicksal und setzte mich auf die Erde vor dem Rathhaus nieder, um meine Auslieferung in Ruhe abzuwarten. Die Verzweiflung und gänzliche Trostlosigkeit machte mich so abgespannt und gleichgültig, daß ich an gar nichts mehr dachte. Das Volk aber umstand mich zu Haufen und staunte mich an. Mittlerweile kam der Bothe wieder und berichtete, daß die Soldaten schon von der Wiese aufgebrochen und von dannen gezogen wären. Ich verstand die Worte und eilte zu den Rathsherrn, welche sich meinetwegen von

Neuem beriethen, warf mich vor ihnen
Kniee und flehte mit Seufzen, Thrän
herzerweichenden Worten, mich frei zu
Sie schienen meinen Bitten nicht sehr
gen zu sein, nur schien ihnen das Eis
womit meine Lenden umgürtet waren
groſses Bedenken zu machen. Sie f
mich aus, was dies Eisen zu bedeuten
und ich gestand ihnen, daſs ich zwar ei
von den Soldaten transportirten Gefa
gewesen, welche einer erdichteten R
wegen in Neapel auf die spanischen G
geschmiedet werden sollten, da aber di
daten gesehen hätten, daſs ich aus So
heit nicht ferner mehr fort gekonnt,
sie mich freiwillig auf dem Wege zur
lassen, nun wolle ich nach Rom zieh
um die Benediction des heiligen Vate
ten. Mein krankes Aussehen bestätigte
Worte und die Rathsherrn glaubten
Sofort wurden mir die Hände losgeb
man zeigte mir den Weg nach Rom u
mich wandern. Hinkend, langsam un

nend zog ich fürbaß, gleich als wenn ich sehr krank wäre, und folgte so Davids Beispiel, als er vor Saul zum Philisterkönig Achis floh. Als mir aber die Stadt aus den Augen war, richtete ich mich auf, warf meine Blicke dankbar gen Himmel und verließ den Weg, mich rechts wendend; denn vor Rom hatte ich einen grosen Abscheu und gedachte damals keineswegs noch dahin zu gehen. Hastig rannte ich über den Berg, der zuvor zwischen mir und meinen Verfolgern gewesen war, durchschnit den Fußsteig über den Bauernhütten und eilte so durch Thäler und über Berge, um einen andern Weg zu suchen. Spät Nachmittags fand ich einen solchen und schritt rasch darauf vorwärts nach Norden zu. Als ich so einige Meilen wie ein gehetzter Hirsch fortgesprungen war, ohne Hunger oder Durst zu fühlen, und nun wohl abmerken konnte, daß ich von meinen Peinigern ziemlich weit entfernt sein müsse, dachte ich vorzüglich daran, mich des Eisenbandes zu entledigen. Zu meiner unaussprechlichen Freude ging dies

leichter, als ich nur hatte vermuthen k
Denn Abends vorher war es in Caprara
nur flüchtig angenieder worden, wahrsch
weil man geglaubt hatte, bis Neapel wü
doch halten, und als ich mit einem
Steine mehrere starke Schläge auf den
stift gethan, sprang er heraus und das
fiel mir von den Lenden. Ich schleude
in den Wald und ging weiter. In
tiefen Thale holte ich gegen Abend einen
ein, dem ich mein Leid klagte, wie ich
von Neapel nach Rom zu in diesem G
verirrt und weder Weg noch Steg wisse.
Manne schien dieser Bericht nicht aufzuf
denn er sagte, wie fremden Reisenden
Schicksal oft zu widerfahren pflege, be
mich auch, daß dieser Weg nach einer S
Namens Pasculus Longon, führe, welch
bald erreichen würden, und worin er n
Wir sahen die Stadt auch bald im Aben
auf einem hohen Berg liegen und waren
der Nacht darin. Ich sprach meinen Gä
ten um ein Nachtlager an, er schlug e

aber ab — wie überhaupt kein Spanier und Italiäner einem Fremden Herberge gibt — und wies mich nach dem Hospital. Ich schied von ihm und ging den bezeichneten Weg. Da ich nun dem Hospital nahe war, erblickte ich gehlings einen Haufen Soldaten vor mir, welche vor dem nächsten Gasthofe, dem Hospital gegenüber, Schildwach standen. So sehr ich auch im Herzen erbebte, nahm ich mich doch zusammen und ging, sie grüßend, an ihnen vorüber. Wäre ich zurückgeflohen, so hätte ich mich sehr verdächtig gemacht. Sie dankten mir und ließen mich ungehindert ziehen; es hatte mich keiner erkannt. Es waren aber dieß die zwei andern in Triest zu uns gestoßenen Compagnien, welche sich selbigen Tags wieder von jenen gesondert und um der grösern Bequemlichkeit in diesem Städtchen übernachteten, während die andern weiter gezogen waren. Als ich nun ins Hospital eingekehrt war, fürchtete ich mich nicht wenig vor dem Wirthe, daß ich von ihm möchte verrathen werden. Ich stellte mich

alſo, als ſtammele ich, und da ich ohnedies in der italiäniſchen Sprache nicht recht fort konnte, ſo war das Examen bald zu Ende. Er zeigte mir meine Schlafſtätte, reichte mir aber nichts zu eſſen noch zu trinken. Alſo beſchloß ich den 1. Mai 1765, den merkwürdigſten Tag meines Lebens. Hunger und Durſt, Angſt und Furcht ließen mich inzwiſchen kein Auge ſchließen. Ehe daher der Tag graute, brach ich auf, verließ das Haus, eilte aus der Stadt und nach Oſten zu. Wohin ich eigentlich wollte und wohin ich kommen würde, wußte ich keines von beiden. Gegen Mittag kam ich in ein Städtchen, St. Andre, und durfte auf Zulaſſung des Meßpfaffen, der kaum meine lateiniſche Anrede nothdürftig verſtand, vor den Thüren betteln gehen. Hier erhielt ich Brot und konnte meinen langen Hunger ſtillen, auch meine durch anhaltendes heftiges Laufen und wilde Angſt abgematteten Kräfte in etwas wieder aufrichten und erquicken. Die Nacht brachte ich unter freiem Himmel im Gebirge zu; ein

Baum wölbte sich über mir, ein Stein war mein Kopfkissen, aber die Düfte der Waldblumen umhauchten mich; ich hatte meinen Hunger gestillt und an einer Waldquelle mich gelabt. Deshalb sang ich aus meines Herzens Grunde ein frommes Abendlied und dankte Gott erst jetzt wahrhaftig für meine Rettung. Der blaue Himmel, die freundlichen Sterne leuchteten mir Friede und Wonne in die Seele, und ich vermochte in dieser Nacht zum erstenmal wieder recht inbrünstig an meine Martha zu denken, woran ich vor lauter Noth, Angst und Furcht noch nicht gekommen war. Mit seligen Empfindungen schlummerte ich ein und träumte von ihr. Der Morgen weckte mich, er war trübe und unfreundlich. Ich setzte eilig meinen Stab weiter, aber bald begann es zu regnen, das Wetter wurde von Stunde zu Stunde ungestümmer, der Weg rauher und ungebahnter, ich schweifte über Berg und Thal, durch Wälder und Schluchten, war durch und durch naß und erschöpft, der Hunger peinigte mich

wieder und ich sah wohl, daß ich vom r
Weg abgekommen war. Gegen Abend erb
ich eine Stadt auf einem Berge und e
von einem Maulthiertreiber, daß sie Car
heiße. Dieser Mann schenkte mir, weil
der Regen gar zu sehr gewaschen, einen
Rock und ein Paar getragene elende So
Vor dem Thore begegnete uns ein Meß
welcher sogleich sich zu mir wandte und
in einem vortrefflichen Latein also anre
„Unde tu venire?“ (Woher kommst
— „Roma“ (von Rom) antwortete ich
„Fidem habesne?“ (Hast du Glauben?
„Rectam catholicamque habeo“ (den re
und katholischen habe ich), entgegnete
nicht ohne ein inneres Lächeln über die
nität. — „Literam volo“ (ich will
Papiere sehen) fuhr er fort. — „Perdidi
nes literas in itinere“ (ich habe alle m
Papiere auf der Reise verloren). — „
tu certe sis soldatus; hodie hic fuit sol
et duo capere, qui fugitivi; illos nu
percutiunt et unus mortuus“ (Aha, du

gewiß Soldat; heute waren Soldaten hier, und zwei Gefangene, welche geflüchtet waren; diese sind so sehr geschlagen worden, daß einer davon starb.) — So spricht man in Italien lateinisch. — Ich bedeutete diesen rüdigen Nachkommen der alten Römer, daß ich weder ein Soldat, noch jemals gewesen, sondern ein Reisender sei, der von Rom kommend in sein Vaterland Polen zurückkehre. Da er merkte, daß ich das Lateinische besser als er sprach, ließ er mich laufen. Ich erbettelte mir wieder Brot und ein Nachtlager, und reisete bettelnd weiter. Am Sonntag Jubilate kam ich durch ein Städtchen, Freisa, und dann auf Guasta, einer Stadt am adriatischen Meer. Dort wurde ich in einem Dominicanerkloster, wohin ich, um ein Almosen zu bitten, ging, reichlich gespeist und erhielt eine Nachtherberge. Den Morgen darauf, Montags, kam ich schon vor Sonnenaufgang an den Hafen, wo eben drei Schiffe nach Venedig abzusegeln im Begriff standen. Ich redete den Schiffsherrn an, grüßete ihn freund-

lich und bat ihn gar flehentlichſt, daß er
auch mitnehmen möchte. Als er aber h
daß ich von Rom käme, hielt er mich fü
nen römiſchen Pilger, und weigerte ſich d
aus, meine Bitte zu erfüllen, indem er
naiv ſagte: „Fraterle, si tu peregrin,
per la mare, sed per la terra cami
oportet. Age poenitenchia, pachientia!“
ließ er mich ſtehen und ſtieß vom La
Sehr betrübt über meine fehlgeſchlagenen H
nungen wanderte ich mit einigen Kupfer
nigen, die mir Tags zuvor ein Paar
denten geſchenkt hatten, am Meerufer in
niger Entfernung hin, nach Orthonia
einer andern am Meer gelegenen Stadt,
dort beſſere Gelegenheit zu ſchiffen zu ſuc
Ich war wohl über eine Meile fortgewand
da kam ich in einen dichten, finſtern W
wo ſich wider alles Erwarten der Fuß
gänzlich verlor. Ich ließ mich dadurch n
abhalten, vorwärts zu dringen; doch plöz
ſchoß ein großer Eber an mir vorüber und gl
darauf hörte ich das furchtbare Geſchrei

ler wilden Schweine. Mich davor entsetzend nahm ich schnell eine andere Richtung, um dem Tod zu entfliehen, und irrte fast den ganzen Tag in dem rauhen Gebirg herum ohne Weg noch Steg. Oft mußte ich mich durch wildes Gestrüpp durcharbeiten, oft Felsen hinab klettern, und meine morschen Kleider rissen mir vollends entzwei. Als die Sonne sich senkte, trieb mich die Angst immer rascher vorwärts und so gelangte ich endlich an einen Fluß. Ich verfolgte seinen Lauf, kam auf einen freien Platz und gewahrte hier in einiger Entfernung auf einem hohen Berge einen Thurm in die Luft ragen. Hieraus muthmaßte ich, daß eine Stadt gar nicht fern sein könne. In gerader Richtung ging ich auf den Thurm zu, kam endlich auf einen Weg und gelangte auf ihm in ein Städtchen, nach dessen Namen zu fragen mir aber nicht einmal freistand, von welchem aber Vasta nur zwei spanische Meilen entfernt liegen sollte. Ueber die Maßen hungrig und müde, ging ich ins Hospital, verzehrte ein Stück

erbetteltes Brot und legte mich auf die St
Gleich darauf trat der Wirth zu seiner F
in die Stube und las ihr allernächst an
einen Brief vor, welchen er so eben von B
erhalten hatte, während daß ich schlafe. D
Briefes Inhalt war aber, so jemand ei
flüchtigen Soldaten oder auch jeden and
Fremden ohne freien Paß im Lande tre
solle selbigen in Banden nach Vasta füh
Mir bebte das Herz in der Brust vor A
und Schrecken. Die Wirthin sagte hiera
sie glaube nicht, daß ich ein Soldat
weil ich so geistliche Kleider trage, auch s
ein gar geistliches Ansehen habe. Dessen
geachtet wollte der Wirth mich wecken
examiniren, die Frau aber bat, mich bis m
gen ruhen zu lassen, weil ich gar müde
wesen sei; ich blieb also ungehindert.
die Leute das Zimmer verlassen, zogen
die Netze der Furcht und der Angst immer di
ter um meine Brust und drohten sie mir
zuschnüren. Ich versuchte zu überlegen, w
ich anfangen solle; doch war ich vorerst

keiner Ueberlegung fähig. Erst nach Mitternacht sammelte ich mich so weit, daß ich mein Lager verließ und in der stockfinstern Nacht mich nach dem Ausgang hinfühlte. Ich zitterte stark und trat nur mit den Fußzehen auf, um nicht entdeckt zu werden. Endlich nach langem Tappen und Suchen kam ich in den Hof und von da auf die Straße. Dort hatte ich einigen Schein und floh so eilig als möglich irgend wo hinaus, wo ich eine Oeffnung gewahrte, ins Freie, und lief, so schnell mich die Füße trugen, durch mehrere Thäler, bis der Tag anbrach. Da stürzte plötzlich hinter einem Felsen hervor ein Räuber auf mich los und legte sein Pistol auf mich an mit der Drohung, loszudrücken, so ich ihm nicht mein Geld gäbe. Ich aber rief: „Herr, ich habe nichts als mein Leben, ist euch damit gedient, so nehmt es; denn es fängt nachgerade an, mir selbst lästig zu werden. Hab' ich doch nicht einen Bissen Brot, meinen Hunger zu stillen." — Da warf er mich zu Boden und zog mir die Kleider aus, durch-

ſuchte ſie ſorgfältig und ſchleuderte ſie n
dann wieder mit den Worten zu: „Du h
wahr geredet. Hier haſt du Brot und Wein.
Damit griff er in ſeine lederne Taſche, reich
mir eine Flaſche und ein Stück Brot. J
labte mich und fragte nach dem nächſten Or
Er nannte ihn Santi Boni. Dort kam i
gegen Abend an. Den folgenden Tag ka
ich immer weiter ins wilde Gebirg des Ape
nin, verirrte mich immer mehr und rann
zuletzt wie toll im Kopfe davon. Ich muß
Wurzeln kauen, um nicht Hungers zu ſterbe
und Nachts unter Bäumen in ſchauerlich
Gegenden ſchlafen. Da hörte ich das Brü
len der Thiere des Waldes unfern von mi
und mein Herz erbebte vor Furcht, und i
betete inbrünſtig. Am dritten Tag kam i
durch Orte, Namens Kaſtellion und No
Spinalveti, im Gebirge gelegen, und endli
zu meinem eigenen Entſetzen wieder nach Pa
culus Langnon, wo ich am erſten Tag mein
Flucht übernachtet hatte. Dies war am 1
Mai. So war ich zehen lange, qual- u

martervolle Tage in Italien umhergeirrt und meiner Heimath um keinen Fuß breit näher gekommen. Schon war ich in der Stadt, ehe ich bemerkte, wo ich war. Der Zufall führte mich aber, indem ich wie gewöhnlich vor den Thüren bettelte, auch an das Haus des Mannes, mit welchem ich an jenem Abend in die Stadt gekommen. Als ich ihn nun um eine milde Gabe ansprach, ohne ihn zu erkennen, sagte er zu mir: „Ei woher kommst du wieder? Eile, daß du das Freie gewinnst, eh dich die Häscher erwischen.“ Da erkannte ich den Mann und die Stadt, und war starr vor Schrecken, weil ich nicht anders meinte, als ein böser Zauber hielte mich umstrickt. Doch nahm ich den guten Rath an und eilte schnell aus dem Thore. Im tiefen Grunde begeneten mir zwei Esels-treiber, die riefen mir zu: „Halt! Du bist ein flüchtiger Soldat.“ Ich läugnete; da drohten sie mir, mich gefangen zu nehmen; ich aber floh vor ihnen wie ein Reh und sie verfolgten mich nicht. Als ich auf die Höhe

des Berges kam, schritten zwei Jäger v
der rechten Seite auf mich zu. Als sie mi
näher betrachteten, stutzte der eine und sagt
„Du bist ja einer von den gefangenen Unge
welche vor zwei Wochen in Capra Cotta w
ren.“ Vor Bestürzung konnte ich nicht an
worten. Der andere machte sogleich Anstal
mich fest zu nehmen; da gab mir die Ve
zweiflung Muth, ich riß mich los und stürz
in den Wald wie ein Rasender davon. Ab
in dem Augenblick fielen zwei starke Schüss
doch die Kugeln pfiffen neben mir vorüb
und ich war gerettet. Vor Abends stellte i
mein Laufen nicht ein und kam nach so vi
len Gefahren dieses Tages in ein Dorf, V
vasta, kaum ein halbe Meile von Capra Cot
entfernt. Obgleich es am andern Morg
stark regnete, so setzte ich doch meine Re
fort. Doch da der Nebel sehr dicht war
kam ich abermals vom rechten Weg ab. Da
erblickte ich die öden Ruinen eines am Weg
liegenden Hauses; sogleich erinnerte ich mic
daß ich diese Wüstenei schon einmal gesehe

und nun fiel mir bei, daß sie nicht weit von den Bauernhütten und dem Städtchen liege, wo mich die Häscher am ersten Tag meiner Flucht gefaßt und vor den Stadtrichter gebracht. Diese Entdeckung brachte mich fast zur Verzweiflung und ich gedachte nicht anders, als daß die Italiäner mich mit ihrer schwarzen Teufelskunst, worin sie bekanntlich sehr bewandert sind, also bezaubert haben müßten, daß ich nicht aus ihrem Lande zu kommen vermöchte und, mich stets im Kreise herumtreibend, wieder auf den ersten Ort zurückkommen müsse. Der Regen fiel immer stärker und ich sah mich in jenem wüsten Hause nach einem Obdach um. Dort fand ich zwei wild aussehende Männer an einem Feuer stehen, die wahrscheinlich Räuber waren. Ich fragte sie, wohin der Weg nach St. Peter gehe, da lachten sie und sagten: „Kommst du doch von St. Peter her.“ Doch zeigten sie mir einen Weg, welcher in einen mit dichtem Wald bewachsenen Grund hinein ging. Darauf verließ ich sie, in deren Nähe

es mir bange war, und ging den bezei
Weg, welches aber ſicher ein Irrweg
auf welchem, wäre ich fortgegangen, ic
in die augenſcheinlichſte Lebensgefahr b
hätte; denn die Gegend wurde wild
rauher. Ich verließ alſo das Thal und
mich rechts nach der Gegend zu, wo
gekommen war, überſtieg mehrere kleine
und fand zu meinem Troſt endlich de
nach Rom wieder, gelangte auch auf d
ben, wiewohl nicht ohne vielfältige G
am 11. Mai Abends in eine Stadt,
lum Sangueri genannt. Die meiſte, ja
liche Gefahr kam mir daher, daß ic
für einen deſertirten Soldaten gehalten
Wer ich eigentlich war, ahnete kein M
Als ich mein Brot vor den Thüren
und zur Herberge wollte, faßte mich ei
ſcher und verlangte meinen Paß zu
Sobald er vernommen, daß ich keine P
habe, führte er mich als einen flüchtige
daten in ein Dominicanerkloſter, um m
lateiniſcher Sprache examiniren zu

weil ich mich anstellte, als verstehe ich nicht italiänisch. Als mich die Mönche angehört, sagten sie zum Häscher: „Der ist kein Soldat, sondern ein polnischer armer Edelmann. Laß ihn ziehen, weil der König von Polen den Reisenden selten Testimonia pflegt mitzugeben.“ Er ging also davon, die Mönche speisten und tränkten mich reichlich, gaben mir ein Nachtlager und entließen mich am Morgen mit einem kleinen Geschenk. Ich wanderte fort und kam am dritten Tag darnach durch das Valis Regia, an das Gebirge, über welches man vom Königreich Neapel nach Campanien reisen muß. Auf dem Gebirge wurde es immer rauher und kälter; ich mußte über ganze Schneefelder waden und es regnete und schneite unaufhörlich, so daß ich durch und durch naß war und Fieberfrost mich schüttelte. Noch auf Neapolitanischem Gebiete mußte ich in einem Städtchen, Oppia, übernachten. Da erschienen drei obrigkeitliche Personen in der Herberge und examinirten mich scharf. Ich gab

ihnen zu erkennen, daß ich mich latei
ihnen am ersten würde verständlich ma
können und einer davon sprach nun mit
obwohl sehr schlecht, diese Sprache. D
Umstand rettete mich allein. Denn schon
ren Anstalten getroffen, mich in Ketten z
gen und nach Neapel zu führen; der
mit mir sprach, redete es den andern
mit dem Bemerken, ein östreichischer So
könne unmöglich so geschickt und fertig La
sprechen; ich müsse durchaus ein Gele
und meine Angabe, daß ich ein Pole, ric
sein. Die beiden andern ließen sich da
zufrieden stellen und verließen die Herbe
mein Fürsprecher blieb aber zurück und s
zu mir: „Mein Freund, auf strengen Be
des spanischen Vice-Königs, der in Ne
residirt, sind hier auf diesem Paß viel de
tirte Soldaten gefangen und nach Neapel
führt worden. Hättest du mich nicht geda
und ich dir durch die Finger gesehen, so w
dir, als ein allemannischer Soldat, glei
Schicksal widerfahren." Ich dankte ihm

brünstig und er ging davon. Am andern Tag überstieg ich das eigentliche Schneegebirg und kam in das Land Campanien. In St. Donat, einem Städtchen, wollte mich der Wirth ausliefern, entließ mich aber auf Fürbitte eines zugegenen vornehmen Mannes. Am Abend des folgenden Tages kam ich vor das Thor einer in einem engen Paß gelegenen Stadt und Festung, Lystra, welche dem Pabst gehört. Inwendig stand eben ein Anführer und las den ihn rings umstehenden Soldaten einen neuen Befehl vor. Daher bemerkte mich keiner, als ich durch das Thor in die Stadt ging. Da ich aber gehört, daß noch ein anderes Städtchen, Castellum Luci, nur noch eine kleine Strecke Wegs entfernt sei, so wollte ich dasselbe noch vor Nachts erreichen, weil ich in Lystra zu übernachten mich gar sehr fürchtete. Ohne angehalten zu werden ging ich in der Dämmerung zum entgegengesetzten Thore hinaus und kam bald nach Castellum Luci, begab mich auch ins Hospital und verzehrte mein Brot. Dort lag auch ein spanischer

Pfaff zur Herberge, welchen der Wirth a
forderte, mich auf lateinisch zu examini
Der Pfaff aber, mit dessen Latein es n
besonders stehen mochte, antwortete ihm: „
ist unnütz, ihn zu examiniren, weil er
Lystra herkommt, wo, als auf dem einzi
und vornehmsten Paß in Campanien, k
Reisender durchkommen kann, wenn er ni
richtige Testimonia aufzuweisen vermag.
wird seine Papiere dort schon haben zei
müssen, und wären sie nicht für gut befun
worden, so hätte man ihn verhaftet und
Gefängniß gelegt.“ Ich verstand die R
wohl und freute mich darüber; der Wirth
es sein Bewenden haben, beherbergte m
und ließ mich folgenden Tags meine Str
ziehen. Am Morgen schon gesellte ich m
zu einigen Spaniern, welche nach Rom z
Jubelfest reiseten, und dies war meine e
Reisegesellschaft. Es waren muntere und fr
Leute, hatten keinen Argwohn gegen mich u
theilten mir gern von ihrer Zehrung mit. W
gingen bei Tag und Nacht durch die of

stehenden Städte, welches in Italien so Sitte ist, nämlich durch Laverno, Forentia, Vallemontium, Farascaria und andere. Auch verirrten wir uns nicht, wie mir früher fast jeden Tag widerfahren war. Je näher wir Rom kamen, desto lebhafter wurden die Straßen; denn die Pilgrimme strömten von allen Seiten herzu. Am Sonntag Rogate, den 21. Mai, zogen auch wir in die weltbeherrschende Roma ein. Daselbst wurde ich nirgends examinirt; denn in allen Straßen wogte es von Menschen jeglichen Volks und man wäre mit Fragen nicht fertig geworden, hätte man jeden Einzelnen durchnehmen wollen. Ich besah mir die kostbaren Gebäude der vornehmsten Kirchen, als den Lateran, wo ich ungehindert mit vielem Volk durch das heilige Thor ging, da viel Bettler überall hausten und Psalmen blärrten, dann St. Maria Major, St. Peter und St. Paul. Im Hospital zur heil. Dreifaltigkeit, wo ich übernachten wollte, bekam ich vom Hausvater den Repuls, weil ich keine Testimonia aufzuweisen hatte,

und mußte in der deutschen Herberge U
kommen suchen. Der Hausknecht exami
mich scharf und ließ großen Argwohn g
mich blicken, daß ich ein entsprungener
dat sei, und aus seinen Drohungen ver
thete ich, er wolle mich den folgenden
verrathen. Weil mich nun starke S
sucht gar mächtig nach meiner Heimath z
ich auch einen absonderlichen Abscheu vor
sündigen Babylon empfand, so beschloß
Montags früh wieder von Rom aufzuwand
Derowegen machte ich mich früh auf und r
eilends weiter. Ich kam durch die St
Nernia und Fernia und gelangte am vie
Tag nach Spolete, ging dann weiter d
Fulginum, Tolete, Macherate und Recan
und gelangte zu Loreto, wo ich das wel
rühmte Loretanische Marienbild sah, und
von dannen nach Ancona am venetianis
Meerbusen. Von hier aus hielt ich mich s
Tage lang am Meerufer hin und kam d
Faue, Rumini, Porta Senatica und Raven
Meine Schuhe und Kleider waren derge

abgerissen, daß ich nur noch Fetzen am Leibe trug und meine Blöße überall offenbar wurde. Obgleich ich nun von Thüre zu Thüre mit gar demüthigen Bitten und Geberden betteln ging, so konnte ich doch kaum täglich ein Stückchen Brot erhalten; denn vor jeder Thüre wurde ich mit der den Italiänern sehr gebräuchlichen Redensart: „Vad in pache, fratorlo!“ abgewiesen. Niemand wollte Mitleid und Erbarmen mit mir haben und wenn ich viel lamentirte, kehrte man mir den Rücken und ließ mich stehen. Dazu traf ich auf dem Wege viel römische Pilgrimme, welche vor Hunger und Kummer krank geworden waren, ja am Sterben lagen, sintemal sie nichts zu beissen noch zu brechen hatten, sich ihrer Noth auch gar Niemand erbarmte. Gewisslich hätte meiner nach solch ungeheuren Strapazen und mit solcher Entkräftung kein anderes Loos gewartet, hätte mich der Himmel nicht mit einem Pilger aus Oberösterreich, von Salz am Linz gebürtig, welcher von Rom wieder nach Hause reiste, zusammengeführt. Es war dies

ein blutjunger und höchst einfältiger M
welcher stark am Gesicht litt und desha
Rom gereist war, um sich durch die
che Benediction bessere Augen zu vers
doch hatte der Segen bis jetzt noch nic
fruchtet; inzwischen hielt er das Ver
fest und ich fühlte mich nicht berufen
solches auszuschwatzen. Seines Han
war er ein Nadler. Dieser Mensch ha
gar liebliche Discantstimme und sie vers
ihm, wenn er vor den Thüren sang,
Einnahme. Zu diesem gesellte ich mich
mich auch für einen Oesterreicher au
wurde mit Freuden von ihm zum Ges
angenommen, als ich ihm verschlug, g
same Sache zu machen. Ueber meine
erzählte ich ihm ein Mährchen und wus
glauben zu machen, daß mir ein Dieb,
rend ich in der Herberge geschlafen,
Sachen sammt dem päbstlichen Ablas
gestohlen habe. Wir gingen nun fer
vor die Thüren und ich stimmte meine
nen Baß zu seinem Discant, so daß

angenehmer Gesang wurde. In Italien liebt man den Gesang mehr als in allen andern Ländern. Es begab sich aber über alles sowohl mein als auch sein Verhoffen, daß wir mit einem deutschen Liede, welches sich also anfängt: Süßester Jesu, meines Herzens Begehren, wie lange soll ich mich noch grämen ꝛc., fast alle italiänischen Ohren bezauberten und ganz ungemeines Glück machten. Wir wiederholten demnach dies Lied überall mit gleicher Wirkung und lernten uns also recht darauf ein. Mit Speis und Trank fürder im Ueberfluß versehen, setzten wir endlich über den Po und Etsch und gingen durch das venetianische Gebiet gen Padua. Wir wurden endlich so reich, daß wir von unserm Ueberfluß den armen Pilgern mittheilen und manchen kranken Mann erquicken konnten. Wenn wir in eine Stadt kamen und stimmten unser Lied an, liefen die Leute zusammen und umstanden uns, gaben uns auch, wenn wir geendet, ungebeten, Brot, Fleisch, Obst, Wein und Geld und baten uns, nur das Lied

zu wiederholen; denn es war ihnen dies eine ganz neue und rare Musik. In einer Stadt, Episcopena genannt, sangen wir auch eines Tages mit frischer Stimme auf der Straße und ein großer Haufe Volks hörte uns andächtig zu, da ritt ein reicher Mann mit vielen Dienern vorüber. Als er den unserm Gesang gezollten Beifallsruf der Leute, so wie unser Lied vernahm, hielt er sein Roß an und hörte uns lange Zeit zu. Als wir nun geendet, ließ er uns zu sich rufen und sagte: „Ihr lieben deutschen Pilger, so es euch genehm ist, reist mit mir auf mein Schloß und singt mir und meiner lieben Hausfrau eure schönen Weisen vor; ich wills euch gut vergelten.“ Wir ließen uns das nicht zweimal sagen und willigten ein. Alsbald mußten uns die Diener auf Pferde setzen und wir zogen davon. Dieser gesangliebende Herr war ein Graf, Namens Paolo de Casole, aus Padua gebürtig; und wir folgten ihm auf sein einige Stunden von Padua gelegenes Schloß, Castell Casola, wurden dort freund-

lich empfangen und gut bewirthet. Wir blie-
ben da eine Woche und männiglich freute sich
unsers Gesangs. Der Graf ließ mir neue
artige Kleider reichen, auch zwei Paar Schuhe
und Strümpfe, so daß ich heraus geputzt
war, wie ein italiänischer Edelmann. Der
Wein und die nahrhaften Speisen bekamen
mir auch gut und ich erholte mich stattlich.
Als wir schieden, gab uns der Graf noch
ein schönes Viaticum und wir dankten mit
Thränen. Fröhlich und Gott preisend zogen
wir über Daule und Mira, überaus schöne,
an Canälen gelegene Städte, und setzten aus
dem Hafen zu Fusina nach Venedig über,
welche weltberühmte Handelsstadt zu sehen,
wir großes Verlangen getragen hatten. Der
hab uns nun wegen unsers frommen Singens
die Fortuna mit solch freundlichen Mienen an,
daß wir einige Tage zu rasten und zu ver-
weilen uns entschlossen. Als wir aber am
Abend des Festes der heiligen Dreifaltigkeit
unser Mahl im Gasthof schon verzehret, siehe,
da kam einer der andern Gäste, welcher mich

lange schen scharf mit den Augen strirt, auf mich los und redete mich also deutsch an: „Um Gottes willen, wie kommt ihr hieher? Auf was Art und Weise seid ihr los kommen? Wo sind denn die Andern?“ — Ich schwieg und stellte mich, als verstünde ich kein deutsch; er aber fuhr fort: „Kennt ihr mich nicht mehr? ich sprach ja unlängst in Labach mit euch. Damals redetet ihr deutsch so gut als ich, habt ihr es auf dem Transport in Italien verlernt?“ Ich bedeutete ihn mit der Hand, als wolle ich ihm nachher alles erzählen, zupfte aber meinen Gefährten am Rocke und schlich mit ihm heimlich zur Thür hinaus, suchten Schlupflöcher und gingen in eine andere Herberge. Damit ich mich aber bei meinem Begleiter, welcher alles gesehen und gehört, auch fleißig bei sich erweg, möchte weißbrennen, so bediente ich mich allerhand Vortheil, die angehörte Rede zu entschuldigen und anders auszulegen, beredete ihn auch, daß wir uns auf den nächsten Morgen wieder von Venedig aufbrechen und fortreisen wol-

ten, indem ich ihm die vielfachen Fährlichkeiten vor die Augen stellte, welchen Fremde, so lange hier zu bleiben gesonnen, unterworfen seien; welchem meinem Zureden er auch Raum und Statt gab. Derowegen machten wir uns des andern Morgens auf die Reise, gingen in den Hafen und mußten uns wieder auf das am festen Lande gelegene Castell Fusina übersetzen lassen. Dort begegneten uns die unglücklichen Galeoten, welche mit Ketten zusammengebunden, an Händen und Füßen entblößt und von vielfältigen Streichen voller Striemen waren, und schwere Lasten auf dem Halse tragen mußten. Ich entsetzte mich vor ihnen und erwog bei mir, wie meine armen Mitgefangenen jetzt gleiches schreckliches Schicksal erfahren müßten und daß mich Gott hoher Gnade gewürdigt und durch wunderbare Führung aus aller Gefahr bis jetzt gerettet. Da vergoß ich viel Thränen. Wir wanderten ferner durch Friaul, eine den Venetianern unterworfene Provinz, dann über Mester, Tervisum, Conia, Cäsilia, Pordinon, Valvison,

Cedraiz, Palma, und langten am 15
gesund und glücklich in Kuertz, eine
Kaiser unterworfenen Grenzstadt in Kä
an, ohne ferner eine Verhinderung oder
ses Examen erlitten zu haben. Denn
mein Reisegefährte nur seinen päbstlich
Laßbrief aufwies, so hatte er nicht
sondern auch ich ohne weitere Nachfrage
Paß durch. In Kuertz blieb er, we
Weg nun ein anderer war, als der m
ich schied gerührt von dem jungen Bu
wünschte ihm allen Segen Gottes fü
ganzes Leben. — Vom Sonntag Tri
an wanderte ich nun wieder allein dur
raube und steinigte Grenze selbigen La
und kam am Abend dieses Tages auf die
des hohen und gegen Labach sich neig
Vorgebirges. Mitten in dem ungeh
Walde auf diesem Crainischen Paß lie
einzelnes Wirthhaus, und zwei starke
in der Runde findet der Reisende weite
Haus noch Hof. Ich trat Abends h
grüßete den Wirth und bat ihn, mich

herbergen und mir ein Abendbrot zu verkaufen. Er maß mich aber mit großen Augen, nannte mich einen italiänischen Spitzbuben, versagte mir die Bitte und verlangte mit üblen Worten, ich solle ihm sagen, was ich für ein Kerl sei. In diesem Augenblick kamen einige Saum- und Reitknechte dazu, welche von Labach nach Kuertz mit ihren Lastpferden allerhand Waaren führten. Sie begehrten zu trinken, um dann in der Nacht noch weiter zu reisen. Kaum erblickte mich einer dieser Menschen, so rief er höchlichst verwundert, gleichsam wie unsinnig, auf dalmatisch aus: „Wo kommst du her? Wie bist du loskommen? Wie hast du diese Kleider erhalten? Meinst du, ich kenne dich darinne nicht mehr? Bin ich doch kurz vor Ostern mit euch von Labach nach Triest gereist und habe zwei der alten Prädicanten und einen Offizier auf meinen Pferden geführt. Da hab ich euch alle gesehen und keinen vergessen.“ — Ich erkannte den Menschen wohl wieder, erschrack auch so sehr, daß mir das Herz in der Brust bebte,

ließ mir aber doch nichts merken, sond
ſtellte mich, als habe ich kein Wort von sei
Rede verſtanden. Hierauf wendete ſich
Sprecher zum Wirth, welcher dabeiſtand u
auf jedes ſeiner Worte wohl Acht gege
hatte und ſagte: „So wahr mir Gott hel
dieſer iſt einer der Prädicanten, welche
längſt von Ungern nach Trieſt und von d
nach Spanien ſind geführt worden und wel
ich mit mehreren andern bis nach Trieſt
gleitet habe.“ Als er dieß geſprochen, zal
er die Zeche und ſprang ſeinen ſchon fort
zogenen Cameraden, welche ſich um den Ha
del nichts bekümmert, eilends nach. D
Wirth fuhr nun höchlichſt verwundert m
weiter zu examiniren fort, ob ſich alles
verhielte, wie der Knecht erzählt hatte. Au
verſuchte er mich mit gar wilden Drohwort
zu erſchrecken und zum Geſtändniß zu bringe
Als ich aber nichts geſtand, wandelte er na
denklich lange im Vorderhaus umher und ſti
endlich auf das obere Geſchoß des Hauſe
Gott weiß, um was mit mir zu beginne

Ich aber ersahe diese günstige Gelegenheit, sprang schnell aus dem Hause und rannte im angestrengten Lauf durch den Wald und die Nacht, lief durch Berg und Thal auf schlechtem steinigten Weg und gelangte nach drei Stunden in ein Dorf am Gebirg, woselbst ich ohne Gefahr in einer Bauernhütte schlief. Noch vor Sonnenaufgang machte ich mich auf und zog gen Labach, der Hauptstadt in Crain, vermied aber die Stadt und ging auf einsamen Wegen durch die Berge nach der Gegend zu, aus welcher ich vor drei Monaten gekommen. Sofort setzte ich über die San, durchreiste die mir zuvor wohlbekannte crainische Gegend und kam auf Cala, der letzten Stadt selbigen Landes. Von dannen nahm ich meinen Weg auf einen Marktflecken, zum heiligen Geist genannt, und kam über die crainische Grenze in die Steiermark, woselbst ich den Weg, so von Marpurg nach Grätz gehet, welchen auch wir Gefangene vor Ostern herwärts gereiset, verlassen und bin an der steiermärkischen Grenze hin gegen Croatien nach Ungern zu gegangen.

Noch verursachten mir zwei Dinge große Schwierigkeiten, nämlich die beiden schiffbaren Flüsse, die Drau und die Mur, über welche ich nothwendig setzen mußte. So lang ich auch an der Drau ging, ich fand keinen Schiffer, welcher mich übergefahren hätte und sah mich also genöthigt, über die Brücke an der Stadt Pata zu gehen, wo man, wie ich wohl wußte, allezeit ein scharfes Examen zu überstehen hatte. Eines Morgens gesellte ich mich zu einigen Leuten, welche nach der Stadt gingen, marschirte mit Zittern und Zagen in ihrer Mitte über die Brücke, war auch schon halb zum Thore hinein, als mich eine Schildwache, welcher wahrscheinlich mein Kleid aufgefallen war, wieder zurück rief und auszufragen begunnte. Als nun der Soldat hörte, daß ich keinen freien Paß bei mir habe, fuhr er mich wild an und hieß mich wieder zurück gehen, woher ich gekommen. „Es ist uns streng geboten", sagte er, „alle, so keinen Paß haben, zu verhaften, sie seien geistlich oder weltlich. Wenn du also nicht bald um-

kehrst, so nehmen wir dich als einen flüchtigen Soldaten oder Kundschafter fest. Du sprichst, du kommest von Rom, und hast doch weder einen päbstlichen Ablaßbrief, noch Pilgerkleider an. Die meisten ausgerissenen Soldaten bringen ähnliche Entschuldigungen, wie du, vor." Hierauf erwiederte ich mit sehr geängsteter Zunge und gebrochenen Worten, auch höchst demüthigen Geberden, daß ich ein Student und nach Rom gereist sei, um diese heilige Stadt und das Land Italien zu besehen, daß ich auch einen freien Paß bei mir gehabt, solchen aber nicht groß geachtet, weil man weder in Italien, noch an andern Orten darnach gefragt, und endlich gar verloren. Die Schildwach berathschlagte sich mit den Cameraden, ich aber ließ nicht ab mit dringenden Bitten; darauf öffnete mir ein anderer Soldat die Zwingermauer, ließ mich durchgehen und sagte: „Hinfüro reise nicht mehr ohne Paß." Am Abend des andern Tags kam ich nach Rackenspurg an der Mur, der vornehmsten Festung in Steiermark,

wo ich auch über die Brücke mußte. Die Wache unter dem Thor examinirte mich, und weil ich voll Angst undeutlich sprach, verstand sie, ich sei ein Buchbinder. Solches bestätigte ich sofort, weil ich ein ungebundenes Büchlein bei mir führte, so ein römischer Geistlicher, Namens Esampalantes, herausgegeben und den Titel führte: Coelum Austriacum; dies Büchlein hatte ich in Trevis bei Venedig für einige Pfennige gekauft und beim Rasten oft darinnen gelesen. Nun zog ich es hervor, um die Aussage zu bestätigen, gab an, es sei zu verkaufen und ich reise von Labach nach Ungern dem Handwerk nach und habe nicht geglaubt, eines Passes bedürftig zu sein. Eben trat der Wachmeister herzu, um das Thor zu schliessen, die Schildwach fragte ihn um Rath, der Mann aber schien des Weins und frohen Geistes voll und sagte: „Laß den armen Schelmen ziehen;“ und also entrann ich unter Gottes wunderbarem Schirm auch dieser Gefahr. Drauf kam ich nach Fürstenfeld, welches der letzte steiermärkische Marktflecken

ist, und machte mich nach Ungern zu. Am St. Johannistag setzte ich auf einem Kahn über die Raab, und kam nach unzähligen grossen und kleinen Fährlichkeiten und Drangsalen, Angst, Noth, Schmerzen, Hunger, Kummer, Kälte und Krankheit wieder in meinem armen Vaterlande an, in welchem die Kriegsfurie auf allen Orten und Ecken zu wüthen begann. Als ich über die Grenze schritt, weinte ich einen Strom bittere Thränen; denn ich mußte mich als ein Verbrecher hinein schleichen und wußte wohl, daß ich nicht drin würde verweilen können. Schon drohte mir wieder eine Gefahr auf dem Wege nach Trenschin; denn als ich auf Küssen zu ging, begegnete mir ein deutscher Offizier, welcher zwei Compagnien Soldaten, wahrscheinlich auch nach Spanien, führte. Als ich den Soldaten ausweichen wollte, ließ er mich greifen und vor sich schleppen, suchte mich auch durch viele Drohungen zu bewegen, daß ich bei ihm Dienste nehmen sollte. Da ich mich aber hart weigerte und ihn beim

Kaiſer zu verklagen drohte, ließ er mich endlich laufen. Dieß war die letzte Gefahr; denn ich reiste nun nicht mehr bei Tag, ſondern bei Nacht und lebte von der Mildthätigkeit der Landleute. So langte ich denn eines Abends in Trenſchin an. Unerkannt ſchlüpfte ich durch das Thor nach der Wohnung des Diaconus. Mein Herz klopfte mir wie ein Hammer in der Bruſt, meine Kniee zitterten und die Schritte wankten mir gleich einem Betrunkenen. Auf dem Hofe war alles ſtill und leer; der Hofhund ſprang freudig an mir hinauf, leckte meine Hände und war faſt auſſer ſich; dies dankbare Thier, welches ich ſonſt gar gut behandelt und meiſt gefüttert, hatte mich ſogleich erkannt. O hätte ich ihn ausfragen können, wie es im Hauſe ſtehe! Nun ging ich nach der Thür, drehte behutſam den eiſernen Pfoſtenring und fühlte mich in der Dunkelheit die Stiege hinauf. Was für Gefühle da meine Bruſt durchſtürmten, vermag ich nicht zu beſchreiben; aber ich ſchlich ſo langſam, daß nicht einmal die Treppe

harrte. Meine Hände zitterten ſtark, und ich konnte kaum die Klinke an der Stubenthür faſſen, durch deren Klinze ein Lichtſtrahl fiel. Ein Druck, die Thür ging auf, ich ſtand in der Stube; Martha ſaß vor dem Tiſch an einem Lämpchen und ſpann, ihre Schweſter kleidete eben die Kinder aus. Ein Schrei, und ich lag an der Bruſt meiner ohnmächtigen Braut.

Bis hieher des ehrlichen, frommen Lani einfache Erzählung. Der Novelliſt wagte kaum einige leiſe Züge zur Ausführung hinzu zu thun. Zum Schluſſe nur noch folgendes. Die alte Schwiegermutter war unterdeſſen geſtorben; der arme Diaconus aber vor wenigen Wochen aus ſeinem Gefängniß ebenfalls nach Neapel geführt worden, mit ihm alle unglücklichen Gefangenen aus Kapuvar, Sarvar und Eberhard. Die Traurigkeit der Familie war über die Maßen groß und nur die unverhoffte Ankunft des Rektors erheiterte ſie etwas.

Lani hielt sich einen Monat heimlich im Hause auf; dann wanderte er in das protestantische Deutschland, fand dort bald ein Schulamt und ließ die ganze Familie mit seiner Martha kommen. Als sie ein Jahr sein glückliches Weib war und ihn durch ihre Tugenden alle Mühen seines frühern Lebens schier hatte vergessen gemacht, trat eines Tages, zur Vollendung ihres Glückes, der Diaconus in ihr Zimmer. Durch die Verwendung des holländischen Admirals Ruyter und des Churfürsten von Sachsen waren sämmtliche Pfarrherrn von den Galeren losgekauft worden. In Trenschin hatte der Diaconus den Aufenthalt seiner Familie vernommen und war auf Flügeln der Liebe und Sehnsucht zu ihr geeilt. Seine überstandenen Gefahren machten viel Aufsehen und er erhielt bald ein einträgliches Amt. Fortan krönte stilles häusliches Glück die Häupter dieser edeln Menschen.

Der Mordbrenner.

—

Novelle.

Der Mordbrenner.

Novelle.

Zur Zeit, als der König von Frankreich, Ludwig XIV., den alten Herzog Carl von Lothringen vertrieben und dessen Land an sich gerissen hatte, ritten eines Tages zwei Studenten von Strasburg aus durch das schöne Elsaß nach Lothringen, ihrem Vaterlande. Wo die beiden Reisenden einkehrten, hörten sie von nichts als von einem neuen, wilden Kriege des jungen stolzen Franzosenkönigs gegen Spanien und die Niederlande, von seinen ungerechten Ansprüchen an diese letzteren spanischen

Besitzungen und der Franzosen furchtbarem W
then. Auf beide schien diese Kunde einen se
verschiedenen Eindruck zu machen; denn wä
rend der Eine, ein hochgewachsener Jüngli
mit einem edlen Gesicht und frommen blau
Augen, bei Anhörung der Gräuel, fast jede
mal erbebte und bis zu Thränen gerührt wurd
glühte des Andern düster schwarzes Auge w
von innerer Lust erleuchtet. Dieser Mensch w
ein stämmiger wild aussehender Geselle, d
das Stadium zwischen dem Jünglings- u
Mannesalter schon überschritten hatte. Se
ganzes Aeußeres eignete sich nicht, ihm d
Zuneigung derer zu verschaffen, die ihn zu
erstenmal sahen; denn es war zurückschrecken
Die Farbe seines Gesichts gränzte aus Kastanien
braune, ein ungeheurer kohlschwarzer Backen
bart stieß unter dem eckigen Kinn zusammen
ein glänzender Schnurrbart hing über den höh
nisch verzogenen Mund, die lange gekrümmt
Nase war über die Oberlippe hergebogen
kleine tief im Kopf liegende, tückisch stechend
Augen, eine hohe stets gerunzelte Stirn, bu

schige schwarze Augenbrauen und ein struppiges Haar vollendeten das düstere Bild dieses Menschen. Und doch lag in seiner Gestalt etwas Großes. Er war eigentlich nicht häßlich, vielmehr hätte man ihn in demselben Sinne schön nennen können, wie man einen wilden Seesturm, ein wüthendes Gewitter, eine furchtbare Schlacht schön findet. Daß er ein außergewöhnlicher Mensch sei, sah wohl jeder Gewöhnliche auf den ersten Blick. Der Zufall schien die beiden Reisegesellschafter mehr zusammengeführt zu haben, als Freundschaft oder Landsmannschaft; aus ihrer Unterhaltung ging keine Gleichheit der Ansichten und Gesinnungen oder auch nur eine Annäherung derselben hervor. Wenn der Blauäugige das Schicksal seines Vaterlandes und aller Racheopfer des übermüthigen Franzosenkönigs beklagte und wehmüthig das menschliche Elend, durch Privatinteressen eines Einzelnen über Tausend Unschuldige ausgegossen, ausmalte, erwiederte ihm der Schwarze gleichgültig, das sei der Welt Lauf, der Mensch sei doch eigentlich

zu nichts Besserem geschaffen, und wer weder durch Geburt noch Talent eine besondere Auszeichnung erhalten, müsse sich nun gefallen lassen, was solche Bevorrechtete über ihn bestimmten; der Krieg sei die Würze des Lebens und rüttele die schlummernden Kräfte auf, ein Krieg ohne Mord und Brand sei aber kein solcher; die Natur ersetze auch den Verlust jedesmal wieder sehr schnell, und kaum wisse man, zehn Jahre nach den wildesten Kriegen, eine Spur von ihnen zu finden. Es geschah dann wohl, daß sich ein Streit über die verschiedenen Aeußerungen zwischen den beiden Reisegefährten entspann, aber ihre Meinungen waren einander so stark entgegengesetzt, daß eine Vereinigung unmöglich war, und alles Reden ein erfolgloses Behaupten und Kämpfen blieb. Der Blonde wurde meist heftig, doch der Schwarze setzte dem Eifer seines Begleiters jedesmal eine so eisige Kälte entgegen, daß dadurch die Unterredung abgebrochen wurde. Stunden lang ritten sie dann wieder schweigend neben einander hin, bis der

hämischen Miene des Schwarzen ungeachtet, der Blonde das Gespräch wieder aufgriff. So waren sie nach Hochfelden gekommen, einem großen Amtsdorfe, ohnweit Zabern und nicht weit von der Bergkette der Vogesen, welche Elsaß von Lothringen scheidet, und beschlossen, obgleich es noch hoch am Tage war, im freundlichen, dem Schlosse gegenüber gelegenen Wirthshause zu übernachten, weil des Blonden Pferde lahm ging und der Hülfe des Schmiedes bedurfte.

„Wißt Ihr auch, la Brosse," sagte der Blonde, „daß, wenn mich mein Gedächtniß nicht gewaltig trügt, Hochfelden der Wohnort der schönen Schwester des langen Sellier ist, die an der letzten Münsterkirchmeß solch rasenden Furor machte?"

„Was Ihr mir sagt, mein zärtlicher Quesnoi? Und Ihr habt für solche Dinge stets ein vortreffliches Gedächtniß, während ich mich drei Tage nach einem erlebten Abentheuer ohnmöglich auf nähere Umstände desselben mehr besinnen kann. Da Ihr mir nun schon ein-

mal von der ungemeinen Schönheit dieſer Elſäßerin was vorgeleiert und die allgemeine Meinung aller, die ſie geſehen, Euer Urtheil beſtätigte, ſo bin ich doch ſelbſt neugierig auf dieſe Blume des Paradieſes. Wie fangen wir's an, um zu ihrer Anſchauung zu gelangen?" — „Wir müſſen doch erſt hören," erwiederte Quesnoi gelaunt, „ob mein verliebtes Herz mir auch nichts vorgelogen. Wirth, wer wohnt drüben im Schloſſe?" — „Ew. Gnaden zu dienen, der Amtmann Sellier." — „Hat er nicht einen Sohn, der in Straßburg die Rechte ſtudiert?" — „So iſt's." — „Und eine Tochter?" — „Er hat deren drei." — „Nun ich meine die eine, wie hieß ſie doch, die ſchönſte?" — „Marie; ich glaube, Sie werden ſie meinen." — „Ganz recht; iſt das liebe Kind hier im Dorfe, oder vielleicht wieder verreiſt?" — „Sie iſt vor kurzem auf ihrer kleinen Stute ausgeritten. Das Pferd iſt für ſie geſchaffen, und ſie ſitzt wie ein Engel darauf." — „Reitet ſie ohne Begleitung?" — „Stets allein, ſo lang ihr Bruder nicht hier iſt." — „Und wohin

nimmt sie ihren Weg meist?" — „Auf der Straße nach Zabern liegt links an einer mäßigen Anhöhe ein Gehölz, an dessen schattigem mit Rasen eingefaßten Rande sie gewöhnlich galoppirt." — „Wäre mein Pferd nicht krank," wandte sich Quesnoi wieder zu la Brosse, „so würde ich Euch einen Ritt nach jenem Holze verschlagen; vielleicht glückte es uns, die schöne Amazone zu treffen. In dieser neuen Lage muß sie neue Reize entwickeln." — „Dem Mangel ist abzuhelfen," meinte la Brosse, „für ein Stück Geld verschafft Euch der Wirth ein Pferd, und wir reiten auf Abentheuer aus." — „Schon deshalb würde ich den Plan mit ausführen, weil er den einzigen Punkt bietet, in welchem wir zusammentreffen. Vielleicht ist auf diesem Wege mehr Uebereinstimmung unsrer Geister zu erstreben." — „Ihr vertraut Eurer Liebenswürdigkeit. Nun immerhin, Ihr habt Recht. Bei schönen Frauen machte ich noch wenig Glück; ich gab mir aber auch keine Mühe darum." — Des Wirthes muthiger Hengst stand mit la Brosse's

Pferde bald gesattelt vor der Thüre, la Brosse nahm den Rest des vortrefflichen Rheinweins zu sich, von welchem sie eine ansehliche Quantität verschlungen, und der pfiffig lächelnde Wirth zeigte den beiden vornehmen Herrn, die sich zierlich heraus geputzt hatten, den Weg. Sie sprengten in kurzen Sätzen davon. Quesnoi's Pferd war wild und ungezogen, er hatte Mühe, es zu bändigen. Stets nur ein sanftes leichtfüßiges Thier gewohnt, machte ihm der störrische Gaul, welcher wahrscheinlich lange nicht ins Freie gekommen war, viel zu schaffen, und hätte la Brosse ihm nicht zugeredet, er wäre auf das Abentheuer verzichtend wieder umgekehrt. Sein Muth wuchs, als la Brosse's Feuerblick in der Ferne ohnweit des beschriebenen Waldes eine Reiterin erblickte, und diese Entdeckung dem ärgerlichen Begleiter mittheilte. Im schärfsten Trabe eilten sie ihrem Ziele zu. Bald war der Wald erreicht und in einer Allee desselben sahen sie die Reiterin auf ihrem Rößlein leicht daher tanzen. Durch die grünen Bäume spielte eben

die untergehende Sonne und warf einzelne Strahlen, die durch Laub und Zweige sich gestohlen und gleichsam mit ihnen verschwistert hatten, der braunäugigen Schönen zu, die ihre Glutblicke, nicht minder durchdringend als die der Sonne, nach allen Seiten schweifen ließ und bald die ihr entgegen eilenden Reiter entdeckte. Einen Augenblick hielt sie ihr Rößchen an, unschlüssig, ob sie den Männern ausweichen solle oder nicht. Dabei strich sie sich die langen kastanienbraunen Locken aus dem Gesicht, und schob die Haube, welche sich etwas nachlässig auf eine Seite verrückt hatte, zurecht. Kaum war sie, die auf Liebhaber in diesem einsamen Wäldchen so wenig Vorbereitete, mit dieser kurzen Toilette nur nothdürftig zu Ende, als die beiden Studenten schon bei ihr waren. Beider Blicke hingen starr an dem reizenden Gesichte der Reiterin, — und la Brosse war von dieser Schönheit so gewaltig und ganz gegen seine Gewohnheit ergriffen, daß er den Gruß vergessen haben würde, wenn Quesnoi nicht

mit dem feinsten Anstande den Hut gezogen hätte. Die Holde verneigte sich erröthend, la Brosse hielt gedankenlos sein Pferd an, Quesnoi schaute sich um, und sein Blick begegnete dem der schönen Marie. Plötzlich stieg der wilde Hengst mit lautem Wiehern in die Höhe, warf sich rasch herum, that einen gewaltigen Satz und schleuderte seinen Reiter weit von sich in die Hecke. Aber kaum seiner Last ledig, raste das Pferd mit wüthendem Geschrei auf Marie's Thier los. Entsetzt über die furchtbar drohende Gefahr, versuchte das Mädchen zu fliehen, aber schon holte sie das tolle Roß ein und die Unglückliche sah nur ihrem gewissen Tode entgegen. Ihr Angstgeschrei gab genugsam Kunde von ihrem Zustande. Anscheinend kaltblütig riß la Brosse eine Pistole aus seiner Satteltasche, setzte seinem Pferde die Sporn ein, jagte wie ein Wind nach, und in demselben Momente, in welchem das ledige Pferd sich bäumte, um über Roß und Reiterin herzustürzen, sauste ihm die Kugel durch den Kopf und streckte es nieder. Das

rodtbleiche Mädchen hielt ihr Rößlein an und ſandte ihrem Retter einen gütigen, dankbaren Blick zu. „Mein Herr,“ ſagte ſie, als la Broſſe näher gekommen war, „wie ſoll ich Ihnen mein Gefühl enthüllen? Worte vermögen es nicht.“ — „Beſchämen Sie mich nicht, Mademoiſelle,“ erwiederte la Broſſe; „ich that was jedes Mannes Pflicht war und habe dafür keinen Anſpruch an Dankbarkeit. Was Ihre Güte hineinlegt, verpflichtet mich Ihnen vielmehr, und wenn ich auf der einen Seite Ihretwegen wünſchen möchte, dieſer Unfall ſei nicht geſchehen, ſo wünſchte ich doch auf der andern meinetwegen, ich hätte Sie von einem Tiger mit meinen Händen befreit, oder ich wäre nur im Stande, Ihnen durch die That zu zeigen, daß mein Leben für das Ihrige hinzugeben mir wahre Wolluſt ſei.“ Die Heftigkeit dieſer unerwarteten indirekten Liebeserklärung trieb der verſchämten Jungfrau wieder das Blut in die Wangen; ſie ſchlug die Augen nieder, gleichſam ſeinen Glutblicken ausweichend, und liſpelte: „Sie haben glorreich be-

wieſen, daß Sie ein ritterlicher tapferer He
ſind; Sie können ſich keine größeren An
ſprüche an meine Dankbarkeit erwerben, un
mehr als ich werden Ihnen die Meinige
dieſe an den Tag zu legen vermögen: ic
ſelbſt bin noch ſo beſtürzt und verwirr
auch Ihnen gegenüber befangen. Ich bitt
Sie alſo, mich in das Haus meiner Eltern
zu begleiten und das Dankopfer nicht zu ver
ſchmähen, welches Ihnen dort alle Herzen ſpen
den werden." — „Ich nehme Ihren gütige
Vorſchlag mit Freuden an," entgegnete la Broſſ
heftig, und ſeine gierigen Augen verſchlange
die herrlichen Reize des Mädchens, welche
kaum den ſcheuen Blick zu erheben vermochte
jedesmal zurückgeſchreckt und bebend vor de
Geſtalt und dem wilden Weſen ſeines Retters
„Es wird nöthig ſein, daß wir eilen," fuh
la Broſſe fort, „damit wir ſobald als nur mög
lich in Ihrer Behauſung Mittel anwenden
können, welche den üblen Folgen des hefti
gen Schrecks in Ihnen entgegen wirken." —
„Aber wollen wir denn Ihren unglücklichen

Begleiter zurücklassen?" sagte sie jetzt scheu, und man konnte es der zitternden Stimme wohl anhören, daß sie bis jetzt nicht gewagt, nach jenem zu fragen. — „Es ist wahr," versetzte la Brosse mit einem finstern Blick und gerunzelter Stirn, „wir wollen erst nachsehen, wo er geblieben ist. Es wird ihm schwerlich etwas geschadet haben, und er mag die kleine Lektion hinnehmen für seine Unvorsichtigkeit, und Gott danken, daß er durch dieselbe nicht ein großes Unglück angerichtet, dessen Gedanke mich schon schaudern macht. Sie können inzwischen langsam voran reiten, ich hole Sie schon ein." — Mit diesen Worten verließ er das zagende Mädchen, und sprengte zurück. Sie aber setzte ihren Weg nicht fort, sondern hielt einige Minuten nachdenklich auf der Stelle. Dann ritt sie ihrem Retter langsam nach. La Brosse fand Quesnoi nicht, wie er erwartet, auf den Füßen, sondern ohnmächtig in der Hecke liegen. Eine starke Contusion am Kopfe, mit welchem er an einen Baum gestürzt war, hatte ihn der Besinnung be-

raubt, und vergebens bemühte sich la Bro
ihn zu derselben zurück zu bringen. Ind
er noch mit dem Ohnmächtigen beschäf
war und sich nicht rathen konnte, was
ihm anzufangen sei, zogen Pferdetritte s
Aufmerksamkeit ab, und als er die Au
aufschlug, erblickte er zu seinem Erstau
und Aerger Marien vor sich. „Ei," rie
mit schlecht verhehltem Unwillen, „Sie thä
besser, Mademoiselle, für Ihre eigene
sundheit zu sorgen. Diesem hier können
doch nichts nützen, sich selbst aber wer
Sie schaden."

„Um Gotteswillen!" unterbrach ihn Ma
sein Gerede ganz überhörend, „Ihr Freund
Unglück genommen?" Und mit einem Satze
sie von ihrem Rößlein und stand neben
bleichen Quesnoi, ihn mit ängstlichen Bli
anstarrend. „Ist er todt?" rief sie endlich
dem Ausdruck größten Entsetzens. — „
solchem Luftsprung stirbt man nicht glei
erwiederte la Brosse boshaft, „er ist etwas
pferlich; er wird aber wohl die Aeuglein

wieder aufschlagen. Das will ich abwarten. Sie aber, Mademoiselle, ersuche ich dringend, nach Hause zu eilen und sich der Pflege Ihrer Familie zu übergeben, sonst muß der gehabte Schreck Ihnen schaden. Die Abendluft wird kühl und Sie sind leicht gekleidet." — „Nimmermehr, mein Herr," entgegnete Marie bestimmt; „die Angst um diesen jungen Mann würde mir, eh' ich Hochfelden erreichte, mehr schaden, als Schreck und Abendluft. Hier thut die schnellste Hülfe noth, und ich muß Ihnen gestehen, daß ich Ihre Kälte nicht begreife. Ich beschwöre Sie also, reiten Sie so scharf als Ihnen möglich in das Dorf, sagen Sie im Schloß mit wenigen Worten, daß ein Verunglückter der Hülfe meines Vaters bedarf, und schnell wird man kommen, ihn in unser Haus zu führen. Sie reiten zehnmal schneller als ich, und ich bin geeigneter, hier bei Ihrem Freunde zu warten." — La Brosse runzelte auf diesen dringenden Vorschlag die Stirne noch finsterer; ein leiser Fluch glitt über seine Lippen. Nur langsam und

zaudernd erhob er sich, und begann e
genverstellung; doch Marie ließ ihn ni
reden, sondern rief: „Wenn Sie Ihr
That die Arme aufsichen, wenn Sie
gen wollen, daß Sie sich wahrhaft f
interessiren, so erfüllen Sie augenblick
Bitte. Es gilt ja das Leben Ihres
deo, ein Menschenleben. Eilen Sie
nen Sie die Versicherung mit auf d
daß meine Dankbarkeit gegen Sie ins
liche erhöht wird.“ Sie hatte ihre H
faltet und blickte den braunen schwarz
finstern Mann so flehend an, daß e
ger Blick auf ihre Reize ihn zum
brachte. Er schwang sich auf das P
sauste davon. Einige nur halb deutlich
und die grausige Gestalt ihres Rette
ten dem bangen Mädchen, welches
dem ohnmächtigen Jüngling allein w
Schauer durch die Glieder. Zwei
vor ihr lag der Unglückliche auf dem
ausgestreckt, und die Glut der Abe
welche durch die Waldöffnungen her

verklärte sein bleiches, schmerzlich verzogenes, aber dabei schönes und ausdrucksvolles Gesicht. Marie's Herz klopfte gewaltig, und sie verwandte kein Auge von den edel gebildeten Zügen. Ihr selber unbewußt that sie einen Schritt näher, mühsam stieg des Athems Welle aus ihrem Munde aus und ein, ihre Hand zitterte, indem sie sie nach dem schönen Jüngling ausstreckte; alle ihre Fibern spannten sich an, sie war ganz Auge und Ohr, die Aussenwelt bis auf einen Punkt für sie verschwunden. Sie stand dicht vor dem Kranken, und es war ihr, als habe sie diese Züge schon gesehen und gern gesehen, doch es tanzte alles vor ihren Augen, und um deutlicher zu unterscheiden, kniete sie in süße Erinnerungen verloren, vor dem Jüngling nieder und beugte ihr reizendes Gesicht auf ihn herab. Lange starrte sie seine leidenden Züge an, ohne nur etwas zu denken, aber sie stahlen sich immer mehr in ihr Herz, und die mächtigste Leidenschaft war darin erwacht und durchglühte sie, eh sie ihre Gegenwart nur ahnen konnte; die

Süßigkeit des ungewohnten starken Tr
berauschte sie. Langsam hob sich Quec
Brust, der leise Athem streifte ihre H
Immer bewegter und unruhiger beugt
sich tiefer, die braunen Locken lösten sich
fielen auf Queenol's Gesicht herab und
Hauch seines Mundes spielte mit ihnen
zuckte ein heftiges Verlangen durch die
fräuliche Brust, und ohne zu wissen, wa
that, senkte sie das Haupt vollends herab, d
einen leberwarmen, innigen Kuß auf
Jünglings aufschwellende Lippen, und
erwachte. Als Marie sich langsam w
aufrichtete, sah sie ihm in das offene, fr
risch auf ihr ruhende Auge, und verwirrt s
sie auf; es war ihr in diesem Augen
nicht anders, als müsse sie vor Scha
die Erde sinken. Er aber streckte schn
seine Arme nach ihr aus und lispelte
entschwinde noch nicht, schönstes Traum
das ich je gesehen!"

Marie hatte sich unterdessen so g
möglich gesammelt, und wendete sich, u

Bestürzung zu bemänteln, mit der Frage an Lucenoi: „Befinden Sie sich wieder besser, mein Herr? Fühlen Sie keine Schmerzen?“ Und um seine Antwort nicht abwarten zu dürfen, fuhr sie sogleich fort: „Sie haben einen sehr gefährlichen Sturz gethan, aber das böse Thier hat bereits mit dem Leben gebüßt. Auch werden meines Vaters Leute nicht fern mehr sein, welche Sie in unser Haus bringen sollen. Eine gute Pflege wird gewiß wieder herstellen, was Ihr Unglück Ihnen zugefügt.“ — Ihre grenzenlose Verlegenheit hätte ihr gewiß noch mehr Worte eingegeben, wenn nicht das geschehen wäre, was sie befürchtete und verhüten wollte. Lucenoi rief plötzlich laut und verwundert: „Also kein Traum? Auch die schönste Wirklichkeit? Ein Engel hat mich geküßt und dem ist zum Glücklichsten eingeweiht.“ Und alle Schwäche und Schmerzen von sich schüttelnd, sprang er auf, ergriff Marie's Hand stürmisch, zog sie an seine glühenden Lippen und sank vor ihr auf ein Knie. „O Göttin der Jugend,“ rief er begeistert, „reiche

mir noch einmal den Nektar, gib
dem Gefühle dieses Augenblicks die
lichkeit! Marie, jeder Pulsschlag mein
zens ist Dir geweiht, daß auch Du mi
daß der mir günstige Gott mir D
in einer Minute zuwendete, wo i
unaussprechliches Glück nicht einmal
vermochte, das Alles — diese namen
ligkeit — hat mir der Kuß verrath
mich ins Leben zurückgerufen haben
wenn mein Geist schon zur Flucht di
geschwungen hätte." Marie ließ ihm d
sie konnte nicht läugnen; Gefühle w
rathen, von deren Dasein sie mir dies
rath erst selbst etwas erfuhr. Die G
ihrer starken Liebe zu dem Fremden,
Namen sie nicht einmal wußte, tr
ihr auf, aber auch zugleich all die
dungen, welche ein an das Licht d
gezogenes so zartes Geheimniß in ei
lichen Brust erwecken. Ehe sie n
Entschluß zu fassen im Stande war
Quesnel sie umschlungen, und ihr M

gab ihm nur Gelegenheit, ihre Hände, Wangen, Stirn und Lippen mit glühenden Küssen zu überdecken. Mit der dichteren Dämmerung der Nacht zog eine selige Vergessenheit über ihre Häupter. Da schreckte sie lauter Hufschlag in ihrer nächsten Nähe von einander. La Bresse's flammenschießende Blicke begegneten Marie's ängstlichen verwirrten Augen und ein stechender Schmerz fuhr ihr durch die Brust. Quesnel war einige Schritte zurückgewichen, er empfand ein ähnliches peinliches Gefühl. La Bresse schnaubte Zorn und weidete sich einige Augenblicke an der Verlegenheit des liebenden Paars; dann rief er mit furchtbarem Hohn: „Ei seht doch, mein Freund, Ihr seid ja vortrefflich auf den Beinen, und ich habe Euch den besten Arzt für Eure Ohnmacht zurückgelassen. Ha! ich durchschau Euch und möchte rasend werden, daß ich Cendbie mit mir spielen ließ. Dankt Gott, daß jenes Pferd bereits die Kugel meiner Pistole schmeckte; aber ungerochen soll Euch dieser Schurkenstreich nicht hingehen. — Mademoiselle,"

wandte er sich jetzt an Marie, „Ihr H
hat mich beauftragt, Sie ihm sogle
zuzuführen; Sie werden deshalb
haben, Ihr Pferd zu besteigen un
folgen." — „Ich werde Ihre Güte da
nehmen, doch nur in Gesellschaft unse
die ich so eben kommen höre." — „
Teufel!" murmelte la Bresse durch d
Zwei Diener sprengten an, ihnen fol
dere mit einer Tragbahre. „Unser
schnell wieder zum Leben erstanden,"
nen la Bresse zu, „und ich muß mich
schämen, daß ich die Sache so gesäh
macht habe; aber seid versichert, i
gut betrogen, als Ihr."

„Erst jetzt verstehe ich den Sinn Ew
la Bresse," sagte Quesnel schmerzlich,"
wahrlich nicht, wie ich zu diesen Be
gen und Beschimpfungen komme, dere
lichkeit dadurch gesteigert wird, daß
mir in Gegenwart dieser fremden Leut
Mehr aber als dies muß mich die g
ge Anspielung auf das Betrogen dies

empören, und wenn die Nacht mich nicht verhinderte, würd' ich Euch bitten, sogleich einen Gang mit mir zu machen. Doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben." — „O ich sich mit Freuden in der ersten Stunde des morgenden Tags zu Diensten," spöttelte la Vrosse und wandte sein Pferd. Vernichtet im Innern und wankend saß Marie auf, ein Diener trat Cuesnei das Pferd ab, die Fußgänger schlossen sich an, und schweigend ging der Zug vorwärts durch die immer dichter werdende Nacht. Eine schauerliche Stille herrschte den ganzen Weg über unter der Gesellschaft; jedes Glied derselben wälzte die Last ihm eigenthümlicher Gedanken in der Brust; la Vrosse schnaubte Rache und glühte von einer wilden Begierde zur schönen Marie, auf deren Befriedigung er sann; Cuesnei lebte dagegen in einem paradiesischen Zustand und sein trunkenes Auge suchte von Zeit zu Zeit Marie's Formen in der Dunkelheit zu unterscheiden, an la Vrosse's Eifersucht und das Duell mit ihm dachte er kaum flüchtig; der Kuß hatte Feuer in seine Adern gegos-

und Träume in seinen Geist, so daß
ein Berauschter neben her trabte. In
aber kämpften die entgegengesetzten
wild an einander an, und Liebe, Sc
Dankbarkeit, Besorgniß zogen sie bald
einen oder dem andern ihrer Begleite
und stießen sie bald ab; die Glut des S
und die Eiskälte des Nordens durchst
sie, und wie ein Schifflein, in entge
setzte Strömungen gerathend, hier hi
dort hin geschleudert wird, ohne den
erreichen zu können, also schwankte sie
stetem Wählen und Verwerfen, ohne d
zu einem Entschluß gelangte. Das
tauchte endlich aus der Verwirrung dies
fühle deutlich hervor, das Duell wo m
zu verhindern. Wie dies aber zu bewer
gen sei, ohne ein größeres Interesse fü
Beleidigten, als ihren unfreundlichen
an den Tag zu legen, blieb ihrem Ver
verschlossen. Vor dem Dorfe kamen
Fackeln entgegen; es war der besorgte
mit mehreren Hausleuten und Dorfbewo

Ein kleiner wohlgenährter Mann, mit einer gewichtigen Amtsmiene, welche die ungeheure Alongeperücke bedeutend verstärkte, übrigens nicht unfreundlichem Gesicht, präsentirte sich dadurch sogleich als Marie's Vater, daß er nach einer stummen Verbeugung gegen ihre beiden Begleiter auf sie zuritt und sie mit dem herzlichen Ausruf: „Gott sei gelobt, daß du gerettet bist!“ an die Brust zog. Quesnei erkannte den Mann sogleich wieder von seinem frühern Zusammentreffen mit ihm auf dem Münster in Straßburg. „Um der Bescheidenheit des Herrn la Bresse nicht zu nahe treten zu dürfen,“ fuhr der Amtmann fort, „erzähle Du mir, mein Kind den gefährlichen Vorfall ausführlich, welchen Dein Retter mir nur in der Kürze angedeutet hat.“ Wie gern erfüllte Marie diese Bitte! Der peinlichen Verlegenheit wurde dadurch nicht nur ein Ende gemacht, sondern sie konnte auch la Bresse mit Lobsprüchen überhäufen und Quesnoi's Unfall mit lebhaften Farben schildern. Den Kuß verwandelte sie jedoch in ein ängstliches

Lauschen nach seinem Athem, und malte
Freude, als er unverhofft die Augen a
schlagen, und nun in dem Irrthum ge
sei, als habe sie ihm das Leben gerettet.
Dankbarkeit, welche sie jedoch habe zurü
sen müssen, habe ihn sogar zu ihren F
geworfen.

„Noch mehr, Mademoiselle," fuhr Qu
fert, und sie glaubte vor Schrecken vom P
sinken zu müssen, weil sie nicht anders m
als daß er das Geheimniß ihrer Liebe
Unbedachtsamkeit ohne Weiteres ihrem
verrathen würde; aber Quesnoi hatte die
List verstanden, und um sie noch weite
führen, sprach er: „Noch mehr, das Entz
über das wiedergefundene Leben ließ mic
Regeln des Wohlstandes vergessen; ich w
einen Engel vor mir zu sehen, der mich
rückgerufen, und berauscht von Wonne
Dankbarkeit schloß ich ihn in die Arme.
diese Freiheit, welche die ausserordentli
Umstände entschuldigen mögen, muß ich

so wie des Herrn Vaters gütige Verzeihung in Anspruch nehmen.“

„O in solchen Fällen haut man wohl über die Schnur,“ rief der Amtmann vergnügt; „wenn ich einmal von den Todten auferstehen werde, umarme ich gewiß auch rechts und links, wer mir nah ist. Da wird nichts übel genommen, und sie hätte billig Herrn la Brosse auch umarmen sollen. Nun was nicht war, kann noch geschehen.“ — Marie warf Quesnoi einen dankbaren Blick zu, um welchen ihn jedoch die neidische Nacht bestahl. La Brosse knirschte vor Aerger mit den Zähnen; denn er ahnete wohl den feinen Betrug, und sah keinen Weg, ihm geschickt zu begegnen, ohne sich selbst in des Amtmanns und Marie's Augen zu schaden. Am Schlosse angelangt, ließ der Amtmann eine höfliche Einladung an die beiden Fremden ergehen, welche jedoch nur von la Brosse angenommen wurde. Quesnoi entschuldigte sich mit seinem eigenen Unfall und klagte über sehr heftige Schmerzen am Kopfe, welche ihn fast der Besinnung berauben.

Auf diese Erklärung ließ ihn der Amtmann um so weniger in den Gasthof einkehren. Alles Weigern half nichts; Quesnoi mußte mit ins Schloß. Nachdem die Fremden mit kurzen Worten der ganzen Familie vorgestellt worden waren, wurde sogleich Quesnoi ein Zimmer mit allen Bequemlichkeiten eingeräumt, und bald darauf trat auch der Amtschirurgus ein, nach welchem schon geschickt worden war. Marie hütete sich nur, mit einem Worte ihren Seelenzustand zu verrathen, aber ihre Augen sprachen und verkündeten dem Beobachter genug; und leider war dies la Brosse, welcher sie tückisch belauerte. Marie mußte sich bequemen, eine niederschlagende Arznei zu nehmen, sie hätte gern an Quesnoi's Lager gestanden. Um jedoch auch la Brosse's versengenden Augenblitzen auszuweichen und sich mit ihrem Herzen zu berathen, beurlaubte sie sich, und verfügte sich auf ihr Zimmer. Dort überließ sie sich ganz dem gefährlichen Zuge ihres Herzens, und vom heftig einherbrausenden Strome der Liebe fortgerissen, hielt sie nun

den einen Gedanken fest, den geliebten Jüngling von der Gefahr zu retten. Nach langem Kampfe entschloß sie sich, ihn in einem Billet zu beschwören, er möge das Duell vermeiden, und eine jüngere Schwester, Marie's Vertraute, mußte zur Ausführung des Abentheuers behülflich sein. Unter dem Vorwande, sich nach des Kranken Zustand zu erkundigen, schlich diese nach dessen Zimmer und wußte ihm das Briefchen geschickt zuzustecken. Der Wundarzt machte eben Umschläge; die Contusion schien an sich schon bedenklich, und die hinzugekommene Gemüthsbewegung sie gefährlich zu machen. Quesnoi küßte des kleinen Mädchens Hand und flüsterte ihr Grüße an Marie zu. Die Kleine hüpfte gute Nacht wünschend davon und fand die Schwester in Thränen der Verzweiflung über den neuen unbesonnen Schritt und sich anklagend, daß sie ihr Herz so ganz an einen fremden jungen Mann verrathen. Schlaflos und in Fieberhitze brachte das geängstete Mädchen auf ihrem Lager zu. Beim Kranken aber stellte

sich das Wundfieber in starkem Grade ein, so daß er phantasirte und bald von nichts als jenem Kuß und dem Briefchen und der ihm damit geschenkten Seligkeit sprach. Bald wandelte er mit dem Engel, dessen Kuß ihn vom Tode erweckt, in paradiesischen Auen, für deren Herrlichkeit selbst seine bilderreiche Sprache keine Worte finden konnte, bald schrie er laut auf, weil ein Teufel ihm den Engel entreissen wollte, Feuer auf ihn spie und ein Flammenmeer zwischen ihn und sie wälzte. Der Wundarzt und ein Diener wachten die ganze Nacht am Bette, und eh noch der Tag anbrach, ritt der Diener schen nach Weissenburg, um einen geschickten Arzt herbei zu holen.

La Brosse und der Amtmann Sellier sassen in die Nacht hinein fröhlich beisammen, und eh sie von einander gingen, hatte der schlaue Lothringer alle Schwächen des gutmüthigen Elsassers kennen gelernt und sie zu seinem Zweck zu nützen sich versprochen. Denn er war gleich nach Marie's erstem Anblick fest entschlossen gewesen, an ihren Besitz alles zu

ſetzen, und es hatte ihm noch nie der Vorwurf getroffen, von der Ausführung einer ſeiner oft abentheuerlichen, oft tollkühnen Pläne abgeſtanden zu ſein. Es gelang ſeiner Berechnung vortrefflich, den Amtmann für ſich einzunehmen, und je mehr er den auf ſeine Anſichten etwas eitlen Mann gleichſam aus der Seele redete, deſto fröhlicher und zuthunlicher wurde dieſer, ſtieß einmal über das andere mit ihm an, überhäufte ihn mit Freundſchafts- und Erkenntlichkeitsverſicherungen und geſtand ihm, vom Weingeiſt offen gemacht, er ſei der Mann, wie er ihn lange geſucht, aber nicht habe finden können. La Broſſe, ſeinerſeits ebenfalls höchlichſt vergnügt über das faſt unerwartet raſche Aufblühen und Gedeihen ſeiner geheimen Saat, wußte durch einige, ſcheinbar ganz unbedeutende Aeuſſerungen über Quesnoi dem Amtmann ein falſches Bild von dem jungen Mann beizubringen.

„Von Euren eignen Lebensverhältniſſen weiß ich faſt nur Euren Namen erſt, mein werther Herr la Broſſe," bemerkte der neugierige

Amtmann, indem sie sich zu trennen Anstalt machten. „Sagt mir wenigstens, wen zu beherbergen meinem Hause die Ehre widerfährt, und wo ich künftig den Lebensretter meiner Tochter finden werde.“ „Meine Lebensverhältnisse sind höchst einfach,“ versetzte la Brosse. „Mein Vater war Förster in Diensten des Grafen Fancourt zu Sarcburg, der, wie Ihr wissen werdet, in den Vogesen bedeutende Waldungen besitzt. Der Mann, dessen Name ich führe, starb so früh, daß ich ihn nicht kannte, meine Mutter litt später an einer heftigen Geisteskrankheit, welche bald in förmliche Raserei überging, so daß der Graf genöthigt war, sie in Verwahrung bringen zu lassen; mich selbst aber hat er erzogen und als ein Vater an mir gehandelt. Denn nicht allein, daß er mich die Forstwissenschaften practisch hat erlernen lassen; so schickte er mich auch mehrere Jahre nach Straßburg auf die Universität, damit ich die Theorie ebenfalls begriffe und noch manches andere Nützliche lerne. Nun bin ich auf der Heimreise

begriffen und werde bald nach meiner Ankunft meines Vaters Stelle als Förster antreten.“ — „Ei, wenn Ihr also in Gunst bei Seiner hochgräflichen Gnaden steht, kann's Euch nicht fehlen,“ versetzte der Amtmann freundlich. „Ihr habt ja kaum eine Tagereise zu uns und könnt uns die Freude Eurer Gegenwart gar oft bereiten. Der junge Herr Graf schenkt mir auch je zuweilen die Ehre seines Zuspruchs, wenn er durch Hochfelden reitet. Er ist ein guter Freund meines Sohnes; sie waren zusammen in Nancy auf der hohen Schule.“ — La Brosse's Gesicht war während der letzten Rede des Amtmanns wieder recht finster und Unheil drohend geworden, aber der Amtmann bemerkte es nicht, und wünschte ihm in der frohsten Laune gute Ruhe. La Brosse folgte dem Diener auf das für ihn bestimmte Zimmer, warf sich unmuthig auf das Lager, ballt: die Faust und rief: „Hat der gräfliche Wicht, dies übermüthige Schooskind des Glücks, auch hier seine Angel ausgeworfen? Aber das Fischlein sollst du wahrlich nicht

fangen! Keiner, so wahr ich la Bre
weder du, schwacher, zierlicher Quesn
du, süßer Graf. Eh ich die schöne Be
ren lasse, brenn' ich euch allen die zer
chen Häuser über den Köpfen ab und
mir den reizenden Gegenstand meines
Verlangens aus den Flammen. Ni
ich die unwiderstehliche Lust und Begier
ner Jugend, die Hütten der Menschen
stecken und in die hellen freundlichen F
hinein zu jauchzen, während das Volk
besiegt, noch vergessen, und oft zuckt
in der Hand, nach der Fackel zu greif
sie in den dürren Holzstoß zu schl
Knaben, weckt mir den schlummernden
nicht!"

Quesnoi's Krankheit zog sich läng
aus, als man vermuthet hatte; es
Keime anderer Uebel bei dieser Gel
zum Ausbruch gekommen zu sein. Seine
phantasieen hatten übrigens schon in de

Tagen seine heftige Leidenschaft zu Marie an das ganze Haus verrathen, und die Glieder desselben zürnten dem schönen kranken Jüngling mit dem edlen Gesichte deßhalb nicht, vielmehr waren ihm alle recht herzlich zugethan und warteten und pflegten ihn gerne. Es war auch von der Mutter an bis zum Stubenmädchen herab, die Familie des Amtsassessors, Amtsactuarius und Pfarrers mit eingeschlossen, Niemandem ein Geheimniß mehr, daß Marie's Neigung dem Kranken gehöre. Mehrmal schon war sie an sein Bette geschlichen, wenn sie sich unbemerkt geglaubt hatte, und so oft sein Name im Familienkreise genannt wurde, errörthete sie jedesmal und schlug die Augen nieder. Dem finstern lauernden la Brosse war dagegen Niemand gewogen, man fürchtete sich vielmehr vor ihm, und seine Gegenwart war Allen drückend, den Kindern sogar peinigend; denn sie schrieen meist laut auf, wenn er in das Familienzimmer trat. Sobald er ausritt oder auf die Jagd ging, was er fast alle Tage entweder in Gesellschaft

des Vaters oder des Förſters im Dorfe
auch allein that, wurde man im Schloſ
terer und lebendiger, beſuchte Quesnoi
bei la Broſſe's Gegenwart, weil er es
gern zu ſehen ſchien, nur ſelten geſchah
Aengſtlichkeit wich und Alle regten ſich
bunden. Von dieſer allgemeinen Stim
im Schloſſe machte der Amtmann allei
Ausnahme. Er ſah nie nach dem Kr
ja er fragte ſelten und endlich gar nich
nach ihm, und wenn die fromme edle
frau oder eins der Kinder etwas zum
Quesnoi's ſagte, oder ſeiner nur erwäh
machte des Vaters ſaures Geſicht die
gewiß verſtummen, eh' ſie noch ganz
ſprochen war. Mit la Broſſe ſtand er
gen auf einem vertrauten Fuße, brach
geſchäftsfreien Stunden in ſeiner Geſel
zu, ging und ritt mit ihm aus, und
ſich in wenigen Tagen ſo an ihn ge
daß er, ſo oft la Broſſe von der Weit
ſprach, ihn jedesmal mit dringenden
zum Bleiben beredete. Sellier war ein

ger Gatte und Vater und Herr in seinem Hause wie in der Amtsstube; deßhalb wagte Niemand eine Bemerkung über die keinem zusagende Gemüthsrichtung des Amtmanns. Marie wich, so viel es möglich war, la Brosse aus, doch stets so zart, daß er es nicht füglich für eine Beleidigung nehmen konnte. Er war inzwischen schlau genug, sie ganz zu verstehen, verrechnete sich aber in der Annahme, als sei Marie allein durch sein rauhes leidenschaftliches Betragen gegen Quesnoi an jenem verhängnißvollen Abend von ihm zurückgeschreckt worden. Dies ging aus dem Bestreben hervor, sich milde und theilnehmend zu zeigen, und gegen sie den artigen zärtlichen Mann zu spielen. Marie war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, und durch die wunderbaren Ereignisse in eine, früher an ihr nie bemerkte Befangenheit und Verwirrung so tief gerathen, daß sie la Brosse's Spiel weder zu würdigen vermochte, noch sich Mühe gab, darauf Acht zu haben; sie fühlte sich ihm als ihren Retter verpflichtet, aber dies Gefühl

war auch so scharf begrenzt, daß es
die geringste B.imischung eines andern
thätigen, vielmehr eher eines schmerz
ihm ungünstigen, hatte. Die andern
bewohner, den Vater ausgenommen,
aber die Gezwungenheit und das Unnat
in la Brosse's Rolle, und waren um d
len nicht geneigt, ihn mit einem m
Licht zu beleuchten.

Die Vorsicht erlaubte la Brosse nicht,
in Hochfelden zu bleiben; Quesnoi wa
dem Wege der Besserung, deren Volle
la Brosse nicht abwarten wollte. Den
ten des Amtmanns widerstehend, best
er eines Tages bei Tische in Gegenwa
ganzen Familie seine Abreise auf den f
den Morgen, mußte dem Amtmann
das Versprechen einsetzen, gleich nach A
nung seiner neuen Dienstangelegenheiten
nen Besuch als Förster zu machen. La B
Augen glühten auf Marie, er wollte
Antheil in ihren Mienen lesen, doch sie
rierhen ihm nichts. Er beschloß das Aeu

zu wagen. Nach aufgehobener Tafel schlug er dem Vater einen Spaziergang vor. Sie gingen und blieben sehr lange. Am späten Nachmittag ließ Quesnoi Marie zu sich bitten. Ueberrascht fand sie den Jüngling in einem Sessel am geöffneten Fenster, und in die reizende Gegend hinausblickend. Als sie eintrat, erhob er sich erröthend und streckte ihr die Arme entgegen; schüchtern und unentschlossen blieb sie an der Thüre stehen, da eilte er schwankend auf sie zu; besorgt ging sie ihm schnell entgegen, und ihre Herzen ruheten wieder an einander, eh sie es selbst recht inne war. Im traulichen Gespräch schmolz bald die Rinde des kalten fremdthuenden Anstandes, hatte doch Marie's Kuß gleich anfangs das strenge Siegel gelöst. Hand in Hand, und Aug' in Auge saßen sie neben einander, und Quesnoi erzählte der Geliebten von seinen Wünschen und Hoffnungen, und seinem unaussprechlichen Glück, berichtete ihr, wie er sie früher schon in Straßburg auf der Münsterkirmeß gesehen, sie sogleich

geliebt, und ihren Namen erfragt, wie
Brosse auf der Heimreise beredet, über
felden zu reiten, wie er vorgegeben, sein
sei lahm, um nur hier bleiben zu kö
wie sie beide auf sein Antreiben ihr na
ritten, und das Geschick selbst ihn durc
nen harten und gewaltsamen Stoß mitte
den Hafen seines Glückes hineingeschleu
als er sich noch sehr fern davon gewähnt h
Entzückt lauschte das Mädchen dieser Er
lung, und erfuhr auf ihre zärtlichen Fra
daß er der Sohn eines hohen herzoglichen
amten in Nancy sei, von seinem Vater
geliebt werde, und unbedingt auf die
willigung desselben zu ihrer Verbindung r
nen könne, daß er die Rechte gründlich
dirt, und bald eine Anstellung zu erwa
habe, daß er endlich ein Freund ihres B
ders sei, und sich manchen Anspruch auf s
Zuneigung erworben. Auch Marie's Herz
blumenkelch, sonst stets offen, und Fa
und Düfte um sich her freigebig spendend,
Kurzem aber vom Drang widriger Verhältn

verschlossen, that sich wieder prächtig dem warmen Sonnenlicht vertrauender Liebe auf, ihre holde Mädchenhaftigkeit sprang wieder leicht und lebhaft hervor, und sie plauderte so ungezwungen und liebenswürdig, und verrieth dem Glücklichen, wie sie ihn wohl in Straßburg bemerkt und etwas für ihn gefühlt, wie sie an jenem Abend beim Begegnen auf dem Spazierritt sehr überrascht gewesen sei, und nicht gewußt habe, wo und wann sie ihn früher gesehen, obgleich sie sich seiner selbst bald erinnert, sie gestand ihm endlich, mit Purpur auf den Wangen, daß sie ihn geküßt, und eine Fluth von Küssen war der Lohn dieses naiven Geständnisses. Sie verabredeten nun mit einander, daß Quesnoi in einigen Tagen — die Liebe hatte ihn ja rasch gesund gemacht — nach Nancy abreisen, sich um eine Anstellung bewerben, die Einwilligung seiner Eltern erlangen, sodann in Hochfelden erscheinen, und um ihre Hand förmlich anhalten solle; unterdessen versprachen sie sich, durch eine Mittelperson wöchentlich

Nachricht von einander zu geben. Nach all
diesen Verabredungen verließ Marie ihren G
liebten, auf die Erinnerung der jünge
Schwester, daß der Vater mit la Broſſe z
rückkehre. Quesnoi fühlte ſich aber ſo g
ſtärkt, daß er mit dem Wundarzt einen Sp
ziergang durch die würzige duftende Friſ
des Abends unternahm.

Marie ſaß auf ihrem Zimmer in Geda
ken und ſtille Träume verloren, die Dämm
rung hatte ſchon alle Gegenſtände um ſie z
verhüllt, und die ſchwärmeriſchſte Stunde d
Tages, die alle Gefühle der Sehnſucht, Lie
Erinnerung, Wehmuth und eine Menge a
derer, für welche die Sprache keinen Nam
hat, in der menſchlichen Bruſt aufweckt, u
zitterte ſie heute, wo ſie zum erſtenmal
des Geliebten Bruſt geruht, mit ihren hd
ſten Wonnen. Da wurde die Thüre raſch g
öffnet, und herein trat la Broſſe mit feſt
ſpornklirrenden Tritt. Marie ſchrack hef
zuſammen und zitterte gewaltig, als er v
ihr ſtand, und das ſchwarze feurige Auge a

sie heftete. „Marie," sagte er in gedämpftem Tone, „ich kann nicht in Ungewißheit von Ihnen scheiden. Mein Herz drängt mich gewaltig, Ihnen eine wichtige Erklärung zu thun, und Ihre Antwort zu verlangen, eine Antwort, von der mein ganzes Lebensschicksal abhängt. Marie, ich liebe Sie! O dieses abgenutzte Wort, für den alltäglichen Naturtrieb jedes Geschöpfes, das wie ein Mensch aussieht, ist zu schaal und unbezeichnend für das Gefühl meiner Brust. Wenn Sie sich das Liebesschmachten von tausend Andern vereint denken, so haben Sie ein Bild dessen, was in mir siedet. Ich rase für Sie. Was werden Sie mir auf diese endliche Enthüllung erwiedern?" Marie saß zum Marmorbild versteinert; alle Ueberlegung war ihr durch den Ausbruch dieser Leidenschaftlichkeit mit fortgerissen, und nur die verzehrende Glut aus la Brosse's Blicken, und die zweite drohende Frage: „Wie? Sie haben kein Wort für mich?" brachte eine bebende Bewegung in ihre Lippen, welche jedoch allmählig erst ab-

gerissene Worte erzeugte. „Sie sind fürchte
lich, Herr la Brosse! und Ihre Eröffnung
mir so unerwartet, als sie mich tief ergre
und mächtig erschüttert. Wie sehr auch me
Herz von Dankbarkeit für Sie erfüllt ist,
vermag es doch nur solche, mit Hochac
tung vereint, für Sie zu hegen.“ — „.
ich ahnte es wohl,“ knirschte la Brosse, „S
können mich nicht lieben. Doch ich verlan
jetzt auch noch keine Liebe von Ihnen;
Heftigkeit meiner Leidenschaft wird und
die Ihrige schon erregen. Ein über und ü
brennendes Haus steckt auch des Nachbc
Wohnung an, und wenn sie von Stein wä
Ich will nur Ihren Besitz. Sie werden m
Weib, und meine Wünsche sind erfüllt.“
„Nimmermehr kann ich die Ihre werden. M
Leben haben Sie gerettet, und ich betrac
es als ein Ihnen zugehörendes Gut, auf w
ches Sie vollgültige Ansprüche haben;
Gefühle meines Herzens können keine T
sich erkaufen, ich kann sie nicht geben w
ich will, sie sind nicht mein Eigenthum.“

„Also ein Andrer! — Quesnoi! Höll' und Teufel, ich wußt' es ja! Ich der Betrogene! Marie, Dir hilft kein Widerstreben, Du mußt, Du mußt mein sein. Ich habe die Einwilligung Deines Vaters; er wünscht unsere Verbindung, und Du bist keine undankbare Tochter." — „La Brosse, ich kann, ich darf nicht Ihr Weib werden. Ihr Ton macht mir bange; drum verlassen Sie mich! Ich bitte Sie!" — „Marie! nicht mein Weib!" rief der Aufgeregte gräßlich. „Hier zu Deinen Füßen sieh mich liegen und wie ein Sclave um sein Leben betteln. Ich habe noch nie ein Wesen gebeten, gefleht; wer könnte sich rühmen, daß la Brosse sich also vor ihm erniedrigte? Aber erkenne Du auch die Größe dieses Opfers! Laß mich nicht vergebens bitten! Marie, werde mein Weib!" — „Ihre Bitte klingt wie die furchtbarste Drohung; aber komme auch, was da wolle, ich kann sie nicht erfüllen, und weder mein Vater, noch irgend ein Mensch soll mich dazu zwingen." — „Du mußt bei der Macht der Hölle!" brüllte la

Brosse, und faßte sie mit starken Arm
„Zurück, Verwegener! Was gibt Ihnen J
Tollheit ein! Hülfe! Hülfe!“ schrie Ma
verzweifelt. Da sprang die Thür' auf, u
Quesnoi, eben vom Spaziergange zurückk
rend, und unweit des Zimmers vorüber
hend, trat hastig herein. Die Dunkelheit
Zimmer ließ Marie nicht erkennen, wer
kommen war, doch flehte sie um Schutz geg
la Brosse; dieser aber hatte seinen Gegner
kannt, ging auf ihn zu, faßte ihn beim Ar
und zog ihn schnell mit sich aus dem Zimm
Die Thür wurde verschlossen. Marie getra
sich nicht, nachzufolgen. Zitternd und beb
legte sie sich nieder. Die Unterredung z
schen den beiden Lothringern wurde heimli
geführt, und war kurz. Jeder eilte dann
sein Zimmer.

La Brosse reisete am andern Morgen
als sei nichts vorgefallen, Marien sah
nicht mehr; sie ließ sich als krank entschul
gen; auch Quesnoi war auf seinem Zimm
geblieben. Als die Familie Mittags versa

melt war, trat er in ihre Mitte, und dankte sehr warm für genossene Freundschaft, mit dem Bemerken, daß auch er heute das Schloß verlassen werde. Der Amtmann war darauf sehr höflich und sehr kalt, und bat den jungen Mann mit keiner Silbe noch länger zu bleiben. Die Mutter wollte von ihrer Seite wenigstens nichts aus den Augen setzen, was der gesellschaftliche Ton verlangt, aber Quesnoi versicherte, er sei gesund, und sein Pferd auch, und so gedächte er, schon in einigen Tagen Nancy zu erreichen, wo seine Gegenwart sehr nöthig sei. Die Unterhaltung blieb gezwungen und steif; denn der Amtmann war wortkarg und mürrisch. Marie bleich und still, suchte einzelne Thränen verstohlen zu trocknen. Ihre Angst trieb sie endlich, Quesnoi einen Wink zu geben. Er folgte ihr einige Minuten nachher aus dem Zimmer. „Warum wollen Sie heute fort?" fragte sie bebend. — „Ich muß!" war seine einfache Antwort. — „Und dürfen Sie mir die Ursache dieser Hast nicht anzeigen?" — „Bei Gott! ich darf

heute nicht; morgen sollen Sie Alles in
nem Briefe erfahren.“ Da blitzte es d
Marie's Seele, und diese Ahnung wurde
bald zur Wirklichkeit; doch sie verrieth
mit keiner Miene. Sobald Quesnoi wi
ins Zimmer zurückgekehrt war, suchte sie
Amtsdiener, einen ihr ergebenen Mann
bat ihn, ihr Pferd zu besteigen, und auf
Straße nach Zabern, die über mehrere w
bewachsene Höhen führt, in irgend einem
steck Quesnoi zu erwarten, und ihm ins Na
quartier, so auch den andern Tag heim
nachzufolgen, und ihn wo möglich vor jed
Ueberfall oder sonstigen Unannehmlichkeiten
schützen. Der Mann versprach freudig, d
Seine zu thun, und ritt davon; einige St
den später nahm Quesnoi Abschied, der
Seiten des Vaters frostig, von der Uebrigen de
herzlicher war. Marie schwamm in Thrän
Als der Geliebte fort war, erhob sich eine un
klärliche Angst in ihr, die mit jeder Minute sti
Der Vater ging aus, wie es schien, auf den ga
zen noch übrigen Tag, und die Familie v

sammelte sich, um in Lobsprüchen auf Quesnoi sich freien Lauf zu lassen, und daneben etwas weniges auf la Brosse loszuziehen. Marie hatte seit gestern noch keine Gelegenheit gefunden, sich der Mutter, an welcher sie mit voller kindlicher Liebe und Vertrauen hing, zu entdecken. Jetzt konnte sie ihr Herz vor dem mütterlichen aufschließen, und ihr alles mittheilen, was gestern zwischen ihr, Quesnoi und la Brosse vorgefallen war. Sie glaubte, durch solche Eröffnung ihrer Angst los zu werden, doch vergebens. So mochte eine gute Stunde verschwunden sein, und der Tag begann eben von fern sich zu neigen, als der Amtsdiener in größter Eil vor das Schloß sprengte. Unglück ahnend lief ihm Marie entgegen. „Eilt," rief er, „ins nächste Hölzchen, im Dreibrunnenthale auf der kleinen Wiese wollen die beiden Herren sich todt schießen. Ich vermochte Herrn Quesnoi nicht davon abzuhalten. Eilt, vielleicht gelingt's Euch besser!" — Marie besann sich nicht lange. „Folgt mir auf dem Fuße nach!" rief sie, und schwang

sich auf ihren Silberschimmel, der sie auc
einem Rennen an den ihm wohl bekan
Ort trug. In die Nähe desselben gekomm
hörte sie Schüsse fallen, die Sinne vergin
ihr fast vor Angst. Das Pferd strich ge
rig aus, bald wurde der Wald lichter,
Wiese öffnete sich, aber — hätte der grüne
sen derselben sich doch weich unter seinen H
ten gebettet! — ihre schreckliche Ahnung
kein Trug der Sinne gewesen. Quesnoi
kaum zehn Schritte von ihr in seinem Bl
und auf der andern Seite trabte eben la Br
davon. Wie ein Vogel schwang sie sich
ab neben den Geliebten, er streckte ihr
Hand entgegen. Daß er noch nicht
Todes Raub war, gab ihr einigen Tr
Entschlossen riß sie ihm die Kleider ab,
Kugel war ihm durch die rechte Brust
schlagen, und die Wunde blutete stark. M
rie zerriß ihre Kleider, stürzte zur Du
brunnenquelle, feuchtete sie an, und verba
die Wunde, um das Blut zu stillen. D
drückte er ihr die Hand, welche süße Nam

gab er ihr! Wie bestürmte sie ihn mit ängstlichen Fragen nach seinem Befinden! Wie vergaß sich die Liebliche so ganz, in der Besorgniß um den ihr theuren Mann! Als sie das Blut glücklich gestillt, den Verband fest geschlungen, sein Haupt hoch gebettet hatte, und mit Sehnsucht die Ankunft des Amtsdieners erwartete, sah sie zu ihrem Entsetzen la Brosse wieder quer über die Wiese auf sich los reiten. Doch in solch außerordentlicher Lage auch auf das Außerordentliche gefaßt, suchte sie ihn ruhig zu erwarten. „Sie werden die Güte haben, Mademoiselle," redete er sie in sehr gehaltenem Tone an, „Ihr Pferd zu besteigen, und mit mir zu reiten." —„Wer gibt Ihnen ein Recht zu diesem Befehl, Herr la Brosse?" fragte sie eben so bestimmt. — „Mein Verhältniß zu Ihnen, als ihr Verlobter. Ich habe das Wort Ihres Vaters, Sie sind meine Braut, und Sie müssen mir als solche folgen. Ich werde nie zugeben, daß Sie Liebkosungen an einen Andern verschwenden, welche mir gehören. Wohlan,

ſitzen Sie auf!“ — „Nimmermehr!“ rief Marie auſſer ſich. „Keine Macht wird mich zwingen, dieſen meinen Geliebten zu verlaſſen, deſſen Braut ich vor Gott bin.“ — „Auf's Pferd!“ donnerte la Breſſe befehlend, „und da dieſer ſaubern Bräutigamſchaft meine erſte treffende Kugel noch kein Ende machte, ſo ſoll es die zweite.“ Mit dieſen Worten zog er die noch geladene Piſtole, um ſie auf Ducénoi's Kopf abzudrücken. „Um Gottes willen!“ ſchrie Marie, „morden Sie den Verwundeten, Wehrloſen nicht. Werden Sie in blinder Leidenſchaft nicht zum gräſslichſten Verbrecher an einem Manne, der Ihnen nichts zu leid that, der nicht einmal Ihr Feind war. Halten Sie ein! Ich will Ihnen folgen und mit Ihnen reiten, wohin Sie wollen.“ — „Gut,“ ſagte la Breſſe kalt, „ſo eilen Sie, und bringen Sie mich durch langes Zögern nicht von Neuem auf.“ Marie's Todesangſt ſtieg mit jedem Augenblick, ihr Kopf brannte fiebriſch, doch ſie muſste das Pferd beſteigen, und die gräſsliche Reiſe antreten, den Gelieb-

ten in Todesnoth verlassend, um ihm nur das Leben zu retten, welches ihm vielleicht die nächste Stunde dennoch raubte. Kaum aber waren sie fünfzig Schritte von dem jammernden Quesnoi entfernt, als der Amtsdiener mit mehreren Knechten, bewaffnet aus dem Walde trat. La Bresse schäumte vor Wuth, er wollte Marie's Pferd mit sich fortreißen, doch sie war mit einem Satze davon, und rief um Hülfe. La Bresse ließ den Schimmel fahren, und ritt allein in den Wald. Dort band er sein Pferd an, und beobachtete aus seinem Versteck die auf der Wiese Versammelten. Diese machten eine Tragbahre aus Aesten, Zweigen, Waffen und Kleidern, und trugen, von Marie zu Pferde begleitet, den Verwundeten davon. Mit der finstern Nacht langten sie in Hochfelden an. La Bresse war, von der Wuth der rasendsten Leidenschaft und Eifersucht gemartert und angetrieben, zu Fuße durch Dämmerung und Nacht, unbemerkt in einiger Entfernung gefolgt. Weshalb, vermochte er wohl selbst nicht, sich klar zu ma-

chen. Ein mächtiger Trieb, oder de
der finsteren Nacht, zog ihn nach. Der Au
war noch nicht nach Hause zurückgeke
der Trauerzug in das Schloß kam, u
Bewohner desselben in Jammer und T
sich versammelte. La Bresse konnte,
nen Mantel dicht gehüllt, und den H
ins Gesicht gedrückt, mit ansehen,
Mutter weinend und klagend den Ver
ten umarmte, wie alle Geschwister
ihn jammernd liebkosten, wie die Die
mit bedauernden Worten und mitleidig
nen die Wahre umdrängte, wie der
la Bresse aber von allen Lippen
wurde, wie alle Hände sich regten, un
nei fortzutragen, wie Marie essen v
Leuten ihn mit Küssen bedeckte. D
lochte in seiner Brust, unbeweglich
auf dem Hügel vor dem Wirthshau
wo aus er das Schloß übersehen
Seine ganze Seele war in die Augen
ten, und er starrte nach den Fenstern i
nei's Zimmer, sah, wie man sanft

tete, hörte die Diener nach dem Wundarzte laufen, sah diesen, dann den Amtmann kommen, und hörte endlich einen Knecht dem andern im Wirthshause freudig zurufen, daß die Brustwunde nicht lebensgefährlich sei. Da tobte es in ihm furchtbar, wie im Bauche eines Vulkan, vor dem Ausbruch, aber er stand unbeweglich. Seine Lippen regten sich nicht, aber er dachte eine Ewigkeit der Hölle mit ihren Qualen und Schrecken, oder es waren vielmehr wüste gräßliche Bilder, die zu Tausenden, eine grinsende unaufhörliche Schaar, feurige Chöre mit glühenden Zungen, Verdammten heulend, durch seine Seele drängten. Die feuchte Mitternacht war über die Erde gezogen, und hatte alle Müden mit ihrer einförmigen Weise in Schlaf gesungen. Im Schlosse war es auch ruhig geworden, selbst in Quesnel's Zimmer brannte nur ein schwaches Licht; nirgends eine Bewegung. — Das Thor war aber nicht verschlossen, sondern nur angelehnt, weil der Wundarzt noch im Hause war. Durch die Thürspalte schimmerte aus der Hausflur

noch ein Licht, wahrscheinlich für den
kehrenden Wundarzt. La Vresse ge
plötzlich den Schimmer desselben; wie ei
tischer Schlag durchzuckte es ihn, u
ihn mächtig aus seiner Starrheit auf.
wüstes gräßliches Gefühl hatte schnell
wüstes Ziel erlangt, sein unbestimmter
barer Drang, das Werk, und mit i
That gefunden; entschlossen ging er a
Thor zu. Des Himmels Thau hatte ihn
und Kleider gefeuchtet; mit gräßlicher
lache strich er ihn ab, und sagte in s
ein: „Ja wenig Wasser, um mein Fe
der Brust, oder das im Schlosse zu
welches ich eben zu meiner Linderu
flecken will. Brand wird am besten
Brand gestillt. Und so sei es denn.
haben mich verflucht von meiner Jugen
und ich brannte ihnen die Häuser an.
Thor wollte nun Liebe. Geflucht hab
mir alle heut Abend, denen ich nichts z
gethan, und den Lassen, der ihnen doc
nichts zu Liebe gethan, haben sie gel

Weiber, so will ich mich rächen, womit ich sonst mich rächte, und einmal meiner alten höllischen Lust recht freien Lauf lassen. Ja, sengen und brennen ist meine größte Freude; ich bin gleichsam dazu geboren. Verbrennen sie alle darin, so bin ich für die Flüche gerächt, die sie auf mein Haupt geladen, und der schwache Amtmann geht mit drein; retten sie sich aber auch, so wird doch wenigstens der Bube zu Asche, der mir das Herz des Mädchens stahl!" — Behutsam schlich er sich durch die Einfahrt, nahm mit sicherer Hand das Licht aus der Laterne, und schritt damit nach dem Holzspeicher, den er genau kannte. Die Fackel griff an dem dürren Holzfleß bald um sich, erst als sich la Roche davon überzeugt, stieg er über den Gartenzaun, und gewann das Feld. Als er den Wald erreicht hatte, wo sein Pferd stand, wendete er sich um, da wälzte das Feuer schon blutige Röthe an den schwarzen Himmel hin; hoch auf in die Luft leckten die glühenden Zungen, und der Brand schlug seinen gewaltig feurigen

Arme um das schöne Schloß. La
schaute jauchzend von der Höhe herab,
suchte er sein Pferd auf, und verfolgte
seinem Weg, die Glut am Himmel
ganze Nacht hindurch begrüßend.

Das Feuer ergriff zuerst die Hinterge
des Schlosses, breitete sich aber auch z
im Erdgeschosse des Hauptgebäudes aus.
wache und seinen Kranken beobachtende
arzt vernahm ein verdächtiges Knistern
Knarren; er verließ also das Zimmer,
ging die Treppe hinab, weil das wunde
Geräusch von unten herauf drang. Abe
Himmel! da stand schon Alles in Flam
und schwarze Rauchwolken wälzten sich
entgegen. Er schlug an die nächsten Zim
um die Schläfer zu wecken, und sein
ruf hallte im öden Hause furchtbar
In demselben Augenblicke wurde auch a
Straße Lärm, der Feuerruf erschallte
Der Wundarzt war an des Amtmanns
mer gekommen, dieser stürzte jetzt he
überblickte die Gefahr, und eilte nach s

Kindern. Heulend entsprang das Gesinde seinen Schlafstätten im Erdgeschoß; was in den Hintergebäuden gelegen, war von der Flamme gewürgt. Einige Knechte eilten noch die Treppe hinauf, und trugen mit dem Wundarzt und dem Amtmann die Kinder, Frau und Marie herab. Die Familie war glücklich gerettet, da fuhr der Gedanke an Caesarei der zitternden im Tumult des Schreckens gewesenen Marie wie ein Dolchstoß durchs Herz. „Caesarei!“ fragte sie den Wundarzt, und dieser schrack zusammen. Ohne ein Wort weiter, stürzte sie im leichten Nachtkleide durch die Flammen die Treppe hinauf. Alles schrie Ach! und Weh! hinter ihr her, und der trostlose Vater raufte sich die grauen Haare. Unterdessen war das Volk mit Wasser herbeigeeilt, der Amtmann griff wie ein verzweifelter Mensch an, die Mutter blieb nicht zurück. Alles Wasser wurde auf die brennende Treppe geleitet, und der Amtmann flehte mit weicher, weinender Stimme, nur die Flamme von dieser Stelle abzuhalten, er selbst sprang mehrere

Stiegen hinauf, und es gelang der
Anstrengung, das gierige Feuer da
schrauben, während es an anderm Or
wüthender und ungehindert um si
Kaum war die Treppe einigermaßen
der Amtmann, der Wundarzt und
nige Männer hinaufeilten. Auf der
Stufe fanden sie Marie ohnmächtig
scheinlich vom Rauche, in ihren A
ebenfalls bewußtlosen Quecksei, den
äußerstem Aufgebot ihrer Kräfte bis
getragen hatte. Da weinte der Va
wie ein Kind, und alle Männeraugen
konnten sich der Thränen nicht enthalt
weinend heben sie das treue Paar a
trugen es behutsam hinüber in das
haus, wo sie beide nach kurzer Zeit
ten. Das Läuten der Sturmglocken Ho
allem wie ein Dankgebet für die Rett
lichenten. — „Solcher Liebe in den
treten, vermöchte wohl kaum der wilde
bar; wie viel weniger ich, der ich ein
des Herz in der Brust trage," sagte de

mann tief gerührt, und fügte die Hände der neben einander Liegenden zusammen, und segnete sie beim Scheine der Flammen, welche das Schloß verzehrten. „Selbst la Brosse wird meine Handlung gerecht, edel und schön nennen," setzte er dann die Vorwürfe seines Gewissens beschwichtigend hinzu, und die thränenden Blicke der Liebenden dankten ihm mehr als jedes Wort.

Ein Theil des Schlosses wurde durch die vereinte Anstrengung aller Einwohner Hochfeldens gerettet, dem Amtmann gleich am andern Tage eine bequemere Wohnung eingerichtet, Marie und Quesnoi aber im Wirthshause zurückgelassen. Der Wirth ließ sich ihre Pflege durchaus nicht nehmen, weil er behauptete, daß er und sein guter Hengst allein an der zärtlichen Verbindung dieses schönen Liebespärchen Ursach wären. Marie erholte sich am andern Tage schon, und weihte sich nun ganz der Pflege ihres Geliebten, wovon sie früher der Zwang des Anstandes so grausam zurückgehalten hatte. Wie ihre Her-

zen zusammenschmelzen, kann nur ge
nicht geschildert werden. Quesnoi's Gem
ging mit raschen Schritten vorwärts. U
dessen hatte er die Einwilligung seiner E
zur Verlobung mit Marie durch Brief
halten. Die Feier seiner Wiedergenesung
der Verlobung wurde durch die unerw
Ankunft eines Gastes erhöht. Es war
junge Graf Faucourt, welcher eine g
Stunde lang allein mit dem Vater sp
Als beide wieder in das Zimmer traten,
der Amtmann sehr bewegt auf die neu
lobten zu, umarmte sie mit Thränen in
Augen, und schüttelte ihnen die Hände, gl
sam, als ob er ihnen ein großes Unrecht
zubitten hätte. Nach la Brosse getraute
Niemand zu fragen; es war jedem, als w
mit Nennung dieses Namens die h
Freude des Festes verschwinden. Und so
der schöne Tag harmlos vorüber. Den
genden schied Quesnoi von der Familie
eilte in die Arme seiner Eltern, welche
sehnsüchtig erwarteten.

Der alte Graf Faucourt hatte freundlich und liebreich dem neuen Förster seine sämmtlichen Waldungen in den verschiedenen Armen des Vogesengebirges übergeben; rastlos schweifte der Wilde nun durch die wasserreichen Thäler und waldbewachsenen Höhen, und sein Feuergewehr sprühte stündlich Tod und Verderben. Oft lagerte er sich im gebirgigen Thal der Mosel, unter einsamen Felsen, und schaute stundenlang unverwandten Blicks in das rasch verübergleitende Gewässer, dann lag er wieder sinnend auf den höchsten Felsen des Vogesenarms, welcher gegen den Rhein hin im Elsaß hoch und steil abfällt, und überschaute das herrliche blühende Land mit seinen lachenden Städten und Dörfern, und seinen fruchtbaren Ebenen, durch welche der majestätische Strom seine Wellen wälzt. Aber nicht das vom Segen des Himmels überschüttete Land erfreute ihn, sein düsterer Sinn spähte nach einem Punkt in der Ferne, dort, wo über Zabern hinaus der Gegenstand seiner glühenden Begierde wohnte, vielleicht auch in

den von ihm entzündeten Flammen ein heißes Grab gefunden hatte. Das eben war's, was ihn durch Thal, über Berg, durch Wald, über Fluß hetzte und trieb, daß er nichts wieder aus Hochfelden vernommen, und auch nicht den Muth hatte, Erkundigungen einzuziehen. Wie oft ging er auf der Höhe des Vogesengebirgs, welches Lothringen vom Elsaß theilt, mit dem festen Entschluß, nach dem Rhein zu die steile Höhe hinabzusteigen, und nach Hochfelden zu eilen, aber eben so oft hielt sein Fuß inne, wenn er den Garten Gottes im herrlichen Elsaß übersah, und die Gegend erblickte, wo er die wahrscheinlich verderben, für die er noch immer glühte. Sein Zustand gränzte endlich an Wahnsinn, und in diesem verließ er eines Morgens im Spätjahre auf flüchtigem Rosse, seine einsame Waldwohnung und raste durch die Vogesen nach Elsaß hinab. Sein Ritt war ein verzweifelter, kaum gönnte er dem Pferde etwas Nahrung und Ruhe, er selbst aß und trank und ruhte nicht, bis er Hochfelden er-

reicht. Nachmittags jagte er vor einem schwerfälligen, mit Menschen beladenen Wagen vorüber, ohne ihn weiter eines Blicks zu würdigen. Es war Abend, als er ankam, das Mondlicht lag ruhig auf den Feldern und Waldkronen, und wandelte langsam durch die Gassen des lautlosen Dorfes. Wild stierte la Brosse nach dem Schlosse, er hatte Ruinen zu sehen gewähnt, und erblickte das Gebäude in seiner vorigen schönen Gestalt, da die Vorderseite fast ganz erhalten worden war. Verstört gab er das Pferd im Wirthshaus ab, und ging im wildesten Anzug, mit zerzausten Haaren, verwirrtem Bart, unstät rollenden Augen, und wild schnaubend sogleich nach dem Schlosse zu, ohne im Wirthshaus nur nach dem Amtmann und dessen Familie zu fragen. Der Klang seiner Sporen, seine heftigen Tritte hallten in der Einfahrt und der Hausflur laut wider, hastig ging er nach der Thüre, da wurde sie aufgethan, alle im Zimmer Anwesenden standen neugierig auf. „Er ist's!" rief Marie freudig, und eilte ihm ent-

gegen, und la Bresse trat hinein. S
that einen lauten, fürchterlichen Schrei
sank ohnmächtig ihrer daneben steh
Mutter in die Arme. Die ganze F
wich scheu vor der schrecklichen Gestalt z
die wie ein Geist der Hölle plötzlich in
Mitte stand. La Bresse überschaute mit
Blicke die ganze Anzahl, und verzog den
etwas höhnisch, als kein Glied der F
fehlte, dann schritt er mit erzwungener Fr
lichkeit auf den Amtmann zu, bot ihr
Hand, und sagte: „Es thut mir sehr
mein werthester Freund, daß mein une
teter Besuch Eure liebe Tochter also ersch
allein ich war Euch, meinem Versprechen
mäß, denselben schon lange schuldig,
komme endlich, mein gegebenes Wort
sen. Zürnt mir nicht, daß ich nicht
lange wieder bei Euch erschien, meine
schäfte hielten mich ab, und mögen mic
Euch entschuldigen." — „Es ist mir
Euch endlich doch noch bei mir zu seh
versetzte der Amtmann sehr verlegen,

wenn auch zur ungewohnten Zeit, seid Ihr doch ein willkommner Gast.“ — „Der Schrei Eurer Tochter möchte das Gegentheil beweisen. Sie empfängt den Bräutigam eben nicht besonders freundlich.“ — „Es scheint,“ erwiederte der Amtmann gefaßter, während die übrige Familie sich mit der Ohnmächtigen entfernt hatte, „Ihr habt in Eurer Waldklause nichts von dem gehört, was sich bei uns zugetragen, und ich wills Euch demnach kurz erzählen.“ Der Amtmann berichtete hierauf vom Schloßbrand und der treubewährten Liebe Marie's und Queneel's, seinem Segen, der Verlobung und baldigen Verbindung der Liebenden. La Broſſe's Augen rollten fürchterlich, und leuchteten heller, als die Kerzen auf der Tafel; dabei zitterte er so stark, daß er sich an einem Seſſel anhalten mußte. „Aber ich habe Euer Wort,“ sagte er mit hohler Stimme langsam, als der Amtmann geendet hatte, „Ihr könnt, als Mann von Ehre, doch nicht brechen, was Ihr mir zugesagt.“ — „Verzeiht,“ versetzte der Amtmann, und schöpfte

sich Muth, „als ich Euch jenes Ver
gab, kannte ich Euch nur aus den
Tagen, die Ihr in meiner Behausun
bracht. Wie ich aber erfahren, stra
sonstige Lebens- und Denkart die, wel
damals bei mir ausgeübt und gezeig
Lügen. Auch sind mir über Eure
und Herkommen viele Zweifel erregt
könnt Ihr Euch darüber gehörig aus
— „Ha Teufel!“ knirrschte la Brosse,
mir den Buben, der hinter meinem
mich bei Euch anschwärzte; meine Ra
ihn vernichten.“ — „Eure heftige Re
beweist nur zu gut die Wahrheit dess
ich über Euch vernommen. Auch
Alles von einem Ehrenmann, welche
zu schaden, keine Silbe lügt; für mi
ist Eure rasche Rede beleidigend, da
derselben voraussetzt, ich leide Bube
Ohr.“ — „O, Ihr wollt Ursach an
ben, mein Herr,“ versetzte la Bross
„doch ich will Euch nicht länger lä
Ich hoffe, Ihr sollt es noch heftig

mich so schnöde abgewiesen zu haben, der ich die gegründetsten Ansprüche auf Euer Wort hatte.“ Während er dieses sprach, rasselte ein Wagen vor die Thüre, hielt an, und setzte eine Gesellschaft Menschen aus, welche von der herbeigeeilten Familie aufs Freudigste begrüßt wurden. La Brosse verließ trotzig das Zimmer; als er in die Hausflur trat, erkannte er beim Schimmer vieler Lichter, welche die Dienerschaft schnell herbeigebracht hatte, Quesnoi in Marie's Armen, hörte Freudentöne und Begrüßungen, sah Umarmungen und Liebkosungen froher Menschen. Aus einzelnen Worten konnte er vernehmen, daß Quesnoi's Eltern und Geschwister mit ihm angekommen seien, um die Vermählung zu feiern. Er erkannte im Vorbeigehen den Wagen, vor welchem er vorübergeritten war, und ging nach dem Wirthshaus. Vor der Thür faßte er sich, ordnete die Kleidung, kämmte mit den Fingern Haare und Bart, und trat äußerlich ruhig ein. Kaum hatte er bei einem Kruge Wein Platz genommen, als auch schon der

Wirth sich mit der Frage bei ihm nied
ob er auch zur Hochzeit seines Freund
kommen sei. La Brosse versetzte gleich
er sei nur im Schloß zugesprochen, um
Glückwunsch abzustatten, dringende Ge
nöthigen ihn, diesen Abend noch wei
reisen. — „Kann es wohl merken, was
so treibt," bemerkte der Wirth, „die
zosen treibens schlimm in Spanien, un
ben viel Volk, was hier zu Land alle
Straßburg strömt, um sich dem große
renne zuführen zu lassen. Am Ende
wir armen Leute auslöffeln müssen, w
großen Herrn eingebrockt. Ihr werde
Eure Aufträge nach Straßburg haben,
bald dort eine Compagnie überkommen
La Brosse wußte von Allem kein Wort
hätte er auch in seinen einsamen Wälde
was vom Fortgang des Kriegs des K
von Frankreich in Spanien viel mehr
ren sollen, was er nicht früher schon
gewußt; doch durchzuckte ihn ein frem
Gefühl, vielleicht bald in den furchtbare

wüstungskrieg zu ziehen, und sein Gesicht erheiterte sich merklich. Ohne dem Wirth eine bestimmte Antwort zu geben, erkundigte er sich bei ihm, ob er den jungen Grafen Heinrich Faucourt von Sareburg kenne. „Ei wie sollt ich nicht," versetzte der maulgewandte Wirth, „ist er doch oft beim Herrn Ammtman zugesprochen, und war diesen Sommer bei der Verlobung des Brautpaares da, ich glaube wohl einige Tage." — La Brosse wußte genug. Er ließ sein Pferd satteln, und sprengte in wenigen Minuten auf dem Wege nach Straßburg zu. Doch er ritt nicht weiter, als bis zum nächsten Ort, und verließ denselben, als der Mond untergegangen war, gegen Mitternacht, mit feuerfangenden Stoffen versehen, die er sich unter einem schicklichen Vorwande für Geld zu verschaffen gewußt hatte. Still führte er das Pferd um das Dorf, und band es in einem Garten, unfern der Lothringischen Straße an einen Baum. Ueber Hecken und Zäune sprang er nun, lauschte hierhin und dorthin, schlich auf den Zehen, spähete mit

Falkenblicken umher, und zog endlich
Ort und Stelle angelangt, das Feueri
ment hervor. Bald kniſterte des Schw
blaue Flamme in ſeiner Hand. In d
Reisholz gewickelt, ſchob er ihn durc
Oeffnung der Wand in das Wirthſchaf
bäude, worin das Holz aufgeſchichtet
Die erwachende Flamme wuchs vom
mäen ſchnell zum Rieſen, und ergriff
langen Händen gierig nach allen Gegen
den. La Broſſe's Geſicht verklärte ſich,
er in das luſtig anflodernde Element bl
deſſen Widerſchein ſeine gräßlichen Züge
Purpurglut übergoß. Innerlich jauchz
und ganz in den Anblick der lohen Feuern
verſenkt, hatte er ſich, ſeine Leidenſchaft,
Rache, Alles vergeſſen. Da fühlte er
plötzlich von hinten gefaßt, doch raſch
ſchloſſen, griff er nach ſeinem Jagdme
Ein herzhafter Stoß, ein Schrei, und er
des Angreifers ledig, ſetzte wie ein gehe
Eber über Stein und Geſträuch, riß ſein P
los, und jagte wie eine Furie davon. Be

bens blickte er einige Zeit darauf ſich um, den ſchwarzen Himmel röthete nicht dunkle Glut, keine Flamme jubelte hundertzackig in die Lüfte. Vor Unmuth auſſer ſich, trabte der böſe Geſelle weiter. Das Feuer war wirklich kurz nach ſeiner Geburt erſtickt worden. Nach Wiedereinrichtung des Schloſſes hatte der Amtmann nämlich die Verfügung getroffen, daß jede Nacht zwei Diener wechſelsweiſe in kurzen Zwiſchenräumen den Hof und die Gärten durchwandern und genau Alles durchſpähen mußten. Einer derſelben fand den furchtbaren La Broſſe eben im Entzücken über ſein gelingendes Werk. Der Mordbrenner entkam zwar durch ſeine Entſchloſſenheit, doch war er von dem verwundeten Menſchen erkannt worden. Trotz des Stiches in den Leib, weckte dieſer ſeinen Kameraden, welcher in Eil das ganze Haus ermunterte. Die Hülfe kam zur rechten Zeit, noch hatte das Feuer das Gebälke des Hauſes nicht ergriffen, und nach einer Stunde glimmte kein Funke mehr. Der Amtmann ſchauderte zuſam-

men, als er den Namen des entdeckten Mo
brenners vernahm; die Frauen aber berie
ſich auf ihre böſen Ahnungen, und prie
das Geſchick laut, welches Marien glück
aus den Händen dieſes Teufels gerettet habe.

La Broſſe erreichte vor Tagesanbruch d
Gebirge und mit ihm die lothringiſche Gren
An einem ſchönen Waldbach warf er ſich n
der, löſchte ſeinen Durſt und ſchwur der a
gehenden Sonne Rache entgegen am An
mann und Quesnoi und ihren Familien, a
jungen Grafen Faucourt und deſſen ganz
Hauſe, an ganz Lothringen und Elſaß. Grä
liche Schwüre entrollten ſeinen zornbeben
Lippen, er wolle Gottes Garten verderben u
verwüſten, und Dörfer und Städte in Fla
men aufgehen laſſen. Seine nächſte Abſi
ging aber auf den Grafen, und ſeine Zü
fibrirten wild, indem er vor ſich hinſtöhnt
„Ha Bube! gräflicher Bube! das ſollſt du m
büßen, daß du die Schande meiner Geb
aufdeckſt. Aber wart! auch meine Mut
will ich aufſuchen, die ich ſeit meinem Kn

benalter nicht mehr gesehen; hat man mir doch noch vor Kurzem gesagt, sie lebe noch. Der Wahnsinn wird ihr doch nicht alles Gedächtniß aus dem Kopfe gefressen haben, und so soll, so muß sie mir berichten, wer mein Vater ist, und wenn er noch nicht der Würmer Fraß war, so will ich ihn bald dazu machen. Nein, seine Gebeine sollen Regen und Sonne bleichen, damit jeder Knoche von ihm für die Sünde büße, die er an mir verübt. In Sünden gezeugt, will ich ein Sünder sein, und mir mit Flammenschrift eine Seite im Buche der Weltgeschichte voll schreiben. Die ganze Welt fordere ich keck zum Kampf heraus, und könnt' ich sie vernichten, ich thät es. Was ich vermag zu ihrem Verderben, das soll geschehen." Also lästerte er dem aufgehenden Auge Gottes entgegen, bis er nach solch' ungeheurer Anspannung in einen tiefen Schlaf versank. Da träumte er wüste, gräßliche Träume. Er sah aus seinem Leibe einen andern Menschen herausgewachsen, den er mit einem Dolch unaufhörlich ins Herz

ſtieß, und als er den Todten betrachtete, w
es der junge Graf, welcher ihn mit geb
chenen Augen furchtbar anſtarrte. Er ab
konnte des Leichnams nicht ledig werden, de
er war ja mit ihm Eins. Um ihn her
tanzten aber der alte Graf und ein wahnſ
niges altes Weib, in welcher er ſeine Mut
erkannte, in luftigen geſpenſterartigen Sprü
gen, und verzerrten die Geſichter zu ſchen
lichen Fratzen und verrenkten die Glied
Ringsum brannte ein hohes Feuer und l
näher und näher, ſo daß der Kreis von all
Seiten enger wurde, bis es mit langen A
men die gräßlichen Tänzer ergriff und
den glühenden Bauch verſchlang, dann au
die Leiche ihm vom Leibe abfraß, ihn ſel
aber unverſehrt ließ und verlöſchte. Die Son
ſtand ſchon hoch über ſeinem Scheitel, a
der unruhige Schläfer erwachte und von Hu
ger geplagt ſeine Reiſe alſobald fortſetzte. D
nächſte Ziel ſeiner Rache ließ er keinen A
genblick aus den Augen, nur ging er ruhig
und mit mehr Ueberlegung zu Werke, u

sich die Art der Rache recht auszudenken. Am andern Mittag langte er auf dem Sommerschlosse des Grafen an. Er hatte kaum die hohe Treppe desselben betreten, als ihm der alte Graf freundlich entgegen kam. Die Blicke des silberhaarigen gebückten Mannes suchten vergebens in la Brosse's Augen einen hellen seelenvollen Strahl, und mit fast schüchterner Stimme fragte er: „Was bringt mein guter Förster la Brosse? Sag' Dein Begehr frei heraus; Du weißt, daß ich dich wie ein Vater liebe." — „Ja ich will's Euch frei herausſagen, Herr Graf. Euer Sohn und Erbe, Graf Heinrich, ist ein Ehrendieb und boshafter Verläumder. Er hat mich schändlich um mein Lebensglück betrogen, und ich bin gekommen, mich an ihm zu rächen." — „La Brosse, welche furchtbare Worte hast Du ausgestoßen! besinne Dich! mein Heinrich ist ein edler Mensch, und hat gleich mir stets große Nachsicht mit den bösen Streichen gehabt, die Du von Jugend auf begangen hast." — „Ei, ich bin nicht da, mir Straflexionen von

Euch lesen zu lassen. Er ist ein Schu
hat meine unehliche Geburt verrathen
mich durch solche und andere Verläu
um meine Braut gebracht. Sagt, w
ich ihn? Sagt ferner, wo ist meine M
Ich will und muß von ihr den Name
nes Vaters erfahren, damit ich ihm ve
wie Eurem Sohn." — Der alte Graf
heftig zusammen, seine Kniee schlotterten
die dürren zitternden Hände zu der dro
Scheusalsgestalt vor sich aufhebend, fle
„O la Brosse, laß Dich die Thränen
Greises rühren! Wenn mein Heinrich
Dich gefehlt, so vergieb ihm, wie er
oft vergeben, wenn Du ihm seinen
verdorben, oder die Nester seiner Lieb
vögel zerstört, die jungen Vögelein,
pflegte, getödtet. Bedenke, wie Du ein
eigenes Bette angezündet, um ihn zu ve
nen, und ihn nur ein Wunder rettete,
denke, daß Du den guten Leuten im
die er gern zu besuchen pflegte, die H
ansteckteſt, und wie ich immer und immer

der Strafe entzogen und Dir verziehn, wie auch er keine Rache an Dir geübt! Also höre auch meine Bitten und sei milde gegen ihn. Nein Du kannst den Thränen eines Vaters nicht widerstehen. Sieh, mein Sohn kommt heute noch mit seiner Braut hier an. Verdirb uns die Freude des Vermählungsfestes nicht, welches wir in einigen Tagen hier zu feiern gedenken; wünsche ihm vielmehr Glück und sei uns ein lieber willkommener Gast.“ — „Also er hat auch eine Braut!“ lachte la Brosse furchtbar, daß es dem alten Manne durch Mark und Bein fuhr. „Das trifft sich ja herrlich! Nun verlaßt Euch darauf, Herr Graf, ich will Euch auf der Hochzeit eine helle Freude machen. Aber sagt mir doch, in welchem Loche find' ich denn meine Mutter?“ — „Du sollst sie sehen und sprechen, la Brosse, in meinem Beisein sprechen; denn ich will sie hierher auf mein Schloß kommen lassen, da ihr Wahnsinn, wie ich höre, sich sehr verringert hat. In einigen Tagen schon sollst Du sie sehen, verlaß Dich auf mein Wort,

mein wackrer Förster. Geh nun und er
Dich beim Kellermeister. Trinke vom W
und spüle allen Groll mit hinab.“ H
drückend verließ der schwache Mann de
chenden Vulkan. Er ging. „Ha!“ ju
er, „so kann ich ihn auch um eine W
betrügen, wie er mir gethan! Wart Bu
Dein Hochzeitbette soll dir zum glühende
ger werden. Ich will Dir eine Hochzeitsf
anzünden, an der der Gott Hymen, de
zum Lager vortritt, sich die Flügel ga
versengen soll.“ In unaufhörlichem W
rausch verlebte der Bösewicht diesen und
folgenden Tag. Der junge Graf langte n
lich mit seiner Braut, einer reichen Er
deren Verwandten und seinen Freunden
Von Stunde zu Stunde wurde es lebh
und der alte Mann vergaß in der kindis
Freude über seines Sohnes Glück den ver
benbrütenden la Brosse, welcher, wie
Nachteule das Tageslicht scheuend, im d
pfen Weinkeller seine Zeit zubrachte.
Hochzeittag erschien; heitre Lebensfülle du

bebte das ganze Schloß und seine Umgegend. La Brosse erwartete mit teuflischer Ungeduld die Nacht. Daß man ihn nicht zur Hochzeit geladen, wie ihm doch der alte Graf versprochen, stachelte seine Wuth nur noch mehr. In der Stille der vorhergehenden Nächte hatte er in allen Nebengebäuden und an schicklichen Stellen des Hauptgebäudes Brennmaterialien aufgehäuft, jetzt brauchte er nur die brennende Lunte hineinzuhalten, und an allen Ecken und Enden stand das Gebäude in Flammen. — Mitternacht war endlich gekommen, die Freuden der Tafel hatten alle weinschwere Häupter auf das Ruhepolster gesendet und ihnen die Augen fest zugedrückt, und das Licht in der bräutlichen Kammer war verlöscht. Da trat la Brosse mit dem brennenden Schwefelkranze aus seinem Verdeck, und ehe zehn Minuten vergingen, schlug die lohe Glut bis an die Dächer. Die Arme über den Rücken geschlagen, stand der gräßliche Mordbrenner ohnfern im Garten an eine alte Linde gelehnt, und starrte bewegungslos in die lebendige

Glut. Schon ergriff die Flamme praſſelnd
Sparren des Dachs, ehe Stimmen laut wu
aber nun entſtand auch ein furchtbares H
und Jammern und herzzerreißendes Stö
und Hülferufen. Die Nacht war zum
gelichtet, und la Broſſe ſah aus einem
oberen Fenſter ein Weib an Stricken und
dern ſich herab laſſen. Die Flamme ſ
ihr Platz zu machen. Als ſie, nur halb
kleidet, ein ſcheußliches Fratzenbild, auf
Boden ſtand, rannte ſie wie ein vom B
gelaſſener Pfeil auf la Broſſe zu, ſtarrte
einen Augenblick ins Geſicht und rief jube
„Eia bobeia mein lieber Sohn, da biſt
ja und haſt Dein Meiſterſtückchen trefflich
macht. So mußte es ja kommen, ich w
es lange. Gerade ſo braunte dieß Sch
vor dreißig Jahren in der Nacht, da h
ich es meinem Geliebten, dem Vater mei
Kindes angeſteckt, welches ich unter dem H
zen trug, und heute brennſt Du es Dein
Vater, dem eisgrauen Jammermann fe
an. Das iſt ja ſehr luſtig und ganz ſch

von Dir. Komm wir wollen uns an dem Feuer wärmen, was Deine Liebe angezündet hat.“ Mit diesem tollen, wirren Geschrei, aus welchem la Brosse aber ein klarer gräßlicher Sinn aufging, packte das wahnsinnige Weib ihren Sohn, und riß ihn mit Riesenkraft nach dem Feuer fort. Unterdessen rettete sich aus dem Schlosse, wer sich retten konnte. Der Lärm betäubte das Ohr, dort schrieen Leute um Hülfe, hier wagten andere den verzweifelten Sprung aus den Fenstern und heulten dann Jammertöne; das losgerissene Vieh stürmte brüllend über den Hof, die Sturmglocke schrie über die Gegend hin, und aus dem Dorfe kamen die Bauern mit Löschmitteln. Mit Lebensgefahr hatten einige den alten Grafen gerettet, und unter die Linde im Garten getragen; dort lag er und fühlte die Schauer des Todes seine Gebeine durchrinnen, ohne daß es Jemand wußte, denn Alle hatten ihn verlassen, um zu löschen und zu retten.

„Sieh doch mein theurer Sohn, mein Einziggeborner,“ schmeichelte die Alte dem

faſt ſinnloſen la Broſſe, „ſieh wie die b
rothen und gelben Flämmchen uns anl
ſieh wie ſie vor uns hüpfen uns zur V
gung und Ergötzung. O wie ich Dir gu
daß Du mir ſolche Freude bereitet! Jahr
hab' ich im Stillen ſchmerzlich gehoff
gewartet und bei mir gedacht: hat denn
Söhnlein ſo ganz vergeſſen, daß er ein
kind iſt? Wird ihm nie in den Sinn kon
zu erfüllen, was er ſeinem Vater ſch
iſt? Wird er nie ſein lieb' Mütterlein
zwiefach ſchmäliger Haft befreien? den
war nicht nur eingekerkert, meine Seel
auch meiſt in Banden, und dann dr
mich ſchwere und gräßliche Träume.
war eine lange, böſe Zeit. Aber ſieh,
die von Dir herbeigeſchwornen Flammen
unglückſelige Haus verzehren, ſo fallen
alle Bande von meinem Geiſte, und ich
nun wieder klar und deutlich alles, was
ſchehen iſt. Laß es Dir erzählen! —
ich bemerke, mein Herzlieb, Deinen
dort unter dem Lindenbaum; unter jenem B

begann meine Schmach, unter ihm verlockte er meine Unschuld. Komm her zu ihm, wir wollen dem alten Schwachkopf ins Gesicht lachen.“ Sie zerrte la Brosse wieder zur Linde, über deren Umgegend das Feuer einen grellen Glühschein verbreitete. Stöhnend lag der alte Graf auf der Rasenbank. „Hier bring ich Dir Deinen Sohn, Graf,“ schrie sie ihm in's Ohr. „Er hat Dir in dieser Nacht die Schuld für sein Leben abgetragen.“ Der sterbende Greis richtete sich mühsam auf, der Feuerschein spielte gräßlich in seinem verzerrten Gesicht, in seinen weißen zerwühlten Haaren. Laut keuchend wehrte er mit der Hand, und seine Augen traten aus den tiefen Höhlen hervor. Sein scheidender Geist wurde von der Gewißheit überrascht, wer der Mordbrenner seines Schlosses sei. — „Ja fluch ihm nur,“ lachte die Alte widrig, „er ist doch Dein Blut. Ich habe Dir ja auch mein Lebenlang genug geflucht. Ei, ich glaube gar, der Fürst der Finsterniß würgt Dich eben ab. So gehen ja alle meine Flüche an Dir in Erfül-

lung: daß mein Kind Dir das Schloß a
cken möchte, wie ich gethan, zur Vergelt
daß Du in mein Herz den Feuerbrand
Sinnlichkeit geschleudert und es in Flam
gesetzt, die mich des Verstandes berau
ferner daß Du unter dieser Linde elend
umkommen möchtest, unter welcher Du
verführtest, unter welcher Du meinen Gi
ten erdolchtest, als er meine Schande an
rächen wollte, unter welcher Du mich von
stießest wie ein Tiger, als ich Dir mein
menloses Elend entdeckte. Nun ist noch
Fluch übrig, daß dieser Teufelsbraten,
ich gebar, Dein Geschlecht vernichten möc
Dein Sohn hat sich zwar mit seiner jun
Frau aus dem Feuer gerettet, aber der K
des Todes ward in ihrem Schoos durch d
Schrecken befruchtet, nicht der des Lebe
und la Brosse wird meinen letzten Fluch a
schen seiner Erfüllung zuführen." Ein T
des Gebäudes stürzte eben krachend ein,
wie tausend glühende Schlangen fuhren die
zackten Flammen zischend heraus, und u

fingen knatternd ihre willkommene Beute. Der Sterbende ſtönte bang dazwiſchen, der Tod ſchüttelte ihn furchtbar, la Broſſe lachte wild zu all dieſen Erſcheinungen. „Laß Dir kurz erzählen, mein Sohn,“ fuhr ſie fort, „eh wir drei hier ſcheiden, die wir doch zuſammen gehören, wie Alles das gekommen, und vernimm die Beſtätigung aus dem Munde dieſes Mannes, der gewiß keine Lüge mehr ſagt. Ich war des Schulzen Tochter aus dem Dorfe dort, und wie mir alle ſagten, die mich ſahen, das ſchönſte Mädchen in der ganzen Umgegend. Mein Wuchs war ſchlank, mein Haar glänzend ſchwarz und reichte mir in zierliche Flechten geſchlungen über den Rücken hinab, auf meinen Wangen hatten ſich Lilien und Roſen vermält, mein Auge ſtrahlte feurig, mein Arm war rund und weich, und alle Burſche lobten die Schönheit meiner Hand, die Nettigkeit meines Fußes. Die Gräfin, dieſes Mannes Mutter, ſprach auf ſein Anſtiften meine eitlen Eltern um mich an; ſie fühlten ſich dadurch ſehr geſchmeichelt, und

ich kam auf das Schloß. Dieser Cl
eine verlobte Braut, aber er spann
derblichste Netz für mich. Der jung
la Bresse, ein edler, schöner Mann,
mir seine Liebe, ich erwiederte s
Försterin zu sein, war die größte
die Schulzentochter. Aber der E
das Netz aus, und ich war bald
derin. Nun verlangte er von mir,
dem Förster schnell meine Hand rei
ihn jetzt und immer zum Deckmant
Schande machen, zu der er mich für
seiner Leidenschaft verdammte. Mei
fühl empörte sich, ich rang mit Ver
Der Förster merkte mir die Verände
und schlich mir einmal Nachts nach
dem Grafen ein Stelldichein unter
gab. Während griff er den Grafen
ser vertheidigte sich auf Tod und Le
stieß dem edlen Manne den Dolch i
Damals hatte ich den ersten Anfall v
sinn; ich stürzte mit fliegenden Haar
und nahm mehrere Tage keine Na

mir. Den Garten und die Linde ſeh ich wie die Peſt. Doch bald wurde mir die Veränderung meines Zuſtandes klar. Gräßliche Angſt trieb mich durchs Schloß; ich wußte nicht, was ich wollte. Doch ich ſuchte den Grafen, und fand ihn Abends unter dieſer Linde, an der Stelle, wo er jetzt liegt, an welcher des Försters Herzblut gefloſſen iſt. Ich entdeckte ihm meine Mutterſchaft, und flehte ihn an, ich weiß nicht um was. Mürriſch ſtand er auf, und ſagte mit kurzen Worten, ich ſolle nur nicht übericht ſein, es werde ſich alles finden. Er wollte mit dieſem Beſcheid davon gehen; da warf ich mich ihm jammernd zu Füßen und umſchlang ſeine Kniee, er aber ſtieß mich mit den Händen von ſich, und als ich heulend nicht weichen wollte, trat er mich mit Füßen, gleich einem böſen Hunde. Zerwühlnaubend verließ er mich, die ich mit einem Entſetzensſchrei zu Boden ſtürzte. Stundenlang lag ich ohnmächtig im Graſe, und des Himmels Thau fiel auf mich herab. Als ich erwachte, krampfte es fieberiſch in mei-

dem Gehirne, ich raſete fort in da
an das Haus meiner Eltern, ich wuſ
daß Mitternacht vorüber war. Da
Pochen aufgeſchreckt, kamen die ei
Leute mit Licht, und fuhren entſetzt v
rer Geſtalt zurück. Der Jammer d
Stunden hatte mich in ein Scheuſal
delt. Ich entdeckte ihnen mein Sch
griff mein Vater nach der Geiſel au
meinen Rücken blutig und ſchleppte
ter den Flüchen und Verwünſchungen
ter an den Haaren aus dem Hau
Thüre wurde verriegelt. Da lag ich
elend auf der Straſſe. Die Sinne v
mir. Verzweiflung ſchreckte mich wi
der Stumpfheit auf, ich ſtürzte
Furie nach dem Schloſſe, ich wollte di
barzigkeit der Gräfin anrufen. Meine
ken waren ſchon halber Wahnſinn
Schloß war verſchloſſen, doch glim
Laterne noch an der Thüre. Riesengr
plötzlich die Geburt der Hölle völlig
det in meiner Seele, und grinzte

entsetzlichen rothen Augen an. Ich aber jubelte, zerschlug die Laterne, nahm das Licht und sprang in das Gehöfte. Dort häufte ich Stroh und Späne und brannte sie an, warf Massen Holz darauf, bis die Flamme hoch in den Giebel des Stalles hinauf flackerte. Nun tanzt' ich singend um sie herum, und fluchte dem Grafen. Noch ließ mir der Wahnsinn freie Augenblicke, in denen ich das ganze Schloß brennen sah, gerade wie jetzt, und die Gräfin sterbend auf dieser Stelle fand, wo jetzt ihr elender Sprosse verscheidet. Sie war auch eine arge Sünderin; denn als die Vertraute der Pläne ihres Sohns, hatte sie mich in des Buben Falle gelockt. Nicht wahr, so ist's, röchelnder Graukopf?" — „So ist's!" erwiederte der Graf mit hohler Stimme, warf sich hoch in die Höhe und stürzte entseelt zurück. — „Der Vater der Sünde hat ihn dem Schauplatz entführt," sagte die Alte gleichgültig, und stieß die blasse Leiche verächtlich zurück. „Laß Dir weiter erzählen, mein Sohn! Das Letzte, was mir am deut-

lichsten im Gedächtniß geblieben,
Flüche über meinen Verführer, dam
ich wie ein Nebelbild flüchtig in de
aß und trank nicht, und kam mir
ein entkörpertes Wesen vor. Ich
gefangen und eingesperrt, und lebte
bösen Geistern in Gemeinschaft. E
wichen sie aber alle von mir und
mich in grimmen Schmerzen. E
mir's, als erwache ich aus ein
schlimmen Traume, und ein Knäbl
end in meinem Schoos. Das war
Sehn. Ich betrachte Dich verwun
wie schrack ich zurück, als ich in D
len ein großes brennend-rothes Au
ner lodernden Fackel gleich, erbl
Wehmuth meines vergangenen Le
in der Erinnerung noch einmal d
und ich weinte viel. Auf ein
Schlösser im Gebirge, wohin uns
harte bringen lassen, verlebtest
erste Jugend in meiner Nähe. D
sinn war von mir geblieben, und
zuweilen, alles Unglück sei nun ver

die Unterirdischen wollen ihr ganzes Opfer. Mit Schrecken bemerkte ich, wie ein mächtiger Drang in Deiner kindlichen Brust Dich zum Feuer hinzog. Stundenlang konntest Du an der Flamme sitzen und Dich mit ihr unterhalten und sie freundlich anlachen, sie anstarren, ihr zujauchzen, und sie schien Deine Worte zu verstehen, denn sie flackerte wie freudig, wenn Du bei ihr saßest, und knatterte als Antwort auf Deine Liebesworte. Jedes Feuer, sobald Du hinzutratest, wurde übernatürlich groß, und oft sah ich mit Grausen, noch aus Aschenhaufen und Kohlen Dir eine helle Flamme entgegen schlagen. Feuerbrände waren Dein liebstes Spielzeug, Feuerfarbe, deine Lieblingsfarbe. Du warst sechs Jahre alt geworden, als der Graf Dich zu sich kommen ließ, um Dich einige Monate lang zum Gespielen seines ehelichen Sohnes zu machen, welcher ein Jahr jünger war als Du. Er hoffte vielleicht eine brüderliche Neigung in Euch zu einander zu erwecken. Aber es offenbarte sich bald Abneigung. Der junge Graf be-

suchte mir seiner Wärterin oft das Haus
rer Eltern, welche noch lebten, aber v
und Dir nichts wußten. Man hatte
auch dorthin geführt, aber schon nach
Tagen steckte du ihnen das Haus
daß es zu einem Aschenhaufen wurde,
sie darin umkamen. Man brachte Di
mit dieser Schreckenspost zurück, da
mich der Wahnsinn aufs neue und
mich nicht wieder. Aber ich habe Dich
dennoch gekannt; denn ich wußte es ja
daß Du krummen würdest, und als ich da
Prasseln der Flamme hörte, wußte ich
daß Du sie gezündet, und unter der Kin
den und dich daran ergötzen würdest.
weißt Du alles, mein Sohn. Nun la
noch einmal um die rauchenden glü
Aschenhaufen dort tanzen und Deine
ter ein schaurige Todtenliedchen heulen."
wollte ihn fort reißen; er aber wide
und rief: „Laß mich, alte Hexe! Ich we
ung, um meine Bestimmung einzuziehen
und davon, um sie zu erfüllen!" Sie l
fahren und sprang toll um die glimm

Trümmern des Schlosses, daß die Glieder in der Luft wie verrenkt erschienen, und das dürftige Gewand flatterte. Die fleischlosen verzerrten Züge röthete der Widerschein der letzten Glut, und eine markdurchbebende Lache durchschnitt die Luft. La Brosse lachte auch, schüttelte den Staub von den Füßen, und rannte dem aufgehenden Tage entgegen. Sein Traum von gestern fiel ihm ein, und er jubelte über die Erfüllung desselben. Noch einmal drehte er sich, und ballte die Faust über den südlichen Theil von Lothringen und Elsaß, fluchte dem Lande, und gieng dann, um sich unter des großen Turenne Fahnen zu stellen.

Zehn Jahre später, als diese Vorfälle, und nachdem sie fast alle vergessen waren, durchschritt eines Tages ein prächtig gekleideter Kriegsmann höhern Rangs wartend den Audienzsaal des mächtigen Louvois, des despotischen Ministers des Königs von Frankreich, in Paris. Endlich trat der gefürchtete Mann gewandt und mit freundlichen Blicken aus seinem Kabinet.

„Die Sache hat ihre großen Schwierigke
gehabt, weil ich viel mit der Geistlichkeit
rüber verhandeln mußte, mein lieber
de la Brosse," sagte Louvois zu dem an
ren vorgeschrittenen Mordbrenner, welcher
glänzenden Staate eines königlichen Ober
der Reiterei, trotzig vor ihm stand. „Gu
Schwierigkeiten! aber aus besonderer
für Euch alle von mir überwunden;
Ihr seid schon zehn volle Jahre die Zierde
französischen Armee, und habt in dem Kr
gegen Spanien, Holland und den deuts
Kaiser Euch als den brauchbarsten Mann
ganz Frankreich bewährt. Eure Bitte ist
nehmigt, Ihr sollt unter General Mont
nach Elsaß gehen und den Kaiserlichen
Weg verrammeln. Und hiermit übergebe
Euch die Scheidungsurkunde. Die Ehe
Licentiaten und Rechtsconsulenten Quesno
Kron-Weissenburg mit Marie Sellier ist
nichtet, sobald Ihr diesen Brief dem Maire
dem Prälaten der Stadt vorzeigt. Ihr
ältere Ansprüche an die Frau, und sie

Euch demnach überliefert werden. Frankreich weiß solche Männer, wie Ihr seid, Herr Oberst, zu belohnen.“

„Und was sagt Eure Eminenz zu meinem eingereichten Plane, hinsichtlich Süd-Lothringens und Elsaß?“

„Eure Dienste in Spanien und Holland waren von der Art, daß wir vollkommenes Vertrauen in Euch setzen dürfen, Ihr werdet auch ohne einzelne und ausdrückliche Ordre alles thun, was der Krone Frankreichs nutzt und frommt, und ihren Feinden schadet. Ihr könnt das Elsaß immerhin pressen; denn es ist reich und widerstrebt stets noch der französischen Oberherrschaft, hält immer bei der deutschen Partei, redt deutsch und thut deutsch, ebenso Lothringen, das seinen schwachen Herzog nicht vergessen kann, und auf unsern König erbittert ist. Wir aber brauchen Geld, viel Geld zu diesem vielfachen und verwickelten Krieg. Ich brauch Euch deshalb keine Schonung anzurathen. Spanien und Holland kennen Euch, und verdanken Euch eine Menge

wiederaufgebauter schöner Dörfer. Ha
nach Eurem Ermessen, und rechnet auf
und des Königs Gunst. Die Friedens
handlungen in Nimwegen sind doch nur
lerei, und wir meinen es so wenig ernst
die Andern.“

„Darf ich mir eine Beglaubigung von
rer Eminenz über dies Vertrauen aus
welche mich bei den Generälen in Lothr
und Elsaß rechtfertigt, und mir ungebun
Willen schafft?“ — „Mit Freuden,“ ve
der Minister, und trat in sein Kabinet.

„Endlich!“ jubelte la Brosse in sich hi
„endlich kommen die Tage meiner Rach
ich die Schwüre lösen kann, welche ich
einst geschworen. Wenn mir die Höll
alle meine Schlachtopfer aufgespart hat,
wie wird die schöne Marie staunen! Wi
ich mich an ihrer Angst und Verzwei
weiden! Auf den rauchenden Trümmer
res Hauses soll sie mein Weib werden,
lachen, recht lachen will ich über das zie
sich sträubende Täubchen. Zehn Jahre

ich mit allen Gefahren des Todes gespielt, um des Tages willen, an welchem sie in meine Gewalt gegeben wird; einen großen Theil des Schwurs hab ich der Menschheit schon gehalten, sie nach all meinen Kräften zu verderben, aber erst muß ich ihr Meisterstück vor mir gedemüthigt sehen, erst muß Lothringen und Elsaß brennen, bis der Schwur ganz gelöst ist. Stolz schritt er im Saale auf und ab, dann blieb er vor dem Spiegel stehen, damals noch eine Seltenheit, selbst in des Ministers Zimmern. Mit Wohlgefallen musterte er seinen Anzug. Sein langer blauer Rock, von oben bis über die Kniee mit großen schellenförmigen Knöpfen besetzt, war am Halse mit einer breiten, sehr feinen Spitzenkrause ausgeschlagen, deren weißen Bund dicht unter dem Kinn eine rothseidene große Bandschleife zusammenfaßte; die Spitzenzacken hingen bis auf die Brust und das breite rothe Degenband herab; die Aermel waren vorn weiß aufgeschlagen, und mit Knöpfen besetzt, vor den Aufschlägen breiteten

sich leübare Spitzenmanschetten im Kreise au
Um den Leib trug er eine feuerfarbene welle
Schärpe und ein gleichfarbiges Band n
großer Doppelschleife um den niedrigen bre
krempigen Hut. Auf Rücken und Schult
fiel, wie nächtliche gewitterschwarze Wolke
massen, das rabenschwarze großlockige Ha
einer ungeheuren Perrücke, wie sie die Mo
damals verlangte, und bedeckte sogar ein
Theil der Stirn und Wangen. Und aus di
ser Lockennacht blitzten, wie verwüstende C
meten, die fürchterlichen Augensterne, d
langgebogene Nase, der breite hämisch aufg
dunsene Mund und die großen Falten a
den ausgedörrten nußbraunen Wangen. „S
werden mich nicht wieder erkennen," sagte
selbstgefällig, „nicht der geleckte Herr Gra
nicht der niedliche Quesnoi, noch die schön
Marie. Vor zehn Jahren trug ich statt die
ser Locken noch meine struppigen Haare, die
Wangen waren noch voll, diese Züge noc
wild und unstät, die jetzt männliche Ruh
ziert, ein schlechter Jägersrock hing um de

armen la Brosse, jetzt flattern Spitzen und Bänder um das seine Kriegskleid des steinreichen Obersten de la Brosse; wollt ich nicht das Land meines geliebten Bruders verwüsten, ich würde ihn fragen, ob es ihm feil sei." — Der Minister unterbrach den Gräßlichen in seiner Betrachtung und spornte ihn mit Uebergabe des Befehls noch einmal dazu an, wozu la Brosse keines Sporns bedurft hätte. Er ging, oder er flog vielmehr auf den Rabenfittigen lang genährter unbefriedigter Rache nach Lothringen. Sein Corps folgte ihm nach. Sollten diese Blätter alle in Lothringen und Elsaß verübten Gräuelthaten dieses entsetzlichen Böswichts enthalten, welche die Geschichte mit blutigen Zügen aufgezeichnet hat, das jetzt lebende friedliche Geschlecht würde sie im innersten der Seele schaudernd zurücklegen, und la Brosse für den Fürsten der Hölle in menschlicher Gestalt halten. Er war es fast ganz allein, welcher nach Turenne's Tod, unter den Generalen Montclas und Vaubrun, die unerhörtesten und unmenschlichsten Verwüstungen

in jenen blühenden Ländern anrichtete. wüthet kein Tiger, wie dieser Mensch g sein Vaterland und das menschliche Gesch Sechs Monate lang brannten in Süd-Lor gen, Elsaß, Breisgau und der Pfalz hundert Dörfer und Städte ab, alle vo Brosse angezündet. Mit seiner Rotte zo umher, Schwefel und Pechkränze in re chem Vorrath bei sich führend. Schaffte ein Dorf oder eine Stadt nicht binnen kurzen festgesetzten Zeit die verlangte Verhältniß stets ungeheure Geldsumme stand der Ort, an mehreren Seiten angest nach einer Stunde in Flammen. Graf H rich war eins der ersten Opfer seiner Ra wuth. Das Schloß und alle Dörfer und bäude des Grafen gingen in Rauch auf. übrigen Besitzungen wurden gräßlich verwü Es ziemt dem Novellisten nicht, jeden Sch vom nackten Bilde des ungeheuren Frevels ziehen; die Kunst drückte am Haupte Gorgone nicht alle die markzerreißenden Sch ken aus, welche am Urbild den Schauer

verſteinerten. La Broſſe richtete ſeine Abſicht auf Kron-Weiſſenburg. Wie ein Engel der Unterwelt trat er heimlich in die Stadt, um mit dem Flammenſchwert zu rächen. Aber erſt wollte er ſich der Opfer vergewiſſern, eh er Gebrauch von ſeinen Papieren machte. Wie aber vermöchte ein Geiſt, der nicht ſelbſt der Hölle entſtiegen, die Wuth dieſes Teufels zu ſchildern, als er erfuhr, daß Quesnoi vor mehreren Monaten mit ſeiner Familie die Stadt verlaſſen, und, wie man mit groſſer Wahrſcheinlichkeit vermuthete, zum jungen Herzog von Lothringen übergegangen ſei, deſſen Oheim und Vorfahren, ſo wie dem ganzen herzoglichen Hauſe, Quesnoi's Vater' und er ſelbſt ſtets ſehr ergeben geweſen war, und vom Hauſe Lothringen wiederum ſehr geliebt wurde. Der Herzog Karl von Lothringen befehligte aber damals mit General Montecuculi die deutſche Reichsarmee am Rhein gegen die Franzoſen. So waren des Böſewichts Plane mit einem Streich vernichtet. Der Himmel hatte ſeine Hand über die Unſchuldigen ſchirmend

gehalten und sie in ein sicheres Asyl gefü
Liebe und Anhänglichkeit an den angeber
aber vom Tyrannen Frankreichs aus sei
Lande verjagten Fürsten waren die Leut
gewesen, welche dem rechtskundigen M
die Straße über den Rhein gezeigt, da
er seinem Herzog im Felde nützlich we
Unerkannt kehrte la Brosse zu seinem Co
zurück, aber er schwer allen Verein-Stä
des Elsaß den Untergang, und Weißenb
am ersten. An Louvois sandte er einen
nicht um den andern, worin er mit teufli
Kälte und Besonnenheit alle Schreckensse
die er ins Leben gerufen, getreulich schilde
Die erpreßten Gelder lagen den Berichten
und verschafften dem Obersten jedesmal g
und höchst schmeichelhafte Belobungsschrei

Mit eigener Hand zündete la Brosse,
nige Zeit nach seinem vergeblichen Ritte n
Weissenburg, das Schloß zu Hochfelden z
drittenmal an. Der Amtmann war schon
wenigen Jahren gestorben, die Mutter
ihren noch unversorgten Kindern nach Su

burg gezogen, wo ihr älteſter Sohn ein Amt bekleidete. So waren auch ſie durch Gottes Fügung der Rache des Gräßlichen entgangen. Als das Schloß und der ganze ſchöne und große Ort in Flammen ſtanden, ließ la Broſſe die Gebeine des Amtmanns ausgraben, und in das Feuer ſchleudern. Ruhig und bewegungslos ſtand er dann auf dem Hügel, vor dem in Aſche verſinkenden Wirthshaus, und ſtarrte wieder wie damals in das brennende Schloß. Seine Jugend ging wie ein Traum an ihm vorüber. An dieſer Stelle ſtand ein Denkſtein ſeines Lebens; er hatte hier einmal eine Ahnung von menſchlicher Seligkeit gehabt. Nie früher, nie ſpäter wieder. Als das Flammenmeer ſich vor ſeinen finſteren Blicken über die Wohnungen der Menſchen praſſelnd hinwälzte, als der Himmel glühte und die Lüfte vor Hitze zitterten, als das Geſchrei verbrennender Säuglinge und Greiſe in ſein Ohr drang, ſchlug er eine gelle Lache auf, und rief: „Ihr hättet mir die ſchöne Marie zum Weibe geben ſollen, und Alles wäre nicht ſo

geworden. Nun thu' ich, was mir o
— Also trieb er sein höllisches Wesen b
13. Februar 1676, und legte viele
Ortschaften in Asche. An diesem
rieth er in deutsche Gefangenschaft.
Montclas zog nämlich zu Anfang
bruar eine Armee von dreitausend
zu Roß und Fuß, aus den Winter
zusammen, und rückte in Breisgau v
sich Waldkirch's zu bemächtigen, u
Schwarzwald zu brandschatzen. La
als der Executor, war einer der Obe
dieses Haufens. Wer hätte auch s
proscribirten Städte abbrennen sollen
Franzosen Vorhaben wurde aber dem
Hermann von Baden, General der kais
Armee, bald verrathen, und er gab
der Nähe des Feindes stehenden G
Wachtmeister Schultz Befehl, auf den
ein wachsames Auge zu haben. Schul
schnell an siebenhundert meist lothri
Reiter aus den Quartieren, erhielt zw
dert Musketirer aus Freiburg, und

nachdem er von Bauern die Bewegung des Feindes erfahren hatte, am 12. Februar von Gengenbach rasch auf, und langte um Mitternacht in Buchholz an, wo das französische Heer Nachtlager hielt. Die Vorwachen wurden in der Stille niedergemacht, und der sichere und schlafende Feind dergestalt überrumpelt, daß an keinen Widerstand zu denken war. Die meisten entkamen durch die Flucht; la Brosse aber rettete sich mit einigen Fünfzigen in ein Wirthshaus, und vertheidigte sich wüthend bis gegen Morgen. Da wurde er von den Lothringern erkannt, und alsobald riefen Alle: „Brennt das Haus an, daß der gottverfluchte Mordbrenner in den Flammen sterbe!“ Es geschah sogleich. Aber la Brosse schritt unversehrt mitten durch die Flammen; alle andern verbrannten. Als man ihn in Ketten in das Lager des Herzogs von Lothringen brachte, trat ihm Quesnoi entgegen.

„La Brosse,“ sagte dieser, „Ihr seid ein schrecklicher Mensch. Euer Name ist das Entsetzen

aller Landbewohner; wo er erschallt, ver
Städter und Dörfler ihre Wohnungen
nur das Leben zu retten; denn Ihr bre
doch Alles nieder. Laßt Eure Gefange
mung Euch eine Veranlassung sein, die
lose Bahn zu verlassen; Ihr seht dadurch,
Ihr in Gottes Hand steht, bessert Euch
reut Eure Sünden, vielleicht findet Ihr
Gnade vor Gott. Vielleicht kann ich
Freiheit bewirken, doch wüthet nicht
gegen Euer Vaterland, ich beschwör
im Namen des ganzen Menschengeschlech
— La Brosse verzog keine Miene. Als Q
noi geendet, fragte er barsch: „Lebt Eure
noch?“ — „Sie lebt und ist die blüh
Mutter von sechs blühenden Kindern. Kö
sie Euch bewegen, Euren gräßlichen Leb
wandel zu ändern, ich würde sie kommen
sen, sie würde Eure Kniee umklammern
Euch bei der Neigung, welche Ihr früher
sie hegtet, beschwören, wieder ein Men
ein Christ zu werden.“ La Brosse antwor
hierauf nichts, er schien ganz ruhig, d

in seinem versteinerten furchtbaren Gesichte war kein Zug verändert; aber in ihm kochte die ohnmächtige, doch darum nur um so rasendere Wuth der Hölle. Er hatte von Marien gehört, hatte vernommen, daß sie ein blühendes Weib sei, und alle Leidenschaften tobten in höchster Stärke in ihm und zerrissen ihn. Er wurde mit Montclas, welcher ebenfalls gefangen war, nach Eßlingen gebracht, von hier führte man den General nach Nürnberg, den Oberst mit starker Bedeckung nach Eger. Hier saß er bis in den September in strenger Haft, und ganz Elsaß, Pfalz und die Umgegend hoffte, der berüchtigte Mordbrenner, wie man ihn allgemein, ohne Beifügung seines Namens nannte, würde zur gebührenden Strafe gezogen werden. Aber alle Bewohner jener Gegenden wurden mit neuer Angst und Schrecken erfüllt, als die Kunde einlief, er sei auf besondere Fürsprache gegen einen Münsterischen Obersten ausgewechselt worden. Das Gerücht nannte mit Erbitterung den Herzog von Lothringen, welcher ihm zur Freiheit ver-

holfen. Und wahrlich, der Herzog hatte
gute That gethan. Denn nicht anders, al
entfesselte Furie, als ein durch Rube g
terter Teufel, als der Geist der Verwü
selbst, langte la Brosse in Elsaß an. Als hä
Jahrtausend all seinen Zerstörungstrieb i
zusammengedrängt, so wüthete er mit Sc
und Fackel gegen die Menschen und ihre
ten. Sein Name war so furchtbar gewo
daß lallende Kinder bei Aussprechung
ben laut aufschrieen. Oft hörte man
sagen, es gebe für ihn keine grössere A
lust, als ganze Feuermeere, in welchen
fer und Städte versänken, und keinen g
ren Ohrenschmaus, als das Prasseln un
schen der Flammen, das Krachen zusam
stürzender Gebäude, und das Wimmern
in Flammen umkommenden Kinder. U
nichts anders in der Welt könne er Fr
empfinden, und nur in solchen Stunde
ihm wohl. Und wirklich stand er vor je
brennenden Orte, welchen seine ruchlose H
angesteckt, und starrte unverwandten B

in die Glut des Feuers. Je schneller und gieriger es um sich fraß, je mächtiger es seine zackigen Massen in die Lüfte wälzte, desto größeres teuflisches Entzücken spiegelte sich auf la Brosse's Gesicht. Niemals gab er zu, daß die verzweifelten Menschen ihre Kinder aus dem Brande retten durften; er schleuderte wohl Säuglinge selbst hohnlachend hinein. Unter den Städten, welche er gänzlich niederbrannte und ruinirte, sind Kron-Weissenburg und Hagenau die vorzüglichsten. Beide verwüstete er im Januar 1677. In Weissenburg ließ er fast keinen Stein auf dem andern, und sprang rasend lustig, wie man ihn noch nie gesehen, in den rauchenden Ruinen der Stadt herum. Hier war ihm ja seine Rache, das Ziel seines ganzen bübischen Lebens vereitelt worden; hier tanzte der Teufel. Man könnte fragen, warum nicht mit Verzweiflung ringende Mütter diesen zweiten Attilla mit ihren Händen erdrosselten, wenn es keinen Mann gab, der ihm das gottverfluchte Haupt mit dem Schwert spaltete, oder die Verderben

siedende Brust durchstieß? Aber der Aberglau-
be machte ihn allgemein zum Spießgesell-
des berüchtigten Herzogs von Luxemburg
siegreichen Anführers der französischen Arme
in den Niederlanden. Nach großen Gräuel-
thaten, welche aber Frankreich damals als
seinen Kriegern für Heldenthaten auslegt
und sie als solche belohnte, in Paris angekom-
men, war nämlich dieser Herzog auf Befeh
des Königs in die Bastille gesetzt worden,
und bald verbreitete sich das Gerücht durch
ganz Europa, er habe mit dem Teufel ein
Bündniß auf fünfzig Jahre gemacht. La Bross
hatte lange unter ihm gefochten, und so war
es natürlich, daß man ihn mit in diesen Bund
hinein zog. — Doch endlich schlug auch die-
ses Ungeheuers Stunde.

Zu Anfang Juni (1677) drang der Her-
zog von Eisenach, General-Feldmarschall-Lieu-
tenant der kaiserlichen Armee, mit derselben
über die Rheinbrücke bei Straßburg in Elsaß
ein, um sich durch dieses Land und Lothrin-
gen einen Weg in das Herz Frankreichs zu

bahnen. Von Bennfelden, wo das Lager aufgeschlagen war, sandte der Herzog den Oberst-Wachtmeister von Ramsdorf mit hundert Dragonern auf einen Streifzug in der Umgegend, um zu erspähen, ob sie von Feinden frei sei. Ramsdorf erfuhr auf diesem Ausflug, daß ein französischer Haufe von ungefähr fünfzig Mann unter einem Hauptmann gegen Roßheim gezogen wäre. Er setzte ihnen sogleich nach, umstellte den Wald, in welchem sie Schutz suchten, und machte sie bis auf vier nieder, welche sich ergaben. Auf dem Rückwege begriffen, verkündeten ihm mehrere in Todesangst herbeieilende Bauern, daß la Brosse mit einigen sechzig Reitern und Dragonern nachfolge, und sich eben im Kloster St. Lienhard, unweit Bersch, aufhalte. Ramsdorf brach sogleich nach dem Kloster auf und kam den Franzosen unversehens auf den Hals. La Brosse entsprang beim Angriff durch den Hof, erwischte sein Pferd, und sprengte ins Feld, aber zwei deutsche Kugeln, ihm nachgesandt, warfen ihn herab. Sein

Hauſe wurde meiſt niedergemacht. Als nun die Deutſchen ſich über die Gebliebenen hermachten, um ſie zu plündern, raffte ſich la Broſſe, obgleich durch den Leib geſchoſſen, auf, und hieb wüthend um ſich. Schon war er eine große Strecke entſprungen, als ihn drei Schüſſe vollends bezwangen, und ſeiner teufliſchen Seele Luft machten. Man fand eine Liſte der noch zu verbrennender Dörfer und Gegenden bei ihm, worauf unter vielen andern, die ganze Herrſchaft Gerolbeck, das ſchöne Schutterthal, und die ganze Landvogtei Ortenau verzeichnet waren. Für viele Tauſende war der 12. Juni der Tag der Rettung. Der Mordbrenner hatte ſeine gräßliche Rolle ausgeſpielt. Die ganze Rheingegend, viele Meilen rechts und links, zeigte große Freude darüber. Aber der Fluch ſeines Namens, durchhallte fort die von ihm verwüſteten Länderſtriche, und ging von Geſchlecht auf Geſchlecht über, und noch jetzt, nachdem die von ihm geſchlagenen, und auch ſpäter empfangenen Wunden lange geheilt ſind, und

Gottes Segen wieder in ganz Elsaß blüht, wird der Name la Brosse noch mit Abscheu genannt.

Einige jener Zeit angemessene und in ihr entstandene Verse auf la Brosse's Tod, zeugen von der Berüchtigtheit dieser Menschengeißel und von dem Antheil, den man überall an seinem endlichen Falle nahm; auch beschließen sie wohl am besten diese Erzählung.

Grabschrift des Mordbrenners de la Brosse.

Hier liegt la Brosse, der französisch Attila,
Der weltbekannte Held, im Morden, Sengen, Brennen,
Desgleichen keine Zeit auf zweien Beinen sah',
So lang die Sonne pflag den Weltkreis zu umrennen.
Weil ein verbranntes Dorf ist seine Lust gewest,
Und wenn eine alte Stadt in Rauch ist aufgeflogen,
So bitte Wandersmann vor ihn, der Länder Pest,
Daß ihm der Hölle Feu'r auf ewig sei gewogen.

Verruchter Bösewicht, Mordbrenner, Teufelsbraten,
Den selbst die Höll' gezeugt, ob dessen bösen Thaten,
Die ganze Welt erstaunt, das Sonnenlicht erbleicht,

Die helle Luft erschwarzt, der Sterne Heer entweicht,
Wenn man dich böslich nennt. Hast du nun hier gefunden,
Nachdem du so viel Plag und herbe Schmerzensstunden
Dem Elsaß hast gemacht, den wohlverdienten Lohn?
Hast du nun ausgetobt, und mußt nun auch davon,
Entleibt von deutscher Hand? Du Bluthund, dessen Dichten
War täglich Mord und Brand und Unglück anzurichten.
Hat sich dein Zorn gelegt? Wie, liegst du hier gestreckt,
So still, als wärst du todt? Ja recht, er ist verreckt,
Das grimmig Tigerthier, der Hagenau verheeret,
Das alte Welssenburg in Staub und Asch verkehret,
Der kein Erbarmen g'habt, und damit sich ergötzt,
Wovor sonst Jedermann, so menschlich, sich entsetzt.
Wann er mit Herzenslust im Feuer sah verderben

Manch kleines Mutterkind, das winzelnd in
Sterben
Vergeblich Hülfe rief. Der, sag' ich, ist entf
Hin an den Ort gelangt, wo ewig wird ge
Wer, wie er, hat gelebt. — Hier könnt
klärlich sehen,
Ihr Wüthrich', wie es euch pflegt allen zu
gehen,
Und daß des Höchsten Rach', wann sie schon
Weil
Verzieht, euch endlich doch zur rechten Zeit e

Terrarum Phaëthon, Labrossus ille,
Cum, quos urcret igne, non haberet
Vicos amplius et domus et urbes,
Ignem semper adhuc flammamque spiraus
Terram mortuus urit et sepulcrum.

Per quod quis peccat, juste punitur code
Sclopo sic periit Brossus ignis amans.
Vulnus at hoc nihil est, præ illo quod pr
sequetur,
Illic ubi cinis (haud finis) et ignis erit.

Alsace, pauvre païs! et toi Palätinat,
Qui de la Brosse avez long-tems senti la foudre,
Qui vos cités a mis en feu, en flamme, en poudre:
Soyez joyeux! il est maintenant si echec et mat.
Pour ses incendies et l'infernal service
Il est payé d'un coup par un foudre divin.
Ile! buvez de celui, qui fit ce sacrifice
La santé! employez y mille foudre de vin.

La Brosse da quæsto paëse inimico feroce
Butta fuoco, e delle Citta fumicante Croce,
Al fine fini nel fuoco del polvere amato
Pensando ne scaldarsi, vi rimasse gelato.

Ueber das Bildniß des berühmten Mordbrenners la Brosse *).

Schaut, wie der Augen Blitz, gleich schädlichen Cometen,
Aus dieses Mörders Stirn mit Feu'r und Schwefel dräut,

---

*) Es wurde damals in ganz Deutschland in Kupferstich verkauft, und ich selbst besitze ein Exemplar davon.

Der Glockengießer.

Novelle

nach einer deutschen Volkssage

bearbeitet

von

Ludwig Storch.

Leipzig, 1830.
Bei C. H. F. Hartmann.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Der Glockengießer.

O wahrt Euch, mit dem Himmel zu prahlen,
Und Eurem eignen Heiligenschein!
In Eurem Eifer fällt Euch ein,
Den Teufel an die Wand zu mahlen.
Der letzte Strich ist kaum vollbracht,
Und Euch erfreut's, Ihr Vortrefflichen, Reinen,
Daß Ihr den Schwachen zittern gemacht,
Da tritt der Böse hervor und lacht,
Daß Ihr, um des Himmels recht würdig zu scheinen,
Dem Teufel das irdische Spielchen gemacht.

Erstes Kapitel.

Hört Ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth wie Blut
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Gluth!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule, —
Die Glocke von Schiller.

Der Herbstabend war düster und regnerig; eine unheimliche Finsterniß hing über das Thal und das darin gelegene Waldstädtchen herein; ungeheure Wolken schwärzten den Himmel und verwehrten tückisch den Liebesblicken der Sterne den Durchgang. Der Waldstrom brauste dumpf und hohl thaleinwärts und unterbrach allein die ängstliche Stille der Nacht, durch welche der Stadtpfarrer Hieronymus Ehrenhold ernst und schweigsam dem Städtchen zuschritt. Der Weg führte knapp am jach vorüberschäumenden

wilden Wasser hin; der Pfarrer trug seine Laterne, und ein einziger Fehltritt in der Dunkelheit der Nacht hätte ihn in die böse Fluth hinabgerissen. Aber unbesorgt und ohne Zagen wandelte er den fernen Lichtern entgegen, die vom Städtchen herabschimmerten; denn die heilige Pflicht seines Amtes führte ihn diese gefährliche Straße. Er kam nämlich vom Sterbebette einer frommen Christin im nächsten Dörfchen, welches nur eine halbe Stunde unterhalb der Stadt gelegen und in die Kirche derselben eingepfarrt war. Ehrenhold hatte die Sterbende mit Salbung zur dunklen Reise vorbereitet und ihr das Nachtmahl des Herrn als geistigen Zehrpfennig gereicht, womit sie auf der langen dunklen Wanderung ausdauern sollte; der Kister Bornschein war nach vollbrachter Handlung mit den heiligen Gefäßen nach der Stadt zurückgekehrt, der dienstfertige Pfarrer aber hatte bei der Sterbenden in Gebet und geistlicher Zusprache ausgeharrt, bis ihr der Friedensengel den Kuß der Erlösung auf die Lippen gedrückt und das entfesselte Leben davon getragen hatte. Darüber war die Nacht hereingebrochen; die armen Hinterlassenen der Verstorbenen vergaßen in ihrem Schmerz dem Priester eine Begleitung mitzugeben, und so ging er denn noch in der Späte von dannen und sprach laut mit den Worten des Psalmisten zu sich: „Und ob ich schon wanderte im finsteren Thal, fürchte ich kein Unglück; denn Du bist bei mir. Dein Stecken und Stab tröstet mich. — Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollt' ich mich

fürchten! Der Herr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen!"

Mit frommen Betrachtungen hatte er endlich die ersten Häuser des Städtchens erreicht. Dort lag ein Zainhammer, welcher das in den benachbarten Bergen gegrabene Eisen zu Stangen verarbeitete. Lustig sprühten noch die Funken aus dem hohen Schlot und ihre rothe Gluth machte die Nacht schier noch schwärzer, durch welche sie eine lange Straße aufwärts bildeten und dann zerstoßen. Der Hammer klopfte in seinem einförmigen Takt, das Wasser stürzte vom Rad in den tiefen Kessel, den es unterhalb desselben bildete, und das Leben, dessen Pulse gleichsam gestockt hatten, regte sich hier wieder frank und frei, und weckte das angenehme wohlthuende Gefühl der Geselligkeit in des Spätwanderers Brust. Indem fing der Regen an zu sprühen und nöthte dem Diener der Kirche die großlockige Alongeperücke und den weiten schwarzen Chorrock, so daß er, der noch weit zu seiner Behausung hatte, bereits entschlossen war, in den schwarzen Hammer einzutreten, als er von der andern Seite des Wegs, wo des Zainschmieds kleine ärmliche Wohnung stand, einen ihm wohlbekannten geistlichen Gesang aus dem Gesangbuche vernahm, welcher zur Feier des Abendmahls in der Kirche bestimmt war. Es waren zwei weibliche und eine männliche Stimme, welche das Lied einfach und schmucklos absangen. Der Pfarrer, höchlichst verwundert über diesen späten Gottesdienst, ging nicht nach dem Hammer hin, sondern von dem bereits eingeschlagenen Pfade umkehrend, schritt er über die Straße auf die

Hütte des Häuslers zu, aus welcher ihm jene Töne entge-
gen drangen. Die Fenster-laden waren zwar verschlossen, aber
durch die Ritzen drang der scharfe Lichtstrahl, und der Pastor
bemerkte, daß die Stube ungewöhnlich erhellt war. Noch
neugieriger über die seltsame Erscheinung, faßte er den Fen-
sterladenmittel und hob sich vermittelst desselben auf die
Kleine etwas vorspringende Grundmauer des Häuschens,
legte leise das Aug' an die Ladenspalte und überschaute
die kleine Stube. Aber ein eiskalter Schauder lief ihm über
den Rücken ob dessen, was sich seinem neugierigen Auge dar-
stellte. Im Hintergrund des Stübchens stand ein
einem schwarzen Tuchlumpen überdeckter Tisch, auf welchem
zwei Kerzen in rothangemalten hölzernen Leuchtern brannten.
Zwischen beiden lag ein großes altes Buch aufgeschlagen,
von welchem der Pastor vermuthete, es sei die Bibel.
linken Seite erblickte er einen leeren Becher mit einem
dem neuen Holzdeckel zugedeckt, zur rechten einen hölzernen
Teller mit kleinen Schnitten schwarzen Brods. Hinter
Tische saß auf einem Schemel der alte Holzschnitzer
in einem schneeweißen Hemde mit dem Gesangbuch in
Hand, aus welchem er das ernsthafte Lied sang; ihm be-
teten sein Weib Annagrethe und ihre Tochter Magda-
welche im Hintergrunde am Ofen ihren Platz hatten
beim Scheine des auf der Ofenplatte flackernden Talglich-
zusammen in ein Gesangbuch schauten; denn mehr als
Exemplare besaß der dürftige Haushalt nicht. Mutter
Tochter waren ebenfalls in glänzende Linnen gekleidet.
fromme züchtige Bild Magdalenens ruhte auf dem

während ihre helle reine Stimme das schöne Loblied des Herrn aller Welten sang. Dabei hatte sie die Hände gefaltet, so daß ihre ganze Gestalt ein Bild höchster Andacht war. Die letzte Strophe des Liedes verhallte, der Zeinschmied erhob sich und trat hinter den bekränzten Tisch, Mutter und Tochter gingen herbei und knieten davor, die gefalteten Hände hoch emporhebend. Ephraim sprach ein kurzes Gebet, worin er Gott anrief, gnädig auf sie herabzusehen, ihnen ihre Sünden zu vergeben und das Nachtmahl zu gesegnen, welches sie zum Gedächtniß seines Sohnes zu feiern sich anschickten. Hierauf wandte er sich an die Seinigen und ermahnte sie, reines Herzens zum Tisch des Herrn zu treten und seinen Leib und sein Blut als wahrhaftige Speise und Trank zu genießen, alle Feindschaft und Rache fahren zu lassen, denen zu verzeihen, die ihnen etwas zu Leide gethan, und sich zu erinnern, daß der Herr Christ seiner Verheißung nach jetzt unter ihnen sei. Hierauf sang er die Einsetzungsworte, segnete Brot und Wein, rief Vater, Sohn und Geist noch einmal auf den Knieen an und nahm dann ein Stückchen des Brots und trank aus dem irdenen Becher. Als er selbst genossen, reichte er der Frau und dann der Tochter die Spende. Alle drei nahmen sodann wieder ihre vorigen Plätze ein und begannen das zweite nach der heiligen Handlung vorgeschriebene Lied zu singen. Der Pastor war bis jetzt ganz Auge und Ohr gewesen und nur sehr leise bewegte sich sein Athem aus der seltsam beklommenen Brust. Jetzt aber fühlte er einen schmerzhaften Krampf zu der den eisernen Riegel umspannenden Hand; er flog

also von dem Gemäuer herab, um sich zu fassen und zu überlegen, was zu thun ihm hier Pflicht sei. Ein heiliger Ingrimm ob des ungeheuren Frevels und der beispiellosen Entweihung des Göttlichen von profaner Hand war ihm durch die Seele gefahren, aber obgleich er an allen Gliedern zitterte und bebte, so wußte doch der verständige Mann das tolle aufbrausende Roß seines Zorns in starke Zäume zu legen, zu bändigen und zu beherrschen. „Du könntest Dich vergessen, Hiermeymus," redete er zu sich selbst, „und etwas Gottungefälliges reden und thun im Eifer für sein Wort; ich könnte ja als ein Diener der Religion über die arge Sünde selbst eine begehen, darum will ich heim und es mir beschlafen. Der Herr wird mich erleuchten und mir in dieser Nacht eingeben was ich zu thun habe." Das Licht in dem Häuschen war verlöscht, die geschäftigen Schläge des Hammers verstummt und kein Funke sprühte mehr aus dem glühenden Ofen. Der Pastor schritt mit grollender Seele seinen einsamen Weg weiter und erreichte das Städtchen. Als er über den Markt vor dem Hause des reichen Eisenhändlers und Senators Trautvetter vorüber ging, tönte ihm lustiger Geigen- und Hörnerklang entgegen, und an den großen hellerleuchteten Fenstern sah er nach dem Takte der Musik die Paare vorüber tanzen. „Gott segnet den guten Herrn Trautvetter und sein ganzes Haus," sagte der Pfarrer vor sich hin, „seine lieben Kindlein blühen und wachsen wie junge Obstbäumchen auf und werden ihm schöne Früchte tragen; sein Gut mehrt sich mit jedem Tage und er kann wohl etwas daran sehen, sich und seinen Freunde

ein erlaubtes Vergnügen zu bereiten. Aber er verdient es auch. Gibt er doch der Kirche und ihren Dienern das Ihrige reichlich, legt Sonntags seinen Gulden in den Gotteskasten und sein Viergroschenstück in den Klingelbeutel, desgleichen seine Ehefrau und die artige Jungfer Gertrude, seine älteste Tochter, und keins der jüngern Kinder bringt weniger als einen alten Silbergroschen. Und wenn er taufen läßt, liegen seine sechs gut geränderten holländischen Dukaten für mich unter dem Becken. Das macht Lust, Gottes Wort zu verkünden, und solch frommen Leuten das Himmelreich zu verheißen.“ — Mit diesen Betrachtungen bog er um das alte hohe Kirchengebäude herum, dessen beide Thürme schauerlich in die Nacht hinaufreichten, wie gespenstige Wächter der Stadt, und langte an dem Pfarrhause an. Die Glocke des nächsten Thurms rief eben mit zwölf langgehaltenen Schlägen die Stunde der Mitternacht durch die Stadt; der Pastor zuckte beim ersten Schlage unwillkührlich zusammen, drückte an die eiserne Klinke seiner Hausthür und fühlte sich im Dunkeln nach seinem Schlafzimmer, nachdem er das Haus wohl verriegelt und verwahrt hatte. Die alte Hausmagd saß dort, ihres Herrn wartend, aber im Schlaf versunken vor dem düster brennenden Dellichte; Hieronymus weckte sie, zündete sich seinen Wachsstock an, schickte die Alte auf ihre Kammer und dankte ihrem Nachtgruß mit einem frommen Segensspruche. Langsam wandelte er dann mit abgemessenen Schritten, seine durchnäßte Perücke und den Oberrock ablegend, durch das Zimmer, die Last des Kummers im Herzen wälzend über die Entweihung des hei-

ligen Nachtmahls, welche er mit eigenen Augen gesehen
seiner Meinung nach eine Todsünde, schlimmer als Raub
und Mord und der Kreuzigung des Gottessohns selbst glei
zu setzen. Trotz seiner zwanzigjährigen Amtsverrichtun
war ihm dieser Vorfall doch so etwas Neues, daß er sich
vergebens mit sich selbst berieth, auf was für Art die Verbr
cher zur gebührenden Strafe zu ziehen seien. Da er d
innern Streit nicht zu schlichten vermochte, langte er e
seiner Bibliothek Arndt's Paradiesgärtlein herab, schlug
Abendgebet dieses Tages auf, las es mit lauter Stimm
entkleidete sich und versenkte sich in die ungeheuren B
wolken, blies dann den Wachsstock aus und zog die lan
Wortänge des großen Himmelbettes vor. Aber das m
würdige Ereigniß dieses Abends ließ ihn nicht schlafen,
obgleich er zweimal ein langes Gebet um Erleuchtung
dieser Sache gen Himmel schickte, so wurde es in sei
Kopfe doch nicht lichter und der Schlaf schien für die g
Nacht seine Augenlieder fliehen zu wollen. Er mochte
eine Stunde lang unter der flaumreichen Decke geseufzt
geschwitzt haben, als durch Fenster und Vorhang ein se
dares Geräusch an sein Ohr drang. Er richtete sich
und vernahm nun ein fernes Rufen und verworrenes S
en mehrerer Stimmen durch einander. Aergerlich üb
Störung der nächtlichen Ruhe, wollte er sich eben w
niederlegen, als die Glocke des Thurms heftig ang
wurde. Der eigenthümliche Ton derselben bedeutete S
denn der klangreiche Metallmund heulte diesmal dur
ruhige schauerliche Nachtluft über das ganze Städtche

um seine Bewohner aus dem Schlafe aufzuscheuchen und ihnen zu verkünden, daß das feurige Element aus seinen Schranken gebrochen und der Menschen Herr geworden sei, unbarmherzig ihre Habe verzehrend. Erschreckt fuhr der Pastor auf, riß die Vorhänge des Bettes und dann die des Fensters von einander, öffnete das letztere und sah hinaus. Die alte Kirche war roth angestrahlt, die Gasse vom Markt her erhellt, ebenso der Theil des Marktes, welchen er übersehen konnte, und er mußte daraus abnehmen, daß ein Haus am Markte in Flammen stehe, obgleich er dasselbe der vorstehenden Kirche halber nicht selbst sehen konnte. Ehrenhold fuhr in seinen warmen Schlafrock, eilte die Stiege hinan, die Magd zu wecken, schlug dann eilig ein Licht an, und ließ sich von der alten, Zeter und Weh schreienden und an allen Gliedern zitternden Brigitte seine alten Kleider reichen und sich beim Ankleiden von ihr bedienen. Hierauf warf er einen abgetragenen Oberrock über, setzte die abgelegte Perücke und den dreieckigen Hut auf und verließ, so eilig es die Würde seines Amts zuließ, das Haus, um seiner Seits den unglücklichen Bedrängten mit Rath und Trost zu Hülfe zu kommen. An der Ecke der Kirche erblickte er das brennende Haus und wurde zu seinem Entsetzen inne, daß es das des Kauf- und Rathsherrn Trautvetter, des frommen und freigebigen Mannes, war. „Hilf ewiger Himmel!“ rief der Pfarrer außer sich und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Rettet, ihr guten Leutchen! Lauft! faßt an! löscht!“ wandte er sich an die erschreckt und verstört zuspringenden Menschenhaufen und

seinem Befehl gemäß rührte sich das Volk; denn der
Pastor galt Alles bei ihm. Die Sturmglocke heult
daß immer gräßlicher, aber plötzlich — noch hatte der
rer das brennende Haus nicht erreicht — geschah ein g
dumpfschrillender Klang, der allen Hörern durch Mark
Bein fuhr und ihnen die Haare zu Berge trieb. Di
verstummte die Glocke.

„Was war das?“ riefen viele Stimmen zu gl
Zeit. „Was ist mit der Glocke geschehen?“ — „O
herziger Gott, sie muß zersprungen sein!“ antwortet
junge männliche Stimme nicht neben Ehrenhold, und
erkannte in dem Sprecher den jungen Heinrich Körner
Glockengießer, der mit seinem alten Vater auf de
Pfarrwohnung entgegengesetztem Seite der Kirche woh

„Zersprungen!“ riefen die Andern, „das w
schlimm!“ — „Ja ja, die Glocke ist zersprungen, tönte
vom Markt her und die Aufmerksamkeit der Menge
von dem in Flammen stehenden Hause des Kaufherrn abg
„Gott steh' uns bei! Unsere schönste Glocke!“ jam
viele Bürger. „Ein Unglück kommt nie allein,“
Einer, und: „Es hat schon Lange vorgezeichnet,“
eine Frau hinzu. Der Lärm wurde auf dem Mar
mit jeder Minute größer; aus allen Gassen drängten
schon herbei, mit Feuerhaken und Eimern, und weh
über das zwiefache Schreckniß. Der Pastor aber li
Stimme wieder laut und feierlich unter die Menge
erinnerte sie, daß Alles Gottes Schickung sei, ihr
Sünden zu bestrafen, daß sie aber von dem ein

Hülfe nicht mehr möglich, ſich zu dem andern Unglück wenden ſollten, wo durch ihre Kraft noch Vieles gerettet werden könnte. „Nehmt meinen prieſterlichen Segen, den ich Euch kraft meines Amts als ein Diener des göttlichen Worts zu ertheilen begnadigt bin. Rühret Euch und laßt Eures edlen Mitbürgers Hab und Gut nicht ein Raub der Flammen werden! Und Ihr, junger Geſell," wandte er ſich zu dem Glockengießer, welcher, in Nachdenken verſunken, nach dem Glockenthurm hinſtarrte, was dort geſchehen iſt, kann Eure Kunſt bald wieder gut machen, wendet Euch jetzt, um auch Herrn Trautretter die Hülfe Eurer jungen ſtarken Arme nicht zu entziehen." Der Jüngling ſchauderte zuſammen, wie von einer unheimlichen Ahnung ergriffen und erwiederte: „Nein, hochwürdiger Herr, das ſoll nicht geſchehen. Was in meinen Kräften ſteht, will ich thun, und ſo in Gottes Namen denn ans Werk!" Mit einigen Sätzen war der Burſche beim Feuer; der Paſtor eilte ihm nach. Als der Letztere an das Haus kam, ſtürzte der wohlbeleibte Beſitzer deſſelben todtbleich im bloſen Hemde und in Unterbeinkleidern heraus und ſchrie: „Ach Gott! meine Kinderchen! meine Kinderchen! Helft! Rettet! Sie müſſen mir ſonſt alle verbrennen." Das Geſchrei der löſchenden Leute verſtummte einen Augenblick. „Wo ſind ſie denn?" fragte der Glockengießer. „Zeigt doch! Eilt Euch!" Damit faßte er des verſtörten Kaufherrn Hand und zog ihn in das Haus zurück. Mittlerweile waren die Stadtſpritzen angefahren, das Waſſer aus dem durch die Mitte der Stadt fließenden Waldſtrome wurde

auf den Markt geleitet, der Paſtor lief hin und her, mahnte, ordnete an, befahl und in wenigen Minuten ſten Waſſerbäche über die Glut. Der gewaltige K der Elemente begann, aber mit rieſenhohen zackigen Sc tern wehrte ſich das Feuer gegen den naſſen Feind. demſelben Augenblicke erhob ſich ein Jubelgeſchrei eb der Thüre, Ehrenhold verfügte ſich dahin und ſah Männer mit Kindern belaſtet herausſtürmen, in w er Trautvettern, den jungen Glockengießer und den Zainſchmied Ephraim erkannte. Der Glockengießer die ſchöne Gertrud, Trautvetters achtzehnjährige ter umſchlungen, die ohnmächtig und im leichten ſen Nachtkleide am Halſe des Jünglings hing. Tr ter trug zwei Kinder auf den Armen, der Zainſchmied deren aber auf jedem Arme zwei und ein Knabe v Jahren hing ihm auf dem Rücken. Die Hausfrau mit dem jüngſten Kinde, einem Säugling, hinterher. wohin? rief Heinrich jetzt. „Kommt ſchnell in meine nung," verſetzte der Paſtor, „dort iſt Raum u quemlichkeit in Hüll und Fülle." Der Glockengi mit der ſüßen Bürde ſchon fort.

„Aber beſter Herr Paſtor," ſagte Tra „es will ſich doch nicht ziemen, Euch die ganze auf den Hals zu ſchicken. Meine Frau ſoll zu ihre der, dem Amtsſchreiber, wir wollen's theilen, d keinem zu viel Laſt macht." Kaum hatte die F Wort ihres Mannes vernommen, als ſie nach dem de des Markts gelegenen Hauſe ihres Bruders zur

„Wie Ihr wollt, Herr Senator," versetzte der Pastor. „Ihr hättet aber bei mir auch alle Platz gehabt." —

„Ich werde Eure Gütigkeit schon noch benutzen," sagte der Handelsherr; „denn ich gedenke ja auch noch Manches von meiner fahrenden Habe zu retten, und dann nehm' ich wohl mit Eurer Erlaubniß auch Euren freien Platz in Anspruch." Somit sprang er fort, um das Löschgeschäft selbst zu betreiben. Der Pastor aber nahm die frierenden Kinderchen bei den Händen und führte sie über den Markt dem Pfarrhause zu. Brigitte, die Magd, stand zitternd in der Thüre. „Nehmt die Kindlein in Eure Stube," befahl ihr Ehrenhold, „heizet ein und kocht einen Holderthee, damit ihnen der Schreck nichts schade. Dann steckt sie in Betten und wartet ihrer fein!" — Indem er nun durch die Hausflur ging, kam ihm der Glockengießer eilig entgegen und sagte mit entblößtem Haupte: „Hochwürdiger Herr, die Jungfer Gertrude ist auf Eurer Stube. Ich wußte nicht schnell genug wohin mit ihr, da hab' ich sie auf Euer Bette gelegt. Ihr werdet doch nicht ungehalten darüber sein!" —

„Schon gut, mein lieber Sohn," erwiederte der Pastor, „Ihr habt Eure Sache brav gemacht, Gott lohn's!" Der flinke Bursche eilte ohne weiteres Reden fort, um auch beim Löschen das Seinige zu thun, und der Pastor trat in sein Zimmer. Der Wachsstock war weit herabgebrannt und die Erleuchtung matt. Die Bettvorhänge, halb zurück geschlagen, bedeckten mit der andern Hälfte das reizende Mädchen, welches noch immer nicht zur Besinnung

gekommen war. Ehrenhold trat hinzu, um ihren Zustand zu prüfen und ihr dann einige Tropfen Liqueur Athanasii, auf ein Stückchen Zucker gegossen, zu reichen; aber der geistliche Mann blieb wie eingewurzelt stehen. Ein nie gekanntes Gefühl ging von seinem Herzen aus und bemächtigte sich in einem Augenblick seines ganzen Wesens, der Seele, wie des Körpers. Denn wenn die erstere ihm in die Augen trat und ihn mit namenlosem süßen Weh erfüllte, so zitterte der letztere wie vom Winde bewegtes Laub, und das sonst so zahme Herz klopfte ungestüm an die harte Brust. Der Löffel mit dem Liquor entfiel seiner Hand, er sah es nicht; er zertrat den Zucker am Boden und hörte es nicht. Diese plötzliche Umwandlung des strengen kanzleigerechten Mannes brachten die enthüllten Reize des schönsten Mädchens in der Stadt hervor. Ihre schwarzen Haarflechten waren aufgelöst und in glänzenden Locken auf den vollen fleischigen Nacken und die üppig ausgedehnte Brust, beide weißer als Marmor und Elfenbein, herabgefallen. Das Köpfchen, welches einem Bildner zu einem Venuskopfe hätte dienen können, war etwas zurückgebogen und das kleine runde Kinn wurde dadurch recht sichtbar. Die Lage des übrigen Körpers war so, daß kein Mann den Pfarrer verdammen konnte, wenn er von der Macht der Natur besiegt, sich über die reizende Gertrud hingedrängt und ihr einen Kuß auf die würzigen Purpurlippen gedrückt hätte. Das letztere that der ehrenfeste Mann nun zwar nicht, aber zum Ersteren zog's ihn wie mit Ketten hin. Ohne zu bedenken und zu überlegen, was er beginne, reckte er

sein ernstes Haupt über die Schlafstätte, in welcher er selbst noch vor einer Stunde, mit so ganz andern Dingen beschäftigt, gelegen hatte, und sog das süße Gift nur noch heftiger ein. Von ohngefähr berührte er mit seiner zitternden Hand den vollen runden Arm, und wie von einem elektrischen Schlage getroffen, fuhr er heftig zusammen, richtete sich auf und rannte wie toll durch das Zimmer. „Hieronymus, was ist das mit Dir!“ murmelte er verzweifelt vor sich hin. „Ist der Satan in Dich gefahren und hat in Deinem gottgeweihten Geiste einen ärgeren Brand angestedt, als der bei Herrn Krautretter ist? Will Dich in Deinem zwei und vierzigsten Jahre des Fleisches Lust und Begier noch übermannen? Tritt der Versucher anjetzo Dich an, der Dir bis jetzt ferne geblieben? Hebe Dich weg von mir Satan!“ Aber schon war er wieder bei dem Bette, und wie ein böser Zauber hielt es ihn, der einem reizenden Weibe noch niemals so nahe gewesen, an sein reines Lager gebannt. „Wie?“ flüsterte er dann, „ich könnte ja diese niedlichste aller Gratstöchter zu meiner Ehefrau machen, Herr Krautretter würde sie mir nicht abschlagen und alt bin ich doch just auch noch nicht, stelle eine ehrwürdige Figur dar, die wohl einem so frommen Mädchen gefallen könnte.“ Zum erstenmal in seinem Leben ärgerte er sich heimlich, daß kein Spiegel in seinem Zimmer aufgehängt war. „Aber Hieronymus!“ rief er sich wieder zu, „merkst Du denn nicht, daß Dir der Versucher das Alles zuflüstert? Bedenke was der Apostel Paulus sagt: Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre. Und: bist du an ein

Weib gebunden, so suche nicht loszukommen; bist du aber los vom Weib, so suche kein Weib. Und: Wer freit, der thut wohl, wer aber nicht freit, thut besser. — Oh ich würde an der Weltlust Gefallen finden und dem Herrn nicht mehr unsträflich dienen, wie zeither. Denn Paulus sagt weiter: Wer ledig ist, der sorget, was dem Herrn angehöret, wie er dem Herrn gefalle. Wer aber freiet, der sorget, was der Welt angehöret, wie er dem Weibe gefalle. — Dem muß ein Ende werden! Meide die Gefahr, heißt es, so Du nicht darin umkommen willst!" Von Angst erfüllt, als ob der Leibhaftige ihm schon auf den Fersen wäre, ergriff er die Thüre und polterte die Treppe hinab an Brigittens Stube. „Geht hinauf," sagte er so gelassen, als ihm möglich war, „und gebt der Jungfer Gertrud Trautvetterin, welche noch immer in Ohnmacht befangen ist, etwas von meinem Liquor ein, wenn sie aber erwacht ist, so schließt ihr die Rosenstube auf und laßt sie in das Gastbett legen." Und weit schneller als erst keuchte er wieder davon über den Markt. Von der Habe war viel gerettet, und die Flamme durch kräftige Anstalten vom Weitergreifen abgehalten. Unter den Männern, welche sich beim Löschen vorzüglich ausgezeichnet, standen der Zainschmied und der junge Glockengießer oben an. In steter Lebensgefahr liefen sie über die brennenden Balken, um den Spritzenschlauch oder die gefüllten Wassereimer an die schlimmsten Stellen zu tragen. Der alte Zainschmied vorzüglich, mit dem Feuer sein Lebelang vertraut, verhinderte das wilde Aufloben der Flamme überall und beschwor sie mit seiner Kraft, Ge-

wandtheit und Klugheit, daß ſie nach einigen Stunden in die naſſe Aſche zuſammenſank. Der Pfarrer ſtand zähneklappernd von ferne. Endlich ging er nach Hauſe, das Herz voll ſchwerer Bekümmerniß ob der nicht raſtenden böſen Geiſtes, der ihm unaufhörlich die reizende Gertrud vor die Augen zauberte. Aber zitternd an allen Gliedern und vor Gertrudens Anblick ſich fürchtend, wie vor dem des Fürſten der Finſterniß ſelbſt, ſchlich er erſt um die altväteriſche Pfarrwohnung herum, um zu erſpähen, ob noch Licht in ſeinem Zimmer ſei, ein ſicheres Zeichen, daß der Gegenſtand ſeiner Qual noch den ruhigen jungfräulichen Studienſitz inne habe. Zum Glück war kein matter Strahl des Wachsſtocks mehr zu ſehen und furchtſam wie ein Verbrecher trat Ehrenhold in ſeine eigne Behauſung. Obgleich er ſo leiſe als möglich die Treppe hinaufſchlich, ſo hatte doch Brigittens wachſames Ohr das Knarren derſelben vernommen und trat mit der friſch geſchneuzten Lampe aus ihrem Zimmer, dem hochwürdigen Herrn ſchuldiger maßen vorzuleuchten. „Wo iſt ſie?“ fragte der Pfarrer heftig und leiſe, die Augen weit aufgeriſſen und den Kopf nach der erſchreckenen Magd zugebeugt. „Wen meint Eure Hochwürden?“ fragte dieſe um einen Schritt zurückweichend. „Die ehrſame Jungfer Trautvetterin“ verſetzte Ehrenhold ſich ſammelnd. „Nun wie Ihr befohlen, im Gaſtbette in der Roſenſtube.“ — „Und iſt ſie aus der Ohnmacht wieder zu Sinnen gekommen? — „Sie war ſchon munter und friſch, als ich in Eure Stube trat, und wollte auch keinen Liquor einnehmen.“ — „Hm! ſo ſchläft ſie wohl ſchon

wieder ruhig?" — „Nein, sie wacht und hat sich bis jetzt mit mir unterhalten." — „Und was sprach sie?" fragte der Priester hastig. — „Sie lobte Euch, Herr Pfarrer." — Ehrenhold wollte nicht weiter hören, er riß der Magd die Leuchte aus der Hand und trollte sich in sein Zimmer, welches er gegen alle Gewohnheit von innen verriegelte, nicht anders, als befürchte er einen Ueberfall. Kopfschüttelnd über das sonderbare Beginnen ihres Herrn, kehrte Brigitte zu der sprechlustigen Gertrud zurück. Der Pastor aber schritt noch lange heftig auf und ab; und so oft er an das Bett kam und die eingedrückte Stelle desselben, in welcher Gertrudens reizende Last gelegen, erblickte, durchzuckte es ihn jedesmal fiebrisch, und um nur nicht mehr zu sehen, löschte er das Licht und warf sich angekleidet in den großen weichgepolsterten Sorgstuhl; denn sich wieder in das Bette zu legen, welches noch die Wärme des verführerischen Mädchens barg, wäre ihm ganz unmöglich gewesen, war's ihm doch schon außerhalb desselben nicht anders, als müsse er dem Anstürmen des Satans unterliegen. Keine Ruhe fiel auf die Augenlieder des geistlichen Herrn, sie niederzudrücken; Gertrude schwebte ihm stets vor, und immer meinte er ihre Stimme aus der Rosengarten-Stube, welche durch zwei Wände von der seinigen getrennt war, zu vernehmen. So durchwachte der arme Mann Stunden der Qual, bis der Morgen dämmerte.

Zweites Kapitel.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort.
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
— — — — — —
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Die Glocke von Schiller.

Mit dem ersten Strahle des Tages ließ der alte Hammerschmied schon wieder das Wasser auf das Rad, daß es sich langsam und dann schneller und schneller zu wälzen begann und die weißschäumende Fluth in den tiefen Wasserkessel hinabstürzte, in welchem es aufsprudelnd und gährend umhertobte, bis die weißen Schaumperlen zerrannen und das klare Gewässer im gewohnten Bette über runde glatte Kiesel thalabwärts rollte. In der schwarzen Hammerhütte aber blies der riesige Balg in den Ofen, Ephraim schürte Kohlen und legte Eisen an. Peter, der Schmiedeknecht ließ unterdessen den Hammer los und brachte das glühende Eisen darauf, und das laute Pochen hallte bald an den entgegengelegenen Bergen wieder. Zwischen das einförmige Getön des Hammers und des Balges schlang sich aber Ephraims frommes Morgenlied hin, dessen einfache herzliche Weise der Knecht summend begleitete. So hatten Beide wohl schon

an einer Stunde emsig ihres Geschäftes gewartet, als der reiche Herr Trautvetter in langem Schoßrock, der Bratenweste, dem feinen dreieckigen Kastorhut, und das schöne spanische Rohr mit güldenem Knauf in der Hand, hereintrat. „Bons Dies, mein lieber Ephraim," sagte er herablassend und faßte nach des Hammerschmieds kohlenschwarzer Hand, um sie zu schütteln. Dieser nahm erstaunt über den frühen und vornehmen Besuch sein Lederkäppchen ab, ließ dem Kaufherrn gutmüthig die Hand und fragte freundlich, was ihm diese Ehre zu Wege bringe. „Könnt Ihr noch fragen, Meister Ephraim?" versetzte Trautvetter, „Ihr, dessen unerschrockenem Muthe und beispielloser Thätigkeit ich nicht allein die Erhaltung meines Wohnhauses und fast alles Gutes, was drinnen war, sondern auch die Errettung meines Weibes und der lieben Kinderlein zu verdanken habe, welche ohne Eure und des guten Glockengießers Heinrich Körner rasche Hülfe sicherlich eines elenden Todes in Rauch und Flammen hätten umkommen müssen. Und Euch meinen Dank abzustatten, bin ich gekommen." — —

„Ich bitt' Euch inständig, wertheſter Herr Trautvetter," fiel ihm der Hammerschmied hier in die Rede, und bewegte Kopf und Hand abwehrend; „Was ich gethan, ist Christenpflicht und Schuldigkeit gewesen, und verdient keinen Dank. Man soll doch einen der That halber nicht loben, denn man, unterließe er sie, ausschelten und schimpfiren müßte. Und bin ich's doch auch nicht allein gewesen. Mit meiner Hülfe allein würde Euer Wohnhaus und vielleicht die ganze liebe Stadt der gänzlichen Einäscherung nicht entronnen sein

Drum danket dem Herrn, der Euch geholfen, der mit seiner Vaterhand Eure Kindlein und Weib gerettet und uns Kraft gegeben, daß wir unsre Pflicht bei Euch erfüllen konnten."

„Das hab' ich gethan und werde es ferner noch thun, lieber Meister," fuhr der Rathsherr etwas beschämt fort, „doch über den Himmel soll man der Liebe nicht vergessen, über Gott nicht der Menschen. Was würden die Leute von mir halten, wenn ich mich nicht dankbar gegen Euch bezeigen und Euch vergelten wollte, was Ihr an mir gethan? Würden sie nicht sagen: Seht doch den reichen schmutzigen Geizhalz! Wär' der Zainschmied und der Glockengießer nicht gewesen, so wären ihm Frau und Kinder, das beste und liebste Gut zu Staube verbrannt. Mein Meister, vor solch übler Nachrede muß man sich hüten. Nehmt hier einstweilen diese Kleinigkeit; ich werde Gelegenheit suchen, bald ein Mehreres für Euch zu thun." Damit wollte er ihm einen harten Thaler in die Hand drücken.

„Wollt Ihr mir mit Gewalt wehe thun, Herr Trautvetter?" rief der Hammerschmied schmerzlich bewegt, und that die Hand weigernd weg. „Wahrlich dann vergeltet Ihr mir schlecht! Pfui! mich mit Geld absolden und mir dadurch das zufriedene Gefühl rauben, daß ich etwas Gottgefälliges gethan. Erspart mir die arge Beschämung. Ich kann Euer Geld nicht nehmen. Es würde mir auf der Seele brennen, wie ein glühender Eisenstab. Wollt Ihr Euer Geld aber durchaus los sein, so gebt meinem Knechte ein Trinkgeld, der hat gestern bis gegen Mitternacht gear-

beitet, um beim Michaelisschmaus morgenden Sonntags ein Paar Baßen aufgehen lassen zu können, und wenn er nicht noch munter gewesen wäre, hätte ich wahrscheinlich vom Feuerlärm nichts vernommen und Euch daher auch den schuldigen Dienst nicht leisten können."

Der Eisenhändler machte noch einige vergebliche Versuche, Ephraim das Geld aufzudringen, warf es aber endlich dem Knechte zu, und ging ärgerlich brummend von dannen, nachdem er kaum vornehm am Dreimaster gerückt hatte. Der Hammerschmied begleitete ihn bis an den Steg, da aber der, wie es schien, sehr beleidigte Rathsherr ihn keines Blicks weiter würdigte, so setzte er sein Lederkäppchen wieder auf, rief dem davon Eilenden fein: „Gott befohlen, Herr Trautvetter!" nach, und kehrte in die laute Werkstatt zurück.

„Das ist auch Einer von den Leuten, die keinem Christmenschen ein Maul voll Dank schuldig sein wollen," sagte Peter, der Knecht, „aber wie ihm, so geht's mir. Er hätte lange warten können, bis ich für seinen Thaler mit dem Kopfe genickt hätte, und morgen ist's das erste Geld, welches vertrunken wird, und alle meine Kameraden sollen helfen, aber keiner erfahren, von wem's kommt, damit sie sich nicht versucht fühlen, eins auf seine Gesundheit zu trinken."

„Peter, Peter!" warnte Ephraim, „Du bist rachsüchtig und hast Lust, es dem reichen Manne entgelten zu lassen, daß er Alles mit Gelde abmacht und Nichts mit der Christenliebe. Laß ihn ungeschoren!"

„Es könnte dem gottlosen Volke nichts schaden, wenn

man ihm was anhinge," verſetzte der Knecht. „Wißt Ihr wohl, wie das Feuer ausgekommen iſt?"

„Nein ich hörte blos, es ſei geſtern Abend bei Herrn Trautvetter eine kleine Luſtbarkeit geweſen, und ein Dienſtbote müſſe das Licht ſpät in der Nacht verwahrloſt haben."

„Oho! die Dienſtboten müſſen's nun gethan haben. Ich will's Euch beſſer erzählen, wie ich's die Nacht von Hanstobies, dem Hausknecht, erfahren. Erſtlich iſt's ſchon eine Sünd' und Schand' für ſich, alſo zu ſchwärmen, tanzen, lärmen und krakölen und noch andere Dinge treiben, die ein ordentlicher Menſch nur zu nennen ſich ins Herz hineinſchämt. Sodann aber ſolchen Unfug am Freitag Abend zu treiben, wo andere Chriſtenmenſchen fromm ſind, und mit Singen und Beten ihrem Herrgott dienen, der an dieſem Tage am harten Kreuzesſtamm für uns gelitten und geſtorben; das iſt nichts anders als Todſünde. Und wie haben ſie's getrieben? Herr Gott erbarm Dich mein! Herr Trautvetter hat kaum vernommen, daß in Amſterdam eine große Ladung Eiſen mit vieler Proviſion für ihn verkauft worden ſei, ſo beſchließt er, den Namenstag ſeines Weibes in Saus und Braus zu feiern; und da die unzüchtige Stiefmutter ſich nicht wohl mit der faſt noch ſchlimmern Gertrud verträgt, ſo benutzt Herr Trautvetter alle Gelegenheiten, ſeine mannstolle Dirne unter die Haube zu bringen. Da hat er denn die reichſten und angeſehenſten Leute in der Stadt zuſammengebeten, vorzüglich heirathsluſtige Männer, und da haben ſie von vier Uhr an geſchmauſt, getrunken und getanzt, bis in die ſpäte Mitternacht. Die Gäſte ſind faſt alle berauſcht nach Hauſe

gegangen; als der Knecht schon die Thür verschlossen und oben in sein Nest kriechen will, da hört er oben noch ein gewaltiges Schimpfen und Schelten, Toben und Schreien. Bald darauf kommt der Junker Hans, der Ehrenhalber auch geladen war, nur halb in Kleidern die Stiege herabgestürzt, er selbst hat ein brennendes Licht in der Hand, und Herr Trautretter schleudert ihm ein anderes nach. Der Knecht nimmt aus den bösen Reden ab, daß der Hausherr den Junker bei Jungfer Gertrud im Bette gefunden, drückt aber die Ohren an, macht auf und legt sich dann nieder. Bald darauf schlagen ihm die Flammen über dem Kopfe zusammen, und sicherlich ist in dem argen Unfuge ein Licht an feuerfangendes Zeug gerathen."

Gott verzeih' ihnen die Sünde in Gnad und Barmherzigkeit!" sagte der alte Schmied und zog den Balg an. „Uns aber kommt es nicht zu, über sie zu richten, Peter."

„Ei, was! richten will ich nicht," brummte der Knecht noch zwischen dem Brausen des Balges und dem Knattern der sprühenden Funken, „aber das weiß ich, daß in des Trautvetters Haus eine gottvergeßne heillose Wirthschaft ist, und daß sie dort nur immer den Schönschirm aufspannen, um den Leuten die Augen zu blenden." Ephraim schien des Knechtes Worte zu überhören, zog den glühenden Eisenklumpen aus dem Ofen und brachte ihn unter den Hammer, Peter ließ das Wasser an, und unter der rüstigen Arbeit flog die Zeit.

So mochten im Schweigen und Schaffen einige Stunden vergangen sein, als sich der Küster Brunschein, Herrn

Pfarrer Ehrenholds Famulus, in der Thüre der ſchwarzen Werkſtatt zeigte, und Peters Blicke auf ſich zog. Der kleine Kirchendiener war mit weißſeidenen Strümpfen, zierlichen Schuhen, über deren Wölbung ſich die große ſilberne blank geputzte Schnalle legte, mit dem langeſchoſten braunen Rock, deſſen ganze Vorderſeite mit großen goldfadenüberſponnenen Knöpfen beſetzt war, mit der hellblauen Rohrweſte, fein gefältetem Hemd und weißem Halstuch angethan, ſeine toupirten Locken trugen Puderhügel und ſein Zöpflein war mit neuem Band umwickelt. Dieſe Staatstracht mußte etwas Außerordentliches bedeuten, und Peter machte daher ſogleich ſeinen Meiſter auf das geputzte Männlein aufmerkſam. Ephraim nickte dem Küſter einen höflichen Gruß zu, und kümmerte ſich um das gebieteriſche Winken Ehren Bornſcheins nicht, bevor die Stange, die er unter dem Hammer hatte, fertig gezaint war. Der Küſter wagte in der Werkſtatt nicht weiter vorzudringen, aus Furcht, ſein Feierkleid zu beſchmuzen oder gar zu verbrennen, und ſchnitt bis zur Vollendung der Arbeit grimmige Geſichter. Als des Hammers letzter Schlag verhallt war, ging Ephraim auf den harrenden Mann zu, bot ihm die Hand und einen freundlichen guten Morgen, und erſuchte ihn, mit hinüber ins Häuschen zu gehen. „Ich habe nichts in Eurer Behauſung zu ſchaffen, Meiſter Ephraim," ſagte der Küſter zornig und verweigerte die Hand. „Wie könnt Ihr Eure Arbeit fortſetzen, wenn der Herrgott in Eure Thür tritt?" — Der Schmied maß den Küſter mit großen Augen und ſprach dann im Ton des höchſten Erſtan-

nens: „Seid Ihr der Herrgott, Herr Küster? Oder ist's bei Euch nicht richtig?"

„Ich bin der Diener seiner Ehrwürden des Herrn Stadtpfarrers Hieronymus Ehrenhold, und Küster zur Kirche der heiligen Dreifaltigkeit. Ich bin zu Euch im Namen des Herrn Pfarrers und der Kirche gekommen; der Herr Pfarrer und die Kirche aber sind auf Erden an Gottes Statt, der im Himmel unter den himmlischen Heerschaaren thront und sich den Guckuck was um Euch und derlei Menschen kümmert. Und wenn's heute durch mich geschieht, so müßt Ihr Euch das für eine große Ehre schätzen. Si Deus pro nobis, quis contra nos? sagt Cicero; das versteht Ihr nicht, sondern Ihr habt den himmlischen Heiland in mir schimpfirt und ins Angesicht gespukt; das soll Euch übel bekommen."

„Aber ich bitt' Euch, Herr Küster," fiel Ephraim dem vor Zorn und Eifer kirschbraun gewordenen Mann ins Wort, „laßt Euch doch bedeuten. Ich hatte mein Eisen eben glühend, und es wäre mir ein Schade gewesen, hätt' ich's ungezaint bei Seite gelegt. Ihr wißt aber, ich bin ein sehr armer Mann und muß lange arbeiten, eh' ich was verdiene. Auch ist's in keiner Hammerschmiede Gebrauch, daß man die Arbeit von sich wirft, wenn ein Gast kommt, und keiner wird's übel nehmen. Fühlt Ihr Euch aber dennoch von mir beleidigt, so nehmt die Versicherung daß Euch zu kränken nie mein Wille war, und somit bitt' ich's Euch ab."

„Ich will von Euch nichts abgebeten haben und Euch

nur ſo viel ſagen, daß ihr ſogleich mit Frau und Tochter vor dem ehrwürdigen Herrn Pfarrer Hieronymus Ehrenhold erſcheinen ſollt. Ihr werdet den gnädigen Befehl ſogleich reſpectiren und mir auf den Fuß zum Pfarrhauſe folgen.“ Mit dieſen Worten ſchwenkte ſich das Männlein gravitätiſch, und ging über die Brücke, dem Städtchen zu, nachdem er der vor der Thür der Hütte ſtehenden Magdalena einen böſen ſchadenfrohen Blick zugeworfen hatte. „Was ſoll das bedeuten?“ fragte Ephraim mit der Ruhe eines ſchuldloſen Gemüths, und ſchüttelte nachdenklich das greiſe Haupt.

„Erſt meint' ich nicht anders, als ich ihn ſo aufgeputzt ſah, wie ein Schlittenpferd, er wolle Euch Namens des Herrn Pfarrers auch ſo eine Belohnung bringen, wie der Herr Trautvetter, oder Euch zu dergleichen etwas zum Herrn Ehrenhold einladen,“ ſagte Peter. „Nach dieſen feinen Grüßen aber muß es was anderes ſein und fürwahr nichts ſonderlich Gutes, denn das Bein, was der Hund bringt, zeugt vom Braten auf des Herrn Tiſch.“

„Sei es, was es wolle. Ein gut Gewiſſen braucht ſich nicht zu fürchten,“ erwiederte Ephraim, und ging in ſeine Hütte hinüber, um Frau und Kind den ſonderbaren Gang anzuſagen. Magdalena ſtand noch immer an der Thüre; ihre großen dunklen Augen blitzten dem Vater erwartend entgegen, während ihr ein leiſes Zittern durch die Glieder fröſtelte. Kaum aber hatte ſie vom Vater die Kunde vernommen, als ſie heftig zuſammenſchrack und erbleichte.

„Lene,“ ſagte Ephraim barſch, „ſoll ich mich von Dir einer Uebelthat verſehen? Das wolle Gott nicht, deſſen Leib

Du erſt noch in voriger Nacht geſpeiſt, deſſen Blut Du getrunken haſt, ohne mir eine Schuld zu beichten. Und doch haſt Du kein gutes Gewiſſen, Mädchen. Dein Schrecken und die Bläſſe Deines Geſichts verkünden mir's."

„Mög' mich der Himmel ſtets ſo rein bewahren, als ich jetzt bin, Vater," verſetzte Magdalena würdevoll.

„Wozu brauchſt Du dann zu erſchrecken? Ein reines Herz ſcheuet Niemand, am wenigſten den Diener des göttlichen Wortes."

„Mir ahnet vom Küſter nichts Gutes, Vater."

„Vom Küſter? aus was für Grund und Urſache?"

„Ach! Ich habe mich ſtets geſchämt, es Euch zu ſagen," begann das ſchöne Mädchen mit zu Boden geſchlagenen Blicken und war bis unter das Kinn purpurroth geworden, „was mir der Küſter ſchon ſeit einem halben Jahre Ungebührliches zumuthet. Aber ſo oft ich zur Betſtunde ging, machte er ſich in der Kirche dicht neben mir etwas zu ſchaffen, oder trat mir beim Hinausgehen in den Weg und redete Dinge zu mir, die ich Euch nun und nimmermehr wieder erzählen kann, und keinem Menſchen, ja mir ſelbſt nicht; denn wenn ich nur dran denke, möcht' ich mich ſchon zu Tode ſchämen. Ich hab' mirs wohl oft überlegt, ob ich's Euch oder dem Heinrich ſagen ſollte, damit Ihr dem garſtigen Manne die unzüchtigen Anträge verwieſet; aber dann dacht' ich wieder, das gäbe große Feindſchaft und die wollt' ich verhüten; und deshalb ſchwieg ich, und nahm mir ein Herz, ihm ſelbſt einmal ſeine Schändlichkeit vor die Augen zu halten. Solches that ich denn auch, es wer-

den nun drei Wochen ſein. Während der Betſtunde war's ſchon Dämmerung geworden; die Kirche war leer und der Diakonus hatte den Pſalm verleſen, als Bornſchein an meinem Kirchenſtuhl vorüberging und mir das Geſangbuch vom Pulte herabſtieß. Er hob es ſogleich auf und flüſterte mir beim Uebergeben zu, ob ich ſeine Wünſche noch immer nicht erfüllen wolle. Ich antwortete ihm nicht und blieb in meinem Stuhle, bis die wenigen Leute aus der Kirche waren. Er ſchien das für ein günſtiges Zeichen zu nehmen, und umfaßte mich mit unerhörter Frechheit, um mich zu küſſen. Da ſtieß ich ihn mit Abſcheu von mir, und nannt' ihn einen abſcheulichen Sünder, der Gottes Haus mit ſeiner ſchlimmen Weltluſt entweihe und das ewige Feuer verdiene. Ich erinnerte ihn an ſein Amt, ſeine Frau und ſeine erwachſenen und verheiratheten Kinder, an ſein Alter, und ſtellte ihm ſein ſündiges Begehr recht lebhaft vor Augen; drohte ihm auch, wenn er ferner nicht von mir abließe, wolle ich's nicht allein Euch, mein Vater, ſondern auch meinem Heinrich, dem ich anverlobt ſei, und ſogar dem Herrn Pfarrer und ſeinem Schwiegerſohn, dem Herrn Diakonus, anſagen, damit ihm Ruhe geboten und er zur gebührenden Rechenſchaft gezogen werde. Anfangs meiner Rede wollte er mir immer ins Wort fallen und mich unterbrechen, ich aber ließ es nicht zu; nachher wurde ſein Geſicht kreideweiß und ſeine Zähne klapperten, dann wieder blutroth und die Augen quollen ihm gräßlich aus dem Kopfe hervor. Als ich aber fertig war, ballte er die Fäuſte und ſchäumte vor Wuth. Du ſollſt an mich denken, verfluchte Dirne, knirſchte er

dann und rannte davon. Mir aber fielen die Worte wie Steine aufs Herz, und obgleich ich den Küster seit jener Zeit kaum gesehen, so hab' ich sie doch noch keinen Augenblick vergessen und mich nichts Gutes von dem bösen Mann versehen. Deshalb erschrack ich auch so sehr, als ich ihn aus dem Hammer herauskommen sah."

„Thue Dich aller Angst und Furcht ab, meine Magdalena," tröstete der Vater die bedrängte Tochter. „Du hast vor Gott und Menschen recht gehandelt, und wohl allen denen, welche sich ein Gleiches sagen können. Ziehe Dein reines Linnenzeug an; im reinen Kleide der Unschuld wollen wir vor den gestrengen Pfarrherrn treten."

Drittes Kapitel.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.
Die Glocke von Schiller.

„Und Ihr meint, Frau und Tochter seien eben so strafbar, als der Mann? Sie sind ja aber doch jedenfalls durch ihn erst verführt worden, und das Weib ist ein schwaches Geschöpf. Deshalb muß allweg der Mann für sie stehen, also auch die Strafe allein erdulden." So sprach der Stadtpfarrer Ehrenhold zu dem bei ihm anwesenden Diakonus und Küster, der ganzen Geistlichkeit der

Stadt. Der Diakonus wollte etwas erwiedern, aber ſein Schwiegervater, Ehrn Bornſchein, warf ihm einen heftigen und vieldeutenden Blick zu, worauf er verſtummte und der kleine Küſter das Wort nahm. „Ich erlaube mir, Ew. Geſtrengen zu erinnern, daß weder wir noch irgend ein Menſch wiſſen kann, ob der Zainſchmied ſeine Frau und Tochter, oder dieſe ihn zu der entſetzlichen Sünde verführt haben. Inzwiſchen will mich bedünken, daß das Letztere wahrſcheinlicher ſei, denn das Erſtere. Die Magdalena iſt ein gar eitles, hoffärthiges Geſchöpf, trägt die Naſe immer hoch und hat große Dinge im Kopf, wie ich am beſten weiß, der ich mir oft ſchon die Mühe genommen, ſie mit chriſtlich milder Zurechtweiſung auf den rechten Pfad zurückzuführen. Aber wo einmal der Teufel Unkraut in den Waizen geſät, da hilft kein Reuten. Meine Vermahnungen haben bei der tollen Dirne nichts gefruchtet. Nun wem nicht zu rathen iſt, dem iſt auch nicht zu helfen, und wer nicht hören will, muß wohl fühlen. Jeſus Sirach ſpricht: den Hoffärtigen iſt beides feind, Gott und die Welt; denn ſie handeln vor allen beiden Unrecht. Und Hoffarth treibt zu allen Sünden, und wer darin ſteckt, der richtet viel Gräuel an. Darum hat der Herr allezeit den Hochmuth geſchändet, und endlich geſtürzt. Da iſt der ſchmucke Heinrich Körner, der junge Glockengießer drüben, der dem Satanskinde im Kopfe ſteckt, ſo daß ſie ſich ſogar ſteif und feſt einbildet, er werde ſie heirathen. Nun hat ſolche Hoffarth nichts um und neben ſich und will's doch den beſten Bürgerstöchtern nachmachen, um dem ſchönen und wohlhabenden Körner zu

gefallen. Da wird nun Alles zusammengeschabt und gekratzt, das liebe Essen sogar am Leibe abgespart, um sich ein Fähnchen darauf zu hängen. Natürlich darf auch kein Beichtgroschen ausgegeben werden. Das thörichte Volk will Alles selbst verdienen. So und nicht anders verhält sich die Sache; das schnippische Mägdlein ist am ganzen Unheil Schuld. Meint Ihr nicht auch so, Herr Schwiegersohn?"

„Ich bin ganz Eurer Meinung, Herr Schwiegervater," versetzte der Diakonus.

„Gesetzt aber auch, dem wäre nicht so, wie ihm doch allerdings so ist, so sagt das gemeine Sprichwort schon: Mit gegangen, mit gehangen; und nimmt die Weiber keineswegs davon aus. Die Eva hat den Adam verführt und ist mit ihm aus dem Paradies ins Elend verstoßen worden. Die Magdalena und ihre Mutter haben den Vater verführt, so treffe auch sie mit des Himmels Zorn! Die Sünde kommt her von einem Weibe, und um ihretwillen müssen wir alle sterben, sagt der Sirach."

„Gut gesprochen! Wahr gesprochen!" sagte der Stadtpfarrer. „Das Gleichniß mit der Eva gibt der Sache den Ausschlag. Meint Ihr nicht auch, Herr Diakonus?"

„Es ist ganz meine Meinung," erwiederte dieser mit einem tiefen Bückling und ängstlichen Seitenblick auf den gestrengen Herrn Schwiegervater.

„So mag Brigitte die Sünder hereinlassen, die vor ein Paar Minuten schon ins Haus getreten sind," äußerte der Küster und verfügte sich nach der Thüre, um der alten Magd einen Wink zu geben. Bald darauf schritt der Zain-

schmied mit Weib und Kind ärmlich aber reinlich und nett gekleidet über die Schwelle. Ephraim verneigte sich bescheiden und trat einen Schritt vorwärts, erhob dann das große reine Auge unter der langen schneeweißen Wimper und ließ es ruhig an den Gesichtern der drei Geistlichen vorübergleiten. Annagrethe und Magdalena blieben schüchtern an der Thüre stehen und hefteten zitternd die Augen an den Boden. Das Mädchen war wie mit Purpur übergossen, und des Küsters freches Auge weidete sich an ihrer Angst und Verlegenheit.

„Ihr habt Euch eines grosen Verbrechens schuldig gemacht, Ephraim," begann der Pfarrer im strengsten Kanzel-Strafton. „Gesteht sogleich ein, was Ihr begangen, verheimlicht in keiner Hinsicht die Wahrheit, und solch aufrichtig Geständniß wird die Härte der Strafe, die Euch treffen muß, in etwas verringern."

Der Zainschmied hatte mit steigendem Erstaunen die Rede vernommen. „Ich ein Verbrecher?" rief er jetzt. „So war mir der allmächtige Gott helfe! ich weiß von keiner Uebelthat, die ich mit Wissen und Willen vollbracht. Es war stets mein eifrigstes Bestreben, gerecht vor dem Herrn zu wandeln. Deshalb ist die Anklage falsch; ich will's beweisen; stellt mich nur dem Buben gegenüber, der sich beschuldigt." —

„Oho, Ihr sollt drob arg erschrecken," versetzte Ehrenfeld; „doch ich sehe schon, Ihr seid ein sehr verstockter Sünder; und deshalb wird Eure Strafe hart sein. Wir wenden uns aber zu den beiden Theilnehmerinnen des Verbrechens, und sie werden im Hinblick auf die göttliche Gna-

de, welche die verlornen reuigen Schäflein wieder annimmt, das Begangne eingestehen.“ —

„Wir eingestehen?“ rief Annagrethe laut weinend. „Himmlischer Vater, was ist denn so Gräßliches geschehen, dessen Vollbringung uns armen unschuldigen Leuten aufgebürdet wird? Herr Gott steh' uns bei! Was fällt mir ein? Ihr werdet uns doch nicht für die Brandstifter des in verwichener Nacht aufgebrochenen Feuers halten? Wir sind unschuldig daran! Ich beschwör' Euch, gestrenge Herrn!“

„Ihr seid nicht unschuldig daran, Weib. Ihr habt mit Eurem Manne und Eurer Tochter den Brand und den Verlust der Glocke verschuldet, und wer wüßte, was für Unglück noch über unsre gute Stadt gekommen wäre, wenn wir Euch nicht entdeckt hätten“ —

„Wie?“ raste jetzt Ephraim auf und die drei geistlichen Männer fuhren entsetzt zurück vor diesem Tone, welcher die runden Fensterscheiben in ihrer bleiernen Einfassung erzittern machte; „wie? Ich soll des Herrn Senators Trautretter Haus in Brand gesteckt haben?“

„Wer hat das gesagt? Verschuldet habt Ihr den Brand durch die Gräuligkeit Eurer Sünden, die des Himmels zornflammendes Strafgericht nun auf die ganze Stadt herabriefen, so daß der Unschuldige für den Schuldigen hat leiden müssen. Was wäre denn auch an Eurer Hütte verloren gewesen, wenn sie abgebrannt wäre, habt Ihr doch nichts drin.“

„Wohl weiß ich, daß ich arm bin, und nie hab' ich mich dessen geschämt; und aus Eurem Munde, Herr Pfarrer,

hab' ich deshalb keinen Vorwurf erwartet. Arm bin ich aber redlich und gottgetreu, habe niemals ein Verbrechen begangen, und wenn ich aus des Fleisches Schwachheit sündigte, wird's mir Gott vergeben, und ich flehe ihn darum an in jedem Morgen- und Abendsegen."

„Schweigt Ihr jetzt! Und Ihr, Anna Margaretha Ephraim, wollt Ihr noch länger bei Eurem Läugnen beharren?"

„Ich kann Euch nichts bekennen! Ich weiß nichts! So wor mir Gott helfe hier und dort!"

„Und die Jungfer! Ich seh's ihr an, sie wird die Wahrheit gestehen. Was hilft Euch auch das thörichte Läugnen? Die Sache ist schon erwiesen. Also frisch heraus, Magdalena! An Dir hat der Satan noch den wenigsten Theil! Rette Deine arme Seele und gestehe!"

„Herr Pfarrer, Ich bitt' Euch doch um Gottes willen!" rief das Mädchen jetzt verzweifelt, „glaubt doch dem Küster nicht. Ich weiß, er hat uns arme Leute bei Euch verläumdet und will uns zu Grunde richten. Aber was er auch gesagt haben mag; er ist ein Lügner, ein sündlicher Mensch — —"

„Verstockte nichtswürdige Brut!" unterbrach Ihren Zornschein glühenden Gesichts vor Zorn die Eiferude und schr mit beiden Fäusten auf sie hinein, daß sie entsetzt zurückwich.

„Was Du da vom Küster faselst, versteh' ich nicht," fuhr Ehrenhold, nicht aus der Fassung gebracht, fort; „es ist ungereimtes Zeug, was Dir die Angst eingibt. Ein

Mann, dessen Glaubwürdigkeit ich beschwören kann, hat mir Eure Sünden entdeckt, und dieser Mann ist Niemand weiter, als — ich selbst. Weil Ihr denn aber alle Drei in Eurer blinden und abscheulichen Verstocktheit verharret, so muß ich meine Fragen nun anders stellen. Wo war Ihr gestern Abend in der Mitternachtsstunde?"

„Zu Hause!" erwiederten alle Drei.

„Was habt Ihr da getrieben?"

Mutter und Tochter erbleichten, Ephraim schlug einen Augenblick das Auge verwirrt nieder und erwiederte fest: „Wir haben Gott gedient."

„Ihr Gott gedient? dem Teufel!" fuhr der wüthende Küster den Zaunschmied an.

„Stille!" bemerkte der Pfarrer. „Warum seid Ihr doch so blaß geworden, Ihr Weiber! Das Geständniß Eurer Schuld steht schon auf Eurem Gesichtern; vollendet es nun noch durch die Aussage Eures Mundes. Was habt Ihr in jener Stunde gethan? Worin bestand Euer vermeintlicher Gottesdienst?"

„Wir haben das Nachtmahl unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus gefeiert," stammelte Annagrethe.

„Nun da haben wir's!" rief der Küster mit schlecht verhehlter Freude. „Die Missethat ist gestanden."

„Missethat?" fragte Ephraim stark betont. „Hab' ich eine Missethat begangen, indem ich meines Herrn und Meisters Gedächtniß feierte und mich der großen Huld und Liebe dankbar erinnerte, mit welcher er auch für mich ge-

ſterben und euch mich vom ewigen Tod und Verdammniß erlöſt hat!“

„Wie, Menſch, Ihr könnt noch fragen?“ eiferte der Pfarrer. „Das Heiligſte habt Ihr entweiht! Ihr habt Chriſti Leib und Blut beſchimpft, habt ſeinen göttlichen Namen gelöſtert und den größten Frevel begangen, deſſen ſich ein Chriſt ſchuldig machen kann. Ihr habt den Heiland der Welt ins Angeſicht geſchlagen, ja Ihr habt ihn mit Füßen getreten und mit Schimpf und Hohn beladen.“

„Gott ſteh mir bei in der letzten Noth! Herr Pfarrer, weſſen beſchuldigt Ihr mich! Sehet wohl zu, daß Ihr ſolches vor Gottes Richterſtuhl mögt verantworten können. Mir armen und erſchreckten Mann aber ſaget an, wie ich in dieſe ungeheure Schuld gekommen ſein ſoll; denn fürwahr ich weiß es nicht, und ſo ich ſündigte, ſo geſchah es unwiſſentlich. Und eine Sünde aus Unwiſſenheit iſt nach meinem Dafürhalten keine Todſünde.“

„Ihr habt nichts zu halten, ſondern nur zu glauben, was Euch der Prieſter verkündet,“ eiferte der Küſter. Der Hainſchmied wandte ſich aber verächtlich von ihm ab und richtete die bittenden Worte an den Pfarrer: „Worin beſteht meine große Sünde, hochwürdiger Herr? Erklärt ſie mir.“

„Daß Ihr den Leib und das Blut Chriſti ungeweiht und aus Eurer unheiligen Hand genoſſen und an Euer Weib und Kind ausgetheilt. Des Prieſters Segen hat gemangelt und Ihr habt unwürdig von dieſem Brote gegeſſen und von dieſem Weine getrunken.“

„Ihr seid ein hochgelehrter Herr," erwiderte der Zaunschlüpfer, „und ich bin ein armer unwissender Handwerksmann. Was aber die Bibel betrifft, Herr Pfarrer, darin bin ich wie zu Hause. Denn von meinem zehnten Jahre, wo ich mit Gottes Hülfe ein Büchlein lesen lernte, habe ich alle Tage, und auch nicht einen einzigen ausgenommen, eine Stunde darin gelesen, und Sonntags drei Stunden. Aus andern Büchern weiß ich nichts, aber was in der Bibel steht, weiß ich gut und zuverlässig. Mein Lebetage hab' ich mich an die Bibel gehalten, und habe streng befolgt, was sie vorschreibt, und siehe ich bin wohl dabei gefahren, bis in mein hohes Alter. Ihr mögt weiser und gelehrter sein, als ich, aber die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang und Christum lieb haben, ist besser denn alles Wissen. Die Furcht Gottes habe ich, so wie die Liebe zu Christum, meinem Herrn, sollt' ich damit nun eine solche Todsünde begangen haben, wie ihr sagt, und ich doch nicht weiß, daß ich etwas gethan, was die Bibel verbietet, sondern im Gegentheil etwas, was sie vorschreibt."

„Was? Wollt Ihr mich belehren, unverschämter Mann! kreischte der Pfarrer.

„Haltet Euer ungewaschenes sündhaftes Maul!" rief der Küster dazwischen, „damit Euch der leibhaftige Satanas nicht auf der Stelle hole. Hört Eure Strafe an und schweigt."

„Wie kann ich gestraft werden, so ich noch nicht gerichtet bin? Wie kann ich gerichtet werden, so ich nicht überwiesen bin. Zagenlos steh' ich vor Euch Ihr Herrn;

ich fürchte mich nicht vor Menſchen, und vor Gott brauche ich mich nicht zu fürchten. Sagt mir an, Ihr Schriftgelehrten, eine einzige Stelle aus der heiligen Schrift, wenn geſchrieben ſtehet, daß ein Prieſter und nur ein Prieſter das Brot und den Wein ſegnen dürfe, und daß es eine Todſünde ſei, den Leib und das Blut des Herrn, welches kein Prieſter geſegnet, zu genießen. Zeigt mir eine ſolche Stelle und ich will mich als ein ewiger Sünder der Strafe ergeben. Ihr ſchweigt betroffen? So will ich Euch ſagen, wie der Herr ſpricht durch den Mund ſeines größten Apoſtels: Der geſegnete Kelch, welchen wir ſegnen, iſt der nicht die Gemeinſchaft des Blutes Chriſti? Das Brot, das wir brechen, iſt das nicht die Gemeinſchaft des Leibes Chriſti? In dieſem: „Wir“ bin ich ſo gut gemeint, wie jeder Chriſt, und wenn ich alſo das Brot und den Wein ſegne und genieße es als Leib und Blut Chriſti und gedenke ſeines Leidens und Sterbens und meiner Sünden, ſo wie er befohlen hat, ſo habe ich das Gebot erfüllt und bin keiner Sünde ſchuldig.“

„Nun ſeht, Ephraim,“ begann der gewandte Küſter, während Pfarrer und Diakonus ihre von der Kühnheit der eben gehörten Rede verlegen blickenden Augen auf ihn richteten; „Nun ſeht,“ begann der Retter in der Not, „wie Ihr ein eitler und thörichter Gottesläſterer ſeid! Ihr eignet Euch, die Bibel zu verſtehen, und verſteht den einen Vers nicht, den Ihr uns herſagt. Geleſen mögt Ihr wohl viel haben und viel auswendig wiſſen, aber ein Verſtändnis deſſen habt Ihr nicht. Das kommt aber daher, wenn

man ſich in ſeinem eitlen Sinn erhebt und meint, man ſei allein genug und brauche Niemanden. Wozu wären denn die Prieſter des Herrn und die Diener der Kirche auf Erden, wenn Ihr allermeiſt Gott Gottes Wort ganz für Euch verſtündet und die Gebräuche des Dienſtes mit Gott ausüben könntet mit Eurer eignen Hand? Da Ihr nun aber wohl wiſſen mögt, daß der Prieſter die erſte Perſon in der Welt iſt und in Anſehen Gottes noch über Königen und Fürſten ſteht, ſo mögt Ihr auch leichtlich einſehen, daß dasjenige, was ſie auf Erden zu verrichten haben, kein ſo faul Geſchäft iſt, daß es jeder Narr abthun könnte. Was nun jenen Vers betrifft, ſo müſſen wir uns wundern, wie Ihr habt ſo albern ſein können, ihn mit ſolcher Keckheit hier vor uns anzufangen, da er Euch doch das Verdammungsurtheil ſpricht. Den Kelch, welchen wir ſegnen, heißt es darin. Wer ſind denn dieſe wir? Ihr antwortet darauf: alle Chriſten, folglich auch ich. Ich ſage Euch aber, Ihr ſeid auf dem Holzwege; und frage, wer hat den Vers geſchrieben? Antwort: der Apoſtel Paulus an die Corinther. Wen meint er alſo mit dieſem wir? Antwort: ſich und die andern Apoſtel! Hätte er die Corinther und die andern Chriſten auch mit gemeint, ſo hätte er geſchrieben: wir und ihr. Deſſen davon ſteht keine Silbe da. Die Apoſtel ſind die wir, welche allein das Recht haben, Brot und Kelch zu ſegnen, weil's ihnen allein der Heiland aufgetragen, ehe denn er in den Tod ging. Die Nachfolger der Apoſtel auf Erden ſind allein die Prieſter, die Lehrer des Volks, die Verkünder des Worts, und nicht jeder Narr, wie Ihr. Habt

Ihr mich verstanden!" Die Gesichter der beiden Geistlichen hatten sich während des im Enthusiasmus steigenden Vortrags des Küsters sehr erheitert und als Ehrn Bornschein mit triumphirenden Blicken schwieg, rief der Pfarrer aus: „Ihr habt mir aus der Seele gesprochen, Bornschein: Wir sind's und nicht Ihr seid's. Ihr seid ein Verdreher der Schrift und habt dadurch ein neues Verbrechen auf Euch geladen."

„Barmherzigkeit!" stehte der alte Zainschmied niedergedonnert, „so hätte ich wirklich eine so große Sünde begangen? Sagt doch aber Christus der Herr: so Eurer zwei oder drei beisammen sind, so bin ich mitten unter Euch." —

„Aber nicht, wenn man ihn lästert. Sagt mir, wo steht ein Wörtlein in der Bibel, in welcher so sehr bewandert zu sein, Ihr Euch doch rühmt, wo steht ein Silblein, daß dem Laien erlaubt sei, Brot und Wein zu heiligen?"

Der Zainschmied schwieg von Todesangst gefoltert, Annagrethe's und Magdalena's leises Schluchzen brach in lautes Weinen aus.

„So habt Barmherzigkeit mit mir!" rief jetzt Ephraim und warf sich vor dem Pfarrer auf die Kniee. „Ich fehlte aus Unwissenheit. Vergebt dem reuigen Sünder." —

„Nicht eher, als bis er die wohlverdiente Strafe erduldet hat. Aber sagt mir doch, was hat Euch bewogen können, in die Stricke des Satans also zu fallen?"

„Die Armuth, hochwürdiger Herr. Es war im Frühling dieses Jahrs, als ich zum letztenmal den Leib und das Blut des Herrn aus Euren Händen im Hause Gottes

empfing. Ich trug groß Verlangen nach dem Himmelsmanna, aber all mein barer Geld bestand in vier Kreuzern, die gedacht' ich für Oel zu verwenden, um meine Suppe damit zu schmelzen. Dazu hatt' ich weiter kein Kleid als dieses leinerne Kittel, die Andern trugen alle saubere schwarze Röcke. Ich allein hatte kein hochzeitlich Kleid an. Als ich nun zu Euch in die Sakristei trat, um Euch die Beichte zu thun, gestand ich Euch meinen Geldmangel, Ihr werdet Euch dessen wohl noch entsinnen, denn ich meinte, die göttliche Speise, der Leib des Heilands der Welt und sein göttliches Blut, das am Kreuzesstamm geflossen, könne nicht für Geld verkauft werden; das Geldgeben sei nur so ein böser Gebrauch, und der Priester, welcher das Geld von einem blutarmen Manne verlangen könne, sei kein Diener Gottes und der Kirche, sondern ein gieriger Kriegsknecht, der um des Herrn Mantel gloost. Ich gestand Euch meinen Geldmangel, Herr Pfarrer, aber Ihr warft mir einen zornigen Blick zu und sagtet:"

„Schweigt, [illegible]!" unterbrach Ehrenhold den Schmied. „Das Maaß Deiner Sünden ist ohnedies voll. Sorge, daß es nicht überlaufe."

„Nun seit jener Zeit bin ich nicht wieder zum Tisch des Herrn gekommen, sondern habe alle Freitag Abend Christi Gedächtniß mit Frau und Kind in meinem Hause begangen."

„Wie ich Euch gesagt!" warf der Küster bei. „Kein Haar anders verhält sich die Sache."

„Ihr habt in jeder Hinsicht Recht, Herr Schwiegervater;“ ließ sich der Diakonus auch einmal hören.

„So wollen wir Euch Eure Strafe verkünden,“ begann Ehrenhold nun, „die Ihr von Gottes und Rechts wegen zu erleiden habt, Ihr Ephraim, Ihr Anna Margaretha, und Du, Magdalena: denn es hat von Euch Eines soviel gesündigt als das Andere, sintemal geschrieben stehet: Welcher nun unwürdig von diesem Brot isset, oder von dem Kelch des Herrn trinket, der ist schuldig an dem Leibe und Blute des Herrn. Da Ihr alle drei nun unwürdig gegessen und getrunken, so seid Ihr alle drei schuldig und müßt alle drei büßen. Durch mich verkündet Euch sonach der Herr, an dem Ihr gefrevelt, daß Ihr drei Sonntage hinter einander im Vormittags- und Nachmittagsgottesdienste öffentliche Kirchenbuße thun müßt, und so lange aus der Gemeinde ausgeschlossen seid. Morgen Vormittag findet Euch halb neun Uhr beim Küster Vorunschein ein, damit er Euch auf die Strafe vorbereite, welche um neun Uhr beginnen soll. Amen.“

Ein dumpfer Schmerzenston drang aus der Brust des unglücklichen Zainschmiedes; sein wirrer Blick suchte den Boden, seine gefalteten Hände waren nach unten gedrückt, seine Knie zitterten heftig. Mutter und Tochter stießen ein lautes Geschrei aus und Magdalena fiel, von der Last des Entsetzens niedergedrückt, auf den Boden, und Niemand dachte daran, der Ohnmächtigen beizustehen.

„Ausgeschlossen! Kirchenbuße! Ach, hochwürdiger Herr, erbarmt Euch unser. Die Schande wäre zu groß; ich würde

ſie nicht ertragen können," jammerte der gelähmte Greis. „Bedenkt doch, daß ich mich in keiner Geſellſchaft wieder dürfte ſehen laſſen, ich wäre ja gebrandmarkt für die Paar Tage, die ich noch zu leben habe; ich wäre ausgeſtoßen aus aller menſchlichen Gemeinſchaft und mir wahrlich beſſer, ich würde gleich zum Tode geführt. Darum mildert, lindert die Strafe! Nur nicht Kirchenbuße! Das iſt ja das Aergſte, was einem Menſchen widerfahren kann. Setzt mich vier Wochen ins Gefängniß bei Waſſer und Brot — ich will's Euch Dank wiſſen und gern ertragen, aber nur nicht Kirchenbuße!"

„Was geht uns das weltliche Gericht an, welches mit Gefängniß und derlei ſtraft: Ihr habt an der Kirche gefrevelt und die Kirche legt Euch ihre Buße auf. Nehmt's hin und murret nicht."

„Aber ſeht doch, ihr lieben Herrn, die Ihr berufen ſeid, Chriſti Milde auf Erden zu üben, durch ſolch ſtrenges Strafgericht folgt Ihr ja Eurem Herrn und Meiſter nicht nach, der allen Sündern verzieh, und ſogar für ſeine Feinde am Kreuzesſtamm zu ſeinem himmliſchen Vater flehte, der da geſprochen hat: Vergebet, ſo wird Euch vergeben, und mit dem Maaße, ſo ihr meſſet, wird man Euch wieder meſſen." —

„Sorgt Ihr für Euch; und ſpart Euren Aberwitz, uns an unſre Pflicht zu erinnern," wüthete der Küſter auf den Armen hinein. „Was wir thun, werden wir zu verantworten wiſſen " —

„Herr, gehe nicht ins Gericht mit Deinem Knecht!"

jammerte der Schmied zu des Pfarrers Füßen, und umklammerte in gräßlicher Verzweiflung die Knie des harten Mannes. Der Küster aber, welcher befürchtete, der Pfarrer möchte sich erweichen lassen, fuhr mit bebender Stimme dazwischen: „Hat uns der Himmel in dem Brande voriger Nacht und dem entsetzlichen Zerspringen unserer besten und schönsten Glocke nicht Zeichen genug gegeben, daß furchtbare Sünden in unserer Stadt begangen werden? Hat der Himmel nicht selbst ein strenges Strafgericht über die ganze Stadt gehalten, die doch wahrlich nichts dafür kann, daß solche Brut in ihr haust? Und die Kirche sollte nicht strafen wo Gott selbst straft? sollte nicht durch Bestrafung der wahren Sünder das Verderben von der ganzen Stadt abwenden? So dich dein Auge ärgert, so reiß es aus, damit Du nicht ganz in das höllische Feuer geworfen werdest. Also steht geschrieben und also soll es geschehen nach des Herrn Wort."

„Ihr habt weise gesprochen," sagte der Diakonus. „Ganz meine Meinung, mir aus der Seele," fügte der Pfarrer hinzu.

„Wenn ich nun auch für mich nicht weiter bitten will, der ich ein alter Mann bin und nicht lange mehr zu leben habe," weinte der Hainschmied weiter, „so habt doch Mitleid mit meinem Weibe und mit meiner Tochter! Laßt an ihnen Gnade für Recht ergehen und mich die Buße allein thun. Seht Magdalena ist noch mein einziges Kind, die andern hat Gott zu sich genommen. Sie hat außer ihrer Zucht und Ehrbarkeit nichts auf der Welt, aber ich achte

dies als einen großen Schatz. Ich kann ihr auch nichts hinterlassen, als einen unbescholtenen Namen und meinen Segen, und auch das halt' ich für ein Großes. Ich habe sie fromm erzogen und niemand kann einen Makel an ihrem Wandel aufzeigen, sie ist schön von Gestalt und blüht wie eine Blume Gottes auf dem Felde. Ein ehrbarer Junggeselle hat um sie gefreit, und sie trägt sein Verlobungsringlein an ihrem Finger. Wollt Ihr nun nicht barmherzig sein gegen sie, so stürzt eine Weltlast unvertilgbarer Schmach auf sie, die sie in den Abgrund des Verderbens hinabreißen muß. Ihr brennet ihr ein unauslöschliches Zeichen auf die Stirn und als eine von Gott und seinen Priestern Geächtete darf sie ferner nicht mehr wandeln unter den Töchtern des Landes. Ihr reißt ihr den Brautkranz aus den Locken; denn ein Mädchen, welche hat Kirchenbuße thun müssen, kann kein ehrbarer Jüngling zu seiner Hausfrau wählen; Ihr macht sie für das ganze Leben namenlos unglücklich. Darum habt Barmherzigkeit und verschont sie!"

„Nicht wir strafen, auch nicht wir haben zu mildern und zu dispensiren. Die beleidigte Kirche muß gesühnt werden, und Magdalena kann nicht ausgeschlossen sein. Deshalb fügt Euch ohne Murren in den Beschluß und schickt Euch an, die wohlverdiente Strafe zu erleiden. Geht nach Hause!"

Ephraim erhob sich vom Boden. Ihn entfuhr kein Laut mehr.

An der Thüre schloß er die ohnmächtige Tochter in die Arme und trug sie davon. Annagrethe stürzte ihm heulend

nach, verfolgt von den wonneleuchtenden Blicken des Klosters.

Viertes Kapitel.

Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz;
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis.
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Die Glocke von Schiller.

Die Werkstatt des Glockengießers Adam Körner lag in einem hohen und zum Berg allmälig aufsteigenden Thale, welches in das Hauptthal, worin das Städtchen lag, lief, und diesem ein klares Forellenbächlein zuführte. Hier stand man über der Stadt und konnte sie übersehen. Rechts am Berge, an welchen das lange Haus der Gießerei angebaut war, dehnte sich ein dem Glockengießer gehöriger großer Obst- und Grasegarten aus. Ging man durch diesen Garten bis zum mäßigen Scheitel des Bergs, so erblickte man auf der andern schroffen Seite das ärmliche Hammerwerk des Schmiedes Ephraim. Heinrich, des Glockengießers Sohn, pflegte deshalb niemals nach angesagtem Feierabend

erſt in die Stadt zu gehen, wenn ihn nicht ein beſonderes Geſchäft dazu nöthigte, ſondern er ſchlich durch den Garten, kletterte raſch den Berg hinunter, lief am Hammer hin über den Steg und klopfte an die niedrige Thür ſeiner geliebten Magdalena. An ſie dachte er den ganzen Tag bei all ſeinen Arbeiten, und verfolgte die Sonne vom rechten Berg bis zum linken und wußte ſtets genau den Standpunkt, der die Stunde des Feierabends verkündete. Dann entließ er die übrigen Geſellen, ging an dem Bache hinauf und forſchte nach den Angeln, die er früh hinein gehängt, nahm die gefiederten Forellchen, wenn ein Paar angebiſſen hatten, pflückte die reifſten Birnen und Aepfel aus dem Garten und brachte beides dann der Liebſten, um es von ihr zubereiten zu laſſen und es mit ihr zu verzehren. Bei dieſen ſorgloſen Mahlzeiten fühlte ſich der Jüngling am glücklichſten.

Schon war an jenem Samſtabende der Spätnachmittag unter anhaltender Arbeit herangekommen; denn eine neue Glocke wurde abgeraſpelt und mit Bimsſtein abgerieben, um ihr Glanz zu geben. Noch ſelbigen Abend ſollte ſie abgeholt, auf ein benachbartes Dorf gebracht und in der Frühe des andern Tags aufgehängt werden, damit ſie das Feſt des Engelfalls einläute. Alle Hände ſchafften emſig, damit das Ziel der Arbeit noch vor der Veſperſtunde erreicht werde. Nur der alte Glockengießer half nicht ſelbſt thätig mit am Werke, ſondern ordnete an, prüfte und befahl.

„Weiß der Himmel," ſagte einer der Geſellen, der zufällig von der Arbeit thalabwärts nach dem Städtchen zu

sah, „ich glaube wir bekommen heute noch einen Besuch. Wenn man am tiefsten im Geschäft sitzt, führt der und jener die meisten Leutezlager her, um einen zu stören.“

„Noch einen Besuch?“ fragte Heinrich. „Nun wenn uns Herr Trautvetter mit seiner Danksagung und Scharwenzelei den Vormittag verdarb, so wird uns ja wohl Ehrn Bornschein, der Küster, den ich erkenne, den Nachmittag verderben.“

„Und fürwahr nicht minder geputzt und herausstaffirt wie der Herr Senator,“ bemerkte ein andrer Geselle. „Wüßte ich nicht gewiß seine alte zahnlose Frau lebte noch, so meinte ich, der Küster käme, um Deine Schwester zu freien.“

„Den Willen hätte er wohl“ sagte der Erste, „er kriecht ja immer um das junge Weibsvolk herum, und schwatzt oft stundenlang mit hübschen Frauen. Dann möchte er sich in Freundlichkeit auflösen, macht einen Bückling um den andern, beleckt ihnen die Hände, und giebt ihnen die lächerlichsten Schmeichelnamen.“

„Deshalb ist mir der Kerl auch in den Tod verhaßt, und ich kann ihn nicht ersehen,“ sagte Heinrich und kehrte dem eintretenden Küster den Rücken zu. Dieser grüßte sehr höflich nach allen Seiten hin, wandte sich dann an Meister Adam, flüsterte ihm einen schönen Gruß vom Herrn Pfarrer mit dessen Bitte zu, ihm diesen Nachmittag die Ehre seines Besuchs zu schenken sintemal er etwas höchst Wichtiges mit ihm zu verhandeln und deshalb das Studium der morgenden Nachmittagspredigt ausgesetzt habe. Meister

Körner, der Meinung, die Sache betreffe die zersprungene Glocke, war gleich bereit, mit dem Küster zu gehen; denn er war auf den Verdienst erpicht, und sogar etwas zu arbeitslustig und zu sparsam. Am Guß der neuen Glocke hoffte er ein gutes Stück Geld zu gewinnen und säumte daher nicht, den Handel, wie er meinte, mit dem Herrn Pfarrer abzuschließen. Nachdem er seinem Sohne noch die nöthigen Befehle gegeben, verließ er mit dem Küster die Werkstatt, und wanderte nach der Stadt zu. Unterwegs erkundigte er sich bei seinem Begleiter nach der etwaigen Ursache der Einladung und sprach dann gleich weiter von der zersprungenen Glocke, tadelte die Arbeit, weil sie ein andrer Meister gegossen hatte, lobte seine eigne, und verhieß der Stadt ein herrlich klingendes kostbares Werk zu liefern. Der Küster war dagegen sehr wortkarg und sprach, als er einmal den Mund aufthat, von nichts als von der göttlichen Vorsehung, dem Strafgerichte des Himmels, argen und gräßlichen Sünden in der Stadt, und schwieg wieder, als Meister Adam nichts darauf erwiederte, nicht fragte und nicht über diese mystischen Andeutungen belehrt sein wollte. Der Glockengießer hörte solche Strafpredigten aber nie gern, und nannte sie nur das geistliche Lied ohne Ende; deshalb fing er wieder von seiner Glocke an und sprach davon bis an das Pfarrhaus.

Meister Adam trat beim Pfarrherrn ein, und nachdem beide die weitschweifigen Ceremonien der Begrüßung und des Empfanges, die für jeden Stand im gegenseitigen Verhältniß nach eignen Gesetzen zugeschnitten waren, glücklich

ohne ein Fehlchen abgemacht, und in zwei großen Lehnstühlen Platz genommen hatten, räusperte sich Ehrenhold und begann also: „Mein werthgeschätzter Meister Adam, es ist mir zu Ohren gedrungen, daß Euer einziger Sohn der künftige Erbe Eures Geschäfts und Eures Namens, der Fortpflanzer Eures ehrbaren Geschlechts, sich mit der Tochter des Zainschmieds Ephraim verlobt und im Sinne habe, sich binnen kurzen ehelich mit ihr zusammen zu thun. Sagt mir demnach an, lieber Meister, ich bitt' Euch sehr darum, ist dem also und hab' ich die Wahrheit vernommen?" —

„Freilich ist es so, hochwürdiger Herr Pfarrer; zu meinem großen Herzeleid ist es Wahrheit, was Ihr vernommen habt. Mein Heinrich hat sich mit der Lene verlobt, und will zu Ostern Hochzeit machen."

„Und Ihr sagt zu Eurem Herzeleid? Das reimt sich ja schlecht zu Verlobung und Hochzeit."

„Ach der Junge hat mir die Einwilligung abgezwungen. Ich war hart dawider und habe bis jetzt keinen Wohlgefallen daran, werde wohl auch niemals welchen bekommen. Aber was wollt' ich machen! Der Heinrich ist mir lieb, hat was Tüchtiges gelernt, hat Kopf und Herz auf dem rechten Flecke, führt sich gut auf, greift zu wo's gilt, und vor allem: er ist mein einziger Sohn. Nun er gab gute Worte und ließ mit Bitten und Betteln nicht eher nach, bis ich in den sauern Apfel biß und gute Miene zum schlechten Spiel machte."

„Was hattet Ihr denn eigentlich gegen die Jungfer Lene? Warum steht sie Euch so wenig zur Schwiegertoch-

ter an, daß Ihr nur mit großem Leidweſen Eure Einwilligung zu dieſer Verbindung gabt?“

„Obgleich wir vor Gott alle gleich ſind im Himmel und auf Erden, wie ich wohl weiß und mir deſſen ſtets erinnerlich bin: ſo kann ich mir doch auch nicht abläugnen, daß vor der Welt ein Unterſchied ſtatt finden muß. Potz Tauſend, was ſollte das werden, gält Einer ſoviel wie der Andere! Der Unterſchied erhält die Ordnung. Nun kann ich Euch wohl geſtehen, hochwürdiger Herr Pfarrer, daß ich mir mit Ehrlichkeit und ſaurer Arbeit ein artiges Kapitälchen erworben habe; Ihr werdet mir auch zugeben, daß ich ein angeſehener Mann in der Stadt bin; meine Mitbürger halten was auf mich, das beweißt, daß ſie mich einſtimmig zum Schöppen und Steuer-Einnehmer erwählt haben; der Herr Amtmann hält auch große Stücke auf mich und mein Wort gilt viel bei ihm; und der regierende Herr Graf, der mir vor vier Jahren nach glücklich vollendetem Guß ſeiner Schloßglocke dieſe ſchöne ſilberne Doſe verehrte, gedenkt meiner mit Höchſtdero Frau Gemalin freundſchaftlichſt, ſo oft die Glocke geläutet wird, und die Frau Gräfin läßt mir je zuweilen einen ſchönen Gruß vermelden, und mich auf das Schloß entbieten. Alles dies zuſammengenommen wohl überlegt und bedacht, hatt' ich ſtets die Meinung, mein Heinrich könne einmal an irgend einer der vornehmſten Thüren in der Stadt anklopfen, und ihm werde aufgethan werden. Es war dies ſo eine Lieblingsidee von mir geworden, durch ſeine Verheirathung den Glanz meines Namens noch

mehr zu heben, und ich denke ja nicht, daß dieß eine Sünde ist."

„Keineswegs mein liebwerthester Meister Adam," schaltete der Pfarrer ein.

„Nun denkt Euch, Hochwürdiger, daß ich keinen schlechten Aerger hatte, als mir der verwetterte Junge mit Ephraims Lenen angeflogen kam. Ich denke ich soll bersten vor Grimm, all meine schönen Luftschlösser so zerstieben, all meine Pläne und Hoffnungen so ins Wasser fallen zu sehen. Aber was hat's geholfen, das Vaterherz trug am Ende doch den Sieg davon. Gegen die Lene hab' ich weiter nichts. Sie ist zwar blutarm und ihr Vater nur ein Hintersasse, aber sie ist ehrlich und brav, hat einen unbefleckten Ruf und —"

„Wenn ich Euch aber nun überzeugte, daß das Letztere nicht der Fall ist, daß kein Mensch einen schlechtern Ruf haben kann, als der Zainschmied Ephraim mit Frau und Kind, was würdet Ihr dann thun?"

„Um Christ, unsern Erlöser!" rief der Glockengießer entsetzt zurückfahrend. „Was haben Eure Worte zu bedeuten, Herr Pfarrer?"

„Es ist meine Pflicht, Euch heute schon reinen Wein einzuschenken, damit Euch's morgen nicht überrascht. Der Zainschmied hat mit Frau und Tochter sündig an Gott und seiner Kirche gefrevelt und alle drei müssen morgen öffentliche Kirchenbuße thun, und solches drei Sonntage hinter einander."

Der Glockengießer war bleich und zitternd aufgesprun-

gen, und rief, den Pfarrer mit großen, aus ihren Höhlen gräßlich hervorquellenden Augen ansehend: „Christ unser Herr! was haben die Menschen verbrochen?“

Der Pfarrer schob den bestürzten Glockengießer wieder in den Stuhl zurück, und erzählte, nicht ohne giftige Salbung, den Vorfall, welcher, seiner Meinung nach, eins der größten Verbrechen auf Erden sein sollte. „Was gedenkt Ihr nun zu thun, Meister Adam?“ schloß er den bösen Bericht.

„Das ist wohl jetzt keine Frage mehr,“ versetzte der Meister. „Eine mit Schimpf und Schande beladene Verbrecherin, eine Büßerin kann keines ehrlichen Mannes Frau werden, am wenigsten die meines Heinrichs. Ja und wenn Lene auch schuldlos wäre, und ihre Eltern hätten allein den Heiland der Welt geschändet, so würd' ich doch eher all mein Hab und Gut daran setzen, als meinen ehrlichen Namen durch solchen Schandfleck besudeln lassen.“

„Das ist auch meine Meinung,“ versetzte der Pfarrer. Doch wird Euer Sohn dieselbe haben?“

„Stille! der Junge darf heute nichts davon erfahren, sonst fängt er einen sündlichen Lärm an, und ist nicht zu bändigen; denn er ist in das Mädchen vernarrt, daß ich oft nicht anders meine, als sie hat's ihm durch Hexerei angethan. Morgen in der ersten Frühe aber bricht er auf, um die neue Glocke in Walddorf aufzuhängen und einzuläuten und erst den Montag Abend kehrt er zurück. Dann gebietet ihm sein eigenes Ehrgefühl schon, sich ruhig zu verhalten und geduldig zu ertragen, was nicht zu ändern ist.“

„Schickt ihn mir nur gleich nach seiner Ankunft hierher, lieber Meister, ich will ihm schon ins Gewissen reden, daß er alle thörichten Gedanken fahren läßt.“

„Ach Gott, wertheſter Herr Pfarrer, auf was für Art soll ich Euch das vergelten? Ihr verdient den Himmel allein an mir und meinem Sohne.“

„Denkt nicht, daß ich dabei stehen bleiben will, Meister Adam. Wir müssen Eures Heinrichs Blicke zugleich auf ein anderes schmuckes Jüngferlein lenken, von der Ihr und er mehr Ehre haben soll, als von der Lene; und durch eine neue Liebe wird er die alten Possen am ersten und schnellsten vergessen.“

„Und wen meint Ihr, hochwürdiger Herr?“

„Ei des Rathsherrn Trautvetters ältestes Töchterlein, die schöne Gertrude. Was sagt Ihr zu der, Meister Adam?“

Des Glockengießers Gesicht verklärte sich plötzlich und nahm immer mehr einen schmunzelnden Ausdruck an. „Wie?“ stammelte er halb verlegen, gleichsam als traue er seinen Ohren nicht, „die Gertrude? Die reichste, schönste und vornehmste Jungfer in unsrer Stadt? Würde das Herr Trautvetter zugeben? So hoch, das gesteh' ich Euch, hab' ich nie hinaus gewollt.“

„Desto besser. Was die Sache selbst betrifft, so laßt mich machen. Mein Wort gilt viel bei Herrn Trautvetter und ich könnte Euch ohne weiteres die Gertrud für Euren Heinrich zusagen, wenn ich vergewissert wäre, daß auch er damit zufrieden und über unsre Wahl nicht ungehalten sei.“

„Ob er will? Herr Pfarrer, der Junge müßte ja blind, stockblind sein, und dazu noch den Verstand verloren haben, wenn er nicht mit beiden Händen zugriffe. Solch ein Glück ist uns ja nicht im Schlafe eingefallen. Gibt's ein schöneres Mädchen in der Stadt? Nein! Gibt's ein reicheres? Nein! Gibt's ein vornehmeres? Nur die Amtmannstochter. Und in welche Verwandtschaft kämen wir. Der Amtmann, der Amtsschreiber, der Oberförster, der Bauverwalter und was weiß ich alles erst in der Residenz. Herr Pfarrer, ist es denn wirklich Euer Ernst, oder wollt Ihr mir nur auf den gehabten argen Schreck eine süße Pille geben?"

„Was denkt Ihr von mir, Meister? Vertrüge sich solch unlauterer Scherz wohl mit der Würde meines Amtes, und hab' ich die jemals verletzt? Hier geb' ich Euch meine Hand darauf, Euer Heinrich wird Gertrudens Mann, in vier Wochen, wenn Ihr wollt."

„Englischer Herr Pfarrer, ich wäre ja der glücklichste Mensch und wollte in den Opferstock eine Spende legen, wie er noch keine gefaßt," rief der Glockengießer und preßte des Pfarrers Hand heftig.

„Legt die Gabe nur in meine Hand," sagte Ehrenhold, „da ist sie besser aufgehoben, als im Opferstock."

„Wie Ihr wollt, Hochwürdiger. Rechnet auf meinen größten Dank für Eure beispiellos gütige Verwendung. Doch jetzt will ich nach Hause, um meinen Jungen diesen Abend noch so zu beschäftigen, daß er mir nicht fort zu den Höllenbraten kann. Erfährt er die saubere Geschichte

nur diesen Abend nicht, so haben wir nichts mehr von ihm zu befahren."

Man nahm mit allen Ceremonien wieder Abschied von einander; der Pfarrer begleitete den Meister freundlich sogar die Treppe hinab, eine Ehre, die sonst nur Standespersonen widerfuhr; dafür wußte sie Meister Körner auch um desto höher zu schätzen.

Raschen Schrittes wandelte er nach der Werkstatt hinauf, und sein sonniges Gesicht verkündete allen Gesellen ein frohes glückliches Ereigniß und versprach ihnen einen heitern Sonntag.

„Mit der Walddörfer Glocke müssen wir Ehre einlegen, Kinderchen, rief er ihnen zu; „drum frisch daran! Sie ist noch lange nicht blank genug. Seht hier die Engelsgesichter am Helme müssen weit freundlicher aussehen; der Reimspruch muß schärfer hervortreten, unten der Ring muß besser kantirt sein. Da ist noch viel zu machen, Heinrich. Und doch muß die Glocke morgen um acht Uhr schon baumeln, und die liebe Christenheit in Walddorf um neun Uhr zum Michaelisfeste rufen. Heut müßt Ihr dran, Kinder; morgen und auf den Montag habt Ihr Feiertage. Frisch! Jeder von Euch erhält heute noch drei Maß Wein und eine Bratwurst außer dem Abendbrot, und morgen geb' ich jedem einen Gulden extra in die Tasche."

Die Gesellen, höchlich verwundert über die ganz ungewohnte splendide Freigebigkeit des Meisters, griffen noch rüstiger an, und immer heller und schöner wurde die Glocke unter den Hammerstrichen und dem Steinwetzen der frohen Arbeiter. Bald hatte jeder seine Flasche neben sich stehen

ſtehen und die vom Meiſter und ſeinem Wein auf ſie übergegangene Heiterkeit ſuchte bald in luſtigem Geſang einen Ausweg. Nur Heinrich blieb verdrüßlich und ſtimmte nicht mit in die Lieder ein, nur er ſah ſehnſüchtig immer nach dem Berge, dem die Sonne eben ihren Abſchiedskuß auf das Haupt drückte, und dachte mit Schmerzen daran, daß er Lenchen dieſen Abend nur kurze Augenblicke zum Abſchiedsgruße widmen könne. Als aber der Abend hereinbrach und der Vater immer eigenſinniger und kricklicher hinſichtlich der Glocke wurde und bald dies bald jenes noch anzuordnen hatte, da hätte Heinrich vor Ungeduld lieber zum Geſange ſeiner Mitgeſellen geweint. Längſt hatte die Feierſtunde geſchlagen, und noch war an kein Fertigwerden zu denken. Die Glocke war ſchöner polirt, als irgend eine, welche aus Körners Werkſtatt hervorgegangen, und Heinrich fand ſeines Vaters wunderlichen Eigenſinn, mit noch wunderlicher Fröhlichkeit gepaart, ganz unbegreiflich. Endlich verſuchte er es, dem Alten Vorſtellungen zu machen und verlangte von Lenchen Abſchied zu nehmen, da er doch zwei Tage entfernt bleibe.

„Was da, Kind; die Arbeit geht vor," verſetzte Jener. „Wir müſſen nachher die Glocke noch auf den Wagen laden und gut packen; Du weißt, daß ich das Niemandem lieber überlaſſe als Dir, und zumal jetzt kommt was drauf an. Die Berechnung iſt auch noch nicht gemacht und Du mußt ſie nachher noch aus dem Buche ziehen; denn meine Krakelfüße kann kein Menſch leſen. Und ein Paar Stunden mußt Du doch auch ſchlafen; denn Punkt zwei Uhr morgen früh geht die Fahrt fort. Den Abſchied von der

kene kannſt Du den Montag Abend nachholen. Trink Deinen Wein, und ſei fröhlich mit den Fröhlichen. Biſt Du ſo ein Weibernarr, daß Du um eine nicht bei der Dirne zugebrachte Stunde den Kopf hängſt? Das wird ein ſchönes Pantoffelregiment werden! Pfui! Schäme Dich! Trink Deinen Wein; ſpute Dich und ſei heiter.“ Damit trank er dem verſtimmten Sohne ſelbſt zu, und dieſer ſah ſich, von allen Seiten gedrängt, endlich genöthigt der Flaſche auch zu zuſprechen. Der Wein verſcheuchte auch ſeine Grillen etwas, und als er erſt den Vorſatz gefaßt, ſeinem Lenchen doch heimlich noch ein Paar Minuten zu ſchenken, die er ſich vom kurzen Schlaf abbrechen wollte, da wurde auch er aufgeräumt, und ſtimmte zu ſeines Vaters Freude, ſogar mit in die Lieder der Geſellen ein.

Schon hatte es unten in der Stadt von den Thürmen zehn gebrummt, als die Glocke auf dem Wagen lag und Heinrich mit der Rechnung und allen Geſchäften, die ihm ſein Vater aufgebürdet hatte, fertig war. Zu ſeiner Verwunderung war der Alte gegen alle Gewohnheit in der Werkſtatt geblieben und ſchien auf Heinrich zu warten. Die Begleitung ſeines Vaters konnte ihm nur unangenehm ſein; er ſchlich alſo unbemerkt zur hintern Thüre hinaus und erſtieg raſch die Berghöhe, welche die Glockengießerei vom Zainhammer trennte. Bald ſtand er oben. Tief unter ihm rauſchte das Waldwaſſer dumpf und hohl. In der Stadt zu ſeiner Linken ſchimmerte noch manches einſame Lichtchen; im Zainhammer war alles todtenruhig; in Ephraims Hütte konnte er keinen Lichtſchimmer entdek-

ken. Die Nacht war finster und der Himmel mit drohenden Wolkenmassen bedeckt. Doch aufgeregt von Wein und Sehnsucht nach der geliebten Magdalena kümmerte sich Heinrich nicht um die Außenwelt. Er hatte nur das niedrige Häuschen im Auge, welches ihm durch die Nacht entgegen dämmerte, und auf dem wohlbekannten Bergpfade stieg er an Büschen und Bäumen sich haltend die schroffe Höhe hinab nach dem Zainhammer. Als er über den Steg ging, murmelte es im tiefen Wasserkessel unter ihm so sonderbar unheimlich, und die Glocken der Dreifaltigkeitskirche verkündeten mit elf langtönenden Schlägen die Geisterstunde. Ein kalter Schauer überlief den Jüngling; doch er schlug sich das widrige Gefühl aus dem Sinne und klopfte leise an das Fensterchen der Hütte, durch welches kein Strahl ihm entgegen leuchtete. Des ohngeachtet wurde es sogleich zurück geschoben und Magdalenens Engelsgesicht sichtbar. „Bist Du's noch, Heinrich?" flüsterte ihre Stimme mit einem vergebens unterdrückten schmerzlichen Tone. „Ich glaubte, Du würdest nun gar nicht mehr zu uns kommen."

„Freilich ist's spät geworden," versetzte Heinrich, den wahren Sinn ihrer Rede nicht entfernt ahnend. „Ich kann auch nur einige Minuten bleiben, aber Abschied muß ich doch von meinem Lenchen nehmen. Ich hätte es ja nicht übers Herz bringen können, ohne solchen morgen nach Walddorf zu gehen."

„Du gehst nach Waldorf?" unterbrach Magdalena den heiter plaudernden Jüngling rasch.

„Ja wohl um Zwei Uhr bin ich schon auf den Beinen.

Wir haben heute entsetzlich viel Arbeit gehabt und ich bin den lieben ganzen Tag nicht aus der Werkstatt gekommen, damit die Walddörfer Glocke fertig werde. Nun liegt sie gut gepackt auf dem Wagen."

„So weißt Du noch nicht —?" fragte das Mädchen ängstlich und stockte dann plötzlich.

„Was? Ich weiß nichts! Was soll ich wissen? Sag' schnell! Deine Stimme zittert und klingt so trübe. Du hast geweint, ja gewiß geweint, Lenchen; ich hör' Dir's an. Was ist Dir begegnet? Was soll ich wissen?"

„Daß mein Vater — — — krank ist," sagte Magdalena stockend.

„Krank! Ich weiß kein Wort davon. Nun schicke nur gleich zum Arzt; ich will Alles bezahlen. Es wird doch so schlimm nicht mit ihm sein. Aengstige Dich nicht, mein Täubchen."

„Ach wohl ist's schlimm mit ihm."

„Wirklich? Nun was fehlt ihm denn?"

„Ach ich kann Dir's nicht sagen. Wann kommst Du zurück?"

„Auf den Montag Abend."

„Nun da wirst Du's erfahren, guter Heinrich. Jetzt geh' zu Bette, damit Du ein wenig schläfst; ich danke Dir für Deinen Besuch."

„Schläft Dein Vater?"

„Er schläft!" seufzte sie.

„Und die Mutter?"

„Sie schläft auch."

„Du biſt ſo ſchwermüthig.“

„Ich will auch ſchlafen, lieber Heinrich. Geh' nach Hauſe, es iſt ſchon ſehr ſpät.“

„Du biſt ſo kalt gegen mich.“

„O Gott! Nein! Aber geh' Heinrich.“

„Willſt Du mir nicht einen Abſchiedskuß geben?“

„Laß es doch, beſter Heinrich. Doch nein, komm, ich will Dir einen langen innigen Abſchiedskuß geben. Du haſt recht. Komm! Leb' wohl, Heinrich! Gott ſchütze Dich! Noch einen recht innigen. So! Leb' wohl!“

„Du biſt ſo feierlich, Mädchen, als müßten wir auf ewig ſcheiden.“

„Wer weiß.“

„Haſt Du nicht wunderliche Gedanken.“

„Kennſt Du das ſchöne Lied nicht: Wer weiß wie nahe mir mein Ende, wie nah mir Tod und Grabmal iſt! Heute roth, morgen todt. Ich könnte ja morgen ſterben, und Du mich nicht wieder ſehen.“

„Aengſtige mich nicht mit Deinen ſchaudervollen Einfällen. Du drückſt meine Hand ſo heiß.

„Du haſt keinen Ring von mir daran. Du weißt ja, daß ich zu arm dazu bin. Deſto heiliger iſt mir der Deinige, den ich nie vom Finger thue. Doch nun, gute Nacht, Heinrich! Leb' wohl!“

„Gute Nacht, ſüße Braut! Denk' fleißig an mich.“

„Gute Nacht! — — —“

Das Fenſter klappte zu. Heinrich ging mit wunderlichen ihm unerklärlichen Gefühlen kämpfend, nach ſeiner

Wohnung. Aengſtlich harrte der Vater ſein. Doch kaum hatte er des Sohnes Geſicht geſehen, als er ruhiger wurde und ſich ohne weiteres Reden auf ſein Lager ſtreckte. Heinrich that daſſelbe. Aber grauſige Phantaſiebilder ſuchten ihn heim und marterten ihn, der immer in einem peinlichen Zuſtand zwiſchen Schlafen und Wachen ſchwebte, daß er endlich erſchöpft aufſprang, ſich ankleidete und Befehl zum Aufbruch gab. Noch lichtete kein morgentlicher Strahl den Oſten, als er ſchon, mit Stock und Reiſetaſche verſehen, über die Berge ſtieg und von der Scheide derſelben ſeinen Lenchen noch einen Kuß herab ins Thal warf.

Fünftes Kapitel.

Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn,
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.
Die Glocke von Schiller.

Der Sonntag Morgen klopfte an die Stubenthür der ruhigen Bürger und war überall ein gar willkommener gern geſehener Gaſt. Aber in der kleinen Hütte des Hammerſchmiedes erblickte man den ſonſt ſtets ſo freudig begrüßten mit der Angſt und dem Entſetzen der Verzweiflung. In ſtarrem Dumpfſinn lag der alte Ephraim auf dem har-

ten Holzbette, er hatte die Nacht über kein Auge geſchloſſen und kein Wort geſprochen. Auch jetzt als Mutter und Tochter ſich vom Strohlager erhoben und ihr die Nacht über anhaltendes Schluchzen nun in lautes Weinen und Stöhnen ausbrach, regte ſich Ephraim nicht, ſondern ſtarrte immer wie gedankenlos an die Wand. Sein Anblick war gräßlich. Der furchtbarſte Kummer hatte in der einen Nacht die letzte Kraft des Greiſes gebrochen; ſeine Augen, ſonſt frei und freundlich hervorquellend aus dem ſchön geformten, kraftkündenden Kopfe, lagen jetzt tief und glanzlos darin, die Wangen waren eingefallen, und über das ganze, edle Geſicht hatte ſich ein ungeheurer Schmerz mit all ſeinen Bundesgenoſſen gelagert. Das ſpärliche graue Haar hing ihm verwirrt um den Scheitel, die Arme waren ſchlaff vom Lager gefallen; er lag wie ein Menſch, der mit der Welt ſeine Rechnung abgeſchloſſen und ſich um nichts Irdiſches mehr kümmern mag. Annagrethe und Magdalena hatten ſich die Augen dick und roth geweint, daß ſie kaum daraus zu ſehen vermochten und unter endloſem Jammer vollendeten ſie ihren Anzug. In der Mutter Herzen lebte noch ein Strahl von Hoffnung und ſie ſagte zur untröſtlichen Tochter, die in ſalziger Thränenfluth ſich badete und die Hände wund rang: „Weißt Du was ich glaube! Der Herr Pfarrer wird's nicht ſo ſchlimm mit uns vorhaben und uns die Kirchenbuße wirklich thun laſſen, dazu iſt er zu gutmüthig. Nachbar, wenn wir mit reuigem und wehleidigem Gemüth vor ihm erſcheinen, wird er uns die harte Strafe erlaſſen.“

„Halte dieſe Hoffnung feſt, liebe Mutter," verſetzte Lenchen; „wo noch eine Hoffnung iſt, da kann ſich das Bleigewicht des Entſetzens nicht ſo an die Füße hängen, daß man ſie kaum erheben kann. Hoffe auch für mich mit; denn ich vermag es doch nicht. Wenn ich wüßte, daß es gleich mit mir in den Tod ginge, ſo würde ich ruhiger und heiterer ſein; aber allein müßte ich ſterben hier auf unſerer Stube; wenn ich nachher vor Schaam und Schmerz in der Kirche ſterbe, ſo hab' ich ja die Schande ſchon hin."

„Ja ſterben!" ſeufzte Ephraim tief auf, und Mutter und Tochter ſchraken zuſammen vor dem gräßlichen Tone, mit welchem er die Worte ausſtieß.

„Und Heinrich wird gewiß nicht zugeben, daß Du die Buße thun mußt," tröſtete die Mutter wieder. „Sein Vater iſt Schöppe, ein kluger, wohlberedter und angeſehener Mann. Dem koſtet's nur ein Paar Worte beim Herrn Pfarrer, und wir ſind der Angſt ledig. Und Heinrich — ich kenn' ihn — bietet gewiß Alles auf, was in ſeinen Kräften ſteht, um das Schreckliche zu verhindern. Wie oft hat er mir geſagt, er wolle uns mit Gut und Blut dienen, wenn's Noth wäre. Er iſt ehrlich und brav und wird ſein Wort halten und uns arme Leute nicht im Stich laſſen."

„Heinrich?" fragte Magdalena kleinlaut. „Nun ja vielleicht."

Eine große Stille trat wieder ein, die Zeit flog hin und die Angſt ſtieg von Minute zu Minute in Lenchens Bruſt. Da ertönte der erſte Glockenſchlag von den Dreifaltigkeitsthürmen und das einfache Geläute — es konnte

wegen der groſsen zerſprungenen Glocke nur mit den zwei noch übrigen kleinen geläutet werden — hallte traurig durch das Thal. Magdalena fuhr heftig zuſammen, der Ton drang ihr durch Mark und Bein und faßte ihr eiskalt ans Herz. Mit jedem Glockenſchlag ſtieg ihre Bruſt in fürchterlichſter Angſt ſchnell und ſchneller auf und ab, ihr Geſicht überglühte Fieberhitze, Arme und Beine zitterten ihr bald, bald wurden ſie vom heftigſten Froſt geſchüttelt, ja zuweilen dunkelte es ihr vor den Augen und jeden Augenblick meinte ſie nicht anders, als die Sinne müßten ihr ganz vergehen.

Aber ſchon war das erſte Geläute vorüber; die Familie war mit Beginn des zweiten in des Küſters Wohnung beſtellt und ſo war denn keine Zeit mehr zu verlieren.

„Vater, wollt Ihr Euch nicht ankleiden?“ fragte Lenchen zum Alten gewendet mit mühſam errungener Faſſung.

„Nun hole mir meine leinene Jacke herbei,“ verſetzte er monoton, „ich habe ja keinen Sonntagsrock. Und der Mangel des Rocks iſt ja am ganzen Unglück ſchuld.“

Da brachen Lenchen die Thränen wieder ſtromweis hervor; ſie glaubte in Jammer vergehen zu müſſen.

„Wir wollen nicht zuſammen gehen.“ fuhr Ephraim fort, „und in meiner Jacke kann ich ohnedies nicht mit Euch bis zum Küſter wandern. Des Aufſehens würde gar zu viel ſein. Deshalb geht Ihr voran; ich will mich hinter der Stadt wegdrücken und bald bei Euch ſein.“

„Ach Vater, es wäre mir doch lieber, Ihr ginget gleich mit. Glaubt mir, es wäre mir eine Erleichterung.“

„Nein, nein Lene! Ich muß meinen Weg allein gehen,“ fuhr er sie rauh an. „Ich will so und Du gehorchst nun und gehst mit der Mutter voraus.“

„Nun in Gottes Namen denn! Steh' uns der Herr bei, den sie die Dornenkrone aufgesetzt, einen Purpur umgethan und gegeißelt und verhöhnt haben,“ sagte Lenchen und machte sich zum schweren Gange fertig.

„Amen!“ setzte Ephraim kaum vernehmlich hinzu. Seine Lippen bebten und sein Auge irrte unstät von seinem Weibe zur Tochter und von dieser zu jener.

Die Frauen schwankten hinaus und nach der Stadt zu. Ephraim blickte ihnen nach, so lang er sie mit den Augen erreichen konnte. Dann warf er sich auf die Knie nieder, faltete die knöchernen Hände krampfhaft zusammen, blickte durch das geöffnete Fenster in den blauen Himmel hinauf und betete lang und innig, und betete brünstig und stumm; und über sein Gesicht zuckte es noch einmal wie der letzte Krampf wüthigen Erdenschmerzes, dann verbreitete sich die Ruhe und der Friede des Himmels darüber. Nun erhob er sich, verließ die Hütte, ging hinüber nach dem Hammer und beobachtete von da die Straße. Nach kurzer Zeit war sie, so weit er sehen konnte, menschenleer. Rasch öffnete er das Thürchen, welches zum Wasserrad führte, und sprang in den tiefen Wasserkessel hinab, daß der milchweiße Schaum hoch über ihm zusammenschlug. Dumpf murmelte es im schwarzen Schlund, dann wurde es still. Nur das einförmige Rauschen des herabstürzenden Gewässers ließ sich

hören, und von der Stadt herab weinten die Glocken ihr melancholiſches Lied.

Sechstes Kapitel.

Dem Schickſal leihe ſie die Zunge;
Selbſt herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite ſie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechſelvolles Spiel.
Die Glocke von Schiller.

Und immer klagender hallte der [illegible]n no[illegible] unverſehrten Glocken Geläute, gleichſam als hätte das Metall Leben, Herz und Gefühl gewonnen für die Entſetzensſchauder zweien faſt brechenden unſchuldigen Herzen, die ſich der Schlachtbank des rohen Fanatismus und der unter ſeinem Deckmantel mit lüſternen Blicken hervorlauſchenden rohen Sinnlichkeit geduldig nahten, und ſich ihren geiſtlichen Henkern um Gotteswillen auslieferten, wie Lämmer ihrem Würger. Es war ſchon furchtbare Marter für die beiden nach des Küſters Wohnung ſich verfügenden Frauen, daß ihnen die Leute auf der Straße mit ſcheuen Blicken auswichen und ſich zur Seite ſtellten, ſich in die Ohren flüſterten, verſtohlen nach ihnen hindeuteten und dann truppweiſe zuſammenſtehend ſie mit den Augen verfolgten. Auch klangen die Fenſter rechts und links und manches mißgünſtige Bürgersweib, das

den hübſchen reichen Glockengießer gern für das Töchterlein gefangen hätte, manches häßliche Jungferngeſicht, welches Magdalenen lange ſchon um ihre Schönheit beneidet, mancher liederliche Geſelle, der ſeine ſchlechten Pläne auf Ephraims Armuth gebaut, aber an Lenens reiner Tugend gleich beim erſten Verſuch ſo abgeprallt war, daß er keinen zweiten gewagt hatte, manches ſchadenfrohe Herz, und mancher Sünder, welcher in der vermeintlichen Sünde dieſer Reinen Beruhigung und Beſchönigung ſeines eignen Lebenswandels fand, ſahen hohnlachend auf die zerknirſchten Büßerinnen herab. Der ſaure Gang war vollendet, aber was ſtand ihnen noch bevor! Der Küſter Bornſchein empfing ſie ſehr ceremoniös; er war ſchon in voller Amtstracht. Die Stube war zwar menſchenleer, aber in der daran ſtoßenden Kammer vernahm Lenchen Geräuſch und Geflüſter und bemerkte bald, daß ſämmtliche Kinder des Küſters, die Frau Diakonus nicht ausgenommen, nebſt einem halben Dutzend Nachbarsfrauen und Geratterinnen abwechſelnd durch die Klinſe lauſchten und die Unglücklichen beobachteten.

„Wo iſt Ephraim?“ donnerte der Küſter die zitternden Weiber an.

„Er wird gleich kommen,“ antwortete Lenchen mit bebender Stimme. „Er hat keinen Sonntagsrock und geht in ſeiner Leinenjacke hinter der Stadt weg.“

„So könnt Ihr Euch einſtweilen auskleiden. Ihr wißt, daß man bei der Kirchenbuße barfuß erſt vor der Kirchenthüre, dann, wenn der Gottesdienſt begonnen hat, vor dem Altar in der Kirche knieen muß. Die Hauben müßt Ihr

benfalls abthun, denn ihr bekommt Strohkränze auf den Kopf. Vor der Kirchenthür kniet Ihr alle drei in einer Reihe, zuerst Ephraim, dann Ihr, Annagrethe, und zuletzt Du, Lene. Jedes erhält eine gelbe brennende Kerze in die linke Hand, denn so will es der Gebrauch, von dem wir auch kein haarbreit abgehen dürfen. Die rechte Hand aber streckt Ihr nach jedem Vorübergehenden aus und fleht ihn an, Euch Eure großen Sünden zu vergeben. Nun wer Euch die Hand nicht zur Vergebung reichen will, kann's auch lassen; Niemand ist dazu gezwungen. Der hohen Geistlichkeit, zu welcher ich zu gehören die Ehre habe, sowie dem hochlöblichen Stadtrath bis zum Stadtdiener herab müßt Ihr aber die Füße küssen und die Herren kläglich um Verzeihung bitten; denn also verlangt's der kirchliche Gebrauch. Und Usus est tiro, wollt ich sagen Tyrus.

Aber wo bleibt denn nur Euer Alter?" setzte er zu der mit Pathos gegebenen Instruktion bedenklich hinzu.

„Ich weiß es nicht!" versetzte Annagrethe in Todesangst; denn die Rede des Küsters hatte ihr das letzte Fünkchen Hoffnung geraubt. Magdalena aber vermochte gar nicht mehr zu antworten. Das Zimmer flog mit allen Gegenständen in wildrollenden Kreisen vor ihren brennenden Augen vorüber; wirre Strahlen, vielfarbig schimmernd und jeden Moment die Farben wechselnd, schossen bündelweis auf sie los, in ihrem Kopfe sauste es wie stürzende Wasserräder, vor ihren Ohren klang's wie dumpfe sinnverwirrende Laute, gleich Tönen, welche Schläge an Metallplatten hervorbringen, ihre Beine zitterten, daß sie sich kaum

erhalten konnte, ihr Busen hob sich fieberisch bewegt, und die Adern auf den Händen waren ihr dick aufgeschwollen. Mit den Sinnen vermochte sie gar nichts mehr zu fassen, und kaum hatte Bornschein die Frage nach ihrem Vater gethan, als sie, indem sie überlegen wollte, wo er wohl bleiben könnte, dieselbe schon wieder vergessen hatte.

„Er wird doch nicht? —“ brummte der Ehrenmann vor sich hin, und ging in die Kammer, um einen Boten nach Ephraim auszuschicken. Hierauf kehrte er zurück und sagte zu Magdalenen: „Strohkränze und Fackeln liegen auf dem Hinterboden, komm mit mir, um sie zu holen.“

Mechanisch folgte das unglückliche Mädchen dem kleinen gravitätisch voranschreitenden Manne. Als sie allein in der einsamen Bodenkammer waren, legte der ehrwürdige Kirchendiener plötzlich die gestreifte Amtsmiene ab, schlang seinen Arm vertraulich auf Leuchens Schulter und sah ihr ins Gesicht. „Nun sieh, Stärkepüschen,“ begann er süß, „wie weit Du's mit Deiner Hartherzigkeit gegen mich gebracht hast! Merkst Du, wie weit mein Arm reicht und wie schwer er auffällt? Nun ich hoffe, du wirst nun mürbe sein, und mein sehnsüchtiges Schmachten nach Deinem Liebesgenusse nun nicht mehr so spröde von Dir weisen. Du weißt, mein Kind, ich bin Dir herzlich gut, ja ich liebe Dich über alle Maßen und Du kommst mir Tag und Nacht nicht aus dem Sinne. Solche Liebe und treuliche Anhänglichkeit ist doch wohl der Belohnung werth? Steht doch in der Bibel: Liebet, die Euch hassen, soll man also nicht vielmehr diejenigen recht zärtlich lieben, von denen man so

feurig geliebt wird, wie Du, mein ſüßes Täubchen, von mir? Du mußt Dir's ja ſogar für eine große Ehre und ein Glück ſchätzen, alſo von mir geliebt zu werden. Was braucht denn die Welt zu wiſſen, wie wir zuſammen ſtehen? Es ſteht Keinem an der Stirn geſchrieben, was er und wie er's treibt. Die neidiſche Welt gönnt einem ſo nichts Gutes und deßhalb genießen wir unſer Glück heimlich und ſtill für uns. Und wie lange wird's dauern, ſo fährt meine Alte ab; ſie laborirt ja, wie Du weißt, ſchon drei Jahre an der Auszehrung, und dann führ' ich Dich heim, mein Schätzchen, und theile mein Ehebette mit Dir. Du wirſt eine angeſehene, ehrbare, ſtattliche Frau, und kein Menſch ahnt, daß wir früher ſchon Kirſchen von einem Baume gepflückt und hat auch gar Niemand was danach zu fragen; denn es iſt unſre Sache und kein Anderer hat ſich was drum zu ſcheeren. Der junge Laffe, der Glockengießer, heirathet Dich doch nicht; das kann ich Dich verſichern. Er will nur ſeinen Spaß mit Dir haben und führt Dich, wenn's zum Treffen kommt, an der Naſe. Nun Püppchen, willſt Du mich glücklich machen und von mir glücklich gemacht ſein, ſo ſchlag ein, und alles iſt gut. Du gehſt mit Deiner Mutter wieder heim. Ihr thut keine Kirchenbuße, und für das Uebrige laß mich ſorgen. Ich will's ſchon verantworten und Ihr ſollt auch eine öffentliche Ehrenerklärung von der Kanzel herab drei Sonntage hintereinander in der Früh- und Nachmittagskirche erhalten. Nun? — — —“

Er hielt Ihr die Hand dringend hin, aber ſie —

ſchlug nicht ein, ſondern ſtieß ihn vielmehr vom tiefſten Abſcheu bewegt, von ſich. Der neue beiſpiellos freche Angriff auf ihre Tugend hatte ihr plötzlich all ihre moraliſche Kraft wiedergegeben. Leider dauerte die Anſpannung derſelben nicht lange. „Gebt mir die Strohſtränze und die Fackeln!“ rief das Mädchen aufgerichtet in einem gebietenden, ja drohenden Tone, und der Küſter bebte zuſammen und ſtand einen Augenblick verblüfft. Doch ſich faſſend bemühte er ſich, gute Miene zum böſen Spiel zu machen und ſagte grinzend: „Laß doch die Larve fallen, Teufelchen! Stell' Dich doch nicht ſo ungeberdig. Ich weiß ja doch, daß Du keine Tugendheldin biſt und halbe Nächte mit Heinrich Körner auf dem Lotterbette zubringſt. Ich wehre Dir's ja nicht, Närrchen; kannſt ihn neben mir immer noch haben. Für jede Schäferſtunde erhälſt Du von mir zwei Gulden, das zahlt Heinrich gewiß nicht.“

„O Du alter, frecher, nichtswürdiger Schandkerle! Scheuſal, geh' mir aus den Augen!“ kreiſchte Lehnchen außer ſich vor Zorn und ſpie dem Küſter ins erbleichende Geſicht. „Mir dieſe Schmach anzuthun, mir!“ fuhr ſie fort und ein heftiger Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen. „Iſt denn kein Gott mehr im Himmel, welcher ſich der gekränkten Unſchuld gnädig erbarmt? Herr der Welt, kannſt Du mit anſehn, daß man alſo Spott treibt mit Deinem heiligen Namen?“

„Nun ich wollte Dich nur auf die Probe ſtellen,“ ſagte der Küſter, Stimme, Geſicht und Anſtand wieder verändernd, „Du haſt ſie gut beſtanden, und ich kann dem Herrn

Pfarrer nun berichten, daß Dir die Leute mit Unrecht Böses nachreden. Hier liegen Kränz' und Kerzen."

„Wie tief verachte' ich Euch!" erwiederte Magdalena, raffte die Sachen auf und ging majestätisch, wie eine siegfeiernde Königin, im hohen Gefühl ihrer Reinheit und der unbefleckten weiblichen Würde die Treppe hinab nach der Wohnstube zurück.

„Wo bist Du so lange geblieben?" flüsterte Annagrethe ihr zu, beim Anblick der Requisiten von neuem erblassend. „Ich hatte schon wieder einige Hoffnung geschöpft, daß uns die Strafe erlassen sei."

„O ja, wenn ich des Küsters böse Lust befriedigen will," versetzte die Tochter bitter.

„So will er das?" sagte Annagrethe wieder aufathmend. „Du kannst's ihm ja versprechen. So kommen wir doch mit List von der Strafe los und führen den alten Sündenbock bei der Nase. In solchem Falle ist eine Nothlüge wohl erlaubt."

Kreuchen sah die Mutter groß an; eine dunkle Röthe färbte ihr Gesicht; die Kraft begann ihr zu weichen, aber als der Küster, welcher sich draußen gesammelt und wieder ein strenges Amtsgesicht angelegt hatte, herein trat, raffte sie sich noch einmal zusammen, um dem Gegenstande ihrer Verachtung keine Schwäche zu zeigen, und sagte fest zu Annagrethen: „Setze Dich, damit ich Dich Deiner Schuhe und Strümpfe entkleide." Sie kauerte sich an den Boden, entledigte sich selbst ihrer Fußbekleidung und sofort die weinende Mutter. Sie selbst vergoß keine Thräne mehr. Dann

warf sie ihre Haube ab und setzte sich den Strohkranz auf das schöne, von dunkeln glänzenden Locken umschmückte Haupt. Denselben Dienst verrichtete sie ihrer Mutter, dann sprach sie, die Kerze in der Hand: „Wir sind fertig, laßt uns gehen, Herr Küster.“ Der ausgeschickte Bote rief eben Bornschein vor die Thüre auf die Hausflur hinaus. Mit wüthenden Blicken kehrte er zurück. „Wohlan,“ sprach er, „so wollen wir aufbrechen. Sobald Ephraim kommt, werde ich ihm den Text lesen und ihn nachdringen. Folgt mir!“ — Es geschah. Aber als sie auf die Straße herauskamen, da wich von Magdalenen aller bis jetzt noch künstlich erhaltene Muth. Denn von des Küsters Hausthür bis zur Kirche hinüber hatte unzähliges Volk eine Gasse gebildet. „Jetzt kommen sie!“ tönte es durch die Reihen und Kopf drängte sich über Kopf und gierige starre Blicke schossen auf die daher Wandelnden. Der Küster warf sich in die Brust, zupfte die Manschetten um einen Zoll weiter aus den Aermeln hervor, dankte vornehm den ihm von beiden Seiten zugenickten Grüßen und verbreitete eine Puderwolke um sich. Ihm nach wanderten die Armen, barfuß und bloshäuptig, den schmähenden Strohkranz um die Schläfe, das bezeichnende Licht in den Händen, übrigens mit ihren weißlinnenen Hemden, Miedern und Röcken, Gewändern von der Farbe der Unschuld, angethan. Ihre Blicke hafteten auf den Boden, sie sahen nicht die Schadenfreude, nicht den Jubel gemeiner nichtswürdigen Seelen, welche aus ihrem von Sünden verpesteten Herzen den Weltgeist mit dem Gebete schmähten: „Ich danke Dir, Gott, daß

ich nicht bin, wie diese hier:“ sie sahen nicht den Triumph leichtsinniger Mädchen und Frauen, nicht die lüsternen Blicke verderbener Jünglinge und Männer, welche die reizende Magdalena schon als ihre sichere Beute mit den Augen verschlangen. Aber hören mußten sie leider manches stachliche Wort. „Seht doch die freche Dirne,“ ließ sich eine schnippische Dienstmagd vernehmen, „der war keine gut genug. Sie wollte immer etwas Apartes sein und blieb für sich. Jetzt mag sie's bleiben. Nun wird keine mit ihr gehen wollen.“ „Bloß wird der stolze Heinrich Körner für Augen machen,“ sprach eine Bürgerstochter laut, die lange schon Jagd auf den schmucken Burschen gemacht hatte und von ihm kaum beachtet worden war, „der glaubte ja, die Dirne sei die erste Schönheit in der ganzen Stadt. Nun mag er sie nur bald heimführen, die ehrenfeste Braut.“ — „Das nichtsnutzige Ding, wer weiß was sie sonst noch getrieben hat,“ lästerte eine andre weibliche Stimme, und Luchsen erhob den Schmerzensblick und traf die Sprecherin, welche die schöne Gertrude Arnswetter, des Herrn Rathsherrn Tochter, war. Da brauste es wieder wie Meeressturm und Mißton im brechend Kopfe, es flimmerte ihr vor den Augen; sie sah und hörte nichts mehr. Die Menschen kamen ihr wie hohlängige aschgraue Gespenster, ihre Reden wie ein fernes Murren vor. So langten sie vor der Kirchenthüre an. Vorschein zeigte ihnen ihre Plätze; sie knieten nieder. Noch war kein einziger Mensch in der Kirche, obgleich das dritte Geläute fast vorüber war. Nun aber drängte Alles nach. Verwirrt suchte Magdalena ihre

Haus aus, alle gingen an ihr vorüber, die Weiber maßen sie mit verächtlichen Blicken, niemand nahm ihre Hand, kalt und gefühllos waren alle Herzen. Endlich schritten die Rathspersonen heran; Annagretha warf sich wimmernd nieder und küßte die Füße der gestrengen Herrn. Da erwachte Magdalena aus ihrem Dumpfsinn und erkannte schreckhaft Mutter vor sich. Sie wollte, in Jammer und Schmerz aufgelöst, seine Knie umschlingen, er aber stieß sie von sich, sie beugte den Engelskopf zu seinen Füßen nieder, er aber schlug mit dem rechten Fuße aus und traf sie mit der Spitze des Schuhes heftig an das linke Auge. Ein stechender Schmerz zuckte ihr durch den Kopf, halb bewußtlos blieb sie mit dem Gesicht auf dem harten Boden liegen. Unterdessen hielt der Raths- und Handelsherr Salomon Krautwetter ihrer Mutter eine derbe Strafpredigt, und ließ sich ruhig seine mit Fett angestrichenen Schuhe von ihr küssen. „Ihr seid doch eine nichtsnutzige Bestie," strafte der Ehrsame, „einen Mühlstein sollte man jedem von Euch an den Hals hängen und Euch ins tiefste Meer werfen, wie's im heutigen Evangelio heißt. Was hab' ich nun für einen ungeheuren Schaden von Euch Teufelsbraten. Zwei tausend Gulden reichen nicht, die mir der Brand, den Ihr durch Eure Gottlosigkeit verursacht habt, kostet. Aber der Unschuldige muß allemal darunter leiden, wenn solch Schandvolk den lieben Herrgott aufbringt. Der schlägt nachher mit seiner Zuchtrute so wie toll und blind, und bekümmert sich den Teufel was darum, ob er den Rechten oder Unrechten trifft. Na Gott besser's!" Damit ging er sich

ins Gotteshaus. Magdalena ſeufzte tief auf; ihr war's als erwache ſie von einem Rauſche. Das heftigſte Kopfweh drohte ihr den Kopf zu zerſprengen, doch ſie richtete ſich auf und ſtreckte bittend die Hand wieder aus. Da rauſchte Gertrude in reichen Gewändern an ihr vorüber und ſpuckte aus vor ihr. Magdalena ſeufzte wieder, und ſenkte das Haupt ſtill wehmüthig. Endlich war die Kirche bis zum Erdrücken voll: denn die ganze Stadt hatte ſich aufgemacht, nicht um das Feſt der gefallenen Engel mit Geſang, Gebet und frommen Betrachtungen zu begehen, ſondern ihre Augen an drei, ihrer Meinung nach, tief gefallenen Menſchen zu weiden. Borneſchein erſchien und befeſtigte die Büßerinnen vor den Altar. Erſt jetzt erinnerte ſich Magdalena ihres Vaters und es fiel ihr ſchwer aufs Herz, daß er nicht gekommen war. Geduldig folgte die Taube dem Geier. Die Kerzen wurden angebrannt und an jeder Seite des Altars nahm eine der Unglücklichen Platz. Die Neugierde hockte vierfältig übereinander und die Balken knackten und drohten unter der ungewohnten Menſchenlaſt zuſammenzubrechen. Der Gottesdienſt begann. Nach beendigtem Geſange beſtieg Ehrenhold die Kanzel. Sein Text war: „Welcher nun unwürdig von dieſem Brot ißet, oder von dieſem Kelch trinket, der iſt ſchuldig an dem Leibe und Blut des Herrn.“ Aus dem Evangelium des S. Michaelistages aber zog er den Vers an: „Wehe der Welt der Aergerniß halber! Es muß ja Aergerniß kommen; doch wehe dem Menſchen, durch welchen Aergerniß kommt!“ Und als er die Epiſtel, den Streit der Engel im Himmel erzählend,

aus der Offenbarung Johannis verlas, erhob er bei der Stelle die Stimme: „Und es ward ausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die da heißet der Teufel und Satanas, der die ganze Welt verführet; und ward geworfen auf die Erde, und seine Engel wurden auch dahin geworfen.“

Die Auslegung des Textes, des Evangeliums und der Epistel verschmolz in Ehrenholds Vortrage zu einem schönen Ganzen und die Spitze desselben war die arme unglückliche Familie, deren beide weibliche Glieder zerknirscht zu den Stufen des Altars lagen.

„Wenn Gott für uns ist, wer ist wider uns,“ sagte der aufgeregte Priester im Fluß seiner heftigen Rede; „wenn aber Gott wider uns ist, wer kann für uns sein? Erschrecke und entsetze Dich, meine christliche Heerde, bis in die Nieren und Leber ob des Donnerworts: Gottes Zorn ist über uns erwacht. Thut Buße in Sack und Asche; denn der Herr des Himmels und der Erden hat uns mit feurigen Ruthen gepeitscht und hat seinen Metallmund auf Erden, wodurch er Euch zusammen rief in sein Gotteshaus, zerrissen. O der Herr hat uns tief gebeugt! In des rechtschaffensten und edelsten Bürgers Haus ist Feuer auskommen, als wenn es vom Himmel gefallen, wie in Sodom und Gomorra, und unsre große Glocke ist geborsten, wie der Beel zu Babel, als Daniel ihm die Pechkügelein in den Rachen geworfen. Ihr zittert, meine Schäflein, und fragt Euch: Warum hat Gott uns das gethan? Und ich antwort' Euch im Namen des Herrn, dessen verordneter Diener und Verkünder auf Erden ich bin: Weil drei räudige Schaafe unter der Heerde

gewandelt, welche wir entfernen müſſen und abſondern bis ſie wieder geſund ſind, damit ſie uns nicht die ganze Schaar anſtecken und verderben. Und obgleich es mich, Euren Hirten, gar ſehr ſchmerzt, ein einziges Schäflein meiner Heerde zu miſſen, ſo höre ich doch den Herrn mir zurufen: Aergert Dich Dein Auge, ſo reiß es aus; ärgert Dich Deine rechte Hand, ſo ſchlage ſie ab und wirf ſie von Dir, damit Du nicht des einen Gliedes wegen ganz ins hölliſche Feuer geworfen. Und alſo habe ich meiner himmliſchen Pflicht getreu gethan. Es iſt groß Aergerniß auskommen unter uns. Hat's doch die ganze Gemeinde an der Glocke zu verſchmerzen und der edelſte Mann derſelben am Verluſt ſeines ſchönen Hauſes. Aber wehe den Menſchen, durch welche ſolch Aergerniß kommen iſt! Hinausgeworfen müſſen ſie werden, die unwürdig das heilige Brot gegeſſen und den Wein getrunken und an Leib und Blut des Herrn ſchuldig ſind, hinausgeworfen müſſen ſie werden, gleich dem großen Drachen, aus dem Himmel, der alten Schlange, die da heißet der Teufel und der Satanas, der die ganze Welt verführet, hinausgeworfen muß die böſe Brut aus der Gemeinde werden, damit ſie nicht das ganze argloſe Häuflein berücke und verführe. Und wenn ſie durch aufrichtige Reue, Buße und Bekehrung wieder einen Gnadenblick aus des Herrn Auge verdient haben, wenn er geſühnt iſt durch ihr Leid und Zerknirſchen, ob der begangenen argen Sünden, dann ſollen ſie wieder zur Gemeinde gehören. Es ſei alſo hiermit bekannt gemacht, daß der Zainſchmied und Hinterſaſſe Ephraim nebſt deſſen Weib und einzigem Kinde, welche

ſich ſträflich an dem Herrn vergangen, ein und zwanzig Tage lang aus der chriſtlichen-Gemeinde ausgeſchloſſen, und von heut an drei Sonntage hintereinander Vormittags und Nachmittags Kirchenbuße zu thun beſtraft worden ſind."

Ein heller Schrei und ein allgemeiner Aufſtand in der Kirche unterbrach hier den Redner. Drauf ſchrieen Männer und Weiber, Alt und Jung verworren durch einander und Alle ſchauten nach dem Altar hin, wo man nichts ſah, als eine dicke Rauchwolke und eine durchſchimmernde Flamme. Ehrenhold bog ſich erſchrocken hinab und erkannte endlich Magdalenen ohnmächtig am Boden liegen und ihr Haupt brennen. Die Arme war nämlich beim Verdammungsurtheil von der Kanzel, wo alle Blicke wie Dolche nach ihr fuhren und ihr das Herz grauſam durchbohrten, beſinnungslos mit dem Kopfe an den Altar gefallen, das brennende Licht aber in ihrer Hand war ihrem Anzug näher und näher gekommen, bis es das leichte leinene Taſchentuch ergriffen. Dies flackerte auf und die Flamme faßte den Strohkranz auf dem Kopfe. In einem Augenblicke brannte der ganze Kranz und mit ihm die glänzende Fülle ſchöner brauner Locken, die, Wellen gleich, vom Scheitel herabwallten. Der Schmerz rieß das Mädchen aus der Ohnmacht auf, aber betäubt von der Stärke deſſelben ſchlug ſie auf die rothen Ziegelſteine der Kirche hin und ſchien den Geiſt aufgegeben zu haben. Hätte ſie ihn von ſich gehaucht, ihr wäre beſſer geweſen! — Von allem Volk, welches über dem gräßlichen Anblick entſetzt in die Höhe gefahren war, konnte es Niemand über ſich gewinnen, der Leidenden, welche in

der offenbarſten Gefahr zu verbrennen ſchwebte, beizuſpringen; denn ſie war ja eine Büßerin, eine Geächtete, ihre Schande wäre ja auf den übergegangen, der ſie Angeſichts der ganzen Gemeinde berührt hätte. Nur der Todtengräber ſprang endlich zu und leiſtete Annagrethen hülfreiche Hand, die bemüht war, die Flamme zu löſchen. Lenchens Kopf war ſehr beſchädigt, das gierige, unbarmherzige, ſchonungsloſe Feuer hatte die ſchönen Haare weggefreſſen; Nacken und Buſen waren verbrannt. Man mußte ſie aus der Kirche nach Hauſe tragen und kaum fanden ſich einige mitleidige Seelen unter dem gemeinſten Volk, welches Hand an ſie zu legen wagte und ſich deshalb keiner Sünde fürchtete. Annagrethe, welche ſich beim ängſtlichen Löſchen des Feuers die Hände verbrannt hatte, durfte, als ſie auf ihr dringendes Bitten die Erlaubniß dazu erhalten, ihre Tochter begleiten. Als ſie fort waren, gebot Ehrenhold Ruhe in der Kirche und ſetzte ſeine Rede im feurigſten Triumphtone alſo fort: „Seht, meine Zuhörer, die hat der Herr nun ſelbſt geſchlagen. Er hat uns ein Zeichen gegeben vom Himmel, auf daß wir ſollen erkennen, daß er mit uns verſöhnt iſt, und die vernichten will, ſo an ihm gefrevelt. Er hat der Schlange den Kopf ſelber zertreten; er hat ſein feuriges Schwert gegen ſie gezogen.“ Und noch lange fuhr er fort in dieſem Tone zu jauchzen und zu ſchelten, und erbaute damit die ihm anvertrauten Schaafe.

Siebentes Kapitel.

In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein!

Die Glocke von Schiller.

Ein Müllerknecht der am Ausgang des Thals gelegenen Mühle fand Nachmittags, als er das Wasser vom Rad ableiten wollte, den Leichnam des Schmieds am Wehre hängen.' Mit seinen Kameraden brachte er denselben in die Mühle, wo man mehrere Versuche mit ihm machte, ob er wohl wieder zum Leben zu bringen sei, und da man sich überzeugt, daß der alte gutherzige und in der ganzen Gegend sehr beliebte Ephraim wirklich todt sei, entschlossen sich die Müllerbursche, die Ueberreste ihres greisen Freundes nach seiner Hütte hinauf zu tragen. Sie legten ihn auf eine Tragbahre, deckten ihn mit einem Tuche zu und breiteten die letzten grünen Laubsprossen, welche der Herbst um die Mühle herumgetrieben, auf ihm aus. Ernst und traurig langten sie mit ihrer Bürde an Ephraims Häuschen an und setzten die Hülle des sonstigen Besitzers desselben vor der Thüre ab. Niemand erschien auf ihren Ruf, und als einer von ihnen hineinging, sich nach den Hausbewohnern umzuschauen, kehrte er bald mit Entsetzen im Blick wieder zurück. „Hilf ewiger Gott und seine Heerschaaren!" sagte er, „die Alte liegt mit der hübschen Lene

drinne auch am Tode. Weiß der Himmel, was da los iſt.“ Die Andern gingen nun auch in die Stube. Da lag Annagrethe am Boden mit verbundenen Händen ſtill vor ſich hin wimmernd. Auf dem harten Bette aber war Lenchen ausgeſtreckt; der Kopf mit Tüchern umwunden, das Geſicht glühend. Das rechte Auge war blutroth unterlaufen, das linke rollte wild und irr. Ihr Geiſt ſchien mit krankhaften Phantaſieen beſchäftigt.

Unterdeſſen hatten ſich neugierige Wanderer, welche den Sonntagnachmittag zum Spazierengehen benutzten, um die Bahre verſammelt, und bald flog die Kunde von dem neuen Unglück von Munde zu Munde des ſchon genugſam aufgeregten Volkes. Man rannte und lief, und nach einigen Minuten ſtrömte es ſchaarenweis vom Städtchen her, um die Leiche des alten Ephraim zu ſehen. Die Müllerknechte erfuhren nun vom umſtehenden Volke, was geſchehen war; ſie legten alſo ohne weiteres die Leiche in die Hauſtur auf einen alten Kaſten und zogen wieder ihres Wegs. Das ſchlarraffige Volk ſtand aber lange noch und gaffte und ſchwatzte, und neues ſtrömte zu und gaffte und ſchwatzte wieder, und ſo wurde der Haufe vor der Thüre größer und größer, aber es fiel keinem ein ins Haus hinein zu gehen und nach den Leidenden zu ſehen. Endlich bahnten ſich ein Paar tüchtige Arme einen Weg durch die Menge und eine tiefe Baßſtimme rief eben nicht ſehr freundlich: „Platz da, Ihr ſchwerenoths Geſindel, das ſich die Seele an des Nächſten Unglück labt! Platz, ſag' ich oder ich ſchlage mit der Fauſt drein, daß Euch die Zähne ausfallen ſollen.“ Man ließ

hin und wieder etwas von „ungeschliffenen Schlingeln“ fallen, wich aber doch weit aus, und mitten durch schritt trotzig und bösen Ansehns Peter, der Zainknecht, der seinen armen Meister bis jetzt an allen Orten und Enden in der Stadt und Umgegend gesucht und eben erfahren hatte, daß und wie derselbe gefunden sei. Peter ging durch die Thüre, besichtigte, auf Gott, die Pfaffen, den Stadtrath und die ganze Welt fluchend und schimpfend, die Leiche, meinte dazwischen einige Thränen und ging dann in die Stube. Aber nicht lange darauf schoß er wieder wie ein angeschossener Eber heraus. „Menschen wollt Ihr sein?“ brüllte er die, Augen und Mäuler aufsperrende, Versammlung an. „Schlimmer als Hunde und Katzen seid Ihr! Drinn liegt die elende Frau und das Engelsmädel und geben den Geist auf und kein Mensch labt ihre Zunge mit einem Tropfen Wasser. Aber so wahr mir der ewige Gott im Himmel zuhört, kommen der Doktor und Feldscheer nicht gleich heraus, so will ich Pfaffen und Rathsherrn mit meiner Faust erwürgen und Euch die Stadt voll Bestien über den Köpfen an vier Ecken anstecken.“ Zitternd und bebend hörte das Volk die fürchterliche Drohung, und eh' der gräßlich blickende Peter noch an des Doktors Haus kam, war dieser sammt dem Chirurgus der Stadt schon von Allem unterrichtet. Ehrenhold verfügte sich gleich nach dem Nachmittagsgottesdienste zum Bürgermeister; die Schöppen kamen eilig zusammen. Der Doktor lief mit seiner Hausapotheke unter dem Arm, der Feldscheer mit seinem Bindezeug, und von einem hochedlen Stadtrath wurde der Hirt des Städtchens

mit Frau und Knecht sogleich beordert, die Annagrethe und Magdalena Ephraim zu warten und zu pflegen. Solch schnelles Leben und Bewegen brachte der riesenstarke, wilde Peter in die Leutchen, welche den Zainknecht aus Erfahrung kannten und wohl wußten, daß er halte, was er versprochen.

Peter war nach seiner höflichen Einladung bei Doktor und Chirurg zu einem Schreiner gegangen, und hatte sich für sein eignes Geld einen Sarg für den andern Morgen bestellt, dann kehrte er zurück, säuberte den Leichnam vom Schlamme und erwartete ruhig, was von Seiten der Stadt weiter geschehen würde. Vor der Thüre standen Weiber und Kinder, auch Männer und Bursche mitunter, und dehnten sich die Hälse fast ab, und guckten sich fast blind, und hatten ein Wunderns und Bedauerns unter einander, und erzählten sich das zehnmal Erzählte noch zehnmal, und lästerten den alten Ephraim und sein Weib und Kind. Da hieß es: „Ei! wer hätte das gedacht! Der Mann schien immer so ehrbar. Aber stille Wasser sind tief. Man hat wohl sonst schon dies und jenes von ihm gemunkelt. Sie soll nämlich gar schöner Leute Kind sein und hat den Schmied nicht nehmen sollen. Da hat sie Ephraim gestohlen und ihren Bruder, der ihn daran hindern wollte, gewiß so geschlagen, daß der Mensch bald hernach dran gestorben ist. Drauf hatt' er sie lang mit in der Fremde umhergeschleppt, bis er sie zuletzt hierher in seinen Geburtsort brachte, da hatte sie schon ein Paar Kinder. Sie kannte hier Niemand und ging auch gar nicht zu den Leuten; erst lang nach der Zeit hat man erfah-

ren, woher sie eigentlich ist, und was es für einen Haken mit ihr hat. Es hat auch gar nichts bei ihnen gefroht; die Kinder sind gestorben bis auf die Lene; sie sind verdorben. — Und bei dem saubern Früchtchen heißt's recht: Hochmuth kommt vor dem Fall. Die wußte ja gar nicht, wie sie den Kopf schnippisch genug tragen wollte, und zu Tanz und Spiel kam sie gar nicht, da waren ihr die Leute zu gering und schlecht. Nun haben sie keinen Verwandten und Bekannten in der ganzen Stadt, der sich ihrer annähme."

Die unselige Zungendrescherei wurde durch das Einherschreiten des Doktor Flatius, eigentlich Flathe genannt, unterbrochen. Eine tiefe Stille trat ein. Alle Augen waren auf den großen spindeldürren Doktor mit dem langen braunen Schoßrock, an dessen weiten Aermeln ungeheure Manschetten hingen, und mit der langwolligen Allongeperücke gehestet, welcher das kleine dreieckige Kastorhütchen unter dem rechten, einen mit vielem blanken Messingzierrath beschlagenen Kasten unter dem linken Arme trug, und sich vornehm grüßend in das kleine Haus verfügte. Noch hatte man sich kaum vom Erstaunen erholt, als der flinke Stadtbarbier, wie ein Windhund und athemlos aus dem Thore schoß, zitternd und bleich Jedem im Vorüberfliegen etwas zuplapperte, und den Hut kriechend vor den Weibern ziehend in das Häuschen schlüpfte. Ihm nach drängte die wißbegierige Jugend, und mehrere Frauen hätten es sich für eine Schande angerechnet, zurückzubleiben. Bald war die kleine Hausflur voll. Doktor Flatius breitete

Tropfen für Lenchen, Pulver und Pflaster für Annagrethen, und Peter war den Beiden zu Hand. Eh der Barbier mit Pflasterstreichen und der Doktor mit Eingeben fertig war, kam auch schon der Hirt mit den Seinigen, um die neue Amtspflicht zu übernehmen. Das halbe Städtchen stand längs des Baches; denn dergleichen außerordentlichen Tag hatte das blühende Geschlecht noch nicht erlebt, und es war deshalb nöthig, Alles recht genau zu sehen. Das Erstaunen der Menge stieg bis zum höchsten Punkte, als endlich das ganze Amt, vom gestrengen Herr Amtmannn bis zum Amtscopisten und Diener herab, in Procession aufmarschirte, und in die niedere Hütte einzog. Die Leiche wurde nun untersucht und für todt befunden, hierauf verordnet, daß sie den folgenden Morgen in aller Frühe solle beerdigt werden. Mit diesem Bescheid wurde der Amtsdiener an den Stadtpfarrer entlassen, und die hohe Justiz wollte sodann zu inquiriren und zu protokoliren anfangen; es fand sich aber Niemand, welcher auf ihre Fragen eine Antwort geben konnte, und so mußte man die Zurückkunft des Amtsdieners abwarten, um ihn nach der Mühle zu schicken, damit er die Müllerbursche auf den andern Tag vor die Schranken lade. Jeder ging nun wieder seine Wege, um das durch den jähen Schreck versäumte Sonntagsvergnügen noch nachzuholen. Doktor und Barbier schlossen sich als Amtsphysikus und Amtschirurg an das davon wandernde Personal; Peter lief zu seinem Freund, dem Schreinergesellen, um ihm selbst mit zu helfen; und noch vor Mitternacht war der Sarg fertig; Peter trug ihn nach

dem Hammer und legte das, was von seinem lieben Meister übrig war, hinein, einige Thränen der Wehmuth dazu vergießend.

Das Volk hatte sich erst gegen Abend ganz verlaufen; der Hirt und seine Frau saßen beim matten Schein eines Oellämpchens in der engen Stube, Lenchen phantasirte immer wild und fürchterlich, und Annagrethe stöhnte und ächzte tief auf, daß einen Stein hätte erbarmen mögen. Peter saß stumm in einer Ecke und grollte mit dem Himmel.

Noch hatte der erste Tagstrahl nicht den Himmel durchzuckt, als der Todtengräber mit der Bahre vor der Thüre anlangte, und Peter ihm zu Hand ging, den Sarg darauf zu stellen.

„Nun, habt Ihr das Leichentuch nicht mitgebracht?“ fragte Peter befremdet und sah sich nach der schwarzen Hülle um.

„Leichentuch!“ höhnte der Andere. „Das sollte mir schlecht bekommen.“

„Weshalb?“

„Nun der Küster würde mich heute noch vom Dienst jagen, wenn ich einen, der sich selbst entleibt, mit dem Leichentuch zudecken wollte, und noch dazu einen, der im Kirchenbann liegt.“

„Euch spukt's wohl im Kopfe, so wie dem Küster und der ganzen Klerisei.“

„Wenn Du selbst kein Narr wärst, würdest Du bedenken, daß wir das Tuch nachher wegschmeißen müßten; da kein ehrlicher Mensch eine ehrliche Leiche damit zudecken ließe. Siehst

Du nicht, daß ich die uralte Bahre habe wieder hervorſuchen und zuſammennageln müſſen? Auf der neuen darf kein Gotteslästerer, aus der Gemeinde Ausgeſtoßener und Selbſtmörder getragen werden; dann würden ſich die andern Leichen ſchön bedanken, und die Kirche hat kein Geld, des alten Ephraims halber eine Bahre machen zu laſſen."

„Ich wollte, der Teufel führte Euch Alle noch heute durch die Lüfte davon, vom Stadtpfarrer an bis zu Euch herab. Aber wo bleiben die Träger?"

„Träger? Ja da hat ſich's mit den Trägern. Der Küſter hat ſie geſtern Abend aufgeboten, aber als ich ſie vorhin weckte, wollte nicht Einer gehen. Es wird ſich auch ſchwerlich Jemand dazu bewegen laſſen, ich glaube, wenn man ſchweres Geld böte. Und dahier vollends, wo's keinen Schluck Branntwein ſetzt. Nun wer wollte auch was bei Leuten genießen, die Kirchenbuße gethan und die der Herrgott ſelbſt ſo geſchlagen hat? Muß ich doch meine Gebüren auch ans Bein wiſchen."

„Wer ſoll denn aber die Leiche tragen?"

„Das frag' mich nicht. Ich glaub', es giebt eine Rebellion, wenn Jemand dazu gezwungen werden ſoll. Denn Keiner will zeitlebens mit der Schande behaftet ſein, daß er einen gottverworfenen Miſſethäter auf ſeinen ehrlichen Schultern geſchleppt."

Peter knirſchte mit den Zähnen und ballte die Fauſt wie ein Verzweifelter. „Wenn ich ihn doch allein tragen könnte!" murmelte er vor ſich hin. „Nun ich will zum Pfarrer gehen."

Bald darauf klopfte er an das Pfarrhaus. Brigitte erschien noch halb schlaftrunken am Fenster und fragte nach seinem Begehr, und er gab ihr zur Antwort, daß er sehr dringend mit dem Herrn Pfarrer zu sprechen habe. Erschreckt über den heftigen Ton seiner Worte, und der fürchterlichen Drohung Peters von gestern sich erinnernd, welche auch ihr zu Ohren gedrungen war, erklimmte sie rasch die Stiege, trat in Ehrenholds Zimmer, und als dieser bereits durch das Hämmern an der Thüre ermuntert, mit dem kahlen Kopfe durch die Bettvorhänge fuhr und ihr entgegen rief, was es so früh schon gebe, berichtete die Magd athemlos von Peters Ankunft und mischte unvermerkt von ihrem Verdacht und der Besorgniß, es möchte dem Herrn ein Leid widerfahren, mit ein. Ehrenhold schrie laut auf und zitterte an allen Gliedern. Er befahl der Magd, wofern irgend ein Riegel noch nicht vorgeschoben sei, solches sogleich zu thun, auch die Fenster zu verwahren, und, wenn der Böswicht dennoch Anstalt mache, einzubrechen, aus vollem Halse um Hülfe zu schreien. Die Magd ging und that in Todesfurcht, was ihr geheißen war. Kaum war sie aus der Stubenthür, so sprang Ehrenhold aus dem Bette, verschloß und verriegelte die Thüre, stellte zum Ueberfluß noch Tische und Stühle davor und verkroch sich dann wieder bebend in die ungeheuren Federberge.

Peter stand lange geduldig; endlich klopfte er wieder, und als sich niemand zeigte, merkte er, wie er berathen war, und ging fluchend von dannnen. Einige Bekannte, die er herauspochte, schlugen ihm die Bitte, die Leiche mit ihm

zu tragen, rund ab, und der ehrliche Knecht kehrte voll Wuth und Verzweiflung zurück. Zu Hause angelangt, zog er den ſchwarzen Schiebekarren, auf welchem er Kohlen in die Schmiede zu fahren pflegte, aus dem Kohlenſtalle, ſtellte den Sarg darauf, band ihn mit einem Strick feſt, und fuhr durch die Stadt dem Gottesacker zu. Einige Frühwanderer blieben verwundert ſtehen, er würdigte aber Niemanden eines Blicks, geſchweige eines Grußes, und langte mit ſeiner Bürde auf dem ſtillen Friedhofe an. Dort wurde Peters Gemüthsbitterkeit noch um ein Bedeutendes geſchärft, als ihn der Todengräber in die entfernteſte Ecke des Todtenackers hinter das Beinhaus winkte. Dort, wohin ſelten ein Fuß kam, hart an der verfallnen Mauer, unter einem traurigen alten Fliederbaume, war das Grab bereitet, fern von allen andern Gräbern.

„Alſo hier ſollſt Du ruhen, guter ehrlicher Alter, der kein Wäſſerchen getrübt, geſchweige einen Menſchen beleidigt hat, hier als ein unehrlicher Mann ganz ausgeſtoßen von der Gemeinſchaft der im Herrn Verſammelten!“ ſchluchzte Peter, indem er den Sarg mit dem Todtengräber in die Gruft hinabließ.

„Sei doch froh, daß er dies Plätzchen erwiſcht hat,“ tröſtete der Todtengräber, „es iſt doch wenigſtens auf dem Kirchhof. Der Küſter meinte, ſolch ein Menſch wäre noch unter dem gefallnen Vieh zu betrachten und müſſe eigentlich auf dem Schindanger begraben werden. Und wenn's ihm nachgegangen wäre, ich glaube, es wär' geſchehen. Aber der Herr Pfarrer hat ſich dazwiſchen gelegt

und mir diesen Platz angewiesen.“ Peter that still für sich einen furchtbaren Fluch, half die Erde einschaufeln, und seufzte noch tief auf, als nicht einmal ein kleiner Hügel über dem Grabe erhöht, sondern die Erde geebnet und wieder mit dem ausgestochenen Rasen belegt wurde, so daß man kaum eine kleine Spur von einer Beerdigung entdekken konnte. Der Todtengräber entschuldigte sich bei jedem Ausbruch von Peters Grimm mit dem herkömmlichen Gebrauch in derlei Fällen und mit dem ausdrücklichen Verbot des Pfarrers und Küsters. Eh Peter ging, stellte er sich noch auf das Grab, faltete die starken breiten Hände, hob das feuchte Auge gen Himmel und betete ein stilles Vaterunser, flehte mit schmucklosen Worten um Ruhe und Frieden und eine fröhliche Urständ seines Meisters und dankte demselben noch einmal für all das Gute, welches der Alte ihm erwiesen. Dann lenkte er die kummerschweren Schritte wieder nach der Hütte zu, in welcher das Unglück seine Wohnung aufgeschlagen hatte, um seine Kräfte auf die Pflege der Meisterin und ihrer Tochter zu verwenden. Mit Lenchen stand's vorzüglich sehr übel und der Dokter Flatius, welcher sich kurz vor Mittag einstellte, zweifelte an ihrem Aufkommen, und stattete deshalb sogleich Bericht an das Amt ab.

An selbigem Morgen hatten sich dort auch schon drei Gläubiger Ephraims gemeldet. Der erste, ein reicher Fleischhauer, hatte ein Kapital von 300 Gulden auf dem Hammer mit dem Wohnhäuschen als erste Hypothek, der andere zeigte eine Handschrift vor, auf welche Ephraim vor mehreren Jahren, bei Gelegenheit als er an dem baufälligen

Hammer die nöthigen Reparaturen hatte machen laſſen müſſen, 50 Gulden geborgt hatte, und der dritte war der Senator und Eiſenhändler Trautvetter, welcher laut ſeinen Büchern zweihundert und zehn Gulden für rohes Eiſen forderte. Der Hammer aber ſamt dem Wohnhäuschen und allem Zubehör war noch lange keine fünfhundert Gulden werth. Als nun der Doktor Flatius die Nachricht von der Gefahr brachte, in welcher Magdalenens Leben ſchwebe, delibrirten der Herr Amtmann und der Herr Senator Trautvetter eben darüber, wie man das Grundſtück am theuerſten losſchlagen könne.

„Wenn uns das Mädel in der Hütte abfährt," bemerkte Trautvetter hierauf, „ſo nimmt das Neſt kein Menſch geſchenkt, und der Hammer iſt 150 Gulden weniger werth."

„Was ſollen wir aber anfangen, damit ſie nicht ſtirbt?" fragte der Amtmann. „Ich kann's ihr von Amtswegen nicht verbieten laſſen."

„Und ich kann's ihr auch nicht wehren," ſetzte der Doktor offenherzig hinzu.

„Ich wüßte wohl ein Mittel," ließ ſich Trautvetter wieder vernehmen. „Freilich würde es ein wenig Aufſehen machen, aber wir kämen doch zu unſerem Gelde."

„Nun ſo gebt's an; wenn es die hohe Juſtiz billigen kann, dürft Ihr auf die Aufführung deſſelben rechnen, Herr Senator."

„Seht über lang oder kurz wenn das Gut sub hasta losgeſchlagen wird, müſſen die beiden Weiber doch aus der Hütte und ins Hirtenhaus. Da daſſelbe nun ſo-

wohl unſer Armen- als auch Krankenhaus iſt, ſo wären ſie dort am beſten gleich aufgehoben. Man ſchaffte ſie hin, und dann könnten ſie meinetwegen alle beide ſterben."

„Ei nun, das ließe ſich wohl ins Werk ſetzen," meinte der lange dürre Doktor, der in Gedanken ſchon auf einige Flaſchen Rheinwein aus Trautvetters Keller und auf ein Mittagsmal an deſſen Tiſche ſpeculirte, „wenn der Herr Amtmann nur ſonſt ſeinen Conſens dazu geben wollte. Ich ſtelle ein Visum repertum aus, worin ich ſage, die kleine Hütte ſei ſchlecht zur Krankenpflege eingerichtet, das Hirtenhaus dagegen deſto beſſer; auch ſei die feuchte Luft von der Ausdünſtung des Waſſers unzuträglich und ſchädlich, welches auch wirklich der Fall iſt, und endlich verurſache es dem Hirten große Incommodität, wenn er alle Tage viermal den Weg von ſeinem Hauſe nach dem Hammer gehen müſſe und die Kranken hätten darunter zu leiden, welches ebenfalls die pure Wahrheit iſt."

„Ei ſo macht doch das, mi carissimo!" ſagte der Amtmann, „und die ganze Sache iſt abgemacht."

„Ihr ſollt deſſen freundlichen Dank von mir haben, hochverehrteſter Herr Doktor," ſchmunzelte Trautvetter. Und das Kleeblatt trennte ſich. Gleich nach Tiſche ſchrieb der Doktor das nöthige Inſtrument, und der Amtmann gab nach Empfang deſſelben ſeine Befehle. Vier Amtsfröhner wurden mit dem Amtsdiener abgeſchickt und die Kranken, eine um die andere, trotz Peters Proteſtation in eine bettähnliche Tragbahre gepackt und nach dem Hirtenhauſe gebracht. Peter räumte mit blutig gepreßtem Herzen die

wenigen Habſeligkeiten in eine Kammer, von welcher, nachdem ſie verſchloſſen war, der Amtsdiener den Schlüſſel zu ſich ſteckte. Drauf machte ſich Peter ſein Strohlager hinüber in die Werkſtatt, denn es graute ihm, allein in der Hütte zu bleiben. Auch verſchloß ſie der Amtsdiener, ſo gut es ohne Schloß gehen wollte; denn ein ſolches war nie daran geweſen.

Als nun der Abend kam, war's todtenſtill im Hüttchen. Das Spätroth warf ſeinen grellen Schein durch die Scheiben der geöffneten Fenſter, die ſternaugige Nacht guckte in das Stübchen, und es war gar ſchauerlich drin. Verödet und leer ſtanden die kleinen Räume, welche vor kurzem noch Liebe und Zufriedenheit, Vertrauen, Fleiß und ein rührender Gottesdienſt belebt und zu einem Paradieſe gemacht hatten.

Achtes Kapitel.

Munter fördert ſeine Schritte
Fern im wilden Forſt der Wand'rer
Nach der lieben Heimathshütte.
— — — — — — — —
Markt und Straßen werden ſtiller;
Um des Licht's geſell'ge Flamme
Sammeln ſich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor ſchließt ſich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde.

Die Glocke von Schiller.

Es war ſchon ziemlich ſpät, als der junge Glockengießer, Heinrich Körner, von Walddorf zurückkehrend die Berge erſtieg, welche ſeine Vaterſtadt umlagerten, und durch den öden langen Buchenwald haſtig dahin ſchritt. Das tüchtige Befeſtigen der Glocke hatte ihm Montag über noch viel zu ſchaffen gemacht, die Abrechnung mit dem Schulzen und der Gemeinde-Vormundſchaft, der Empfang des Geldes hatten ihm viel Zeit geraubt, obgleich Liebesſehnſucht und eine gewiſſe ihm unerklärliche Bangigkeit ihn ſtets zur Haſt und Eile trieben. Zuletzt wurde er noch zu ſeinem Schrecken vom Schulzen zu einem Gemeindeſchmauſe und Tanze geladen. Er konnte es der Kundſchaft wegen nicht gut abſchlagen, aß und trank in der Angſt ſeines Herzens, was man ihm reichte, ſchwenkte die Tochter des Schulzen im erſten Tanze, und rannte, da es ſchon dunkel wurde, wie beſeſſen

fort, ohne Abſchied zu nehmen. Von der gut beſetzten Tafel hatte er ein anſehnliches Stück Roſinenkuchen in die Taſche practicirt, um ihn ſeinem Lenchen mit zu bringen; denn er wußte, daß ſie ihn gern aß. Als er nun im Forſte allein war und ihn nichts in ſeinen Betrachtungen ſtören konnte, wollte er ſich den frohen Empfang von Lenchen recht lieblich ausmalen, wollte ſich die reizende Geliebte in ihrer unſchuldigen Freude recht lebhaft vorſtellen, aber jenes bange wunderliche Gefühl hielt ihn davon ab, und die ſchönen Bilder ihrer Geſtalt, welche ſeine Phantaſie ſonſt ſo leicht und ſchnell ihm vor die Seele zaubern konnte, verſchwammen jetzt in einem trüben Nebel. Der Fall der dürren Blätter, welche der leiſeſte Luftzug von den Zweigen ſtreifte, erſchreckte ihn, daß er heftig zuſammen fuhr, die Mondsſichel ſah ihn ſo melancholiſch an und die hellen Sternlein machten ihm gar nicht die Freude, wie ſonſt auf ſeinen nächtlichen Wanderungen. Es war ſchon etwas friſch und da der junge Mann immer heftiger darauf los ſchritt, ſo wurde ihm ganz warm. Endlich ſah er die Lichter des Städtchens unter ſich ſchimmern und im raſchen Trabe ging's bergab. Am Thore angekommen, überlegte er nicht lange, und ſtatt hinein, ging er links an der Stadtmauer hin, und ſtand in wenigen Minuten vor des Zainſchmieds Hütte. Das Herz klopfte ihm wie ein Hammer. Kein Licht blickte ihm entgegen; vom Waſſer her wehte es ihn kalt an. Er ſchlich auf den Zehen und zitterte heftig. Da ſtand er vor der halbrunden Pforte und Ober- und Unterthüre waren verſchloſſen. Befremdet ging er zu den Fenſtern, wel-

che Abends meiſt mit Laden verwahrt waren, aber er fand dieſelben nicht angeſchraubt, vielmehr die Fenſter aufgeſchoben, ſo daß der kümmerliche Mondſtrahl in das leere Stübchen fiel und die kühle Abendluft hindurch pfiff. Heinrich ſchauderte unwillkürlich zuſammen. Dann legte er das fiebriſch brennende Geſicht an die Wand und horchte, ob er nicht einen Ton vernehme, und da's noch immer todtenſtill in der Hütte blieb, faßte er den eiſernen Ladenwirbel und hob ſich raſch auf die Mauer. „Lenchen!" flüſterte er; „Lenchen!" rief er, von Angſt übermannt, laut, aber nichts antwortete ihm, als das dumpfe kurze Echo, welches ſich wie höhnend an den theuern Namen anhing. Fieberkälte ſchütttelte den Glockengießer; es ſchwirrte ihm bunt vor den Augen. Er ſprang herab und ſtand eine Zeit lang ganz unſchlüßig. Einen Entſchluß wollte er faſſen, und wußte nicht wozu, er wollte Gedanken ſammeln und konnte ſich auf nichts beſinnen. Eine Rieſenlaſt Angſt hatte ſich auf ihn gelagert und trieb ihn endlich nach dem Thore und durch die finſtern Gaſſen dem Vaterhauſe zu. Mit ſcheuem Schritt trat er in die Stube. Die ledige Schweſter deckte eben den Tiſch, die zwei verheiratheten waren mit ihren Männern, ehrlichen Handwerkern, und den Kindern zum Beſuch da. Die Letztern ſchwärmten luſtig in der Stube. Der Vater ſaß im großen Sorgſtuhl am Ofen, welcher eine behagliche Wärme von ſich gab. Heinrichs Eintritt unterbrach die Unterhaltung; Verlegenheit zeigte ſich auf allen Geſichtern. Die Wärme der Stube prallte ihm wie die größte Hitze entgegen und be-

täubte ihn faſt. Er legte die Reiſetaſche ab, grüßte die Anweſenden kurz und ſetzte ſich auf den für ihn beſtimmten Stuhl. Die Andern rückten heran. Das Eſſen wurde aufgetragen.

„Wie haſt Du ausgerichtet?“ fragte der Vater mittlerweile.

„Gut,“ verſetzte der Sohn zerſtreut, und nahm das Meſſer ſtatt des Löffels, um die Suppe damit zu verſchlucken.

„Hängt die Glocke feſt und gut?“

„Ja.“

„Iſt kein Unglück beim Hinaufwinden begegnet?“

„Nein.“

„Gefällt ſie den Walddörfern?“

„Ja.“

„Haſt Du das Geld dafür?“

„Ja.“

Der Vater fixirte den Einſilbigen mit den Augen; eine peinliche Stille trat ein. Die Anweſenden ſahen einander verlegen an. Heinrich glühte und der Schweiß rann ihm ſtromweis von der Stirne. Ihm mundete kein Biſſen und er düſterte ſo in ſich hinein, daß er nichts ſah und hörte und alſo auch auf die Frage des Vaters nach dem Befinden des Walddörfer Schulzen gar nicht antwortete. Alle Blicke waren ängſtlich auf ihn gerichtet, der Vater winkte den Andern zu ſchweigen bis das Abendeſſen vorüber ſei. So geſchah's; Heinrich ſaß die Zeit über unbeweglich. Endlich war man fertig.

„Heinrich!“ ſagte der Vater ſtark betont, und der Jüngling ſchrack heftig zuſammen und ſtarrte den Alten mit verwirrten Augen an. „Heinrich, Du ſcheinſt ſchon zu wiſſen, was ſich während Deiner Abweſenheit mit Ephraim und ſeiner Familie zugetragen hat, und es freut mich, Dich ſo männlich gefaßt zu ſehen.“

Der junge Mann riß die Augen weit auf, alle Muskeln ſeines Geſichts verzerrten ſich und mit einem vom größten Entſetzen gepreßten Tone rief er: „Um Gotteswillen, was iſt mit Lenchen geſchehen? Ich weiß von nichts!“

„Du weißt von nichts? und biſt doch ſchon ganz wie vernichtet. Was fehlt Dir dann?“

„Eine unerträgliche Angſt beklemmt mich. Sagt, ich beſchwör' Euch, was iſt mit Lenchen? Wo iſt ſie?“

Die Glieder der Familie bebten vor der Heftigkeit des Bruders. Aengſtlich zogen ſich alle zurück, und der Vater begann: „Nun einmal mußt Du's doch erfahren, und es iſt beſſer, Du erfährſt es gleich. Der Zainſchmied hat am Freitag Abend mit Frau und Kind ein abſcheuliches Verbrechen begangen. Er hat nämlich das heilige Abendmahl ſelbſt geſegnet und entheiligt und Gott und ſeinen eingebornen Sohn dadurch ſo ſehr geläſtert, daß ihn die Geiſtlichkeit, welche die Schmach an Gottes Kirche ſelbſt entdeckte, zur Kirchenbuße verdammte, Ephraim hat ſich darauf geſtern früh erſäuft, Annagrethe und Magdalena haben aber die Kirchenbuße gethan.“

„Barmherziger Gott!“ kreiſchte der Jüngling auf. „Lenchen Kirchenbuße gethan! Ephraim ſich erſäuft! O

hab' ich denn meinen Verſtand noch! Iſt denn das möglich, oder träum' ich nur?"

„Es iſt ſo, mein lieber Sohn. Der Himmel hat ſie gerichtet."

„Was ſagt Ihr alter ſchwacher Mann, der Himmel? der Teufel hat ſein böſes Spiel getrieben! In der ganzen Stadt gab's keine tugendhafteren Menſchen, als Ephraim mit Frau und Kind. Wer hat ſie zu der entſetzlichen Strafe verdammt?"

„Wie ich Dir ſchon geſagt: der Herr Stadtpfarrer, der Herr Diakonus und der Küſter."

„Ha! ſie ſollen mir Rechenſchaft geben. Dieſe Judaſſe, die den Herrn verrathen!" Und auf raſete er und wollte zur Thüre hinaus.

Nun ſprangen die Schwäger und Schweſtern, die ſich bis jetzt ruhig verhalten, zu, und fielen dem tobenden Jünglinge heulend und ſchreiend in die Arme; die Kinder kreiſchten laut auf; es war ein allgemeiner Aufſtand.

„Heinrich!" riefen die Stimmen durch einander. „Heinrich, faſſe Dich! Mache das Unglück nicht noch größer! Wir bitten Dich um die Wunden Chriſti willen! Bedenke, was Du thun willſt. An den Gottesdienern willſt Du Dich vergreifen. Das brächte Dir den Tod!"

„Was liegt mir am Leben!" rief der Jüngling ſchon weicher. „Ich will ſterben! Laßt mich, mein Leben iſt mir jetzt zur Laſt! Ich will zu Lenchen. Sagt, wo iſt ſie? Ich will mit ihr zuſammen ſterben; denn zuſammen leben können wir doch nicht mehr."

„Also Deinen alten Vater, dessen Stolz und Stütze Du warst, willst Du verlassen? Du willst uns mit unauslöschlicher Schande brandmarken durch einen Selbstmord? Heinrich, besinne Dich, daß Du nicht wider Gottes Gebot handelst.“ Also jammerte der Alte und seine Töchter. Lieschen, die unverheirathete, welche Heinrich vorzüglich liebte, fiel ihm zu Füßen und umklammerte seine Knie, die andern umhalsten ihn, und alle weinten bittere Thränen.

„Bleib, Heinrich, und laß Dein Blut kälter werden,“ flehte der Vater in einem sanften rührenden Tone, den der Sohn an dem strengen Manne gar nicht gewohnt war, und der ihn durchs Herz schnitt. „Bleibe, und weine Dich hier aus. Nachher wirst Du Dich eines Bessern besinnen. Bleib, guter Sohn, mein Trost und meine Hoffnung, und versprich uns, diesen Abend nichts zu unternehmen, das Haus nicht mehr zu verlassen. Wir wollen Dir alles erzählen. Morgen früh magst Du dann zum Herrn Pfarrer gehen, dazu rath' ich Dir selbst. Nur diesen Abend nicht mehr.“

Die weinende Bitte des alten Vaters, das schmeichelnde Flehen der Schwestern, das unschuldige Liebkosen der Kinder, denen er mit ganzer Seele zugethan war, alles vereinigte sich, um den aufbrausenden Zorn zu besänftigen und den starren Sinn zu erweichen.

„Nun ich will bleiben!“ sagte er endlich in Thränen ausbrechend. „Aber sagt mir, wo ist Lenchen?“

„Wir wollen Dir ja alles berichten, lieber Heinrich,“ sagte Lieschen, und führte ihn wieder zum Stuhle. Er ließ es

ſich gefallen, und die ganze Familie ſetzte ſich im Halbkreis um ihn herum, die Kinder, bisher durch ſeinen Trübſinn verſcheucht, hingen ſich jetzt wie ſonſt an ſeinen Hals, kletterten auf ſeine Knie und fragten ihn leiſe, ob er ihnen nichts mitgebracht habe. Eine unendliche Wehmuth überkam Heinrich bei ihren Gekoſe in Betracht ſeines ungeheuren Schmerzes. Vater und Schweſtern erzählten nun abwechſelnd mit der größten Schonung den Verlauf der ganzen Sache, doch war in des Vaters Bemerkungen das Beſtreben zu erkennen, die Schande und Schmach, welche durch den Vorfall auf Lenchen gefallen war, recht augenſcheinlich und fühlbar zu machen. Als Lieschen nun mit der Schreckensſcene in der Kirche fertig war, als ſie von Lenchens entſetzlicher Entſtellung, von ihrer Krankheit und Hinausſchaffen ins Hirtenhaus berichtet hatte, da brach Heinrichs Kraft, der zeither ſtumm und geſpannt geſeſſen hatte, zuſammen, und ſein Schmerz löſte ſich in namenloſem Jammer auf. Lange weinte er wie ein Kind und die Schweſtern weinten mit ihm. Troſtlos und dem Zureden der beſorgten Seinigen kein Gehör gebend, ſaß er lange, und es bedurfte vieles Zuredens, daß man ihn zu Bette brachte.

Er hatte eine böſe Nacht; in wildem Schmerz und Kampf mit ſich ſelbſt, brachte er die Stunden vor Mitternacht zu, da fiel ihm der ſchauerliche Abſchied von Lenchen ein, und nun wurde ihm klar, weshalb ſie ſo feierlich und wehmüthig geweſen war. Thränenbäche entſtürzten ſeinen Augen, als er ſich jedes ihrer Worte wieder in die Seele rief, und neue Verzweiflung faßte ihn, daß er an jenem

Abend noch nichts von der Sache gewußt, um das Unglück verhüten zu können. Endlich ſank er in einen wirren krankhaften Schlummer, der ihn mit wilden gräßlichen Bildern bis nach Mitternacht ängſtigte. Früh war er ganz leidend und abgeſpannt. Als ihn der Vater fragte, ob er nicht zum Pfarrer gehen wolle, erwiederte er weich und mild, er werde Alles thun und Alles leiden, was Gott über ihn verhängt habe, und auch zum Pfarrer gehen. Sein Weſen von geſtern Abend war ganz umgeändert.

„Jetzt biſt Du auf dem beſten Wege, mein Sohn,“ ſagte der Alte und holte tief Athem. „Der Sturm wird vorüber gehen und Dir die Sonne wieder lachen.“

Heinrich ſchüttelte den Kopf wehmüthig. Aber er kleidete ſich an und ſchlich matt und wie aller Jünglingskraft beraubt über den Kirchplatz nach der Pfarre.

Ehrenhold empfing ihn außergewöhnlich freundlich und herablaſſend, ließ ihn zu ſich niederſetzen, und begann ſogleich: „Liebſter Junggeſelle! Mit Bedauern habe ich von Eurem Vater vernommen, daß Ihr Willens geweſen ſeid, die Magdalena Ephraim zu ehelichen. In ſo fern Ihr nicht anders wußtet, als daß dieſelbige eine ehr- und tugendſame Jungfrau ſei, konnte Niemand etwas gegen Eure Wahl haben, und es war löblich von Euch, daß ihr bei derſelben nur auf die himmliſchen, nicht aber auf die irdiſchen Güter Rückſicht genommen. Sintemal nun aber in dieſer unvollkommenen Welt der Schein trügt, und ſich leider Gott erbarm's! für Wahrheit ſtets auszugeben bemüht iſt, ſo daß wir, die wir gutherzig und leichtgläubig ſind,

gar leicht verführet werden, so ist es auch Euch, guter Junggeselle, widerfahren in Eurem Umgange mit der Magdalena. Die vergängliche Schönheit des Leibes hat Euch verlockt zu glauben, es müsse ein guter reiner unverfälschter Wein in diesem Gefäße enthalten sein. Auch hat die Verstellung Euch das Herz umgarnt und Eure Sinne gefangen genommen. Aber die Schlange des Paradieses gleißte auch, war schön und lieblich anzusehen und sprach zur Eva schmeichlerische Worte. Und Eva ward bethört und ein sündhaftes Weib, und sie bethörte den Adam wieder, und die ganze Menschheit wurde der Sünde theilhaftig. Seht, ehrbarer Gesell, die Schlange ist hier in unserm Falle der alte Ephraim, Eva ist sein Töchterlein und der Adam seid Ihr gewesen. Aber legt den alten Adam ab, ziehet einen neuen an, und wandelt hinfüro in einem bessern Leben."

„Aber Lenchen gar so gut, so fromm, Ephraim so ehrlich und treu. Ich kann's Euch zuschwören, hochwürdiger Herr!" versetzte der Jüngling schüchtern und wagte nicht weiter zu sprechen, als der Pfarrer ein böses Gesicht und mit den Händen eine abwehrende Geberde machte.

„Ihr, der Verblendete und Betrogene, werdet doch das nicht besser wissen wollen, denn ich, der ich den Geist Gottes in mir trage und mit geläutertem Auge die Dinge sehe, wie sie sind;" eiferte der Pfarrer, fuhr aber sogleich wieder im milderen Tone fort: „Die Sünde ist des Menschen Verderben. Ephraim hat mit Frau und Kind schwer an Gott gesündigt und darum hat sie der Herr verderben in seinem gerechten Zorn. Ihr aber, junger Mann, dürft nichts

mehr gemein haben mit den Ungerechten, auf denen Gottes Hand liegt; Ihr müßt Euch abthun der fleischlichen Luſt und Begier zu der beſtraften Sünderin. Ich darf als Euer Seelſorger nicht zugeben, daß Ihr Euch auch in den Schlamm des Böſen und den Pfuhl des Argen begebet und gräßig darin umkommet. Darum lenket bei Zeiten Euren Sinn von der Lene ab, reinigt Euer Herz, thut Buße für den Umgang, welchen Ihr zeither mit der Höllbuhlerin gepflogen, bekämpft Euch als ein Mann und handelt als ein braver gehorſamer Sohn. Gebt mir die Hand darauf, Ihr wollt nicht ferner an die Lene denken.“

„Ach, hochwürdiger Herr, wie kann ich das! Hängt doch mein ganzes Herz an ihr;“ jammerte Heinrich.

„So wollt Ihr alſo auch ein Sohn der Hölle werden? Wollt die Schande der ganzen Stadt und aller ehrbaren Leute auf Euch laden? Wollt Euren braven alten Vater, der es von Eurer Geburt an, ſo gut mit Euch meinte und Euch Alles dieſſeits erzeugte in die Grube bringen? Denn er würde Euren ſündlichen verdammlichen Schritt nicht lange überleben. Wollt Euch von Euren Schweſtern, Schwägern und allen Verwandten losſagen? Denn Niemand dürfte ferner Gemeinſchaft und Freundſchaft mit Euch halten. Wollt Eure ganze Familie um die ſchöne Ehre und Achtung bringen, worin ſie überall ſteht? Wollt Eure ſelige Mutter noch im Grabe betrüben? Wollt den Fluch Eures ſterbenden Vaters auf Euch laden? Wollt — —“

„Um Gotteswillen! haltet ein, Herr Pfarrer! Ihr bringt mich ſonſt gleich hier zur Stelle ums Leben!“ rief

Heinrich verzweifelt aufſpringend und die Hände ringend. „Ich will ja das arme Lenchen fahren laſſen, aber vergeſſen kann ich ſie doch nicht.“

Im heftigſten Widerſtreit der Gefühle lief er durch das Zimmer. Die Abſpannung war gewichen. Sein Blick glühte auf den Pfarrer, ſeine Lippen zitterten. „Ich will Alles thun, was Ihr wollt, denn Ihr ſeid ein Mann Gottes,“ ſagte endlich Heinrich ſich faſſend, „aber unter der einen Bedingung, daß weder Lenchen noch ihre Mutter weiter Kirchenbuße zu thun brauchen. Verſprecht mir, ihnen die übrige Strafe zu erlaſſen, und ich will ſie mir aus dem Sinne zu ſchlagen ſuchen.“

„Ihr fordert viel, doch es ſei Euch gewährt, und Ihr ſollt ſehen, wie lieb ich Euch habe,“ verſetzte der Pfarrer innerlich froh, ſo ſchnell ein wohlfeiles Mittel gefunden zu haben, womit der Jüngling zu Allem zu bringen ſein würde. „Haltet Ihr Euer Verſprechen, ſo halt' ich das meinige,“ fügte er hinzu. „Sobald Ihr aber die mindeſte Anhänglichkeit wieder an die ſündhafte Lene zeigt, ſo muß ſie ſammt ihrer Mutter die feſtgeſetzte Strafe erdulden, welche für ſolches Verbrechen noch ſehr gelinde iſt. Nur Eures Vaters und Euretwegen iſt ſie ihnen erlaſſen. Doch thut auch darnach. Kleidet nur ſitzen. Ihr ſollt ein Glas Wein mit mir trinken; es wird Euch wohl bekommen auf die heftige Alteration, und Ihr könnt mir glauben, daß ich Euch lieb, ſehr lieb habe, gleichſam wie ein Vater ſeinen Sohn. Weil Ihr die ehrſame Jungfer Gertrude Krautvetterin aus dem brennenden Hauſe gerettet habt, hab' ich

Euch vollends recht ins Herz geſchloſſen; denn Ihr habt da ein gottgefälliges Werk gethan, welches der Himmel euch nicht lange unbelohnt laſſen wird." — — Schmunzelnd ging der Pfarrer um die alte Brigitte zu bewirben; in Heinrichs heftig erregter Phantaſie drängte ſich aber plötzlich das Bild der reizenden Gertrude, ſo wie ſie in jener Nacht in ſeinen Armen gelegen, wie er all ihre Schönheit entfeſſelt geſehen. Schon oft hatte er jene verführeriſche Erinnerung in ſeiner Seele niedergekämpft; die Worte des Pfarrers machten ſie erſt recht lebendig. Ehe er aber über das wunderliche unbeſtimmte Gefühl, welches ſich ſeinem Schmerze beigemiſcht hatte, recht mit ſich einig und klar werden konnte, kam Ehrenhold wieder und Brigitte folgte mit Wein und Bechern. Der Pfarrer ſchenkte ein und brachte dem erſtaunten Heinrich ſelbſt das Glas. „Die Jungfer Gertrude," fuhr er herzlich fort, „hat mir auch an Euch einen recht lieben Auftrag gegeben, und ich entledige mich deſſelben gerne jetzt gleich."

„An mich?" fragte Heinrich verwundert und vergaß einen Augenblick ſeinen Schmerz.

„Ei ja wohl und Ihr dürft Euch deshalb gar nicht wundern. Ihr jungfräuliches Herz möchte Euch gern recht dankbar ſein für die Rettung ihres Lebens und die Gefahr, in die Ihr Euch ihretwegen geſtürzt, und doch iſt ſie zu züchtig und zu ſchüchtern, um mit ihrem Danke ſo ohne weiteres vor Euch ſelbſt zu treten. Deshalb hat ſie mir gar ſittſam und höflich angelegen, die Mittelsperſon zu machen, und Euch in ihrem Namen ihres tiefſten Dankgefühls

zu verſichern. Sie wünſcht nichts mehr und ſehnlicher als Euch das, was Ihr an ihr gethan, nur in etwas zu vergelten. Einſtweilen aber und bis dieſes geſchehen kann, will ſie ihre Erkenntlichkeit gegen Euch auf eine andre Weiſe an den Tag legen; — ich ſollte es eigentlich noch nicht verrathen — aber ich kann es nicht verſchweigen vor Freude über die liebe Seele. Denkt Euch, Gertrude ſtickt Euch eine wunderſchöne ſeidene Weſte, deren ſich kein Edelmann ſchämen würde, und die ſollt Ihr der Jungfer zum Andenken alle Sonntage tragen."

„Mir eine Weſte, Herr Pfarrer! Wie hab' ich das verdient? Ich kann ſie nicht annehmen."

„Da würdet Ihr einen ſehr dummen Streich machen, junger Menſch. Wer ein dankbares Herz zurückweiſt, verdient den Himmel nicht. Womit Ihr's verdient? Pfui doch! Heinrich, beſinne Dich! Haſt Du das holdſelige Weſen nicht aus den Flammen gerettet, haſt die ohnmächtige Jungfrau über den ganzen Markt in mein Haus, in mein Stübchen hierher getragen? verdankt Dir das reizende Geſchöpf nicht Alles? Und Du wollteſt ſie zurückweiſen? Pfui, Heinrich! Schäme Dich!"

„Was ich that, war meine Schuldigkeit," antwortete der Jüngling betreten; denn ſchon faßte das vom Pfarrer in ſeine Seele zurückgerufene Bild von Gertrudens Schönheit ihm, ohne daß er es wußte, warm und wärmer ans Herz, und ſich ſelbſt in der innern Anſchauung jener verführeriſchen Reize verlierend, vermochte er einen Augenblick lang Magdalenen mit all ihrem Jammer zu vergeſſen.

„Schwatzt mir nicht so ungereimt,“ fuhr der Pfarrer fort; „es wäre in Eurem Sinne genommen jedes Mannes in der Stadt, der gesunde Arme und Beine hat, Schuldigkeit gewesen, die Jungfer Gertrude zu retten, aber Ihr allein habt's gethan. Nun? — Haltet mir das Mädchen in Ehren! Sie ist eine achtbare tugendsame Christin und jedes Herz hat Wohlgefallen an ihr.“

„Hat doch der arme Ephraim die andern Kinder gerettet; was ist ihm denn für Dank geworden?“ rief Heinrich aus seinem Traume erwachend, mit neuem Schmerz.

„Schweigt mir von diesem gottlosen Volke, von dem abscheulichen Manne, den der Herr selbst gestraft und ihn nun auch dort gerichtet hat. Kehret Eure trüben Augen zu einem freundlichen Stern, der Euch aufgegangen ist, und dessen Licht sie hell und klar machen werden. Nach Sturm folgt Sonnenschein. Der Herr hat Euch mit Anfechtung heimgesucht; beweist ihm, daß Ihr an ihm festhanget in Treu und Glauben. Thut Euch aller sündigen Neigung zu der armseligen Hammerschmiedstochter ab, und laßt Euch von dem neuen Sterne bescheinen.“

„Ich versteh' Euch nicht, hochwürdiger Herr Pastor,“ erwiderte der Glockengießer befangen; denn eine Ahnung von des Pfarrers Andeutungen durchflog ihn.

„Nun wackerer Junge, geh' nur nach Hause. Du wirst mich schon recht bald verstehen lernen. Und wenn Dir Jungfer Gertrud die Messe schickt, so vergiß ja nicht, ihr alsobald einen Ehrenbesuch zu machen und Dich recht schön zu bedanken. Wir haben's gut mit Dir vor, Heinrich, und

daß Du selbst recht einsiehst, sollen Ephraims, wie ich Dir schon versprochen, keine Kirchenbuße mehr thun. Nun Jungfrau, nehmt meinen priesterlichen Segen. Grüßt mir Euren Vater schön. Trinkt das Glas Wein noch aus! So! Schön! Gott befohlen!"

Der freundliche Pfarrherr drückte dem Jüngling an der Thüre noch einmal die Hand und entließ ihn mit vielen Grüßen. Dieser taumelte gleich einem Berauschten an der Kirche vorüber. Licht und Schatten kämpften unablässig mit einander in ihm. Der wüthende Schmerz über vermeintes Unglück zerschnitt ihm noch das Herz, während das ihm von allen Seiten zugeflüsterte Vorurtheil: sie sei eine große Sünderin, weil sie an Gottes Geboten gefrevelt, allmählig Eis in seiner Seele gerann und ihn, wenn auch noch nicht die Ueberzeugung, doch aber den Gedanken fassen ließ, Lenchen sei nicht werth, die Frau eines redlichen gottesfürchtigen Mannes zu werden. Zwischen diesen nur durch seine Seele flatternden Gedanken drängte sich aber wie ein flüchtiges Wetterleuchten jenes schöne Bild Gertruden's, und ob es auch von den Schreckensbildern, aufgescheuchten schreienden Nachtvögeln gleich, augenblicklich zurückgedrängt wurde, es kehrte immer wieder und verweilte länger und schöner. Indem er die Augen über den Markt hinüberwarf und Trautvetters holzgezimmertes Haus, woran rüstig gearbeitet wurde, erblickte, da war ihm die ganze Scene so gegenwärtig, als wäre sie eben erst geschehen, ja er war sich weit anderer und lebhafterer Gefühle bewußt, als in dem Augenblick, wo er Gertruden gerettet hatte. Erst

jetzt wurde ihm klar, wie reizend sie gewesen, da er an ihr Bette gekommen war, da sie die Augen verwirrt auf ihn geheftet und mit einem Schrei ohnmächtig geworden war. Mit den Armen hatte er sie umschlungen; ihr voller Busen hatte an seinem Gesicht geruht, ihr Mund den seinigen berührt; die Fülle ihrer Reize hatte in des Pfarrers Studirstube vor ihm gelegen, und erst jetzt war er sich dessen recht deutlich bewußt; erst die Erinnerung an jene Augenblicke trieb ihm das Blut zu Kopfe; und obgleich er sich selbst heftige Vorwürfe machte, daß er, statt an Lenchens jammervolle Lage zu denken und sich ganz dem Schmerze zu weihen, an die reiche schöne Senators Tochter denke, so ließ sich Gertrudens Bild doch nun einmal nicht aus der Seele verdrängen, und er gestand sich, eh er nach Hause kam, schon halb und halb ein, daß er doch früher gar keinen rechten Geschmack gehabt haben müsse. Zu Hause angelangt, kleidete er sich, von den Augen des Vaters sorgsam beobachtet, still um, hing das Schurzfell über, und wollte nach der Werkstatt aufbrechen. Doch der Vater hielt ihn mit der sanft und herzlich gethanen Frage auf: „Heinrich, was hast Du mit dem Herrn Pfarrer Alles gesprochen? Hab' ich Dein Vertrauen so ganz verloren, daß Du mir kein Wörtchen mittheilst? Heinrich bringe mich nicht auf! Vergiß Gottes Gebot nicht: Ihr Kinder seid gehorsam Euren Eltern."

„Es steht auch geschrieben: Ihr Eltern reizet Eure Kinder nicht zum Zorn," fuhr Heinrich heraus, „und Ihr

habt wahrlich nicht wohlgethan, daß Ihr mir am Sonnabend Lenchens Unglück verhehlt habt."

„Heinrich, welchen Ton muß ich von Dir vernehmen!" Er wollte eben weiter reden, als ihn ein leises Pochen an der Thüre abzubrechen nöthigte. Mit veränderter Stimme rief er: „herein!" die Thüre öffnete sich und Heinrich glaubte vor Ueberraschung und Verlegenheit in den Boden sinken zu müssen, als er die schöne Gertrude erscheinen sah. Sie war so zierlich und gewählt gekleidet, machte ein so artiges Knixchen vor Vater und Sohn und wandte sich mit der süßesten Freundlichkeit zu Lieschen: „Es wird Dir wohl bekannt sein, liebe Freundin," sagte sie, „daß uns alles Linnenzeug mit verbrannt ist und wir kaum für den nothdürftigsten Gebrauch ausreichen. Mein Vater hat nun diesen Morgen einige Stücke Leinwand angekauft, damit wir uns vor der Hand nur erst das Unentbehrlichste wieder anschaffen. Das Linnen ist da, aber es sollen Hemden und andre Sachen daraus werden. Die Mutter und ich sind mit tausend andern Dingen beschäftigt; denn Ihr glaubt nicht, lieber Herr Nachbar, wie das Alles über einander liegt und steht. Der Amtsschreiber hat den Platz auch nicht übrig und uns alle zusammen in zwei enge Stübchen gepfercht, alle Ordnung und Bequemlichkeit ist aufgehoben und gestört; wonach man greift, das hat man nicht; was man braucht, das kann man nicht finden."

„Mein's wohl! Kann mir's gut denken, werthgeschätzte Jungfer Frauvertreterin. Aber, liebwertheste Jungfer Nachbarin, will Sie uns denn nicht die große Freude vergönnen,

ſich bei uns niederzulaſſen? Heinrich, ſo ſeh' doch der Jungfer einen Stuhl und heiße ſie ſchön willkommen. Sie erweißt uns groſe Ehre mit ihrem angenehmen Beſuche."

Heinrich brachte den Stuhl; Gertruds ſchwarze Augen legten es darauf an, ihn zu verſengen, und der arme Junge ſtand von ihren Blitzen getroffen, verwirrt, und ſtammelte unzuſammenhängende Worte. Lieschen rückte an Gertrude heran und dieſe fuhr fort: „Du kannſt Dir denken, liebes Lieschen, daß wir nicht daran kommen können, in weiß Zeug zu arbeiten. Und doch brauchen wir die Sachen nöthig. Da iſt mir denn eingefallen, die Arbeiten unter einige meiner guten Freundinnen auszutheilen. Und da ich weiß, daß Du unter Allen die geſchickteſte Nähterin biſt, Lieschen, und Ihr an unſerm Schickſale den meiſten Antheil nehmt, Herr Nachbar, ſo bitt' ich Dich für Geld und gute Worte mir den Gefallen zu thun, das heißt, wenn Ihr's erlauben wollt, Herr Steuereinnehmer."

„Ich bitte Sie inſtändigſt darum, über uns zu verfügen, liebwertheſte Jungfer Nachbarin," ſchmunzelte der Alte. „Und wenn Ihr Heinrich mit irgend etwas dienen kann, oder ich ſelbſt, ſo darf Sie nur Ihren Wunſch zu erkennen geben."

„Nun es kann wohl Rath dazu werden," bemerkte Gertrud mit einem Anflug von ſchelmiſchem Lächeln, was ihr einen neuen einnehmenden Reiz verlieh. „Verdank' ich doch dem Heinrich mein Leben, und wem man die Hauptſumme ſchuldig iſt, bei dem borgt man ja auch nachher gern die kleinen Poſtchen. Sei Er mir ja nicht böſe darum,

werthgeschätzter Junggeselle, daß ich Ihm meinen Dank schuldig geblieben bin. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben; und wenn ich mich auch nicht revanchiren kann, so werd' ich mich doch erkenntlich zu zeigen wissen."

„Ich bitte Sie, Jungfer Gertrude, spreche Sie davon nicht," stammelte der Jüngling blutroth. „Sie beschämt mich ja mit Ihrem Dank."

„Nun Du darfst immer von einer so schönen wohlgebildeten Jungfer ein Paar hübsche Wörtchen annehmen," erinnerte der Vater. „Dergleichen erfrischt noch mein altes Herz, das Deine muß es entzücken. I nun ich wüßte wohl, wie sich die Sache am Besten abthun und ausgleichen ließe, daß von Euch Beiden keins dem Andern etwas schuldig bliebe."

„Ei das sagt mir doch im Geheim," rief ihm Gertrude zu, und der Alte erwischte ihre kleine weiche Hand, drückte sie schmunzelnd und sagte: „das soll geschehen, ja Jungfer Gertrude, das soll Sie heute noch erfahren."

Heinrich stand wie auf Kohlen; seine Blicke verschlangen Gertrudens üppige Gestalt, so oft sie mit Lieschen von der Arbeit sprach; aber sobald sie ihre schwarzen Sterne auf ihn spielen ließ, mußte er die seinigen verwirrt niederschlagen. Fast eine Stunde blieb Gertrud da, und als sie ging, geberdete sich der alte Körner so ausnehmend freundlich und konnte gar nicht müde werden, sie zu bitten, daß sie ihren Besuch doch erneuen möchte. Lieschen mußte alle andere Arbeiten bei Seite legen und sogleich an die Leinwand gehen. „Ja sieh, Heinrich," sagte der Alte

vertraulich zu dem in Gedanken versunkenen Jüngling und klopfte ihn auf die Schulter, „des Trautretters Gertrud, das wär nun mein Geschmack, und wenn ich noch einmal jung wäre, sie würde es sein und niemals eine Andere. Desgleichen Schönheit ist mir noch nicht vorgekommen; hab' sie mir erst jetzt betrachtet. Und was für ein Verstand! Die kann einem was aufzurathen geben. Die dreht dem Teufel eine Nase. Und was sie für schöne allerliebste Manieren hat! Sie spricht wie ein Buch, thut Jedermann seine rechte Ehre an, ist bescheiden und doch gesprächig und leutselig, ist gut unterrichtet, hat Religion, ist immer knapp und zierlich angezogen wie ein Jahrmarktsdöckchen und dreht sich zehnmal in einem Athem auf dem Absatz herum. Wetter ja! müßte das eine Hausfrau geben. Christ unser Herr! und das Beste hätt' ich ja fast vergessen. Die Mitgift. Zehntausend Gulden baar auf den Tisch gezählt. Das nenn' ich einen guten Anfang in der Wirthschaft! Nun das Erbtheil kommt dann auch einmal gelegen, so ein zwanzigtausend Florinchen. Heinrich, bester Junge! die, die wär' die rechte Frau für Dich. Du wärst gleich ein gemachter Mann, kämst in eine vornehme Verwandtschaft, hättest —"

„Ach Vater," unterbrach der Jüngling den Medseligen seufzend, „wie könnt Ihr mir, der ich betrübt bin bis in den Tod, von derlei Dingen reden. Ich werde wohl all mein Lebtage kein Weib berühren und Euer Name wird mit mir aussterben."

„Ach, ſchlage Dir das dumme Zeug aus dem Kopfe. Nun aber Alles hat ſeine Zeit. Ein Blutſchwären will ausleben. Drum geh' nur in die Werkſtatt; ich komme nachher nach. Zeit bringt Roſen."

Heinrich ſchlich davon, wie ein Träumender, in ſich gekehrt und von mancherlei verworrenen Gedanken heimgeſucht. Eine höchſt wehmüthige Stimmung behielt endlich die Oberhand in ſeinem Gemüthe, und er mußte ſich mehrmals die Thränen verſtohlen trocknen, welche ihm beim Gedanken an das unglückliche Lenchen aus den Augen ſchoſſen. Das Eine war ihm nun ſchon zur Gewißheit geworden, daß Lenchen in dieſem Leben für ihn verloren ſei. Er konnte doch ſeinen Vater durch eine eheliche Verbindung mit der Geächteten nicht um Ehre und Leben bringen! Und beides werde ſolch ein Schritt dem Alten koſten, davon war er überzeugt. Er ſelbſt und die ganze Familie in Schande, gemieden und verachtet von allen Freunden und Bekannten, arm, ohne Nahrung, er malte ſich das Bild immer weiter und gräßlicher aus und ſchauderte davor zurück. Nein heirathen konnte er Lenchen nicht, aber er gelobte ſich im Stillen, ihr die verſprochene Treue zu halten nie ein anderes weibliches Weſen ſein zu nennen. Zugleich wandelte ihn eine ſtarke Sehnſucht an, das arme Lenchen wenigſtens einmal zu ſehen, und dieſe immer heftiger werdende Empfindung kämpfte mit dem mächtigen Vorurtheil einen gewaltigen Kampf in ſeiner Bruſt. Aber nach langer Marter ſiegte das Vorurtheil. Er beredete ſich ſelbſt, Lenchen habe ja an jenem Abende, als er von ihr ging, auf ewig von ihm

Abſchied genommen; ſie habe ſchon damals ganz auf ihn verzichtet, und er dürfe ſie ſeiner Ehre wegen nun auch nicht wieder ſehen.

Bleich und abgemattet langte er in der Glockengießerei an; es lag ihm wie ein Zentner Blei in den Beinen, er konnte ſie faſt nicht heben; es drückte ihn auf der Bruſt; er fühlte ſich ſo beengt, das Herz that ihm weh und der Kopf ſchmerzte ihn. Die andern Geſellen grüßten ihn ſcheu und ſtumm, und betrachteten ihn mit mitleidigen Blicken. Als er an die Arbeit gehen wollte, fühlte er, daß er faſt kein Glied heben und bewegen konnte, aber er zwang ſich und überließ ſich dann ganz ſeinen trüben Gedanken. Daß ſein Vater, durch den Küſter benachrichtigt und vom Paſtor mit Lenchens bevorſtehendem Schickſale bekannt gemacht, ihm böswillig daſſelbe verſchwiegen, erfüllte ſein Herz, je länger er über die Sache grübelte, mit immer größerer Bitterkeit und heftigerm Groll gegen den Alten. Mißmuthig bis zum Verzweifeln, konnte er Mittags nicht eſſen, Nachmittags wenig arbeiten, ſprach mit Niemandem und knirſchte nur je zuweilen mit den Zähnen oder vergoß ſtille Thränen. Gegen Abend überflog ihn zuweilen eine brütende Hitze und gleich darauf ſchüttelte ihn heftiger Froſt. Kaum vermochte er die Stadt zu erreichen. Obgleich er ſich ſchon ganz krank fühlte, ſo ließ er ſich doch gegen Niemanden etwas aus; denn ein neuer Gedanke, in welchem er ſich ſehr gefiel, hatte ſich in ſeinem Kopfe feſtgeſetzt, und er hielt ihn mit einer Gewalt feſt, welche an Schwärmerei grenzte, und, ihn mit ſüßen Wehmuthſchauern erfüllend, ſeinen Zuſtand

gefährlich machte. Er ſchwelgte nämlich mit Wolluſt in der Vorſtellung, daß der ungeheure Schmerz über Lenchens unverdientes Schickſal ihn aufreiben, daß er bald ſterben, und gleichſam als Opfer der Abſcheulichkeit fallen werde, welche man an dem Mädchen ſeiner Liebe verübt habe. Es war ihm höchſter Genuß, ſich ſeinen Vater an ſeinem Sarge jammernd und die grauen Haare ausraufend zu denken, er malte ſich die Verzweiflung des Greiſes aus, mit der er den einzigen männlichen Sproß der Erde übergeben müßte, er hörte mit Entzücken, wie der alte Mann ihn wieder zum Leben wünſchte und gelobte, ſich über alle Vorurtheile hinauszuſetzen und dem geliebten Sohne die arme Magdalena an die Bruſt zu legen, er berauſchte ſich mit dem Gedanken, daß Lenchen durch ſeinen Tod von ſeiner Treue überzeugt würde, daß ihre Segnungen ihm in das Land des Friedens folgen und ihre Schuld durch ſeinen Untergang geſühnt würde. Alle dieſe Bilder wurden immer lebendiger, farbenglühender in ſeinem Kopfe; er ſah ſeinen eignen Leichenzug, ſah die Schweſtern in Thränen ſich baden, ſah auch Gertruden, die herrliche reizende Gertrude Thränenſtröme vergießen, hörte, wie ſie ihn rühmte, wie ſie ſogar geſtand, ſie habe ihn geliebt, und nun ſtürzte es aus ſeinen Augen wie unverſiegbare Bäche und die ſalzige Fluth feuchtete ſein fieberheißes Lager. Da ſchwankte zuletzt auch Lenchen heran, von ihrer Mutter geführt; der brennende Strohkranz flatterte um ihren Kopf, ſie war ſo bleich, wie ein Geſpenſt, und ſtarrte hohläugig vor ſich hin. Und nun wars als berühre ſie die Erde nicht mehr, und

als brächen dumpfe sinnverwirrende Schmerzenslaute aus ihrer Brust, und die Leichenbegleitung wurde höher und höher und dünnleibiger und spindelbeiniger, und ihr Lied wurde zum Rabengekrächz, und wie die Windsbraut stürmten die Träger mit dem Sarge voran und schleiften die in Spitzen auslaufenden Beine in den Lüften nach, und so ging's in tollem Wirrwarr am Rabenstein vorüber; da herab grinzte der aufs Rad genagelte Kopf des Kauf- und Rathsherrn Trautvetter, der verzog das Gesicht zu entsetzlichen Fratzen und lachte ganz unmäßig. Drum herum aber in der pechschwarzen Nachtluft tanzten der Pastor Ehrenfeld, der Küster und der Diakonus einen lustigen Reigen und Ringeltanz, indem sie sich die langen Nebelarme reichten und ein ganz gemeinlustiges Schnapperlied gurgelten. Der Sargdeckel sprang auf, aber nicht Heinrich, nein Gertrude lag darin mit umgedrehtem Halse. Nun wurde der Spuk immer ärger und verwirrter; gräßliche Larven stürmten auf den im wilden Fieber schwitzenden Jüngling; er schrie laut und entsetzt auf, und von dem Augenblick war sein Bewußtsein dahin, sein Geist lebte nur in seinen eignen phantastischen Gebilden.

Von seinem Angstgeschrei aufgeschreckt, eilten Vater und Schwester hinzu und zu ihrem großen Leidwesen wurden sie bald inne, wie krank Heinrich war. Das ganze Haus wurde munter, noch in der Nacht eilte ein Bote um den andern nach dem Doktor Flatius, und eh der Morgen seinen vollen Glanz in das Städtchen warf, flog von der Apotheke, von des Doktors und des Glockengießers Woh-

rung aus die Kunde von Heinrich Körners hitziger Krankheit durch alle Häuser. Da gab's nun wieder zu sprechen und zu bedauern: man trug sich mit hunderterlei Erzählungen von der Wirkung, welche die böse Kunde auf Heinrich gemacht. Mütter und Töchter wurden nicht müde, Neues, Schauerliches zu erfinden, und man sah den jungen Glockengießer mit der Lene schen als Gespenster wandeln, obgleich beide noch am Leben waren. Man nahm nun auch schon wieder mehr Interesse an der unglücklichen Zainschmiedstochter; hie und da erkundigte man sich beim Doktor und den Barbier nach ihr und erfuhr, daß sie ebenfalls hart danieder liege, und schwerlich davon komme. Nun erhoben sich auch schon Stimmen, die da meinten, es sei dem Mädchen doch wohl zu viel geschehen; denn die Geschichte würde bestimmt auch des jungen schmucken Glockengießers Tod sein, und für den sei es doch jammerschade.

Der Pastor Ehrenhold hatte kaum von Heinrichs schwerer Krankheit durch seine alte Brigitte vernommen, als er sein Amtskleid anlegte, und sich in die Interimswohnung des Senators Trautvetter verfügte. Nach einem Zwiesprach, den er erst allein mit dem Vater und dann mit der Tochter hielt, ging die letztere wiederum in das Haus des Glockengießers. Sehr betrübt erwiederte Meister Adam ihren Morgengruß.

„Es thut mir höchlichst leid, Herr Nachbar," fing sie theilnehmend an, „daß bei Eurem braven Sohne schon heute der traurige Fall eintritt, welcher mich zu einer Wiedervergeltung dessen, was er an mir gethan, auffordert.

Ihr werdet mir gewiß die Bitte nicht abschlagen, mit der ich mich an Euch wende, daß Ihr mir seine Wartung und Pflege abtreten oder wenigstens erlauben mögt, daß ich mich mit Lieschen in dieselbe theile.“

„Wie, englische Jungfer, Sie wollte! —“ rief der Meister erstaunt aus.

„Ich kenne die Pflichten der Dankbarkeit und die meinige insbesondere. Euer Sohn hat mir das Leben gerettet; vermag ich es ihm wieder zu retten, so zweifelt nicht an meinem Willen. Ich bin mit dem festen Entschluß gekommen, Alles zu thun, was in meinen Kräften steht.“

„Aber hat Sie auch bedacht, was die Leute dazu sagen werden?“

„Da ist nichts weiter zu bedenken, Meister Adam, als das Eine, wie wir Eurem lieben Heinrich baldige Hülfe verschaffen. An das Gerede der Leute kehr' ich mich nicht.“

„Nun in Gottes Namen denn! Die Angst weicht plötzlich von mir; denn nun weiß ich, daß Sie ein Engel vom Himmel gesandt ist, mir meinen guten Heinrich zu erhalten.“

„Führt mich zu ihm!“ — Es geschah. Der Jüngling lag im heftigen Fieber und phantasirte in einem fort laut. Der Gegenstand seiner geistigen Beschäftigung war vorzüglich die Leiche des alten Ephraim, und aus seinen meist verworrenen Gesprächen ging hervor, daß er sich mit dem Scharfrichtersknechte um dieselbe zanke. Es war ihm nämlich Tags vorher von Lieschen verrathen worden, wie der Küster Bornschein darauf gedrungen habe, die Leiche des

Selbſtmörders nach der Strenge der amtlichen Verordnungen und Gebräuche vom unehrlichen Scharfrichtersknecht auf den Schindanger ſchleifen und dort einſcharren zu laſſen, daß aber der Paſtor Ehrenhold und der Amtmann dieſe Strafe, wahrſcheinlich aus Furcht vor dem wilden Peter, gemildert hätten. In dieſem Ideenkreiſe blieb Heinrichs Geiſt oft mehrere Stunden gebannt und hatte er ſich auch einmal davon entfernt, ſo kehrte er doch ſchnell wieder dahin zurück. Die wildeſten Ausbrüche der Krankheit führten ihm das Bild des Küſters vor; dann raſte er. Wurde er wieder ruhig, ſo ſprach er von Peter; doch nur in ganz heitern Augenblicken erwähnte er Leuchens und dann auch nur, wie einer Verklärten. Auch von Gertruden ſprach er einigemal, und zwar mit einer Leidenſchaft, welche dieſer genugſam verrieth, daß ſie ganz nach ihrem Wunſche einen ungewöhnlichen Eindruck auf die Sinne des ſchönen Jünglings gemacht habe. Sie wich übrigens nur höchſt ſelten von ſeinem Lager, war unermüdet und ertrug ſeinen Eigenſinn in fieberfreien Stunden mit unerſchöpflicher Geduld. Nächte durch wachte ſie unverdroſſen und wenn die Natur ſie zu ſchlafen zwang, ſo legte ſie ſich neben das Krankenlager auf ein Polſter und ruhte nur minutenlang. Sie übernahm es, alle Befehle des Arztes aufs pünktlichſte zu vollziehen, ſie kam jedem Wunſche des Kranken zuvor, ſobald die Erfüllung deſſelben der Kur nicht entgegen wirkte, und war dies der Fall, ſo wußte ſie ihn mit den liebevollſten zärtlichſten Worten am erſten und leichteſten davon abzubringen. Dankbar ruhten oft ſeine Augen auf ihr, und wenn er ſich Anfangs, ſobald

er aus den Phantaſien zu ſich ſelbſt kam, über Gertruds Gegenwart zu verwundern ſchien, ſo freundlich lachten dann ſeine Augen ihr zu, ſo unruhig ſuchten ſie dieſelben, wenn er ſie nicht ſogleich erblickte.

Trotz aller angewandten Mittel ſchien ſich die Krankheit immer mehr zu verſchlimmern und drohte den Jüngling aufzureiben. Doktor Flatius hatte den ſiebenten Tag als den der Kriſis beſtimmt und dann Beſſerung verſprochen, aber er war vorüber gegangen und die Beſſerung nicht erfolgt. Zuweilen kam das Fieber mehrere Tage hintereinander ſchwächer, dann kehrte es mit erneuter Stärke zurück, und alle Angehörigen Heinrichs ſchwebten ſtets zwiſchen Furcht und Hoffnung. Der vierzehnte Tag kam und noch nichts Gewiſſes über des Kranken Zuſtand. Doktor Flatius langes Geſicht wurde allmälig noch länger und ſah immer bedenklicher aus. Der ein und zwanzigſte Tag mußte über Leben und Tod entſcheiden. Tod las man auf allen ſtummen Geſichtern des Vaters, der Schweſtern und Gertruds. Die Letztere war durch allzu große Anſtrengung ſelbſt einer Krankheit nahe.

In der Abenddämmerung des zwanzigſten Tages ſprach Heinrich vorzüglich viel von Lenchen; darauf wurde er ganz ſtille. Gertrud und der Vater waren auf einige Augenblicke zu ihren Eltern gegangen, und Lieſchen, von großer Müdigkeit und der Wärme im Zimmer eingenommen, verfiel im Sorgſtuhl in tiefen Schlaf. Der Kranke, halb bei Ueberlegung, halb in Phantaſie, erhob ſich leiſe, kleidete ſich ſchnell und nur nothdürftig an, band ſein Schurzfell

um und zog den Arbeitsrock über, der hinter dem Ofen hing. Leise ging er aus dem Hause, Lieschen bemerkte nicht das Mindeste. Eine Viertelstunde darauf kam Gertrude allein zurück. Lieschen ermunterte sich; ein Licht wurde angezündet. Gertruden's erster Blick war nach dem Bette, sie sah es leer, und ein lauter Schrei verkündete Lieschen ein Unglück. Todtenbleich starrten nun beide den leeren Raum im Bette an; dann trieb sie entsetzliche Angst, in der Stube, im ganzen Hause zu suchen, und als sie den Kranken auch da nicht fanden, eilten sie mit Jammertönen davon, um den neuen Unfall zu verkünden.

Neuntes Kapitel.

O, daß sie ewig grünen bliebe
Die schöne Zeit der jungen Liebe!
Die Glocke von Schiller.

Vierzehn Tage nach des Zainschmieds unglücklichem Ende wurde sein kleines Eigenthum von Amtswegen seinen Schuldnern überlassen. Trautvetter fand sich mit den Andern ab, und behielt den Hammer mit dem Wohnhäuschen für einen Spottpreis, weil er Willens war, sein rohes Eisen für eigne Rechnung darin zainen zu lassen. Dazu bedurfte er eines tüchtigen Schmiedes, welcher alle Vortheile des Hand-

werks verstehen und selbst ein unverdrossener Arbeiter sein mußte. Dazu taugte niemand besser, als der herkulische Peter, welcher bei Ephraim gelernt, und, gleichsam im Hammer aufgewachsen, mit allem, was zum Geschäfte gehörte, aufs Innigste vertraut war. Trautvetter ließ ihn zu sich kommen, kehrte sich an die Derbheiten des alten Burschen nicht, und wurde, da Peter eben ohne Arbeit und Aussichten war, bald mit ihm auf einen guten Lohn eins. Der Uebereinkunft gemäß wurden noch zwei Gesellen gedungen, über welche Peter den Befehl führen sollte. Er war gewissermaßen Herr und hatte nur alle Sonnabend Nachmittags dem Senator Rechenschaft abzulegen und seinen und der Gesellen Lohn in Empfang zu nehmen. Uebrigens brauchte er sich von Niemandem etwas sagen oder gefallen zu lassen. Ephraims Hütte war ihm zur Wohnung angewiesen, und er machte ausdrücklich mit dem Senator aus, daß es ihm unverwehrt sein müsse, Annagrethen und Magdalenen zu sich zu nehmen, sobald es ihre Gesundheitsumstände erlaubten. Auf diese Bedingungen übernahm Peter das ganze vergrößerte Geschäft, bezog das verlassene Häuschen und begann rüstig die Arbeit. Sobald der ehrliche Mann Feierabend gemacht hatte, ging er nach dem kleinen Hirtenhause zu, wo er, seit die arme Zainschmieds Witwe mit ihrer Tochter darin hauste, der tägliche Gast war. Der Hirt und seine Frau hielten was auf den braven Gesellen; denn er hatte seine Paar ersparten Thaler hergegeben, um Lenchen und Annagrethen bessere Kost und dann und wann eine Labung zu verschaffen, er wartete und pflegte die beiden

kranken Frauen die Nächte hindurch und ließ die bestellten Wärter der süßen Ruhe genießen. Aus dem ganzen Benehmen des Zainknechts ging die innigste uneigennützigste Anhänglichkeit an seines ehemaligen Meisters Frau und Kind hervor. Und wenn auch die Hirtin, von stiller Theilname hingerissen, in Peters Gesicht und Auge je zuweilen etwas Anderes, Höheres, Heiligeres zu entdecken meinte, sobald er Leuchens wundem Kopfe den Verband umlegte oder ihr die Arznei reichte, so ließ er doch niemals das Geringste davon merken, und fiel einmal ein darauf hindeutendes Wörtchen bei der Hirtenfrau, so brach er schnell ab, oder lenkte das Gespräch auf einen andern Gegenstand.

Es war Sonnabend Nachmittag. Peter leitete das Wasser vom Rade, befahl den Gesellen aufzuräumen, säuberte sich und kleidete sich stattlich an, nahm die Schiefertafel von der Wand und verfügte sich damit in die Stadt zu Herrn Trautvetter. Nachdem er dort die erste Rechnung abgelegt, einige Lobsprüche und den Wochenlohn empfangen hatte, ging er wieder nach Hause, zahlte seinen Gesellen das Ihrige aus und war nach fünf Minuten mit dem Seinigen in der Tasche an der Schwelle des Hirtenhauses.

„Der Barbier ist eben drinne," sagte die Hausfrau, als er ihr das Geld heimlich zusteckte und ein gutes Sonntagsgericht für die Kranken bestellte.

„Es ist gut," versetzte Peter, „daß ich das Plappermaul einmal finde; er soll mir reinen Wein einschenken, wie's mit der Lene steht. Der Hintertopf wird immer

schwüriger, und, mein Herr und Gott! wie sieht der linke Schlaf und die Stirne aus! Aber das Bedenklichste ist mir doch das Auge, worein sie der alte — nun Gott verzeih' mir's, wenn ich eine Sünde auf den Lippen hatte! — der alte Glockengießer, wollt' ich sagen, mit dem Stiefel gestoßen hat."

„Ich muß Dir nur gestehen," sagte die Hirtin ängstlich, „ich glaube, das Auge schwiert aus dem Kopfe."

„Herr Gott, Deine Hand ruht schwer auf uns!" jammerte Peter. Der Barbier kam eben heraus. „Peter," rief ihm dieser zu, „Du bist in Besorgung ärztlicher Instruction am pünktlichsten, und da Du heute und morgen nichts zu thun hast, so befehl' ich Dir vorzüglich die Lene an. Das Nervenfieber ist durch des Herrn Amtsphysikus und meine Bemühungen glücklich gewichen; das Mädel hat eine starke Natur. Die verbrannte Brust ist auf dem Wege der Heilung, freilich die Schönheit können wir nicht wieder dran herstellen. Mit dem Kopfe geht's auch schon besser und in drei oder vier Wochen fortgesetzter Mühe ist die Heilung vollendet. Nun, Peter, das mag mir die ganze Stadt bezeugen, Tag und Nacht hab' ich keine Ruh' und Rast gehabt vor der Lene, so sehr hat sie mir am Herzen gelegen. Solchen Antheil nehm' ich sonst selten an einem Kranken, weiß Gott! Freilich die schönen Haare werden dem armen Kinde nicht mehr wachsen. Mit der Schönheit wird's ohnedies vorüber sein."

„Aber das Auge, das Auge?" fragte Peter gespannt.

„Das ist's eben, was ich Dir anbefehlen wollte. Aller

heilsamen Mittel ungeachtet, hat sich die Entzündung vermehrt und jedenfalls ist eine starke Verletzung im Augapfel vorgegangen. Doch das versteht Ihr nicht. Der Herr Doktor meint, blind wäre das Auge und nicht zu retten, und das mein' ich auch; aber der böse Casus ist, daß es uns vielleicht herausschwiert."

„O Gott bewahre mich vor allen wilden Gedanken!" seufzte Peter und die Hirtin hatte sich das Gesicht mit der Schürze bedeckt.

„Nun um das zu verhindern, mußt Du alle Viertelstunde einen feuchten Umschlag aus dem Glase mit der weißen Arznei, die ich eben mitgebracht habe, über das Auge machen, und damit diese Nacht und morgen fort fahren. Vielleicht retten wir's noch."

„Ja, ja, ich will Alles thun!" rief Peter. „Ich armer unglücklicher Mensch!"

„Und alle drei Stunden nimmst Du den Verband vom Kopfe und legst einen andern mit frischer Salbe um."

„Soll geschehen; ich will kein Auge zuthun."

„Morgen Vormittag komm' ich wieder ein Sprünglein. Nun Gott befohlen."

Peter ging mit einem wehleidigen Gesichte in die kleine ärmliche Krankenstube. Er schluckte seinen wüthenden Schmerz hinab, preßte seine Thränen zurück und trat an Leuchens Bette.

„Wie geht's Dir, Leuchen?" fragte er mit fast zitternder Stimme.

„Ich danke Dir, guter Peter. Heut ist der erste Tag,

wo ich mich leicht und wohl fühle. Ich bin doch ein sonderbares Geschöpf,“ flüsterte sie weiter, und ein leises wehmüthiges Lächeln flog über ihr entstelltes Gesicht, aus dem man vergebens eine Spur der ehemaligen Schönheit herauszufinden sich bemühte, „erst wünschte ich mir immer den Tod und konnte das Ende nicht schnell genug herbei sehnen, und seit diesem Morgen ist mir's, als würd' ich doch nicht gerne sterben. Das macht, es hat mir in der verwichenen Nacht gar was Schönes geträumt. Aber was hab' ich denn von diesen Träumen? was vom Leben? Wenn ich gesund werde, muß ich ja doch wieder Kirchenbuße thun, und denke ich daran, so wollt' ich, ich stürbe heute noch.“

„Laß Dich das nicht ängstigen, liebes Lenchen. Ich habe diese Woche aus sicherer Hand erfahren, daß Euch Alles erlassen ist.“

„Wie?“ rief Annagrethe freudig und kam herbei, „hab' ich denn recht gehört? Wir sollen nicht mehr Kirchenbuße thun?“

„Der Pastor hat's dem Senator Trautretter im Geheimen vertraut, und der verrieth mir's wieder, als er mich im Hammer besuchte. Der gute Mann braucht mich jetzt und streicht der Katze das Fell abwärts.“

„Das hat gewiß Heinrich bewirkt!“ rief Lenchen froh. „Nicht wahr Peter, Heinrich ist's gewesen, der den Herrn Pfarrer auf andre Gedanken gebracht hat?“

Des Zainknechtes Gesicht verdüsterte sich bei Nennung des Namens. „Nun ja,“ sagte er halb gutmüthig, halb

verdrießlich, „ich weiß ja doch, die Hirtin hat Dir Alles erzählt, ob ich's ihr gleich verboten habe.“

„Ja, ja, Peter, ich weiß ſchon, daß er lange beim Pfarrer geweſen und todtkrank nach Hauſe gekommen, daß er meinetwegen bald geſtorben iſt, daß er immer von mir geſprochen hat, das Alles hat der Herr Doktor der Hirtin verrathen und von ihr haben wir's wieder erfahren. Sieh, Peter, das iſt's ja eben, was mich glücklich macht, was mich ſo heiter ſtimmt. Sei ihm nicht böſe, Peter! Du hörſt nicht gern von ihm ſprechen und haſt ihn immer nicht gern in unſerm Hauſe geſehen und meinem Vater deshalb viel in den Ohren gelegen, weil Du glaubteſt, er hätte keine rechtlichen Abſichten auf mich. Aber ſiehſt Du nun, was er für ein braver Burſche iſt!“

„Nun ja doch!“ verſetzte Peter und zerdrückte ſich eine Thräne im Auge.

„Und dieſe Nacht träumte mir von meinem Heinrich; er kam nämlich, um mich zu beſuchen, hatte ein ſchneeweiſes Kleid an und war im Geſicht ſehr blaß. Sieh, ſagte er ganz heimlich zu mir, ſieh, liebſtes Lenchen, ich gieße nun bald die große Glocke für die Stadt, das wird ein Meiſterſtück. Und wenn mir's mit dem Guße auch nicht recht gelingt, das thut ganz und gar nichts; ſie zerſpringt doch bald wieder und eh' ſie wieder friſch gegoſſen wird, führ' ich Dich heim, mein Treulieb. So ſprach er zu mir und noch manches andre Schöne, was mir aber wieder entfallen iſt.“

Peter ſchüttelte den Kopf wunderlich, und die Hirtin,

welche während der Erzählung hereingekommen war, kauerte sich ans Bette, und begann von merkwürdigen eingetroffenen Träumen, Ahnungen, Vorherſagungen u. d. g. ein Langes und Breites zu berichten, kam dann wieder auf den jungen Glockengießer zurück, und wurde nicht fertig, ihn zu loben und zu rühmen und von ſeinen Leiden zu erzählen. So unterhielt ſie die Zuhörer bis der Abend herbeikam; Peter ſaß ſtumm und in ſich gekehrt in der Ecke, und unterbrach nur alle Viertelſtunden die Sprecherin mit ſeiner ſtummen Pünktlichkeit im Befeuchten von Lenchens krankem Auge. Annagrethe hatte ſich neben die Erzählerin geſetzt und verſchlang gleich Magdalenen jedes ihrer Worte, zu denen ſie zuweilen auch einiges aus eigner Erfahrung hinzuſetzte. So war die Dunkelheit und mit ihr die Zeit herbeigekommen, wo Lenchens wunder Kopf wieder verbunden werden mußte. Peter langte alſo zwei Lichter herein, ſtellte ſie zu beiden Seiten des Bettes und nahm die Verbände von Auge, Kopf und Hals. Indem er nun eben beſchäftigt war, friſche Salben aufzuſtreichen, wurde die Hausthüre heftig aufgethan, ſchnelle Tritte erſchallten in der Hausflur, die Stubenthüre öffnete ſich, und, blaß wie eine Leiche mit hohlen Augen und wirrem Haar, trat Heinrich herein. Die Weiber ſchrieen bei ſeinem Anblick laut auf; er aber trat ſtumm an Lenchens Lager und ſtarrte ſie lange an. Endlich ſchien die Geiſtesabweſenheit aufzuhören; er ſchauderte zuſammen und ſagte mit ſchwacher Stimme: „Ach Lenchen, wie biſt Du doch ſo abſcheulich häßlich geworden.“ Dann ſeufzte er tief auf, und ſank, von allen

Kräften, welche die Fieberglut in ihm angeregt, verlaſſen, neben dem Bette nieder. Magdalena wimmerte laut und vergoß viele Thränen, welches ſie nach der Verordnung des Arztes durchaus vermeiden ſollte. Das Auge entzündete ſich dadurch immer heftiger und war nicht mehr zu retten. In der Verwirrung vergaß Peter ſie zu verbinden; ſie wollte aufſpringen, um ihrem Heinrich zu helfen; aber kraftlos ſank ſie zurück. Körper- und Seelenſchmerz vereinigten ſich, um die Aermſte zu aufs Schlimmſte martern. Peter und Annagrethe brachten unterdeſſen den ohnmächtigen Jüngling auf ein anderes Lager, und die Hirtin lief nach der Stadt hinab, um bei Meiſter Adam Körner Heinrichs Ankunft und Unglück in Hirtenhauſe anzuſagen. Athemlos dort anlangend, fand ſie Alles in der größten Verwirrung und Beſtürzung. Der alte Adam lief wie ein Verzweifelter umher und wußte nicht was er that, gab Befehle, die ſich einander widerſprachen, jammerte und ſchrie dazwiſchen, ſchalt Lieschen und Alles, was ihm vorkam, aus und konnte ſelbſt zu keinem Entſchluſſe gelangen. Der abgeriſſene unvollſtändige Bericht der Hirtenfrau gab ſeiner Geiſtesthätigkeit plötzlich eine andere Richtung; denn blosköpfig rannte er fort und ihm nach die Töchter mit ihren Männern, Gertrude und die Nachbarn und wer ſonſt noch zugegen war. Der Doktor, durch die liebe Nachbarsjugend auch ſogleich benachrichtigt, eilte ebenfalls nach dem Schauplatze, und ſo kam es denn, daß das ſtille, von der Stadt abgelegene Hirtenhaus bald voller Menſchen war. Der Doktor erklärte, es möchte dem Kranken nicht dienlich ſein, wenn

man ihn in der kalten und feuchten Herbſtnachtluft nach ſeiner Wohnung zurückbrächte, da ohnedies der folgende Tag der entſcheidende ſei, aber Gertrude nahm den dürren Herrn bei Seite, flüſterte ihm Einiges zu, worauf er den Entſchluß, dem Kranken hier ein Lager bereiten zu laſſen, änderte, und ihn in Betten verhüllt, nach Hauſe zu tragen gebot. Man ſchickte nun nach Trägern und nach der warmen Umhüllung. Die Anweſenden, bis jetzt nur mit dem ohnmächtigen Jüngling beſchäftigt, gewannen nun auch etwas Zeit, ſich nach der armen Magdalena umzuſchauen, welche ganz ſtill und vergeſſen ihr Kopfkißen feucht geweint hatte. Der alte Glockengießer wurde von ihrem Anblick beſtürzt, als er ſich nach ihrem Bette wandte, und konnte lange ſeine Augen nicht von der Schreckensgeſtalt losreißen. Peter, welcher ſeine liebe Kranke wieder zu verbinden vergeſſen hatte, trat nun hinzu, um ihr die Leinwand umzulegen.

„Aber hilf Chriſt unſer Herr!“ flüſterte ihm der alte Glockengießer zu, „was hat denn die arme Lene für ein arg zugerichtetes Auge?“

„Fragt Ihr darnach, Alter?“ erwiederte der Bainknecht mit einem leiſen aber gräßlichen Hohnlachen. „Wißt Ihr es nicht? Ihr Meiſter Adam? Ih nun, ſo will ich's Euch ſagen. Als das gute Kind vor der Kirchenthür wimmernd lag und Jedermann die Hand reichte, und ſie Keiner von den guten Chriſten nahm, die da doch nach des Herrn Lehre vergeben und vergeſſen ſollen, da kam auch ein alter Rathsſchöppe, dem ſie in Verzweiflung die Füße küßen wollte.

Aber in des Mannes Bruſt wohnte nicht Gott, ſondern der Teufel. Er ſtieß dieſen Engel mit dem Fuße von ſich und traf ihn ins Auge. Das hat der Richter in ſein Buch geſchrieben und wird an jenem Tage Rechenſchaft fordern von dem alten Manne."

Des Glockengießers Lippen zitterten, Todtenblaße bedeckte ſein Geſicht; er ſtreckte ſeine eiskalte Hand nach dem Knechte aus und raunte ihn mit erſterbender Stimme ins Ohr: „Und wer war der Schöppe? Peter, um Gottes willen! wer war der böſe Mann?"

„Der wart — Ihr!" donnerte der Knecht und Meiſter Adam bedeckte ſich das Geſicht mit beiden Händen und verließ das Zimmer. Gleich darauf kamen die Träger; Doktor Flatius, der Barbier, Liechen und Gertrude packten den Kranken ein, und mit ihm verließ die Menſchenmenge wieder die Hirtenhütte und nur die alten Gäſte blieben zurück.

Heinrichs Beſuch im Hirtenhauſe ſchien ſeiner Krankheit eine andere Richtung gegeben zu haben; er ſchlief oder lag vielmehr in einem ohnmachtähnlichen Zuſtande bis zum Abend des folgenden Tags. Als er erwachte, war er bei völligem Bewußtſein, grüßte Gertruden ſehr freundlich und reichte ihr die Hand. Lange erlaubten ihn allzugroße Schwäche nicht, zu reden; ſobald er aber im Stande war, zuſammenhängende Sätze hervorzubringen, fragte er nach langem Nachſinnen einmal Gertruden, ob er denn wirklich im Hirtenhauſe geweſen und Lenchen in ſo gräßlicher Entſtellung geſehen, oder ob ihm das Alles nur ſo lebhaft geträumt

habe. Gertrude beſtätigte die Wahrheit ſeiner Vorſtellung und erzählte ihm den Vorfall umſtändlich. Er ſchauderte mehrmals heftig zuſammen und ſagte endlich: „Alſo iſt ſie doch wirklich ſo häßlich geworden? O weh über die Lene!“ Nach und nach ergab ſich aus ſeinen Aeußerungen, daß Lenchens Geſtalt einen unauslöſchlich widrigen Eindruck auf ihn gemacht und ſeine wild und krankhaft aufgeregte Phantaſie denſelben noch um ein Bedeutendes verſtärkt hatte. So oft er an ſie dachte, kehrte jener zuerſt bei der bewußten Erinnerung ſeines ihr gemachten Beſuchs empfundener Schauder zurück.

Gertrude trug nicht wenig zur ſchnellen Beſſerung des Kranken bei und es war natürlich, daß ſich zwiſchen beiden, die ſtets zuſammen waren, bald eine gewiſſe Vertraulichkeit einfand, die bei dem geneſenden Jüngling, ohne daß er es wußte, in leidenſchaftliche Liebe zu der reizenden Märterin überging. Eh er ſich's verſah ruhten einmal Gertrudens Lippen auf den ſeinigen, und eine ſüße Gluth ſtrömte vom Hauch ihres Mundes aus in ſeine Adern.

Wie mit dem kranken Sohn, ſo war mit dem geſunden Vater eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Seit dem Abende, wo er Lenchens ſchrecklichen Zuſtand geſehen und von Peter die fürchterlichen Worte vernommen hatte, war der emſige und geſprächige Mann wie verwandelt. In Gedanken verſenkt und ſtill vor ſich hinbrütend, ſchlich er im Hauſe umher, kam wenig in die Werkſtatt, und ließ er ſich ja einmal dort ſehen, ſo bekümmerte er ſich wenig darum, ob die Geſellen fleißig ſchafften oder nicht. Oft hörte

man ihn tief aufſeufzen; der innere Harm drückte ſich in allen Zügen ſeines Geſichts, in ſeiner ganzen Geſtalt, in allen ſeinen Bewegungen aus. Seine kräftige Wohlbeleibtheit fiel ſichtlich zuſammen, und fragten ihn ſeine Töchter bekümmert und theilnehmend was ihm fehle, ſo antwortete er mit einem Seufzer: „Nichts," und wollte durchaus nicht für krank gelten. Ins Geheim aber nahm er oft den Doktor Flatius vor, und beſchwor ihn bei allen Wundern ſeiner Kunſt, der Magdalene Ephraim das Auge wiederherzuſtellen und ſie überhaupt am Leben zu erhalten. Und dafür verſprach er Geld und Gut, ſo viel der Arzt nur begehren würde, und durch Mittelsperſonen ließ er Betten, gute Koſt, Wein und Geld ins Hirtenhaus für Annagrethen und ihre Tochter ſchaffen, bezahlte in der Apotheke alle Arznei, betete alle Morgen und Abend inbrünſtig für Lenchens Geneſung und wollte ſogar den Paſtor durch Bitten und Bieten vermögen, einmal Sonntags auf der Kanzel für Lenchens Geneſung zu beten, was ihm dieſer aber abſchlug. Ehrenhold bot bei dieſem Beſuch Meiſter Adams alle Kunſt ſeiner geiſtlichen Zuſprache auf, das furchtbar tobende Gewiſſen des Alten zu beſchwichtigen; es gelang ihm nur ſcheinbar. Denn kaum zu Hauſe angelangt, überfiel den alten Glockengießer die ihn marternde Angſt wieder und zehrte ihm an Leib und Seele. All ſein früherer Geiz hatte ihn verlaſſen; er that glänzende Gelübde, war milde und ſanft und verſöhnte ſich mit all ſeinen Feinden. Dabei zehrte er ſichtlich ab, und kaum warf die Gewißheit, daß aus ſeinem geliebten Heinrich und der reizenden Gertrude

gewünſchtermaßen ein Paar würde, noch einen lichten Freudenblick in ſein umwölktes Leben. Gerade des Vaters Trübſinn hatte den Jüngling vermocht, mit einem Geſtändniß zu eilen, über welches er eigentlich ſelbſt noch nicht im Klaren war; da ſich aber jetzt Alles, was zum Hauſe, zur Verwandtſchaft und Freundſchaft gehörte, aufs Eifrigſte bemühte, dem Alten zu Freude und Willen zu ſein, da Jedermann die Wünſche deſſelben ihm aus den Augen zu leſen verſuchte, ſo glaubte auch Heinrich, als ein dankbarer, den Vater innig liebender Sohn mit der Erfüllung des Lieblingswunſches ſeines Erzeugers nicht anſtehen dürfen, weil er dadurch hoffen konnte, den Betrübten zu erheitern. So kam es, daß in einem Zwiegeſpräch zwiſchen Vater und Sohn die Verſicherung des Letztern erfolgte, daß er ſich in jeder Hinſicht dem Willen des Vaters fügen und Gertruden, ſobald er wieder bei völliger Geſundheit ſei, ſeine Hand reichen werde, zumal in ihm eine ſtarke Neigung zu der ſchmucken Jungfer erwacht und er von heftiger Gegenliebe überzeugt worden ſei. Meiſter Adam umarmte gerührt ſeinen Sohn, lobte den Entſchluß deſſelben, und verſprach bald die nöthigen Anſtalten zu dieſer Verbindung zu treffen und eine glänzende Hochzeit auszurichten. Vor der Hand mußte Heinrich dem Vater geloben, die Sache noch geheim zu halten.

Von dieſer Zeit an war der alte Körner wieder etwas regſamer, obgleich die ſtille Melancholie nie ganz von ihm wich. Er beſuchte den Senator Trautvetter oft und die Heirath ihrer Kinder wurde von beiden verabredet und in

allen Punkten beſprochen. Trautvetter verſprach neben einer reichen Mitgift noch eine koſtbare Ausſtattung und noch dazu ſeinen ganzen Einfluß, dem jungen Körner bald zu Aemtern und Ehrenſtellen im Stadtrath zu verhelfen. Alle dieſe Ausſichten hätten bei minderer Gewißheit ſonſt den ehr- und geldgeizigen Glockengießer zum höchſten Gipfel des Entzückens hingeriſſen, und jetzt, da die Erfüllung ſeiner verwegenſten Wünſche und von noch weit mehr, was er nie zu wünſchen gewagt hatte, ihm ſo nahe lag, vermochte er ſich kaum darüber zu freuen. In den Berathungen des Senators und Glockengießers, zu welchen pflichtſchuldigermaßen der Paſtor Ehrenhold als geiſtlicher Rath und Hausfreund hinzugezogen wurde, beſchloß man hinſichtlich des liebenden Paars die Hochzeit bis zu Oſtern des folgenden Jahrs hinauszuſchieben. Erſtlich war Weihnachten vor der Thüre, und im Winter macht man nicht gern Hochzeit, dazu ſchickt ſich die liebe Frühlingszeit weit beſſer, wo ſich ja auch der junge Lenz mit der Erde gattet; ſodann mußte doch auch Heinrich wieder ganz zu Kräften kommen, denn ein ſchwacher Bräutigam und eine ſtarke Braut paſſen ſchlecht zuſammen; ferner mußte Heinrich erſt Meiſter werden, und dazu bot ſich der Guß der neuen Stadtglocke als eine vortreffliche Gelegenheit dar, an ihr ſollte er ſein Meiſterſtück machen; und endlich wollte der Senator ſein Haus ganz fertig bauen und einrichten, was freilich noch im weiten Felde lag; denn er wünſchte gar ſehr, daſſelbe mit der Hochzeit ſeiner Tochter, die darin gefeiert werden ſollte, einzuweihen. Dies waren die lauten Gründe, welche die drei

Männer beſtimmten, die Vermählung auf das kommende Frühjahr feſt zu ſetzen. Jeder hatte dabei noch einen beſonderen heimlichen, den er jedoch Urſache hatte den beiden andern Mitberathern zu verſchweigen. Den des Pfarrers enthülle nicht das bezeichnende Wort. Eine wilde ihn furchtbar marternde Leidenſchaft zu der verführeriſchen Gertrud hatte, gleich wie ein heftig angeſchwollener Waldſtrom Bäume und Felſen umreißt, die Dämme ſpielend durchbricht, und Alles auf ſeinem Wege verwüſtet, die geiſtlichen Verwahrungsmittel und künſtlich zuſammengeflickten Sophiſtereien des ehrſamen Pfarrers über den Haufen geworfen und ihn ſo beſiegt, daß der ſtrenge Zelote nach Liebesgenuß ſchmachtete wie ein üppiger Knabe. Wie aber die unduldſame Starkgeiſterei, wenn die ſieghafte Natur ihr den Fuß auf den Nacken geſetzt, meiſt zum entgegengelegnen Extrem überſpringt, und kein göttliches und menſchliches Geſetz mehr anerkennend, die Stimme der Vernunft erſtickend, nur auf die Befriedigung ihrer ungeregelten Begierden denkt: ſo war Ehrenhold mit einem Sprunge vom wahren Eiferer zum falſchen Heuchler, ja zum ſpeculirenden Böſewicht geworden. Wo er ging und ſtand, er ſah und hörte nur Gertrud, die wüthende Liebesflamme dörrte ihm das Blut und er dachte nur daran, ſie zu kühlen. Sonderbarer Weiſe war ſie durch einen eignen Umſtand ſo heftig angefacht worden. Der Paſtor hatte nämlich auf mancherlei Wegen — und wieviel ſtehen nicht einem Seelenſorger offen! — genaue Kunde von Gertrudens heimlicher Liebſchaft mit dem Junker Hank, der im benachbarten Dorfe auf ſeinem Ritterſitze wohnte, erhal-

ten, und wußte auf welchem vertrauten Fuße Beide zusammen gestanden hatten und was am Abend vor dem Brande des Trautvetterschen Hauses vorgefallen war. Auf diesen Umstand baute der sonst so heilige Mann jetzt seine lichtscheuen Pläne.

Des Senators heimlicher und verschwiegener Grund zur Verschiebung der Hochzeit lag in seinen finanziellen Verhältnissen. Seit dem Brande seines Hauses hatten ihn mancherlei Unglücksfälle in seinem Handelswesen getroffen, welche der kluge Mann jedermann zu verschweigen für gut fand. Einen starken Schlag versetzte ihm vorzüglich der Untergang eines Schiffes, welches für ihn bedeutende Ladungen an Bord gehabt hatte. Es hätte ihn in die größte Verlegenheit gesetzt, wenn er die Mitgift und Ausstattung in kurzer Zeit hätte besorgen müssen. Bis zu Ostern aber durfte er mit Gewißheit auf die Eröffnung neuer Quellen rechnen; und war's ihm möglich, die Ausfteuer der Tochter recht glänzend herzustellen, so konnte um so weniger die leiseste Ahnung von seinen wahren Umständen in Jemandes Gemüth aufsteigen.

Der alte Glockengießer endlich fürchtete merkwürdiger Weise Magdalenens Gegenwart in der Stadt am Hochzeittage seines Sohnes. Es war ihm stets zu Sinne, wie eine böse Ahnung, als müsse das Mädchen einen schlimmen Einfluß auf den Ehesegen haben, welchen der Pfarrer über das Brautpaar spräche. Bis Ostern nun hoffte er die Lene wieder hergestellt, wenigstens hatte ihm der Arzt die besten Versprechungen geleistet; dann wollte er sie mit der Mut-

ter weit fortschaffen lassen, ihnen in einem entfernten Dorfe zu einem guten Unterkommen verhelfen und noch obendrein ein Stück Geld in ihre Hand drücken, damit sie einen Anfang hätten.

So blieb bei diesem Beschlusse. Zwischen den drei Ehefrauen desselben bildete sich, in so weit Amtswürde und Standesvornehmheit es zuließen, ein freundschaftliches Verhältniß, das mit mancher Flasche Wein unterhalten wurde; und da Doktor Platius es nicht darauf ankommen ließ, zu lügen wie gedruckt, so meinte der alte Glockengießer bald nicht anders, als Leuchens Auge sei außer aller Gefahr, und sie selbst blühe wieder wie eine Rose. Nun wurde auch er wieder heiter und vergnügt. Mit Sehnsucht erwarteten alle das heilige Weihnachtsfest, wo man die öffentliche Verlobung Heinrichs und Gertruden's halten und die große und reiche Verwandtschaft, so wie die Noblesse der ganzen Stadt dazu einladen wollte.

Zehntes Kapitel.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.
Drum prüfet, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.
Die Glocke von Schiller.

Am dritten Weihnachtsfeiertage ging's im rothen Ochsen drunter und drüber. Es wurde gesotten, gebraten und gebacken. Der Wirth braute im Keller die Weine zurecht, und die Wirthin füllte im Schopfen die Bierflaschen halb voll Wasser; die Mägde scheuerten und putzten den großen Saal auf, und unterhielten sich fleißig von der schönen reichen Braut und dem jungen blassen Bräutigam, welche selbigen Abend ihre Verlobung hier im Gasthofe feiern wollten, weil der Brautvater keinen Raum hatte. In diesem Trubel wurde ein ankommender stattlicher Fremder kaum bemerkt, welcher in der Mittagsstunde zu Pferde anlangte. Nach langem Rufen erschien der Hausknecht verspätet, half dem großen vornehm aussehenden Manne vom Pferde und führte dasselbe zu Stalle. Der Kerl, welcher sich was Rechtes auf die Pferdezucht verstand, bekam dabei einen ungeheuren Respect vor Roß und Reiter; denn er mußte sich gestehen, daß ihm dergleichen Prachtrappe noch nicht vorgekommen sei. Das Pferd war kohlschwarz und

glänzte wie ein Spiegel; seine Augen blitzten feurig, es trug den wunderschönen Kopf majestätisch und die krause Mähne sträubte sich am Halse herab. Uebrigens vereinigte es alle Vollkommenheiten im höchsten Grade, welche Pferdekenner an diesen Thieren schätzen. Der Hausknecht vergaß über diesen Anblick alles Andere und konnte sich nicht satt sehen, bis ihm einfiel, seinen hohen Genuß mit Kameraden und guten Freunden zu theilen. Er stolperte nun wie besessen in die Gaststube und raunte den Kellnern zu, welch Glück ihm widerfahren sei, und darüber wurden diese erst auf den Fremden aufmerksam, welcher still und unbeachtet in einer Ecke des großen Gastzimmers saß. Der Oberkellner machte ihm nun seinen Kratzfuß und entschuldigte sich mit der Menge von Geschäften, welches das Fest dieses Abends dem ganzen Hauspersonale aufgebürdet habe, dabei erstaunte er aber nicht wenig über die reiche prächtige Kleidung, so wie über die Schönheit des Gesichts und der ganzen Gestalt des Gastes. Derselbe war nämlich mit einem gar kostbaren schwarzen Pelze angethan und dieser inwendig mit Scharlach ausgefüttert. Darunter hatte er wieder ein prächtiges Atlaskleid. Eine breite goldene Kette, wie sie nur Fürsten und Grafen zu tragen pflegten, hing um seinen Hals auf die Brust herab; er zog eine köstliche mit Edelsteinen besetzte Uhr hervor, um sich vom Stande der Zeit zu unterrichten und seine Finger waren mit den herrlichsten Ringen überladen. Mit einer hohen edlen Gestalt verband er ein reizendes Gesicht und einen vornehmen Anstand. Sein glänzend schwarzes Lockenhaar war im Nacken mit einem

Bande zusammengeschlungen, doch hingen die Locken dann frei auf den Rücken herab, und waren nicht nach der Mode der Zeit in einen Haarbeutel gezwängt. Ein starker krauser Backenbart lief von einem Schlaf zum andern rund um das elfenbeinweiße aber kräftige Gesicht, buschige Augenbrauen überschattteten das große blitzende Auge, welches sich wie ein feuriges Rad nach allen Seiten hindrehte; die Nase war lang und edel, der Mund zum Bezaubern schön und frisch, und obgleich der Mann kein Jüngling mehr zu nennen war, konnte man ihn doch den schönsten Männern beizählen. Der Fremde bat, weiter keine Umstände mit ihm zu machen, bestellte sich ein geheiztes Zimmer und Warmesbier und erkundigte sich nebenbei, was es für ein Bewandtniß mit dem heute noch zu feiernden Feste habe. Der Kellner ließ Alles liegen und stehen und erzählte breit und umständlich Heinrich Körners und Gertrude Trautretters Geschichte. Der Fremde hörte aufmerksam zu, und verfügte sich dann auf sein Zimmer, welches dicht am großen Tanzsaale war. Die Kunde von der Ankunft des reichen schönen Gastes verbreitete sich trotz aller Geschäfte bald unter dem ganzen Hausgesinde, denn so wie der Hausknecht nicht Rühmens genug von dem Pferde machen konnte, so wußte der Kellner kein Ende zu finden von der Schönheit des Mannes, seiner Kleider und seines Geschmeides, und die Bettmagd erzählte beides allen Leuten, die ihr in Wurf kamen, und fügte noch viel Merkwürdiges von dem schweren Mantelsack hinzu, welchen sie dem Fremden auf sein Zimmer nachgetragen hatte.

Bis die ersten Gäste des Senators Trautvetter anlangten, wurde im rothen Ochsen von nichts weiter gesprochen, als von dem Fremden, welcher sich nicht wieder hatte sehen lassen. Nun wurde die Aufmerksamkeit auf die neuen Erscheinungen gelenkt, und angenehm unterhalten. Denn aus der Nachbarschaft und aus der Stadt kam die vornehme Welt angezogen, das ganze Amt, die ganze Rathsherrschaft, die Geistlichkeit, die Kaufmannschaft, Alles mit Frau und Kind und was sonst noch drum herum hing. Der Stadtpfeiffer mit seinen Gesellen stellte sich auch zeitig ein, und als Alles beisammen war, setzte man sich zur reich bedachten Tafel in dem großen mit einigen hundert Lichtern erhellten Saal. Die Musikanten stimmten schon ihre Instrumente, da ertönte nebenan eine kräftige Baßstimme aus der Thür des Zimmers: „Kellner!“ und augenblicklich flog derselbe hinaus. Man erkundigte sich und erfuhr von den andern Kellnern und vom Wirth; man sprach, wunderte sich, wurde aufmerksam, hörte immer Interessanteres, bis der Oberkellner zurückkam. Sogleich fiel man über ihn her, der Mensch schüttelte den Kopf und meinte, der Fremdling drüben müsse positiv ein Fürst oder noch mehr sein, erzählte, wie derselbe einige Flaschen vom besten Wein verlangt, Alles sogleich baar bezahlt und ihm zum Trinkgeld einen schönen Wildemannsdukaten geschenkt, beschrieb den Goldhaufen, welchen der Mann eben gezählt, und gerieth dabei so in Begeisterung, daß ihm die Stimme überschnappte. Ein dichter Kreis umstand ihn und horchte mehr als auf die Predigt eines Apostels. Nach fünf Minuten unter-

hielt man sich im Saale allein von dem Fremden, und eh man sich wieder setzte, begab sich der Küster Bornschein zum Senator Traumwetter und flüsterte ihm mit vieler Zeremonie zu, wie es sich wohl schicke, daß man einen Mann von solcher Distinction mit zur Gesellschaft lade, und Traumwetter fiel dem bedachten Kirchendiener für den köstlichen Einfall um den Hals. Flugs erhob er sich vom Sitze, winkte mit der Hand, und Alles verstummte. Hierauf begann er mit Pathos: „Hochansehnliche Gesellschaft, liebwertheste Gäste! Es wird gewiß Keinem zuwider, sondern vielmehr der Wunsch eines Jeden sein, so wie es der meinige ist, daß wir den fremden Herrn standesmäßig einladen und ihm an unserer Tafel einen Ehrenplatz einräumen.“ — Ein donnerndes „Ja“ erschallte durch den Saal. „Er werde herbeigeholt!“ riefen Viele, und schon waren der Küster Bornschein, der Doctor Flatius und der Amtschreiber zusammen getreten, um als Gesandtschaft an den Fremden abzugehen. Bald darauf kehrten sie freudigen Angesichts zurück und erzählten, wie leutselig er sie aufgenommen, wie er ganz überrascht gewesen und nur um einen kleinen Verzug gebeten habe, damit er sich etwas festmäßig ankleiden könne. Hatte der Kellner erst ein Rühmens von dem Gelde und den Kostbarkeiten gemacht, so verdunkelten doch des Küsters kühne Bilder allen poetischen Schwung des Aufwärters, und der Doctor stimmte jedesmal mit hohen Nasentönen dem Aussagen Ehrn Bornscheins bei. Alle Herzen klopften erwartungsvoll, alle Blicke flogen nach der Thüre. Den Frauen flimmerte es schier vor den Augen, den Männern

wurde es auf den Stühlen zu heiß. Trautwetter hatte gleich oben an neben Gertruden einen Platz leer gemacht; hier sollte der Fremde sitzen an der Spitze der Tafel. Endlich öffnete sich die Thüre, die Kellner trugen Lichter vor, ein staunendes Ah! entfuhr der Versammlung und Alles erhob sich und verbeugte sich tief. In einem kostbar gestickten Kleide mit Hut und Degen trat der Fremde ein und verneigte sich mit der Gewandtheit, welche nur Weltleuten eigen ist, wenn sie in eine große Gesellschaft kommen, gegen die Gäste; der Kellner wies ihn hierauf an den Senator; der Fremde ging auf diesen zu, dankte aufs verbindlichste für die ihm angethane Ehre, versicherte daß er diese, einem fremden Manne bewiesene Zuvorkommenheit werde zu schätzen und zu rühmen wissen, und setzte durch alle die zierlichen Komplimente den unbehülflichen Senator in die größte Verlegenheit. Der gute Mann that fast weiter nichts, als sich räuspern und mit den Füßen hinten ausschlagen, und seine Angst stieg um so höher, je stiller es im Saale war. „Uebrigens bin ich Ihnen, mein hochverehrter Herr Senator," setzte der Gewandte im Flusse seiner Rede hinzu," denke ich mich der werthen Gesellschaft beizugesellen, schuldig, von meinem Namen und Stand einige Rechenschaft zu geben, damit Sie keinen ganz Unbekannten an Ihrer fröhlichen Tafel aufnehmen." Der Senator näselte wieder in den Bart: „Hm, hm sehr gütig! große Gnade! beispiellose Ehre," und warf den Stuhl hinter sich um. „Ich bin Professor und Doktor der Medicin, der

Chymie und Naturkunde auf der Universität zu Heidelberg und beide Feuerwerker," fuhr Jener fort. „Der Zweck meiner ungewöhnlichen Reise mitten im Winter war die Untersuchung einer Bergspitze, einige Meilen von hier, in welcher sich grade im Winter merkwürdige Phänomene zeigen. Ich habe meine Kenntniß bereichert, und kehre einen andern Weg nehmend in meine Heimath zurück. Ich kann mir Zeit nehmen; denn erst nach Ostern beginnen meine Collegia wieder."

„Wollen Sie nicht die Gnade haben, diesen Platz einzunehmen, gestrenger Herr Professor," schmunzelte der Senator, „Sie sehen hier meine älteste Tochter, welche heut Abend mit dem jungen Manne hier vermählt wird." Ein Glutstrahl, wie ihn Gertrudens Augen sonst zu versenden pflegte, um über den Mann, auf den sie's abgesehen, zu triumphiren, blitzte jetzt aus des Professors Auge auf sie und zuckte ihr durch Mark und Bein. „Das Glück überschüttet mich heute mit seinen Gaben," sagte er sich gegen Gertruden verbeugend, „aber die schönste ist die, meinen Platz neben dem reizendsten Mädchen zu erhalten, welches mein Auge je erblickt." — „Ihr treibt Scherz, gnädiger Herr," versetzte Gertrude, und ihr aufforderndes Auge hing an dem fremden herrlichen Mann. „Ihr seid mir viel zu lieb geworden zum Scherz," flüsterte der Professor, und ohne daß es Gertrude wußte, hielt er schon ihre Hand unter der Tafel gefaßt und preßte sie feurig; ihre Pulse hüpften wilder, sie erwiderte den Druck. Die Unterhaltung wurde allgemeiner, der Wein floß in Strömen durch die Kehlen, und die Geiger spielten so herrliche Stückchen auf, daß

ſämmtliche Gäſte, wie von einem plötzlichen Zauber befangen, ſchnell zur ausgelaſſenſten Luſtigkeit übergingen. Der Bräutigam allein war und blieb ſtill und verſtimmt; er ſchützte vor, daß ihm wieder ſehr unwohl ſei, doch ſtörte das die Luſt der Gäſte keineswegs. Der Amtsphyſicus und Doktor Flatius, den zuerſt ein heiliger Schrecken erfaßt hatte, als er vernehmen, der Fremde ſei ein Profeſſor der Medicin, wurde durch den Wein ſo kühn gemacht, daß er den Senator bat, ihn dem Herrn Profeſſor als einen Collegen vorzuſtellen. Es geſchah, und Flatius fand zu ſeinem Entzücken eine um ſo freundlichere und herzlichere Aufnahme. Sie ſtießen zuſammen an und tranken auf collegialiſche Freundſchaft. Schnell ergab ſich, daß ſie beide in Jena ſtudirt, der Profeſſor nur einige Jahre ſpäter als der Doktor, und nun verloren ſie ſich in die heitern Erinnerungen des ſchönen Burſchenlebens. Flatius konnte, als er wieder an ſeinen Platz zurückgekehrt war, nicht Rühmens genug von der ſtupenten Gelehrſamkeit des Profeſſors finden, und meinte, er habe doch auch das Seinige gelernt, aber vor dem müſſe er ſich in ein Mäuſeloch verkriechen, und die Nachbarn zur Seite und gegen über ſperrten über ſolches Mirakel Maul und Naſen auf.

Als die Hauptgerichte vorüber waren, erhob ſich der Senator Trautvetter wieder, winkte den Muſikanten, und ein dreimaliger Trompetenſtoß bewirkte tief: Stille im Saale. Nun erhob der Senator ſeine Stimme und ſprach: „Es liegt mir ob, hochverehrte Verſammlung, hiermit zu proklamiren und zu erklären, daß der ehrbare Junggeſelle

Johann Heinrich Körner, einziger Sohn des Meisters Johann Adam Körner, Schöppen und Steuereinnehmers, Bürgers und Glockengießers einziger Sohn, mit Bewilligung und Zustimmung seines Vaters um die ehrsame Jungfer Johanna Martha Gertrude Arantvetterin, älteste Tochter des Senators und Handelsherrn Johann Salomon Arantvetter, in aller Form und Ehrbarkeit angehalten, und von besagter Jungfer mit Zustimmung und Bewilligung ihres Vaters das Eheversprechen erhalten hat. Darum habe ich, als der Brautvater, die hochverehrten Gäste zusammengebeten, damit sie Zeugen sein möchten der feierlichen Verlobung zwischen besagtem Paare. Und solche Verlobung wollen wir alsogleich vollziehen." Der alte Glockengießer stellte sich an seines Sohnes, der Senator an der Tochter Seite, das Brautpaar erhob sich; die Väter legten die Hände ihrer Kinder in einander und unter einem donnernden Vivat sämmtlicher Gäste wechselten sie die Verlobungsringe. Während nun Gertrude ihre rechte Hand Heinrich hinreichte, hielt der Professor ihre Linke heiß und fest umspannt, und als der bleiche Bräutigam von der hochglühenden Braut berührt wurde, zuckte es ihm wie der Stich eines glühenden Messers durch den ganzen Körper, so daß er einen heftigen Schmerz empfand und fast laut aufgeschrieen hätte. Der Professor, als der Nächste am Brautpaar, brachte ihm den ersten Glückwunsch in zierlichen Redensarten dar, hierauf kamen sämmtliche Gäste, um Gratulatien abzustatten, nach der Reihe. Als diese Zeremonie vorüber war, begannen die Becher wieder zu klingen,

und nicht lange dauerte es, so wurde die Tafel weggeräumt, und die von Wein und Liebeslust berauschten Paare ordneten sich zum Tanze. Heinrich fühlte sich so schwer und beengt, daß er es für gut hielt, sich, um die Freude der Gesellschaft nicht zu stören, heimlich zu entfernen. Der besorgte Vater folgte dem Sohne, und beider Abwesenheit wurde wenig oder vielmehr, außer von Lieschen und den beiden andern Schwestern Heinrichs, gar nicht bemerkt; denn die Köpfe waren illuminiert und die Braut viel zu sehr mit dem liebenswürdigen Professor, welcher sie zum ersten Tanz aufgefordert hatte, beschäftigt, als daß sie an den guten Bräutigam hätte denken können. Zwei Menschen im Saale hatten auf dieses schöne Paar eine besonderes Augenmerk; so wie der Pastor Ehrenhold seine Augen nicht von Gertruden abwenden konnte, so verschlang Gertrudens Stiefmutter, Frau Kunigunde Krautvetterin, eine hübsche Frau in ihren besten Jahren, den Professor mit den Augen. Und gleichsam als hätten sich diese viere unter einander verstanden und sich zu gemeinsamen Zwecken verabredet, geschah es, daß der Professor beim Beginn des zweiten Tanzes sich mit den verbindlichsten Worten an Frau Kunen wandte, sie in den Reigen zog und mit den süßesten Schmeicheleien ihr zärtliches Herz in Sturm eroberte, während Gertrude hin zum Pastor flog und den sich scheinbar sträubenden Kanzelhelden mit lockendem Gekose in den sich lustig drehenden Kreis riß. Eh noch Mitternacht herankam, waren Mutter und Tochter von des schönen Professors süßem Geschwätz bezaubert

und in heftigster Leidenschaft gegen ihn entbrannt. Den übrigen Gästen ging aber meist der Gebrauch ihrer Sinne ab. Der lauernde Pastor vermißte plötzlich den Professor und Gertruden im Saal, die er doch so eben noch einen raschen Tanz hatte tanzen sehen. Zitternd schlich er auf den Gang hinaus; es flimmerte ihm vor den Augen. Brütende Hitze überströmte ihn. Er wußte eigentlich nicht, was er wollte. Da zog's ihn mächtig nach des Professors Zimmer hin. Einige Augenblicke kämpfte er mit sich selbst, dann drückte er entschlossen an der Thürklinke. Die Thüre war nicht verschlossen. Ehrenhold trat hinein. Von den Dreifaltigkeitsthürmen hallte dumpf und geisterhaft der Ruf der zwölften Stunde.

Der Jubel der Gäste wurde immer mehr zur rohen Ausgelassenheit und als man erst den gestrengen Herrn Pastor an des herrlichen lebenslustigen Professors Arm vor dem Schenktisch sah, als man hörte, wie beide Brüderschaft mit einander tranken und ein lustiges Studentenliedlein anstimmten, da brachen vollends alle Schranken der Mäßigkeit, und bald mußte Einer um den Andern nach Hause getragen werden. Der Pastor und der Professor waren die innigsten Freunde geworden, umhalsten sich und gingen mit verschlungenen Armen durch den Saal, tranken eine Flasche nach der andern und zwar aus einem Becher, und sagten der etwas verstört aussehenden, über die Maßen freundlichen und vergnügten Gertrud Süßigkeiten um die Wette. Der bigotte Seelsorger war ganz aus sich herausgetreten, keins seiner Beichtkinder würde ihn wieder erkannt haben; aber die anwesenden derselben waren gar keiner Erkenntniß mehr fähig. Des ohn-

geachtet ſteckten mehrere Weiber die Köpfe zuſammen und theilten ſich ihr Erſtaunen über den Herrn Pfarrer mit. Im ganzen Saale war nur eine einzige Seele, welche mit unbewölktem Sinne das tolle Treiben der Geſellſchaft und das anſtößige Benehmen Gertrudens und des Profeſſors und Pfarrers beobachtete und ſich darüber härmte. Das war Lieschen. Sie ſeufzte oft und gedachte mit Schmerzen ihres armen Bruders.

Das Unvermögen der Gäſte, das bacchanaliſche Feſt noch länger zu feiern, machte ihm ein Ende, und jeder ſuchte in den Federn Heil für ſeinen Zuſtand.

Am andern Tage begrüßte der liebenswürdige Profeſſor, welcher alle Herzen im rothen Ochſen Abends eingenommen hatte, und von dem man ſchon in jedem Haus' und Häuschen der ganzen Stadt ein Langes und Breites ſprach, ſeinen Collegen den dürren Doktor Flatius in deſſen Wohnung. Sie unterhielten ſich viel über ihre Kunſt, und Flatius bekam einen ungemeſſenen Reſpect vor den ungeheuren Kenntniſſen des neuen Freundes und noch in derſelben Stunde ging durch die liebende Beihülfe der Frau Doktorin die Kunde durch die Stadt, daß der Profeſſor eben'ſo gelehrt, als liebenswürdig ſei. Dieſer ſchlug dem Collegen vor, einen Beſuch bei den ſämmtlichen Gäſten des Balles zu machen, wie es die Schicklichkeit der vornehmen und gebildeten Welt von der galanten Aufmerkſamkeit eines Arztes und eines mit ſolcher Liebe aufgenommenen fremden Arztes ganz vorzüglich verlange; und Flatius begleitete den verehrten Freund mit Vergnügen. Zuerſt gingen ſie zum Senator, wurden ſehr

freundlich empfangen, vorzüglich von Frau Kunigunden, und hörten, daß Gertrude ſich zu ihrem Bräutigam verfügt habe, welcher, wie es ſcheine, von einer Nachkrankheit heftig befallen werden ſei. Die beiden Arzneikundigen hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als das Haus des Glockengießers heimzuſuchen. Sie fanden Heinrich, wieder vom Fieber befallen, im Bette, und Gertruden an ſeiner Seite. Dieſe bat den Profeſſor ſogleich mit rührenden Worten, ihrem geliebten Bräutigam zu helfen, und dieſer berieth ſich mit Flatius in lateiniſcher Sprache, und ging mit demſelben ſogleich ſelbſt in die Apotheke, um die nöthigen Medicamente unter ſeinen Augen zubereiten zu laſſen. Mit denſelben kehrte er zurück, gab Heinrich ſelbſt ein, ſetzte ſich neben ihn und beobachtete ſeine Abwartung aufs Pünktlichſte. Flatius machte den Famulus, trug alles Nöthige bei, und der Profeſſor und Gertrude vereinigten ihre Kräfte zur Wartung und Pflege des von neuem Erkrankten. Dabei wurden manche vielbedeutende Blicke gewechſelt, mancher heimliche Händedruck empfangen und erwiedert, und wenn der arme Jüngling, von Schwäche überwältigt, die Augen zum Schlummer ſchloß, und alle Andern fern waren, geſchah noch weit Schlimmeres zwiſchen der treuloſen Braut und dem leichtſinnigen ſchönen Fremden.

Der Ausdauer und den wirkſamen Mitteln des Profeſſors gelang die Wiederherſtellung Heinrichs ſchnell, und am Neuenjahrstage konnte er mit ſeiner Braut die üblichen Beſuche in der Stadt machen. Der Profeſſor hatte ihm noch einige Stärkungsmittel verſchrieben und er erſtarkte

beim Genuß derſelben ſo zuſehends, daß er bald wieder bei ſeinen vollen Kräften war, obgleich die friſche Jugendröthe nicht wieder auf ſeine Wangen zurückkehrte, ſondern einer fahlen Todtenfarbe Platz gemacht hatte. Auch war ein gewiſſer wunderlicher Trübſinn Heinrichs, trotz der merkwürdigen Zauberkraft, welche in des Profeſſors Arzneien zu wohnen ſchien, nicht zu verſcheuchen, und oft fuhr er wie aus einem gräßlichen Traume erwachend plötzlich in die Höhe und ſah ſich mit rollenden Augen um.

Der Profeſſor war durch ſeine ſchnelle Wunderkur noch beliebter in der Stadt geworden, und als er erſt vollends alle Honoratioren mit ſeinem Beſuche beehrt hatte, war ſchier Reißens um ihn, und eine Einladung folgte der andern. Das ganze Städtlein gerieth über die Liebenswürdigkeit und Galanterie des Mannes in einen Freudentaumel; aber es gab auch bald kein Mädchen und keine Frau von Diſtinction, welche nicht ein koſtbares Geſchenk zum Andenken von ihm erhalten hatte, die Eine einen goldnen Ring mit einem Edelſtein, die andere ein Paar Ohrgehänge, die dritte eine Buſennadel, die vierte eine Haarnadel u. ſ. w. alles ächt und von gediegenem Golde. Gertrude aber und ihre Stiefmutter hatten gleichgearbeitete reiche Geſchmeide erhalten. Das machte die Köpfe vollends gar verrückt. Auffallend war's, daß der Profeſſor in ein Haus nicht ging, deſſen Bewohner doch ſein intimer Freund geworden war, das war das Pfarrhaus. Er und Ehrenhold ſahen ſich faſt täglich in des Senators Wohnung oder in der Geſellſchaft der Vornehmen im rothen Ochſen. Der Paſtor hatte den

Schein zwar wieder einigermaßen zu retten gesucht; doch konnte die Art und Weise, wie er mit dem Professor und mit Gertruden stand, beweisen, daß es nur der Schein war. Aber kein Auge durchschaute dieses Verhältniß; ein dichter Schleier lag darüber. In Gesellschaft begegneten sich die beiden Männer mit der größten Ehrerbietung und daß der Professor den Pastor nicht besuche, schien sich unter ihnen von selbst zu verstehen.

Eilftes Kapitel.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Die Glocke von Schiller.

Von den Bitten aller Mädchen, Weiber und Männer des Städtchens bestürmt, von Gertrudens und Konens Bitten aber besiegt, hatte der Professor versprochen, bis zu Ablauf der Ferienzeit und dem Beginn seiner Collegia in Heidel-

berg unter den ihn liebenden Verwandten des freundlichen Waldstädtchens zu verweilen, und hatte durch dieses Versprechen alle Herzen entzückt. Man gab seinetwegen Feten auf Feten und ein Vergnügen folgte dem andern. Alle heirathslustigen Mädchen boten ihre Künste der Koketterie auf, um dem köstlichen Manne eine Roseukette um den Hals zu werfen, die, wenn er endlich ginge, eine von ihnen mit nach Heidelberg nachzöge, und jede schmeichelte sich, daß es ihr gelingen werde. Der Professor behandelte sie alle mit der größten Artigkeit und Galanterie, schwur jeder allein, daß er sie liebe, und erhielt sich dadurch bei allen angenehm. So war unter Freuden und Wonnen der Winter vergangen, Niemand wußte recht wie. An des Senators Hause wurde rüstig gearbeitet, und das Gebäude nahte sich seiner Vollendung. Da dachte der alte Glockengießer Adam nun mit Ernst daran, daß sein Sohn sein Meisterstück mache; auch konnte die Stadt der Glocke nicht länger entbehren. Heinrich hatte immer einen geheimen ihm unerklärlichen Widerwillen vor dem Gusse dieser Glocke gehabt, und ihn mit Vorschützung des Winters und seiner noch nicht gänzlich gelungenen Wiederherstellung immer weiter hinausgeschoben. Jetzt konnte er nicht länger ausweichen; denn die letzten Tage des März waren sonnenhell und schön, er selbst kräftig und stark, und überdieß machte er sich selbst Vorwürfe wegen seines merkwürdigen Zauderns und schämte sich dessen. Deshalb wurde eines Abends, als der Senator der Gesellschaft bei sich ankündigte, daß sein Haus morgen vollendet und einige Tage darauf durch eine kleine Feierlichkeit eingeweiht

werden ſollte, einmüthig beſchloſſen, den Guß der Glocke ſchnell zu betreiben und ihn mit dem Einweihungsfeſte des Hauſes zu verbinden.

In der Frühe des andern Morgens verfügte ſich alſo Heinrich zum Pfarrer, um ſich mit ihm hinſichtlich der Glocke zu beſprechen.

„Es wäre zu wünſchen, daß ſie etwas größer würde als ſie war," ſagte der Paſtor, „damit ihr Ruf bis hinab in unſer Filial erklänge; allein ich möchte nicht, daß der Stadt dadurch viel Unkoſten verurſacht würde und die Kirche hat kein Kapital dazu."

„So laßt doch eine Collecte einſammeln," erwiederte der junge Glockengießer, „wer kein Geld geben will, gibt Metall; wir können ja Kupfer, Meſſing, Zinn, Silber und Gold brauchen. Dieſer hat einen alten kupfernen Keſſel, Jener einen zerbrochenen meſſingenen Leuchter, eine alte zinnerne Wärmflaſche u. dgl. Solches iſt uns Alles recht und ſchier lieber als Geld."

„Ihr gebt mir da einen ſehr vernünftigen Rath; ich will noch heute mit dem Herrn Bürgermeiſter darüber ſprechen, damit eine deßfallſige Verordnung erlaſſen wird, und morgen ſoll der Küſter die Collecte eröffnen und Haus für Haus gehen. Oft ſteuert das Armuth mehr bei, als die Reichen."

„Was wünſcht Ihr aber für eine Figur und Inſchrift auf die Glocke, hochwürdiger Herr?"

„I nun, daran hab' ich auch ſchon gedacht, lieber Junggeſelle, und mir was Schönes und Paſſendes ausgeſonnen.

Eeht, es war am Sonnabend vor dem Michaelisfeste, als die Glocke zersprang, als ein Strafgericht Gottes für die argen Gräul, welche ich in des Zainschmieds Hütte einige Stunden vorher mit eignen Augen gesehen. Tags darauf war das Fest des Erzengels Michael, welcher den alten Drachen aus dem Himmel geschleudert auf die Erde. Denselben Tag wurde die Sündenbrut aus der Gemeinde gestossen und Gott zeichnete sie. Der Drache wurde gestürzt und verbannt aus der Gemeinde der Reinen, und Ihr selbst wurdet aus dem Rachen desselben glücklich gerettet. Darum könnt Ihr keine passendere Figur auf die Glocke setzen, als den zu Boden geschleuderten Drachen, auf welchen der sieghafte Engel Michael den Fuß setzt. Durch eine Inschrift brauchen wir dies Bild nicht zu erläutern; denn die Leute verstehen alle seine Bedeutung und werden Kindern und Enkeln davon erzählen. Setzt nur das Datum darauf, wann die Glocke gesprungen und meinen und des Bürgermeisters Namen darunter, endlich den Eurigen; und Euer wunderbares Schicksal, wie Eure Seele aus den Krallen des Teufels befreit wurde, wird durch die Glocke verewigt werden."

„Es soll nach Eurem Willen also geschehen, hochwürdiger Herr," versetzte Heinrich angstbeklommen; denn Lenchens und Ephraims Bilder waren durch des Pastors Erwägung in seiner Seele so lebendig geworden, daß ihm Wehmuth fast das Herz abfraß. „Noch heute beginn' ich die Form zu bauen; sie wird bald vollendet und gebrannt sein; dann werd' ich Euch zum Guß der Glocke selbst einladen." Er empfahl sich und lief ins Freie, um sich auszuweinen.

Als Heinrich erſt wieder in der Werkſtatt alle Hände voll zu thun hatte, da wich der Trübſinn oft ſtundenlang von ihm, und wenn er ſich ſo ganz vergaß, da war's ihm wohl. Deshalb arbeitete er auch ſo recht rüſtig und betrieb nun die Ausführung ſeines Meiſterſtücks eben ſo, wie er ſich früher davor geſcheut hatte. Von einigen benachbarten Städten langten nach und nach mehrere Meiſter an, welche bei Fertigung des Meiſterſtücks zugegen ſein, daſſelbe ſchätzen und dann den Geſellen zum Meiſter machen mußten. Es war Sitte, daß ſo lang die fremden Meiſter in der Werkſtatt waren, es recht hoch hergehen mußte; an Bier und Wein und allerhand Leckerbiſſen war daher ſtets Ueberfluß; auch kamen die Schweſtern, Gertrud mit ihren Freundinnen, der Profeſſor, der Doktor, ja der Paſtor, der Senator, der Amtsſchreiber, Frau Rene und noch mehrere Freunde, Bekannte und Verwandte, um den Arbeiter zu beſuchen; die Werkſtatt wurde nie leer, die Unterhaltung nie ernſt und unterbrochen, und die Tage flogen Heinrich im Schaffen dahin. Er hatte ſich erſt eine ſchöne Zeichnung entworfen, danach das Gebild in Wachs pouſirt, und daſſelbe dann in die Lehmform eingearbeitet. Unten waren die Wolken von einander geriſſen, der Drache hing mit aufgeſperrtem Rachen zum Theil durch dieſe Oeffnung herab. Der ſtrahlende Engel ſtellte den rechten Fuß auf den Rücken des Drachen, gleichſam als gäbe er ihm den letzten Stoß, daß er nun aus dem Himmel hinab auf die Erde ſtürzen müſſe. Ein Siegspannier hielt er in ſeiner Rechten, mit der Linken deutete er auf den überwundenen Drachen hinab

und sah triumphirenden Blicks empor. Das Gebild hatte allgemeinen Beifall, niemand verkannte die Deutung desselben, und alle freuten sich, daß es so sinnreich und bezeichnend sei.

Während Heinrich in der Werkstatt so fleißig an seiner Form arbeitete, ging der kleine Küster gravitätisch von Haus zu Haus in der Stadt, einen großen Geldsack in der Hand, ein Register unter dem Arm und eine Magd mit einem großen Korbe hinter sich. Das Geld, welches die Bürger und Einwohner gaben, kam in den Seckel, das Material in den Korb und ihre Namen mit Angabe ihrer Beisteuer zur neuen Glocke in das große Register.

Er war an dem einen Ende der Stadt, wo das Hirtenhaus lag; da dachte der boshafte Mann: „Du willst doch der hochmüthigen Lene Eins anhängen, und sie ärgern mit dem Glockengießer, auf den sie sich so große Hoffnungen machte, das dumme Ding, und mich deshalb so schnöde zurück wieß. Nein, das kann und will ich ihr nicht vergessen, der falschen Katze. Und da ich eben die Gelegenheit habe, mich ein bischen an ihr zu laben, so wär' ich ja ein Thor, wenn ich sie nicht benutzte."

Er schlich also wie ein Fuchs nach dem Hause, welches Lenchen, trotz Peters Bitten, noch nicht wieder verlassen hatte, obgleich sie scheinbar hergestellt war; die Magd folgte ihm. Nachelechzend klopfte er an die Thüre und trat auf die Einladung hinein. Magdalena saß am Rad und spann. Der Kopf und das ganz herausgeschworne Auge waren verbunden. Als sie den Küster erblickte, schrak sie heftig zu-

ſammen. Auch Annagrethe war todtbleich geworden, nichts anders meinend, als ſie ſollten die rückſtändige Kirchenbuße noch thun.

„Es wird Euch bekannt ſein," begann der Küſter grinzend, „daß die große Glocke bald wieder friſch und größer gegoſſen werden ſoll. Der hochedle Magiſtrat hat bereits zur Beiſteuer aufgefordert, und ſo bin ich gekommen, Eure Gabe abzuholen. Du wirſt gewiß was Rechtes dazu geben, Lene, denn die Glocke wird Heinrich Körners Meiſterſtück." Dabei lugten ſeine Augen teufliſch nach der erbleichenden, heftig zitternden Jungfrau hin, und die Freude ſeines Innern über Lenchens Angſt, Verlegenheit und Beſchämung drückte ſich auf ſeinem runden Vollmondsgeſichte aus.

„Ach Gott! Herr Küſter," verſetzte Annagrethe, „wir haben ja gar nichts, und ſind die ärmſten und elendſten Leute in der Stadt. Uns wird auch die Glocke nicht rufen; denn wir können ja doch nicht in die Kirche gehen.

„Ich nehme Alles," fuhr der Küſter, dadurch nicht irre gemacht, bübiſch lächelnd fort, „Gold und Silber, Zinn, Kupfer, Meſſing, Geld. Nun Lene, Du wirſt doch zum Meiſterſtück Deines Bräutigams etwas Tüchtiges geben."

Da durchzuckte ein Gedanke Lenchens Kopf, und freudig rief ſie aus: „Ja, ich werde Alles geben, was ich habe, etwas Großes, Schönes, das Einzige, was ich noch von ihm beſitze, mein Höchſtes, mein Alles, dies ſchöne Ringlein. Das ſoll auch mit zur Glocke kommen, welche Heinrich gießt." Und ſie zog des Jünglings Geſchenk, welches er ihr in den Tagen ihres ſchönſten Liebesglücks mit den

heiligſten Verſicherungen ſeiner ewigen Treue an den Finger geſchoben hatte, herab und gab's dem Küſter; und dieſer warf's der Magd in den Korb, und eilte von einem plötzlichen Schauer überfallen, wie von den Rachegöttern verfolgt, ohne Gruß und Abſchied davon.

Die Form war ſchön vollendet, im Brande gut gelungen, und ſtand in dem Boden eingemauert unter dem Schmelzofen in der Werkſtatt. Die alte Glocke lag in Stücken zerſchlagen nebſt allem eingeſammelten Metall im Ofen. Auch Lenchens Ringlein war mit dabei. Der Küſter, von jenem Grauen erfaßt, ſo oft er an den Ring dachte, konnte es weder über ſich gewinnen, dem jungen Glockengieſer davon zu ſagen, noch den Ring wegzunehmen. Den andern Tag ſollte der Guß vor ſich gehen und nach glücklicher Vollendung deſſelben Trautvetters Haus eingeweiht werden.

Zwölftes Kapitel.

Wohl! nun kann der Guß beginnen;
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.
— — — — — — —
Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blindwüthend mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborstne Haus.
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.

Die Glocke von Schiller.

Es war ein recht mürrischer, nebeltrüber Tag. Vom frühsten Morgen hatte das lohe Feuer im hintern Theil des verschlossenen Ofens gebrannt und gegen Mittag stellten sich allmählig die geladenen Gäste ein. Der Pastor kam mit dem Professor, der Senator mit der ganzen Rathsherrnschaft, Gertrude mit ihren Freundinnen. Die Werkstatt war überfüllt. Der Professor trat zu der an der linken Seite des Schmelzofens befindlichen Oeffnung hin, durch welche das Erz in den Ofen gethan und beobachtet wird, und sagte laut: „Ihr würdigen Herrn vom Rathe! Bis jetzt habe ich noch nichts zu Eurer Glocke gegeben;

doch ich darf nicht zurückbleiben. Gewiß habt Ihr noch nicht Silber und Gold unter dem Metalle, erlaubt, daß ich dafür sorge, damit auch das Edelste nicht an Eurer Glocke fehle.“ Und hiermit zog er ein Stück gediegenes Silber und eine Goldbarre aus der Tasche und schleuderte sie in das enge Thürchen des Ofens.

„Es war schon ein gülden Ringlein darin,“ sagte der Küster halb für sich, aber das schier unbewußt gesprochene Wort erreichte Heinrichs Ohr, und die Ahnung, was dies für ein Ringlein sei, erwachte schnell in seiner Seele, mit ihr aber auch die Qual der Verzweiflung. Während die staunenden Rathsherrn dem Professor die schmeichelhaftesten Danksagungen herstotterten, starrte er in den Ofen und untersuchte in der heftigsten Gemüthsaufregung das Metall, und gewahrte daß es bald im völligen Fluß sein werde. Er gab dies durch einen Wink den Meistern zu verstehen, welche sogleich einen Kreis um die in den Boden eingedämmte Form vor dem Ofen schlossen. Das Metall schäumte und tobte kochend auf, Heinrich reinigte es mit der Schaufel bis der klare Fluß sich zeigte.

„Ist Alles fertig?“ fragte Heinrich laut. — „So kann der Guß vor sich gehen!“ Schweigen fesselte die ganze Versammlung. Heinrich nahm die Mütze vom Kopfe und betete leise:

„Herr Gott, laß die Glocke gelingen!
Und Deinem Namen Ehre bringen!
Drum gieß' ich sie in Gottes Namen,
Und sage gläubig Ja und Amen!“

Rasch sprang er heran und stieß mit einem langen Ei-

ſenkrabe in die Oeffnung des Ofens über der Form. Der inwendig befindliche Zapfen wurde zurückgetrieben, und der hellbraune Feuerſtrahl des flüſſigen Metalles ſchoß in die Form herab. Ein leiſes Fröſteln durchrieſelte Heinrichs Glieder, die mehr und mehr zitterten, eine ſtille Angſt ſchnürte ihm an der Kehle. Schon war die Form faſt gefüllt, als ein Knall, wie ein ſtarker Büchſenſchuß die Ohren der Zuſchauer traf, welche bis jetzt lautlos dem Rinnen des Erzes zugeſehen hatten. Heinrich that in demſelben Augenblick einen lauten Schrei und mit ihm riefen die Meiſter zugleich: „Zurück! die Form iſt geſprungen!“ Das ſiedende Metall verlor ſich und bahnte ſich einen Weg durch den Erddamm in den Boden. Kaum aber war das ſchreckliche Krachen, Heinrichs Schreckensruf und die Warnung der Glockengießer erſchollen, als man ein wieherndes Hohngelächter vernahm. Entſetzt wandten ſich die Zuſchauer, es verſtumm'te; man wußte nicht, woher es gekommen; doch ſahen einige den Profeſſor an, und es graute ihnen. Die Beſtürzung des Augenblicks ließ keine Unterſuchung weiter zu. Meiſter und Geſellen liefen durch einander, um noch zu helfen, wo was zu helfen war, der alte Adam rang verzweifelt die Hände und Heinrich ſtand bleich wie ein Marmorbild. Seine Schweſtern weinten, und Gertrude ſchlug wie ſchuldbewußt die Augen zu Boden. Die Zuſchauer verliefen ſich zum Theil. Heinrich rüttelte ſich aus ſeiner Vernichtung empor; als er die Augen aufſchlug, ſtand Peter mit einem mitleidigen Geſichte in ſeiner Handwerkstracht in der Thüre; es ſchimmerte ihm wie Thränen in den Au-

gen. Der Professor stand bei Gertruden und tröstete sie, und sah dabei recht munter und fröhlich aus. Da brach Heinrichs Jammer in einen Thränenstrom aus, und die Gewißheit erwachte in seiner Seele, daß, wenn Lenchen seine Braut wäre, ihm die Form nicht geborsten sei. Damit war der nagende Vorwurf in seiner Seele erwacht, welcher bald wie ein böser Krebsschaden um sich fraß und sein Wesen mit Nacht und furchtbarem Elend erfüllte.

Als das in die Erde gelaufene Erz erstarrt war, wurde es von den Gesellen gesammelt, die zerbrochene Form herausgerissen und die Sachen, so viel sich gleich thun ließ, auf den neuen Guß eingerichtet.

Wie nun aber ein Unglück selten allein kommt, so geschah es auch jetzt. Denn auf dem Wege nach der Stadt zu, kamen dem Senator und seiner Frau schon Boten mit der Hiobspost entgegen, daß eins seiner jüngern Kinder, ein wunderschöner Knabe von vier Jahren, in dem noch nicht ganz vollendeten Hintergebäude des neuen Hauses aus einem unausgefüllten Fache von der Treppe in den Hof hergestürzt und zur Stelle todt geblieben sei. Das Kind war mit der Dienerschaft gelaufen, welche beauftragt gewesen war, das Haus zu schmücken und die Feierlichkeit vorzubereiten. Frau Kone gerieth außer sich vor Schrecken und Schmerz, auch der Senator war wie vernichtet. Professer und Doktor eilten zu dem Kinde, aber es war ganz zermettert, und jeder Versuch, es ins Leben zurückzurufen, wäre Thorheit gewesen. Jammer und Wehklagen erfüllte nun beide Häuser und der Pfarrer hatte viel zu laufen und zu sprechen,

um das kühlende Brünlein ſeines Troſtes überall auf die brennenden Stellen zu leiten. In des Senators Hauſe ſchien's dem Profeſſor beſſer zu gelingen, als ihm. Denn ſowohl Gertrude als Kone waren mit ſeinem Zuſpruche ſehr zufrieden, und was das Merkwürdigſte war, ſeit der Profeſſor im Hauſe aus und einging, waren Mutter und Tochter ein Herz und eine Seele, was ſonſt niemals der Fall geweſen war, und jede bot alle Künſte der Lüge und Intrigue auf, um der andern zu einem Stelldichein mit dem Profeſſor zu verhelfen. Keine war auf die andere eiferſüchtig; beide theilten ſich ſchweſterlich in den ſchönen Mann.

Mit Anſtrengung arbeitete Heinrich an der neuen Form, und je heftiger ihn ſein Gewiſſen plagte, um ſo emſiger handthierte er, um ſich ſelbſt zu entrinnen. Und wieder war das Werk vollendet, und nach dem Urtheil der Meiſter war die Form noch ſchöner als die erſte gelungen und ganz untadelhaft zu nennen. Nach dem Rathe der Verſtändigen wurde ſie nun mit gröſerer Vorſicht eingedämmt, auch ſollte das kochende Erz mehr als das Erſtemal abgeſchäumt und die Form vor dem Guße erſt mehr mit glühenden Kohlen ausgebrannt werden. Alle nur möglichen Vorſichtsmaßregeln wurden angewendet, um neues Unglück zu verhüten und und der zweite Guß ſollte vor ſich gehen. Tag und Stunde erſchienen, mit ihnen die neugierigen Zuſchauer. Heinrich lief in Todesangſt um den Ofen und die Form, unterſuchte Alles genau und ſeine bebenden Lippen beteten dabei manch ſtilles Gebet. Die Werkſtatt vermochte diesmal die anweſenden Menſchen, welche das Mißrathen des erſten Guſſes

nun zum zweiten aus der Stadt heraufgelockt hatte, nicht zu faſſen. Ein groſser Theil des gemeinen Volks hatte ſich am Berge gelagert. Der Tag war noch trüber als der erſte; und der Himmel ſah ſo melancholiſch herab, als Heinrich zu ihm hinauf. Mit zitternder Hand löſte er ſich den Gurt, nahm die Mütze ab und betete inbrünſtiger und mit ihm die meiſten Anweſenden:

„Herr Gott! laß die Glocke gelingen!
Und Deinem Namen Ehre bringen!
Drum gieß' ich ſie in Gottes Namen,
Und ſage gläubig Ja und Amen!“

Der Zapfen flog vom kräftigen Stoß zurück getrieben in die Metallfluth im Ofen. Das glühende Erz ſprang wie ein helles Brünnlein im Bogen in die Form. Niemand wagte zu athmen, alle Blicke waren ſtarr auf das Gefäß gerichtet, welches den rothen Strom in ſich aufnahm. Immer höher ſtieg die Maſſe um den Kern; ſpärlicher ſchon rann der eherne Fluß. Die Form war voll. Heinrich hielt die Hände noch immer gefaltet. Jetzt wagte er aufzuathmen. Aber in demſelben Augenblick zerſprang die Form mit Krachen, das Erz ziſchte hoch auf und verrann, die hölliſche Lache erſchallte und Heinrich ſtürzte ohnmächtig zu Boden. Vor der ſengenden Gewalt des ſich ſelbſt einen flammenden Weg bahnenden Erzes wichen die Anweſenden entſetzt zurück. Nach den erſten Augenblicken der Beſtürzung ertönten laute Wehklagen. Gertrude ſtand wie in den Boden gewurzelt und ſtöhnte. In ihrer Trauertracht, welche ſie wegen des verunglückten Brüderchens trug, war ſie

faſt wie ein böſer unheilbringender Geiſt anzuſchauen. Meiſter Adam rang die Hände verzweifelt; die troſtloſen Schweſtern waren mit den Geſellen um den ohnmächtigen Heinrich beſchäftigt. Ein wirres Drängen und Treiben war in und vor der Werkſtatt. Alle wollten das neue Unheil mit Augen ſehen, Alle jeden kleinſten Umſtand hören. Man ziſchelte ſich von dem unerklärlichen Gelächter in die Ohren, und Eins ums Andre ging kopfſchüttelnd und ſchaudernd von dannen. Mancher ſchlug ſtill ein Kreuz vor ſich und rief Gott und alle guten Geiſter an. Ueber den Zurückgebliebenen brütete Verzweiflung. Ein ſtarrer Seelenkrampf hielt Alle in Dumpfſinn gefangen und Niemand konnte ſich ermannen. Wer aber malt das Entſetzen, als plötzlich ein Ohr und Herz zerſchneidendes Geſchrei erſchallt, und man hinzuſpringt und ein zweites Kind des Senators, ein Mädchen von zehn Jahren, in der vom glühenden Erze angefüllten Grube erblickt! Das Kind hatte ſich zu dem beſinnungsloſen Heinrich, dem es ſehr zugethan war, hindrängen wollen. Noch aber war die Menge der Menſchen zu groß, das Hin- und Herlaufen zu arg, die Kleine hatte ſich am Rande der Grube, worin die zerbrochene Form ſtand, aus welcher ein Geſelle den Kern herausgeriſſen hatte, um zu ſehen wo der Riß ſei, hindrücken wollen, war wahrſcheinlich geſtoßen worden, und in den glühenden Lavaſtrom hinabgeſtürzt. Die Geſellen riſſen das arme Geſchöpf heraus, aber ſchon gab es, an Kopf, Armen und Beinen furchtbar verbrannt, den Geiſt auf. Nun floh wer fliehen konnte von der Stätte des Grauens. Das eingeſchüchterte

Volk eilte dem Berg hinab, als wäre der leibhaftige Fürst der Finsterniß ihm auf den Fersen und noch denselben Tag hallte die Stadt wider von wunderbaren gräulichen Geschichten.

Den Senator traf der neue Schlag sehr hart; er konnte sich kaum fassen. Kone gab des Professors Tröstungen von neuem Gehör. Er durfte sie, die stets in Ohnmacht zu fallen, drohte, in seinen Armen nach Hause führen; er brachte diesen und den folgenden Tag allein bei ihr zu, und Trautvetter wußte es ihm Dank, daß er seiner Frau solche Aufmerksamkeit schenke und solchen wirksamen Trost beigebracht habe. Die Beklemmung lag übrigens wie Bergeslasten auf den Gemüthern. Heinrich hütete in stummer Verzweiflung seine Kammer. Er saß, hatte den Kopf in die Hand gestützt und starrte stundenlang auf eine Stelle. Da fuhr's ihm wie wirre ungestaltete Träume durch den Sinn, gigantische Schreckbilder tauchten grinzend auf, dann schwebte Lenchen daher, in ein Kleid von Morgenroth und Sternenglanz gehüllt, und winkte mit der Hand, und die Fratzen verschwanden. „Ja Lenchen!" seufzte der arme Jüngling. Und wieder war's ihm, als müsse Alles noch gut gehen, wenn er hin ginge und dem guten Lenchen das ihr angethane Unrecht abbäte, ihre Verzeihung gewänne, und, sie, die Geliebte zum Altar führte. Aber nun ermunterte er sich aus dem träumerischen Zustande, und Lenchens vernichtete Schönheit fiel ihm ein, und er schauderte, und er gedachte ihrer unauslöschlichen Schande und schauderte wieder, und sein enger Bund mit Gertruden, sein Verlöbniß kam

ihm zu Sinne, und er ſchauderte immer heftiger, und endlich packte ihn der Schreckensgedanke an das ſeltſame Unglück, und er ſprang auf und rannte wie ein Toller in der Kammer umher, daß es den Seinigen in der Stube daneben angſt und bange wurde. Der Vater trat tiefbekümmert herein. Die volle Wohlbeleibtheit des ſtattlichen Mannes war verſchwunden. Augen und Wangen waren eingefallen, ſein Haar mächtig grau geworden, ſein Haupt gebückt, ſein ſonſt kräftiger Gang ſchleichend. „Heinrich! mein lieber guter Heinrich!“ redete der Alte mit gefalteten Händen wehmüthig, „willſt Du denn aber nicht daran denken, den Guß zum drittenmale zu verſuchen?“

„Schweigt mir von allem Glockengießen! Mir hat der Teufel ein Ei hineingelegt, und ich greif' all mein Lebtag die Spindel nicht wieder an, um eine Form zu drehen.“

„Aber ich bitte Dich um Chriſt, des Heilands willen! Was ſoll denn daraus werden? Deine und meine Ehre ſind für ewige Zeiten dahin, gießeſt Du die Glocke nicht, der Senator gibt Dir die Tochter nicht, und Gertrud wird einen ehrloſen Geſellen nicht mögen. All unſre ſchönen Pläne ſind vernichtet. Ich möchte mich nur gleich ins Grab legen; denn meinen geliebten Heinrich als Spott der Leute herumgehen zu ſehen, iſt mir ärger als der Tod. Und ſolche Schande werd' ich bald erleben müſſen. Heinrich, Heinrich, thu's Deinem alten kummervollen Vater zu Liebe und verſuche den dritten Guß. Aller guten Dinge müſſen ja drei ſein.“

„Aber ich weiß, die Form wird mir auch zum drittenmal zerſpringen.“

„I das iſt ja ganz unmöglich. Mir iſt mein Leben lang noch nicht eine Form geſprungen, und Dir ſollte ſie dreimal hintereinander zerberſten? So etwas hätte ja noch kein Chriſtenmenſch erlebt. Nein, nein! Verſuche Du es nur! Vertrau' auf Gott und geh' ans Werk. Ich will Dir ſelbſt behülflich ſein. Weißt Du, ich bin der Sache auf die Spur gekommen. Ich habe nie vor Mitte April große Stücke gegoſſen. Die Nächte ſind kalt und gewiß iſt die Form gefroren.“

„Aber ich habe ſie ſtets ganz warm gehalten, weil ich das befürchtete.“

„Hat nichts geholfen! Die Form hat jedesmal durch leichten Froſt gelitten und dann mußte ſie ſpringen. Diesmal will ich Dir ſelbſt helfen, damit nichts verſehen werde, und ich habe Glück in der Hand. Es wird gewiß gelingen.“

„Es wird nicht gelingen,“ lächelte Heinrich bitter und ungläubig vor ſich hin. „Ein hölliſcher Zauber hält mich umſtrickt. Das Ringlein, das Ringlein hat mir den Kohl verſalzen. Habt Ihr nichts von dem böſen Gelächter gehört, welches einer der Zuſchauer jedesmal aufgeſchlagen hat, wie mir Lieschen erzählt, wenn die Form zerſprungen?“

„Glaube nicht an ſolche alberne Poſſen! Ich habe nichts gehört und kein vernünftiger Menſch wird was gehört haben. Aber was für ein Ringlein meinſt Du!“

„Nun ich will Euch den böſen Zauber nennen. Verſucht ihn zu löſen. Lenchens Ringlein, welches ich ihr

als Zeichen der Treue an den Finger gesteckt, ist mit in der Glocke.“

Der Vater schrack vor dem heiseren Tone zurück, womit der Sohn diese Worte sprach, noch mehr beängstigte ihn der Inhalt derselben; denn er glaubte in selbigem Augenblicke steif und fest, sein Heinrich habe durch die schrecklichen Unglücksfälle am Verstande gelitten.

„Du faselst, Heinrich,“ sagte er endlich sich fassend. „Wie sollte der Ring in die Glocke kommen?“

„Das fragt den Küster; der hat das eingesammelte Metall mit den Gesellen in den Ofen gethan. Das Ringlein ist dabei gewesen.“ Der Alte wurde unruhig, fuhr aber doch fort: „Und wenn auch, so wirst Du doch nicht so abergläubisch sein und wähnen, das winzige Ding habe auf den Guß Deiner Glocke Einfluß gehabt? Ich mag davon nichts mehr hören. Morgen fangen wir an, eine neue Form zu bauen. Die Tage sind jetzt schöner, die Nächte nicht mehr so kalt; wir heizen die ganze Werkstatt und erwärmen die Form Nachts recht mit Kohlen, bis sie fertig ist und vorsichtig gebrannt wird. Wir wollen schon machen! Bedenke doch nur, was mich die Erhaltung der fremden Meister für schmähliches Geld kostet? Die Leute liegen nun schon vierzehn Tage hier und essen und trinken eben nicht schlecht auf unsre Rechnung. Also drauf und dran, Heinrich! Scheuche Dir alle Grillen und dumme Gedanken aus dem Kopfe. Fasse Muth, denk' an die schöne Braut, ihre hübschen Geldsäckchen, und was sonst noch alles Schönes. Frisch gewagt, ist halb

gewonnen. Komm, ich habe heute ein ganz Ohm guten alten Rheinwein erhalten; wir wollen ihn auf Flaschen ziehen. Und alle Morgen nehmen wir einen Flaschenkorb voll mit in die Werkstatt. Jedes Rad geht geschmiert besser." Und sich heiter und vergnügt stellend, obgleich es ihm nicht so ums Herz war, zog der Alte den Jungen aus der düstern Klause in den Keller, wo das Faß ihrer schon harrte. Beim Abziehen trank Meister Adam seinem Sohn fleißig zu; die schwarzen Schleier sanken allmälig von Heinrichs Seele, und im halben Rausche versprach er, morgen wieder an die Arbeit zu gehen.

Am folgenden Tage begann wirklich Heinrichs Fleiß mit einer Sorgfalt zu schaffen, die an Aengstlichkeit grenzte. Der alte Adam half ihm und ging ihm zur Hand, wo es sich nur schickte.

Die Form war wieder in die Erde gedämmt, der gestürzte Drache mit dem obsiegenden Engel wurde zum drittenmal aus Wachs von des Jünglings kunsterfahrner Hand der Zeichnung nachgebildet und mit der größten Vorsicht in die Lehmform versenkt, nachdem die Letztere gut mit Kohlen ausgebrannt war. Alles war glücklich von statten gegangen; die Form war meisterhaft schön. Das Erz kam zum drittenmal in den Ofen. Heinrich konnte die Nacht kein Auge schließen, und wenn er des morgenden Gusses recht lebhaft gedachte, überlief ihn ein solch furchtbares Grauen, daß Fieberfrost ihm die Glieder schüttelte. Mit der festesten Ueberzeugung, daß die Form zum drittenmal springen werde, wankte der Jüngling früh in

die Werkstatt. Er schonte des Weins nicht, obgleich ihm der Geist desselben zu Kopfe stieg; die Todesangst seiner Seele verscheuchte er ihm nicht. Die Stunden flogen, die Angst stieg. Heinrich leerte mehrere Flaschen, er war fast berauscht. Eben floß das Erz im Ofen. Da erschien der Professor ganz allein in der Werkstatt. Sein Anblick überraschte Heinrich. Der Fremde war äußerst freundlich; erkundigte sich nach Allem sehr theilnehmend, trank mit dem jungen Glockengießer, und warf dann gesprächsweise hin: „Ihr solltet eigentlich jetzt gar nichts versäumen, junger Mann, um Euch einen guten Guß zu Stande zu bringen; denn wahrlich, es kommt dabei nicht auf den Guß allein an, sondern Eure Meisterschaft, Euer guter Name und Ruf, eine schöne liebenswürdige Braut, eine vortheilhafte Einrichtung, ja schier das Wohl Eures ganzen Lebens, so wie das Eures alten Vaters, Eurer Braut und deren Vater, und sofort der beiden ganzen Familien hängt vom Gelingen Eurer Glocke ab. Denn wenn sie zum drittenmal mißlänge, wäre es Frevel, ferner das Glück zu versuchen; auch würden es die Meister nicht dulden, weil es gegen den Gebrauch wäre.

„Auch sollte mich Gott verfluchen, wenn ich je wieder eine Spindel anrührte, um eine Form zu bauen," versetzte der Jüngling. „Das hab' ich meinem Vater zugeschworen, wenn's zum drittenmal mißglückt, so ziehe ich ins Gebirge und werde ein Holzhacker."

„Nun seht, was Alles auf dem Spiele steht; deshalb versäumt ja nichts."

„Ich kenne recht gut die Größe deſſen, was auf den Guß ankommt, und beſſer, als Ihr mir ſagen könnt; denn ich fühl' es lebendig. Deßhalb zittere ich auch wie ein Espenlaub. Aber was ſoll ich noch verſäumen? Ich habe Alles gethan, was ich vermochte. Könntet Ihr mir aber, ein ſo hochgelahrter und in allen Dingen erfahrner Mann, noch einen guten Rath geben, ſo entzieht mir denſelben nicht. Euch meines und unſer Aller ewigen Dank gewiß. Theilt mir's mit! Ich bitt' Euch dringend. Aber eilt, denn es wird die höchſte Zeit. Ich muß gleich die Meiſter und den Mater rufen; das Erz ſticht und der Zapfen muß geſtoßen werden."

„Nun ich weiß, Ihr ſeid kein Kind. Deßhalb rath' ich Euch, Euren Spruch beim Guß einmal zu ändern. Der Herr des Lichts, ſo ſcheint's, will Euch nicht beiſtehen. Euer ganzes Lebensglück hängt davon ab, daß die Glocke gelinge; deßhalb verſuchet's mit dem Herrn der Nacht, und ich möchte wetten, es wird Euch beſſer glücken."

„Seid Ihr ein getaufter Chriſt?" ſtammelte Heinrich todtbleich und entſetzt. „Und Ihr könnt mir rathen, den Vater der Lüge anzurufen?"

„Nun thut doch, was Ihr wollt. Ihr ſeid ja zu nichts zu zwingen. Ich gab Euch, mit Euren ſchlimmen Umſtänden ein mitleidiges Einſehen habend, einen guten Rath, und bin eigends deßhalb herauf zu Euch gekommen, weil ich Euch im Herzen geworgen bin und vielen Antheil an Eurem Schickſal nehme. Wollt Ihr aber meinen Rath nicht befolgen, ſo ſteht das bei Euch. Die Sache hat übrigens

gar nichts auf ſich. Aber Ihr kennt die geheimen Kräfte der Natur nicht, durch die man Alles bewirken kann, ohne ein ſchlechter Menſch zu ſein. Gießt Ihr nur die Glocke nach alter Weiſe; die Form kann zum drittenmal zerſpringen, Ihr ſeid um Ehre, Braut, Vermögen und Lebensglück, Euer Vater wird ſich todt grämen, und Ihr wie ein Taugenichts umherlaufen, den Kindern zum Spott, den Erwachſenen zur Verachtung. Und dann werdet Ihr Euch die größten Vorwürfe machen, daß Ihr meinen gut gemeinten freundſchaftlichen Rathe nicht gefolgt ſeid, und Euch nicht zu der Kleinigkeit, die in nichts als ein Paar Worten beſteht, die nicht einmal Jemand zu hören braucht, verſtanden habt.“

Nach dieſen Worten zog ſich der Profeſſor zurück und überließ den Jüngling den Qualen des Schwankens. Die Meiſter kamen, das Gemiſch wurde unterſucht und der Fluß als recht geſunden, der Augenblick drängte. Da wichen die guten Engel von dem Jünglinge. Die Angſt, daß der Guß mißrathen und er dadurch Alles verlieren würde, verdrängte alle Bedenklichkeiten, und als er die Kappe abnahm, betete er ſtill:

„Herr Gottan, daß das die Glocke gringe!
Und Deinem Namen Ehre bringe!
Drum gieß' ich ſie in des Teufels Namen,
Und ſage gläubig Ja und Amen!“

In blauen, grünen, rothen und gelben Feuern ſchoß das Erz aus der Rinne und züngte in der Form. Heinrich ſtand faſt leblos dabei und ſtarrte in den Guß. Der Pro-

fessor hatte sich entfernt, und weiter war Niemand da. Die Mädchen und Frauen waren auf Meister Adams ausdrücklichem Befehl weggeblieben, damit Heinrich nicht ängstlich sein möchte. Die andern Leute hatten sich vor dem bösen Zauber gefürchtet, den Leuchens Ringlein in die Glocke gebracht, und wovon der Küster der ganzen Stadt erzählte und deshalb das arme unglückliche Mädchen noch zuletzt für eine arge Hexe und Zauberin ausschrie.

Die Form war voll. Noch einige Augenblicke dauerte die Spannung in den Gesichtern der umstehenden Meister und Gesellen; dann ließ sie allmälig nach. Der alte Körner blieb allein über eine Viertelstunde unbeweglich stehen und beobachtete das Erz, bis es eine Haut hatte. „Gott lob!“ sagte er, „nun haben wir gewonnen.“ Heinrich athmete tief auf und schien aus einem schweren bösen Traum zu erwachen. Als der gelungene Guß außer allen Zweifel gesetzt war, bemächtigte sich seiner eine wehmüthige Freude. Nun wurde den Weinflaschen in der Werkstatt wieder tüchtig zugesprochen; Heinrich schlich sich aber aus dem Gelage froher Zecher und ging den alten geliebten Weg durch den Obstgarten hinter der Gießerei und erstieg den Berg. Aber er hatte keine Forelle, kein Obst; kein kleines Geschenk für Leuchen war in seiner Tasche, nicht der fröhliche unbefangene Sinn, die reine unschuldige Sehnsucht der Liebe in seiner Brust. Ein wilder Drang ohne Ziel und Freude trieb ihn nach dem Berggipfel, von wo aus er den Hammer übersah. Dort wohnten nicht mehr die glücklichen, die ihn erwarteten, dort klang das Fenster nicht mehr von

lieber Hand geöffnet; dort schaute ihm kein Engelskopf mehr lächelnd entgegen und warf ihn entzückende Küsse zu. Die Tage des Glücks waren vorüber und die des harten Schicksals gekommen. Der finstere Peter hauste allein in jener Hütte; der konnte ihn nicht willkommen heißen. Der Unglückliche verfolgte den bekannten Weg nicht bergabwärts. Er sah nur immer hinab auf den verödeten Schauplatz seiner verschwundenen Erdenseligkeit und vergoß Thränenströme. Er hatte sich auf einen Felsenvorsprung gesetzt und das schwere Haupt an den harten kalten Stein gedrückt. So saß er weinend und trauernd bis der Abend die Gegend mit seinen Schleiern umspann.

Am andern Morgen wurde der Damm ausgegraben und die Form von Erde befreit, der Kern ausgestochen und dann die Glocke noch im Mantel aus der Grube gewunden. Die Meister und Gesellen versammelten sich darumher, um die Form zu zerschlagen. Die Hülle sank unter der Kraft der Hämmer, und das schön gelungene Meisterwerk zeigte sich den Blicken der erfreuten Schauer. Schon gratulirte man dem jungen Manne von allen Seiten, als dessen Augen nach dem Kunstgebilde suchten. Da erstarrte er plötzlich wie zu Stein, stieß einen entsetzlichen Schrei aus, und fiel der Länge lang nieder. Jedes Auge eilte den Gegenstand seines neuen Schreckens zu entdecken. Er war bald gefunden. Nicht eine Spur vom Engel Michael war auf der Glocke zu finden, und der zu Boden gelegene Drache stand drohend aufrecht. Da die Meister solches erblickten, grauste es ihnen in der tiefsten Seele. Sie eilten, den Unglücklichen

zum Meister zu sprechen, stellten dem bestürzten Rathe die Urkunde darüber aus, und zogen schnell von dannen. Denn keiner will gern an der Stätte weilen, wo er den Sieg der Hölle also mit eignen Augen schaut.

Dreizehntes Kapitel.

Von dem Dome
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Die Glocke von Schiller.

Peter hatte all seine Beredsamkeit aufgeboten, um Aennchen zu vermögen, daß sie mit der Mutter das Vaterhaus wieder bezöge. Sie schien ein Grauen vor dem Orte ihres versunkenen Liebes- und Lebensglückes zu haben; sie zog es vor, in der einsamen abgelegenen Hirtenwohnung zu bleiben, und da die Hirtin sie sehr lieb gewonnen hatte, und von Amt und Stadtrath sich Niemand drum bekümmerte, so hauste sie ungestört den Winter durch. Peter brachte richtig alle Sonnabend seinen Lohn der Hirtin; Meister Adam schickte durch den Doctor Holz, Essen, Wein, Geld und

so verbreitete sich in der ärmlichen Hütte ein gewisser Ueberfluß, welchen Gemüthsruhe und Heiterkeit erst recht genußreich machten. Und seit Heinrich in der Hütte gewesen war, um sein Lenchen zu besuchen, und diese sich von seiner Liebe und Treue innig überzeugt hielt, war sie so zufrieden und froh, so recht still in Gott vergnügt, daß Jeder sie hätte beneiden müssen, der mit ihrem Zustande vertraut gewesen wäre. Sie spann und strickte ununterbrochen, beschäftigte sich im Stillen stets mit dem geliebten Heinrich, aß und trank mit Appetit, und dachte nicht daran, wo Alles in solcher Fülle herkommen möchte. Wenn ihr die Hirtin ein Glas Wein reichte, sagte sie höchstens: „Hat mir Heinrich wieder etwas Gutes geschickt? Er ist doch ein braver Junge. Und wenn er mir die Leckerbißchen nicht selbst bringen kann, wie sonst, so schickt er sie doch. Ich will ihn auch recht lieb dafür haben." — Annagrethe und die Hirtin, die beide recht gut wußten, woher die Sachen kamen, mußten oft Thränen der Rührung vergießen, und raubten ihr nie den süßen Wahn. Eben so wenig sagten sie ihr etwas von Heinrichs Verlöbniß mit Gertruden, und da Niemand weiter mit Lenchen zu sprechen kam, so erfuhr sie von allen Vorfällen nichts. Desohngeachtet wurde sie allmählig stiller und trauriger, und lebte mehr in sich hinein, als aus sich heraus. Tagelang konnte sie hinter dem Spinnrade sitzen und schweigend auf einen Fleck sehen. Zuweilen schüttelte sie, wie sich verwundernd, den Kopf, oft stürzten ihr Thränen aus dem einen übrig gebliebenen Auge und dann sagte sie wohl gar vor sich hin: „Wo nur der gute Heinrich bleiben mag? Er

wird wohl nicht mehr zu seinem Lenchen kommen." Also verlebte das sanfte Kind die Tage. Nun aber traf sich's, daß Peter eines Abends seinen Groll über Brautvater, Gertruden, Heinrich und Alle, welche mehr oder minder zur Gestaltung der jetzigen Verhältnisse beigetragen hatten, unverholen im Hirtenhause aussprach, während Lenchen auf dem Bette lag und fest zu schlafen schien. Sie hatte aber gewacht und war recht innig an ihren Heinrich gedacht, und sich deshalb ganz ruhig verhalten. Kein Wort von Peters sarkastischen Bemerkungen über Gertrudens Brautstand mit Heinrich und ihr Verhältniß zu dem fremden Professor, wovon man sich in der ganzen Stadt wunderliche Geschichten in die Ohren sagte, entging der aufmerksam Horchenden. Sie erfuhr von dem bevorstehenden Glockengusse, von dem Verlobungsschmause, der nahen Hochzeit, kurz Alles, was ihr jede Täuschung ferner unmöglich machte; aber sie ließ sich durch keine Bewegung abmerken, daß sie nicht schlafe. Die folgende Nacht brachte sie im heftigsten Kampfe mit sich zu; am Morgen war sie mit sich und der Welt fertig geworden. Der stille Schmerz, geläuterter und feiner als sonst, fraß ihr an dem auch um so empfindsamer gewordenen Herzen. Aber keine Klage entfuhr ihrem Munde.

Einige Tage darauf ereignete sich die Scene mit dem Küster im Hirtenhause, wo sich Lenchen vom Letzten, was ihr auf Erden lieb und theuer war, von Heinrichs Ring losriß. Dafür wurde sie bald in der Stadt als Hexe und Zauberin verschrieen. Der Schmerz, dies zu erfahren, wurde ihr erspart. Die Mutter und die Hirtin bewunderten die

Fassung, mit welcher Lenchen die Enthüllung der Wahrheit ertrug: sie ahneten nicht, daß die Tochter, die Freundin, allmälig durch heißen Kampf und gewaltiges Dulden die Schlacken der Menschheit abgeworfen und schon ein Engel in Menschengestalt geworden war.

Als Peter das nächste Mal kam, empfing ihn Lenchen sehr freundlich. „Nun weiß ich wohl, von wem ich all das Gute habe, was mir zeither zum Genuß gebracht worden ist. Das hast Du mit Deinen Händen verdienen und Dir am Leibe absparen müssen, guter Peter. Aber wenn ich gestorben und zu Gott versammelt worden bin, will ich recht für Dich bitten, daß es Dir auf Erden wohl gehe; denn Du verdienst's."

„Ach Lenchen, sprich doch davon nicht!" erwiederte der starke Zainknecht schmerzlich und weich wie ein Kind. „Du betrübst mich mit solchen Worten gar sehr. Sieh, das Herz in der Brust möchte mir zerspringen und ich kann's nicht zurückhalten, ich muß weinen. Nein, nein, Lenchen, Du wirst nicht sterben."

Sie schüttelte himmlisch lächelnd mit dem Kopfe und sagte: „Es ist ja das größte Glück für mich, wenn ich zu meinem Vater und zu allen Frommen in den Himmel komme. Willst Du mir dieses Glück mißgönnen? Du gönnst mir ja sonst alles Gute und Schöne und wendest es mir zu, warum nicht das höchste Gute, einen sanften seligen Tod?"

„Ach Lenchen, gutes liebes Lenchen, so sollte es ja nicht kommen," weinte der redliche Schmied laut und schmerz-

lich. „Ich wollte, Du solltest den ungetreuen Glockengießer nach und nach vergessen und mich — — — mein ganzes Leben lang für Dich arbeiten lassen.“

„Ich weiß es ja, Du bist mir immer gewogen gewesen,“ sagte Magdalena mit unbeschreiblicher Sanftmuth. „Der Vater hat mir sogar noch mehr merken lassen, aber ich hatte ja den Heinrich schon gar zu lieb, und das ist noch immer der Fall, obgleich er eine Andere heirathen will. Ich kann ihm deshalb nicht zürnen; denn er ist gewiß unschuldig.“

„Ja, Lenchen, ich hatte gehofft, wir sollten einst ein Paar werden,“ schluchzte Peter, „und obgleich ich diese Hoffnung des schönwangigen Glockengießers halber ganz aufgegeben hatte, so ist sie doch nun nach seiner Untreue um so stärker erwacht, und jetzt ist mir stets zu Sinne, als müßtest Du mir doch auch ein Bischen gut sein.“

„Und Du wolltest mich jetzt noch zum Altare führen?“ fragte das Mädchen verwundert. „Jetzt, nachdem die große Schande auf mir lastet und ich häßlich und entstellt bin?“

„Für mich bist Du immer noch das gute liebe Lenchen, welches Du sonst warst. Schönheit ist vergänglich; aber Du bewahrst einen größern Schatz, Dein frommes treues Gemüth, und wer mir oder Dir sonst etwas empfinden lassen wollte, der sollte es mit mir und insbesondere mit meinen Fäusten zu thun bekommen. Was Schande! Schnack! Wenn alle Menschen so rein wären als Du, so wären sie halbe Engel. Wenn Du nur Ja sagen wolltest, da mein Geständniß doch nun einmal heraus ist.“

„Nun ich kann zwar jetzt nicht Ja sagen, guter Peter, aber Nein kann, will und darf ich auch nicht sagen. Nimm einstweilen die Versicherung, daß Du mir nächst Heinrich und meiner Mutter unter allen Menschen der Liebste bist. Sei mir aber deshalb ja nicht auf den Heinrich böse, oder trag' es ihm nach, daß er Gertruden zum Weibe nimmt. Er ist verführt worden, und mich konnte er ja doch nicht heirathen. Ich habe ihm und allen unsern Kränkern verziehen. Thu' Du dasselbe." Peter lachte und weinte untereinander vor Wehmuth und Freude über Lenchens Erklärung. Er hielt ihre kleine Hand mit seinen großen harten Händen umspannt und blickte ihr ins Gesicht, schnalzte mit der Zunge und fuhr sich dann mit dem Aermel über die Augen, um sich die Thränen zu trocknen. Den ganzen Abend war er heiter und vergnügt, und zeigte sich von diesem Tage an so mild, freundlich und gutgesinnt gegen alle Menschen, ereiferte sich nicht mehr über den Glockengießer und das tolle Treiben in Krautretters Haushalt, und war mit einem Worte ein ganz andrer Mensch geworden. Zwei Stunden stand er jetzt alle Morgen früher als sonst schaffend in der Werkstatt, um sich von dem Ueberschuß etwas zu Lenchens Brautstaat zu ersparen; denn seit er wußte, daß sie ihm nicht abgeneigt war, hatte er den Entschluß gefaßt, sie nach Ablauf der Fasten zu heirathen.

Lenchen zehrte indessen immer mehr ab und wurde zum Skelett, ohne daß man es recht inne ward. Ihre Haut wurde glänzend weiß und fast durchsichtig, ihr Auge gewann noch größeren Glanz und Heiterkeit; ihre Stimme

wurde immer zarter und weicher. Von dem heftigen Brustübel, das sie befallen, klagte sie nichts; sie wußte ja, es war das nothwendige Mittel zu ihrer ersehnten Auflösung, und so stand sie schon am Rande des Grabes, eh' ihre Umgebung eine Ahnung von ihrem Zustande erfaßte. Uebrigens war stets die Ruhe und der Friede des Himmels über ihr ganzes Wesen ausgegossen. Einen heftigen Seelenschmerz verursachte ihr noch die Nachricht von dem zweimal mißlungenen Glockenguß Heinrichs, und als sie erst von dem grausigen Gerücht auf der gerathenen Glocke hörte, worum man sich heimlich überall mit Entsetzen erzählte, da härmte sie sich Tag und Nacht, nicht ahnend in ihrem reinen unschuldigen Gemüth, daß von Vielen ihr all der Höllenspuk beigemessen wurde. Der letzte große Kummer über Heinrichs Unglück warf sie aufs Lager, welches bald ihr Todtenbette werden sollte. Ihre Umgebung betrübte sie mit keiner Anwandlung von Eigensinn oder Ungeduld, weder mit einem Worte noch mit einer Miene. Sie blieb heiter, zufrieden, geduldig, in den Willen Gottes ergeben, doch brach aus ihrem Auge oft die hohe Freude, welche sie über ihre nahe Erlösung empfand, und dann glich sie schon einer Verklärten. Peter wußte nun wohl, welch ein Verlust ihm bevorstand; er ließ alle Arbeit im Hammer liegen, und wich nicht von Lenchens Bette. Wenn er ihre himmlische Ruhe und Ergebenheit sah, gingen ihm die Augen über; oft konnte er's in der Stube gar nicht mehr aushalten und mußte hinauslaufen in die freie Natur, die schon grüne Knospen, von neuen Hoffnungen geschwellt, aus Busch und Baum trieb, während

er an dem Grabe all der ſeinigen ſtand. Was ſollte ihm der ſchöne Frühling, ſeine Blumen mußten Lenchens Grab umblühen. Was half ihm das neue Prachtkleid der Natur? Die Farbe der Trauer ſollte ja ferner die ſeinige ſein. Und wenn er ſich nun recht ausgeweint, dann kehrte er wieder zu der Kranken zurück, die mit wunderbar hehren Worten von Gott und Unſterblichkeit, von den himmliſchen Freuden und der einſtigen Vergeltung ſprach, daß den Zuhörern das Herz weit aufging ob ſolcher herrlichen Reden. Die Abnahme aller phyſiſchen Kräfte ging eben ſo raſch und ſichtbar vor ſich, als die Zunahme aller pſychiſchen. Die ſchon halb entfeſſelte Pſyche zerbrach nun unaufhaltſam ein Band ums andere, und entfaltete, nachdem die Knospe geſprengt war, ihren duftenden Blumenkelch, und ſtrebte, wie eine herrlich prangende Tulpe mit farbenprächtigen Blättern voll und üppig in die Unendlichkeit hinaus; und während ſie die kalte ſchon erſtorbene Hand nicht mehr vom Bette aufheben konnte, ſchwamm ihr Geiſt in den paradieſiſchen Luftgefilden himmliſch hoher Entzückung. Der Doktor Flatius ſah wohl, daß ſeine Kunſt hier zum mindeſten überflüſſig ſei, und da er kein Freund ſolcher Unterhaltung war, wie ſie Lenchen zu führen pflegte, ſo ließ er ſich ſelten im Hirtenhauſe ſehen, verkündete dafür aber deſto fleißiger Lenchens nahes Ende in der Stadt. Die Kunde davon war für den alten Meiſter Adam Körner ein neuer Donnerſchlag. Jetzt fühlte er, daß Gottes Hand ſchwer auf ihm liege. Da Flatius Lenchens Leben bereits ganz aufgegeben hatte, ſo wandte ſich der verzweifelnde Glockengießer an den Profeſſor mit der dringen-

den Bitte, seine ganze Kunst zu Leuchens Erhaltung aufzubieten; denn der bloße Gedanke an ihren Tod brachte ihm auch die fürchterliche Vorstellung in die Seele, daß er ihr Mörder sei. Der Professor wich auf alle Art aus und wollte sich durchaus nicht zu einem Gange nach dem Hirtenhause verstehen, aber als der Alte ihm zu Füßen sank, seine Kniee umklammerte und ihn bei Gott und allen Heiligen beschwor, da riß sich der gelehrte Arzt wie entsetzt los, und lief mit dem Versprechen, er wolle ihm den Liebesdienst erzeigen, aus des Senators Hause, wo die Scene vorgefallen war, und eilte wie ein flüchtiger Verbrecher nach der Hirtenhütte. Es war eben in der Abenddämmerung, als er in das enge Stübchen trat, und Leuchen schrie bei seinem Anblick sogleich laut auf. Der Professor kündigte sich als einen geschickten von Meister Adam gesandten Arzt an, der ihr etwas Gesundheitbringendes verschreiben wollte, aber Leuchen rief immer ängstlicher: „Fort mit diesem Manne! Fort! Ich will von Euch nichts! Ich kann nichts von Euch nehmen. Geht! geht! Verlaßt uns, sonst komm' ich schon gleich um. Peter! Peter, befreie mich von diesem!“ Des Professors Augen leuchteten vor Wuth durch die Dämmerung des Zimmers, als er aber noch nicht ging, sprang Peter auf und rief wild: „Herr, Ihr seid der Professor, der die sündhafte Weibsvolk in der Stadt bethört, weicht von dem Lager dieser Reinen; denn Ihr seid kein frommer Christ. Sucht selbst die Thüre, oder ich muß sie Euch zeigen.“ Da floh der Professor wieder hinaus, wie er gekommen war, erreichte in solcher Hast den rothen Ochsen, ließ

ſchnell ſein Roß ſatteln, zahlte ſeine Rechnung, ſprengte mit Anbruch der Nacht wie ein Raſender zum Stadtthore hinaus, und ward fürder zu aller Leute Verwunderung und ſeltſamen Mundgloſſen nicht mehr in der Stadt geſehen.

Des Profeſſors Beſuch hatte auf Lenchens Zuſtand einen ſehr nachtheiligen Einfluß geäußert. Sie war nicht mehr ſo ruhig wie ſonſt, phantaſirte in der Nacht, ſchrie zuweilen auf und wehrte mit Händen und Füßen etwas ab, was ſich ihr aufdringen zu wollen ſchien. Nur wenn Peters Stimme beruhigend in ihr Ohr tönte, ließen die innern Stürme nach, die ihr zuweilen die Bruſt hoch auftrieben. Es war dies ihr letzter Erdenkampf; denn als der Morgen auftauchte aus dem Schooße der Nacht, war ihr Lebensöl ausgebrannt und die ſpärliche Flamme zitterte nur noch leiſe an dem Dochte. Still hielt ſie die Hand zum Gebete gefaltet und ihre bleichen Lippen bewegten ſich, doch konnte man das Lispeln nicht verſtehen. Als Peter ſie fragte, ob er den Paſtor oder Diakonus holen ſolle, ſchauderte ſie noch einmal und ſchüttelte leiſe mit dem Kopfe. Nach einer Stunde ſagte ſie mit kaum vernehmbarer Stimme: „Lieb Du mir ein Sterbelied vor, Peter.“ Sogleich langte dieſer das Geſangbuch vom Kandelbret, kauerte ſich vor das Bette und begann ein erbauliches Lied zu leſen. Lenchens Auge leuchtete dabei immer verklärter, ihr Geſicht ſtrahlte von himmliſchem Glanze wieder, und als Peter las:

„Und wenn von allen Stunden
Die letzte naht mir iſt:
Dann öffne Deine Wunden
Mir, Heiland Jeſus Chriſt.

Ich halt' Dir treu gedient,
Beschlossen ist mein Lauf.
Das Blut, das mich gesühnet,
Nimmt mich in Gnaden auf.
Ich scheide ohne Groll,
Es wir Dein Jünger soll."

da breitete Lenchen segnend ihre Hände aus und lispelte: „Heinrich!" Alle, die in der Stube waren, zerflossen in Thränen; Annagrethe warf sich verzweifelt im höchsten Schmerze zu Boden. „Sei doch ruhig," sagte Lenchen; „mir ist ja so wohl, so wohl, so unaussprechlich wohl." Und wieder faltete sie die Hände und lag Stunden lang ruhig und unbeweglich. Nur zuweilen lispelte sie den Namen: „Heinrich." Zuletzt bewegte sie nur noch die Lippen. Nachmittag wollte sie der Hirtin, Petern und ihrer Mutter die Hand zum Abschied reichen, sie vermochte es nicht, sie wollte sprechen, auch das war ihr nicht mehr möglich, sie dankte also mit dem Auge. Der schönste Frühlingstag, der die Natur mit köstlichem Sonnenschein entzückt und tausende ihrer Knospen hervorgelockt hatte, neigte sich seinem Ende, mit ihm ein schönes Leben. Lenchens Auge brach; leise, leise pflückte der stille Friedensengel die Blume, um sie mit schonender Hand in Edens schönere Gefilde zu verpflanzen. „Heinrich!" tönte es noch einmal von der lieblichen Munde sanft und melodisch, und sie sank zusammen, und war nicht mehr. In Purpurmassen gehüllt stieg die Sonne eben hinter den Bergen hinab, ihr letzter Strahl traf Lenchens Gesicht. Dunkelblau und rosenroth strahlte der Himmel. Liebe und Treue hielten sich umschlungen.

und es auch das Roth allmälig verglühte und die irdiſche Liebe unterging: blieb doch das tiefdunkle Blau, und in ihm gingen die ewigen Sterne auf. Die Treue bleibt in reinen Herzen und zieht mit hinüber in die wahre Heimath, wo aus ihr die himmliſche Liebe emporkeimt. Die Nacht war ſchweigend herauf gezogen. Peter drückte ſeinem Lenchen das Auge zu, und umhüllte weinend ihr geliebtes Haupt. Dann wurde es ſtille in der Hütte.

Am andern Morgen beſtellte Peter ſeiner ſtill Geliebten den Sarg, wie er ihn ihrem Vater auch beſtellt hatte. War Tags zuvor die Stadt durch das wunderliche Verſchwinden des allgemein beliebten Profeſſors in Alarm gekommen, ſo gerieth ſie durch die Nachricht vom Lenchens Tod von neuem hinein. Wie ein Lauffeuer lief ſie von Haus zu Haus, und wenn die Kunde des geſtrigen Tags im Hauſe des Senators vorzüglich bei Mutter und Tochter den größten Schrecken verurſacht hatte, ſo war daſſelbe mit der heutigen im Hauſe des Glockengießers bei Vater und Sohn der Fall. Der alte Adam ſank in die Kniee, Heinrich raſte wild auf und ſchlug ſich mit der geballten Fauſt wie unſinnig an die Stirne. „Das iſt unſer Werk!“ donnerte er dann fürchterlich und rollte ſeine Augen wild auf den zerknirſchten Vater.

„Nein es iſt mein Werk allein,“ erwiederte dieſer, „ich kenne meine große Schuld, und der Himmel wird ſie furchtbar an mir rächen. Ueberlaß Du mich dem ewigen Strafgericht: Du biſt unſchuldig und kannſt getroſt Deine Bahn wandeln. Bildne der Armen eine Ihräne; dann

aber ermanne Dich und handle, wie es die Nothwendigkeit erfordert, beſtimmt, und laß Dich durch nichts von der Verfolgung Deines Ziels abwendig machen. Das hölliſche Ebenbild auf der Glocke habe ich bedeckt; Niemand weiß davon als unſere Geſellen. Sie winden heute die Glocke auf den Thurm, obgleich es erſt in einigen Tagen geſchehen ſollte; aber wir müſſen eilen, damit uns Niemand in der Werkſtatt überrumpelt. Iſt ſie erſt auf dem Thurme, dann kümmert ſich kein Menſch darum, und wir ſind geborgen. Alſo friſch ans Werk! In der Abenddämmerung laß ich ſie ſchnell aus der Werkſtatt herab ſchaffen, wenn man ſie nicht mehr recht erkennen kann. Und morgen läßt ſie der Pfarrer einläuten."

Mit der Hölle im Buſen ging Heinrich, zu thun, wie ihm der Vater gerathen hatte, mit der Hölle im Buſen blieb dieſer zurück. Die Glocke wurde wirklich in der Abendſtunde auf den Thurm gewunden und befeſtigt, die Zunge hatte der Schmied ſchon abgeliefert, und als es recht Nacht war, hing ſie fertig in der hohen Glockenſtube. Auf Heinrichs Betrieb war dabei mit ungeheurer Eile, alſo auch mit nachtheiliger Flüchtigkeit gearbeitet worden; die Verbände zwiſchen dem Helm und der Krone waren nicht feſt genug genietet; denn die Leute waren froh, daß ſie mit der unheimlichen nächtlichen Arbeit nur nothdürftig fertig wurden, und mit ihnen darob froh waren der alte und der junge Meiſter. Beide drängte es heftig, noch dieſen Abend einen geheimen Weg zu gehen; es war ein und derſelbe, und doch verbarg Einer dem Andern den Gang und Jeder vermuthete den Andern

nicht am Ziele deſſelben zu treffen. Sobald die Glocke hing, drückte ſich Heinrich nach Hauſe; der Alte aber gleich zum Thor hinaus der Hirtenhütte zu. Heinrich hüllte ſich in ſeinen Mantel und ging bald darauf denſelben Weg. Mit ſtiller magiſcher Gewalt zog es den Jüngling nach der entſeelten Hülle ſeiner getreuen verſtoßenen Braut, und durch die Nacht wandelte der Träumer dahin, wie ein Geſpenſt, und ließ die Blicke ſcheu an den Häuſern vorüber gleiten, und ſchritt haſtiger, als ihm das Licht aus dem Hirtenhauſe in die Augen leuchtete. Einem Diebe gleich ſchlich er um die niedrige Hütte und lugte durch die Klinſe der Thür in die Hausflur. Da wurde ſeine Seele zum Auge, eiskalt ging der Athem aus ſeinem Munde, eiskalt rieſelte es ihm zum Rücken hinab, eiskalt wurden ihm die Glieder: er ſah Lenchens Leiche! Sie lag geſchmückt im Sarge, mit dem Geſichte der Thüre zugekehrt; zwei ſpärliche Oellämpchen flakkerten zu ihrem Haupte und erhellten die lebloſe Marmorgeſtalt nur dürftig. Zu ihren Füßen ſtand ein Mann und ſchien ſie aufmerkſam zu betrachten. Heinrich konnte ihm nicht in das Geſicht ſehen, und erkannte ihn nicht; auch hatte er keinen Blick für ihn übrig; denn all' ſeine Sehkraft ſtrömte auf den einen Punkt, auf Lenchens Antlitz. Peter hatte keine Koſten geſcheut, ſie recht ſchön herausputzen zu laſſen; er war ſelbſt einen halben Tag im Walde und auf Feldern und Wieſen umhergeirrt, um die erſten Kinder des Frühlings, die d üheuden Boten ſeiner zukünftigen Herrlichkeit, zu ſammeln und der Erblaßten Kränze und Sträuße daraus zu binden. So lag ſie denn in einem

weitfaltigen Todtenkleide von weißer Farbe, der Farbe der Unschuld, in welche sie stets gekleidet gewesen war; ihr der sonst so schönen Locken entbehrendes Haupt umrangte ein frisch grüner Kranz; hatte doch gestern erst dies Laub die Sonne begrüßt und Schneeglöckchen und blaue und weiße Hyacinthen sahen daraus hervor, und stille Waldblümlein ruhten auf den Schläfen. Ein blaues Band schlang sich um ihren Leib, es predigte Treue bis in den Tod und über den Tod hinaus. Blumensträuße hielt sie in den Händen, rothe Blumen, die Sterne der ewigen Liebe bedeutend. Eine Blumen- und Laubguirlande lag um den Rand des Sarges herum. Blumen waren auf das stille Bette und das Kleid gestreut, und so ruhte sie unter gepflückten Blumen, selbst eine vom Sturm geknickte Blüthe. Der Friede Gottes war über ihr Gesicht ausgegossen; es schien sanft zu lächeln. Heinrich wagte kaum zu athmen; er hatte die ganze Welt und sich selbst vergessen; er wußte endlich nicht mehr, weshalb er hier stand. Mechanisch öffnete er die Pforte und ganz im Unklaren über das, was er im Hause wolle, trat er hinein, strich an dem dastehenden Manne vorüber, nahm eine Blume aus Lenchens Hand und verbarg sie schnell, wie einen verbotenen Raub, faßte die kalte starre Hand, zog sie an den Mund, und ließ dann seine Blicke wieder in ihrem Gesichte wurzeln. „Heinrich!“ flüsterte jetzt eine bekannte Stimme hinter ihm; er wandte sich und erkannte seinen Vater. Und wie durch einen Zauberschlag löste sich der versteinerte fürchterliche Schmerz in einem Strom von Thränen auf. Vater und Sohn um-

ſchlangen ſich und ſtürzten laut heulend vor der Leiche auf die Kniee, und rangen die Hände wund in entſetzlicher Verzweiflung. „Lenchen! Lenchen! vergieb mir!“ wimmerte Heinrich; „klage mich droben nicht des Treubruchs, nicht des Mordes an Dir an! Vergieb dem Leichtſinnigen, der Dich liebte und ewig lieben wird!“ Und im namenloſen Jammer fiel er mit dem Geſicht auf die kalte Erde. Da löſte ſich aus Lenchens rechter Hand der Blumenſtrauß und rollte vom hohen Bette auf den Zerknirſchten herab. „Dir hat ſie vergeben,“ ſagte der Vater dumpf und gräßlich, „und zum Zeichen der Verſöhnung den Blumenſtrauß aus ihrer Hand auf Dich herabgeworfen. Mir hat, mir kann ſie nicht vergeben. Komm mein Sohn!“ Er ſtand auf, faßte Heinrichs Hand, und wollte ihn mit ſich fortziehen. Doch dieſer ſtürzte auf die Leiche, bedeckte ſie mit Küſſen, und nahm den Blumenſtrauß. Und immer neue und heftigere Küſſe berührten den kalten unempfindlichen Mund, und er würde die halbe Nacht in Liebeswahnſinn und Raſerei der Verzweiflung an den Lippen der Leiche gehangen haben, wäre nicht Peter, welcher ſich an der vorhergehenden Scene als unbemerkter Zuſchauer geweidet hatte, aus dem Stübchen mit zürnender Geberde getreten. „Zurück Verwegner, der Ihr Euch dem Teufel verſchrieben habt mit Leib und Seele,“ rief der Knecht wild und aufgebracht, „berührt dieſen heiligen reinen Leib nicht länger. Mit dem der Hölle Verfallenen hat dieſe hier nichts gemein.“

Dieſe Worte wühlten wie Poſaunendonner des ewigen Weltgerichts durch das Ohr des jungen Mannes in die Tie-

fen ſeiner Seele hinein und zerriß ſie, ſo daß er mit geſträubten Haaren, hervorſtrebenden entſetzensſtarren Augen, ausgeſpreizten Händen und zuſammenknickenden Knieen aus der Thüre floh, als hätte der Richter über den Sternen eben das zermalmende „Verdammt!“ über ihn ausgeſprochen. Der Vater konnte den Flüchtigen kaum einholen und ohne ein Wort zu reden, langten ſie zu Hauſe an, ohne ein Wort zu reden, ſuchten ſie ihr Lager, um die Nacht zu durchwachen und ſich zu verzehren in namenloſer Qual.

Peter hatte zum Begräbniß ſeines Leichens das Geläute des kleinen Glöckchens beſtellt, von ſeinem hellen ſanften Klange in der Stadt nur das Silberglöckchen genannt; er wußte vom Einläuten der neuen Glocke nichts, weil dies der allgemeinen Meinung nach einige Tage ſpäter erſt geſchehen ſollte.

Als nun die achte Stunde des Morgens auf den Dreifaltigkeitsthürmen ſchlug, da ſchwankte aus dem Hirtenhäuschen der kleine Leichenzug. Die Träger waren Peter, der Hirt und deſſen beide Knechte. Niemand folgte dem Sarge als Annagrethe und die Hirtin. Kaum aber waren ſie einige Schritte vom Hauſe, als das Geläute der neuen Glocke auf dem Thurme begann. Aber Himmel! welche Töne! Wie Geſänge der Furien, wie mahnende, warnende und ſtrafende Stimmen aus der Unterwelt herauf, wie markverzehrende Klagelaute verdammter Seelen, wie das wüthende Jammern von ſcheußlichen Wahnſinnsbildern gequälter Geiſter, wie der zum furchtbaren Tone gewordene Gedanke der Unendlichkeit hölliſcher Marter, ſo ſinnverwirrend, ſo

geiſterempörend war der vernommene Glockenklang. Aus der friedlichen Werkſtatt aufgeſchreckt, von der kaum begonnenen Arbeit hinweggeriſſen, überbrütet von allen Schauern der menſchlichen Natur, ſtrömten die Bürger außer ſich gebracht auf dem Markte zuſammen, Weiber und Kinder folgten; die ganze Stadt gerieth in Aufruhr ob des abſcheulichen Glockentons. Unterdeſſen begann das von Peter beſtellte Silberglöckchen Lenchens Grabgeläute, und rief ſo rein und klar: Friede! Friede! zwiſchen den böſen Aufruhr der neuen Glocke. Da war's, als verlöre der Klang der letztern immer mehr an ſeiner Scheußlichkeit, und endlich, als auch die dritte Glocke dazwiſchen ſang, ſahen ſich die verſammelten Menſchen an und ſchienen ſich mit Blicken zu fragen, was ſie denn eigentlich hier zuſammen geſprengt.

Indem man nun die ſonderbare Veranlaſſung noch beſprach, nahte ſich der Leichenzug, und ging quer über den Markt nach dem Gottesacker zu. Da fragten die Leute wieder: „Wer wird begraben?“ — Und: „Ephraims Lenchen!“ erſcholls durch die Haufen. Gleich zog es Alle wie ein Zauber der Leiche nach. Als wenn es ſo verabredet geweſen wäre, reihten ſich die Paare zuſammen, und Keiner ſchloß ſich aus, und Alle folgten dem Sarge. Und ſo geſchah es, daß, ſo lange die älteſten Leute ſich zu erinnern wußten, keine Leiche in ſolch zahlreicher Begleitung zur Ruheſtätte war gebracht worden. Nur ein paar Männer fehlten, welche billig hätten dabei ſein ſollen; das waren die Geiſtlichen. Darum, als der Sarg unter Gebet und Schluchzen der Menge, welche die Todte kürzlich noch verdammt

hatte, in die Gruft gelaſſen wurde, trat Peter an den Rand derſelben, warf eine Schaufel voll Erde hinab und ſagte: „Schlaf wohl, ſchöner Leib einer ſchönen edlen Seele! Der Herr hat Einſehen und Erbarmen mit Deinem ſchweren Leiden gehabt, und Dich in ſeinen Schoos genommen. Dort biſt Du geborgen vor aller Unbill, die Dir die Menſchen zugefügt. Aber der Herr wird ſie finden, die Dir ein Leids gethan. Ruh' in Frieden!“ Dieſe Worte wirkten ſtärker auf das Volk, als wenn der Paſtor Ehrenhold eine lange gelehrte Rede gehalten hätte. Reichlich floſſen die Thränen des Mitleids und der Rührung auf die friſche Erde des Grabes, und Mancher ging von dannen, und ſchlug an ſeine Bruſt und ſprach heimlich zu ſich: „Gott ſei mir Sünder gnädig!“ Unter dieſen war auch der alte Glockengießer. Bleich und matt, wie ein Schatten, langte er in ſeinem frieden- und freudenleeren Hauſe an, und wich den vorwurfsvollen zermalmenden Blicken ſeines Sohnes aus.

Die Opfer waren gefallen, und die ewige Gerechtigkeit, die erſt nur im Stillen gewaltet, ſchwang nun im hellen Lichte das blitzende Racheſchwert über den Häuptern der Schuldigen.

Vierzehntes Kapitel.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück;
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Die Glocke von Schiller.

Peter arbeitete Tag und Nacht. Sonntags ging er jedesmal über Feld, schwer beladen und kehrte ledig zurück. Zuletzt war die Hütte von aller fahrenden Habe leer; Annagrethe begleitete ihn oft, und wohnte wieder bei ihm in ihrem alten Häuschen. Peter hatte ein hübsches Sümmchen zusammen gemacht; denn er hatte in der benachbarten Stadt seine Habseligkeiten meistens verkauft. So war die Charwoche heran gekommen. Am Mittwoch früh ging Annagrethe mit dem Korbe thalabwärts; Peter begleitete sie ein Stück.

„Verlaßt Euch auf mein heiliges Wort," sagte Peter, der Weinenden die Hand zum Abschied reichend, „übermorgen Vormittag bin ich bei Euch in Osthausen. Der Schmied dort nimmt Euch mit Freuden auf, und spannt seinen Wagen an. So wie ich komme, setzen wir uns darauf, und sind in ein Paar Stunden über der Grenze. Ihr habt einen guten Vorsprung; doch ich gehe die ganze Nacht durch, und hol' Euch übermorgen bei Zeiten ein. Glaubt an mich; wie an Euren Sohn und noch mehr. Reist glücklich!"

„Aber weshalb gehst Du nicht gleich mit mir? Warum

läßest Du mich nicht bis übermorgen warten, wo ich mit Dir gehen würde? Wozu dieſe Geheimnißkrämerei? Wenn Du rechtliche Abſichten mit mir haſt, warum biſt Du nicht offen gegen mich, und ſchickſt mich allein fort, ohne mir etwas zu erklären?“

„Das Alles ſollt Ihr auf den Charfreitag erfahren. Nehmt mir's nicht übel, aber Ihr ſeid ein Weib, und könntet mir's heute noch ausplaudern. Deshalb bitt' ich Euch um Gottestwillen! geht! und glaubt mir und vertraut auf mich!“

„Nun ich gehe und vertraue Dir. Hab' ich doch auf der weiten Welt keinen Menſchen weiter als Dich. So komme glücklich nach. Vom Grabe meines Kindchen hab' ich auch Abſchied genommen. Leb wohl!“

„Behüt' Euch Gott! Am Todesfeſt des Herrn bin ich bei Euch!“ —— Sie ging und er kehrte gedankenvoll nach der Schmiede zurück. Nach raſtloſer Arbeit, zahlte er Nachmittags die Geſellen aus und entließ ſie; dann kleidete er ſich an, verfügte ſich zu Krautretter, rechnete, erhielt ſein Geld und ging wieder nach Hauſe. Am Grünen-Donnerſtag ging er in die Kirche und man ſah ihn dort inbrünſtig beten. Nachmittag beſuchte er einige Kameraden, machte noch ein Paar Geſchäfte ab, und kehrte erſt Abends in ſeine einſame Hütte zurück. Dort packte er ſeine Reiſetaſche, richtete ſich ſeine Kleidungsſtücke zu, und erwartete dann unruhig die Nacht. Sie kam herangezogen, ſchwarz und ſchauerlich. Alsbald ſchichtete Peter unter das Gebälke der Hammerwerkſtätte zeither geſammeltes Reisholz, legte den Vorrath von Fichtenſcheiten darauf, und ſteckte an den vier Seiten Schwe-

ſelbündel darunter. Leiſe ſchlich er dann in das Wohnhäuschen hinüber, und verfuhr dort und im Stalle daneben auf gleiche Weiſe. In ſtillem Brüten verharrte er nun bis es in der Stadt elfe ſchlug. Da zog er glühend erhaltene Kohlen aus dem Schmiedeofen und legte ſie in der Werkſtatt unter, hing die Reiſetaſche über, ſetzte den Hut auf, nahm den Stock zur Hand, und ging mit einem Napf voll Kohlen in die Hütte, legte ſie unter den Schwefel, welcher ſogleich blau aufloderte, verließ das Haus, und lenkte die Schritte thalabwärts am Waſſer hin. Noch einmal ſah er ſich um, erblickte ſchon ein Flämmchen im Hammer, winkte mit der Hand Abſchied nach der Stadt hin, ſchüttelte den Staub von ſeinen Füßen, gürtete ſeine Kleider um die Lenden, und rannte dann im vollen Laufe, gleich einem flüchtigen Wilde, die Straße dahin. Auf der Scheide des Bergrückens athemlos angelangt, hörte er es unter ſich in einem Dorfe zwölfe ſchlagen. Obgleich ſchon über eine Meile von der Stadt entfernt, konnte man doch das ganze Thal von hier aus überſehen. Peter wandte ſich noch einmal. Hammer und Hütte ſtanden in hellen Flammen. Blutroth war der Himmel vom feurigen Widerſchein. „So möge denn alle Spur vertilgt werden von dem gräulichen Frevel!“ ſagte er vor ſich hin. „Das ſoll Lenchens Leichenfackel ſein, und die Hütte, wo die Heiligen gewohnt, ſoll fortan dem Sünder nicht gehören. Kein Menſch ſoll da mehr glücklich ſein, wo ſie glücklich war, und wo ihr das todtbringende Gift in die Seele geträufelt wurde. Wo Ephraim ſein Todtesgebet gebetet, ſoll kein Schelm mehr flu-

chen. Es iſt ja Grüner-Donnerſtag-Nacht, wo der Herr ſein Gedächtnißmahl eingeſetzt, um deſſen heimlicher Feier die falſchen Prieſter Euch verdarben, Ihr Seligen. Zürnt mir nicht! Ich mußte ſo handeln. Hu! wie die Flammen luſtig aufſchlagen! So recht! gottverfluchter Schurke, der Du das kleine redlich erworbene Gut an Dich riſſeſt. Wohl bekomm's!" Und wieder den eiligen Lauf beginnend, verſchwand er bald in den Thälern jenſeit des Gebirges.

In derſelben Nacht kehrte um elf Uhr der alte Glockengießer Meiſter Adam Körner vom Gottesacker zurück. Denn ſeit Lenchen begraben war, ging er alle Abend nach neun Uhr, wenn's dort menſchenleer geworden war, nach dem ſtillen Orte, wie von magiſchen Ketten zum Grabe der Jungfrau gezogen. Kaum konnte er's den Tag über aushalten, aber der Schein des Anſtandes und der Ehre vor den Menſchen hielt ihn vom Gange zurück. Er wollte der Welt ſeine Schwäche nicht merken laſſen, wollte nicht für einen reuigen Sünder gelten, wollte ſich nicht öffentlich und vor aller Augen durch ſolche Buße zu ſeinem Verbrechen bekennen. Deshalb ging er in die Schleier der Nacht gehüllt den ſeltſamen Gang, den er nun einmal durchaus nicht unterlaſſen konnte. Denn wenn er ſich anfangs zwang, zu Hauſe zu bleiben, oder an einen andern Ort zu gehen, ſo erwachte eine ſo fuchtbare Unruhe in ſeiner Bruſt, daß er an keiner Stelle verweilen konnte. Er härmte ſich dann ab, ſtöhnte, und gerieth, von den Vorwürfen ſeines Gewiſſens gepeinigt, ganz außer ſich. Und nicht eher kam wieder einige Ruhe in ſeine Seele, bis er am Grabe geweſen und aus zerknirſchter Seele gebetet hatte.

Als er ſich nun am Grünen-Donnerſtag-Abend recht ausgeweint, wollte er heimkehren, und den müden abgezehrten Leib zur Ruhe legen, um ſich Kräfte für die folgenden Tage zu ſammeln; denn er brauchte deren viele, um ſich zuſammen zu nehmen, und recht heiter und aufgeräumt zu ſcheinen. Der zweite Oſterfeſttag war nämlich der Hochzeitstag ſeines Heinrich. Gertrude hatte mit wahrem Ungeſtüm auf die Trauung gedrungen, und ſo hatte man denn Hals über Kopf die Sache zuſammengemacht. Das Ziel war erreicht, aber es brachte dem alten Adam keine Freude zu Wege. Mit geſenktem Haupt ſtand er vom Grabe des unglücklichen Schlachtopfers auf, und ſeufzte noch einmal: „Ach wärſt Du die Braut, die Du da unten ſchlummerſt, wie glücklich und froh wollt' ich ſein!“ Dann ging er. Als er nun das Auge durch die Dunkelheit thalabwärts ſchweifen ließ, erblickte er plötzlich und raſch die mächtigſten Flammen aus dem Zainhammer und dem Hauſe des Schmiedes aufſchlagen. Da lief der Greis erſchreckt, und langte bald keuchend hinter der Dreifaltigkeitskirche an der Wohnung des Küſters an, und theilte demſelben das Wahrgenommene mit. Dieſer aus dem Bette aufgeſprungen, riß die Schlüſſel von der Wand und eilte auf den Kirchenthurm, um ſich ſelbſt zu überzeugen. Nach wenigen Minuten ſchreckte der gräßliche Klang der neuen Glocke wieder die Schläfer auf, und der Ton war durch das Rühren der Zunge im innern Kranze der Glocke wo möglich noch fürchterlicher. Das Volk lief wieder wie raſend zuſammen. Die Glocke ſchwieg; doch dafür tönte der wilde Feuerruf durch die Straßen der Stadt. Als aber die Menſchenhaufen hinaus kamen vor das Thor, waren Hammer und Hütte ſchon faſt abgebrannt, wenigſtens war gar nichts mehr zu retten. Da weit und breit kein Haus weiter ſtand, ſo war keine Gefahr mehr zu fürchten; man ſuchte das Feuer alſo nur etwas zu dämpfen, damit

der Wind keine Funken desſelben in die Stadt treibe, und ließ die ſtrohbedeckte Hütte und die blos aus Balken zuſammengezimmerte Werkſtätte bis auf den Grund abbrennen.

Der Küſter kehrte nicht wieder in ſeine Wohnung zurück. Erſt glaubten ſeine Angehörigen, er ſei, nachdem er geſtürmt habe, mit nach dem Feuer geſprungen. Als aber die Leute alle zurückkehrten und es allmälig todtenſtille auf den Gaſſen wurde, da erwachte in ihnen Angſt und Beſorgniß um den Gatten und Vater. Sie ahneten, daß ihm ein Unglück zugeſtoßen ſein möchte, und entſchloſſen ſich, mit Laternen in den Thurm zu gehen und ihn zu ſuchen. Kaum aber waren ſie im untern Raum des Thurmes angelangt, als ſie ein leiſes Wimmern vernahmen und den Gegenſtand ihres Suchens im entſetzlichſten Zuſtande am Boden liegend fanden. Beim Heruntergehen hatte er wahrſcheinlich einen Fehltritt auf der Staffel gethan, war die ungeheure Höhe herabgeſtürzt und hatte ſich den Kopf an dem Treppengehäuſe und den ſteinernen Wänden zerſchlagen, und beim Sturz auf den Boden Arme und Beine und das Rückgrat zerbrochen. Dekungeachtet lebte er noch, und ſchien ſogar in gewiſſen Augenblicken Beſinnung zu haben. Man trug ihn in ſeine Wohnung. Erſt als der Morgen graute, gab er unter den fürchterlichſten Qualen den Geiſt auf. Kein Menſch weinte an ſeinem blutigen Sterbelager, ſelbſt ſeine Kinder nicht. Vielmehr graute Allen; denn als ihnen einfiel, daß heute Charfreitag ſei, und daß der Brand von Ephraims Wohnung dieſen gräßlichen Tod herbeigeführt, da ahneten ſie dunkel die rächende Hand des Geſchicks.

Fünfzehntes Kapitel.

Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach, des Lebens schönste Feier
Endet auch des Lebens Mai!
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben.

Die Glocke von Schiller.

Das Auferstehungsfest des Herrn erfüllte die Christenheit mit Andacht. Und wieder ertönte am zweiten Feiertage in der Frühe der gräuliche Glockenklang und jagte den Bewohnern der Stadt Schrecken ein. Wenn aber die beiden andern Glocken einfielen, dann verschwand das Entsetzliche, obgleich der Ton eben noch nicht schön war. Diesmal bedeutete er Heinrich Körners und Gertrude Krautvetterin Hochzeitgeläute. Die Nachricht von des Küsters Bornschein schrecklichem Todesfalle hatte eben keinen erfreulichen Eindruck auf die Gemüther gemacht. Der sonst blühende Bräutigam wankte an der Hand der Braut bleich und mit erstorbenem Blick in die volle Kirche. Bornscheins Ende hatte ihn sehr erschüttert. Die zahlreiche herrlich geschmückte Begleitung des Brautpaars, aus den beiderseitigen Verwandten bestehend, sahen aus wie versteinerte Mumien, keins verzog recht eine Miene, niemand flüsterte ein

fröhliches Wörtchen, keiner trieb einen Scherz. Die Brautjungfern gingen einher wie Leichenfrauen. Es war als hätte der Brand und des Küsters Unglücksfall in der Charfreitag-Nacht alle Herzen mit Grausen erfüllt, welches das Hochzeitgepränge nicht zu tilgen vermöge. Was den äußern Prunk betraf, so war daran kein Mangel; denn der Senator hatte Alles aufgeboten, um sich im vollsten Glanze zu zeigen, um den Leuten durch die That zu sagen: Ich bin der reichste Mann in der Stadt! Die Braut rauschte in den köstlichsten seidnen Gewändern einher; goldne Ketten belasteten ihr Busen und Hals, Ringe prangten an ihren Fingern, Perlen und Edelsteine in dem dunklen Haar. Auch ein Myrthenkränzlein war oben hineingeflochten, und Mancher lachte im Stillen darüber. Kostbare Spitzen und Stickereien überdeckten fast die schöne Gertrud. Heinrich war nicht minder prächtig angethan; denn Meister Adam wollte sich nicht nachsagen lassen, er karge mit dem Gelde bei der Ausstattung seines einzigen Sohns. Die seidne Weste, welche Gertrud gestickt, zierte heute zum erstenmal Heinrichs Brust, und er betrachtete sie oft mit Wehmuth. Glitten dann aber seine Augen auf die reizende Braut hinüber, so flammte das schier erstorbene wieder auf von der Glut der Leidenschaft und des Verlangens, und er mußte sich doch gestehen, daß ihm Gertrud nichts weniger als gleichgültig sei. Begegneten vollends ihre liebefordernden Blicke den seinigen, und sah sie ihn so recht zärtlich an, so mochte er ihr an die Brust fallen und sich an ihren Mund hängen und Stundenlang und ungesättigt ihre Küsse trinken.

Seit des Profeſſors heimlicher Abreiſe hatte Gertrude wieder alle Künſte, die ihrer verführeriſchen Schönheit zu Gebote ſtanden, aufgebracht, um ihren Verlobten mit den Banden der Sinnlichkeit feſter und feſter an ſich zu ziehen, und es war ihr meiſterlich gelungen. Schien es ihm doch auch, als wäre er allein in ihrer Nähe von der unheimlichen Schwermuth, von dem düſtern Bangen, von dem ſeelenvernichtenden Schmerze befreit, der ſonſt wie ſchwere Gewitterſchwüle auf ihm laſtete. Ihren Bitten nachgebend, hatte Heinrich auch mit auf die Beſchleunigung der Hochzeit gedrungen.

Ehrenhold brachte in ſeiner Predigt das Lob des Brautpaars an, ſtrich den Senator Trautvetter wie einen Heiligen heraus, rühmte des Glockengießers Tugenden, und dankte dabei Gott für die ſchöne Glocke, indeß ſie oben vom Thurm wie höhnend rief und die Verſammlung beben machte.

Als Heinrich bei der Trauung Gertrudens Hand berührte, da fühlte er wieder jenen wunderlichen ſtechenden Schmerz ſeinen Körper durchzucken, den er bei der Verlobung ſchon empfunden hatte. Sonſt ging Alles gut und ohne Aufſehen von ſtatten. Der Senator richtete die Hochzeit in ſeinem Hauſe aus; ſie war glänzend und zahlreich beſucht, und ſelbſt Heinrich durch Wein und Liebkoſungen ſeiner Braut heiter und fröhlich.

Beinahe drei Tage dauerte das Feſt und faſt die Hälfte der Stadt nahm Theil daran. Am vierten Tage zog die junge Frau mit Sack und Pack in das Vaterhaus ihres Mannes, vom alten Meiſter Adam herzlich willkommen ge-

heißen, geehrt und geschätzt, von Heinrich geliebt und zärtlich behandelt, von Lieschen fast auf den Händen getragen.

Während der Hochzeit noch war der Küster beerdigt worden. Der Pfarrer hielt ihm eine ausgezeichnete Lob- und Trauerrede, und erwähnte seiner den Sontag darauf in der Predigt noch einmal als eines der edelsten, thätigsten, frömmsten Menschen, und sprach ihn selig. Peter und Annagrethe wurden dagegen als Mörder und Mordbrenner von ihm in den tiefsten Pfuhl der Hölle verdammt. Beide Flüchtlinge waren schon den Tag nach Peters Rachethat mit Steckbriefen verfolgt aber nicht eingeholt worden.

Die Zeit verstrich in Arbeit und Sorge. Die Leute gewöhnten sich allmälig an den häßlichen Klang der Glocke, zumal da man sie nie anders, als in Begleitung der andern beiden läutete. Von dem bösen Gebilde auf derselben sprach man auch nicht mehr, so groß auch der Lärm deshalb erst in der ganzen Stadt gewesen war. Wie höchst selten kam Jemand auf den Thurm, um sie zu sehen! und überdies war der neue Küster vom Pastor angewiesen, Jedermann vom Besuche der Glocke abzuhalten.

Der alte Glockengießer machte alle Abend seinen Spatziergang an Lenchens Grab, und da es täglich geschah, so verstummten auch deshalb die redelustigen Mäuler bald. Heinrich schien im Besitz Gertrudens glücklich; sie war die Zärtlichkeit selbst gegen ihn und ein Muster einer jungen Ehefrau. Alles schien im alten Gleise zu gehen, und die Rachegötter gesühnt. Aber wenn sie zu schlafen scheinen, lauern die Furchtbaren nur ruhig auf ihren Raub, um ihn

deſto ſicherer zu faſſen und zu verſchlingen. Und plötzlich, ehe man ſich's am wenigſten verſehen, brechen ſie hervor, und unter ihrem glühenden Fußtritt ſchrumpft das friſche Leben zur Mumie zuſammen, verdorrt das Gras und die Blume verwelkt.

Pfingſten, das Blüthen bringende Feſt, war herangekommen. Das junge Ehepaar machte fleißige Spaziergänge in den friſchgrünenden Wald, und Gertrud wünſchte, daß ihr Vater ſie begleiten möchte. Er wich aber aus, und war ſo wenig dazu, als zu einem Beſuche bei ſeiner Tochter zu bewegen. Sein verſtörtes Weſen fiel nicht allein ihr, ſondern auch dem alten Meiſter Adam auf. Und da ſie ſich bei ihrem Manne über des Vaters gleichgültiges Betragen bitterlich beklagte und die Schuld davon der böſen Stiefmutter in die Schuhe ſchob, und dieſer wiederum ſeinem Vater davon erzählte, ſo nahm der Letztere Gelegenheit, ernſtlich mit ſeinem Heinrich über dieſe Angelegenheit zu ſprechen. Es ſchien dem alten Manne mehr als verdächtig, daß der Senator bis jetzt die verſprochene Mitgift noch nicht ausgezahlt hatte, da doch die jungen Leute ſchon drei Wochen Mann und Frau waren, und Meiſter Adam ſprach ſich unverholen darüber aus, und trieb den Sohn an, den Senator an ſein Verſprechen zu mahnen. Heinrich aber konnte es nicht über ſich gewinnen; die Sache war ihm viel zu delikat, und um des Vaters Ermahnungen auszuweichen, bat er ſich die Friſt bis Johannis aus; wäre bis dahin von Seiten des Senators nichts erfolgt und benehme er ſich ferner

ſo auffallend fremd gegen ſein Kind, ſo wollte er zu ihm gehen und ihn zur Rede ſetzen.

Aber Trautvetter wurde eher noch zurückhaltender, und zahlte bis Johanni nichts; Meiſter Adams Mahnungen an Heinrich wurden dagegen immer ſchlimmer. Heinrich ging alſo mit ſchwerem Herzen eines Tags zu ſeinem ihm faſt fremd gewordenen Schwiegervater. Er wurde kalt und ceremoniös empfangen, fand Frau Konen krank im Bette, und den Senator in ſeiner Arbeitsſtube. Mit hochklopfendem Herzen bat Heinrich den Letztern um eine kleine Unterredung unter vier Augen. Sie wurde ihm mit ſichtlicher Verlegenheit zugeſtanden, und Trautvetter führte ihn in ein abgeſondertes Kabinet.

„Ich weiß nicht, wie es kommt," begann der junge Meiſter, „daß Ihr ſeit unſrer Hochzeit uns das Wohlwollen, womit Ihr früher meine Frau und mich beſchenktet, entzogen habt. Wir ſind uns keines Fehls gegen Euch bewußt, und müſſen uns alſo ſehr gekränkt fühlen, daß Ihr gar nicht thut, als lebten wir noch. Ich bin alſo gekommen, mir ohne weiteres eine genügende Erklärung auszubitten."

„Die Geſchäfte! die faſt unbezwinglichen Maſſen der höchſt wichtigen Geſchäfte! Mein liebſter Meiſter und Schwiegerſohn," ſtammelte der Senator, der bis jetzt ganz befangen an den Nägeln gekaut hatte.

„Ei, was Geſchäfte!" fuhr Heinrich unmuthig fort. Ich faullenze auch nicht. Alle Woche ein Paar Stunden könntet Ihr abbringen, und wenn Ihr für zehn Mann ar-

beiten müßtet, was doch ganz und gar nicht der Fall ist. Und Sonntag werdet Ihr doch wahrhaftig nichts schaffen. Warum seid Ihr nicht nach der Kirche einmal zu uns gekommen? Warum nicht am Pfingstfeste? Wir haben Euch den Besuch zu wiederholten Malen gemacht, Gertrud hat Euch aufgefordert, dann und wann ein Spaziergänglein mit uns zu thun. Ihr habt's jedesmal ausgeschlagen. Also sind's die Geschäfte nicht."

„Er versteht das nicht, mein werther Meister und Schwiegersehn. Er hat in meinem Handel und Wandel keine Einsicht. Bald muß ich in die Eisenbergwerke, bald heißt's transportirt, dann muß es geschmolzen, gezaint, eingepackt, verschickt werden. Dann geht es an ein Briefschreiben, die Posten wollen in die Handelsbücher eingetragen sein. Alles muß dreifach und dreifach durchgerechnet werden, damit es auf den Nagel paßt. Denk' ich nun, ich bin mit meinem Handel ein Bißchen zu Rande, so ist wieder auf dem Rathhause etwas los, da haben sie mir armen Manne auch die größte Last der Geschäfte aufgebürdet. Nun davon will ich Ihm gar nicht sprechen, Er würde es mir doch nicht glauben. Das gemahnt mich wie ein Bergwerk, wo man alle Tage zehn Karren Erde abträgt und über Nacht ist es wieder um zwanzig größer geworden. Hundert andere Dinge kommen dazu, wie z. B. der Brand des Hammers; mit dem Hause bin ich auch noch nicht recht fertig; nun wird mir die Frau wieder krank, und das reißt nicht ab. Bedenk' Er nur selbst, woher ich die Zeit nehmen soll, Euch zu besuchen."

„Ihr werdet mir das doch nicht ausreden, und wenn Ihr mir noch hunderterlei an den Fingern herzählet. Sagt lieber, Ihr wollt nicht, und Ihr habt das Rechte gesagt. Dann aber muß ich Euch freilich bitten, mir zu enthüllen, weshalb Ihr nicht wollt. Schenkt mir reinen Wein ein! Ich bin ausdrücklich deshalb zu Euch gekommen, und es muß jetzt aufs Klare gebracht werden zwischen uns. Macht mir keine unnöthigen Ausflüchte weiter; denn ich geh' Euch wahrhaftig nicht eher vom Dache, bis ich befriedigt bin."

Der Senator schwieg einige Augenblicke bedenklich; rieb sich die Stirne, schielte mißtrauisch nach Heinrich hinüber und sagte dann plötzlich aufspringend: „Nun denn! Er will's, und es soll geschehen. Sag' Er aber doch nur gleich, ich bin gekommen, um Gertruden's Mitgift zu holen, die Ihr mir versprochen und nicht gezahlt habt."

„Ihr thut mir groß Unrecht. Nur liegt mehr an Eurer Liebe, als an Eurer Mitgift. Da Ihr's aber versprochen, so hab' ich erwartet, Ihr würdet Euer Wort halten."

„Unrecht aber nicht," versetzte der Senator. „Er soll reinen Wein haben. Da hilft sich was ein gegebenes Versprechen!" setzte er halb komisch hinzu: ging nach der Thüre, lauschte hinaus, ob vielleicht Jemand horche, verschloß sie sorgsam, faßte den über solche seltsame Verkehrungen höchlichst erstaunten Glockengießer bei der Hand und zog ihn ins Fenster. „Hör' Heinrich, sagte er nun vertraulich aber mit bebender Lippe, „ich muß Dir ein großes Geheimniß anvertrauen; wirst Du auch zu schweigen wissen?"

„Wie das Grab!“ erwiederte Heinrich betreten. „Hier habt Ihr meine Hand, habt mit ihr mein heiligſtes Ehrenwort zum Pfande, daß über meine Lippen nicht kommen ſoll, was Ihr mir anvertrauen werdet.“

„Wohlan denn, ſo vernimm, daß ich nahe daran bin ein ganz ruinirter Mann zu ſein. Seit vorigem Herbſt, aber viel beſtimmter, ſeit dem Brande meines Hauſes hat mich ein Unglücksſchlag um den andern, und der folgende meiſt weit ſchlimmer und härter getroffen, als der vorhergehende. Laß Dir einen kleinen Entwurf von dem Elende machen, welches auf mich hereingeſtürzt iſt. Es wurde zwar viel aus den Flammen in jener Nacht gerettet, aber mein Himmel! wie viel ging mir verloren! Den neuen Bau legte ich bei weitem größer an, wie Du weißt; denn ich gedachte mein Geſchäft auszudehnen, und ſetzte meine Zuverſicht auf die in meinem Handel ſtehenden beträchtlichen Kapitale. Sieh her in mein Buch! Das Haus koſtet mich allein baare ſiebentauſend Gulden, die neue Einrichtung faſt die Hälfte ſoviel. Aber das möchte Alles ſein; der Verluſt wäre noch zu ertragen, wenn ich nicht weit größere gehabt hätte. In den Herbſtſtürmen ging ein Schiff mit dem vierten Theile meines Vermögens unter; das neue Jahr brachte mir die erfreuliche Kunde, daß ein Amſterdamer Haus, an welchem ich eine große Summe zu fordern hatte, bankerott ſei; mit einem Frankfurter Hauſe ging's mir eben ſo zu Oſtern. Der Profeſſor, der heimlich zum Teufel ritt, hat mich um zehn tauſend Gulden betrogen.“

„Der Profeſſor?!“ rief Heinrich erſtaunt, ſeinen Schmer-

gervater unterbrechend. „Wie um des Himmels willen seid Ihr dazu gekommen?“

„Er schwatzte mir Wunder was vor, von seiner genauen Kenntniß der Natur und aller ihrer Kräfte, und da er einige so vortreffliche Kuren that, und der Doktor Flatius stets von seinem Ruhme überfloß, so war es ihm leicht, mir das unbedingteste Vertrauen einzuflößen. Nach und nach ließ er mich merken, daß er in dem nahen Gebirge eine reiche Goldmiene entdeckt habe, daß es aber Thorheit sei, die Früchte seines Fleißes und geheimen Wissenschaften dem Landesherrn zu verabreichen; er gönne dergleichen lieber einem thätigen Manne, welcher den gehörigen Gebrauch von den ungeheuren Schätzen zu machen wisse; und daß Alles verborgen bleibe, dafür wolle er sorgen. Ich befand mich in einer verzweifelten Lage und glaubte, mir plötzlich einen Stern aufgegangen, wo ich's am wenigsten vermuthet. Es war sehr natürlich, daß ich dem Professor den Antrag machte und mich erbot die nöthige Summe beizusteuern. Anfänglich machte er einige Schwierigkeiten, gab aber endlich meinen Bitten nach, nahm mir die eben baar in meiner Kasse vorhandenen zehntausend Gulden ab, und zeigte mir dafür einige Goldbarren, die er auf gleiche Weise gewonnen zu haben vorgab. Er legte auch zehntausend Gulden dazu, nahm mich eines Tags ins Gebirge zu einem einsam wohnenden Bergmann, dem der Professor auch einen Theil des Ertrags versprach, zeigte diesem die Stelle wo eingeschlagen werden sollte und schien die Sache mit großem Eifer zu betreiben. Plötzlich ist er in der Nacht davon ge-

ritten; ich denke, der Schlag soll mich rühren, als ich's erfahre. Ich lief nach dem Bergmann; ich fand ihn nicht wieder; ich schrieb nach Heidelberg an ein Handelshaus und befragte mich nach dem Professor Feuermann, und erhielt zur Antwort, daß kein Professor mit diesem Namen dort lebe, auch nie gelebt habe. Diese zehntausend Gulden haben mich zum armen Manne gemacht; denn mit ihnen hätt' ich mir helfen und was Neues anfangen können. So aber bin ich fast aller Mittel beraubt. Und nicht allein um Geld und Gut bin ich gekommen, verunglückten mir nicht meine beiden liebsten Kinder auf eine schreckliche Weise? Ach! und Vieles andere Hauskreuz muß ich Dir verschweigen, Heinrich. Aber bedenk', daß mir sogar der Hammer, der mir noch eine Nahrungsquelle hätte sein können, von Peter, dem ich doch nichts zu Leide gethan, angesteckt wurde und abbrannte, bedenk', daß das Eisenwerk, an welchem ich viele Kuxe habe, dies Jahr gar keine Ausbeute giebt, bedenk', daß ich von allem baaren Gelde entblößt bin, und meine einzige Hoffnung nur auf mehrere noch ausstehende Posten und auf das frische Aufblühen meines Handels gesetzt habe, bedenke das Alles, Heinrich, und dann sage mir, ob Du noch die Mitgift verlangst? Bestehst Du noch darauf, so muß ich ein Kapital auf das Haus borgen und was bis jetzt noch kein Mensch ahnet, das wissen dann alle Leute, die Sperlinge pfeiffen's auf den Dächern, und ich bin um Credit und guten Namen. Die unwiederbringlichen Güter sind dann dahin, die wiederbringlichen kann ich noch erwerben. An Fleiß und Ausdauer will ich's nicht fehlen

lassen, und gibt Gott Gedeihen, so kann ich's doch bald wieder zu was bringen."

„Ich verlange nichts von Euch, als Eure Freundschaft, Eure väterliche Liebe," erwiederte Heinrich gerührt. „Es stünde schlimm um mich, wenn ich Gertruden des Geldes wegen geheirathet hätte. Sie ist mir lieb und werth, wenn sie mir auch nichts zubringt. Wollte Gott ich wäre in dem Stande, daß ich Euch helfen könnte, aber so lange mein Vater lebt — und der Herr erhalt' ihn noch viele Jahre! — kann ich über nichts disponiren, als was ich mir selbst erwerbe, und das sind so geringe Summen, daß sie Euch in Eurem Handel nichts nützen würden."

„Ich danke Dir für den guten Willen, braver Heinrich," versetzte der Senator und wischte sich eine Thräne aus dem Auge."

„Laßt Euch aber durch diese Umstände ferner nicht abhalten, uns mit Eurem Besuch und Eurem Umgange zu erfreuen.

„Die Centnerlast ist mir vom Herzen, und ich komme nun gewiß oft," versetzte Trautvetter. „Erst hätt' ich Euch Alle nicht mit gutem Gewissen ansehen können. Nun aber das Wort ausgesprochen ist, fühl' ich mich zu Euch hingezogen. Aber noch einmal, Heinrich, Niemand, weder Dein Vater noch Deine Frau, dürfen erfahren, wie's um mich steht."

Der junge Meister reichte die Hand hin und schied. Sein Vater harrte ungeduldig des ungewöhnlich lange Ausbleibenden, war aber höchlichst erstaunt, aus seines Sohnes

Munde vernehmen zu müssen, daß er ihm unmöglich darüber Aufschluß ertheilen könne, weshalb der Senator jetzt die Mitgift nicht zahle, weil er demselben das heiligste Versprechen der Verschwiegenheit abgelegt habe. Dem alten Manne, welcher sich nicht daran gewöhnen konnte, seinen Sohn als einen selbstständigen Mann zu betrachten, sondern ihn stets noch wie einen Knaben ansah, für dessen Bedürfnisse zu sorgen, ihm obliege, verdroß diese Aeußerung gewaltig. Er glaubte darin eine feine Andeutung zu finden, daß er sich nicht mehr um die Haushaltung und die Finanzen seines Heinrich, mit dem er's so gut meinte, zu bekümmern habe. Innerlich sehr gekränkt, schwieg er, überlegte sich die Sache für sich, und ahnete endlich, da er Umstände mit Umständen sorgfältig verglich, die wahre Beschaffenheit der Dinge. Er meinte aber fälschlich, Gertrude sei mit im Spiele, und seine vorige große Liebe zu derselben, verkehrte sich in Haß, den er jedoch heimlich in seiner Brust verbarg.

Gertrude überraschte in diesen Tagen auch ihren jungen Gatten mit Mutterhoffnungen, doch benahm sie sich bei diesem süßen Geständniß so ängstlich und sonderbar, daß Heinrich von einem widrigen beängstigenden Gefühl befallen wurde, und statt sich über die Nachricht zu freuen, Kummer empfand.

Der Senator zeigte sich je zuweilen im Hause des Glockengießers, der grämlich gewordene Alte behandelte ihn aber auffallend kalt und zurückstoßend, ja als Trautvetter einstmals berauscht kam, und sich in fröhlicher Weinlaune mehrere Unanständigkeiten erlaubte, da zeigte ihm Meister Thom

Verachtung, und es kam zu gegenseitigen Beleidigungen. Gertrude, welche die Veränderung in ihres Schwiegervaters Benehmen schon lange bemerkt hatte, gerieth über diesen Bruch vollends in Verzweiflung. Auch sie war nicht mehr die heitere lebensfrohe Gertrud; oft war sie außer sich vor Jammer, und weinte Tage lang. Besonders auffallend war ein gewisser Abscheu, den sie vor dem Pastor Ehrenhold hatte, den sie zwar zu verbergen suchte, der aber bei jeder Gelegenheit unwillkührlich und heftig hervorbrach. Dies war um so sonderbarer, da sie, wie man wußte, mit dem Pfarrer sogar im Anfang ihrer Ehe noch in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte, und zwischen Beiden nichts Feindliches vorgefallen sein konnte. Seit aber Gertrud die Gewißheit ihrer Mutterschaft zu haben schien, war sie durch nichts zu bewegen, die Kirche zu besuchen, und als sie Heinrich eines Sonntags beinahe zwang, mit ihm ins Gotteshaus zu gehen, wurde sie in dem Augenblick ohnmächtig, als Ehrenhold die Kanzel betrat. Kam er in das Haus des Glockengießers, was jedoch sehr selten geschah, so floh sie aus dem Zimmer; seine Gegenwart schien ihr ganz unerträglich. Befragte sie Heinrich um die Ursache dieses befremdenden Benehmens, so gab sie unbestimmte ausweichende Antworten und erklärte meist nur, der Pfarrer sei ihr unausstehlich, sie wisse selbst nicht warum; aber so oft sie ihn sähe, würde ihr schlimm und eine Ohnmacht wandle sie an. Uebrigens war Gertrud streng häuslich, nahm sich der Wirthschaft mit Eifer an, und wirklich schien sie die früher gegebenen Anstöße in ihrem sittlichen Wandel durch eine sich

selbst aufgelegte Strenge büßen zu wollen. Glück und Freude waren aber doch nicht im ihrem Ehestande. Ihr Mann saß den ganzen Tag in der Werkstatt in seinen düstern Gedanken vertieft, sie weinte sich zu Hause die Augen roth, und kamen sie zusammen, so drängte sich die Schwermuth in schwarze Schleier gehüllt, zwischen sie, und jedes hing den Kopf und seufzte, und jedem schien das Leben zur Last. Dies traurige Verhältniß wurde durch des alten Adam unerträgliche Griesgrämlichkeit und Starrköpfigkeit noch um ein Großes verschlimmert; oft gingen Tage hin, wo er kein Wort mit Heinrich und Gertrud sprach, dasselbe verlangte er von Lieschen; er aß nicht mehr mit seinem Sohne am Tische, sondern ließ sich von Lieschen kochen, und führte seine ganz abgesonderte Wirthschaft.

Eine neue, höchst beunruhigende Nachricht für die jungen Eheleute war die, daß sich der Senator fast täglich in Wein und Brantwein berausche. Heinrich fand das sehr erklärlich. Im Rausche beging Trautvetter große Unbesonnenheiten; man erzählte sich, daß er seine Frau sehr unanständig behandle, und die Kranke sogar mit Prügeln traktire. Zu Hause war er nicht viel zu finden, sondern hatte seinen Sitz meist im rothen Ochsen oder andern Kneipen aufgeschlagen, ließ seine Zechen anschreiben und war bald mit hübschen Sümmchen bei allen Wirthen am Brete. Vor Mitternacht kam er selten nach Hause, sah liederlich aus, mied bessern Umgang, schwatzte meist Dinge über den Berg, die er im nüchternen Zustande nicht beweisen konnte, und wurde dadurch in manche sehr unangenehme Geschichte ver-

wickelt. Es verging fast keine Woche, wo er nicht einer Injurie oder eines Zeugenverhörs halber ins Amt gerufen wurde, eine Geldstrafe zahlen mußte u. s. w.

Plötzlich erfüllte — es war schon im Herbste — eines Nachmittags die Stadt ein in Trautvetters Hause vorgegangener Skandal, und verursachte Heinrich und seiner Frau die größte Betrübniß. Man erzählte, der Senator sei zu ganz ungewöhnlicher Zeit nach Hause gekommen und habe den Doktor Flatius mit Frau Konen in einer Vertraulichkeit überrascht, die ihn dergestalt von Sinnen gebracht, daß er den Doktor blutrünstig geschlagen, zur Treppe hinuntergeworfen und derselbe bei dieser Fahrt den Arm zerbrochen. Eben so übel sei der weinrelle Senator dann mit seiner Frau umgesprungen. Das Gerücht bestätigte sich zu Gertrudens großem Leidwesen. Denn noch an selbigem Tage wurde ihr Vater gefänglich eingezogen, und erhielt bis zum Ausgange des Processes amtlichen Arrest. Am andern Tage verließ Frau Kunigunde mit ihren Kindern ebenfalls das Haus, welches sie dem Amte übergab, und zog zu ihrem Bruder. Zugleich trat sie ebenfalls als Klägerin gegen ihren Mann auf, und trug auf Scheidung an. Trautvetter konnte ihr die angeschuldigte eheliche Untreue nicht beweisen; sie aber bewieß ihm durch Zeugen, daß er beim Eintritt ins Haus berauscht und also seiner Sinne nicht mächtig gewesen sei. Der Doktor und sie klagten wegen wörtlicher und körperlicher Mißhandlungen, und es wurde ein förmlicher Criminalproceß gegen Trautvetter eröffnet. Der Doktor behauptete vom Senator zur ärztlichen Behandlung seiner

Frau selbst aufgefordert, von dem berauschten Manne aber mörderisch überfallen worden zu sein, als er Frau Konen eben zu einem nöthigen Aderlaß vorbereitet habe. Dasselbe sagten die Mägde des Hauses aus, und Krautvetter wurde überwiesen. Der Proceß zog sich aber sehr in die Länge, weil nach und nach ganz andere Dinge hinzukamen, welche der Sache eine nimmer geahnete Wendung gaben. Der Stadtrath stieß nämlich in öffentlicher Versammlung durch Stimmenmehrheit den Senator aus seiner Mitte, entsetzte ihn aller seiner Aemter und verlangte die ihm anvertrauten Kassen zurück, weil er „ein Säufer, Stänkerer, Händelsucher und Kraköler sei und sich dadurch der Ehre ein Rathsmitglied zu heißen verlustig gemacht habe.“ Nun aber zeigte sich zum allgemeinen Schrecken, daß die Kassen leer waren. Krautvetter gerieth in die schimpflichste Untersuchung. Sein gänzlicher Ruin war bald kein Geheimniß mehr, und man munkelte in der Stadt von gräßlichen Verbrechen.

Während dieser langwierigen Verhandlung nahte die Zeit, wo Gertrude der Welt einen neuen Bürger schenken sollte. Die Nachricht von dem Verluste der Ehre und des Vermögens ihres Vaters, wirkte mit jähem Schrecken dergestalt auf sie, daß sie, die ohnedies mit schweren Leiden rang, von einer unzeitigen Niederkunft überrascht wurde. Noch hatte das Entsetzen seine lebenvernichtende Schaale nicht ausgegossen; immer Gräßlicheres mußte kommen, und alle Schauer der Hölle mußten die Gebeine derer durchrasen, die einst in frevelnder Gewissenlosigkeit den Fürsten des Flammenabgrunds beschworen; nun riß der giftqual-

wunde Mund ſeines Reichs ſich jeden Augenblick gräßlicher vor ihren Füßen auf, wenn ſie auf ebener blumenbepflanzter Erde ſicher zu wandeln glaubten, und die gewaltige Fauſt langte furchtbar drohend herauf, und ergriff ein Opfer um das andere und riß es in die Tiefe hinab.

Die Wehmutter rief mit bleichem verſtörten Geſichte, aus welchem Abſcheu und Entſetzen ſprachen, den jungen Meiſter zu ſeiner Gattin. Der Alte hatte dies zufällig bemerkt, und folgte mechaniſch, aber eiskalt und ſchier verſteinert von der böſen Ahnung, die ihn durchflog, dem Sohne. Als ſie in das Zimmer traten, zitternd und bebend in Erwartung der Dinge die ſie erfahren ſollten, lag Gertrude mit verhülltem Haupte zu Bette, wie es ſchien in einer tiefen Ohnmacht. Vorn am Eingange ſtand ein mit einem weißen Tuche verdeckter Korb. Die Wehmutter deutete ſchweigend darauf; die Männer ſtarrten es an, und wagten vor banger Erwartung kaum zu athmen. Die Frau riß die Hülle vom Korbe, und Sohn und Vater ſtießen zu gleicher Zeit einen Schrei des Entſetzens aus. Ein niegeſehenes Scheuſal, ein geiſtempörendes Ungeheuer grinzte ſie an. Die ſtarren Blicke der Männer wurzelten in dieſer Entſetzensgeburt, welche, ſchwarz und mit rothen Feuermalen geflammt, die Züge des Profeſſors, auf die widrigſte Weiſe verzerrt, an ſich trug; das Blut gerann ihnen in den Adern. Das Ungethüm erhob ſeine Stimme, und beide glaubten den entſetzlichen Klang der neuen Glocke zu vernehmen. Die Aehnlichkeit der Stimme und des Glockentons war unverkennbar.

„Amt und Pflicht gebieten mir, dieſer Mißgeburt, wie mir noch keine vorgekommen, das Lebenslicht auszublaſen,“ unterbrach die Wehfrau zuerſt das Schweigen, „doch mußte ich Euch die Ungeſtalt vorher zeigen.“

„Das Dein Kind, Heinrich!“ jammerte der hohlängige abgemagerte Greis.

„Mein Kind?!“ rief dieſer und ballte die Fauſt mit wüthendem Schmerze. „Ich ſehe ein furchtbares Verbrechen meines Weibes hier zu Tage kommen. Seht Ihr nicht weſſen Züge dies Monſtrum trägt?“

„Nun des ſchönen Profeſſors!“ erwiederte der Alte mit gräßlicher Lache. „So haben doch die Leute keine Lügen geſagt.“

„O Lenchen!“ ſtöhnte Heinrich, faltete die Hände und ſandte den Blick der Verzweiflung himmelwärts.

„Ja Lenchen!“ ſeufzte Meiſter Adam nach.

„Sprecht dieſen heiligen Namen nicht aus, Ihr alter gottverworfener Miſſethäter!“ raſete Heinrich auf die bleiche Jammergeſtalt ſeines Vaters ein. „Wart Ihrs denn nicht, der mich aus meinem Himmel geriſſen, und mich in dieſe Hölle gebannt. Mit teufliſchen Schmeichelreden habt Ihr mich verlockt, daß ich einen Engel verſtieß und mordete, und mich an jene Ausgeburt der Hölle hing. Das iſt nun die reiche, ſchöne, tugendhafte, ehrſame Gertrud, wie Ihr mir vorgelogen. Sie iſt ärmer, viel ärmer als Lenchen; denn ſie kann keine Entbehrung ertragen. Sie iſt häßlicher, abſcheulich häßlicher; denn ihre Augen ſind buhleriſche Augen, ihre Reize Schlingen des Satans. Und tugendhaft!

ha! man möchte sich todtlachen, da seht mir doch die Frucht ihrer Tugend! Lenchen aber war rein und keusch wie das Mondlicht, Lenchen war voll hoher Tugend und Frömmigkeit, und wandelte stets auf Gottes Wegen. Und ehrlos sollte sie mit ihrem Vater sein, weil sie den Leib und das Blut Christi dem nichtswürdigen Pfaffenknecht nicht um schnödes Geld abkauften, sondern die Feier des Gedächtnisses unseres Herrn in heimlicher Stille ihres Hauses unter sich begingen, ehrlos sollten sie sein, weil sie ein unwürdiger Priester zu einer schmählichen Strafe verdammte, sie, die nicht gesündigt hatten! Ehrlos! Dort liegt die Ehrsame! Wahrlich, von ihr und ihrem Vater, der bald ein Zuchthaus schmücken wird, haben wir die ersehnte Ehre. Dem Teufel sind wir verfallen sammt und sonders, das seht und hört Ihr an der Glocke, das seht Ihr wieder an diesem Scheusal hier. Denn wißt, alter Sünder, ich goß die Glocke zum drittenmal ins Teufels Namen, wie mir der Professor zugeflüstert!"

Meister Adam stieß einen dumpfen Entsetzenston aus, bedeckte sich das Gesicht, und schwankte aus dem Zimmer. Auf der Hausflur hörte man ihn noch: „Wehe! Wehe!" jammern. Bald darauf schlich er auf einem Stabe aus dem Hause, und langte nach langer Zeit auf dem Gottesacker ganz entkräftet an. Dort sahen ihn Leute Nachmittags auf Lenchens grünem Grabhügel sitzen und vor sich hinstarren, wie ein Wahnsinniger. Einer redete ihn an, aber der Glockengießer antwortete nicht und sah dabei so

seltsam aus, daß die Vorübergehenden stahen und ein stilles Vaterunser beteten.

Auch Heinrich konnte es im Hause nicht aushalten; er befahl der Wehmutter, die Mißgeburt bis zum Abend bei Seite zu schaffen. Er ging in die Gießerei und als er auch hier keine Ruhe fand, streifte er bis in die späte Nacht wie ein Flüchtling durch das Gebirge.

Sechzehntes Kapitel.

Und wie der Klang im Ohr verweht,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Das alles Irdische verhallt.

Die Glocke von Schiller.

Und wieder heulte und jammerte die neue Glocke und marterte die Ohren der Hörer. Meister Adam wurde zu Grabe getragen. Er war am frühen Morgen todt auf Luchens Hügel gefunden worden. Heinrich war noch nicht wieder nach Hause gekommen; man fürchtete, er habe sich ein Leids gethan. Lieschen, ihre Schwestern und deren Männer mußten die Leiche besorgen, und die Ersteren auch noch die Kindbetterin abwarten. Der Pastor, bei dem die

Leichenrede bestellt war, ließ sich als krank entschuldigen; der Diakonus hielt sie.

Einige Stunden nach der Beerdigung des Vaters, erfuhr die unglückliche Familie, daß Heinrich die Nächte in der Gießerei zugebracht, am Tage aber unstät umhergeschweift sei, heute habe er das ihm zugehörige Werkzeug, Metall u. dgl. verkauft. Gertrud, welche sich fast ununterbrochen in Thränen gebadet hatte, verlangte jetzt nach ihrem Manne, und bat flehentlich, nach ihm zu schicken und ihn auf alle Weise zu vermögen, daß er ihr eine Unterredung schenke. Es geschah, und in der Abenddämmerung trat er scheu und verwildert, in Gertrudens Stube.

„Was willst Du von mir?“ fragte er leise und mit zitternder Stimme.

„Ich verlange nicht ferner Dein Weib zu sein,“ versetzte sie, „denn ich verdiene es nicht, und habe es nie verdient. Aber mein furchtbar erwachtes Gewissen drängt mich, Dir ein aufrichtiges Bekenntniß aller meiner Sünden und Verirrungen zu machen. Fluche mir nicht, sondern bedaure mich, die Gott so schwer, aber gerecht straft, die ich das Opfer einer leichtsinnigen Erziehung und eines gottlosen verderbten Lebenswandels meiner Eltern falle.“ — Hierauf legte sie ein schauderhaftes Bekenntniß ab, und der betrogene Gatte hörte gräuliche Geschichten, in welchen der fremde Professor und der Pastor Ehrenhold eben keine ehrenvollen Rollen spielten. „Verzeihung verlange ich nicht von Dir,“ schloß sie ihren Bericht, „sie kann mir nicht werden, nur lade Deinen Fluch nicht auch noch auf mich.“

„Das soll nicht geschehen.“ versetzte Heinrich und wandte sich mit Grausen von der argen Sünderin.

Am andern Morgen ließ ihn Trautvetter ins Gefängniß entbieten, und als Heinrich dorthin kam, beschwor ihn der gedemüthigte Mann, seine und der ganzen Familie Ehre durch Deckung der Kassendefecte zu retten, da er nun gleichsam noch zur rechten Zeit Herr seines väterlichen Vermögens geworden sei. Der Glockengießer versprach in dumpfer Gleichgültigkeit Alles. Der unselige Grundsatz seines Vaters, der auf ihn übergegangen war, man müsse wenigstens den Schein der Ehre und des Anstands zu retten suchen, wenn sie selbst auch verloren seien, veranlaßte ihn zu einem neuen unheilbringenden Schritt. Er überlegte, daß das Publikum doch von der Mißgeburt nichts wisse, das Verhältniß seiner Frau zum Pfarrer nicht ohne, daß sein Vater todt, der Professor fort sei, daß er durch Tilgung der Kassendefecte seinen Schwiegervater vom Zuchthause rette und sich und seiner Frau ungeheure Schande erspare. Er bedachte, daß er durch eine Trennung von Gertruden den Skandal nur noch vergrößern, und endlich gestand er sich doch ein, daß ihm Gertrudens Aufrichtigkeit und Reue gefallen habe, und er ihr doch gewogen sei. Seine frühere Heftigkeit hatte sich in Kälte und Besonnenheit verwandelt; aber er ergriff nur halbe Maßregeln, oder er that vielmehr nichts weiter, als bei seinen Schwestern auf schnelle Theilung des Vermögens zu dringen. Er erhielt nach wenigen Tagen seinen Antheil, bezahlte für Trautvetter die Kassenschulden, und glaubte nun Alles gethan zu haben. Es half

wenig. Der Concurs brach über Krautvetters Vermögen aus, Frau Kunigunde griff nach ihrem Eingebrachten; bedeutende Gläubiger fanden sich ein und erhielten — nichts. Wegen der am Doktor Platina verübten Thätlichkeiten wurde der Ex-Senator zu sechsmonatlicher Festungsstrafe und Zwangsarbeit verurtheilt. Für große Summen, welche der junge Glockengießer, um den Schein der Ehre zu erhalten, aufzahlte, wurde das Letztere in Geldstrafe verwandelt. Von der Zeit wurde nichts abgelassen. Ehe Krautvetter an den Ort seiner Strafe abgeführt wurde, ging die gerichtliche Scheidung von seiner Frau vor sich.

In des Glockengießers Hause ging's von nun an düster und traurig zu. Lieschen war bald nach des Vaters Tode zu ihrer ältern Schwester gezogen; Heinrich hatte das Haus behalten. Krautvetter hatte ihn noch beredet, die Kuxe im Eisenbergwerk und die Eisenschmelzerei bei der öffentlichen Versteigerung an sich zu kaufen, nach Ablauf der Strafzeit, wollten sie den Handel zusammen fortsetzen. Heinrich, der seit dem Guß der unseligen Glocke alle Lust an seinem Geschäfte verloren hatte, war thöricht genug auf die schönen Vorspiegelungen seines Schwiegervaters einzugehen, und zu thun, was dieser ihm gerathen hatte. Dadurch war er in Schulden gekommen, und sank sich, weil er nichts vom Eisenhandel verstand, immer tiefer hinein. Gertrud wagte nie, ihm von etwas abzurathen; ihrer ungeheuren Schuld sich ewig bewußt, brachte sie ihre Zeit meist auf ihrer Kammer in frommen Uebungen zu. Der schwermüthige Winter brachte den mit sich selbst zerfallenen jungen

Mann in die Wirthshäuser. Wer was auf ſich hielt, mied ſeine Geſellſchaft, weil man wußte, er habe mit ſeinem Schwiegervater, deſſen Schlechtigkeiten alle bekannt worden waren, gemeinſchaftliche Sache gemacht; er mußte alſo, um nur mit Menſchen zu verkehren, ſich an diejenigen halten, deren Umgang ihn erniedrigte, die mit ihm zechten, mit ihm in der Karte ſpielten und ihm das Geld abgewannen. Seine Geſchwiſter und andre Verwandte ſtehen vor ihm; er wurde vor ihren Thüren abgewieſen. Dieſe Behandlung beſchleunigte ſeinen gänzlichen Fall, und als mit Anbruch des Frühlings Krautvetter ſeiner Haft entlaſſen wurde, und eines Tages abgeriſſen und als der liederlichſte Bettler in Heinrichs Stube trat, war dieſer nicht viel beſſer, als der ſaubre Ankömmling. Nun ſollte der Handel angefangen nun alle Kräfte aufgeboten werden, das entwichene Glück zurückzurufen und zu bannen. Heinrich borgte ein neues Kapital auf das Haus, das Letzte was er aufzubringen vermochte. Pläne wurden geſchmiedet, ſchöne Luftſchlöſſer gebaut, ſchon ſahen ſie ſich wieder im herrlichſten Flor, aber Alles dies bei der Weinflaſche im rothen Ochſen, wo ſie das geborgte Geld vertranken. Eh ſie ſich's verſahen, war die Summe fort, und es war dem genußſüchtigen Krautvetter ein Leichtes, den verdorbenen Heinrich zu bereden, daß ſie Geräthſchaften, Kleider, Hausrath, kurz alle fahrende Habe nach und nach in Wein verwandelt durch die Kehle fließen ließen. Bald war auch das verzehrt, da zeigte der Teufel noch einmal die mäch-

tige Faust und machte mit einem Griffe dem schändlichen Spiel ein Ende.

Siebzehntes Kapitel.

Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu.
Die Glocke von Schiller.

Trautvetter und Heinrich Körner hatten sich eines Tags mit schlechtem Gesindel im rothen Ochsen in ein Hazardspiel eingelassen und ihre ganze Baarschaft verloren. Der Glockengießer war wie unsinnig auf das Spiel versessen und beschwor seinen berauschten Schwiegervater Geld zu schaffen. Dieser machte sich bereitwillig auf und kam zu Gertruden, in der Meinung, sie habe noch Geld oder Geldeswerth aus dem Schiffbruch gerettet. Ohne Umstände machte er ihr den unverschämten Antrag, ihm sogleich Alles auszuliefern, was sie habe.

„Ihr kommt mir wunderlich vor," versetzte Gertrud, nachdem sie ihn staunend angehört. „Statt daß ich zu Euch kommen sollte, um Euch ums liebe Brot anzuflehen, kommt Ihr zu mir, zu dem ärmsten Geschöpf in der ganzen Stadt, und verlangt Geld."

„Ich ſage Dir aber, daß es für Deinen Mann iſt, der es zu einem Geſchäft höchſt nothwendig braucht.“

„Wenn ich's hätte, ich würde es ihm geben, um dadurch vielleicht einen kleinen Theil meiner großen an ihm begangnen Schuld zu ſühnen. Aber ich habe nichts. Seit drei Monaten bringt Heinrich alle Tage und viele Nächte außer dem Hauſe zu. Er verlangt oft ſeinen Unterhalt von mir, hat mir aber noch nie einen Kreuzer dazu gegeben und fragt nicht, wovon ich mein armſeliges Leben friſte. Es kömmt mir nicht zu, ihm deshalb Vorwürfe oder Vorſtellungen zu machen, und ich hätte auch jetzt kein Wort darüber verloren, wenn Ihr nicht Geld für ihn von mir verlangtet. Woher ſoll ich's nehmen? Wär' nicht ein Menſch noch auf der Welt, der mir je zuweilen eine nothdürftige Spende zukommen ließe, ich wäre ja ſchon lange verhungert.“

„Und wer iſt dieſer Eine? Er ſoll, er wird, er muß auch mir helfen. Ich werde jetzt gleich zu ihm hingehen und ihm meine und Heinrichs große Noth vorſtellen, werde ihm klar machen, daß wir nur einer runden Summe bedürfen, um ſogleich wieder ein blühendes Geſchäft zu etabliren.“

„Ihr ein Geſchäft? Wohl einen Wein und Branntweinſchank?“

„Sei nicht ſo höniſch, Weſtie, und ſage gleich, wer iſt der Eine.“

„Ei! damit will ich Euch wohl dienen. Der Eine iſt der Junker Hans aus Wolfersdorf, der einzige Mann, den ich wahrhaft liebte und von dem ich eben ſo geliebt wurde,

gegen den ich schwach war, der mich aber würde geheirathet haben, wenn Ihr ihn in jener Nacht, als Ihr ihn bei mir gefunden, nicht so arg gemißhandelt und ihm nicht das brennende Licht nachgeworfen hättet, womit Ihr das Haus in Brand setztet. Seit jener Nacht sah ich ihn nicht wieder, aber seit jener Nacht schwang das Verderben seine schwarzen Fittige auch über uns. Ich habe schwer gefrevelt an Gott und den Menschen; ich habe auch schwer gebüßt. Auf Euer schlechtes gottvergessnes Leben fällt aber auch ein Theil meiner Schuld. Als ich nun diesen Winter im tiefsten Elende saß, und nichts zu beißen und zu brechen hatte, Heinrich sich nicht um mich bekümmerte und alle meine früheren Freunde und Bekannte vor mir flohen, als ich nicht wagte, vor die Thüre unseres Hauses zu gehen vor Angst und Schaam, da wußte ich meiner Noth kein ander Ende, als daß ich an Junker Hans ein Briefchen schrieb und ihm meine ganze Lage aufdeckte. Und seht, der edle Mann hat mich erhalten, obgleich er mir nicht vor die Augen gekommen ist und keinen Dank begehrt hat. Selbst Heinrich hat schon lange von seinen Gaben mit gezehrt."

„So gieb mir einstweilen das Geld, welches Du von ihm hast, bis ich selbst mit ihm gesprochen. Ich werde morgen zu ihm gehen und ihn gewiß gewinnen. Aber ich brauche ein Weniges gleich; drum eile!"

„Untersteht Euch, Ihr ehrvergeßner Mann, den braven Junker zu überlaufen. Ihr habt doch wahrlich alle Schaam verloren. Und ich sag's Euch noch einmal, ich habe

kein Geld. Nun geht mir aus den Augen; denn die Galle läuft mir über.“

„He Du alte Sünderin, bist nun eine Betschwester geworden? Stör' ich Dich etwa in einem Bußpsalm? Sei keine Thörin, schaff' Dir den hübschen Junker wieder zum Buhlen an, und wir kommen sogleich wieder in Flor. Du bist noch immer schön und kannst's getrost darauf wagen, ihn an Deinen Siegeswagen zu spannen. Zu singen und beten hast Du in Deinen alten Tagen noch Zeit. Wenn Du kein Geld hast, so gib mir das schöne Ringlein dort; s'ist jawohl Dein Trauring von Heinrich?“

„Er ist's!“ rief Gertrud außer sich. „Und wenn Heinrich selbst kommt und ihn mir abfordert, so will ich ihm denselben geben, aber nur ihm, ihm allein, damit er ihn verspielen und vertrinken kann. Ihr aber bekommt nichts von mir, denn Ihr lästert Gott und seid ein Abschaum der Menschheit!“

„Gertrud!“ brüllte der Sinnlose, welcher in Hoffnung, er werde doch noch etwas erschnappen, die immer heftiger aufkochende Wuth zurückgehalten hatte. „Verdammte Bestie!“ schrie er, indem die Wuth losbrach, „von Dir laß ich mir noch nichts vorwerfen, von Dir mich nicht schimpfen. Gib auf der Stelle den Ring!“

„Nimmermehr! Ihr seid der Verführer und Verderber meines braven Mannes, den ich durch meinen gebesserten Lebenswandel wieder für mich gewennen haben würde. Aber Ihr habt ihn in Euren stinkigen Pfuhl des Lasters und der Sünde hinabgezogen, in welchem Ihr Euer ganzes Le-

den lang gesteckt. Geht mir aus den Augen, Ihr Menschenverderber!“

„So soll ja gleich der Satan über Dich kommen. Du Schandweib, willst mir Sitte predigen! Wart', ich will Dir das Maul stopfen.“ Er sprang auf sie los und erfaßte ihre Hand, um ihr den Ring abzureißen. Sie wehrte sich aus allen Kräften, schrie und gewann den Vorsprung zum Fenster. Rasch riß sie es auf und rief hinaus um Hülfe. In demselben Augenblick ging aber eben Niemand vorüber, als der Pastor Ehrenhold. Er war nicht der barmherzige Samariter, sondern der Levite. Er ließ das bedrängte Weib in ihrer Noth, wandte seine Augen ab und ging rascheren Schrittes um die Kirche herum seiner Wohnung zu.

Trautvetter zerrte seine Tochter vom geöffneten Fenster zurück, schleuderte sie auf das dastehende Ruhebette, packte sie mit zornstarker Faust am Halse, um ihr das Schreien zu wehren, steckte ihr mit der andern Hand den Zipfel eines Kissens in den offnen Mund, und würgte sie in blinder Wuth dahin, eh' er's seines starken Rausches halber selbst zu bemerken im Stande war. Er schien auch gar keine Ahnung zu haben, daß sie todt sei, sonst hätte er ihr nicht rasch den Ring vom Finger gerissen, und wäre davon geflohen, sie in der Stellung liegen lassend. Den Ring verkaufte er sogleich und trug das gelöste Geld ruhig in den rothen Ochsen. Eine Viertelstunde darauf war es verspielt, und Vater und Sohn wollten sich eben fort verfügen, und der Erstere den Letzteren mit der Spekulation auf den Jun-

ter Haus bekannt machen, als die Schaarwache mit dem Amtsdiener hereinstürzte, den Mord verkündete und die beiden Spiesgesellen fest nahm. Eine alte Magd aus der Nachbarschaft, welche Gertruden einige Verrichtungen leistete, hatte sie gleich nach der That todt auf dem Bette gefunden. Andre Leute hatten sie kurz vorher schreien und dann ihren Vater eilig aus dem Hause kommen sehen. Die ganze Stadt gerieth wieder in Aufruhr, als man die beiden Männer auf das Amt führte; und alle alten Geschichten wurden wieder aufgewärmt. Der Pastor Ehrenhold ließ sich vor keinem Menschen sehen.

Aus der Kriminaluntersuchung ergab sich, daß Heinrich Körner am Morde seines Weibes unschuldig war; doch mußte er über vier Wochen im Gefängniß bleiben, weil Trautvetter Anfangs die That hartnäckig läugnete. Unterdessen nahmen Heinrichs Schuldleute das Haus und die Gießerei, und als er frei wurde, hatte er nichts, wohin er sein Haupt legen konnte. Eine kleine Summe, die er herausbekam, fristete ihm einige Wochen das Leben. Er trank nicht mehr, spielte nicht mehr, arbeitete aber auch nichts. Meist saß er den ganzen Tag über bis in die späte Nacht auf einem Felsenstück am Bergrücken zwischen der Glockengießerei und dem Thale, wo einst Ephraims Hammer gestanden. Dort rührte und regte er sich oft Stunden lang nicht, starrte auf die Brandstätte, auf der man kaum mehr eine Spur von einer Menschenwohnung sah. Dann zuckte es wie wahnsinniges Lächeln um seinen Mund, er nickte auch wohl freundlich hinab, als stände dort Leuchen wie

sonst am Fenster, dann riß er Erde und Steingebröckel los, ließ es bergab in den Wasserkessel rollen und freute sich kindisch des kindischen Spiels. War er eine Stunde recht froh gewesen, dann lehnte er das hohlängige, eingefallne, bleichwangige Gesicht, in welches die Haare verwirrt herein hingen, an den kalten Stein und hielt es halbe Tage daran. Das waren die Stunden seines Schmerzes. Die Sonne brannte glühend auf seinen Scheitel, ihn kümmerte es nicht, Gewitterregen stürzten auf ihn herab, er fühlte es nicht, Blitze umzuckten ihn, er griff darnach, wie ein thörichtes Kind. Seine Kleidung war ganz abgerissen; er sah ärger aus, als der dürftigste Bettler. Der jetzige Besitzer der Glockengießerei, einer seiner frühern Gesellen, der ihm in dem Gebäude eine Schlafstelle bereitet hatte, wollte ihm Kleider geben, er nahm sie nicht. Nur der heißeste Hunger konnte ihn vermögen, ein Stück Brot von diesem Manne anzunehmen. Man sprach bald in der ganzen Stadt von seinem stillen Wahnsinn, und seine Schwestern hatten sich bereits erklärt, eine Summe zu erlegen, für welche er in das Irrenhaus der Hauptstadt aufgenommen werde sollte, als Trautvetters Urtheil verlautete. Drei Schöppenstühle hatten ihm das Rad zuerkannt, die Gnade des Landesfürsten hatte das Urtheil in das Schwert verwandelt.

Der Tag der Execution kam; es war ein trüber Herbsttag. Der arme Sünder, vom Diakonus zum Tode vorbereitet, war zum Aufbruch fertig, man erwartete nur den Pastor Ehrenhold noch. Der Delinquent bestand durchaus darauf, daß ihn sein ehemaliger Freund zum Schaffot

begleite. Zwei Boten waren schon ausgeschickt; der Pastor war in Todesangst; da kam der dritte mit dem Befehl des Criminalrichters, er müsse kommen, wenn er den Dienst behalten wolle. Nun rieth die alte Brigitte selbst zum schweren Wege. Er kleidete sich zitternd an, der fürchterliche Ton der neuen Glocke, welche zum letzten Gang des armen Sünders gezogen wurde, rieselte ihm durch Mark und Bein.

Heinrich sah wie immer auf seinem Posten und spielte. Doch plötzlich, als er das Geläute der Glocke vernahm, zuckte es hell und freudig in seinem Gesichte auf. Er horchte einige Augenblicke, dann schien ihn der Glockenton entsetzlich zu martern, er raffte sich auf, rannte den Berg hinab, und stürzte sich, am Wasserkessel angelangt, jählings in die Tiefe desselben, worin auch Ephraim seinen Tod gefunden.

In demselben Augenblick riß die verhängnißvolle Glocke aus ihren Bändern und Nieten, flog, einmal im Schwunge, zum Schallloche der Glockenstube hinaus, sauste durch die Lüfte hinab, und traf unten den Pfarrer, welcher eben auf dem Wege nach dem Richtplatze war. Die Glocke zerschmetterte ihn und zerbrach auf den Steinen. Ehrenhold gab unter unsäglichen Schmerzen gleich darauf den Geist auf. Eine Stunde hernach fiel Krautretters Haupt. Es war an einem Freitage. Zwei Jahre vorher an demselben Tage hatte Ehrenhold an Ephraims Fenster gelauscht.

John Howard
im 66sten Jahre im Gefängniss.

Der Freibeuter.

Hiſtoriſcher Roman

aus der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts,

von

Ludwig Storch.

Erſter Theil.

Mit einem Kupfer.

Leipzig, 1832.

Verlag der Taubert'ſchen Buchhandlung.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Vorrede.

Um diesen Roman dem günstigen Leser auch von einer Seite interessant zu machen, die außer dem Bereich einer schönen Darstellung und blühenden Sprache liegt, darf ich nicht versäumen, vorab zu erklären, daß John Norcroß kein Geschöpf meiner Phantasie ist und seine in den nachfolgenden Blättern romantisch dargestellten Schicksale keineswegs meiner poetischen Zeugungskraft und Laune ihr Dasein zu verdanken haben. Bis auf die poetische Ausschmückung ist Alles wahr; Norcroß war wirklich der seltsame Abenteurer, wie ich ihn geschildert, und alle die kühnen Pläne, die ich hier dem Leser mitgetheilt, trieben sich durch seinen außerordentlichen Kopf. Man findet des nordischen Kapercapitäns Norcroß oft erwähnt in den nordischen Geschichtsbüchern jener Zeit, und wie auch die Dänen gegen ihn erbittert sind, immerhin müssen

ſie ihm laſſen, daß er ein ſehr merkwürdiger Menſch war.

Er ſelbſt hat ſein Leben im Kerker beſchrieben, doch ſich dabei manche Parteilichkeit zu Schulden kommen laſſen. Das Buch war engliſch, ein Däne hatte einen Anhang geliefert, worin er Norcroß zum gräßlichſten Böſewicht macht. Das war er nun wohl nicht; ſondern nur ein äußerſt kühner, freiſinniger Mann, der ſich manchmal nicht an eine oder die andre der hirnloſen Schranken des europäiſchen Sultanismus und Deſpotismus kehrte; ja es iſt ſchon genug, wenn man ſagt, Karl der Zwölfte war ſein Freund, um begreiflich zu finden, daß die damalige Zeit, die einen Görz aus demſelben Grunde auf das Blutgerüſt ſchleppte, unſern Norcroß ſchmähte und in den Kerker warf. Seine Biographie war lange in Europa ein vielgeleſenes Buch; es wurde in alle nordiſchen Sprachen überſetzt. Die deutſche Ueberſetzung erſchien in Leipzig 1757. Das Bildniß des Freibeuters wurde mit dem Buche verkauft, und iſt auch zu dieſem Romane benutzt worden. Es ſtellt den kühnen Seefahrer in ſeinem ſechsundſechszigſten Jahre vor, ſo wie der Maler ihn 1743 in ſeinem Vogelbauer, im Caſtell Friedrichshafen

vor Kopenhagen, abmalte. Seine Lieblinge, die Mäuſe, ſind nicht dabei vergeſſen.

Auch Norcroß's Frau und der Lieutenant Kreuz ſind hiſtoriſche Perſonen, ſo wie die meiſten Andern, welche im Roman vorkommen. Ueber die Perſon, welche zuerſt unter dem Namen Flarmann auftritt, ſage ich weiter nichts. Genug, daß Andeutungen in den Geſchichtsbüchern jener Zeit ihr Erſcheinen in dieſem Romane rechtfertigen. Wer das Räthſel nicht löſt, für den iſt es nicht da.

Der Leſer wird das Buch nach dieſer Vorausſchickung gewiß mit größerm Intereſſe zur Hand nehmen und mir für dieſelbe Dank wiſſen.

Gotha, im October 1831.

Der Verfaſſer.

An Doris.

Schon lange hab' ich Dir ein Lied gelobt;
Es wollte, wie ich wünschte, nicht gelingen.
So lang im tiefſten Berg die Lava tobt,
Verſucht ſie nicht an's Tageslicht zu bringen.

Doch höher ſteigt ſie, höher ſchon hinan,
Indeß die Feuer unten wilder ſauſen;
So bricht das Lied ſich endlich ſeine Bahn
Und ſtürmt daher wie Meeres-Donnerbrauſen.

Bevor im Herzen die gewalt'ge Glut
Noch oben treibt des Liedes Lavaſtrahlen,
Laß mich die Schuld, die drückend auf mir ruht,
Abſchläglich nur mit dieſem Buch bezahlen.

Verbesserungen.

Da ich mich zu diesem Romane theilweise nicht meiner Handschrift bedienen konnte und die Entfernung des Druckorts von meinem Wohnorte mich verhinderte, die Correctur selbst zu besorgen, so haben sich leider mehre ärgerliche Irrungen eingeschlichen, die zum Theil sinnentstellend sind, und die ich deshalb vor Lesung des Buchs nach nachfolgender Angabe zu verbessern bitte. Kleinere Fehler, als Verwechselungen der Casus Dativ und Accusativ, unnütze Wiederholung einzelner kleiner Worte, Mangel der Interpunction habe ich nicht angezeigt, theils um diese Tafel nicht ermüdend zu vergrößern, theils weil sie nicht sinnentstellend sind und leicht vom günstigen Leser selbst verbessert werden können.

St.

Erster Theil.

Seite 19. Zeile 4 von unten lies: Panaceen statt: Panacen.

S. 55. Z. 9 v. u. sind nach den Worten: „unversiegbar stürzte," die Worte: „prallten die Schweden ab." ausgefallen und müßen durchaus hier eingeschaltet werden.

S. 58. Z. 2 v. u. lies: Ruhmgeist statt: Ruhmgeist.

S. 107. Z. 1 v. u. lies: herumschlottert statt: herumschlodert.

S. 114. Z. 5 v. u. lies: den statt: drei.

S. 123. Z. 10 v. u. lies: sichtbar statt: ansichtig.

S. 148. Z. 7 v. oben lies: um statt: unter.

S. 214. Z. 10 v. o. lies: er statt: ich.

S. 220. Z. 4 v. o. lies: des Kapitäns zu appelliren.

S. 227. Z. 9 v. o. lies: während der statt: der während.

S. 243. Z. 3 v. o. lies: verschiednen statt: verschiedene.

Zweiter Theil.

S. 5. Z. 6 v. u. lies: ihm statt: er.
S. 64. Z. 1 v. u. ist vor dem Wörtchen: „an," das Wörtchen: „nicht" einzuschalten.
S. 76. Z. 4 v. u. ist vor dem Wörtchen: „um" das Wörtchen „nur" einzuschalten.
S. 78. Z. 9 v. u. lies: behandelt statt: behandeln.
S. 86. Z. 7 v. u. lies: nun statt: um.
S. 115. Z. 13 v. o. lies: Stärkungsmittel statt: Wirkungsmittel.
S. 123. Z. 15 v. o. lies: Geistesbronnen statt: Geistesbrauen.
S. 171. Z. 15 v. o. ist vor dem Wörtchen: „über" das Wörtchen: „bin" einzuschalten.
S. 181. Z. 5 v. u. ist nach den Worten: „gemacht hatte," das Wort: „zurückgekehrt," einzuschalten.
S. 229. Z. 8 v. o. lies: reussiren statt: pausiren.
S. 239. Z. 6 v. u. lies: fehlt statt: sieht.

Dritter Theil.

S. 7. Z. 14 v. o. ist nach dem Worte: „Waldströmen" das Punkt (.) in ein Komma (,) zu verwandeln und das darauf folgende Wort: „Und" mit u zu schreiben.
S. 73. Z. 8 v. o. statt: geschminkte lies: geschmückte.
S. 79. Z. 3 v. o. nach dem Worte: Rußland sind Anführungszeichen („) zu machen; eben so vor dem folgenden Worte: „Recht so!" mit welchem ein eingerückter Satz beginnen sollte.
S. 90. Z. 11 v. u. statt: er lies: es.
S. 99. Z. 5 v. o. statt: Frederikshold lies: Frederikshald.
S. 110. Z. 14 v. o. statt: grinzen lies: grinsen.
S. 144. Z. 5 v. o. statt: labend: lies: bebend.
S. 246. Z. 4 v. o. statt: Schiffe lies: Stifte.
S. 261. Z. 6 v. o. statt: grinzend lies: grinsend.

Erſtes Capitel.

Vor dem Dammthore in Hamburg in einem jener wüſten Wirthshäuſer, welche man im vorigen Jahrhunderte faſt allgemein mit dem Namen Kaffeehäuſer beehrte, obgleich ſie eigentlich nichts weiter waren, als ſchmutzige Spelunken und Aufenthaltsorte roher Seeleute, liederlicher Soldaten und andern nichtswürdigen Volks, in einer ſolchen Pandorabüchſe hockte ein Haufen junger und alter Geſellen um einen großen Tiſch, theils mit recht wohlbehaglichen gemeinen, theils mit abgeſpannten wüſten Geſichtern, in welchen das Laſter mit ſcharfem Pfluge ſeine Furchen gezogen und ſeine Todesſaat hineingeſtreut hatte. Man ſah bald, daß ſie ein damals ſehr beliebtes Hazardſpiel, Baſſet, mit all jener Leidenſchaft ſpielten, welche ſich nicht allein in wilden und verzerrten Geberden, giftigen und gemein fröhlichen Blicken, geballten Fäuſten, die hie und dort die ſtarke eichne Tiſchplatte zu zerſplittern drohten, ſondern auch in gräßlichen Flüchen und Verwünſchungen, aus deren Art und Weiſe man leicht die Beſchäftigung des Mannes abnehmen konnte, und im übermäßigen Genuſſe des Grogs und Branntweins kund that und augen-

fällig genug äußerte. In der Stube ſah's eben ſo übernächtig aus, wie in den Geſichtern der Spieler, obgleich die ſpäte Herbſtmorgenſonne, gleichſam darüber verwundert, ſich Mühe gab, durch die ſchmierigen, blinden und hie und da mit altem Papier beklebten Fenſterſcheiben zu blicken, was ihr inzwiſchen nicht ſo gelang, wie einem baumlangen, vierſchrötigen ungeheuren Kerl in däniſcher Lieutenantsuniform, welcher ſein kupferrothes Geſicht, das wohl mancher betrunkene Mann in der Stube für die Sonne anzuſehen kein Bedenken getragen haben würde, an den untern Fuß, oder vielmehr die papierene Ecke des einen im Winkel befindlichen Schiebefenſters legte und mit ſeinen großen ſchwarzen Augen die wüſte Stube durchmuſterte. Dies gierig ſchmunzelnde Auge blieb endlich an einem ſchönen Jüngling hängen, der drinnen am Spieltiſche ängſtlich hin und her rutſchte, mit einem zitternden Krampf die Karten erfaßte und mit einem verzweiflungsvollen Blick in die bunten Blätter ſtarrte, nichts außer ſich ſonſt gewahrend und betrachtend. Seine hohe edle Stirn war zwar an der Sonne verbrannt, doch zeigte ſich in den Winkeln der Schläfe, in den bedeutungsvollen Falten über den zarten Brauen und in den Naſenwinkeln eine feine bläuliche Haut, ſeine Naſe war eine von denjenigen, welche man mit dem Beiworte „vornehm" zu bezeichnen pflegt, d. h. ſie war mehr groß, als klein, hatte in der Mitte einen kleinen kaum bemerkbaren Höcker, war unten ſanft nach dem Munde gebogen und verlieh dem ganzen Geſichte etwas Imponantes. Ein Paar ſanfte

klare Augen verkündeten einen milden Sinn und klaren Verstand, obgleich sie jetzt von Leidenschaft und Schlaflosigkeit erhitzt und abgespannt, trüb und doch mit unverkennlichem Feuer auf dem unseligen Papier schwammen, welches er in seiner dürren Hand hielt. Mit dem ganzen Gesicht stand der Mund im Widerspruch. Er war scharf geschnitten und die Winkel so stark herabgezogen, daß es schien, als sei in der Seele des jungen Mannes nichts als Hohn, so wie das bedeutende Aufwerfen der Unterlippe einen unbezwingbaren Trotz verkündete. Die Lippen entbehrten gänzlich jener frischen Röthe, welche in diesen Jahren der Liebe sie gleichsam zu zwei Purpurrosen umwandelt, die verlangend und reizend geschmückt den noch köstlichern Lippen-Rosen der Geliebten entgegenblühen. Die Wangen dieses Jünglings schienen von einer vorzeitigen Sommerglut schnell dahin gewelkt zu sein; vielleicht hatte sie auch ein Sturm geknickt, ein verzehrender Blitz abgestreift. Wenn man nun den Widerspruch, der in diesem schönen Gesicht lag, übersah, so schien es wohl, als sei eine Kälte über die ganze Gestalt ausgegossen, die an Theilnahmelosigkeit grenzte, aber es schien auch nur so; denn bei genauerer Betrachtung konnte keinem Beobachter das schnelle, kaum bemerkbare fieberhafte Zucken entgehen, das über das Gesicht fuhr, wie ein fernes Wetterleuchten zuweilen über den abendlichen Sommerhimmel; auch sprachen ja wohl die kalten Schweißtropfen auf seiner todtenblassen Stirn, die krampfhaften Bewegungen seiner Hände und das öftere Wechseln des Platzes auf der Bank

genugsam von seiner innern Unruhe. Wenn er aber von den vor ihm liegenden Goldstücken an die Mitspieler auszahlte — und das geschah fast nach jedem Spiele — dann zitterte er merklich, und das Häuflein wurde immer kleiner. Um den Tisch saßen viele Gesichter, die den Stempel der Gaunerei und Nichtswürdigkeit offen an der Stirn trugen, doch war auch manches bessere dabei. Zu diesen letzteren war ein Mann von mittlerer Größe mit einem anziehend schönen Gesicht zu rechnen, dessen Alter sich höchstens in die letzten der zwanziger Jahre verstieg. Seine Gestalt war gedrungen, seine Bewegungen rasch, sein Blick feurig und aus diesem Allen ging ein großer Vorrath von physischer wie psychischer Kraft hervor. Er trug einen feinen Sammtrock, der an den weiten Aufschlägen der Aermel mit Gold gestickt war. Feine Manschetten bedeckten seine Hände und ein zierlich gefaltetes Hemd die Brust. Ebenso fielen die Locken einer zierlichen Perücke auf seine Schultern herab. Die still lächelnden zufriedenen Blicke dieses Mannes waren jezuweilen scharf auf jenen bleichen jungen Mann gerichtet, der allmählig all sein Geld in dem hohen Hazardspiele verlor. Aber auch noch zwei Andere blickten diesen an, die neben dem eben bezeichneten feingekleideten Mann zur Rechten und Linken saßen, ein schmächtiger, langer, auch gut, obgleich nicht kostbar gekleideter Mann mit großen hervortretenden Augen und ein dikes ältliches vergnügtes Vollmondsgesicht. Beide flüsterten jezuweilen dem Mittleren etwas zu, stritten den leidenschaftlich und mit Unglück spielenden Jüng-

ling, und der Dicke zog dann immer mit großem Wohlbehagen aus seinem Glase.

„Er verschießt jetzt die letzte Munition," sagte der lange Blasse leise; „seine Fregatte hat starke Verschanzungen, und ich glaube nicht, daß er ein Boot aussetzen kann, um sich zu salviren." Auf einen bedeutungsvollen Wink des Nachbars schwieg der Sprecher, sie nahmen die Karten wieder ruhig zur Hand; der Jüngling verlor sein letztes Geld, griff hastig und mit einem verzweifelten Ausdruck in die Tasche und langte zu Aller Erstaunen eine goldene Dose hervor.

„Ich habe kein baares Geld mehr bei mir," sprach er deutsch, obgleich mit einem fremden Accent, doch mit einer sehr lieblichen Stimme; „wie hoch taxiren die Herren diese Dose?" Sie ging von Hand zu Hand; Einer bot dreißig Reichsthaler darauf, ein Anderer fünf mehr. So kam sie auch in die Hand des dicken Zechers, der seinem vornehmen Nachbar mit Kennermiene zunickte und die Dose hinhielt.

„Ich gebe funfzig Reichsthaler," sprach dieser, und der junge Mann nickte Genehmigung. Der Meistbietende zog eine schöne, von Goldstücken strotzende Börse hervor und einen Augenblick darauf lag das Geld auf dem Tische, und die Dose war in des Käufers Händen. Sogleich begann das Spiel wieder mit der alten Wuth und dem früheren Lärm; man schrie und tobte und der junge Mensch verlor den meisten.

„Das war nur ein Palliativ," flüsterte der Dicke. „Der Brand ist an der Wunde und da hilft kein Schnitt. Mit der Dose könnt Ihr das Bürschchen gleich fangen, Kapitän. Das ist eine Lockspeise, denn er gab sie nicht gern her."

„Er takelt bald ab," brummte der Lange auf der andern Seite. „Die Kerls beschießen das Schifflein, als ob sie mit uns im Einverständniß wären. Die Prise ist unser. Nehmt sie nur gleich im Namen unsers Königs in Besitz, Kapitän."

Der Kapitän nickte beifällig und das Gold des Jünglings schmolz sichtlich wieder zusammen, während der Schweiß stromweis von seiner Stirn troff.

Unterdessen war das kupferrothe Gesicht zum zweiten Male am Fenster sichtbar geworden und Einer trat an das Fenster, schob es auf und nickte dem vierschrötigen Kerl draußen gefällig zu.

„Die Krabbe hat noch funfzig Reichsthaler Succurs erhalten," sagte er dann, „aber ich denke, das war der letzte Stoßseufzer. Wir haben ihm nicht schlecht zugesetzt. Aber bald ist das Fischlein ohne Wasser und wenn der Köder gleich bei der Hand ist, beißt's hurtig an."

„Was ist der Bursche für ein Landsmann?" fragte der Officier draußen barsch.

„Das hat noch keiner von uns klar kriegen können."

„Ein Deutscher ist's wohl nicht, sonst spräche er nicht so fremd. Seinem Gesicht nach hätte ich ihn für einen Franzosen gehalten, aber dazu spricht er das Deutsche zu gut. Seiner Kleidung nach ist er ein Engländer. Wenn

man ihn so ansieht, sollte man meinen, er sei vornehmer Leute Kind, dazu will sich aber der alte Rock und das abgetragene Kamisol nicht passen. Hingegen läßt sich auch in Betracht derselben nicht begreifen, wie er zu der goldenen Dose gekommen sein mag."

„Hast Du nicht herausgebracht, zu welchem Zweck er nach Hamburg gekommen ist?"

„Nicht die Spur. Wir haben ihn schon seit vier Tagen auf dem Strich — Ihr wißt's ja; denn ich that Euch gleich am andern Tage Meldung von ihm; aber obgleich er nach und nach warm wurde und sein Geld sehen ließ, so gab er sich doch durchaus nicht bloß."

„Es scheint noch allerlei Volk drinn zu sein, das uns noch ein Hinderniß in den Weg legen könnte. Mohrenelement! ich brenne vor Verlangen, diesem Burschen den bunten Rock anzupassen. Kennst Du den Kerl dort in der schön gepuderten Perücke nicht?"

„Er kommt mir sehr bekannt vor, aber Ihr könntet mir einen Monat doppelte Löhnung versprechen, ich wüßte nicht zu sagen, wer er ist. Wenn ich seine Aussprache mit seinem Gesicht und übrigen Gestalt vergleiche, so komme ich auf den Gedanken, daß er ein Irländer ist. Er hat die Dose gekauft und ließ bei der Gelegenheit einen gespickten Beutel voll Louis sehen; sein Kamerad zur Rechten ist sicherlich ein Seemann, das hab' ich ihm aus ein Paar Worten abgemerkt; vielleicht gehört er zu dem schwedischen Kaper, der sich am verwichenen Montag in Cuxhaven vor Anker gelegt hat."

„Mordelement! kein Hund von Schweden weiter wagt's, ſo wahr mich der Teufel einmal ganzbeinig haben ſoll! — keiner weiter wagt's, ſich den Dänen ſo auf die Naſe zu ſetzen, wie der Kapitän John Norcroß, und ich habe ſchon munkeln hören, daß er der Führer jenes Kaperſchiffs iſt; ja ich wollte gleich mein Portepée dran ſetzen, Norcroß iſt's und kein Anderer, der ſich nach Curhaven wagt und ruhig hinlegt, als wäre Dänemark ſo weit wie die Inſel der einäugigen Leute, und wenn ich wüßte, daß dieſer hagere Schlottig der berühmte Norcroß wäre, ich ginge hinein, ſeine Bekanntſchaft zu machen, obgleich er den Dänen ſchon viel Schaden gethan, und ſollt' ich auch meinen Recruten drüber verlieren."

„Bei Leibe nicht!" verſetzte der am Fenſter. „Herein dürft Ihr nicht, Lieutenant Kreuz; ich verlöre am Ende meine Extralöhnung, und Ihr könnt's glauben, es wird einem Spion ſauer genug gemacht, ſolch Stück Wildpret aufzutreiben und einzukreiſen. Man verdient ſein Geld ehrlich und redlich dabei."

„Mordelement! bleib' mir mit Deiner Ehrlichkeit vom Leibe! Das klingt, als wenn ich von Gottesfurcht und den frommen Erbauniſſen der lieben Chriſtenheit reden wollte. Sag' lieber, ſoll ich meinem Tambour einen Wink geben?" Der Spion wandte ſeine lauernden Blicke wieder nach innen und beobachtete die Mienen und Bewegungen des jungen Menſchen, deſſen breiter Hut jetzt wie in wilder Verzweiflung zurückgeſchoben war. Der Kerl nickte draußen dem Lieutenant mit wahrer ſata-

niſcher Freude zu, denn er hatte bemerkt, daß das Geldhäufchen verſchwunden und der Jüngling wahrſcheinlich nun ganz rein ausgebeutelt war; doch wartete er noch einige Augenblicke, mit Geiersblicken auf die Hände des unglücklichen Spielers ſtarrend, um zu erſpähen, ob das Schlachtopfer nicht vielleicht noch eine Reſource haben möchte. Und wirklich riß ſich der Jüngling in dem Augenblicke, wo er ſein letztes Geld verloren hatte, haſtig das Wamms auf; man ſah ein feines Hemde, welches nicht zu dem ſchlechten Rock paßte, und mit einer grauſenerregenden Heftigkeit griff er nach etwas, was er auf der bloßen Bruſt trug. Die ihm zunächſt Sitzenden gewahrten, neugierig mit den Augen die plötzliche ſonderbare Bewegung des Jünglings verfolgend, eine Brieftaſche oder Etui in rothem Maroquin gebunden und mit zierlichen goldenen Arabesken geſtempelt, und die Falſchſpieler meinten nicht anders, als er werde aus demſelben eine Banknote oder ſonſt ein wichtiges geldwerthes Papier hervorziehen, und ihre Geſichter verſchoben ſich ſchon zu einem grinſenden Lächeln, gleichſam als Gruß der neuen gewiſſen Beute. Auch der Spion am Fenſter hatte das rothe Büchlein bemerkt und machte in einer Art von Beſtürzung gegen den Officier unter dem Fenſter eine halb freundliche, halb ärgerliche Bewegung. Aber indem nun alle die gierigen Augen erwartungsvoll an der Hand des Jünglings hingen, ſchien dieſe von einem unerklärlichen Starrkrampfe gefaßt zu ſein, ja dieſer plötzliche Stillſtand alles Lebens ſchien ſich von der Hand aus dem ganzen übrigen

Körper mitgetheilt zu haben; denn der erſt ſo Regſame ſaß jetzt wie zu einer Bildſäule gewandelt. Sein Geſicht war mit einer Kalkfarbe überzogen, ſein funkelndes Auge war erloſchen, ſeine Lippe fing leiſe an zu zittern. Dies war auch die erſte Bewegung der Hand wieder; ſie bebte ſo ſtark, als habe er ſie an einen Dolch zum Vatermord gelegt und in demſelben Momente ſei das ganze Gewicht der entſetzlichen That, die er zu begehen im Begriff ſtehe, in ſein Bewußtſein hineingeſtürzt und erfülle ihn nun mit einem gerechten Abſcheu vor ſich ſelbſt. Dieſer Zuſtand hatte unter dem ſchweigenden Staunen aller Zuſchauer kaum ein Paar Augenblicke gedauert, als er das Etui raſch und mit einem aus tiefer Bruſt geholten ſchmerzlichen Seufzer wieder zurückſtieß, das Hemd mit ängſtlicher Haſt darüber herzog, das Wamms zuneſtelte und ſogar den Rock, der bis jetzt immer aufgeſtanden hatte, bis über den Bauch zuknöpfte, gleichſam als wolle er einen theuern Schatz den profanen Blicken der ihn umgebenden Geſellſchaft dadurch auf immer verbergen.

„Ich muß vom Spiele abtreten,“ ſagte er dann mit erzwungener Gleichgültigkeit; „die Herren ſehen, daß ich mein Letztes verſpielt habe.“

„Laßt losſchlagen, Herr Lieutenant,“ flüſterte der Spion zum Fenſter hinaus, und ging dann mit freundlichen Geberden auf den Jüngling zu.

„Wenn Ihr ein kleines Darlehn von einem ehrlichen Manne annehmen wollt,“ ſagte er geſchmeidig, indem er die Börſe zog, „ſo bin ich gern erbötig, Euch zu helfen.

Ich kenn' Euch zwar nicht, doch sagt mir Euer Gesicht, daß ich's ebenfalls mit einem Braven zu thun habe. Nehmt hin! Mag es Euch mehr Glück bringen, als Euer eigenes Geld."

„Ich würde es Euch nicht wiedererstatten können, wenn ich es verlöre, wie meine Goldstücke, und es ist einmal mein böser Tag," versetzte der Jüngling fest und schob die Börse zurück. Eben stand der fein gekleidete Kapitän von der andern Seite des Tisches auf und kam ebenfalls auf den Jüngling zu.

„Mein Herr," sprach dieser, „das Glück hat Euch heute nicht begünstigt; vielleicht bringt Euch entlehntes Geld Euer eigenes wieder ein — man hat ja den Glauben — erlaubt mir, Euch diese funfzig Thaler vorzustrecken!"

„Ich habe dieselbe Güte schon ein Mal abgelehnt," versetzte der Jüngling mit Würde, indem er auf den Spion deutete, „und es würde für diesen Herrn beleidigend sein, wollte ich von der Eurigen Gebrauch machen. Auch muß ich Euch gestehen, daß, wenn ich das Geld wiederum verlöre, ich nicht im Stande sein würde, es Euch zu ersetzen."

„So geb' ich Euch mein Wort, daß dann der Schuldbrief zerrissen ist."

„Ich aber würde des ungeachtet Euer Schuldner bleiben und nichts ist mir drückender als Verbindlichkeiten, die ich nicht lösen kann."

Während dieſer Worte ſchickte ſich der junge Mann an, das Haus zu verlaſſen. Man ſah es aber ſeinem ganzen Weſen ab, welche Gewalt er ſich anthat, nicht die Faſſung zu verlieren. Der Kapitän näherte ſich ihm von neuem, um ihm, wie es ſchien, etwas heimlich zu ſagen; der Spion blickte ungeduldig nach dem Fenſter. In dieſem Augenblicke ließ ſich ein Tambour mit gewaltigen Trommelſchlägen auf der Straße vernehmen; zwiſchen dem Lärm der Trommel vernahm man das Jauchzen und Rufen einiger Männerſtimmen. Dieſer Ton ſchien auf die Verſammlung einen eigenen Zauber auszuüben; denn es entſtand ſogleich ein ſolch luſtiges und ausgelaſſenes Rufen und Schreien, daß man hätte glauben können, irgend ei:.. Verſtandesverwirrung habe plötzlich Aller Köpfe berührt.

„Was iſt das?“ fragte der Jüngling erſtaunt den Spion.

„Die däniſche Werbetrommel“ verſetzte dieſer. „Und weil unter den däniſchen Fahnen das beſte Leben von der Welt iſt, ſo eilen ihnen ſtets viel junge luſtige Geſellen zu, die das Leben ein Mal einſetzen, um es hundertfältig und tauſend Mal ſchöner wieder zu gewinnen. Hei! das iſt eine Luſt! Hört nur, wie ſie jubeln!“

Im Geſicht des jungen Mannes, der unterdeſſen zum Fenſter geeilt war, blitzte es, wie ein plötzlicher Gedanke auf. „Der Lieutenant Kreuz zahlt ein gutes Handgeld,“ fuhr der Verſucher fort, der ihm gefolgt war; „je nachdem der Mann iſt, gibt er dreißig bis funfzig

Reichsthaler. Und ein vergnügtes Leben iſt in Dänemark! Da weiß man nichts von der Hungerleiderei und albernen Strenge des tollen Schwedenkönigs; alles iſt vollauf und der Soldat hat ſeine Freiheit!"

Auf der Straße ſchritt der lärmende Zug am Hauſe vorüber. Vorweg ein Tambour, der das Kalbsfell tüchtig bearbeitete, dann der baumlange Lieutenant mit dem kupfrigen Geſichte, in der linken Hand einen großen vollen Geldſack, auf welchen er mit der Rechten deutete und dabei mit rauher Baßſtimme eine kriegeriſche Einladung zu den Dienſten des Mars und der Bellona unter den Fahnen ſeines Königs ertönen ließ, wofür er Geld und alle mögliche Lebensfreuden in ſchmuckloſen Kernausdrücken verſprach. Ihm auf den Ferſen ſchritt ein bärtiger Fahnenjunker und ſchleppte die alte Fahne mit dem däniſchen Wappenbild, ihm zur Seite ging ein Unteroffizier mit neuen Soldatenröcken, und unter der weithin ſchattenden Fahne taumelte ein Häuflein berauſchten Volkes, in deren Händen man noch den mächtigen Freudenbeſchwörer erblicken konnte, nämlich die ſprudelnde Schnapsflaſche. Auch konnte man ſchon auf ihren Geſichtern leſen, wes Geiſtes Kinder dieſer Jubel und dieſe Freude waren, Kinder des Branntweingeiſtes. Mit ſchweren und doch tönenden Zungen prieſen ſie das Glück, das ihnen zu Theil geworden ſei und zeigten den Vorübergehenden und den an den Fenſtern Sehenden den neuen Rock, den ſie ſich ſo eben erworben und noch im Arme trugen.

„Bei diesen Truppen könntet Ihr es bald zum Officier bringen, mein Herr," flüsterte der Spion dem Jünglinge zu, aber dieser hatte schon die Thüre in der Hand und schob mit kräftigem Arme den Kapitän zurück, welcher ihm in den Weg treten und etwas sagen wollte. Zwar bemühte sich der Letztere noch ein Mal, den Flüchtling aufzuhalten, aber er entwischte seinen Händen, ohne auf irgend einen Zuruf zu hören, und stürzte zur Thüre hinaus auf die martialische Gestalt des Lieutenants zu. Augenblicklich verstummte auf einen Wink des Befehlshabers die Trommel.

„Wenn's Euch gefällig ist, mein Herr," redete der Lieutenant den Jüngling an und griff an den Hut, „so nehmt diese Geldstücke, geprägt mit dem wohlgetroffenen Bildniß Seiner Majestät, unseres großmächtigsten Königs Fredericus Quartus, und diesen Rock, der Euch ganz vortrefflich passen wird."

Der Jüngling nahm schweigend das dargebotene Geld und faßte den Rock, welchen ihm der Unterofficier bereits auf den Arm gelegt hatte und stellte sich unter die Fahne, laut und fröhlich begrüßt von seinen neuen Brüdern. Die Trommel rasselte von Neuem und der junge Mann schritt in sich gekehrt im Zuge, welchem sich Einige aus dem Kafferhause angeschlossen hatten, hochvergnügt, daß ihnen der Fang so leicht geworden und so gut geglückt war.

Aus der Wirthsstube verlief sich allmählig die lustige Gesellschaft, und jene drei Zusammensitzenden blieben allein zurück.

„Bei allen Donnerwettern, die unserem guten Schiff, Graf-Mörner, schon über das Verdeck gekommen sind und noch kommen werden!“ rief der hagere blasse Mann ärgerlich, „Ihr habt in diesem Burschen Euch eine gute Prise vor der Nase wegschnappen lassen, Kapitän Norcroß. Auf dem Wasser, merk' ich wohl, versteht Ihr Euch besser auf die Kaperei, denn auf dem Lande, und dieser dänische Schlagtod, der so recht wie ein flotter Dreidecker im schönsten Fahrwasser und mit dem besten Winde vorüberstrich, hatte, merk' ich wohl, viele Boote ausgesetzt, die ihm die Prise einfingen und zuführten.“

„Laßt es nur gut sein, Lieutenant Gad,“ versetzte der Kapitän ruhig, „ich habe meine Absichten auf diesen seltenen Vogel noch nicht aufgegeben. Es ist wahr, ich hätte vielleicht den jungen Mann schon aufbringen können, aber wir hatten alle Drei nicht beachtet, daß wir von dänischen Spionen umgeben waren, und Meister Habermann weiß doch sonst Ochsenfleisch von Menschenfleisch schon durch den bloßen Geruch zu unterscheiden.“

Dabei verbeugte sich der Kapitän lächelnd gegen den dicken Mann, welcher gemächlich die Reste seiner Flasche verschluckte und dann eben so langsam als ruhig antwortete: „Ich kenne einen Mann, der, mit Verlaub zu sagen, alles Fleisch vortrefflich kennt, doch nicht eher, als bis er's unter dem Messer hat, und dieser Mann ist, mit

Verlaub zu ſagen, kein anderer, als der Schiffschirurgus, Gabriel Habermann, Euer gehorſamer Diener, Kapitän Norcroß. Der Kerl mag ausſehen wie er will, ſo laßt mich ihm nur ein Bein abſägen oder eine Kugel aus dem Leibe ſchneiden, ſo will ich gleich ſagen — und wenn er das Maul nicht aufthäte — ob's ein franzöſiſcher Geisbock, ein däniſcher Ochs, ein deutſches Schwein oder ein engliſcher Schöps iſt; fiat applicatio, ſagen wir Lateiner."

„Ihr habt nicht bedacht, Meiſter Habermann, daß ich ſelbſt von Geburt ein Engländer bin und Ihr mich demnach unter jener allgemeinen Bezeichnung nothwendig mitverſtehen müßt," lächelte der Kapitän.

„Oho! bei allen Häringen der Weſtſee!" polterte der Lieutenant und ſchlug mit beiden Fäuſten lachend auf den Tiſch. „Meiſter Habermann pflegt ſtets auf ſeine deutſche Abkunft ſtolz zu ſein, und fürwahr, ſein beliebter Vergleich trifft in keiner Hinſicht beſſer, als in Bezug auf ſeine eigene werthe Perſon."

Der Schiffschirurgus, erſt in Verlegenheit gebracht, daß er ſich ſo wenig des Kapitäns ihm wohl bekannter Geburt und Abkunft erinnert habe, gerieth über des Lieutenants tölpiſche Bemerkung vollends in Wuth. Lange war er nicht in ſo heftiger Gemüthsbewegung geweſen, und überhaupt war es ihm ſelten vorgekommen, daß zwei Veranlaſſungen, ſich zu alteriren, in ſo unmittelbarer Folge auf ihn eingeſtürmt wären, die ganze Aeußerung ſeiner lebendig gewordenen Affecten beſtand aber in weiter nichts, als einem böſen Blick, welchen er dem Lieutenant zuwarf,

und den Worten: „Mit Verlaub, Lieutenant, seht Euch vor, mich nicht ein Mal für einen Eber zu halten.“ Dann verzog sich sein Gesicht wieder in die Falten jener freundlichen Bonhomie, die mit der Welt und sich selbst in Frieden lebt, wenn ihr die genießbaren Schätze der Küche und des Kellers täglich und stündlich ohne große und langweilige Beschwörungen zu Gebote stehen, ja als der Kapitän und der Lieutenant noch zu lachen fortfuhren, hielt es der dicke Schiffschirurgus für das Beste, mit einzustimmen, und er lachte um so herzlicher mit, weil ihn dies der Nothwendigkeit überhob, sich bei dem Kapitän eines Breitern wegen der Beleidigung zu entschuldigen, die er ihm als gebornem Engländer angethan zu haben wirklich vermeinte.

„Im Ernst,“ sagte Kapitän Norcroß, „es thut meinem Graf-Mörner Noth, daß er complettirt werde; seit uns der Lieutenant Collin in Marstrand ein Dutzend meiner Leute verführt und davon gelaufen ist, und ich gezwungen war, meinen Capitainlieutenant ins Gefängniß legen zu lassen, läuft unsre Fregatte wie ein Windhund auf der See. Und wenn nun auch Lieutenant Gad bei unsrer nächsten Ankunft in Stockholm durch des Königs Gnade avancirt, so fehlt es uns doch immer noch an ein Paar tüchtigen Köpfen und an einer Schaluppe voll handfester Burschen, die wir an die Ruderbänke und Kanonen stellen können.“

„Gabriel Habermann müßte sich schlecht auf das menschliche Antlitz verstehen, welches doch von Fleisch und

Bein iſt, wie jeder andere Theil des Korpus" bemerkte der Schiffschirurgus mit einem ſchelmiſch lächelnden Blick auf den Lieutenant Gad, „wenn er, mit Verlaub zu ſagen, nicht geſehen hätte, daß ſich der junge Mann, welchen der däniſche Lümmel am Schlepptau mit fortgezerrt, nicht vortrefflich zum Kapitänlieutenant des Graf-Mörner paſſe, und Ihr würdet ſehr wohl thun, Kapitän, wenn Ihr alle Segel aufhißtet, um dieſe Brigg noch aufzubringen."

„Niemand in der Welt, der ſich irgend beſſer auf die menſchliche Phyſiognomie verſteht, als Meiſter Habermann, könnte Euch doch irgend beſſern Rath ertheilen, als er, der ehrenwertheſte aller Fleiſchkenner und Fleiſchſchneider," ſagte der Lieutenant giftig, „denn ich wollte meinen Lieutenantsdegen dran ſetzen, der fremde junge Mann war ein Chirurgus, der in Paris oder ſonſt auf einer berühmten Univerſität ſeine Studien abſolvirt hat und zum Doctor promovirt worden iſt. Trug er denn nicht ſein koſtbares Bindezeug in der Seitentaſche ſeines Rocks und zog er es nicht hervor, um es zu verſetzen? Hernach gereute ihn dieſer vorſchnelle Vorſatz, weil er ſich durch Ausführung deſſelben um's Brot gebracht hätte; denn jedenfalls gedenkt er ſeine Kunſt auszuüben; aber was wäre ein Chirurgus ohne Meſſer, Scheere, Aderlaßſchnepper, Lanzette, Pincette u. ſ. w.? Nichts mehr und nichts weniger, als was ein Maler ohne Farben und Pinſel ſein würde. Wie Euch alſo Meiſter Habermann wohlmeinend gerathen, Kapitän Norcroß, unterlaßt um unſrer Kaperehre willen nicht, auf dieſe rothe Flagge Jagd

zu machen — ich meine die Aderlaßbinde des jungen Doctors der Chirurgie — und sie aufzubringen, damit uns nach einem Gefechte nicht fernerhin die Hälfte der verwundeten Leute unter dem Messer stirbt. Nebenbei wird Euch der junge Doctor auch schon die Dienste eines Kapitänlieutenants versehen, und ich wüßte in der Welt nicht, woher Ihr ein brauchbareres Subject für den Graf-Mörner aufbringen wolltet, einen so trefflichen Mann, der im Treffen die Leute mit dem Degen commandirt und zum Siege treibt, nach dem Treffen aber mit dem Messer bedient und zum Leben bringt. Nein, wahrlich! bei aller löbenswerthen und nicht zu verachtenden Geschicklichkeit des Meister Habermann, muß man doch sagen, daß sie solcher vielseitigen Brauchbarkeit nicht werth ist, die Schuhriemen aufzulösen, und unsers ehrenfesten Schiffschirurgus bekannte Bescheidenheit wird dies selbst löblicher Weise zu gestehen keinen Augenblick Anstand nehmen."

Des Chirurgen dickes Gesicht war vor Aerger bleich geworden.

„Ich werde jedem Geschickteren nicht minder weichen als Ihr, Lieutenant Gad!" rief er aufstehend mit halb erstickter Stimme, ließ sich eine Schaale Kaffee reichen und brannte eine Thonpfeife voll Taback an, damit ihm der Aerger nichts schade, denn der Kaffee und nicht minder der Taback galten damals noch als Panaçéen und Präservative für alle Uebel.

„Ich fühle mich Euch beiden, meine Herren, zum lebhaftesten Danke verpflichtet," sagte der Kapitän

lächelnd, „und fürwahr, ich werde nicht ermangel
Euern Rath zu befolgen, Meiſter Habermann, den Lie
tenant Gad ſo eifrig unterſtützt. Wir ſind ohnedies ſch
einen Tag zu lange in Hamburg, und werden gehen, d
Berichte unſrer Spionen abzuhören. Läßt ſich nur irge
etwas Fangbares auf dem Waſſer ſehen, ſo wollen w
ohne Weiteres in die See ſtechen. Es verlangt mic
Seiner Majeſtät, unſerm Könige, wieder ein Mal B
richt abzuſtatten von meiner Thätigkeit, und vom roth
Munde der Stockholmer Damen Küſſe zu naſchen.“

„Wer's doch ſo weit gebracht hätte, wie Ihr!“ ri
der Lieutenant mit einem kleinen Anſtrich von Neid
„des Königs Gunſt im vollen Maaße, des braven Gö
Freundſchaft, die Gewogenheit aller Damen von Stan
und freien Wil.n zu thun und zu laſſen was Euch belieb
Was könnt Ihr weiter wünſchen?“

„Beſtändigkeit des Glücks,“ verſetzte Norcroß ernſ
„und ſtets ſo wackre Männer und gute Freunde u
mich, wie Ihr, meine Herren.“ Und damit reichte e
rechts und links die Hand dem Lieutenant und den
Schiffschirurgus, und als ſie ihre Zeche bezahlt, verlie
ßen die drei Männer das Kaffeehaus.

Zweites Kapitel.

Der junge in die Schlingen des Werbers gefallene Mann folgte mit entschlossenem Schritte der dänischen Fahne, die ihn nach Altona hinüber führte. In seinem Gesichte hatte die ihn früher quälende Verzweifelung über den Verlust all seines Geldes einem gewissen Trotze Platz gemacht, der ein widriges Verhängniß gleichsam herauszufordern schien. Meist zagt der Mensch nur so lange, als der Verlust eines irdischen Gutes möglich ist; sieht er aber erst Alles für verloren an, so setzt er kühn dem Geschick die Kraft des Willens entgegen, und schon damit hat er muthig die Bahn betreten, mehr zu gewinnen, als er je besessen; denn sich selbst gefunden zu haben, überwiegt an und für sich schon den Werth aller materiellen Güter.

Die neuen Kameraden versuchten vergeblich, ihm ihre Herzstärkung aufzudringen, er wies die funkelnden Flaschen zurück und schien zur Erlangung eines festen Muthes nicht solcher spirituösen Mittel zu bedürfen; auch ließ er sich wenig auf ihre zudringlichen Fragen ein, sondern ging still vor sich hin, nur dann und wann, von

den Andern unbemerkt, die Faust ballend, die Zähne knirschend und das große Auge dem klaren Himmel zugerichtet, nicht anders, als wolle er damit eine ihn betreffende wichtige Frage an das nach menschlichen Begriffen dort in unerforschlicher Dunkelheit waltende Schicksal richten.

Der herkulische Lieutenant Kreuz fühlte sich endlich bewogen, sich herabzulassen und den neuen Dienstmann der Krone Dänemark mit einigen ermunternden Worten anzureden.

„Mordelement! Was da! Kamerad, Du machst ein Gesicht, wie eine Katze beim Donnerwetter. Trink ein Mal aus meiner Feldflasche und öffne mir dann gutes Muths Dein Herz. Dies Labsal ist zugleich eine auflösende und abtreibende Arznei; denn alle Sorgen schwinden vor seinem Geiste wie Nebel, jeder Kummer verzieht sich wie ein werdendes böses Geschwür, jede Noth fliegt in die Luft wie ein Schuß Pulver. Ich wollte mein Portepée dran setzen, daß Christ, der Herr, dem Besessenen Volk ein Quart Branntwein eingegeben und also die Teufel ausgetrieben hat.“

Er schlug eine rohe Lache über seinen Witz auf, während derselben er seine in Leder genähte Flasche dem neuen Rekruten zudringlich hinhielt. Dieser machte aber nicht die mindeste Bewegung darnach, sondern sah mit kalter Verachtung und mit einem höchst vornehmen Anstand, der allein aus einem trefflichen Selbstbewußtsein hervorgehen kann, auf den gemeinen Werbeofficier. Um seinen

höhniſch verzogenen Mund ſpielte ein Zug, der von Ekel und Abſcheu ſprach, den aber des Lieutenants Geiſt, an Größe und Wichtigkeit ſeiner Körpermaſſe nicht gleichkommend, nicht zu verſtehen vermochte. Vielmehr rief dieſer: „Na Burſche, Du brauchſt nicht ſo ſchüchtern zu ſein! Mordelement! Zottelkopf, ſei nicht ſo blöde und trink', ins Teufels Namen! mit dem berühmten Lieutenant Kreuz aus deſſen Feldflaſche. Es wird Dir Ehre bringen, und kannſt Du Dich deſſen beim Regimente rühmen, ſo werden die Andern einen erſtaunlichen Reſpekt vor Dir bekommen; denn mich ſoll gleich ein Vierundzwanzigpfünder in Stücken zerreißen, ſo groß wie eine Flintenkugel, wenn ich jemals einem friſch von mir geworbenen Rekruten meine Feldflaſche geboten habe. Aber Du haſt mir vorgeſtern ſchon in die Augen geſtochen, mein Junge, und ich könnte Dir was Andres zu Gefallen thun."

„Habt Ihr mich denn ſchon vorgeſtern geſehen?" fragte der junge Rekrut erſtaunt.

„I freilich, Bübchen," verſetzte der Officier ſchmunzelnd. „Die Sache iſt ja nun abgemacht — und laß nur gut ſein. Du ſollſt's gut haben in däniſchem Brot. Darauf verlaß Dich. Wir ſind ja gute Freunde. Na, aber nun trink! oder Mordelement! ich ſchmeiß Dir die Flaſche an den Kopf."

Der Jüngling nahm und that als ob er einen Schluck nähme, in Wahrheit aber glitt kein Tropfen des ihm verhaßten Getränks über ſeine Lippen; einen Augenblick ſchauderte er bei der durch des Officiers Reden gewordenen

Einſicht, daß er mit verſchmitzter Liſt in eine Falle verlockt worden ſei, aus welcher keine Rückkehr möglich.

Aber im darauf folgenden Augenblick füllten ſchon wieder andre Gedanken ſeinen Kopf, die ihm ſeinen unfreiwilligen Schritt als eine bitterſüße Nothwendigkeit bezeichneten und als eine gerechte Rache an den Verfolgungen ſeines eignen Schickſals vorſpiegelten. Der frühere Trotz kehrte wieder und Vorſätze ſo ſeltſamer Art keimten in ſeinem Geiſte auf, die ihn zuletzt mit einer wahren innigen Freude erfüllten, bald als gemeiner Soldat unter den Fahnen des Dänenkönigs zu ſtehen.

„Haſt Du doch genippt, wie ein Vöglein aus der Quelle,“ lachte der Lieutenant; „da mußt Du's noch anders lernen unter däniſchem Commando,“ und damit that er einen tüchtigen Zug aus der Flaſche.

Nach dieſem Beweiſe an ſeiner eigenen Perſon, wandte ſich der Lieutenant in einem ſehr vertraulichen Tone an den Rekruten: „Wir haben nun zuſammen getrunken,“ ſagte er mit Cordialität, „nun wollen wir auch zuſammen reden, und kein Menſch in der Welt kann behaupten, daß Anton Kreuz nicht deſſen Freund ſei, mit welchem er aus einer Flaſche getrunken hat. Mordelement! Junge, Du ſollſt mir nicht einwenden, es ſchicke ſich nicht für mich mit einem Rekruten aus einer Flaſche zu trinken und Freundſchaft zu ſchließen; ich weiß, was ich zu thun und zu laſſen habe; und ſo weiß ich denn auch recht ſehr gut, daß Du, ehe das Neujahr herbeikommt, den däniſchen Lieutenantsdegen trägſt, ſo gut wie ich, und bei allen

vierundzwanzigpfündigen Donnerwettern, mir will ſchon ſo was ahnen, als müßt' ich bald zu Dir ſagen: Permiſſion, gnädiger Herr Hauptmann. Ha, meinſt Du nicht auch, Burſche? Bei meiner Ehr und Treu, das ſehe ich Dir an der Naſe an, und es ſoll mich Keiner Lügen ſtrafen, ſo wahr ich ein geſcheiter Kerl bin!"

„Deſto beſſer für mich," verſetzte der Jüngling lächelnd; „ich würde Eurer Prophezeihung dann ſicherlich beſtens gedenken."

„Würdeſt Du, braver Junge?" lachte der Lieutenant ſeelenvergnügt. „Na, das iſt doch ein ächtes Soldatenwort. Darauf müſſen wir noch Eins trinken." Und von neuem nöthigte er dem Rekruten die Flaſche auf und ſprach, nachdem derſelbe wieder ſcheinbar gezogen, dem gebrannten Waſſer herzlich zu.

„Nun haben wir von der Zukunft geſprochen; jetzt laß uns auch eins von der Vergangenheit reden! Mordelement! ich weiß ja noch nicht einmal Deinen Namen, Hallunke! Püppchen, wie heißt Du? Wenn ich ein Jüngferchen wäre, ich vergaffte mich in Dich. Wie iſt Dein Name, Rekrute?"

„Joſeph Flaxmann," verſetzte dieſer.

„Warum nicht lieber Flachskopf oder noch beſſer Flachkopf," ſagte der Lieutenant, ſeinen flachen Witz unmäßig belachend. „Soll ich Joſeph Flaxmann in die Liſte ſchreiben?" fragte er mit dem ſtieren Aug' pfiffig auf den Rekruten blinzelnd.

„Wie Ihr wollt!" verſetzte dieſer trotzig.

„Du haſt recht, Burſche. Einen Namen muß doch Einer haben, bei dem man ihn ruft, übrigens gilt's gleich, was das für einer iſt. Wer ſich auf die rollende Kugel der Frau Fortuna ſtellt, wie ein junger Kriegsmann, braucht nichts mitzubringen, als einen ehernen Arm, eine ſtählerne Bruſt und eine ſteinerne Stirn, und in dieſem Arme Kraft, einen ſchwediſchen Dickkopf mit einem Hieb von einander zu ſpalten, in dieſer Bruſt ein tapferes Löwenherz, das ohne Zagen einer ſpielenden Batterie entgegengeht, in dieſer Stirn Verſtand und Witz, einen guten Operationsplan zu entwerfen und eine Kriegsliſt gegen den Feind auszuhecken. Was Namen? Mit dieſen drei Dingen wird ſich ein junger Mann ſchon einen Namen erfechten. Da ſehe einer unſern weltberühmten Seehelden Tordenſkiold an. Der hat Peter Weſel geheißen. Wer kennt Peter Weſel? Kein Menſch. Peter Weſel iſt ein obſcurer Name, und doch iſt's des berühmten Mannes eigentlicher Name. Das macht, er hat ſich durch ſeine Tapferkeit und ungeheuren Thaten den prächtigen Namen Tordenſkiold, zu deutſch Donnerſchild, erworben. Sieh und unter dieſem Namen kennt ihn alle Welt, obgleich er erſt fünf und zwanzig Jahr alt iſt. Doch ſag an, woher biſt Du gebürtig, Joſeph Flaxmann?"

„Aus — aus — — —" ſtotterte der Rekrute verlegen. „Ich denke, Herr Lieutenant Kreuz, es wird ſich mit Geburtsort und Vaterland ebenſo verhalten, wie mit dem Namen."

„Du haſt wiederum Recht; biſt ein pfiffiger Kerl, und wir verſtehen uns ſchon; aber ich muß doch einen Geburtsort in die Liſte eintragen. Der Menſch fällt doch nicht vom Himmel herab, fertig und bereit, däniſcher Soldat zu werden.“ Der Lieutenant verſchnaufte ſich und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn, denn ſo lange und zuſammenhängend hatte er unendlich lange nicht geſprochen, dann ſah er den Rekruten wieder fragend an und rief: „Mordelement! wird's bald?“

„Nun ſo ſchreibt von Buxtehude.“

„Gut, von Buxtehude. Das iſt nun Alles recht ſchön, Joſeph Flaxmann von Buxtehude; ſo haben wir nun geſprochen, Du als Rekrute, ich als Officier. Nun laß uns aber wieder als Freunde reden; denn wir haben zuſammen getrunken. Du ſollſt nicht ſagen, daß ich Dir nicht mit aller möglichen Aufrichtigkeit entgegengekommen bin. Unter Freunden darf kein Geheimniß ſein. Sieh, ich bin ein geborner Holländer, ein Bauernſohn, vom Dorfe, und hab' manches Feld ſchon geackert. Ich hatte auch ſchon eine Frau — der Satan ſteh' ihr bei! — es war ein dummes Bauermenſch. Da kam einmal ein däniſcher Werber in unſer Dorf. Wir tranken eins zuſammen und wurden des Handels bald eins. Ich ließ Greten mit ihren Bälgen mit Acker und Feld und Pflug und Karrn im Stich und kam nach Dänemark. Das ſind nun ſechszehn Jahr. Und ſo hab ich mit gegen den ſchwed'ſchen Löwen gefochten; erſt ſetzte er uns die Krallen in's Genick, nach-

her haben wir ihn auf die Tatzen geſchlagen. Nachh
wurd' ich Unterofficier und nahm mir ein hübſch
Weib. Ich merkt's aber bald, daß ihr Andre beſſ
gefielen als ich, und meinem Grundſatze getreu: lebe
und leben laſſen, hinderte ich ſie nicht daran. Na
der Eroberung und Einnahme von Stralſund wurde i
Officier und nahm mir meine dritte Frau, die ich abe
als ich nach Lähmung meines rechten Armes, dure
einen verwetterten Schuß, als Werbeofficier hier ange
ſtellt wurde, nicht mit nach Hamburg nahm."

„Sind denn Eure beiden frühern Weiber geſtor
ben?" fragte der Rekrut.

„I, bei Leibe nicht! Ich gönn' ihnen auch das
Leben herzlich gern. Was hülf' es mir, wenn die Gänſ
todt wären; ich könnt ihnen ja nicht einmal die Federn
rupfen. Ja, ſieh, Freundchen, das iſt ein ungenirtes
frohes Leben. Wer wird ſich mit ewig feſten Ketten
binden? Sprich mir nur nicht von der Religion. Wenn
ein Herr Gott im Himmel waltet — ich will's nicht
läugnen — ſo wird's ihm nichts verſchlagen, ob ich
eine Frau oder zehn zu gleicher Zeit habe. Ich läſtre
ja ihn damit nicht; er iſt ein guter Gott, ich ein gu-
ter Kerl; er hat die Menſchen lieb, und ich die Wei-
ber. Warum ſoll ich ihrer nicht ſo viel freien als ich
Luſt und Belieben habe, wenn ſie mich nur mögen?
So, Brüderchen, nun weißt Du meinen Lebenslauf, jetzt
erzähl' mir den Deinigen. Da, trink' aber erſt ein-
mal, daß Dir die Zunge glatter im Maule herum läuft."

Der Rekrute spielte mit höchst verlegenem Gesicht seine Trinkrolle fort, begann aber, trotz des Lieutenants auffordernden Blicken seine Erzählung nicht.

„Nun wie heißt Du denn eigentlich und wo bist Du denn eigentlich her?“ fragte Kreuz vertraulich schmunzelnd und legte seinen gewaltigen starken Arm um des Jünglings Nacken, ihm zuckersüß in das Gesicht blickend.

„Joseph Flaxmann von Buxtehude,“ sagte der Rekrut leise.

„Mordelement!“ donnerte der Goliath mit einem plötzlich bitterbös gewordenen Gesicht, riß seinen Arm los und gab dem Jüngling einen so gewaltigen Stoß mit der nervigen Faust vor die Brust, daß dieser rücklings zu Boden taumelte. „Mordelement! Bomben und Granaten! Pulverblitz und vierundzwanzigpfündiges Donnerwetter! Willst Du mir so kommen, Bursche? Oho! Kumpan, denkst Du, ich sei ein Dummbart? Ich habe wohl mehr solcher naseweisen Burschen unter der Fuchtel gehabt. Habe mich noch von keinem narren lassen, werde auch beim rothen Teufel mit Dir Flachkopf nicht anfangen. Wart, Schlingel, wir wollen aus einem andern Tone mit einander sprechen. Willst Du das Pfötchen nicht, sollst Du die Kralle haben. Mordelement! Kopf in die Höh! Augen links! Vorwärts, marsch!“ Der höchlichst beleidigte Werber zog seinen Degen und fuchtelte dem jungen Flaxmann damit um Kopf und Rücken herum, aber als dieser

ſogleich Ordre parirte und wie ein langgedienter Soldat kerzengerade und ohne den mindeſten Fehler zu machen dahin marſchirte, wagte es der aufgebrachte Officier doch nicht, ſeine Rache durch Schläge auszulaſſen, ſondern er begnügte ſich damit, immerfort brummend und zuweilen dazwiſchen fluchend vor der Linie herzugehen.

Als die Geſellſchaft in Altona angelangt war, wurde Flaxmann von den Uebrigen getrennt und in die Kaſerne geſperrt. Seine Begleiter konnten frei und ungehindert gehen, wohin ſie wollten. Voll Verwunderung darüber, fragte der Jüngling einige andere Rekruten, welche ſchon vor ihm hier hinter Schloß und Riegel der Stunde ihres Transports nach Kopenhagen entgegenharrten, und erfuhr, daß dieſe Begleiter nichts als die Spione und Lockvögel des Lieutenants Kreuz ſeien, mit denen er manchen wackern Kerl in Hamburg wegkapere.

Unter den Rekruten befand ſich ein Franzoſe in den mittlern Jahren, der ſich ſchon in der erſten Viertelſtunde ihres Zuſammenſeins an Flaxmann mehr anſchloß als die andern.

„Ich habe mich nicht kapern laſſen," ſagte dieſer, „ſondern bin freiwillig unter die Fahnen getreten, um mir einiges Geld zu erlangen, welches mir während eines dreimonatlichen Aufenthalts in Hamburg gänzlich ausgegangen war. Ich kam auf einer holländiſchen Brigg dahin, auf welcher ich Oberbootsmann war, hatte mich aber mit dem Kapitän überworfen und blieb in

Hamburg in der Hoffnung zurück, auf einem andern Schiffe eine Anſtellung zu finden, welches mir aber nicht geglückt iſt. Seht, Monſieur, nun habe ich mir das Handgeld zahlen laſſen und trete in Kopenhagen unter das Kommando des jungen berühmten Tordenſkiold. In Hamburg habe ich die Vögel, in deren Krallen Ihr gefallen ſeid, recht kennen gelernt; denn ich gerieth mitten in ihre Geſellſchaft. Ihr würdet dieſelben Leute in allen nobeln Wein-, Gaſt- und Kaffeehäuſern, aber auch in allen ſchlechten Krügen, Schenk- und Hurenhäuſern in und um Hamburg, bei allen Luſtbarkeiten, auf allen Straßen und Plätzen finden, und ſie ſpüren einen fremden Kerl, der eben nach Hamburg gekommen iſt, ſogleich auf, wie gute Jagdhunde. Sie ſpielen alle Karten und Würfelſpiele mit allen Kniffen und Betrügereien ſo fertig, daß ſie einem ehrlichen und in ſolchen Spitzbubenſchlichen unbewanderten Mann, der ſich mit ihnen einläßt, bald alles Baare aus der Taſche ziehen. Lieutenant Kreuz ſelbſt iſt der fertigſte Spieler in ganz Hamburg. Dieſer Mann weiß ſich in der vornehmſten, wie in der gemeinſten Geſellſchaft gleich beliebt zu machen und iſt überall gern geſehen. Euer Geld, Monſieur, theilen nun die Spione mit ihm, ſie ſtellten auch die Rekruten vor, die Euch hierher begleiteten. Wenn Ihr viel verloren habt, ſo ſtolzirt Kreuz morgen in einem mit goldnen Treſſen beſetzten Rock, einer prächtigen Allongenperücke, ja wenn er ſelbſt noch glücklich im Spiel geweſen iſt, ſo fährt

er wohl gar in einer ſchönen Equipage und hat Kutſcher und Bedienten drauf. Ihr aber ſeid verrathen und verkauft.“

„Es hat nichts auf ſich,“ verſetzte Flaxmann trocken und gleichgültig; „ob ich ein Paar Thaler mehr oder weniger habe, und Soldat wäre ich doch geworden. Ihr ſpracht aber eben, daß Ihr bei der däniſchen Flotte Dienſte nehmen wollt, Monſieur — wie iſt Euer Name?“

„Pierre Courtin.“

„Alſo Monſieur Courtin; ich hätte ebenfalls Luſt, mich dem Seedienſte zu widmen, und ich bitt' Euch, mir guten Rath zu geben und Euch meiner anzunehmen, da ich vom Seeweſen ſo gut als noch gar nichts verſtehe.“

„O ça! dann ſeid Ihr mein Mann! Ventre — de — Dieu wir wollen zuſammenhalten, wie ein Paar brave Schiffsleute; Ihr habt allen Anſtand zu einem guten Lieutenant. Vrai — bot! aus Euch wird was Tüchtiges.“ Der Franzoſe umarmte den neuen Ankömmling und tanzte durch die weite Kaſerne, hochvergnügt über den Entſchluß des Jünglings. Dann plapperte er noch viel von ſeinen Seefahrten und Erfahrungen und begnügte ſich, nachdem er den neuen Kameraden aufgefordert, ein Gleiches zu thun, in ſeiner untrübbaren Heiterkeit mit einem ſehr dürftigen Bericht derſelben, worin ſich der Jüngling wiederum als Joſeph Flaxmann aus Buxtehude aufführte.

Nach einigen Stunden erſchien der Lieutenant Kreuz mit dem Kapitän d'Armes, und einem Regimentschirurgus, um Flaxmann die nöthigen Kleidungsſtücke zu übergeben und ihn zu unterſuchen, ob er nicht mit irgend einem körperlichen Gebrechen behaftet ſei. Der Lieutenant befahl Flaxmann mit barſchem Tone, ſich zu entkleiden, und als dieſer zauderte, zog der Rieſe ſeinen Degen, um den widerſpenſtigen Rekruten mit Schlägen zum Gehorſam zu zwingen. Flaxmann gehorchte mit verbiſſener Wuth. Langſam und zaudernd legte er ein Kleidungsſtück um das andere ab, bis auf das Hemd, welches zwar lange getragen, aber zu Aller Verwunderung von außerordentlicher Feinheit war.

„Herunter mit dem Laken!" herrſchte Kreuz. „Däniſche Soldaten werden nicht ſo vornehm gehalten, daß ſie Hemden tragen wie der König. Hier iſt Dein Commishemd! 's wird die Haut etwas kratzen, ſchadet aber nichts, mein Junge. Nun was wird's? Mordelement! Kommt die ſchmutzige Fahne bald vom Leibe, oder ſoll ich ſie Dir herunter reißen, Hallunke?"

Der Jüngling ſtand noch immer unſchlüſſig; er war leichenblaß geworden und zitterte an allen Gliedern. Seine Hände hatten ſich über der Bruſt gekreuzt und krampften dort in das Fleiſch, gleichſam als wolle er mit ihnen, ſeiner einzigen Wehr und Waffe, ein theures Kleinod dort beſchützen und vertheidigen.

„Höllenfeuer und vierundzwanzigpfündiges Donnerwetter!" kreiſchte jetzt der Lieutenant, und ſein kupfer-

rothes Geſicht war dunkelbraun und ſchwarz vor Zorn. „So ſoll gleich ein Mohrenbataillon mit Damaſcenerklingen dreinhauen!“ und mit dieſen heftig herausgeſprudelten Worten griff er in den Kragen des Hemdes und riß es nicht allein von oben bis unten durch, ſondern auch in zwei Hälften dem Jüngling vom Leibe. Ein ſchöner, obgleich etwas weiblich zarter Körper ſtellte ſich den Blicken der Umſtehenden dar. Klarmann hielt die Hände aber noch immer über die Bruſt gebreitet, und man ſah, daß er etwas Rothes verbarg, welches an einem um den Hals laufenden ſeidenen Bande befeſtigt war.

„Doctor, thut Eure Schuldigkeit!“ befahl der Lieutenant dem Chirurgus. „Arme gerade!“ commandirte er den Rekruten, und als dieſer nicht gehorchte, verſetzte er ihm mit der flachen Klinge einen tüchtigen Lungenhieb, daß der Jüngling laut aufſeufzte. Dann riß der Starke mit rieſiger Kraft die Hände von der Bruſt, und Alle ſahen ein kleines in rothen Saffian gebundenes Büchlein in Form einer Brieftaſche mit Gold reich verziert und einem niedlichen Schlößchen an jenem ſeidenen Bande hängen, welches doppelt um den Hals geſchlungen war. „Pox Pulver und Blei!“ rief der Lieutenant verwundert und ſtreckte ſeine lange Hand nach dem Etui aus. „Was haſt Du denn hier auf der bloßen Haut hängen, Burſche? Laß doch ſehen!“ Aber das Geſicht des Jünglings hatte ſich während dieſer Worte ſo zur Fratze verzerrt, in welcher Entſetzen,

Angſt, Verzweiflung und Wuth ihre bezeichnenden Züge ſo ſtark gegraben, eine ſo gräßliche Bläſſe bedeckte ſeinen Körper, ſeine Augen rollten ſo furchtbar im Kopfe, ſeine Glieder zitterten ſo heftig und ſeine Hände waren ſo über das Etui ausgeſperrt und ſchienen zu wachſen, daß ſelbſt der Lieutenant den vorwärts gethanen Schritt wieder zurückwich und die emporgehobene Hand wieder fallen ließ. Die Andern ſahen mit neugierigen Augen auf die ſonderbare Bewegung des Rekruten, den der Chirurgus endlich fragte, ob ihm nicht wohl ſei? Klapmann ſchien die Frage aber nicht zu hören und ſtand wie eingewurzelt, einer Marmorſtatue ähnlich.

„Werbelement!“ rief jetzt Kreuz, deſſen Verblüfftheit gewichen war, „willſt Du wohl antworten? Was hängt da für ein Ding an Deiner Bruſt? Gib's her! Was hat ein däniſcher Soldat mit ſolchem Dings zu ſchaffen? Her damit!“ Und abermals wollte er, da keine Antwort erfolgte, danach greifen.

„Um aller Heiligen willen!“ rief jetzt der Rekrut mit einer Stimme, welche der Ausdruck der höchſten Geiſtesempörung war. „Rühret mit Eurer Hand nicht an dies Büchlein; wir wären ſonſt Beide des Todes!“ Zum andernmal fuhr Kreuz zurück; denn dieſe Drohung ſchien wirklich von Seiten des Rekruten in Erfüllung zu gehen, ohne daß das Buch von einer andern Hand berührt worden war; dieſe Stimme klang ja ſchon wie die eines Sterbenden, über die blauen bebenden Lippen floß der dünne Speichel und auf dem Geſichte wurde

ein wahrer Todesſchweiß ſichtbar. Der Lieutenant, wenn er auch nicht an den eignen Tod durch Berührung des Büchleins glaubte, ſchien doch für den Rekruten oder vielmehr für die dreißig baare Reichsthaler, die er koſtete, zu fürchten. Von der andern Seite ſtachelte ihn aber die Neugier gewaltig, ſo daß er endlich ihren Verſuchungen erlag, und zum drittenmal ſprezte er die dicken ungeſchickten Finger nach dem Etui aus, indem er mit Hohnlachen, um ſeine Verlegenheit zu verbergen, rief: „Mordelement! Lieutenant Kreuz hat ſich nicht vor den Kanonen und Granaten des ſchwediſchen Löwen gefürchtet, wird ſich doch bei des Teufels Pech und Schwefel! nicht vor dem Dreckdings da fürchten ſollen. Her damit! Ich habe ein Recht zu fragen, was das feine Briefſtäſchlein enthält.“

Er rührte an das Band, aber in demſelben Augenblick ſtürzte Flormann ohnmächtig zurück und der franzöſiſche Bootsmann Courtin fing den Unglücklichen auf.

„Sacre — coquin!“ fluchte dieſer jetzt, und hielte dem beſtürzten Lieutenant die Fauſt entgegen, „was geht Dich dieſe Briefſtaſche an? Meinſt Du, wir wüßten nicht, wie Ihr marauds dieſen meinen Freund mit falſchen Würfeln und betrügeriſchen Karten ausgeplündert habt? Willſt Du ihn auch hier noch berauben und das letzte Eigenthum, was er vor Deinen Diebeskrallen bis jetzt verborgen, vom Leibe reißen? Ich will mich doch einmal in Kopenhagen erkundigen, ob dies der Lo-

nig seinen Werbeoffizieren anbefohlen oder erlaubt hat.“ Diese Worte wirkten. Kreuz schien den Franzosen gut zu kennen und wohl zu wissen, wessen er fähig sei. Auch stieg wieder der Gedanke in seinem Kopfe auf, der Rekrute könne — wie der Anschein lehre — doch was Vornehmes sein und ihm die schlechte Behandlung entgelten lassen; kurz er steckte seinen Bratspieß in die Scheide, befahl dem Kapitän d'Armes, den Rekruten gut einzukleiden, und verließ fluchend die Stube. Bald darauf sah man ihn mit seinen Spionen und Helfershelfern auf einem Wagen wieder ab nach Hamburg fahren.

Als Hartmann wieder zu sich gekommen war, athmete er wieder tief auf und sah sich mit scheuen Blicken um. Da er den Lieutenant nicht erblickte, verlor sich seine Unruhe, doch schien er sehr schwach. Quartin redete ihm gutmüthig zu und gab ihm die Versicherung, so lange sie Beide zusammen wären, solle ihm kein Haar vom Kopfe, geschweige sonst ein Eigenthum entrissen werden. Drauf warf er dem Erschütterten das Commißhemd über, die Soldatenkleider wurden ihm angepaßt. Sorgfältig verbarg der Jüngling das Etui auf der Brust und stand bald als ein fertiger dänischer Soldat bei den Andern.

Die Rekruten lebten einige Tage in der verschlossenen Kaserne ruhig beisammen, bis wieder ein Transport von vier Neuangeworbenen hinzukam. Man sagte ihnen am folgenden Tage, daß sie nun nach Kopenhagen geführt werden würden. Es kam auch noch mehr

rern Tagen die Nachricht, daß ein dänischer Schoner im Hafen zu Travemünde auf die Rekruten warte, um sie nach Kopenhagen hinüber zu führen. Am bestimmten Tage wurden sie auf einem Wagen nach Lübeck unter starker bewaffneter Bedeckung geführt, und mußten von hier nach Travemünde marschiren. Dort nahm sie der Schoner auf, der am folgenden Morgen die Anker lichtete.

Während der Reise hatte Hermann Gelegenheit, den lustigen Franzosen als einen gutgesinnten gefälligen Mann kennen zu lernen, der ihm Alles zu Gefallen that, was er ihm an den Augen absehen konnte und ihm eine ganz besondere Anhänglichkeit bewies.

Drittes Kapitel.

Die Fregatte, welche des berühmten tapfern Generals und Lieblings Karls des Zwölften, des Grafen Mörner, Namen trug, war eines jener berüchtigten und gefürchteten Kaperschiffe, welche der kriegerische Schwedenkönig zum Schrecken seiner zahlreichen Feinde in die Nord- und Ostsee, ja in das atlantische Meer hinaus sendete.

Es ist bekannt, daß Karl der Zwölfte nach seinem unerklärlichen fünfjährigen Aufenthalte in der Türkei als ein gemeiner Courrierreiter plötzlich in Stralsund angelangt, nur noch hartnäckiger und eigensinniger war und mit keinem seiner Nachbarn Frieden halten wollte. Dänemark, Rußland, England und Holland hatten mehr oder minder Ursache, sich über Karls feindseligen Sinn zu beklagen; denn der unbeugsame König hatte seinen zahlreichen Kapern strengen Befehl ertheilt, die Schiffe aller dieser Mächte aufzubringen und als Prisen nach Schweden zu führen. Dieser offenbaren Seeräuberei unter der Flagge und mit dem Befehl einer europäisch-christlichen Macht suchte man durch den widersinnigen

Namen des Kaperrechtes etwas von seiner grellen Farbe zu nehmen, aber der Name kann in der Geschichte unmöglich eine Handlung umschleiern, die geradezu Raub und Diebstahl ist und im Lichte der Moral noch gräßlicher erscheint, wenn sie von einem Könige ausgeübt wird, der in dem seltsamen Wahne befangen ist, er dürfe sich des Eigenthums seiner Gegner mit Fug und Recht gewaltsamer Weise bemächtigen.

Nach den großen Niederlagen, welche Karl der Zwölfte von den Dänen erlitten, namentlich nach dem Verlust von Stralsund, Rügen, Wismar, nach dem unglücklichen Feldzuge in Norwegen und der vergeblichen Belagerung von Friedrichshall, ließ der starrsinnige Schwedenkönig noch einmal so viele Kaperschiffe ausrüsten, und wenn erst höchstens zehn die Meere durchstreift hatten, so liefen zu manchen Zeiten nun vierundzwanzig aus den schwedischen Häfen aus. Kein anderes Fahrzeug war mehr sicher, Handel und Verkehr litten bedeutend unter dieser barbarischen Gewaltthätigkeit, und ganz Europa seufzte unter der Last, welche ihm die Eigenwilligkeit eines Königs aus keinem andern Grunde auferlegte, als seine persönlichen Zwecke zu verfolgen, d. h. seinem Großvater, dem großen Gustav Adolf, nachzuahmen und Dänemark und Rußland zu demüthigen, wie dieser.

Eins der schönsten und ansehnlichsten schwedischen Kaperschiffe war die Fregatte, welche zur Zeit, wo diese Erzählung beginnt, der Führung des Kapitäns John

Norcroß anvertraut war. Ihr leichter, beflügelter Kiel war mit den Wasserstraßen wohl vertraut, welche sie zu durchlaufen hatte, und John Norcroß war im deutschen und baltischen Meere zu Hause.

Stolz stieg der Graf-Römer eines Morgens aus den Nebelmassen hervor, die, vorzüglich zur Herbstzeit, dicht und feucht auf den weiten Flächen der Ostsee liegen; schon flogen die obersten Hüllen, grau und zerrissen, flatternd um die schlanken Spieren, die ungeheuren Masten und breiten Raaen des majestätischen Schiffs, dessen Hauptsegel eingerefft waren. Die siegreichen Strahlen der Sonne drückten die Nebel immer tiefer herab, in schneller Flucht eilten sie verschwindend und zerrinnend über die ruhigen Gewässer und gaben endlich das ganze Takelwerk und den großen schwarzen Rumpf der Fregatte mit ihren mächtigen Planken und aufgähnenden Stückpforten den eindringlichen Blicken der Frühsonne preis. In behaglicher Ruhe schaukelte sich der stolze Bau auf der sanft bewegten Meerfluth und an den kreuzweis gegeneinander gestellten kleinen Segeln konnte man die Absicht erkennen, das hohe Schiff still zu halten auf einem kleinen Raum. Kaum aber hatten die verflogenen Nebel eine Aussicht über die Meeresfläche vergönnt, als man auf den Wink des auf dem Verdeck stehenden Kapitäns die gellende Pfeife des Bootsmanns durch alle Räume des Schiffs schmettern hörte, und das Gewühl der Matrosen auf den Treppen, an den Kanonen, an den Tauen und Segeln,

von jenen wilden barbarischen Ausrufungen, die nur ein Seemannsohr nicht mit Widerwillen vernehmen kann, begleitet und untermengt, auf ein Paar Augenblicke über das Schiff hinbrauste, aber sogleich wieder verstummte und einer um so mehr auffallenden Stille Platz machte, als Jeder an den ihm gehörigen Platz angelangt und des befehlenden Worts gewärtig war.

Augenblicklich erschallte durch das Sprachrohr der Ruf: „Laßt die Segel los! Dreht das Bramsegel! Setzt noch ein Vordersegel bei! Legt Euch vor den Wind und geht in's Fahrwasser!“ Nun sah man die Matrosen wie Katzen an den Tauen hinaufklettern und sich an den ungeheuren viereckigen Raaen festklammern, und alsobald stürzte die schwere betherte Leinewand an den Masten herab und hing, während man nur das Klappern der Taue und des Holzes hörte, schlaff von den Raaen herab, bis allmählig ein vom Meere herüberstreichender Ostwind die Leinewand aufblähte und der Steuermann das Schiff in den Wind brachte, welches auch, von diesem Morgengruß erfreut, wie ein Vogel durch die Lüfte, leicht und sicher dahinschoß. Die Sonne hatte ihre siegreiche Herrschaft nun gänzlich über die Gewässer ausgebreitet und Kapitän Nerens ließ sich, rüstig und frohen Muthes über das Verdeck schreitend, von ihren Strahlen bescheinen und vom frischen Morgenhauch umwehen, der über das gekräuselte Meer fuhr. Des Kapitäns jetziger Anzug war von dem, welchen er im Kaffeehause zu Hamburg getra-

gen, ſo verſchieden, daß man ihn ſchwerlich würde wieder erkannt haben, wenn nicht ſein ſchönes ausgezeichnetes Geſicht alle übrigen Aeußerlichkeiten entbehrlich gemacht hätte. Ueber die unſcheinbaren großen Schnallen ſeiner breiten Laſchenſchuhe hing jetzt die weite geſtreifte Matroſenhoſe herab; um den dunkelgrünen feinen Rock war über den Hüften die rothe Tuchſchärpe gebunden, welche ihn als oberſten Befehlshaber der Fregatte bezeichnete; an der Seite ſteckte der kurze ſpießartige Degen, welchen nur Seeofficiere zu tragen pflegen; das ſchwarze Halstuch hing in liebenswürdiger Unordnung weitgeknüpft um den Hals, auf deſſen weißem Hemdkragen ſich jetzt ſtatt der ſtattlichen Perücke die natürlichen Locken eines in Jugendfriſche glänzenden braunen Haars herabringelten. Leicht darauf geſtülpt war die lederne Seemannskappe, die den ſteifen Hut verdrängt hatte, unter deſſen ſpitziger Dreiförmigkeit, auf die zierlich geordneten Perückenlockenberge gethürmt, der Kapitän das hamburger Kaffeehaus verlaſſen hatte. Unter dem Arme hielt er das Sprachrohr, und ſein ſcharfes Auge überblitzte bald die Meerfläche, bald die braungeſichtigen Burſche, die in ihren groben betheerten Jacken im bunten Treiben hurtig umherſprangen und dem jungen Tage ihre ausgelaſſene Freude entgegenjubelten.

„Ausgucker! Schläfſt Du, Kerl? Siehſt Du noch nichts?“ rief jetzt der Kapitän den Mars hinauf, der im hohen Maſtkorbe ſitzenden Wache zu.

„Es ſchwebt drüben Backbord, Süd-weſt-ſüd am Horizonte, wie eine Möve; weiter ſeh ich nichts," verſetzte eine jugendliche Stimme von oben herab, als käme ſie aus der blauen Decke des Morgenhimmels hernieder.

„Haben ſie Dich einmal wieder hinaufgeſteckt, kleine Waſſerratte?" ſagte der Kapitän. „Lieutenant Gad, wie kömmt's, daß Juel Swale wiederum im Korbe ſitzt? Ich habe es doch ausdrücklich verboten," rief er dann dem am Gangſpill müßig ſtehenden Lieutenant in einem Tone zu, der den Abſtand zwiſchen ihnen wohl bemerklich machte.

„Ich weiß eben ſo wenig wie Ihr davon," verſetzte Gad hinzutretend.

„Die Kröte hat ſich wieder angebettelt," ſagte der Steuermann, der ohnfern der beiden Befehlshaber ſeinen Platz hatte; „läßt doch der kleine Seekrebs den Matroſen keine Ruhe, bis ſie ihm die Wache auf dem Mars abgetreten haben, und wenn Ihr denkt, er träumt in ſeiner Hangematte von den Honigfladen ſeiner Mutter, klettert er wie eine wilde Katze durch alles Tauwerk, reitet auf den Raaen und ſchaukelt ſich im Korbe. 'S iſt ein Teufelsjunge und macht Euch ſchon einen Zimmerſtich, wie jeder Burſch, der ſchon ſein Vierteljahrhundert Seeluft geſchluckt hat. Grade wie ich, Kapitän, in dieſem Alter! Drum hab' ich auch den Jungen in's Herz geſchloſſen, wie wenn er mein eignes Kind wäre, und Ebbe Nerz hat noch Keinen verderben

geſehen, dem er ſeine Gunſt geſchenkt hatte.“ Nach dieſer langen Expectoration zu Gunſten des Schiffsjungen Juel Swale verſank die Stimme des Steuermanns, indem er ſeine breiten knorrigen Hände an das Steuer legte, wieder in jene ſinnloſen abgeriſſenen Töne, mit welchen er faſt unaufhörlich für ſich ſein Steuer, gleich wie ein lebendes und verſtändiges Weſen, wohl auch zuweilen das Schiff ſelbſt und die rollenden Wellen des Meeres anredete.

„Eure Neigung, Meiſter Reep, begegnet der meinigen,“ ſagte der Kapitän mit herablaſſender Würde; „ich bin dem kleinen gewandten Buben gewogen, und hoffe immer, einen tüchtigen Seemann aus ihm zu erziehen; aber meine Hoffnung wird einmal mit ihm nächtlicher Weiſe aus dem Tauwerk herab den Hals brechen auf dem Hackebord, oder im Meere erſaufen. Siehſt Du noch nichts weiter, Teufelsjunge?“ rief Norcroß dem jungen Ausgucker zu, von welchem eben die Rede geweſen war.

„Es ſcheint mir, als wenn ſich die Möve in ein Segel verwandle. Ja, es iſt ein Boot mit einem Raaſegel.“

Der Kapitän nahm das Glas und ſah nach der bezeichneten Richtung. „Der Junge hat Recht, und Augen wie ein Falke. Er weiß wohl, daß er am beſten in den Maſtkorb paßt, drum ſitzt er auch immer oben, wie der Adler auf ſeinem Horſt. Sie ſind's und ſtechen dem Wind Steuerbord in die Flanken. Sie haben

Noth gegen die Meerfluth zu werfen und werden die Riemen wacker ſtreichen müſſen. Wendet Backbord, Meiſter Reetz, und fallt etwas vom Winde ab; wir wollen den Burſchen Mühe erſparen.“ Im Nu wurden die Befehle befolgt und langſam glitt das Schiff, die Strömung der Meereswellen in ſchiefer Richtung durchſchneidend, der Himmelsgegend zu, in deren Strich das Boot wahrgenommen wurde. Nach einer Viertelſtunde waren die beiden Fahrzeuge einander nahe und der Oberbootsmann bot vom kleinen Fahrzeug herüber ſeinem Kapitän auf dem großen einen freundlichen guten Morgen.

Auf des Kapitäns Wink wurde die Fallreetreppe von der Fregatte hinabgelaſſen, und die Seeleute ſtiegen aus dem Boote, nachdem daſſelbe am Schlepptau befeſtigt worden war, in die Fregatte hinauf. Hier fanden erſt jene umſtändlichen und theilweiſe lächerlichen Begrüßungen Statt, von welchen man damals noch, aus Furcht etwas an Reſpect zu verlieren, der doch zur Erhaltung der Mannszucht und guten Ordnung ſo unumgänglich nöthig war, kein Haar breit abzuweichen zu dürfen glaubte; ſobald aber alle Ceremonien vorüber waren, redete der Kapitän den angekommenen Bootsmann förmlicher Weiſe zuerſt an.

„Ihr habt lange auf Euch warten laſſen, Meiſter Peterſohn, und während Ihr abweſend ſeid, haben wir bereits eine herrliche Priſe gemacht. Ein ruſſiſcher Kutter, der nächſtens im Hafen von Kopenhagen einzulau-

ſen gedachte, kam uns vor den Schnabel, indem er ſich, aus Vorſicht, weit von den ſchwediſchen Küſten und den deutſchen nahe hielt. Und gerade dieſe Vorſicht führte mir den ſtämmigen Burſchen zu, der zu Anfang ſich anſtellte, als wollte er ſich ſehr wehren, nachher aber, als ich ihm eine volle Ladung hatte geben laſſen, ließ er die Flügel um ſo ſchneller hängen. Es war ein guter Fang und iſt bereits nach Stockholm abgeführet."

„Gratulire!" verſetzte der Bootsmann und dehnte die faulen Glieder. „So uns der Himmel noch dieſen Tag mit Wind und Wetter verſchont und ſeine Sonne ſcheinen läßt, wie zu dieſer Stunde, ſo denk' ich, unſers allergnädigſten Königs Majeſtät ſoll dieſen Abend auch noch um einen neuen däniſchen Schoner reicher ſein, ein Schiffchen ſo nett und blank, wie ein geſottenes Ei, wenn man's aus der Schaale löſt; ſein Segeltuch iſt erſt vom Webeſtuhl herab und an ſeinen Rippen und Planken kann man noch alle Nägelköpfe zählen. Nicht zu verachten ſind auch die Burſche, die in die däniſchen Kaſernen geführet werden ſollen; ich denke, ſie ſind gut für unſers allergnädigſten Königs Majeſtät, und mancher iſt dabei, der ſein Seiſing knüpfen, Segel einreffen, Raaen braſſen und mit Loth und Anker umgehen lernte; ich denke, wir können manchen brauchen, Kapitän."

„Wenn ſie ſonſt keine Maulwürfe ſind, die fort und fort Land brauchen und immer Land, um nur zu wühlen, und wenn ſie nicht wühlen können, auch nicht zu leben im Stande ſind, ſo ſollten ſie wohl gutes Leben bei uns

haben, Meiſter Pehrſohn," verſetzte der Kapitän. „Doch erſtattet mir Bericht über Eure Expedition."

„Wir legten, wie Ihr befohlen, zwei Meilen nördlich von Travemünde an und verſteckten unſer Boot hinter Fels und Schilf. Gegen Abend ſchlich ich mich mit Jonas Böök in den Hafen von Travemünde. Wir fanden den Schoner, aber die Rekruten noch nicht; doch erfuhren wir noch in der Nacht auf der Streu von einem alten Bootsknecht, daß ſie täglich erwartet würden. Wir trieben uns am Tage herum, und gaben vor, wir ſuchten Dienſte. Die Plattköpfe vertröſteten uns auf die Rekruten und meinten, wir würden wohl Handgeld erhalten. Geſtern Nachmittag kamen die Burſche richtig anmarſchirt, und ich nahm ſie mir in Augenſchein. Jungen, ſchlank und ſtark wie ein Reeffeiſing, und ausgetakelt, daß mir das Herz im Leibe lachte. Wir machten uns noch geſtern Abend auf und davon und ſtachen in See. Meine Jungen mußten die Nacht hindurch die Riemenblätter ſtreichen, daß ihnen der Athem bald ausging. Da uns aber der Wind nicht günſtig war, ſo hatten wir unſre liebe Noth. Dieſen Morgen iſt der Schoner ausgelaufen — ſo war's geſtern Abend beſchloſſen — und muß, wenn der Wind nicht abfällt, gegen Mittag in unſrer Nähe ſein."

„Iſt der Schoner gut beſetzt?" fragte der Kapitän.

„Er hat eine Reihe Zähne, deren jeder aber nicht mehr als zwölf bis ſechszehn Pfund verarbeitet; das Schiffsvolk ſcheint mir eben nicht aus lauter Helden zu

beſtehen, und der Lieutenant, der das Schifflein führt, iſt ein alter abgelebter Mann. Wenn ich ſo gewiß Scheut-by-Nacht von der Königl. ſchwediſchen Flotte wäre, als der Schoner unſer iſt, ſo wollt' ich mich dieſen Morgen noch einrichten, die ſchwediſche Seemacht wieder gen Rügen und Stralſund zu führen, um Beides den däniſchen Katzen wieder aus den Zähnen zu reißen."

Nach dieſer Verſicherung des handfeſten Oberbootsmannes gab der kühne Kaperkapitän ſogleich die nöthigen Befehle zur Bekämpfung eines feindlichen Schiffs. Die Kanonen wurden losgekettet und geladen, die Schotten gerückt, die Matroſen durch die gellende Bootsmannspfeife an ihre Plätze gerufen, die Wache im Maſtkorbe abgelöſt und nun begann das Schiff, auf welchem man nur noch leiſes Flüſtern vernahm, jenen geſchickten Lauf, welchen man in der Schiffsſprache mit „kreuzen" bezeichnet. So beſtreifte die Fregatte eine geraume Fläche des Meeres, welches die däniſchen Inſeln, die Südſpitze von Schweden und Mekkenburgiſchen Küſten beſpült, und hielt, bald von Oſt nach Südweſt, bald von Weſt nach Nordoſt ſteuernd, die Straße von Lübeck nach dem Sund beſetzt, und kam oft den Inſeln Falſter und Möen ſo nahe, daß man in der Ferne die Ufer derſelben, wie Nebelſtreife erblicken konnte.

Eben war die Schiffsmannſchaft daran, ihre Mittagsration zu ſich zu nehmen, als der Ruf des Matroſen im Korbe: „Ein Segel! Ein Segel!" alle aufſchreckte und an ihre Poſten rief. Kapitän Norcroß nahm das

Glas und entdeckte bald am fernen Rande des Horizontes den ſchwarzen beweglichen Punkt in der erwarteten Richtung. Alſogleich wurde auf ſeinen Ruf die Fregatte in einen Segelwald gehüllt, welcher das Verdeck des Schiffs mit faſt nächtigen Schatten erfüllte, um das feindliche Schiff nicht aus dem Windſtriche zu laſſen, und ſchneller als ein Adler aus den Lüften herab, auf ſeine Beute ſtürzt, ſchoß der ſtolze majeſtätiſche Bau des Graf-Mörner dahin, nicht anders, als wolle er nicht allein die Meerwellen, ſondern auch Klippen und Sandbänke, Berg und Thal überſegeln, und als ſei er ein lebendes fühlendes Weſen, ein mächtiges Raubthier und beeile ſeinen beflügelten Lauf aus innerer Gierde nach ſeinem Opfer. Bald trat das kleine däniſche Schiff deutlich hervor, aber nicht ſobald hatte es das ſchwediſche Kaperſchiff gewahret, als es raſch wendete, ſchnell alle Segel losließ und gleich einer den Klauen des Geiers entrinnenden Taube nach der deutſchen Küſte zu entfliehen ſuchte. Zwar hatte der Däne die Leichtigkeit ſeines Gebäudes vor dem Schweden voraus, aber dieſer war ihm offenbar in der Kunſt der Schiffsführung überlegen und hatte bei weitem mehr Mittel, ſeinen Kiel zu beflügeln. Alſo war noch keine Stunde vergangen, als Kapitän Neercroß zum erſten Mal Feuer geben ließ. Zwar erreichte dieſer Schuß, der eigentlich nur das Signal des gebotenen Kampfes ſein ſollte, den Schooner nicht; aber dieſer ſah doch nun ein, daß er der Fregatte nicht entfliehen könnte, wendete daher entſchloſſen, kehrte dem Graf-Mörner Steuerbord zu und legte ſich,

ihn erwartend, vor den Wind. In demſelben Augenblicke ſpieen beide Schiffe eine ungeheure Maſſe Feuer und Dampf auf einander los, ein gewaltiges Krachen erfüllte die Luft und über das Verdeck des Graf-Mörner pfiffen die Kugeln.

„Sie müſſen's beſſer lernen!“ jubelte eine kleine belebte Geſtalt, ohnfern dem Kapitän, auf einer eben abgebrannten ſchwarzen Kanone reitend, ein Knabe von ohngefähr zwölf Jahren in Matroſentracht und mit ſo viel Theer an ſeiner Jacke, daß man, in Ermangelung deſſelben, wohl eine Viertelstonne davon hätte herauskochen können. Der lebhafte Burſch ſchob die lederne Kappe hell auflachend auf ein Ohr, warf ſich mit dem flachen Leib auf die Kanone und verſuchte mit dem ſcharfen Blick ſeines großen ſchwarzen Auges durch den Pulverdampf zu dringen und zu erſpähen, wie den Dänen auf dem Schoner der Mittagsgruß bekommen ſei. Einen Augenblick darauf ſtand er ſchon wieder auf den Beinen, nicht anders als wär' er durch die magiſche Kraft einer Zauberruthe emporgeſchnellt worden. „Sie haben ihre Schlüſſelbüchſen, weil ſie vorn nicht ſchwerer wiegen, als Euer Degenknopf, Kapitän, viel zu hoch geſtellt; die Fockmaſt haben ſie uns zerſplittert und durch das Marsſegel einige Pillen gejagt; ich wär' im Kord gefährdeter geweſen, als hier unten hinter meinem herjedal'ſchen Ochſen *), der die

*) Name einer Kanone. In der Landſchaft Herjedalen wird vorzüglich gutes Rindvieh gefunden.

däniſche Beſtie da drüben angebrüllt hat, daß ihr das Herz im Leibe zittert.“

„Deine Luchsaugen haben ſchon recht geſehen, Juel,“ erwiederte der Kapitän lächelnd dem kecken Schiffsjungen, der's auf der ganzen Fregatte wohl allein wagen durfte, in ſolchem Augenblick den Befehlshaber mit unnöthigem Geſchwätz zu ſtören, und fixirte das dampfumwölkte däniſche Schiff.

„Oho! Seht Ihr nicht, wie wir ihm auch einige Rippen in den Leib hineingeſchlagen haben?“ kreiſchte der Junge weiter, und des Kapitäns Auge folgte der Bewegung von Juels Hand. „Sie verkeilen eben das Loch. Soll ich ſie mit einem meiner Spielbälle auf die Finger werfen?“ Der Kapitän ſchien die Frage des Knaben zu überhören und wandte ſich raſch zu dem Lieutenant; in denſelbem Augenblick hörte man den Ruf: „Geladen!“ von allen Lippen ertönen, welche auf dem ſchwediſchen Freibeuterſchiffe etwas zu befehlen hatten.

Alſobald ſah man die betheerten Burſche ſich vor die Kanonen ſtürzen, um ſie mit gehöriger Ladung raſch zu bedienen. Auch jener zwölfjährige Knabe hatte bereits nach der an den Kapitän gethanen Frage ſich über den Kugelkaſten hergeworfen und flog nun mit den eiſernen Bällen ſpielend wieder zu jener Kanone, welche er kurz vorher zärtlich umarmt und mit ſo ſonderbaren Namen bezeichnet hatte, und ehe noch ein Einziger mit der Ladung fertig war, lag Juel ſchon hinter dem ge-

waltigen Feuermörser und richtete ihn, scharf mit dem Auge auf der Oberfläche hin nach der Bresche im feindlichen Schiff zielend. Mit geschickter Hand ergriff er die glimmende Lunte und harrte des Worts, welches auch sofort aus dem Sprachrohr hervor über das Verdeck hin donnerte. Nicht anders als thue das Meer seine Schlünde krachend auf, hallte der gewaltige vereinte Schuß, aber kaum war er hinausgefahren, als man schon die Stimme des Kapitäns wieder vernahm: „Wendet! Steuert Backbord!" Sogleich kamen sich die Schiffe so nahe, daß man selbst durch den dicksten Pulverdampf hindurch doch die zerschossenen Masten des Schoners erkennen konnte. „Entert!" donnerte Norcroß und kaum war seine Stimme verhallt, als auch die Matrosen schon jene mit Haken versehenen Eisen und Klammern nach dem Schoner auswarfen und ihn in wenigen Minuten mit eisernen Bändern an den Graf-Mörner befestigten. Viele der wackern unerschrockenen Bursche stürzten während dieser Arbeit, getroffen von den Pistolenkugeln der dänischen Schiffsmannschaft. Einige hauchten sogleich blutend ihr Leben aus, andre schleppten sich, theils wimmernd, theils ihren Schmerz heldenmüthig verbergend, über das Verdeck und die Treppe hinab, wo Meister Habermann, der Schiffschirurgus, sie mit seinen handgreiflichen Scherzen empfing und sogleich unter das Messer nahm, welches er beim ersten Kanonenschuß aus seiner Bindetasche gezogen und in der flachen Hand gewetzt hatte.

„Seht! seht, Jungen!“ rief er seelenvergnügt, „die kleinen Aderlässe schaden Euch nichts. Auf einem Kaperschiff braucht man keinen Schnepper; diese bittere Kirschen führen eben so gut Blut ab, und oft mehr als nöthig, ja oft auch mehr als Blut.“

„Na, Jäck', sieh die rothe Beere aus deinem Dickbein! Nun, was grunzest Du denn? Da, da! Gieß Dir Vitriolwasser drauf, dann wollen wir's verbinden. Aber Du hast die Pille wohl im Magen, Görg? O weh, Pillenfresser! Gebet mir ein Glas Grog! Mir wird ganz heiß, und oben sorgen sie wacker für frische Waare.“ Also mit sich selbst und den verwundeten Matrosen plappernd, übte der Schiffschirurgus die schwere Pflicht seines Geschäfts mit wahrem sokratischen Gleichmuth aus.

Auf dem Verdeck des dänischen Schiffs war es unterdessen zu einem hitzigen Gefecht gekommen. Kapitän Norcroß war mit bloßem Degen und seinen guten Pistolen in den Händen, an der Spitze seiner Mannschaft muthig vorwärts hinab auf das feindliche Schiff gedrungen, aber er hatte dort bei weitem mehr Widerstand gefunden, als er erwartet.

Und sonderbar genug war es nicht der bejahrte Führer des Schiffs, noch irgend ein anderer Befehlshaber desselben, welcher seine Leute gegen die kühnen Schweden geführt hätte, nein, mit einer imponirenden Gewalt, welche nur außerordentlichen Köpfen im Momente der Gefahr zu Gebote steht, hatte das Commando auf

dem Schiffe jener junge Mann an ſich geriſſen, welcher in Hamburg unter dem Namen Flarmann für die däniſche Fahne geworben werden war. Mit ſtrenger Wahrheit konnte man auch nicht ſagen, daß er den Oberbefehl ſich angemaßt hätte, vielmehr hatten Alle, ſowohl die Rekruten, als die noch zum Gefecht tauglichen Soldaten und wer ſonſt kein Haſenherz in der Bruſt trug, ſich freiwillig an dieſen Jüngling angeſchloſſen, der im entſcheidenden Augenblick einen ſo unerſchrockenen Muth und eine ſo ungemeine Umſicht und Kenntniß im Kriegshandwerk an den Tag legte, der mit ſo feurigen und ergreifenden Worten alle zur ehrenhaften Vertheidigung aufrief, daß ſie ſich um ihn herdrängten und ſeiner ſo raſch und überzeugend bewieſenen Ueberlegenheit gehorchten, gleichwie das Eiſen ſich an den Magnet anſchmiegt. An dieſem muthigen Haufen, beſeelt von dem Feuergeiſte des jungen Wagehalſes, von deſſen Lippen plötzlich ein heftiger Strom lebendiger Rede, obgleich abgeriſſen und in Katarakten, aber doch gewaltig und, wie es ſchien, unverſiegbar ſtürzte, Sein Auge glühte von einem wilden Feuer, welches ſo recht ſein eigentliches Lebenselement zu ſein ſchien; denn ſein ganzes Weſen drückte die höchſte Seelenluſt aus. In dieſem Zuſtande geiſtiger Aufregung, der alles Beengende, Niedere und Gewöhnliche vollends von dem jungen Manne abgeſtreift hatte, ſchwang er, wie der jugendliche Kriegsgott, das Schwert, welches er einem erſchoſſenen Lieutenant abgenommen, über ſeinem Haupte,

und warf ſich, todesmuthig mit ſeiner durch ihn begeiſterten Schaar auf die eindringenden ſchwediſchen Freibeuter. Es entwickelte ſich ein Gefecht, welches um ſo hitziger wurde, je gleicher ſich die beiden Anführer an perſönlicher Tapferkeit und mächtigem Einfluß auf ihre Haufen ſtanden, und wie leicht vorauszuſehen war, wählte ſich jeder von den beiden kühnen Leuten im andern ſeinen Mann. Norcroß vertraute ſich der Gewandtheit ſeines Degens an, Flarmann aber hielt eben mit einer aufgerafften Piſtole auf den Kaperkapitän, und würde ſicherlich ſein Ziel nicht verfehlt haben, wenn nicht jener, wegen ſeiner Tollkühnheit auf dem Graf-Mörner allgemein beliebte Schiffsjunge, Juel Swale, der ſich's nie nehmen ließ, dem älteſten Matroſen in den härteſten und gefährlichſten Arbeiten gleich geſtellt zu werden, die gefährliche Bewegung des Feindes wahrgenommen und den Folgen derſelben durch eine raſche That zuvorgekommen wäre. Mit ſeinen ſcharfgeladenen Piſtolen und einem Säbel bewaffnet, wie jeder Andre, war Juel, wie wenn's zu einem luſtigen Knabenſpiele ginge, keineswegs unter den Letzten des Haufens geweſen, welcher über den Bord des Graf-Mörner auf das Verdeck des feindlichen Schiffes hinabſprang; und wenn die Kühnheit der Andern ſchon groß zu nennen war, in Betracht des Umſtandes, daß man von dem kleinen Schoner nicht anders als auf einer Leiter wieder auf das Verdeck der Fregatte zurückkehren konnte, welche eine ſehr unbedeckte und ſchlechte

Retirade gewährt haben würde; ſo war die Handlungsweiſe dieſes Knaben gewiß der höchſten Bewunderung werth. Juels ſcharfem Auge war keine Bewegung des Feindes entgangen, und als Flaxmann des Kapitäns Leben bedrohte, drückte der Schiffsjunge mit ſicherer Hand ſeine Piſtole auf den Rekruten ab, die Kugel ſchlug auf die linke Bruſt, Flaxmann taumelte zurück und ſtürzte. Seine Umgebung leiſtete zwar noch Widerſtand, aber man ſah es deutlich, daß er die Seele des Ganzen geweſen war, und ſobald er für ein Kind des Todes galt, verloſch die Flamme der Begeiſterung, die er angezündet und die Freibeuter drangen immer weiter vor. Plötzlich aber, als der Sieg ſchon ſo gut als entſchieden war, erhob ſich im Rücken der Schweden der todt geglaubte Flaxmann und warf ſich mit bloßem Degen auf den Kapitän Norcroß. Rechts und links purzelten die Matroſen, von ſeinen Streichen hart getroffen, und ſelbſt Norcroß, auf einen ſolchen Angriff nicht gefaßt, wurde am Kopfe verwundet. Nun entſpann ſich das Gefecht von Neuem ſo heftig und mit noch weit größerer Erbittrung, als vom Anfang, wie die Flamme mit raſender Gewalt auflodert, wenn Oel ins Feuer gegoſſen wird. Aber Norcroß war nicht der Mann, welcher ſich durch ſolch ein unvorhergeſehenes Ereigniß betäuben ließ; wie ein Löwe, der früher nur mit ſeinem Opfer geſpielt, nun aber durch eine tückiſche Liſt deſſelben gereizt, mit ſeiner raubthieriſchen Wuth über daſſelbe herſtürzt, es trotz allem Sträuben mit den

ſcharfen Krallen ſeiner Tatzen faßt und mit den Zähnen zermalmt, ſo ſtürzte ſich der Kaperkapitän auf den ihm an Alter und Muth gleichen Gegner, der wieder vom Tod erſtanden zu ſein ſchien, und obgleich die kunſtgerechte Führung des Degens ihn in Flaxmann keinen gemeinen und ungeübten Rekruten erkennen ließ, ſo hatten ſeine gewaltigen Streiche jenen doch bald beſiegt, und der junge Mann mußte, hart am Arme verwundet, die Ueberlegenheit ſeines Gegners anerkennen. Nun war der Streit bald beendigt, die noch unverſehrten däniſchen Matroſen und Rekruten entwaffnet und auf die Fregatte gebracht, die Verwundeten aber den Händen des Meiſter Habermann übergeben. Was bereits den letzten Athem von ſich gegeben hatte, wurde ohne Umſtände in das feuchte Wellengrab verſenkt, und der Schoner ſodann im Namen des Königs von Schweden in Beſitz genommen. Juel's erſtes Werk auf der neuen Priſe war, den Maſt zu erklimmen und die däniſche Flagge herabzunehmen. Als Triumphzeichen legte er dieſelbe aufgerollt ſeinem Kapitän zu Füßen und dieſer ſchenkte dem wackern Jungen einen harten Thaler dafür.

Flaxmann war mit den andern Verwundeten in die Kajüte des Graf-Mörner gebracht worden, um von der Geſchicklichkeit Meiſter Habermanns bedient zu werden, welcher auch den Kopf des Kapitäns mit den gehörigen Bandagen umlegt hatte. Kaum hatte das vom Ruhmgeiſt glühende Auge des meſſergeſchickten Chirurgen den

jungen braunlockigen Mann aus dem Kaffeehause in Hamburg wieder erkannt, als er auch mit dem eben unter seinen unbarmherzigen Händen seufzenden Matrosen nicht schnell genug fertig werden konnte, um — zu der armen Burschen Heil — den Fremden zu fassen.

„Mit Verlaub, junger Herr," sagte er, den Jüngling unsanft berührend, „Euer Rock hat am Aermel einen Schlitz, der gerade nicht mit der Naht zusammentrifft, und Blut läuft genug heraus, daß Ihr Euch damit allen Teufeln der Erde und Hölle verschreiben könnt, wenn nicht der oberste Teufel bereits Euer gut abgefaßtes Dokument in der Tasche hat."

Verwundert ob dieser seltsamen Rede, sah Flarmann den Schiffschirurgus an und sagte dann mit Würde: „Obgleich ich weder etwas vom Teufel halte, noch von Allen, die von ihm sprechen, so finde ich es doch sehr sonderbar, zu dieser Zeit und unter dieser Umgebung, zum Nachtheil der Schwachen, dergleichen Reden im Munde zu führen."

„Mit Verlaub, Herr, Ihr könnt lange reden, eh' Ihr Gabriel Habermann eine Nase aufschwatzt; denn die seinige ist fein genug, zu riechen, was mit rechten Dingen zugeht und was nicht; und wer sich mit der medicina occulta, sympathetica und magnetica beschäftigt hat, wie ich, wenn einer artem chirurgicam seit drei und dreißig Jahren ausgeübt hat, wie ich, der wird wohl wissen, daß, wenn man ein Mal durch die Brust todt geschossen ist, nicht nach einer Viertelstunde wieder frisch

und gesund aufstehen und mit dem Degen den Kampf wieder ganz wüthig beginnen kann. Hat Juel Swale mich belogen, der mir dies und das von Euch erzählt?"

„Wer auch immerhin Juel Swale sei," versetzte der Andre, und ein Zug schelmischen Lächelns flog über sein bleiches Gesicht, „er hat die Wahrheit gesprochen. Aber wenn Ihr ein Mann seid, der seine Wissenschaft verdaut hat, wie könnt Ihr bei jeglichem Dinge, welches sich nicht in den Kasten der Gewöhnlichkeit hineinschieben läßt, gleich an den denken, den man nicht gern ausspricht? Ihr müßt schlecht in der magia naturali bewandert sein, um jeglich Wunderwerk der schwarzen Kunst zuzuschreiben."

Dem Schiffschirurgus war vor Erstaunen das Messer entfallen, und mit einem so wunderlichen Gesicht, in welchem Freude, Furcht, Verwunderung, Stolz und die Geister des Grog in einander spielten und mit einander kämpften, starrte er dem Jüngling einige Augenblicke in's Gesicht. „Nun, nun, mit Verlaub," sagte er endlich, und jede Spur von Stolz war aus ihm verschwunden; „ein Physicus soll wohl wissen, was man mit der magia necessaria Alles auszurichten vermag. Diabolus treibt aber oft gar wunderlich sein Spiel, und wenn man auch gerade kein pactum explicitum schließt, dergleichen die argen Zauberer, Unholde und Hexen zu thun pflegen, so kann man jedoch unversehens in seine Schlingen fallen, und ohne daß man's recht weiß, ein pactum implicitum mit ihm machen und dann durch Satans Beihülfe erstaunens-

würdige Dinge verrichten, wie ich meine Tage lang viel erlebt habe.“

„Man braucht aber weder ein pactum explicitum, noch implicitum mit dem Fürsten der Finsterniß abgeschlossen zu haben, um außergewöhnliche Dinge zu verrichten, Meister. Glaubt Ihr denn, daß Architas von Tarent mit des Bösen Hülfe die hölzerne Taube verfertigte, welche so gut flog, wie eine lebendige? Oder, daß der berühmte Albertus Magnus nur mit Teufelskunst den hölzernen Kopf gemacht, welcher redete, wie ein Mensch? Habt Ihr niemals von der berühmten Kugel des Trebellius gehört, worin man eine sehr reine und subtile Feuchtigkeit und einige Tropfen eines wunderbaren Oels that, und nun zuerst das Chaos, hernach aber die Elemente abgesondert erblickte; endlich zog sich der reinste und hellste Theil über die Elemente her und führte mit sich die Sonne, den Mond und die Sterne, welche von keinem äußern Werkzeug, sondern durch den inwendigen durchgehenden Geist wunderbar und unaufhörlich getrieben wurden und die Bewegung des Himmels höchst sonderbar vor Augen stellten? Glaubt Ihr denn, dies sei allein durch des Satans Beihülfe möglich gewesen? Habt Ihr nicht auch von dem großen Regiomontanus in der freien Reichsstadt Nürnberg in Deutschland vernommen, welcher einen großen hölzernen Adler künstlicher Weise verfertigte und solch Wunderwerk dem Kaiser Maximilianus, als dieser gen Nürnberg zog, bis weit vor die Stadt entgegen fliegen, begrüßen und mit langsamem Flug bis in die Stadt

begleiten ließ? Auch werdet Ihr als ein Physicus, welcher die Magie studirt hat, wohl wissen von des Regiomontanus eiserner Mücke, welche aus seiner Hand losgelassen, im Gemach rund um die Gäste und dann in die Hand zurück flog? Und meint Ihr wohl, daß dieser gottesfürchtige Künstler ein Pact mit dem Teufel gemacht?"

„Ich merke wohl, daß ich einen Mann vor mir habe, welcher sowohl in praxi als theoria der Magie wohl erfahren und bewandert ist," versetzte der Schiffschirurgus mit einigem Respect. Sicherlich habt Ihr Eure Studien zu Bologna, Paris oder Oxford gemacht und daran darf freilich das Armuth nicht denken. Deshalb ist aber unser Einer nicht ganz unerfahren in rebus magicis, und weiß gar wohl, daß man magiam artificialem sive mathematicam auch mit Gottes Hülfe executiren kann."

„Und würdet Ihr mich in bösem Verdacht haben, Meister, wenn ich diese meine Wunde, so wie die Wunden aller dieser braven Bursche, welche mit Ehren die Waffen geführt haben, in kurzer Zeit heilte, ohne nur meine Hand an die beschädigte Stelle zu legen; würdet Ihr selbst dann noch anzunehmen versucht sein, ich stehe in näherer Bekanntschaft mit dem Höllenkönige?"

Das Erstaunen des Schiffschirurgus könnte nur der Pinsel eines geschickten Malers darstellen; es hatte sich so sehr seiner Seele bemächtigt und plötzlich alle Functionen des Körpers dergestalt gehemmt, daß ihm die Arme schlaff am Leibe herabhingen, der Mund weit auf stand und die Augen mit einem gewissen Ausdruck von Furcht-

ſamkeit ſtarr auf das ironiſche Geſicht des Jünglings gerichtet waren. Sein ganzes Ausſehen hatte in der That etwas Unheimliches und die von Schmerzen geplagten Matroſen warfen ſich beſorgliche Blicke zu. Endlich bewegte ſich wieder etwas in Meiſter Habermanns Geſicht, er fing an, ſchwer zu ſchlucken, als habe er den Mund voll Grog genommen und zu trinken vergeſſen, und mit ungemeſſenem Reſpect arbeitete er endlich die Worte hervor: „Mit Verlaub, hochzuverehrender Herr Doctor, ſo könnt Ihr wohl das weltberühmte ſympathetiſche Wundpulver zubereiten, welches der hochgeborne Herr Graf Kenelm Dygbi, Kanzler Ihrer Majeſtät, der Königin von Großbritannien, die leider Gotts aus ihren Staaten vertrieben, in Frankreich leben muß, von einem Karemliten am Hofe des Großherzogs von Toscana, der's mit aus dem Orient gebracht, verfertigen gelernt hat?"

„Da Ihr alſo wohl über den Urſprung des ſympathetiſchen Heilpulvers unterrichtet ſeid," verſetzte Flaxmann, „ſo werdet Ihr auch wiſſen, daß der Graf Dygbi das Geheimniß der Zubereitung des Pulvers dem Könige Jacob auf deſſen hohen Befehl mittheilte; hernach erfuhr es auch des Königs erſter Leibarzt, Herr von Mayenne. Dieſer war ein natürlicher Bruder des Herzogs von Mayenne in Frankreich und theilte auf einer Reiſe zu demſelben, in deſſen Nähe er ſein Freiherrngut Aubonne bei Genf beſaß, dem Herzoge das Geheimniß auf deſſen Begehr mit. Der Herzog hatte es ſeinem Chirurgus verrathen und dieſer verkaufte es, nachdem der Herzog bei der

Belagerung von Montalban geblieben war, für hohe Summen. Hernach hat es der Graf Dygbi ſelbſt nicht mehr verſchwiegen, und von ihm ſelbſt habe ich es gelernt. Aber nicht allein das ſympathetiſche Heilpulver, ſondern auch die Waffenſalbe hat er mich auf die einzig richtige Weiſe zuzubereiten und anzuwenden gelehrt."

„Auch die Waffenſalbe!" kreiſchte der Schiffschirurgus. „Geehrteſter Herr Doctor, Ihr könntet, mit Verlaub, Euern armen und unterthänigſten Diener zeitlebens glücklich machen."

„Ich bin kein Doctor," verſetzte der Fremde kurz.

„Befehlt nur, mit Verlaub, hochgeehrteſter Herr, wie ich Euch tituliren ſoll. Ihr werdet einem armen Schiffschirurgen, der ſein Stückchen Brot kümmerlich genug verdienen muß, nicht zu ſchaden ſuchen."

„Mein Name iſt Flaxmann, ich bin ein armer däniſcher Rekrute, der ſich jetzt in des Siegers Gewalt befindet; wie ſoll ich Euch ſchaden können, Meiſter?"

„Mit Verlaub! Ihr beliebt Euer Incognito beizubehalten und es ziemt Eurem unterthänigſten Knecht nicht, Euch daran zu hindern; aber ein Mann, der eine goldne Doſe führt, welcher in arte medica wohlerfahren, chirurgiam ſtudirt, die berühmteſten Univerſitäten der Welt frequentirt und ſolcher hohen Perſonen, wie der Graf Dygbi, Umgang gewürdigt worden iſt, könnte und dürfte wohl Anſprüche auf beſondere Titel und Ehrenbezeugungen haben."

„Ihr macht da Prämiſſen, Meiſter, die ich Euch nicht zugeben kann," ſagte der Fremde mit einem verſtohlnen Seufzer und der ironiſche Zug ſeines Geſichts hatte ſich in einen ſchmerzlichen verwandelt. „Wer hat Euch denn geſagt, daß ich ein Doctor oder ein vornehmer Mann bin? Beſorgt nichts, Meiſter, daß ich Euch in's Handwerk pfuſche, und ſelbſt wenn ich ein Weniges von der geheimen und ſympathetiſchen Heilkunde verſtände, ſo hätte ich weder Luſt noch Mittel, ſolches auszuüben. Drum gebt nur immerhin etwas von Euerm Wundwaſſer, von Eurer Charpie und eine Binde her." Der Schiffschirurgus reichte Alles mit großer Bereitwilligkeit, devoter Dienſtfertigkeit und einem Anſtrich von dargebrachter Huldigung und großer Neugierde.

„Mit Verlaub," flüſterte er dazu, „ich ſehe, Ihr verſteht auch gar köſtlich, das Blut zu verſprechen und Eure Hand geht gar geſchickt mit dem Bindzeug um. Ihr ſeid gewiß ein Schüler des glorreichen deutſchen Arztes, Doctors Georg Franke von Frankenau, geweſenen erſten Leibarztes des Königs von Dänemark, deſſen hohe Wiſſenſchaft ihren Ruhm in der ganzen Welt ausgebreitet hat?"

„Bedenkt doch, lieber Meiſter, daß der Herr Doctor Franke von Frankenau bereits 1704 ſelig zu Kopenhagen verſtorben iſt, und daß ich zu jener Zeit erſt ſechszehn Jahre zählte. Doch habe ich Manches aus den Schriften dieſes großen Arztes profitirt."

„Ich wüßte einen Mann, der Jahre lang auf dem Waſſer umhergefahren iſt und nicht Gelegenheit gehabt

hat, der Geheimniſſe theilhaftig zu werden, die Eure Geſtrengen als ein Wiſſender erwähnte, obgleich er ſtets ein heftiges Verlangen im Herzen getragen hat, ſich darüber zu unterrichten und den armen Burſchen, denen die Glieder hier zerſchoſſen und zerhauen werden, als wenn man ſie nur gleich ſo wieder neu von Lindenholz ſchnitzen könnte, dadurch nützlich zu werden, und dieſer arme unglückliche Mann iſt, mit Verlaub zu ſagen, Eurer geſtrengen gehorſamſter Knecht, Gabriel Habermann, Schiffschirurgus auf dem Graf-Mörner, Fregatte Seiner Majeſtät des Königs Karls des Zwölften von Schweden. Und fürwahr, Gabriel Habermann würde es Euch Zeit ſeines Lebens Dank wiſſen, wenn Ihr ihn durch Eure Mittheilungen beglücken wolltet."

„Dazu kann wohl Rath werden, Meiſter Habermann," verſetzte Jener leichthin, „doch müßt Ihr Euch ſchon geduldigen, bis wir auf das feſte Land kommen, ſintemal mir hier, wie Ihr wohl ermeſſen könnt, alle Species abgehen."

Der begierige Schiffschirurgus nahm dieſe Antwort für eine bloße Ausflucht an, und ſuchte dem geheimnißvollen Fremden auf eine andre, ſeiner Meinung nach pfiffigere, Art beizukommen.

„Erlaubt doch Euerm dienſtfertigen Knechte," ſprach er, „daß ich auf Eurer Bruſt diejenige Wirkung unterſuchen darf, welche die Euch dort getroffene Kugel, **opponente magia**, angerichtet hat. Ich ſehe das Loch in Eurem Rocke und fürwahr, ich möchte die geheimen Mittel

kennen lernen, mit welchen man die Kraft einer, aus einer fünf Schritt entfernten Piſtole abgefeuerten Kugel, welche bereits Rock, Kamiſol und Hemd durchſchlagen hat, ſich vom Leibe halten kann.“

„Ihr werdet da kaum weiter etwas, als einen rothen Flecken erblicken,“ ſagte der Fremde und entblößte raſch die Bruſt, indem er das rothe Etui, von den lauernden Augen des Chirurgus wohl bemerkt, bei Seite ſchob, und wirklich nur eine rothe leiſe verletzte Stelle zeigte. „Die Wunde iſt ſchon wieder geſchloſſen und bereits in der Heilung begriffen,“ ſetzte er ſchalkhaft hinzu. „Vielleicht kann ich Euch auch dieſen Abend die Kugel zeigen, welche hoffentlich noch heute von mir gehen wird.“

„Und Ihr ſcheint von all dem gar keinen Schmerz empfunden zu haben! Ihr tragt vielleicht einen geheimen Talismann, ein Schiboleth, ein Amulet, welches Paracelſus Zenertum nennt, oder ſonſt ein wunderthätiges Sigill, einen St. Georgenthaler bei Euch, der Euch das Gefühl des Schmerzes raubt? Ich ſeh', mit Verlaub zu ſagen, ein rothes Büchlein auf Eurer Bruſt, ſollte ich vielleicht richtig gerathen haben?“

Der Fremde zog mit ſichtbarer Verwirrung ſein grobes Kamiſol über das feine, mit ſeinem Blute beſpritzte Hemd und ſagte mit einem erzwungenen Lächeln, indem der Schiffschirurgus, ob dieſer Bewegung des jungen Fremden pfiffig bei Seite nickte: „Ihr irrt, Meiſter Habermann, aber ſicherlich habt Ihr ſchon von dem berühmten Diſtichon gehört, welches, alle Tage fünf Mal geſprochen,

indem man die Hand auf den Schaden legt, von allen Schmerzen befreit.“

„Das wäre!“ rief Meiſter Habermann und ſeine ſpannlangen Gedanken waren, wie der Fremde beabſichtigt hatte, vom Etui auf die wunderbaren Verſe gerichtet. „Ich habe wohl des etwas einmal gehört, doch kenn' ich die Verslein nicht. Mit Verlaub, ſagt ſie mir, geſtrenger Herr! Man iſt ja auf dem Graf-Mörner keinen Tag ſicher, einen Hieb oder Stich zu erhalten, und ſo kann man ſo etwas gar wohl gebrauchen.“

„Mit Vergnügen ſollt Ihr nicht allein die gegen den Schmerz, ſondern auch die gegen die Trunkenheit erfahren, die ich ebenfalls weiß.“ Des Schiffschirurgus rothes volles Geſicht verklärte ſich.

„Vulneribus quinis me subtrahe Christe ruinis,
Vulnera quinque Dei sint medicina mei.

Damit vertreibt Ihr die Schmerzen.“

„Und die Trunkenheit! die Trunkenheit! Mit Verlaub!“ fiel ihm der Chirurgus haſtig in die Rede.

„Ihr müßt Euch einen Kranz von Epheu aufſetzen und dieſen Hexameter öftermalen recitiren:

Jupiter his alta sonuit clementius Ida.

So werdet Ihr alle Freuden des Tranks in Eurem Geiſte verſpüren, ohne vom Geiſte deſſelben überwältigt zu werden.“

„Ja, woher einen Epheukranz nehmen, auf dieſem unfruchtbaren Meere,“ ſeufzte der Chirurgus und ſagte den letztern Hexameter mehrmals heimlich nach, um ſich

ihn in's Gedächtniß zu prägen, ohne des Diſtichon gegen die Schmerzen einer Wunde weiter zu gedenken.

Der plötzlich von Wundern umgebene Mann war ſo ſehr in ſeiner Thätigkeit gehemmt worden, daß es einer Erinnerung des Lieutenants Gad bedurfte, um ihn auf die noch nicht geſchnittene und verbundene Anzahl der Verwundeten aufmerkſam zu machen.

„Nun, Freund Habermann," fragte der Lieutenant ſpöttiſch, „habt Ihr endlich durch langen Discurs herausgebracht, zu welcher europäiſchen Viehſorte unſer Bekannter aus dem Kaffeehaus in Hamburg gehört?"

Der Schiffschirurgus gerieth in ſichtbare Verlegenheit; denn an das nationale Herkommen des merkwürdigen jungen Mannes hatte er noch nicht gedacht. Er half ſich aber ſchnell und entgegnete mit geheimnißvollem Geſichte: „Ein Magus iſt er! Ein hochſtudirter Magus, dem alle geheimen Kräfte der Natur zu Gebote ſtehen. Ich zittre an allen Gliedern vor Furcht und Entſetzen, beſter Herr Lieutenant. Eine Piſtolenkugel, die ihm Juel Swale in die Bruſt geſchoſſen, will er dieſen Abend von ſich geben; von der Wunde ſieht man nichts mehr, als einen rothen Fleck, und als er eine Viertelſtunde mauſetodt darniedergelegen, iſt er aufgeſprungen und hat wüthender gefochten, als erſt. Das müßt Ihr ja ſelbſt mit angeſehn haben. Und denkt Euch, ein intimer Freund iſt er des berühmten Grafen Dygbi, Kanzlers Ihrer Majeſtät der Königin Maria von England."

Der Hörer dieſer Worte hätte kein geborner Schwede ſein müſſen, um nicht jenes Grauen zu empfinden, welches der dem Menſchen mit der Muttermilch eingeflößte und in Blut und Saft übergegangene Aberglaube bei Erwähnung eines Uebernatürlichen und Außerordentlichen in die zagende Seele wirft; denn Schweden iſt das Füllhorn alles Glaubens an Geſpenſter, Hexen, Elfen, Nixen, Incuben, Zauberer, an die abenteuerlichen Kräfte all dieſer Weſen, und der muthigſte und tapferſte Mann zitterte, zumal in jener Zeit, vor den unheilvollen Einwirkungen eines vermeintlich mit übernatürlichen Gaben ausgeſtatteten Menſchen.

Der Lieutenant Gad war merklich bleich geworden, und ging, ohne ferner ein Wort zu reden, den Fremden mit ſcheuen Blicken beſtreifend, wieder auf das Verdeck hinauf. Sein verſtörtes Ausſehen verkündete ſchon, daß etwas Außerordentliches vorgefallen ſein müſſe, und Einer und der Andere, der ſich, in Bezug auf ein freundſchaftliches Verhältniß zur Lieutenant, etwas Vertraulichkeit erlauben durfte, trat ihm in den Weg mit der Frage, was es gäbe? Der Lieutenant vertraute ſeinen Freunden, was er ſo eben ſelbſt mit Staunen erfahren hatte, und ſeine Seelenſtimmung ging ſchnell auf die Andern über, und als Gad ſich mit einem wichtigen Amtsgeſichte zum Kapitän gewandt hatte, lief die Kunde von den ſchauerlichen Eigenſchaften des Fremden von Mund zu Mund und die Matroſen plauderten darüber, ſich dann und wann mit beſorglichen Blicken umſchauend, ein Langes und Breites.

Der Kapitän Nerreſ hatte für die ſchauerlichen Phantaſiegemälde ſeines Untergebenen eben keine ſchwediſche Empfänglichkeit; ſtill lächelnd hörte er dem ausführlichen Berichte des Unterlieutenants zu, bis dieſer den Namen jenes zu ſeiner Zeit bekannten Naturforſchers und Ritters, Grafen Digbi, nannte. Nun wurde der Kapitän aufmerkſam, und ging, nachdem er dem Lieutenant die Führung des genommenen Schoners übergeben und Befehle zu deſſen ſchleuniger Ausbeſſerung ertheilt hatte, hinab, um ſelbſt mit dem Fremden zu reden. Dieſer hatte ſich eben in einem Zuſtand von Erſchöpfung, der eben nicht zu Gunſten ſeiner übernatürlichen Kraft ſprach, auf eine der ſchwarzen Kanonen gelegt, und erhob ſich nur mit Mühe, um den ehrerbietigen Gruß des Kapitäns würdig zu erwiedern.

„Wenn es mir auf der einen Seite nicht anders als Leid thun kann, Euch verwundet zu ſehen, mein Herr,“ ſprach Nerreſ verbindlich, „ſo freut es mich auf der andern gewiß eben ſo ſehr, einen ſo tapfern und unerſchrockenen Mann der Krone Schweden vielleicht in Euch erworben zu haben. Kennt Ihr meinen Namen?“

„Ich habe nicht die Ehre, obgleich ich Euch in Hamburg ſah, freilich ohne einen Seehelden in Euch zu ahnen,“ verſetzte Jener mit einem ſeine vornehme Abkunft hinlänglich bezeichnenden Anſtand. „Ihr werdet mich verbinden, wenn Ihr mir etwas Näheres über Euch zu erfahren vergönnen wollt.“

„Darf ich aber auch auf Erwiederung dieſer Gefälligkeit rechnen? Mein Name iſt John Norreß; ich bin Kapitän dieſer Fregatte Graf-Mörner, Kaperſchiff Seiner Majeſtät des Königs von Schweden.“

„Ihr ſeid ein Engländer,“ fiel Jener raſch und lebhaft ein.

„So iſt's, und mein Name ſchon kann das bezeugen. Doch ſeht Ihr, daß ich mit Leib und Seele ein Schwede geworden bin.“

„Doch ſeid Ihr noch immer ein treuer Anhänger Seiner Majeſtät des Königs Jacob des Dritten und ſeines erlauchten Hauſes?“

„Ich bin's!“ verſetzte der Kapitän mit Stolz, „und darf es frei bekennen unter dieſer Flagge.“ Damit deutete er durch die Treppenöffnung hinauf nach den drei goldenen Kronen, auf welche die Sonne eben ihren herbſtlichen Blick warf, und die der Wind prächtig entfaltete.

„Aber wer ſeid Ihr, der Ihr mich zu kennen ſcheinet?“ fragte Norreß jetzt den Fremden.

„Ich hörte einſt Euern Namen an einem andern Orte nennen,“ ſagte der Rekrute, „und ich erinnerte mich deſſen wohl.“

„Wo? wo?“ fragte der Kapitän heftig.

„In St. Germain, im Courſaal eines unglücklichen Königs.“

„Ihr ſeid? —“ fragte Norreß höchſt geſpannt mit bebenden Lippen und ſeine Hand hatte die des Fremden

erfaßt und drückte ſie heftig. „Ihr ſeid! —“ wiederholte er.

„Wir werden belauſcht,“ flüſterte ihm Jener zu und deutete auf des Schiffschirurgus neugieriges Geſicht, das ſich näher hinzugeſchlichen hatte. „Und mein Geheimniß paßt nur für Eure Ohren, Kapitän.“

Morcreß zog den Fremden an der Hand in die Kajüte und in dem hintern Theil derſelben in einen verſchloſſenern Verſchlag, welcher eigends für den Kapitän beſtimmt war; die Thüren wurden von innen verriegelt, und Meiſter Habermann ſah die Umſtehenden mit einem verdrießlichen Schafsgeſicht an.

Viertes Capitel.

Als Kapitän Nemrod mit dem geheimnißvollen Fremden Hand in Hand vertraulich wieder aus der Kajüte trat, war es schon Abend geworden. Ueber das leichtbewegte Meer zitterte das Abendroth in tausend und aber tausend reflektirenden Lichtern, der Wind war umgesprungen und kam nun, obgleich nur in matten Stößen, von Osten. Schlaff hingen die großen Massen von Segeltuch an den Masten und Raaen herab und die letztern klapperten einförmig an den nicht angezogenen Tauen; denn es hatte des Kapitäns befehlendes Wort gemangelt und der Lieutenant Gad hatte sich sogleich nach erhaltenem Befehl an den Bord des Schooners begeben, und war mit demselben nach Nordost gesteuert. Die Verwundeten waren alle schon in ihre Hängematten gebracht worden, Joel Smale hatte bereits hie und da auf dem Verdeck vergossenes Blut mit Sand und Strohwisch abgescheuert, der dritte Theil der Mannschaft war dem Lieutenant Gad gefolgt, die nicht verwundeten Diener hatten sich schon in die Winkel des großen Schiffsraums zurückgezogen und nur die

Rekruten, welche nicht Urſache hatten, mit ihrem Looſe unzufrieden zu ſein, hatten ſich mit den müßigen Matroſen des Graf-Römer um den bejahrten und wohlerfahrnen Steuermann verſammelt und unterhielten ſich mit ihm, ſeinen klugen und behäglichen Anſprüchen und intereſſanten Erzählungen ein aufmerkſames Ohr ſchenkend; denn Otto Berg war der Liebling der Schiffs, und daß man gewohnt war, ſich in allen Fällen ſeinen Rath und ſeine Meinung zu erbitten, bewies jetzt die Ankunft des Kapitäns, welcher mit den Fremden heraufgekommen war. „Berg", ſagte derſelbe, „wann werden wir bei dieſem uns nicht günſtigen Wind in Stockholm ſein?"

„Es kommt allein darauf an, wie Ihr zu ſegeln gedenkt," verſetzte der Steuermann behäglich, „ob mit halbem Wind zwiſchen der Landſpitze und Dornholm hindurch an den gefährlichen Ertholmen hin, oder aber direct gegen den Wind um die bornholmiſche Südküſte herum."

„Ich denke, wir thun beſſer von beiden bei dieſem Winde," verſetzte der Kapitän. „Was hatten Ihr vom Wetter? Das Abendroth könnte uns wohl ſicher machen."

„Herr," ſagte der Steuermann langſam und nach, bedächtig, „ich bin ein geborner Dane und war noch nicht von der Größe und dem Alter jenes kleinen Knaben, als mich mein Vater, der Unterlieutenant auf dem Linienſchiff „die Königin" war, mit gegen die Schweden nahm, als der heldenhafte Admiral Kayſer

den Dänen im Sund zu Hülfe kam. Herr Gott! das sind sechs und funfzig Jahre und ich war damals sechs bis sieben Jahr alt und konnte kaum das Seiten am Ende erschleppen. Das war bald nach dem schrecklichen Sturm der Schweden auf Kopenhagen in der argen Winternacht des 11. Februar 1659, wo der König Karl Gustav, unsers Königs Majestät Großvater, die beste Hälfte seines Heeres, seine besten Generäle und seinen hohen Kriegsruhm verlor. Ich war ein Kind, aber ich verstand den Jubel, der damals durch ganz Dänemark ging. Nachher ging ich mit meinem Vater zur See und habe in der Zeit nicht viel mehr Land betreten, als was man mit einem Sechzigpfünder überschießen kann. Ich kenne das Gewässer hierum vom finnischen Meerbusen bis zum Skager Rak und noch weiter nach Westen und Süden und Norden, wie diese meine rechte Hand, mit der ich nun schon so manches liebe Jahr das Steuer gelenkt habe; denn ich habe den Russen gedient, seit der Zaar Peter sich zuerst aufs Meer gewagt hat und bin nun schon wieder, seit des Königs Majestät aus der Türkei heim ist, das sind nun zwei Jahre gewesen, in schwedischen Diensten, gelockt von den schönen Versprechungen, die der König allen erfahrenen Seeleuten machte, die auf seinen Kaperschiffen fahren wollten. Ich habe sechszehn Seeschlachten mitgemacht in diesem Meere; ich habe unter dem großen Seehelden Juel gedient. — Junge, Du kannst stolz sein, seinen Namen zu führen — und wenn ich

Euch sage, daß ich alle Fahrwasser, Klippen und Sandbänke in diesem Meere kenne, wie die Züge und Linien in meiner Hand, so will ich damit nicht geprahlt, sondern nur so viel gesagt haben, daß ich trotz meinem Alter und ziemlicher Kenntniß des Meeres doch den Himmel und das Wetter nicht so weg habe, wie ich oft in meinem thörichten Wahn glaubte. Es ist ein schweres Ding um die Kenntniß des Wetters und ich habe in meinem Leben nur eine Seele gekannt, die sich darauf verstand, das war ein Orlogsschiffsmann und blieb vor Hamburg, als der vorige König von Dänemark dieser Stadt hart zusetzte und die Huldigung von ihr verlangte; und das Wenige, was ich weiß, habe ich von dem braven Kai Lyke gelernt. Gott habe ihn selig." Die Gesichtszüge des alten Mannes nahmen einen schlaffen frommen Ausdruck an; er faltete die Hände und blickte wie gleichgültig nach dem westlichen Himmel, wo aus dem verschwindenden Abendroth ein weißer gekräuselter Wolkenstreif aufschoß und nach Osten zu immer breiter sich entfaltend hinzog, bis er, im weiten Halbkreise, vom nächtigen Horizonte verschlungen wurde.

Der Kapitän hatte die lange und als Antwort auf seine Frage ganz unpassende Erörterung des gesprächigen Alten mit großer Geduld angehört und dann und wann durch ein freundliches zustimmendes Nicken seine Zufriedenheit mit den Aeußerungen des bejahrten Steuermanns zu erkennen gegeben; nun sagte er mit einem sehr gnädigen Gesichte: „Uns Allen, und vorzüglich mir, ist

Eure große Beſcheidenheit wohl bekannt, Meiſter Reetz; ſagt mir nun, was haltet Ihr vom Wetter nach Eurer ſchlichten Meinung, und danach wird ſich ergeben, wann wir, um Vernhelm bei ſchlimmem und durch die Meerenge bei gutem Wetter ſteuernd, auf directer Fahrt in Stockholm ſein können; denn ich läugne nicht, ich ſehne mich einmal wieder nach Ruh und möchte die Ehre haben, unſerm allerdurchlauchtigſten Könige dieſe allerliebſte Preiſe früh zu überbringen; es iſt das neunte Schiff auf dieſer Fahrt, welches ich aufgebracht und nach Stockholm geſchickt habe, und fürwahr, es iſt nicht das ſchlechteſte. Alſo Eure Meinung, wackerer Meiſter, weiter nichts."

„Wenn Ihr weiter nichts von mir verlangt, Kapitän, als was ich in meinem alten Kopfe ſo denke und vermuthe, ſo muß ich Euch ſagen, daß mir dieſer Weſtwindſtrich nicht ſonderlich gefallen will. Ich denke, dieſe Nacht werden wir noch Ruhe haben, aber morgen Nachmittag kann's krummen. Es naht jetzt die Zeit der Stürme herbei. Die Monate, welche ein R haben, ſchnarchen den Schiffsleuten ſtets was in die Ohren, der erſte fängt ſachte an, der zweite wird ſchon wilder; wir ſind bald Ende Oktober und der dritte wird uns ſein R durch alle Rippen und Planken pfeifen und der Leinwand und dem Takelwerk manch knarrendes Wörtchen erzählen. Wenn wir nun auch noch nicht in Yſtad anlegen, ſo wär's am beſten, wir gingen durch die bornholmſchen Gewäſſer und liefen in Karlskrona ein, warte-

ten ab, was der Himmel verfügt, und trieben dann weiter."

„Schönſten Dank, Meiſter," ſagte der Kapitän, drückte dem an ſeiner Lederkappe rückenden Greiſe die Hand, und wandte ſich wieder zu Flaxmann, den unterdeſſen die Matroſen mit ſcheuen ſtaunenden Blicken gemeſſen hatten. Als ſie einige Schritte ſich entfernt hatten, ſagte Norcroß vertraulich: „Ich wollte mir nun den Kopf abſchlagen laſſen auf die Gewißheit, daß wir morgen Abend Sturm haben. Der Alte iſt unſer untrügliches Wetterglas und wie er in allen nordiſchen Meeren jede Klippe, jedes Fahrwaſſer, jede Untiefe und Sandbank kennt und ſelten das Loth zur Hand zu nehmen braucht, um die Tiefe an den Küſten zu erforſchen, ſo kennt er auch jedes Wölkchen am Himmel und weiß, was es zu bedeuten hat. Man muß aber allemal ſeine ganze Lebensgeſchichte in compendio hören, wenn man ihn um etwas fragt; ich bin das gewohnt und ſchätze deshalb den mir nützlichen Mann nicht minder. Erlaubt nun, daß ich Euch noch einige Inſtructionen gebe; denn wie ich Euch ſchon geſagt habe, morgen Abend muß das Werk ausgeführt ſein, bevor der Sturm beginnt."

„Ihr ſeid mein Engel, Kapitän!" rief Flaxmann mit einem dankbaren Blick und Beide ſtanden lange im Hintergrund, über den die Nacht ſchon ihre Schleier breitete und ſprachen heimlich zuſammen, von den Blikken der Schiffsleute beobachtet, die ſich über die ſchnelle

Freundſchaft der beiden jungen Männer nicht genug verwundern konnten und ihre eben nicht ſcharfſinnigen Bemerkungen, meiſt von der Faſelei des Chirurgus erzeugt, laut und leiſe machten.

Plötzlich trat der Kapitän heran und ſagte zu dem flinken Schiffsjungen: „Juel, ruf doch dem Schoner ein Mal zu, daß er ſich zu uns verfügen möchte; ich habe dem Lieutenant Gad etwas Nöthiges zu ſagen.“ Sogleich ſprang der Junge an die Kanone, die ihm auf ſein dringendes Bitten zur Bedienung anvertraut war, und eh' noch Norcroß zu dem Fremden zurückgekehrt war, flammte die feurige Zunge über das Meer durch die dunkle Nacht, wie ein prächtiges Meteor, und die düſtern Waſſerflächen wurden auf einen Augenblick weithin erhellt, und der gewaltige Ruf rollte donnernd über die Gewäſſer. Kaum war die Donnerſtimme verhallt, ſo ſah man den Schiffsjungen ſchon wieder auf dem Verdeck und zwar mit einer ungeheuren Laterne, in welcher eine ganze Flamme ſtatt Licht brannte. Und wie ein Eichhörnchen am Baumſtamme, ſo kletterte der Knabe in der Finſterniß an den Tauen und Raaen hinauf und erreichte bald den Maſtkorb, wo die Laterne als Zeichen für das befreundete Schiff aufgehängt wurde. Es war noch keine Viertelſtunde vergangen, ſo hörte man ſchon am Rauſchen des Waſſers die Ankunft des Schoners; der Kapitän ließ die Fallreeptreppe auswerfen und befahl dem Lieutenant, ſich herüber zu verfügen.

Der Lieutenant erſchien auf dem Verdeck des Graf-Mörner und beim Scheine einiger Laternen, welche in der Nähe am Fock-Maſt befeſtigt waren, hatte ſich die ganze Schiffsmannſchaft zuſammengedrängt, um zu erfahren, was dieſe unerwartete Verfügung veranlaßt haben möchte.

„Lieutenant Gad," redete der Kapitän dieſen im Angeſicht Aller an, „es hat ſich nothwendig gemacht, daß ich Euch nicht allein das Commando des erbeuteten Schoners, ſondern auch der Fregatte ſelbſt auf vier und zwanzig bis ſechs und dreißig Stunden übertragen muß. Ich bin überzeugt, Ihr werdet mein Vertrauen rechtfertigen. Unſer Bootsmann mag unterdeſſen ſich an Bord des Schoners begeben und dort den Befehl haben. Nähert Euch morgen am Tage der ſchwediſchen Küſte, und lauft, wenn es dunkel geworden iſt und ich noch nicht wieder zu Euch geſtoßen bin, in den Yſtader Hafen ein. Dort erwartet mich. Sollte Euch morgen etwas aufſtoßen, was unſerm König Nutzen oder Schaden bringen könnte, ſo werdet Ihr dasjenige mit Verſtand und Tapferkeit thun, was einem Schweden und treuem Diener ſeines Königs zukommt."

„Man ſoll die Schaluppe zurichten!" befahl der Kapitän den gaffenden Matroſen, und die Burſche überpurzelten einander, um die erhaltene Weiſung zu vollziehen. „Juel Swale!" rief der Kapitän dem Schiffsjungen zu, „Du ſcheuerſt dich jetzt vom Kopf bis zu Fuß in Seewaſſer, und fährſt dann in Deine gallonirte

Livree; nachher will ich Dich noch mit Eau de Lyon einsalben, damit Dir der Theergeruch etwas vergehe. Ferner schaffst Du meine Staatskleider mit Allem, was dazu gehört, ins Boot. Vergiß nicht: einige Strickleitern und Waffen für sechzehn Mann mitzunehmen, wir könnten sie brauchen." Bald war das Befohlene schon in der Kajüte des Boots und beim fahlen Schein der Laternenlampen sah man die nackte Gestalt des Schiffsjungen um das Boot herum sich in die dunkeln Gewässer tauchen und trotz der herbstnächtlichen Kälte derselben sich frei und behaglich darin bewegen. Es verging auch keine Viertelstunde voll des regsten Lebens, während welcher die auf das Boot beorderten Matrosen ihre Vorkehrungen zur Abfahrt machten, als Juel Swale in einen netten Jokei umgewandelt vor seinen Herrn trat. Der Kapitän lobte ihn und wandte sich zum Steuermann: „Wohlan, Meister Reep, Eurer Vorsorge wollen wir uns in dieser dunkeln Nacht anvertrauen. Ihr sollt uns führen. Euer Dienst soll unterdessen nicht zu Eurer Unzufriedenheit versehen werden; dafür bürgt Euch Lieutenant Gad." Der Steuermann befolgte schweigend den Befehl und verfügte sich in die Schaluppe. „Lieutenant Gad," sprach der Kapitän weiter, „Herr Flaxmann hier wird sich an Bord des Schoners begeben und da derselbe im Seewesen keineswegs unerfahren ist, so werdet Ihr Euch nöthigenfalls mit ihm verständigen. Wenn er auch gerade nicht als Commandeur auftreten will, so werden die

Leute des Schoners doch wohl thun, ſeinen Winken zu folgen."

Der Lieutenant war nicht weniger über dieſe neue Verfügung, wie über das ungewöhnliche und vom Kapitän ſtark betonte Prädicat: „Herr" erſtaunt, welches der Kapitän dem ſchlecht gekleideten Fremden beilegte; doch an ſtrengen Befehl gewöhnt, verbeugte er ſich, obgleich mit einem leiſen Kopfſchütteln, welches aber in der nur matt erhellten Dunkelheit der Nacht nicht bemerkt wurde. Bald darauf ertönte der Ruf des Steuermanns aus dem Boote, daß bis auf den Kapitän Alles zur Abfahrt bereit ſei, und Norcroß geleitete den geheimnißvollen Fremden höflich an Bord des Schoners; dort hatten ſie eine lange geheime Unterredung zuſammen, und der Kapitän ſchied endlich nach einer von vielen Schiffsleuten bemerkten herzlichen Umarmung, und begab ſich auf die Schaluppe. Dort hüllte er ſich in ſeinen Mantel; auch Juel wurde mit einem anſtändigen Ueberkleide bekleidet. Der Steuermann ſah den Kapitän fragend an, aber dieſer wartete ruhig, bis Schoner und Fregatte ſo weit entfernt waren, daß das Boot von dort aus nicht mehr geſehen werden konnte, dann ſagte er laut: „Weſtſüdweſt!" und ſogleich ſtrichen die ſtarken Burſche die langen Riemen mit Kraft und das leichte Fahrzeug flog auf der dunklen Meerfluth wie ein vom Bogen abgeſchickter Pfeil dahin.

„Meint Ihr, Reetz, daß wir vor Tagesanbruch in Kopenhagen ſind?" fragte der Kapitän den Steuermann leiſe.

„Herr Gott!“ verſetzte dieſer, „ſo fragte der König Chriſtian der Fünfte von Dänemark in dem für Schweden gar böſen Jahre 1677, nachdem er die Inſel Rügen eingenommen hatte und wieder nach Kopenhagen zurückfahren wollte. Es war am ſechzehnten October, es iſt mir noch erinnerlich, als wenn's vor drei Wochen geſchehen wäre. Ich hatte wohl allerlei am Himmel bemerkt, was mir nicht abſonderlich gefiel, aber ich war ein junges Blut, Unterbootsmann und verſtand nichts vom Wetter; als nun der König fragte, ſtand ich nicht weit davon. Der Kapitän der Fregatte, die beſtimmt war, den Herrn zu tragen, antwortete kurz und als hätt' er dem lieben Herrgott in's Logbuch geſehen oder wiſſe um ſeine Geheimniſſe, weil er ſich Du mit ihm nannte: Dieſe Nacht werden Eure Majeſtät in Höchſtdero Bette ſchlafen. Ich dachte: Na, Sturm und Wind kehren ſich an keines Königs Majeſtät und wenn ſie daher brauſen in ihrer fürchterlich prächtigen Gewalt, dann müſſen die mächtigſten Herren der Erde ſchweigen. Zehn Schiffe begleiteten den König als Geſchwader; Nachmittags blies aber des Herrn Odem und warf uns umher; die Nacht kam heran und die fürchterlichen Anzeigen des Himmels machten uns Allen angſt und bange. Die See tobte fürchterlich und warf uns nach Südoſten, ſo daß der König, wenn er noch hätte hoffen dürfen, vom Himmel verſchont zu werden, fürchten mußte, den Schweden in die Hände zu fallen. Da habe ich geſehen, welch ein armſeliger Menſch ein König iſt, wenn die Hand des wah-

haftigen Königs des Himmels und der Erde über ihm schwebt. Da habe ich einen König beten sehen aus Herzens Grund und ohne Heuchelei, und das ist fürwahr eine große Seltenheit. Ich will Euch aber nur das gesagt haben, auf Eure Frage, Kapitän, daß die Antwort nur der weiß, der die Stürme erregt und sänftigt und in dessen Hand das Weltmeer ein Tropfen ist, der vom Hauche seines Mundes erzittert. Denn denkt Euch, Kapitän, der Sturm hielt damals fünf Tage und vier Nächte an und schon am zweiten Tage früh, als es hell wurde, sahen wir kein einziges Schiff mehr vom Geschwader des Königs. Wir warfen einen Anker aus, aber das Tau zerriß, als wenn ein Knäblein einen Zwirnsfaden zerreißt; wir verloren nach einander die drei großen Anker; der Sturm zerbrach das Steuer und riß es fort, und schon am dritten Tage hatten wir kein Boot mehr. Da war die Noth groß, aber sie sollte noch größer werden. Denn in der dritten Nacht wurden wir an ein Felsenriff, wahrscheinlich an der Küste von Wiekingen, geschleudert, welches das Schiff so sehr beschädigte, daß das Wasser so stark wie ein Mann hereindrang und kaum mit vier Pumpen, an welchen die ganze Schiffsmannschaft arbeitete, ausgeschöpft werden konnte. Die Brandung warf uns in die See zurück und wir sahen unserm Untergang jede Minute entgegen. Der König war auf seinen Tod vorbereitet und sah, wie ein Mann, der nichts mehr zu verlieren hat, in den Kampf der Elemente. In dieser äußersten Noth befahl der Kapitän, den kleinen uns allein

noch übrig gebliebenen Anker auszuwerfen — es war zum Lachen; denn die drei großen waren verloren gegangen und keiner hatte eine Viertelſtunde gehalten; was ſollte uns der kleine nützen? Aber der Herr bedient ſich gar oft eines unſcheinbaren Werkzeugs, um Wunder damit zu verrichten und ſich daran zu offenbaren. Das gute und troſtreiche Sprichwort: wenn die Noth am höchſten, iſt die Hülf' am nächſten, bewährte ſich am König von Dänemark. Der Anker — begreif's Einer! — hielt feſt und rettete uns Alle vom Tode. Als nun am fünften Tage der Sturm nachgelaſſen und der Himmel wieder blau über uns hing, lichteten wir den Anker — der König hat ihn nachher vergolden und zum ewigen Gedächtniß im Zeughauſe aufhängen laſſen — aber wir hatten ja keine Steuer mehr und durften nicht wagen, die Segel aufzuziehen, um nicht an die ſchwediſche Küſte vertrieben zu werden. So trieben wir denn noch zwei Tage und zwei Nächte kreuz und quer auf der See umher, bis wir endlich auf der bornholmiſchen Sandbank — Ihr kennt ſie ja, Kapitän, ſie läuft wohl an die zwölf Meilen ſüdweſtlich von Bornholm und iſt an manchen Stellen zwei bis drei Meilen breit — feſtſaßen, vier Meilen von der Inſel. Da hingen wir nun und konnten nicht mehr von der Stelle. Zum Glück entdeckte uns ein bornholmiſcher Schiffer und ſo kam denn das Volk in mehr denn dreißig Fahrzeugen und holte uns ab. Der König aber ſchlief erſt in der achten Nacht in ſeinem Bette."

„Nun Ihr wißt ja, Greg," sagte Merkroß lächelnd, „daß wir kein Bett in Kopenhagen haben, also sagt nur Eure Meinung. Gesetzt den Fall, es stieß' uns gar nichts auf und der Himmel bliebe uns so günstig, wann glaubt Ihr wohl, daß wir an der Brücke bei Güldenlund anlegen können; denn in den Hafen dürfen wir nicht hinein, das versteht sich von selbst?"

„Wenn Ihr weiter nichts wissen wollt, als meine Meinung, Kapitän, so denk' ich, daß wir in der dritten Nachtwache anlegen können."

„Und Ihr wißt jedenfalls gute Schlupfwinkel in der Nähe von Güldenlund, wo Ihr das Boot ein oder zwei Tage verstecken könnt, bis ich mein Geschäft in Kopenhagen abgemacht habe?"

„Es wäre nicht gut," entgegnete der Steuermann, „wenn ein Mann, dessen Blick, als er zum erstenmal die Augen aufschlug, auf jenes Meer fiel, welches zwischen Seeland und Schonen sich ausbreitet, und sein langes Leben meist auf diesem Meere zugebracht hat, nicht alle Buchten und Meerzungen, ja was sag' ich, alle Gestrüppe und Felsenlöcher kennen sollte. Gebt mir Wind und Wasser, wie ich's brauche, und es soll kein Strich an der Küste von Seeland sein, so weit man ihn mit einem Vierundzwanzigpfünder bestreichen kann, wo ich Euch, und wären die Klippen noch höher und zackiger, nicht dies Boot drei Tage und noch länger verberge. Da war der große Juel, an dem Tage, wo er die schwedische Flotte zerstörte, in Verlegenheit — —"

„Nun wohlan!“ rief Norcroß, und verfügte ſich in die Kajüte, um ſich dem Schlaf zu überlaſſen, woran ihn des Steuermanns neue Erzählung mit Gewalt mahnte, doch dieſer wurde dadurch verhindert, ſeine Fata unter dem großen Juel an ſelbigem Tage zu erzählen. Da er aber ein gar duldſamer Mann war, ſo war er darüber nicht böſe, ſondern that unverdroſſen ſeine Schuldigkeit, und das leichte Fahrzeug ſchoß gedankenſchnell über die ſchwarze Meerfluth hin.

Die Fregatte Graf-Mörner und der von ihr erbeutete Schoner hatten ſich beide nach einander vor Anker gelegt, und die Bewohner dieſer beiden Waſſerpaläſte überließen ſich dem ſanften Schaukeln derſelben auf der beweglichen Meerfluth, welches ſie allmählig in den ſchönſten Schlaf hinüber wiegte, den ein Seemann auf dem Waſſer zu ſchlafen vermag. Ein von der Fregatte ausgeſetztes kleines Boot brachte beide Schiffe mit einander in Verbindung.

Der Chirurgus ging unruhig auf der Fregatte herum und beſah ſich, ſeiner Pflicht gemäß, ſeine Kranken; er war noch einſylbiger als ſonſt und ſprach der Rumflaſche noch häufiger zu. Dabei brummte er aber, ſchüttelte jezuweilen mit dem Kopfe, als gehe er über etwas mit ſich zu Rathe und könne ſich doch für nichts entſcheiden und bei genauer Abwägung des Für und Wider durchaus zu keinem Reſultat gelangen. Die Kranken fertigte er kurz ab und ließ, als er zufällig in die Nähe des Lieutenants Gad gekommen war,

ſeine Augen lange ſtarr und prüfend auf dem Geſichte deſſelben hängen.

„Nun, Meiſter!“ ſagte dieſer mit dem Tone jener hochmüthigen Anmaßung, die, den Augenblick der ihr übertragenen Gewalt benutzend, ſich geltend und wichtig zu machen ſucht, „wollt Ihr nicht auch unſere Verwundeten auf dem Schoner vor Schlafengehen beſuchen?“

„Ich war eben daran, das Boot zu beſteigen,“ verſetzte der Wundarzt, und ſchien den übermüthigen Ton in des Lieutenants Stimme ganz zu überhören, welches ſein widerſpenſtiger Charakter gewiß nicht ertragen haben würde, wären in ſeinem Kopfe nicht eben ganz andere Dinge vorgegangen. „Mit Verlaub, Lieutenant, es wäre wohl unſer Schade nicht, wenn wir dem Herrn da drüben — denn etwas Vornehmes iſt's gewiß — die Ehre anthäten, Eins mit ihm zu trinken. Ich will nicht behaupten, daß es Euch und mir gerade zukäme, ihm das Compliment zu machen, aber Ihr habt doch geſehen, wie der Kapitän mit ihm umging. Doch es ſoll ganz Eurem Ermeſſen anheimgeſtellt ſein; ich muß ja ohnedies hinüber und wäre freilich gern in Eurer Geſellſchaft gefahren.“

Des aufgeblaſenen Lieutenants geiſtige Gaben waren nicht von der Art, um begreifen zu können, daß hinter des Chirurgus Antrag eine ganz andere Abſicht verborgen ſei, als dem fremden geheimnißvollen Manne eine Ehre anzuthun, und er erwiederte deshalb kurz ab:

„So lang ich nicht weiß, wer die Leute ſind, trink' ich mit Keinem, um nicht in Gefahr zu kommen, mich weggeworfen zu haben. Hat Kapitän Norcroß ſeine Gründe gehabt, mir nicht zu ſagen, wer dieſer ſonderbare Mann iſt, ſo habe ich die meinigen, die Geſellſchaft deſſelben gerade nicht zu ſuchen.“

„Es wäre, mit Verlaub zu ſagen, ſowohl Eurem als meinem Intereſſe mehr angemeſſen, die Geſellſchaft dieſes Mannes zu ſuchen. Wir ſind doch Beide von der Natur nicht verwahrloſt, und man könnte vielleicht an dem und jenem abnehmen, was es mit dieſem Herrn Flaxmann und der wunderlichen Nachtfahrt des Kapitäns, die ſicherlich zuſammenhängen, für eine Bewandtniß habe. Mit Verlaub, Lieutenant, würdet Ihr denn böſe ſein, wenn Ihr auf eine liſtige Weiſe hinter das Geheimniß kämt? Und daß es was Wichtiges iſt, geht aus allen Indicien hervor.“

„Nun, wie wolltet Ihr denn mit Eurer Liſt, deren Laſt eine Mücke auf dem Schwanze über den Sund von Seeland nach Schonen trägt, das Geheimniß erforſchen?“

„Ihr müßt Andrer Gaben nicht immer nach den Eurigen beurtheilen,“ verſetzte der Chirurgus giftig. „Und wenn meine Liſt auch nur ein einziges granum salis iſt, ſo hab' ich daſſelbe auf das rechte Fleckchen gerichtet, wo's Wunder wirken ſoll, und mehr als Eure Centnerweisheit.“

„Und dies Fleckchen wäre?“

„Der Fremde iſt viel zu vornehm, um Schiffschirurgus werden zu wollen, was ihm bei ſeinen erſtaunenswerthen mediciniſchen Kenntniſſen ein Leichtes wäre, aber es wird ihm eben ſo leicht ſein, ſich in die vacante Stelle des Kapitänlieutenants zu ſchieben, und daß es ihm auch dazu nicht an den gehörigen Kenntniſſen gebricht, hat man ja deutlich genug aus des Kapitäns eigenem Munde vernommen, als er ihm das Commando über den Schoner übertrug.“

„Was meint Ihr für ein Fleckchen, Meiſter Habermann?“ rief der Lieutenant ungeduldig.

„Ja, es könnte, mit Verlaub zu ſagen, ſogar der Fall ſein, daß dieſer Fremde von hoher Bedeutung ſogar das Commando des Graf-Mörner überkäme, wenn, wie man ſchon geſprochen hat, Kapitän Norcroß ein größeres Schiff als unſre Fregatte zur Führung erhält.“

„Wie heißt das Fleckchen?“ donnerte der Lieutenant in Verzweiflung und packte den Schiffschirurgus bei beiden Achſeln, den kleinen dicken Mann hin und her ſchüttelnd, der in dieſer kurzen Unterredung einem klügern Kopf, als der des Lieutenant Gad war, hinlängliche Beweiſe ſeiner Liſt gegeben haben würde.

„Es heißt: die Brieftaſche, die der Fremde auf der bloßen Bruſt trägt,“ verſetzte Meiſter Habermann lächelnd.

„Die Brieftaſche? Ihr habt Recht! Ja, wer die Brieftaſche hätte!“ rief Gad gedankenvoll.

„Ich verſchaff' ſie Euch, wenn Ihr gemeinſchaftliche Sache mit mir machen und mit hinüber auf den Schoner fahren wollt."

„Ihr?" ſagte der Lieutenant verächtlich mit einem ſpöttiſchen Blick auf den Chirurgus.

„Gebt mir Euer Ehrenwort, mich nicht verrathen zu wollen und fahrt mit hinüber, dann verſchaff' ich Euch die Brieftaſche."

„Der Curioſität halber thu' ich's ſchon, um eine Probe Eurer Schlauheit zu ſehen, von welcher mir noch wenig bekannt worden iſt. Wie aber wollt Ihr's anfangen, Meiſter?"

„Das werd' ich Euch nicht erſt verrathen! Drum laßt mich, mit Verlaub, darüber ſchweigen. Sorgt nur für die Ingredienzien eines guten Punſches!"

„Aber der Fremde iſt ja verwundet und darf nicht trinken. Er hat das Wundfieber jedenfalls ſchon jetzt."

„Dafür laßt mich ſorgen, Lieutenant. Ein Medicus darf ſchon einmal wagen, was dem Volke verboten iſt." Gad vergab ſeinem Stolze etwas und ſagte dem Wundarzte ſeine Begleitung zu.

Dieſer kramte nun noch eine kurze Weile in ſeiner Schiffsapotheke, nahm einige Schachteln und Phiolen mit und ſtieg dann mit dem Lieutenant die Treppe hinab in das Boot. Als ſie das Verdeck des Schoners erſtiegen hatten, empfing ſie Flaxmann mit all der gebräuchlichen Umſtändlichkeit, mit Anſtand und wahrer Höflichkeit gepaart, und da der Schiffschirurgus nicht

anſtand, dem Fremden alle, einem Schiffscommandeur gebührlichen Ehrenbegrüßungen zu erweiſen, ſo wurde der Lieutenant Gad ſelbſt gegen ſeinen Willen fortgeriſſen, ein Gleiches zu thun. Flaxmann ſchien ganz vergeſſen zu haben, daß ihm dergleichen doch eigentlich gar nicht zukäme und unterhielt ſich mit den Angekommenen in einem ſo vornehm freundlichen, herablaſſenden Tone, der den Lieutenant am Ende doch zu ärgern begann.

„Der Lieutenant Gad," ſagte der Chirurgus mit ſeiner behaglichen Pfiffigkeit, „hat nicht unterlaſſen können, mich auf den Schoner zu begleiten, der ich nach meinen Kranken zu ſehen gekommen bin, damit er ſich ſelbſt nach Ew. Geſtrengen Befinden erkundige."

„Ich bin Euch ſehr für Eure Aufmerkſamkeit verbunden, Herr Lieutenant," ſagte Flaxmann mit einer artigen Verneigung; „obgleich mich meine Wunde etwas ſchmerzt, ſo iſt ſie doch von der Art, mir gerade keine großen Moleſten zu machen. Die Geſchicklichkeit unſers wackern Meiſter Habermann hat das Ihrige gethan, um jeder böſen Folge vorzubeugen."

Gad antwortete nicht und warf dem Chirurgus nur zornige Blicke zu. Dieſer aber kehrte ſich nicht daran, ſondern fuhr, um keine Verlegenheit bringende Windſtille eintreten zu laſſen, ſogleich fort: „Die Abende ſind lang und der Schiffer liebt die Geſelligkeit. Das Waſſer ſchneidet Einen ja ohnedies von der übrigen Menſchheit ab. Der däniſche Lieutenant, unſer wackrer

Bootsmann, Meister Pehrsohn und was sonst unter den Rekruten sich zu unsrer Gesellschaft paßt, werden gerade nicht böse sein, wenn ich vorschlage, den Abend in gesellschaftlicher Lust und Heiterkeit bei einander zuzubringen. Wein und Rum haben wir mitgebracht, um einen trefflichen Grog daraus zu brauen, und so dächt' ich, mit Verlaub, wir hingen den Kessel über das Feuer und bäten die Gesellschaft zusammen, während ich zu den zerhauenen und zerschossenen Schlingen umher gehe."

„Euer Vorschlag ließe sich wohl hören," versetzte Flaxmann, „und würde unbedingt von uns angenommen werden, wenn nicht drei von uns verwundet wären, denen der Genuß geistiger Getränke beschwerlich werden dürfte."

„Dieser Besorgniß bin ich, mit Verlaub zu melden, bereits zuvorgekommen," tröstete Habermann. „Ihr, als ein wohl-erudirter Medicus, werdet diejenigen Mittel kennen, welche einer Erhitzung des Blutes vorbeugen. Seht hier in dieser Phiole das berühmte Oleum des großen Arnoldus de Villa nova wider das Fieber, ferner ein Pulver von Biebergeil und Judenpech, welches wir in das erste Glas Grog mischen; auch habe ich einige abracadabra*) mitgebracht, deren

*) Ein Amulet, welches aus einem mit folgender Figur beschriebenen Zettel bestand, zur Abwehr und Vertreibung des Fiebers an den Hals gehängt wurde, und so viel heißen sollte als Vater, Sohn und heiliger Geist, oder der Vater,

Ihr Euch gegen jede böſe Folge mit gutem Nutzen bedienen könnt.“

Der geradherzige Bootsmann Pehrſohn ließ nicht gern eine Gelegenheit ungenutzt vorübergehen, wobei etwas für ſeinen vielbegehrenden Magen zu erlangen war, und da er ohnedies einige Tage abweſend geweſen war, um in Travemünde den Spion zu machen, und ſonach lange keiner geſelligen Zecherei beigewohnt hatte, erhob jetzt ſeine etwas ſchwerfällige Stimme und ſprach:

„Ein Mann, der in allerlei Zauberwerk wohl erfahren iſt, ſollte ſich nicht weigern, mit ehrlichen Leuten zu trinken, aus Furcht vor dem Fieber. Laßt unſern Dänen dort den Firlefanz verſchlucken, den Meiſter Habermann da anſchleppt, der gute Lieutenant wird ſich

---

das Wort, der Geiſt. Man ſchrieb die Erfindung dieſes Amulets, welchem man groſſe Kräfte beimaß, dem Ketzer Baſilides zu.

a b r a c a d a b r a
a b r a c a d a b r
a b r a c a d a b
a b r a c a d a
a b r a c a d
a b r a c a
a b r a c
a b r a
a b r
a b
a

freuen, wenn er ſieht, daß wir die Freundſchaftsflagge aufziehen und ſeinen Gram, die Rekruten nicht nach Kopenhagen gebracht zu haben, im kräftigen Dampfe unſres Tranks verfliegen laſſen. Und wem habt Ihr denn ſonſt die Ehre noch zugedacht, Herr, der heute die See auch hat roth färben helfen?"

„Es iſt dies einer von den Rekruten, ein tüchtiger Seemann und geborner Franzoſe, der ſich ſehr verdient um mich gemacht hat. Er heißt Pierre Courtin und hat heute einen Streifſchuß am linken Backen erhalten."

„O, mit Verlaub!" rief der Chirurgus, „der Backen iſt nicht ſo zerſchoſſen, daß er nicht ein Glas Grog ſo lange darin halten könnte, um es hinab zu ſchlucken, und wäre er es auch, ſo kann ſich Monſieur Courtin des rechten Backen zum Trinken bedienen, und gegen das Fieber wollen wir ſchon ein gutes Präſervativ geben."

Der Bootsmann hatte unterdeſſen den Franzoſen ſchon herbeigeholt.

„Vaintre-bot!" rief dieſer, als er von einem Gelag hörte, „ein Seemann muß genug kaltes Waſſer ſehen, ſoll er nicht was Warmes trinken, was zwar auch ausſieht wie Waſſer, aber ſchmeckt wie Rum und franzöſiſcher Wein mit einem Zuſatz von Zucker? Mir iſt's eben auch recht, daß ich unter die braven Schweden gerathen bin; ſie werden einen Kerl, der kein Kopfhänger iſt und in der Marineſchule in Paris ſein Seeſtudium nicht ganz ohne Erfolg gemacht hat, auch

brauchen können, und wenn ich nicht unter Tordenſchild dienen kann, ſo wird es mir vergönnt ſein, gegen ihn zu dienen.“

„Ihr könnt Beide Dienſte auf der Fregatte erhalten,“ bemerkte Gad.

„Meint Ihr mit dem Andern, meinem Zögling?“ fragte der Franzoſe und deutete auf Flaxmann hin. Der Lieutenant nickte ſtolz mit dem Kopfe.

„Was mich betrifft,“ warf Flaxmann lächelnd ein, „ſo dank' ich Euch ſehr für Eure Güte, mich zu befördern. Aber ich muß in der That meine Beförderung einem Höhern überlaſſen.“

Der Schiffschirurgus warf dem Lieutenant einen ſchadenfrohen Blick zu, aber befürchtend, die gegenſeitige ſchröffe Stellung der Beiden möchte in offenbare Feindſeligkeit ausbrechen und ſein geheimer Zweck dadurch vereitelt werden, zog er ſeine Arzneimittel hervor und begann die Miſchung zum Beſten der Verwundeten. Der gefangene däniſche Lieutenant wurde herbeigeholt und ein Paar Matroſen, von Meiſter Habermann beordert, richteten ſchon Keſſel und Feuer zu, während er ſelbſt ſeinen Umgang bei den Verwundeten hielt. Nach Beendigung dieſes Geſchäftes verfügte er ſich wieder zur Geſellſchaft und hing denen, welche er vor dem Fieber ſichern wollte, zuerſt die Amulete um.

Der Franzoſe riß den Zettel wieder vom Halſe, betrachtete ihn mit einer poſſirlichen Neugierde und warf ihn unter Abſingung eines auf den Schiffen gebräuch-

lichen Begräbnißliedes, wobei er nicht unterließ, einige komiſche Einſchaltungen zu improviſiren, mit karrikirter Zeremonie über den Backbord ins Meer, an welcher Seite des Schiffs bekanntlich bloß die Leichen unehrlicher Leute, nichtswürdiger Buben ꝛc. in's feuchte Grab geſenkt werden. Die Andern lachten und der Chirurgus ärgerte ſich. Der Franzoſe ſchien aber ſeine Inſolenz noch weiter treiben zu wollen, jedoch ganz für ſich, und ohne daß die Andern etwas davon merkten. Als nämlich Meiſter Habermann mit ſeinen Mixturen und Latwergen angerückt kam und jedem Verwundeten mit funkelnden Augen ſeine abgemeſſene Doſis zuertheilte, ließ Monſieur Courtin, entweder weil er pfiffig, ſchlau und gewandt, im Benehmen des Wundarztes etwas Auffälliges bemerkt hatte, oder überhaupt von einem unüberwindlichen Abſcheu gegen alle Medicin erfüllt war, den alten däniſchen Lieutenant und Flaxmann willig ihr Theil zuerſt nehmen. Der Chirurg beobachtete dieſe Procedur mit einer faſt ängſtlichen Aufmerkſamkeit und gab nun auch Courtin das Seinige hin. Dieſer wendete ſich aber, indem er ſich anſtellte, als verſchluckte er ſeine Portion, goß ſie aber raſch durch eine Luke der Kajüte hinaus in das Meer, in deſſen weiten Raum er die Eſſenz beſſer aufgehoben glaubte, als in ſeinem Bauche; dabei wußte er ſo trefflich zu ſpielen, daß Meiſter Habermann ſich völlig überzeugt hielt, der launige Franzoſe habe ſein Theil ſo gut, wie die beiden Andern. Er miſchte hierauf höchſt vergnügt

den Grog und bediente als Wirth die in kurzweiligen Geſprächen ſich ergötzenden Gäſte. Man hatte keine Stunde beiſammen geſeſſen, als der alte Däne über eine nicht zu überwindende Schläfrigkeit klagte und gleich darauf ohne Weiteres ſein Haupt auf den Tiſch neigte und ruhig einſchlief. Flaxmann entgegnete, daß er daſſelbe Verlangen fühle und Habermann erörterte in breiten und langweiligen Demonſtrationen, daß dies Folge des Blutverluſtes ſei, und obgleich die Arzenei das Fieber verhindert habe, ſo dürfe ſie doch den zur Geneſung ſo höchſt heilſamen Schlaf nicht auch aufheben, und er rathe wohlmeinend, ſich demſelben zu überlaſſen. Er predigte aber bereits ſchlafenden Ohren, denn Flaxmann war, von der Macht des Triebes bezwungen, auf der andern Seite des Tiſches eingeſchlummert und der pfiffige Franzoſe, den noch kein Schlaf angewandelt hatte, erheuchelte wenigſtens eine gleiche Müdigkeit. Meiſter Habermann hatte die Wirkung des Schlaftrunkes, den er in die Arzenei gemiſcht hatte, mit wahren Luchsaugen beobachtet; nun da er des Erfolgs ohne jeglichen Zweifel gewiß zu ſein glaubte, winkte er dem Lieutenant verſtohlen und ſagte: „Ich dächte, Lieutenant Gad, mit Eurem Verlaub, wir brächten die Schläfer in ihre Hangematten.“ Der Bootsmann bot ſeine Hülfe an, erhielt aber vom Lieutenant einen Befehl, der ſeine Entfernung nach ſich zog. Sobald ſie ſich allein ſahen, fiel der Chirurg mit einer zur Wuth geſteigerten Neugierde über Flaxmann her, indem

er triumphirend rief: „Seht, Lieutenant, wie ein dummer Deutſcher noch Witz genug hat, das Euch unmöglich Scheinende auszuführen! Die geheimnißvolle Brieftaſche wird ſogleich in unſern Händen ſein.“ Gad gönnte dem ſich aufblaſenden Wundarzt gern den wohlfeilen Triumph, und hatte ſelbſt für weiter nichts Sinn, als das Büchlein, in welchem ſie Beide die Löſung aller Räthſel dieſes Tags vermutheten, an ſich zu bringen. Habermann hatte dem ſchlafendem Fremden das grobe Wamms aufgeknöpft, ſeine gierige Hand ſuchte nach der Oeffnung des Hemdes, und einen Augenblick darauf zog er das verhängnißvolle Etui hervor. Aber ein neues Hinderniß ſtellte ſich ein; es war mit einer Schnur künſtlich am Leibe befeſtigt und der Chirurgus ſuchte vergebens nach einem Knoten, den er zu löſen und nach abgemachter Sache wieder zu ſchlingen gedachte. Er äußerte mit lauten Worten ſeine Verlegenheit und der Lieutenant rieth, vor Neugierde brennend, kurzen Prozeß zu machen und die Schnur zu durchſchneiden. Der Chirurgus wollte Bedenklichkeiten über die Folgen äußern, aber der Lieutenant hörte nichts, ſondern ergriff das Bindezeug des Wunddoctors, um ein Meſſer oder eine Scheere zur Ausführung ſeines Vorſatzes daraus hervorzuziehen. Habermann ſtarrte unterdeſſen mit vor Gierde thränenden Blicken die äußre rothe Hülle des Büchleins an, und entdeckte, daß die Decke von einer Kugel verletzt war. Dadurch wurde ihm die wunderbare Erhaltung des Fremden auf eine natürliche Weiſe

klar und er fing an, einzuſehen, wie es möglich ſei, daß der Wundermann die Kugel von ſich geben könne, ohne gerade ein Zauberer zu ſein. Eine zweite weit ärgerlichere Bemerkung des Chirurgen an der Brieftaſche war, daß dieſelbe mit einem Schloſſe verſehen und kein Schlüſſel, ſolches zu öffnen, zu erſpähen war. Er äußerte dieſen zweiten unangenehmen Umſtand mit einem derben Fluche, doch Lieutenant Gad ſagte trocken: „Haben wir das Ding einmal in der Hand, ſoll uns auch des Schloß nicht kümmern. Geſchnitten muß werden, und es iſt nun einerlei, ob wir die Schnur allein oder auch die Decke des Büchleins mit zerſchneiden; alſo friſch darauf zu!“ Und ſofort ſetzte er ſich in Bewegung. Aber in demſelben Augenblick wurde der Eine rechts, der Andre links mit einer ſolchen Gewalt zurückgeſchleudert, daß ſie ſich überpurzelten und mit unwillkührlichem Zetergeſchrei das Entſetzen, welches ſie erfaßte, ausdrückten. Als die Matroſen herbeieilten, fanden ſie die Lampen verlöſcht, die Beiden zitternd am Boden und die drei Uebrigen ſchlafend auf dem Tiſche liegen. Der Franzoſe Courtin, der ſich die Freude nicht hatte verſagen können, den beiden Sündern dieſen Schrekken einzujagen, hatte ſich ſchnell wieder, nachdem er die Lichter ausgeblaſen, in ſeine vorige Poſition begeben, und ſo fiel es Keinem ein, ihm dasjenige Schuld zu geben, was man vielmehr für Wirkung einer großen magiſchen Kraft hielt, die dem geheimnißvollen Freunde zu Gebote ſtände, und im Augenblicke ſeiner Gefahr ſelbſt ohne ſein Zuthun ihm beiſtehe. Sowohl Habermann als Gad wa-

ren von neuem ſo furchtbaren Grauen befallen, daß es Keiner wagte, ſich dem ſonderbaren Manne zu nähern. Sie gingen wie begoſſene Hunde davon, überließen die Schläfer ihrem Schickſal, ließen ſich auf die Fregatte überſetzen und ſuchten, ſich vor einander ſchämend, das Lager. Nichts aber gleicht dem Schrecken des Chirurgus, als er am andern Morgen mit ſichtbarer Verlegenheit auf das Verdeck des Schoners ſtieg, um ſeine Kranken zu beſuchen, und Flaxmann ihm frei entgegen trat und die dunkelgeſponnene Liſt nebſt der verunglückten Ausführung Zug für Zug vorhielt. Der beſtürzte Mann ſank in die Knie und erhob ſeine Hände jammernd zu dem fremden unbegreiflichen Manne. „Vergebt, vergebt!“ rief er, „ich erkenne, mit Verlaub, Eure große Macht. Ich war ein Blinder und irre Geleiteter!“

„Euch ſoll vergeben ſein,“ verſetzte Flaxmann. „Merket an dieſer Lection, daß die mir zu Gebote ſtehenden Geiſter mich nie verlaſſen. Ich wußte ja, daß Ihr mir einen Schlaftrunk gabt, aber ich wollte doch ſehen, was Ihr bezwecktet und Euch meine Macht ahnen lehren.“

Von dieſem Augenblicke an galt der Fremde für eine Art überirdiſchen Weſens auf beiden Schiffen, und der im höchſten Grade abergläubiſche Lieutenant Gad wagte keinen Fuß am Bord des Schoners zu ſetzen.

Fünftes Capitel.

Ein ſchöner freundlicher Herbſttag lag auf den nordiſchen Gegenden. Die Nebel, welche faſt das ganze Jahr über auf den Gewäſſern laſten, hatte die klärende Herbſtſonne verdrängt und ihre Kraft gewährte eine weite köſtliche Ausſicht auf die blaue Fluth und die hellen Küſten.

Der Kronprinz Chriſtian von Dänemark hatte zu Ehren Kathinkas, der Gemahlin des ruſſiſchen Zaars Peter, welcher mit derſelben einen Beſuch in Kopenhagen machte, eine glänzende Jagd einige Meilen nordweſtlich von Kopenhagen angeordnet, und man ſah an dieſem Morgen eine Menge Hofherren zu Pferde und Hofdamen zu Wagen aus der Reſidenz eilen, theils um ſelbſt den Freuden der Jagd an einem ſo herrlichen Tage, wie dieſer zu werden verſprach, theilhaftig zu ſein, theils um durch Anſchauen der Luſt Vergnügen zu empfinden. Einige von den Damen ſchienen, nach ihrer Kleidung zu ſchließen, ſelbſt gewillt, als Nymphen der Diana die Spur des Wildes mit zu verfolgen, und an der Spitze dieſer muthigen Amazonen ſah man die Zaarin; andre dagegen — und das war die Mehrzahl — eilten nur an den Platz des

Vergnügens, um ſich zu zeigen und auf dem nicht weit von Güldenlund ohnfern dem Seegeſtade gelegenen königlichen Jagdſchloſſe ſich nach beendigter Jagd mit Tanz und andrer Kurzweil zu ergötzen.

Nicht fern von der Seite des Zaars und des Kronprinzen ſah man eine junge Dame zu Pferde, mit all jenen romantiſchen wild-ſchönen Reizen einer Amazone geſchmückt, mit jenem weiblich gebieteriſchen Weſen, jenen feurigen raſchen Blicken und den kühnen Zügen, womit die bedeutungsvolle Götterſage die Beherrſcherin der Wälder, die Jägerin Diana, ausgeſtattet hat, nur fehlte in dem imponirenden Geſichte der Reiterin jener ſtarke Zug kalter Keuſchheit, welcher von einer andern Seite die Göttin als nächtliche Himmelsdurchwandlerin charakteriſirt; vielmehr blickte aus dem Auge der däniſchen Jägerin etwas Begehrliches, ſpielte um ihren Mund etwas Lüſternes, welches die Männerwelt ſtärker anzuziehen pflegt, als die freudenloſe Keuſchheit der Mondgöttin. Die alſo bezeichnete Schöne hatte die ſteife Tracht ihres Zeitalters, in ſofern ſie der leichten Bewegung einer reitenden Jägerin hinderlich war, mit einem ungezwungenen grünen Jagdrock vertauſcht, ebenſo ſchien ſie in ihrem übrigen Aeußern gefliſſentlich eine gewiſſe Nachläſſigkeit zu affectiren, die in ſtarkem Widerſpruch mit der geſpreizten Gezwungenheit der übrigen Damen ſtand. So war an die Stelle des hochfriſirten gepuderten Haarputzes, des gewaltigen Toupés, ein leichter ſchottiſcher Kopfputz getreten, in welchem

manche Hofleute auch außerdem noch eine beſondre politiſche Bedeutung ſuchten. Ein Paar natürliche Locken quollen unter dem geſtreiften Baret hervor und fielen auf die halb entblößte bräunliche Schulter herab; der volle Buſen wogte feſſellos im bunten Mieder, über welches der grüne Reitrock nur zur Hälfte geſpannt war. Wer ſich alſo von den damals weit ſtärkern Feſſeln der Mode loszuſagen im Stande war, um einen ſchönen Körper im vortheilhafteſten Lichte zu zeigen, mußte von Leib und Seele ein ganz außerordentliches Weſen ſein, und wirklich entſprach ein herrlicher ſchlanker Wuchs, ein reizendes Geſicht von etwas gedämpfter Farbe und ein großes brennendes Auge dieſer Vorausſetzung. Jezuweilen ſah die ſtolze Reiterin auf die Hofſchranzen, die ihr in Menge zur Seite ritten, mit einem Blick voll kalter Gleichgültigkeit herab, dann wurde ihr ſchön geſchnittener Mund wohl recht häßlich verzerrt, und wenn ſie ja auf die faden Schmeicheleien, die man ihr von allen Seiten zuzuflüſtern ſo geſchäftig war, etwas erwiederte, ſo geſchah es mit ſo viel verſtecktem Hohn, daß der günſtige Eindruck, den der erſte Anblick dieſes hohen Frauenbildes auf ein für Schönheit empfängliches gefühlvolles Herz hätte machen können, durch die Wahrnehmung dieſer entſtellenden Züge gewiß wieder verwiſcht worden wäre. Zu ihrer rechten Seite ritt ein äußerſt geputzter junger Mann von mittler Statur, jedoch mager und unanſehnlich; um ſeine Schläfe und ſein Kinn flog ein dürftiges röthliches Haar, in ſeiner

zurückgedrückten Stirn lag gar nichts, ſein flaches, farbloſes Geſicht zeugte von Geiſtloſigkeit und nur aus ſeinem blinzelnden Auge ſprach ein Geiſt, aber ein unheimlicher hämiſcher, der Geiſt der Lüge und Hofcabale. Der Ausdruck des Auges gab ſeinem ganzen Weſen etwas Lauerndes. Wirklich vermeigte er ſich bald zur Reiterin, bald zu ſeinem Nachbar, bald vor, bald hinter, und während auf ſeiner Lippe faſt immer eine ſüße Flachheit ſchwebte, lauerten Aug' und Ohr auf Worte, Blicke, Mienen und Bewegungen ſeiner ganzen Umgebung.

Plötzlich ſah man den Kronprinzen, einen ſchwächlichen aber nicht unintereſſanten Jüngling, ſich von dem Zaar wenden und an die ſchöne Reiterin heranſprengen; ehrerbietig wichen die Hofleute zurück, und nur der eben bezeichnete Reiter zur Rechten hielt ſich nicht ganz ſo weit entfernt, als die Uebrigen, und behauptete durch ſeine Nähe irgend ein Recht auf die Dame.

„Sie werden mir doch erlauben, meine werthe Gabriel, Ihnen das erſte Stück Wild, welches mein Arm heute erlegt, als Steuer und Tribut Ihrer Schönheit, zu Füßen legen zu dürfen? Ich habe vor Kurzem noch gehört, daß Sie die edle Kochkunſt trotz unſerm Küchenmeiſter von Grund aus verſtehen ſollen, und wenn Sie mir verſprechen, das Wildpret ſelbſt zuzubereiten, ſo lade ich mich zu Gaſt bei Ihnen dazu."

„Sie ſind ſehr gütig, königliche Hoheit," verſetzte die Dame, „mir die Gunſt, das Mittel Ihrer Belohnung zu ſein, vergönnen zu wollen. Dem Sieger ge-

höret der Preis; ich werde ihn braten und Eurer Hoheit vorsetzen. Aber was soll ich mit dem Fell und dem Geweih anfangen? Soll ich Ihnen die etwa auch braten oder auf eine andere Weise zurecht machen, mein Prinz?"

„Ich bitte Sie, Fräulein, Ihrem Bräutigam ein Paar Beinkleider aus dem Felle gerben zu lassen. Und mit dem Geweih — — i nun zum Geweih wird sich ja wohl auch ein Liebhaber finden."

„Mein Himmel!" rief Fräulein Gabel mit erkünstelter Bestürzung, „Sie wünschen wohl, daß ich das Geweih meinem Bräutigam auch gegerbt oder ungegerbt zu beliebigem Gebrauch überlasse? Oder soll ich mit dem Geschenk warten, bis mich der Kammerjunker Eurer Hoheit, Baron Raben, aus dem Brautstande erlöst hat?" Bei diesem indecenten Scherze ließ sie ihre Augen mit dem Ausdrucke höchster Verachtung auf dem glatten Reiter rechts ruhen, dessen Gesicht einen grinsenden Ausdruck annahm, während der Kronprinz in ein lautes Lachen ausbrach, in welches die übrigen Höflinge in der Nähe einstimmten, ohne recht zu wissen, worüber sie lachten.

„Willst Du Fell und Geweih des Hirsches zum Geschenk annehmen, Raben?" sagte der Prinz den gepuderten fartigen Jüngling. „Du sollst auch das Fleisch mit verzehren helfen. Fürwahr, ein Paar derbe hirschlederne Hosen werden Dir besser stehen, als dieser fartige Plunder, der an Deinen Beinen herumschlodert.

Und ich will, daß alle meine Kammerjunker wildlederne Beinkleider tragen sollen. Das Geweih kannst Du Dir in Deinem Wohnzimmer an die Wand nageln lassen und Jedermann wird Dich für einen passionirten Waidmann halten.“

„Ich sehe das Geschenk für eine Gnade Eurer Hoheit an,“ lispelte der Kammerjunker Raben; das Auge des Fräulein Gabel glühte zornig und über ihre wibrig verzogenen Lippen flog ein Wort, das wie „Pinsel!“ klang; der Prinz lachte wieder, warf der reizenden Reiterin einen Blick voll Huldigung und Vertraulichkeit zu, und lenkte sein Pferd dicht an das ihrige. Der Bräutigam blieb zurück, indeß der Prinz in ein angenehmes Gespräch mit dem Fräulein kam, welches lange und, wie es schien, von beiden Seiten mit viel Wärme geführt wurde, bis auch der Zaar, an der schönen Reiterin ebenfalls Wohlgefallen findend, hinzukam und sich in das Gespräch mischte.

Nachdem der Kammerjunker lange in einiger Entfernung hinter seiner Braut und seinem Herrn hergeritten war, fing er an einzusehen, daß er hier eine etwas lächerliche Rolle spiele; er hielt also sein Pferd zurück und ritt bald darauf neben einem der Wagen, in welchen die Hofdamen einlogirt waren.

Aus diesem Wagen beg sich auf seinen Gruß ein weibliches jungres Gesicht, welches eben nicht mit den das Männerauge sogleich bestechenden Reizen jugendlicher Schönheit ausgeschmückt war, aber bei näherer

und genauerer Betrachtung gewahrte man in derſelben ſo viel weibliche Grazie, züchtige Sitte und ein Uebermaaß von Güte und Edelſinn, daß man gar bald den Mangel hoher Schönheit vergaß. Das dunkelblaue Auge dieſer Dame ſchwammen im lebendigen und gewaltigen Ausdrucke einer reinen, gefühlvollen Seele, die Formen des Geſichts und des übrigen Körpers hatten etwas unbeſchreiblich Edles, und aus ihren ungezwungenen Bewegungen entfaltete ſich die duftendſte Blüthe der höhern Weiblichkeit, die Blume der Sanftmuth.

„Ihre Baſe hat heute einmal wieder ihre Capricen, mein Fräulein,“ redete der goldlockenbärtige Kammerjunker Raben die Dame im Wagen an. „In ihre Launen ſich finden wollen, hieße Waſſer mit einem Siebe ſchöpfen.“

„Schätzen Sie ſich doch glücklich, dieſe Launen ertragen zu dürfen,“ verſetzte die Dame mit einem leichten angenehmen Lächeln, „denn dafür haben Sie ja den ungeheuern Triumph gefeiert, den Lord Palmerſtone ausgeſtechen zu haben. Ich weiß eine Zeit, Herr Kammerjunker, wo Sie keinen Preis für zu hoch geachtet hätten, um nur der Gegenſtand der ſeltſamen Launen dieſes ſeltſamen Mädchens zu ſein. Sie haben Ihr Ziel erreicht, ohne weiter einen Preis zu zahlen, ein Opfer zu bringen. Was wollen Sie noch weiter? Sind Sie nicht der beneidetſte Mann am däniſchen Hofe? Sind Sie nicht der glückliche Bräutigam der ſchönen, von Aller Mund gefeierten Friederike von Gabel?“

„Leider!“ verſetzte der Kammerjunker mit einem Seufzer, der das loſe Mädchen im Wagen recht herzlich zum Lachen brachte. Auch die übrigen Damen im Wagen ſtimmten gar nicht an, den Kammerjunker ohne Rückhalt ins Geſicht auszulachen, der über ſeine unverſtändige Expectoration, die ihm in einer Anwandlung von Unmuth entſchlüpft war, er wußte ſelbſt nicht wie, dermaßen erſchrak, daß er zuſammenfuhr und ſich furchtſam nach allen Seiten umſah, um ſich zu überzeugen, daß ſeine Unbeſonnenheit nicht zu allzuviel Ohren gedrungen ſei und ihm ſchaden könne. Sein beſchränkter Kopf gab ihm kein anderes Mittel an die Hand, ſich bei den Damen im Wagen aus einer für ihn großen Verlegenheit zu ziehen, als die Worte: „Leider,“ wollte ich ſagen, „bin ich von den großen Vorzügen der Fräulein von Gabel ſo ſehr durchdrungen, daß ich für ihre kleinen Fehler gar kein Auge habe.“

„Dazu will ſich Ihr „Leider!“ ſchlecht paſſen!“ verſetzte die Dame lächelnd. „Und wenn Sie ja kein Auge für die Fehler meiner Muhme hätten, weshalb wären Sie gekommen, ſich bei mir über ihre Launen zu beſchweren!“

„Mein werthgeſchätztes Fräulein von Ote,“ winſelte der Kammerjunker, „ich leide heute an meinem Nervenübel; ſchieben Sie meine unglückliche Klage auf dieſen böſen Umſtand; ſobald mich mein Uebel plagt, bin ich jedesmal geneigt, die Dinge weit ſchwärzer anzuſehen, als ſie wirklich ſind. Ich bitte Sie deshalb

dringend, lassen Sie mich die Folter meiner schwachen Natur nicht entgelten, verrathen Sie meiner Braut nicht, daß ich in einem Anfalle meiner Nervenschwäche ein Paar unverständige Worte über die Herrlichkeit habe fallen lassen, der ich nicht werth bin, die Schuhriemen aufzulösen. Sie wissen ja, Christine, wie ich Friederiken vergöttere, anbete."

„Ich weiß ja Alles!" rief Christine von Dergenig. „Aber wie können Sie mich für eine Hochverrätherin, für eine Majestätsverbrecherin an einer so heiligen, göttlichen, folglich ganz übermenschlichen und überirdischen Liebe halten? Nein, mein Freund, ich weiß Sie zu schätzen sammt Ihrer Liebe. Mein Ihre schwachen Nerven verschulden, soll Ihr wohlwollendes Herz nicht durch mich entgelten. Hier haben Sie meine Hand darauf und die übrigen Damen schwören Ihnen in meine Hand hier zur Stelle einen feierlichen und leiblichen Eid, daß unsere flachen Zungen keine Silbe verrathen, die Ihre schwachen Nerven unaufgefordert entgeplaudert. Wahrlich, meine Freundinnen, schwören Sie!"

„Wir schwören!" riefen Alle mit einem komischen Pathos und der nun zufriedengestellte Kammerjunker verneigte sich hochvergnügt, um den verschwiegenen Damen seine vertraulichsten Danksagungen abzustatten.

Bald trottirte er wieder hinter seiner schönen Braut her, um nöthigen Falls gleich zu ihren Diensten bei der Hand zu sein, und die Damen im Wagen belach-

ten noch eine Zeit lang die Angst des glücklichen Bräutigams.

Der Zug hatte sich noch nicht den Waldungen genaht, welche sich nordwestlich von Kopenhagen, in der Nähe der Meerenge von Helsingör landeinwärts nach Frederikssund ausbreiten, als sich unter dem Gefolge des Kronprinzen das von den zur Jagdfrohn aufgebotenen Bauern herrührende Gerücht verbreitete, es sei Abends vorher ein reicher englischer Graf bei der Durchreise durch den Wald von Helsingör nach Kopenhagen von einem Räuberhaufen überfallen und seiner Equipage nebst Gepäck beraubt worden; er habe nur das Leben und eine Geldsumme, die er bei sich geführt, gerettet und liege mit seinem Jokei und Kutscher in einem nahen Dorfe.

Man erzählte sich gegenseitig viel von dieser Räuberbande, und gab mehrere Beispiele ihrer Gewaltthätigkeit zum Besten; hier hatten sie einen Wanderer überfallen, dort einen Meierhof geplündert, und es konnte nicht fehlen, daß das Gerücht von der Beraubung des vornehmen Engländers zu des Kronprinzen Ohren drang. Höchst erbittert über die Unbill, die einem angesehenen Fremden in den dänischen Staaten und auf der Insel Seeland selbst und zumal bei der Anwesenheit des russischen Zaars widerfahren war, gab der Kronprinz zur Stelle Befehle zur Verfolgung der frechen Räuber, aber er hielt es eben sowohl auch für seine Pflicht, dem Beraubten die größte Theilnahme

an dem erlittenen Unfall zu bezeigen und durch herablassendes Wohlwollen den Verlust in etwas zu vergüten; und der Zaar stimmte ihm hierin bei. Der Prinz und der Zaar beschlossen demnach, die Jagdroute über das bezeichnete Dorf zu nehmen, und den Grafen, wenn derselbe anders Lust dazu bezeige, in die Jagdgesellschaft auf- und des folgenden Tags mit nach Kopenhagen zu nehmen. Mit diesem raschen Beschluß geschah vorzüglich sämmtlichen Damen ein sehr großer Gefalle: denn kaum waren einige Worte von dem Unfalle des fremden Grafen verlautet, als auch von der sämmtlichen weiblichen Begleitung des Jagdzugs von nichts weiter gesprochen wurde. Die Damen schienen sich eine besondere Freude daraus zu machen, ihre Neugierde gegenseitig auf den höchsten Grad zu spannen, und die ausgesprochenen Muthmaßungen, ob der Fremde jung oder alt, schön oder häßlich, angenehm oder englisch finster, verheirathet oder ledig sein möchte, waren eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung. Je näher man dem Dorfe kam, desto gespannter wurde die Erwartung, und als der Zug angelangt war, sah man sämmtliche Damen aus den Wagen steigen und sich in einen Kreis um den Kronprinzen drängen, welcher einen Kammerjunker in das Wirthshaus schickte, um dem Grafen Condolenz und Einladung zu überbringen. Nun waren alle Blicke auf die Hausthüre gerichtet, selbst das Fräulein von Gabel sah unverwandten Aug's dahin und fühlte dabei eine innere Regung, die ihr stärker vorkam als ge-

wöhnliche Neugierde. Wer auf dieſe Weiſe erwartet wird, hat natürlich die Meinung Aller ſchon für ſich; weiß er ſonſt noch äußere Vorzüge zu zeigen, ſo hat er gewonnenes Spiel. Das Ungewöhnliche und Seltſame iſt der glücklichſte und raſcheſte Sieger über das weibliche Herz.

Eine allgemeine Bewegung höchſter Ueberraſchung entſtand, als der Fremde, dem Kammerjunker folgend, in der Thür erſchien und ſich mit dem höchſten Anſtand und der liebenswürdigſten Ungezwungenheit gegen den Zaar und den Prinzen und den Hofſtaat, vorzüglich gegen die Zarin und die Damen verbeugte. Dieſer Anblick überflog ſelbſt die ſcherzhaft-kühnſten Erwartungen; denn dieſer junge Mann zeigte ein ſo vollendetes Aeußere, auf ſeinem reizenden Geſicht war keine Spur des berüchtigten engliſchen Ernſtes zu finden, ſein großes, dunkles, lachendes Auge bezauberte gar Viele alle Damen. Und wie reich er ſein mußte, konnte man aus ſeiner koſtbaren und fürſtlichen Kleidung abnehmen, die an gefälliger Form und einfacher, von mehrem Geſchmack zeugender Pracht in der ganzen Geſellſchaft nicht ihres Gleichen fand, und doch ſchien dies ſeine gewöhnliche Kleidung zu ſein, ſo ungezwungen bewegte er ſich darin, auch war er keineswegs ſo geputzt, wie man wohl vor ein fürſtliches Haupt zu treten pflegt. Der Kammerjunker nannte dem Kronprinzen drei Namen des Engländers und in wenig Minuten flogen die Worte: „Graf Digby“ von Mund zu Munde, und man hörte wohl hie und da den Zuſatz: „Ein alter berühmter Name! Wahrſcheinlich ein naher Verwandter

des Kanzlers der Königin Maria! Vielleicht ein Jacobit!“ Der Kronprinz begrüßte den Grafen mit einer gefälligen Handverneigung und dieſer folgte ſofort dieſer Einladung, trat näher heran, verneigte ſich abermals und ſagte gewandt: „Faſt möchte ich meinen kleinen Unfall nur als einen Glücksfall preiſen, da er mir die hohe Gnade Eurer königlichen Hoheit zu Wege gebracht hat, die mir plötzlich in ſo glänzender Herrlichkeit aufgeht, wie die Sonne nach einem kleinen Gewitterregen.“

Der Kronprinz verſtand gerade ſo viel engliſch, um den Sinn der Worte des Fremden zu faſſen, und fühlte ſich durch das feine Compliment ſehr geſchmeichelt; er ließ alſo dem Fremden durch den Kammerherrn von Gersdorf, der gewöhnlich des Prinzen Dolmetſcher zu machen pflegte, ſeine volle Gnade, jegliche Unterſtützung und unabläſſige Verfolgung der Räuber, ſo wie nach Habhaftwerdung derſelben ihre ſtrenge Beſtrafung verſichern. Der engländiſche Graf verbeugte ſich lächelnd, dankte mit ſehr viel gewandten und feinen Worten für dieſe unverdienten Gunſtbezeugungen, und ſagte, daß er zwar durch den Ueberfall mehrere tauſend Pfund verloren, deſsohngeachtet aber in ſeinem Portefeuille und Beutel ſo viel gerettet habe, um ein halbes Jahr mit Anſtand leben zu können, daß er auch bei einem Kopenhagner Wechſelhauſe mehrere tauſend Pfund zu ſeiner Dispoſition vorfinden werde und deshalb durchaus nicht in Verlegenheit kommen könne; er werde ſich aber erlauben, das volle Maaß der kronprinzlichen Gnade auf den einen Punkt hinzuleiten, daß

er ſich die Freiheit nehmen würde, Seiner Königl. Hoheit öfter unterthänigſt aufzuwarten, und, wenn die Räuber eingefangen würden, um ihre Begnadigung zu bitten, da ja ſolch' armen Teufeln, die doch das Herz auf dem rechten Flecke ſitzen hätten, eine ſo kleine Remuneration, die ſich noch dazu ſehr unter ſie austheilen werde, doch auch zu gönnen ſei.

Die originellen und gewandten Aeußerungen des Grafen wurden bewundert und belacht. Alles war entzückt, einen ſo feinen und trefflichen Geſellſchafter ſo zufällig gewonnen zu haben, und die Damen freuten ſich vorzüglich auf den Abend, wo ſie dieſen Adonis, dies Muſter eines vollendeten Hofmanns, ganz zu beſitzen hofften, und manche machte im Stillen ſchon ihre Pläne, wie ſie den herrlichen Tänzer — denn das mußte er ſein — feſſeln und für ſich gewinnen wolle.

Der Kammerherr von Gersdorf ſtellte nun zuvörderſt als Zeremonienmeiſter des Kronprinzen, um keine Form zu verletzen, den Grafen Digby dem Zaar, der Zaarin und der Suite vor und machte ſie mit deſſen Unfall bekannt, wovon ſie bereits Alle wohl unterrichtet waren. Hernach ſtellte er dem Grafen die ganze Geſellſchaft einzeln vor und machte bei den Damen, und zwar beim Fräulein von Gabel als der nächſten, den Anfang. Kaum war ihr Name genannt, als ein Blick aus des Grafen wunderſchönen Augen auf ſie fiel, der ihr in die innerſte Seele drang.

Als die Zeremonie vorüber und einige Erfrischungen eingenommen waren, wurde dem Grafen ein Pferd vorgeführt und ihm Jagdgewehr überreicht. Sein Jokei und Kutscher wurden befehligt, ihres Herrn im Jagdschlosse des Kronprinzen, ehmeit Güldenlund zu warten.

Der Graf ritt zwischen dem Kronprinzen und dem Fräulein und erzählte auf Beider Wunsch seinen Unfall, jedoch mit so viel gefälligem Humor, daß die Reiterin mehrmals in lautes Lachen ausbrach und zuletzt sich und der ganzen Gesellschaft, in des Grafen Ton glücklich einstimmend, zu dem an dem neuen Begleiter begangenen Raub gratulirte, der ihnen zu einer so höchst angenehmen Unterhaltung verholfen habe. Ehe die Jagdgesellschaft am Orte anlangte, von wo aus man sich nach den angegebenen Punkten zerstreuen sollte, war der Graf schon ganz einheimisch, alles Fremde war zwischen ihm und der Gesellschaft verschwunden, die Damen und vorzüglich Fräulein Gabel, in deren Nähe sich der schöne Mann stets befand und die deshalb allgemein beneidet wurde — wie ungern saßen die Andern in den Wagen, wie gern hätten sie nun auch Pferde bestiegen, um den angenehmen Fremdling zu umschwärmen! — Fräulein Gabel fand vorzüglich, daß der Graf alle jene schönen Eigenschaften zusammen im vollkommenen Grade besitze, welche die Neugierde vorhin nur einzeln an ihm gewünscht oder erwartet; er war jung, schön, liebenswürdig, gewandt, geistreich; man sah und hörte es ihm an, er kannte Welt und Hof genau, er war von hoher Geburt, reich und unabhängig,

und wie ſie aus einigen ſeiner Aeußerungen mit Gewißheit ſchließen konnte, noch unvermählt.

Auf einer etwas hoch gelegenen Waldfläche waren mehre Zelte aufgeſchlagen, in welche die Geſellſchaft einkehrte und worin ſich's die Damen, außer Fräulein von Gabel, bequem machten; denn ſie, die Glückliche, ritt an des herrlichen Engländers Seite auf das gegebene Signal über Stock und Stein auf und davon in den herbſtlich bunten Wald, das flüchtige Wild zu erjagen.

Der geputzte Bräutigam des Fräuleins, der gelockte Kammerjunker Raben, machte für ſich ein ſaures Geſicht, ſobald er ſich aber nur von einem Blick der ihn Umgebenden beachtet ſah, verwandelte es ſich in ein zuckerſüßes. Zu ſeinem größten Verdruſſe nöthigte ihn Dienſtpflicht, in der Nähe des Prinzen zu bleiben. Die Jagd brauſte bald nach allen Richtungen durch den Wald, das erlegte Wildpret wurde nach den Zelten geſchafft, aber zum unbeſchreiblichen Neid der Damen, erfuhr man von den Trägern, daß der Graf Digby den größten und ſchönſten Hirſch geſchoſſen und dem Fräulein von Gabel verehrt habe! Ein gleiches Geſchenk erhielt ſie vom Zaar, ein gleiches vom Kronprinzen; ſie war die Gefeierte des Tags.

Als die Geſellſchaft ſich am ſpäten Nachmittag wieder unter den Zelten verſammelte, konnte es einem ſo ſcharfen Auge, wie das des Fräuleins Chriſtina von Ove war, nicht entgehen, daß zwiſchen ihrer Muhme und dem engländiſchen Grafen vertrauliche Annäherungen ſtatt gefunden hatten, die ſie beunruhigten. Chriſtinens klarer Geiſt

begriff leicht, wie dieſer Mann, den ihnen ein wunderliches Schickſal ſo plötzlich in den Weg geworfen, Friederikens eigenthümliches Weſen anſprechen müſſe, wie noch kein Mann ihrer frühern Bekanntſchaft, und daß der Fremde dadurch nothwendiger Weiſe einen bedeutenden Einfluß auf das fernere Schickſal ihrer Verwandtin haben könne, welcher ſie mit einem unbegreiflichen Bangen erfüllte.

Der Kronprinz, eben keiner von den geiſtig ausgezeichneten Menſchen, fühlte ſich ebenfalls ſehr zum Grafen Digby hingezogen und machte ihm mehrere Elogen über ſeinen guten Geſchmack; er bekannte ihm, daß er das Fräulein ebenfalls allen andern Damen am däniſchen Hofe vorziehe, und ließ ſich ſogar ſo weit herab, dem Grafen auf dem Ritt nach dem Jagdſchloſſe zu entdecken, daß er von Fräulein von Gabel ſehr begünſtigt werde, und ſogar ihre höchſte Gunſtbezeugung zu erlangen gewiß hoffe, ſobald nur die Vermählung mit ſeinem Kammerjunker Raben, die eigentlich ſein Werk ſei, arrangirt ſein werde.

Der Graf erwiederte darauf ſchlau, er finde an dem Fräulein, als einer ſehr geiſtreichen und muntern Dame, nur ein allgemeines Intereſſe, aber er werde nach den höchſt gnädigen Mittheilungen auch dieſes nun ſchicklicher Weiſe zu verſchleiern ſuchen, um Seiner königlichen Hoheit dadurch nicht vielleicht gar mißfällig zu erſcheinen.

Der Kronprinz ſah ſich hierauf genöthigt, den Grafen ſeiner höchſten Gnade zu verſichern, ihn wegen ſeines Geſchmacks an Fräulein von Gabel noch einmal ausnehmend zu loben und ihn ſogar aufzumuntern, dem Fräulein auf jegliche Weiſe zu huldigen, welches ihr ſehr ſchmeichelhaft ſein würde.

Der Graf dankte und verſprach den Wünſchen des Prinzen pünktlich nachzukommen.

Auf dem Jagdſchloß angekommen, verfügte ſich die Geſellſchaft ſogleich zur Tafel, welche ſchon bereitet war. Das ruſſiſche Herrſcherpaar ſaß oben an, der engländiſche Graf erhielt ſeinen Platz neben dem Prinzen, an ihm das Fräulein von Gabel, der glatte Bräutigam ſaß an der andern Seite neben dem Fräulein Ove. Es hatte ſich gefunden, daß der Graf ſich in däniſcher Zunge, wenn auch nicht ſehr geläufig, aber doch verſtändlich auszudrücken vermochte. Dem Fräulein und dem Prinzen ging es mit dem Engliſchen ebenſo, und ſo machte man ſich verſtändlich, ſo gut es gehen wollte, und man bedurfte wenigſtens des Kammerherrn von Gersdorf nicht mehr zum Dolmetſcher.

„Ich habe heute zu verſchiedenen Malen Gelegenheit gehabt, Ihren Muth zu bewundern, mein Fräulein," ſagte der Graf im Verlauf der Unterhaltung zu Friederiken. „Mit welcher Unerſchrockenheit, die ich bisher nur an Männern wahrgenommen, drückten Sie Ihr Gewehr auf die Thiere des Waldes ab. Sie haben mich und jeden Mann beſchämt."

„Wo iſt es denn auch ausgemacht und unterſchrieben, daß die Männer allein in Beſitz glänzender Eigenſchaften ſein ſollen?“ verſetzte das Fräulein. „Aus der Gewohnheit haben ſie ein Recht gemacht, wie in vielen andern Fällen, aber jede weibliche Natur, die ſich frei fühlt von den Schwächen, die man ſo gewöhnlich weibliche nennt, kann ihnen doch wohl jenes angemaßte Recht ſtreitig machen? Es giebt wohl mehr muthige Frauen, aber ſie laſſen ſich niederhalten von der Macht der Gewohnheit und herkömmlicher Vorurtheile. Ich aber denke es nicht ſo zu halten.“

„Und das gewiß mit vollkommnen Rechte,“ bemerkte der Graf. „Jede Kraft in der Natur iſt vorhanden, um geübt zu werden, um ſich thätig zu zeigen. Sie haben mich entzückt durch die Beweiſe Ihrer männlichen Ausdauer; warum ſollte ich ſo grauſam gegen mich ſelbſt ſein, die Kraft einer weiblichen Seele nicht bis zu ihrer natürlichen Grenze zu verfolgen?“

„Bis zu ihrer Grenze? Was verſtehen Sie darunter, Herr Graf?“

„Nun, ohne Ihrem Muthe, dem ich, wie ſchon mehrfach erwähnt, meine volle Bewunderung ſchenke, im geringſten nahe treten zu wollen, muß ich doch annehmen, daß ſelbſt die ſtärkſte Frauenſeele doch nur einen gewiſſen Horizont erreicht, über welchen hinaus erſt dann das eigentliche Wirkungsfeld des wahren männlichen Muthes beginnt.“

„In der That, wenn ich Sie recht verſtehe, ſo liegt auch in Ihren Worten ein Zweifel an der Möglichkeit, daß ein weibliches Weſen in allen Stücken einem Manne gleich ſei.“

„Sie werden mir doch zugeben, mein Fräulein, daß es gewiſſe Fälle im Leben giebt, wo ſelbſt der muthigſte Mann nicht mit eilenden Schritten der Gefahr entgegen läuft?“

„Dann wird der muthigſte Mann ſich von einem Weibe beſchämen laſſen müſſen.“

„Sie ſetzen mich in das höchſte Erſtaunen, Fräulein.“

„Nennen Sie mir ſo ſchreckliche Fälle, deren Gefahr die muthigſten Männerherzen erzittern macht, oder vielmehr geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen zu zeigen, daß ich jede Gefahr in jedem Falle verachte.“

„Das Grauen der Nacht, die Unheimlichkeit eines unbekannten Waldes, das plötzliche Mordgeſchrei einer Räuberrotte, die in der gräßlichen Beleuchtung einiger Fackeln aus einem Hinterhalt hervorbrechen, das iſt z. B. ein ſolcher Fall.“

„Ein Fall, der Ihnen freilich ſehr nahe liegt,“ lachte die Dame, „und von deſſen Schrecken Sie noch ganz erfüllt ſind. Ich wünſche in dieſem Augenblicke nichts ſehnlicher, als allein bei ſtockfinſterer Nacht und im dichteſten Walde mit jenen Räubern zuſammen zu treffen und Sie zu meinem unthätigen Begleiter zu haben.“

„Zweifel zu äußern, wäre Unartigkeit gegen eine in jeder Hinſicht ſo ſehr ausgezeichnete Dame, aber den

Wunsch kann ich wenigstens nicht unterdrücken, daß Sie nie allein im Walde unter Räuber gerathen möchten. Ich wünschte in diesem Falle immer dabei zu sein, wenn auch nicht als der unthätige Bewunderer Ihrer übermännlichen Tapferkeit."

Das Fräulein von Gabel wurde durch diese leise Andeutung eines Zweifels in der That nur piquirter und trank hastig hintereinander mehrere Becher Wein, die ihr der Graf fleißig wieder füllte. Der Zaar aber war von ihren muthigen Aeußerungen so bezaubert, daß er ihr mit der natürlichen Wärme seines Ausdrucks die schönsten Verbindlichkeiten sagte.

Die Tafel war eben aufgehoben und der Ball sollte nun angeordnet werden, als dem Kronprinzen eine Meldung gemacht wurde, welche in seiner Nähe eine auffallende Bewegung verursachte; man drängte sich herbei und erfuhr bald, daß kaum eine Meile vom Jagdschlosse, ohnfern der Küste, im Walde die Räuber ansichtig geworden seien und man sie leicht umkreisen und fangen könne. Diese Nachricht hatte auf das Fräulein von Gabel eine elektrische Wirkung. Während in der Gesellschaft der Vorschlag, sogleich einen Zug gegen die Räuber zu unternehmen, vielfach besprochen wurde, zog sie den Grafen hastig bei Seite und flüsterte ihm zu: „Herr Graf, meine Wünsche gehen schneller in Erfüllung, als ich vorhin wohl hätte ahnen können. Ich fordere Sie jetzt auf, mich sogleich heimlich nach dem Walde zu begleiten."

„Wie? Sie wollten? Sie könnten, mein theures Fräulein? — — Nein, es iſt nicht möglich! Ich habe Alles für Scherz genommen," rief der Graf erſtaunt.

„Keine Einwendungen, mein Herr!" entgegnete die Dame. „Oder hat Ihr Muth jetzt ſchon bei dem bloßen Gedanken ein Ende, daß Sie mich begleiten ſollen?" ſetzte ſie mit beißendem Spotte hinzu. „Zagen Sie nicht, mein Herr Graf, ich werde Sie zu beſchützen wiſſen."

„Wie ausgeſucht grauſam!" ſagte der Graf bitter. „Mit Ihnen ginge ich in den Tod. Ich fürchtete allein für Sie; kein Gedanke an mich kam mir in die Seele. Doch Sie zwingen mich, alle zarten Rückſichten bei Seite zu ſetzen, und Sie für dieſen Fall wie meinen Schlachtkumpan zu betrachten. Ich folge Ihnen."

„Wohlan, ſo ſchleichen Sie ſich heimlich davon. Ich werde meinem Reitknecht ſogleich Befehl ertheilen, unſre Pferde zu ſatteln und in einiger Entfernung von hier bereit zu halten. Laden Sie unterdeſſen meine Gewehre."

Der Engländer ging, um nach dem Wunſche ſeiner neuen Freundin zu thun. Kaum war eine Viertelſtunde vergangen, als ſie wohlbewaffnet aus dem Schloſſe trat.

„Eh' dieſe Menſchen zu einem Entſchluß kommen," ſprach ſie beherzt, „haben wir ſchon ein Dutzend der Kerle erlegt." Sie beſtieg ihr raſches Pferd. Der

Graf reichte ihr die Büchſe, und ſogleich flogen ſie davon.

„Ich dächte, wir hielten uns an der Küſte hin bis zum Walde," ſagte der Graf. „Wir verlieren die Richtung nicht und nahe an der See ſind die Räuber geſehen worden." Mit dieſen Worten ſchlug er den bezeichneten Weg ein, ſie folgte harmlos nach und in kurzer Zeit hörten ſie das Rauſchen der hohlgehenden See.

„Horch! Hörten Sie nichts?" rief das Fräulein plötzlich. „Mir war's, als vernähme ich durch das Getöſe des Meeres hindurch einzelne Laute von Menſchenſtimmen."

„Faſt will mich's ebenſo bedünken," verſetzte ihr Begleiter. „Sehen Sie! Hier bewegt ſich etwas. Halt! Wer da! Keine Antwort! Der Kerl verkriecht ſich! Wart, Burſche!" Und augenblicklich drückte er ſeine Büchſe auf einen Buſch ab, in welchem ſich nichts geregt hatte.

„Ich muß geſtehen," ſagte das muthige Fräulein, „daß ich dort nichts bemerkt habe, und meine Augen ſind doch ſonſt ſehr ſcharf. Sollte Ihnen vielleicht Ihre ängſtlich bewegte Einbildungskraft hier einen albernen Streich geſpielt haben?" Sie lachte; aber wie bald verſtummten dieſe ſpöttiſchen Laute. Ihr ſelbſt hatte die feinſte und raffinirteſte Schlauheit den allerſchlimmſten Streich geſpielt. Kaum war der Schuß gefallen, als ſie ſich von einem Haufen handfeſter Männer umringt

ſah. Sie drückte muthig ihre Büchſe ab, aber ſie ſelbſt höhnend klang nur der Schnepper am Schloſſe; entſchloſſen griff ſie nach den Piſtolen in ihrem Gürtel, gleiches Schickſal neckte ſie; jetzt blieb ihr nur der Säbel übrig, aber ehe ſie Zeit gewann, ſich deſſelben zu bedienen, war ſie ſchon vom Pferde gezogen und entwaffnet.

„Guten Abend, Jungen!“ rief der angebliche Graf den vermeintlichen Räubern zu.

„Guten Abend, Kapitän,“ verſetzten dieſe. „Der Fang iſt Euch glücklich gelungen! Wir gratuliren. Die See geht aber auch verteufelt hoch und wir werden unſre liebe Noth haben. Es war die höchſte Zeit. Wenn Ihr eine Stunde ſpäter gekommen wärt, Kapitän, ſo hätten wir nicht auslaufen können.“ Alſo ſprachen die rüſtigen Matroſen durcheinander und die muthige Dame erkannte mit Entſetzen, in welche Falle ſie ihre Koketterie mit einem Uebermaß von Muth und Tapferkeit geführt hatte. Doch ſchnell war ſie gefaßt und ſprach mit weiblicher Würde: „Mein Herr, ich bin in Eurer Gewalt. Wer ſeid Ihr und was hat dieſe ſonderbare Scene zu bedeuten?“

„Es macht mir Freude, einer ſo ſchönen Dame jetzt mit voller Wahrheit dienen zu können. Ich bin zwar ein Engländer und heiße John Norcroß, bin aber Kapitän des ſchwediſchen Kaperſchiffs Graf-Mörner. Dieſe Scene, mein ſchönes Fräulein, hat weiter nichts zu bedeuten, als Sie gefangen nach Schweden zu führen.

Meine Schaluppe liegt hinter dieſen Büſchen verſteckt und Sie werden die Güte haben, mir jetzt in dieſelbe zu folgen.“

„Aber mein Himmel! Was geht mich der Streit der Könige von Schweden und Dänemark an? Was hab' ich mit Euch zu ſchaffen, Herr Schiffskapitän?“

„Und doch bin ich Ihretwegen unter fremdem Namen und in dieſem Gallarock an dieſe feindliche Küſte geſtiegen; nur Ihretwegen habe ich das grauſige Mährchen von Räubern und Ueberfall erſonnen, nur Ihretwegen habe ich den Hofmann geſpielt. Doch kommen Sie jetzt in das Boot, wir haben keine Zeit zu verſäumen, und mein kleiner vortrefflicher Helfershelfer wird bald hier ſein.“

Er bot der Dame den Arm; ſie ſchlug ihn aus und folgte an dem unebenen ſteinigen Geſtade durch Büſche und über Stöcke und Knorren bis an das abſchüſſige Ufer, wo ſie ſeine Hand annehmen mußte. Bald darauf wurde ſie von kräftigen Armen über den Bord der Schaluppe gehoben. Sie nahm in der Kajüte Platz und horchte mit geſpanntem Ohr den Befehlen des Kapitäns zum Aufbruch. Bald darauf langte Juel und der Matroſe, welche Jokei und Kutſcher geſpielt hatten, auf dem Boote an, und wurden mit Jubelgeſchrei begrüßt. Die Pferde wurden an einen Baum gebunden und die Schaluppe ſtieß gleich darauf ab.

„Herzensjunge!“ rief der Kapitän, „Du haſt Deine Sache vortrefflich gemacht!“ und damit umarmte er den Schiffsjungen. „Hätteſt Du nicht Jokei, Räuber, Spion und Botſchafter ſo gut geſpielt, wir ſäßen noch

auf dem Jagdſchloſſe und müßten den Sturm abwarten, der jetzt drohend aufzieht, und fürwahr, da hätten wir in manche fatale Verlegenheit kommen können, oder wir hätten die däniſche Küſte ohne unſern ſchönen Fang verlaſſen müſſen, und das wäre nach unſerm Glück der ſchlimmſte Streich geweſen. Du ſollſt Deinen Lohn haben, Junge.“

„Streicht die Riemen!“ rief jetzt der alte Reetz beſorgt, „daß wir in's Fahrwaſſer kommen. Sputet Euch! In zwei Stunden iſt die See in voller Wuth. Der Wind knurrt ganz kannibaliſch und den Strich von Nordweſt müſſen wir noch benutzen; ſo wie er umſpringt in Weſt-Süd-Weſt, geht der Tanz los.“

Juel hatte den Rock abgeworfen und ſaß ſchon mit auf der Ruderbank, ergriff eine Ruderſtange und arbeitete aus Leibeskräften. Der Kapitän ſetzte noch ein Segel auf den Bogſpriet bei und bald ſchoß das Schifflein wie ein Geier über das höher und höher ſteigende Waſſer dahin. Norcroß verfügte ſich, nachdem er ſeine Anordnungen getroffen hatte, zu ſeiner Gefangenen, um welche herum bereits mehrere Laternen angezündet waren, und ſie empfing ihn gerade nicht mit unfreundlichen Blicken.

„Ich bitte Sie, mein Fräulein, machen Sie ſich es in dieſem kleinen Waſſerhauſe ſo bequem als möglich,“ redete er ſie zutraulich an, „wir werden bald in ein größeres kommen, wenn anders der Sturm uns nicht andre Wege führt, und dann hoff' ich, Ihnen auch größere Bequemlichkeit verſchaffen zu können. Freilich, die liebenswürdige Geſellſchaft des Kronprinzen und Eures vor-

trefflichen Bräutigams werden Sie entbehren müſſen, dafür wird eine andre, Ihnen vielleicht nicht minder angenehme Geſellſchaft ſich beeifern, jeden Ihrer Wünſche mit der größten Zuvorkommenheit zu erfüllen.“

Friederike lachte bei Erwähnung ihres Bräutigams laut auf, hernach überblitzte ſie mit einem Auge voll Glut und Begehrlichkeit die ſchöne Geſtalt des Kapitäns, der in ſeiner romantiſchen Seeuniform vor ihr ſtand und die lederne Kappe kühn auf ein Ohr geſchoben hatte. Jede Spur von Unwillen über ihren frevelhaften Raub war aus ihrem Geſichte verſchwunden und es konnte kaum mehr zweifelhaft erſcheinen, daß ihr der ſonderbare Fall unangenehm ſei. Auf die Anrede des Kapitäns erwiederte ſie leicht und ſelbſtgefällig: „Wer nur vermochte Euch ſolche Theilnahme an mir durch bloße Erzählung einzuflößen, und wie konntet Ihr aus einer ſolchen Beſchreibung meiner ſogleich eine ſo lebhafte Theilnahme an mir nehmen, daß Ihr von Schweden herüberkommt und Euch in die gefährlichſte Lage wagt, nur um mich zu rauben? Wahrlich, dieſe edle Kühnheit allein könnte mich bewegen, Euch meine Gewogenheit zu ſchenken.“

„Ihre Güte treibt mich an, Sie nur immer mehr zu ſchätzen, mein Fräulein,“ verſetzte der Kapitän, nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit, durch die unumwundene Liebeserklärung des Fräuleins bewirkt. Er fand übrigens nicht für gut, ſich über dieſen Punkt weiter bei der ſchönen Geraubten auszuſprechen, ſondern bat ſie, ſich,

wo möglich, dem Schlafe zu überlaſſen, während ſeine Pflicht ihn auf das Verdeck der Schaluppe rufe. Er wünſchte ihr gute Ruhe und ſie dankte ihm mit einem Gemiſche von Stolz und Zärtlichkeit. Als er unter ſeine Matroſen trat, las er einen ungewöhnlichen Ernſt in ihren Geſichtern. Wie es ſchien, hatte ſie der alte Reetz unterhalten; denn er erhob ſeine Stimme, deren Ton einen Anſtrich frommer Ergebung in den unabänderlichen Willen des allwaltenden Schickſals erhalten hatte, und fragte: „Meint Ihr nicht auch, Kapitän, daß wir auch ohne Pfaffen ſelig im Waſſer ſterben können?“

„Wie kommt Ihr doch plötzlich auf den Tod zu reden, Alter?“ entgegnete der Kapitän nicht ohne ein heimliches Grauen.

„Herr, ich bin hoch herauf in den Jahren,“ ſagte der Alte feierlich, „und ich fürchte mich, je älter ich werde, deſto mehr vor der Schande, auf dem Bette ſterben zu müſſen. Gott wird ein Einſehens mit einem alten Seemann haben, der auf dem Waſſer aufgewachſen iſt und mit ſeiner Hülfe im ſalzigen Waſſer ſterben will. Ich denke, es kann dieſe Nacht Rath dazu werden. Nur dauert Ihr mich; Ihr habt gute Anlagen und es hätte wohl einmal ein wackrer Schout-by-Nacht aus Euch werden können. Ferner dauern mich die jungen Burſche und vor allen der Kleine, der Juel, und ganz vorzüglich ärgert mich's, daß ſie eines Unterrocks halber, funfzig bis ſechszig Jahre zu früh ſich ſatt Seewaſſer trinken ſollen. Nehmt mir's nicht übel, Kapitän, aber ein Weib iſt ſolche ge-

fährliche Fahrt nicht werth. Ich habe mich mein Lebtag nicht viel um das Weibsvolk bekümmert, und nie länger als nöthig war; ich wette, Kapitän, Ihr dächtet auch in dieſem Stück ſo gut ſeemänniſch, wie in allen andern.“ In das gottergebene Geſicht des Alten hatte ſich der Ausdruck eines ſtillen Vorwurfs gemiſcht und Norcroß entgegnete: „Seid mir nicht bös, Alter, und glaubt nicht etwa gar, ich habe mir das Weib zu Luſt und Kurzweil von Seeland geſtohlen. Nein, nein! Das hat ganz andern Grund, darauf habt Ihr mein Wort! Ich weiß auch, Ihr würdet in dieſem Falle ebenſo gehandelt haben, wie ich. Mit dieſer Erklärung Eures Kapitäns werdet Ihr zufrieden ſein.“

„Ich bin's!“ ſagte Reetz kurz und deutete mit der Hand ſchweigend nach Weſten, wo eine ungeheure ſchwarze Wolkenwand ſich aufgethürmt hatte.

„Ich bin auf dieſer Welt fertig und mit Allem zufrieden,“ ſagte Reetz dann mehr in ſich hinein, als zum Kapitän.

„Iſt es denn wirklich ſo ſchlimm?“ fragte dieſer beſorgt. Reetz zeigte mit ſeiner ſtarken Knochenhand ſtatt aller Antwort auf das über ihnen raſch hintreibende Gewölk und das im beginnenden Sturme wild flatternde kleine Segel. Da begann der Kapitän ſtill im Herzen die kühne Fahrt zu bereuen, aber er ſagte kein Wort. Nach einigen Minuten war kein Segel mehr zu ſehen und das kleine Fahrzeug flog wie ein Wrack über die thurmhohen Wellen. Allmälig begann das empörte

Meer jenen wunderbaren Schein von ſich zu geben, welchen die Naturforſcher der Electricität zuſchreiben und der gewöhnlich ein Vorbote oder Begleiter der Stürme iſt. Norcroß betrachtete ſchweigend, über den Bord des Bootes gelehnt, die ihm nicht neue Erſcheinung, aber er konnte keine Viertelſtunde geſtanden haben, als er einen weißen Schaum in Maſſe auf den fluthenden Wellen bemerkte.

„Wir ſtehen in Gottes Hand," ſprach er ſich umwendend zu Reetz, bemerkte aber zu ſeinem Erſtaunen, daß das Fräulein von Gabel neben ihm Platz genommen hatte, und mit ruhigen todverachtenden Augen in den Kampf der Elemente ſah.

„Wie? Sie hier, mein Fräulein?" rief er erſtaunt. „Ich wähnte Sie ſchlafend; für Sie iſt hier kein Aufenthaltsort."

„Was haltet Ihr von mir, Kapitän," ſprach ſie mit einem verächtlichen Tone. „Glaubt Ihr, ich könne dem Tod nicht in jeder Geſtalt feſt in's Auge ſehen? O, mein Herr, wie ſehr irrt Ihr Euch in der Vorausſetzung, Mutter Eva habe mir ihre Schwachheit angeerbt. Ich ſage Euch, mein Herz fühlt ſich wunderbar bewegt und gehoben bei dieſem mir neuen Anblick. Ich ſehe den Tod vor Augen, ich weiß es, daß der Meergott vielleicht in einer Stunde ſchon meine naſſe Leiche küßt, und doch ſchwör' ich Euch zu, ich gäbe dies hohe herrliche Gefühl, welches mich jetzt durchfluthet, nicht für die Gewährung meines Lebens, nicht für die gewiſſeſte Ausſicht auf die glücklichſte Zukunft hin. Dies Sauſen der Wellen klingt

mir wie das Lied der Weltenſchöpfung und Vernichtung, welches die Sterne einander zudonnern, dies Brauſen und Ziſchen des Waſſers iſt mir Nachtigallengeſang, dieſer tobende Sturm das Flüſtern des Frühlingswindes, dies empörte, in dumpfe Nacht gehüllte Meer eine paradieſiſche Gegend, ein Blumenfeld. Ich zittre vor Wolluſt dem Augenblicke entgegen, wo dieſe Bretter und Balken von einander fahren und zerberſten werden. Jetzt dank' ich Euch, Kapitän, dafür, daß Ihr mich aus Leidenſchaft geraubt, jetzt erwiedre ich Eure Liebe. Ihr habt mir Augenblicke der Wonne bereitet, wie ſie mein Herz noch nicht empfunden." Ihr Auge ſtreifte mit leidenſchaftlicher Glut über ſein Geſicht; es leuchtete ſelbſt durch die finſtre Nacht, welche Alles umhüllt hielt. In des Kapitäns Herzen regte ſich etwas von warmer Bewunderung, die wärmer und leidenſchaftlicher zu werden drohte, aber er erſtickte das aufkeimende Gefühl, er drängte es mit Gewalt zurück, und gab ſich lieber dem Schmerze hin, die Dänin täuſchen zu müſſen. Da keine Hoffnung vorhanden war, mit dem Leben davon zu kommen, ſo wollte er ihr nicht das Weh anthun, ſie dieſer Täuſchung zu entreißen, noch ſich erlauben, ſie noch mehr in ihrem Wahne zu beſtärken. Er ſchwieg deshalb abermals. Sie ſchien es nicht zu bemerken und fuhr fort: „Dieſe Augenblicke entreißen mich jenem quälenden Gefühl der Leere, womit mich der Umgang mit den Kreaturen am Hofe zu Kopenhagen erfüllte, erbärmliche Weſen, die den Namen Menſch ſchänden. Ach, Ihr könnt nicht glauben, mit

welchem Ekel mein Herz erfüllt war, mit welcher Verachtung ich auf all das nichtswürdige Volk sah, was mich umschwärmte. Mein Leben war mir gleichgültig geworden, es war ein langweiliges Mahl schaaler Gerichte; Ihr habt ihm ein reiches Maaß köstlicher Würze beigemischt, und ein gütiges Schicksal will mir alle Entbehrungen vergelten und drängt ein ganzes Leben voll Genuß für mich in diese Stunde zusammen. Wie dank' ich Euch, daß Ihr mich herausgerissen aus diesem Elend!" Sie hatte seine Hand gefaßt und drückte sie mit Heftigkeit. Ihre letzten Worte verschlang das Geheul des in wildester Wuth losbrechenden Sturmes. Das Meer glich jetzt Bergen und Thälern im steten Wechsel begriffen, und das Schifflein war der angstgejagte Vogel, welcher über sie hinstreifte. Die Planken seufzten und dröhnten, als hätten sie Leben und Gefühl, und nur aus dem Munde der Menschen vernahm man keinen ängstlichen Klageton, und doch war ein Kind auf dem Boote, Juel Swale, und ein Mädchen, Friederike von Gabel, aber Beide waren so außerordentlich, Beide litten so wenig an den natürlichen Schwächen ihres Alters und Geschlechtes, daß sie nicht sowohl ruhig und gefaßt waren, wie die Andern, sondern vielmehr mit einem gewissen Entzücken den Sturm betrachteten; Friederike, weil sie weniger an den Tod dachte, als an den Genuß der gegenwärtigen Augenblicke; Juel, weil er sich vor dem Tod nicht fürchtete und seine ganze Ehre darein setzte, während des Sturmes und bis zum rettungslosen Untergange des Bootes kein Haar breit

von ſeiner Pflicht zu verſäumen. Der brave Junge dachte aus Pflichteifer nicht an ſich, die Dänin aus Selbſtvergeſſenheit im Genuſſe eines ihr bis jetzt unbekannten Wonnegefühls.

Schweigend ſahen die Müßigen, wie die Arbeitenden, in die Nacht und das Meer; das gewaltige Sauſen des Sturmes machte alles Reden überflüſſig, und nur die nächſte Umgebung des Steuermanns horchte dann und wann ſeinen bedeutungsſchweren Worten, die wie die Orakelſprüche der Pythia einzeln, abgeriſſen und von den grellen Farben einer ſinnverwirrenden Seherkraft angeſchauert, und mehr für ſich als für Andre geſagt, aus ſeinem greiſen Munde hervorquollen. „Wenn wir ſo fort treiben," ſagte er, „ſo ſchmettert uns der Sturm in einer Stunde an die ſchoniſchen Felſen; aber ich denke, die Wellen werden uns früher verſchlingen." Und als ob ſeine Prophezeihung ſchnell in Erfüllung gehen ſollte, ſtürzte einen Augenblick darauf ein Waſſerberg auf das Verdeck des Bootes, die Welle fluthete darüber hin, und eine Minute lang ragte nichts weiter als die dünne Segelſtange der Schaluppe mehr über den ſchäumenden Gewäſſern. Als ſie wieder emportauchte, oder vielmehr von der folgenden Welle hoch emporgeſchleudert wurde, waren einige von der auf der Ruderbank arbeitenden Matroſen mit hinabgeriſſen in den ziſchenden Zwieſpalt der gewaltigen Wogen; ach! auch Juel Swale war unter ihnen; ſeine phyſiſche Kraft hatte der wilden Gewalt der Welle nicht zu widerſtehen vermocht. Der entſchloſſene

Kapitän hatte beim plötzlichen Andrange des Waſſers die heldenmüthige Jungfrau erfaßt; Beide hielten ſich umſpannt und das Bord umklammert. Der alte Reetz hatte ſich am Steuer erhalten, die Andern an den Stangen und Bänken, vor welche ſie geſchleudert worden waren. Das Fräulein war nichts weniger als erſchrocken, ſondern raffte ſich auf, triefend und unſichern Schrittes, um ſich an einen feſten Gegenſtand anzuhalten, damit ſie nicht durch die Stöße des Sturmwindes ebenfalls über Bord geſchleudert werde. Der Kapitän aber ſtürzte wie ein Wahnſinniger nach den Tauen, die Matroſen ſtanden ihm bei, und in einem Augenblick hingen mehr denn ſechs Taue enden und Strickleitern in das Meer hinab und das jammernde Geſchrei des Kapitäns: „Juel! Juel!“ durchſchnitt ſelbſt das Geheul des Windes. Und wirklich ſah man gleich darauf am Kiel des Schiffes ein Paar Köpfe aus dem Schaum emportauchen, man warf ihnen die Taue zu, und der leichte Juel ſchwang ſich in die Schlinge, welche Norcroß geknüpft hatte. Der Kapitän zog den geliebten Jungen raſch herauf, während die Matroſen einen ihrer Kameraden wieder am Bord hoben, drei Andre aber raffte ihr Geſchick dahin; man wurde zwar des Einen anſichtig und gab ſich alle Mühe, ihm ein Tau zuzuwerfen, aber der Sturm riß das Schifflein mit Blitzesſchnelle weiter, die Wogen trieben über ſie dahin und das unerbittliche Meer hielt ſeinen Raub feſt. Da der Sturm immer wüthender raſ'te, ſo machte man ſich nicht allein auf mehrere ſolcher Fälle, ſondern auch auf den gänzlichen Unter-

gang des Bootes gefaßt. Reetz hatte bis jetzt vergebens geſucht, der Schaluppe durch das Steuer eine etwas andre Richtung zu geben, plötzlich ſprang aber der Wind um, von Weſt-Nord-Weſt auf Nord-Weſt.

„Wir gehen einen Strich mehr Steuerbord," ſagte Reetz; „wenn der Wind auf dieſer Linie bleibt, treiben wir vielleicht auf die falſterboer Bank, und da iſt auch nichts gebeſſert; denn erſaufen müſſen wir doch dort."

Obgleich Norcroß den gewiſſen Tod vor Augen ſah, ſo war er doch hoch erfreut, ſeinen geliebten Jungen demſelben für den Augenblick entriſſen zu haben, und beſchäftigte ſich ganz allein mit ihm. Friederike konnte ſich nicht ſatt ſehen an der Majeſtät des zürnenden Meeres, in ſo vieler Beziehung ihr ähnlich und verwandt. Sie fühlte die ſcharfe ſalzige Näſſe nicht, ſie fühlte die Kälte der Herbſtnacht und des ſchneidenden Windes nicht. In dieſem Zuſtande mochte ungefähr eine halbe Stunde vergangen ſein, als das Schiff plötzlich einen Stoß erhielt, der faſt Alle zu Boden warf, dabei wurde ein ſchrillender Laut gehört, und einen Augenblick darauf bemerkte man, daß das Boot ſtill ſtand. Als Friederike von der gewaltigen Erſchütterung wieder zur Beſinnung kam, ſagte Reetz eben zum Kapitän: „Ich müßte nicht ein geborner Däne und mein Lebelang dieſe Waſſerſtraße gefahren ſein, wenn ich nicht wiſſen ſollte, daß dies die falſterboer Bank iſt. Der Sturm hat uns aber ſo hoch hinaufgeworfen, daß wir hier nicht einen halben Faden haben können, und daraus

iſt zu ſchließen, daß wir nicht weit vom Lande ſin
und ſo Gott will, morgen nicht lange unbemerkt bleiben.

„Ich habe nicht Luſt, den Tag hier abzuwarten,
verſetzte Norcroß. „Die Dänen möchten uns eher b
merken, als die Bewohner der Landzunge. Glaubt Ih
nicht, daß einer unſerer Jungen von hier aus Land e
reichen könnte?“

„Es iſt ein Wagſtück und kann gelingen, aber d
Burſche kann auch morgen Fiſchfraß ſein. Nun wa
thut's? Ein Mandel oder ein Schock Jahre früh
oder ſpäter. Für die Fiſche ſind wir einmal beſtimm
und Schande dem Seemann, der ſich von ekelhafte
Würmern freſſen läßt!“

Der Kapitän forderte einen Freiwilligen, der d
gefährlichen Gang in der Nacht durch das Meer unte
nehmen wollte, aber ſie meldeten ſich Alle und Kein
wollte zurückſtehen, ja der kleine Juel war verwege
genug, ſich auch unter die Bewerber zu ſtellen. D
Kapitän las den Stärkſten und Größten aus, ein
Mann von den beſten Jahren, und dieſer rüſtete ſi
ſofort zu dem gefährlichen Marſche. Der greiſe Steue
mann erhob ſich von ſeinem Sitze, wo er nun ohn
dies unbrauchbar geworden war, um den Matroſen üb
die muthmaßliche Richtung des zu nehmenden We
zu unterrichten. „Nimm Deinen Riemen, Gunde,
ſprach er ernſt, „und ſchwing' Dich vom Bord hin
in das feuchte Waſſer; geh' mit Gott und gute
Muthe vorwärts. Mit der Stange fühle vorſichtig,

Du fußen kannſt und wie tief, ferner wohin ſich die Bank zieht. Soviel ich mich erinnere, geht's von hier aus Backbord; halte Dich alſo dahin. Haſt Du Glück, ſo mußt Du an einem Rothſchieferfelſen, auf welchem ein Häuflein Eichen beiſammenſtehen, ans Land kommen. Die Bäume mußt Du in der Nacht ſehen. Falle dann vom Wind ab und ſuche Steuerbord Land zu gewinnen. Biſt Du oben, ſo drehe Dich ſogleich nordweſtlich und in Zeit einer Viertelſtunde mußt Du in Falſterbo ſein. Was Du dort zu thun haſt, wird Dir der Kapitän befehlen. Solltest Du Unglück haben und auf Tiefen ſtoßen, die Du Dir nicht zu durchwaten getraueſt, ſo verlaß' Dich auf's Schwimmen; ich weiß ja, Du ſchwimmſt wie eine Waſſerratte. Halte Dich aber immer hübſch Backbord und fühle zuweilen mit dem Riemen, ob Du wieder fußen kannſt, damit Du nicht von der Bank abkommſt. Solltest Du das merken, ſo mußt Du Dich freilich Steuerbord halten. Behüt' Dich Gott!"

Der Kapitän befahl dem Matroſen ſogleich mit einem Lootſenſchiffe aus Falſterbo auszulaufen und ſich durch Schüſſe kund zu geben, er wolle ebenſo antworten. Hierauf ſchürzte ſich der braun gebrannte Mann und ſchwang ſich an ſeiner Ruderſtange ins Meer hinab. Es reichte ihm nicht bis an die Bruſt. Langſam und vorſichtig watete er vorwärts, das Ruder ſo gebrauchend, wie es ihm Reetz geheißen hatte, und bald war er in der Dunkelheit der Nacht den ſpähenden Blicken ſeiner Kameraden, die ihn ſämmtlich um dieſen abenteuerlichen Weg beneideten,

entſchwunden. Juel weinte Thränen vor Verdruß, daß ihn der Kapitän nicht über die Sandbank geſchickt, und er gab ſich ſelbſt dann noch nicht zufrieden, als ihm Norcroß begreiflich machte, daß das Waſſer, welches Gunde bis an die Bruſt reiche, ihm nothwendiger Weiſe über den Kopf gehen müſſe.

Der Kapitän ſchickte ſich an, ſeine Gewehre in Ordnung zu bringen, ſtellte dann Wachen aus und befahl den Uebrigen, ſich einige Stunden zur Ruhe zu legen. Auch das Fräulein erſuchte er höflich, ein Gleiches zu thun. Da ſie aber ſchweigend das Haupt ſchüttelte, ſo erklärte er, daß er des Schlafs ſehr bedürftig ſei, und verfügte ſich — eigentlich nur, um nicht in ihrer Geſellſchaft bleiben zu müſſen — nach ſeiner Hangematte. Mit mancherlei Plänen beſchäftigt, verfiel er endlich in Schlummer. Ein Schuß ſchreckte ihn auf; es war ein Signal für die Lootſen, welche ſich gemeldet hatten. Norcroß fuhr auf und begab ſich wieder auf's Verdeck; Friederike ſtand dort noch in derſelben Stellung, umbrauſt von dem Geräuſch der ungeheuren Wellen, die, eine die andere drängend, ſich an die Sandbank heranwälzten, am Boote brandeten, auch wohl zuweilen über daſſelbe hinflutheten, aber das Schiffchen nicht wieder flott machen konnten. Das Lootſenſchiff nahte mit Gefahr nur langſam, der Schein der Fackeln auf demſelben beleuchtete weithin ſeltſam das empörte Meer in verwirrten Lichtern. Die Matroſen ſchoſſen noch einige Mal mit ihren Büchſen, doch war

ihnen die Blitzesflamme des Pulvers förderlicher, als der Knall der Gewehre, welcher schon in der Entfernung einiger Schritte vom Lärm des Windes und der Wellen übertäubt wurde. Nach einer Stunde waren die Lootsen da. Der Matrose hatte seinen gefahrvollen Weg glücklich gemacht und stattete dem Kapitän umständlichen Bericht über seine sonderbare Fahrt ab, die theilweise doch ganz anders ausgefallen war, wie Reetz angedeutet hatte.

Da es gefährlich und schier unmöglich war, die Schaluppe flott zu machen, so begab sich die ganze Mannschaft allmählig in den von den Lootsen ausgesetzten flachen Kahn, welcher bis an die Schaluppe heran konnte, auf das Lootsenschiff und die Rückfahrt wurde mit aller Geschicklichkeit erfahrner und mit Sturm und ihren Gewässern wohlvertrauter Seeleute angetreten, und so war Falsterbo bald erreicht. Norcroß zahlte die Lootsen aus und befahl zweien Matrosen, hier zurückzubleiben, um am folgenden Tage, sobald sich der Sturm gelegt, ihm die Schaluppe nach Ystad nachzuführen. Für sich und das Fräulein miethete er ein Paar Pferde, die Matrosen gingen zu Fuße und so trat die Schiffsmannschaft die Landreise an der Küste hin nach Ystad an. Die donnernde Brandung des Meers an dem weißfelsigen Ufer, das Sausen des Sturmwindes über die Uferhaide verleidete den Nachtwandlern die Unterhaltung. Das Fräulein war vorzüglich schweigsam und in sich gekehrt, wie von bösen Ahnungen erfüllt.

Der Morgen war bereits trüb und weinerlich durch Wolkenflore über das Meer gestiegen, als sie in Ystad anlangten, und sich sofort in den Hafen begaben. Norcroß hob seine schöne Gefangene vom Pferde und wollte sie eben in das Schiffshaus führen, als mehrere Leute von der Fregatte und dem erbeuteten Schoner freudig herauseilten, ihren Kapitän zu begrüßen. Unter ihnen befand sich auch jener angebliche Joseph Flaxmann. Aber kaum hatte das Fräulein von Gabel diesen jungen Mann erblickt, als sie, die Muthige, alle Fassung verlor, und plötzlich von der Schwäche ihres Geschlechts, gleichsam sie selbst zu rächen an ihrer Verwegenheit und Ueberhebung, gänzlich besiegt, erbleichte, zitterte und aller Kräfte beraubt, mit einem Schrei des Entsetzens in des verwunderten Norcroß's Arme sank.

Sechstes Capitel.

Der Graf-Mörner ging mit vollen Segeln die Oſtſee hinauf und führte den däniſchen Schoner im Schlepptau, um alſo im Triumph einzulaufen im Hafen von Stockholm. Die Sonne beſtreifte in ſchräger Richtung das Verdeck der Fregatte, auf welchem man, in der Nähe des Vogſpriets die chargirten Perſonen von beiden Schiffen an einer langen Tafel verſammelt ſah. Den Ehrenplatz an derſelben hatte die einzige Dame am Bord des Schiffs, die ſchöne Friederike von Gabel, eingenommen. In ihrem Geſichte waren die Spuren eines groſſen Schmerzes ſichtbar, den ſie vergeblich zu bekämpfen ſich abmühete. Still und in ſich gekehrt ſchaute ſie vor ſich hin auf die Reſte des Mahles, welches der Kapitän allen Standesperſonen auf beiden Schiffen zu Ehren gegeben hatte. Als die übrigen Gäſte befanden ſich am Tiſche, der däniſche gefangene Lieutenant, der Franzoſe Courtin, der geheimnißvolle Flarmann, der Lieutenant Gad, der Schiffschirurgus Habermann, der Steuermann Neey, der Oberbootsmann Pehrſohn; auſſerdem auch

noch Juel Swale und der Matrose, welcher über die Sandbank an's Land gewatet und geschwommen war, welche Beide diese Ehre für die ausgezeichneten Dienste, die sie geleistet, genossen. Neptunus war heiterer als an andern Tagen; denn eine trübe Wolke hatte sich seit dem Mädchenraub von Seeland auf seine edle Stirn gelagert. Diese Stimmung benutzten seine Freunde, um ihn mit Bitten zu bestürmen, daß er ihnen die wunderbare Geschichte seines Lebens erzählte, wie er ihnen, und vorzüglich Hartmann, schon lange versprochen hatte. Der Schlot der Schiffsküche dampfte von neuem, ein köstlicher Geruch drang zu den Nasen der Gäste; Meister Habermann schnalzte bereits mit der Zunge, und bald trug der flinke Schiffskoch die rauchende Bowle auf den Tisch. Man vernahm ein leises Beifallsmurmeln aus einigen stark bebarteten Gesichtern, die Gläser wurden voll geschenkt, das Gebräu geprüft und für gut befunden, dann der Kapitän mit neuen Bitten bestürmt, so daß er nicht länger widerstehen konnte. Jedes Ohr lauschte gespannt, und er begann: „Ihr wollt Alle wissen, auf was für Art und Weise ich das geworden bin, was ich jetzt bin, und fürwahr, mein Leben ist mannichfach genug, Einen vom Mittag an bis zum Abend zu unterhalten. Es ist nicht meine Sache, viel Redens davon zu machen, so wie ich überhaupt nicht freigebig mit Mittheilungen bin; doch weil Ihr die Erzählung meiner Schicksale Alle einstimmig und heftig begehrt, so mag es denn sein.

Meine Geburt hat ſchon einen außerordentlichen Anſtrich und iſt die Vorbedeutung eines außerordentlichen Lebens geweſen. Faſt will es mich bedünken, daß ich zum unſtäten Leben eines Seemannes von Anbeginn beſtimmt ſei, denn ich wurde unter Gottes freiem Himmel an der Meeresküſte, zehn Schritte vom rauſchenden Waſſer der Nordſee, ohnfern Liverpool geboren. England iſt alſo mein Geburtsland. In der Nacht vom 23. bis zum 24. April bin ich zur Welt gekommen und bin alſo nicht ganz ſieben Wochen älter, als der Prätendent. Mein Vater Georg Nerreß war Major in den Dienſten des unglücklichen Königs, Jacob des Zweiten, des Vaters des Prätendenten, und war dem königlichen Hauſe treu ergeben bis an ſeinen Tod. Meine Mutter war aus dem altengliſchen Adelsgeſchlechte der Rigbeyer. Sie war ſehr ſchön, aber ihre Armuth kam im Verhältniß ihrer Schönheit gleich. Mein Vater beſaß ebenfalls keine Glücksgüter. Dies war ihrer Verbindung ein großes Hinderniß; denn mein mütterlicher Großvater gedachte mit den Reizen ſeiner Tochter einen reichen Freier herbei zu ziehn und vielleicht durch ſie wieder in die Gunſt des Hofes zu kommen, aus welcher ſeine Familie ſchon lange Jahre durch Kabale verdrängt worden war. Aber das Haus Nerreß war nicht nur ſo arm wie das Haus Rigbeyer, es ſtand auch ebenfalls nicht gut angeſchrieben beim Hofe. Meine Eltern liebten ſich demnach lange ohne Hoffnung, obgleich mein Vater von meinem mütterlichen Großvater geſchätzt wurde.

Endlich besiegten die rührendsten Bitten der beiden jungen Leute das Herz des Alten, er gab seine Einwilligung zu ihrer Verbindung, obgleich mit Bangen, das Land um eine arme hülflose adlige Familie vermehrt zu haben. Die ganze Landschaft Lancashire wünschte dem schönen Paare alles Glück, aber dieser Wunsch ging so ganz und gar nicht in Erfüllung, daß mein Vater einige Monate nach seiner ehelichen Verbindung als des Königs Dienstmann zum Heer entboten wurde und seinem Herrn nach Irland folgen mußte. Der Bürgerkrieg begann in Großbritannien. Jedermann weiß die Folgen desselben. Ich übergehe den großen Schmerz meiner Mutter, der mit der Zeit größer wurde, so daß sie sich zum Stammen ihrer Verwandten und Bekannten entschloß, ihrem Gatten nach Irland nachzureisen. Sie machte alle ihre Mittel zusammen und ging mit dem Beginn des Frühlings nach Liverpool. Dort fand sie bald ein Schiff, welches nach Irland segelte, und verfügte sich an Bord desselben; aber der Wind war ungünstig; das Schiff mußte fast eine Woche vor Anker liegen bleiben. Und hier auf diesem Schiff überraschten meine Mutter die Geburtsschmerzen. Ein mitleidiger Matrose lief im Hafen von Haus zu Haus, um der Reisenden einen Aufenthaltsort zu erbetteln, aber die eiserne Zeit, welche über England gekommen war, erstickte jedes menschliche Gefühl. Der gräßliche Bürgerkrieg wüthete in Englands Eingeweiden; der Sohn fürchtete den Vater, der Vater den Sohn, der Bruder haßte den Bruder, jedes

heilige Band war zerriſſen, Verdacht, Feindſchaft, Mißtrauen, Verrath beherrſchten die Gemüther. Eines jeden Mannes Hand war ſeine Feſtung. Niemand getraute ſich recht, die Thüre deſſelben zu öffnen, aus Furcht vor ſeinem nächſten Nachbar. Wie hätte man ein fremdes Weib aufzunehmen ſich unterſtanden, die da gebären wollte! Die Matroſen bauten alſo ſchnell eine Wand von Steinen, Holz, Raſen und Mergel auf, trugen meine Mutter dahinter, und hier wurde ſie unter dem Beiſtande einiger Schiffersfrauen glücklich nach Mitternacht entbunden. Die muntern Seeleute hatten alle eine große Freude über mich, ich wurde zuerſt in Seewaſſer gebadet und vom Schiffkaplan mit Seewaſſer getauft. Jeder beeiferte ſich, meiner Mutter zu dienen, und gegen Stunden nach meiner Geburt ging ich in See; ich wanderte in Windeln gehüllt aus den Armen eines Matroſen in die eines andern; die Ungeſchönheit und Milde meiner Mutter machte ſie die rohſte Natur unterthänig und dienſtbar.

Unſere Reiſe nach Irland war nicht ohne Widerwärtigkeiten; die ſchlimmſte war ein arger Sturm, der uns Nachts überraſchte und dermaßen zuſetzte, daß der Kapitän das Schiff für verloren gab. Der Sturm warf das ſtark beſchädigte Schiff, als die Anſtrengung der Matroſen das einbringende Waſſer nicht mehr auszuſchöpfen vermochte, eben als es verſinken wollte, an die Küſte der kleinen Inſel Man, und durch dieſen Zufall wurden wir Alle gerettet. Die abergläubiſchen

Verwahrer dieſes Eilands nannten unſere Rettung ein groſſes Wunder, und ſchrieben ſie alle einſtimmig — ſonderbar genug — mir zu. Die Inſel Man führet nämlich einen Adler, der ein Wickelkind in den Krallen hält, in ihrem Wappen und ein eingewundenes Kind iſt ihr Wahrzeichen und ihrem Beſitzer heilig. Da ich nun unter Mitternacht unter Sturmbrüllen gleichſam von der Hand Gottes an ihre Ufer geſchmettert worden war, ſo hielten ſie dieſen Umſtand für ein höheres Zeichen und kamen Tags darauf viele, mich als ihren König zu begrüßen und meiner Mutter Anerbietungen der ſeltſamſten Art zu machen. Sie war klug genug, die Nichtigkeit derſelben einzuſehen, und reiſete mit mir, ſobald das Schiff wieder in brauchbarem Stand geſetzt worden war, mit vielen Geſchenken und noch weit mehr Segenswünſchen der Einwohner überhinüber nach Irland. Aber hier fand ſie Alles in der größten Verwirrung. Die königl. Partei war bereits geſchlagen, das Heer des Königs Jacob verjagt; er ſelbſt hatte den Kopf verloren und war ohne triftige Gründe aus ſeinen Staaten nach Frankreich geflohen. Seine Getreueſten waren ihm nach St. Germain unter dem Schutze Ludwigs des vierzehnten gefolgt; unter ihnen war mein Vater. Troſtlos und verzweifelt mußte meine Mutter mit mir nach England zurückkehren. Sie hat ihren Gatten nie wieder geſehen; denn ſein Name war mit unter den Geächteten und Verbannten, deren Urtheil der Tyrann ausſprach, als er die ſeinem Schwie-

gervater gestohlene englische Krone auf sein Haupt gesetzt hatte. Obgleich meine Mutter oft dem Mangel ausgesetzt war, so wurde ich doch gut und standesmäßig erzogen, fleißig unterrichtet und zu allen ritterlichen Uebungen angehalten. Man kann sich denken, daß ich das Herz meiner unglücklichen Mutter war, und es ist deshalb eben so natürlich, daß ich als einziges Kind und ohne Leitung meines Vaters verzogen wurde. Die größte Lust zum Seewesen mußte mir angeboren sein, aber meine Mutter hatte keinen Gefallen daran. Ihren Wünschen nach sollte ich mich den Studium irgend einer Wissenschaft widmen und zu diesem Zwecke trennte sie sich von mir und that mich zu einem gewissen Doktor Chesinghall, Priester zu Barking in Essex. Bei diesem rechtschaffenen Mann, dessen Andenken mir immer theuer sein wird, blieb ich einige Jahre und lernte fleißig, was er mir aufgab. Hierauf brachte er mich mit väterlicher Vorsorge nach London auf die hohe Schule und miethete mich in das Haus eines seiner Verwandten, eines Weinschenken. Dort sollte ich nun recht studiren, aber die Absichten meines guten Lehrers gingen gar schlecht in Erfüllung. Der Weinschenk zog mich, statt zu den Wissenschaften anzuhalten, wie ihm Doktor Chesinghall befohlen hatte, vielmehr von denselben ganz ab und brauchte mich zu seinem Kellner. In diesem Hause ging es liederlich zu und ich fand Geschmack an einem müßigen, unordentlichen Leben. Ich war damals vierzehn Jahre alt, und Gott weiß, welch ein Taugenichts aus mir geworden sein würde, wenn sich nicht plötzlich Al-

ich gelabert hätte. Der Weinschenk machte nämlich Bankrott, und ging bei Nacht und Nebel von dannen. Kurze Zeit vorher fand ein Vorfall statt, der einen tiefen und dauernden Eindruck auf mich machte, so daß ich mich jetzt kaum der Thränen enthalten kann, wenn ich daran denke. Es trat nämlich eines Tages ein schöner stattlicher Mann mit viel Anstand und Würde, obgleich in ärmliche Kleider gekleidet, in die Schenkstube, und forderte eine Flasche Wein. Mich zog es wunderbar zu ihm hin; ich konnte nicht unterlassen, ihn anzureden, er antwortete mir freundlich und so kamen wir bald in ein interessantes Gespräch. Endlich fragte er mich nach meinem Namen, Geburtsort und Familienverhältnissen. Als ich ihm hierauf freimüthig Alles entdeckte, bemerkte ich eine sonderbare Bewegung an dem fremden Manne. Meine Zuneigung zu ihm wuchs mit jeder Minute, und als er nun ging, folgte ich ihm durch die Thüre, um mit ihm allein zu sein. Nun fragte ich ihn zutraulich, ob es nicht möglich sei, daß ich stets um ihn sein könne? Ich erzählte ihm von der schlechten Wirthschaft in dem Weinhause, von der Mittellosigkeit meiner Mutter, von meiner unbezwinglichen Lust zum Seemann und von dem starren Widerwillen meiner Mutter dagegen. Ich fragte ihn, ob er nicht wieder zur See gehe und beschwor ihn, mich mitzunehmen und sollte es nur als sein Diener sein. Hierauf gab er mir das tröstliche Versprechen mit Hand und Mund, für die Verbesserung meiner Lage zu sorgen und zur Erreichung meiner Wünsche Alles beizutragen, was in seinen Kräften

ſtehe, und deshalb werde er den folgenden Tag wieder in unſern Weinſchank kommen, um heimlich das Nähere mit mir abzureden. Ich konnte die ganze Nacht nicht eine Minute ſchlafen; mein Kopf ging mit den ſeltſamſten Plänen ſchwanger und der Grundſtein all' meiner Luftſchlöſſer war der fremde Mann. Er hielt Wort. Kaum aber war er in's Haus getreten, als er mich in ein Nebenzimmer zu ſich rufen ließ, wo er mir unter vier Augen entdeckte, daß er mein Vater ſei. Die Gefühle meines Herzens in dieſem Augenblicke dulden keine Beſchreibung. Ich war unausſprechlich glücklich. Dem ſchon lange todtgeglaubten Vater lag ich im Arm, ſein Mund drückte den erſten Kuß der Liebe auf meine Stirn. Hierauf vertraute er mir, daß er nur im tiefſten Incognito in London lebe, und daß es ſein Tod ſein werde, wenn man ihn entdeckte oder ſeinen wahren Namen erführe; auch verſprach er mir, er wolle, ſobald ſeine Geſchäfte in London abgemacht ſeien, mich mit nach Frankreich nehmen. Die Bitte, noch einmal meine Mutter zu ſehen, ſchlug er mir ab, aus Beſorgniß, dadurch verrathen zu werden. Ich machte mich heimlich zur Abreiſe bereit, aber denkt Euch meinen Schrecken, als ich plötzlich den Tod meines Vaters erfuhr! —

Man hatte in ihm einen Spion des Königs Jacob vermuthet und ihm Gift gegeben. So hatte ich nicht nur den Schmerz, meine ſchönen Pläne vereitelt zu ſehen, ſondern auch einen gütigen, kaum gefundenen Va-

ter zu beweinen. Bald darauf entkam der Weinſchenk durch eine heimliche Flucht, auf welcher er mir eine kleine Summe, die ich theils von meiner Mutter, theils von meinem Vater und Freunden allmählig zum Geſchenk erhalten hatte, mitnahm. Ich war nun ohne Mittel und Hülfe und hatte zum Studiren keine Luſt. Der Gedanke, als ein Taugenichts zu meiner Mutter zurückzukehren, war mir unerträglich. Meine alte Neigung ſpornte mich mächtig, mir mit eigener Hand meine Lebensbahn zu brechen. Ich hörte, daß einige Schiffe ausgerüſtet würden, in der ſpaniſchen See zu kreuzen, und ich wandte mich an einen Schiffskapitän, Namens Simſon Bourn, der oft unſere Weinſtube beſucht und mir Wohlwollen gezeigt hatte, mit der flehenden Bitte, mich auf ſeinem Schiff, der Feuerbrand, als Kadett mitzunehmen. Bourn fügte ſich meinen Wünſchen, aber ich ſollte ohne Sold dienen, und hatte doch kein Geld. An die Freunde meiner Mutter in London durfte ich mich nicht wenden; ich wußte, daß ſie ſich alle meinem Vorhaben einmüthig widerſetzen und meiner Mutter Nachricht davon geben würden. Nun hatte ſich mein Vater heimlich bei einem Uhrmacher und leidenſchaftlichen Anhänger des Hauſes Stuart in London aufgehalten und mich mit demſelben bekannt gemacht. Dieſer Bürger, Namens Townſend, hatte ſtets viel Gutes von meinem Vater genoſſen, und kurz vor ſeinem unglücklichen Ende hatte mir der Letztere geſagt, ſobald ich Geld bedürfe, ſollte ich mich nur an den Uhrmacher wenden. Auch wußte ich, daß Townſend mit meiner

Mutter auch nicht in der geringſten Verbindung ſtand. Ich muß geſtehen, es koſtete mich Ueberwindung, mich an den Bürger zu wenden; denn mein Adelsſtolz war heftig erwacht, und die chimäriſchen Pläne meiner jugendlichen, meiſt erhitzten Phantaſie vermeheten denſelben auf's Aeußerſte. Aber ich mußte endlich in meiner Hülfloſigkeit aus der Noth eine Tugend machen und in einen ſauern Apfel beißen, wollte ich nicht vom Feuerbrand bleiben. Ich ging zu dem Uhrmacher und enthüllte ihm mein Begehr. Er zeigte ſich ſehr bereitwillig und ſtreckte mir nicht nur die verlangte Summe vor, ſondern gab mir auch eine Anweiſung, die nicht unbeträchtlich war, auf einen Kaufmann in Liſſabon. Wer war vergnügter als ich! Der Tag der Abreiſe war feſtgeſetzt, und ich ging, um von dem gütigen Townſend Abſchied zu nehmen. Da legte er mir ein ſchriftliches Inſtrument zur Unterſchrift vor, worin ich mich zur Schuld bekennte; Townſend verſprach mir darin, ſich auch fernerhin meiner väterlich anzunehmen und mir zum Londoner Bürgerrecht zu verhelfen, ſobald ich mich würde, als in ſeinem Dienſte ſtehend, in die Stadtliſte einſchreiben laſſen. Und hierzu ertheilte ich ihm mit meiner Unterſchrift die Vollmacht. Die Sache war mir unangenehm, aber was hätte mein freudevolles dankbares Herz nicht Alles unterſchrieben! Ueberdieß war ich voll einer unbegränzten Ruhmſucht; die ſeltſamſten Hirngeſpinnſte meines Jünglingskopfs zeigten mir mich bald als See-Kapitän, Schout-by-Nacht, Admiral; ich wollte die Welt mit meinem Namen erfüllen, ich fühlte Kraft

in mir, das Unmögliche zu leiſten. Und was konnte es dann ſchaden, wenn ich Bürger von London war? Konnte ich nicht Lord-Mayor oder Ober-Präſident und Admiral zugleich werden? Ferner hatte ich zu dem Uhrmacher ein gränzenloſes Vertrauen und keine Ahnung von einer Falſchheit. Ich unterſchrieb alſo das Inſtrument, und reiſte nach einigen Tagen auf dem Feuerbrand unter Kapitän Bourn ab.

Ich kam nach Portugal, und es gefiel mir in dieſem herrlichen Lande ſo wohl, daß ich nichts ſehnlicher wünſchte, als lange dort verweilen zu können. Doch ſollte mein Wunſch für diesmal nicht in Erfüllung gehen. Das Linienſchiff Feuerbrand wurde nach England zurückgerufen, um dort eine andere Beſtimmung zu erhalten, und da ich einmal an daſſelbe attachirt war und mich durch Fleiß und Thätigkeit ſo ausgezeichnet hatte, daß ich bereits den Sold eines Unterlieutenants erhielt, ſo mußte ich nun auch mit nach England zurück. Mit den beſten Zeugniſſen aller meiner Obern verſehen, langte ich im Spätherbſt wieder in London an und begab mich ſogleich zum Groß-Admiral Schewel, an welchen ich beſtens empfohlen war. Dieſer Herr nahm mich beſonders gütig auf und verſicherte mich ſeines Wohlwollens. Hierauf verfügte ich mich zu meinem Uhrmacher. Sein kalter Empfang ſtand mir nicht an, und es beleidigte mich, als er mich fragte, ob ich ihm auch meine Schuld abtragen werde. Ich lief ſogleich fort, ihm das Geld zu holen. Aber als ich's ihm auf den Tiſch gezählt hatte, ſagte er, dem ſei nicht genug, ich ſei

laut des unterſchriebenen Contracts ſein Diener, und müßte als Uhrmacherlehrjunge bei ihm eintreten. Man kann ſich mein Erſtaunen denken! Aber dieſer falſche Mann machte mir im Ernſt böſe Händel, und nur durch die Güte des Groß-Admirals Schowel wurde ich aus ſeinen Klauen befreit. Hernach ſtattete ich meiner Mutter einen Beſuch ab. Sie war zwar ſehr ungehalten über mich geweſen, aber die Mutterliebe überwog doch bald den Unwillen gegen mich, und meine erhaltene Auszeichnung und hochfahrenden Plane, deren Mittheilung mir und ihr großes Vergnügen bereitete, ſöhnten ſie nicht nur wieder ganz mit mir aus, ſondern nahmen ſie von neuem für mich und meine Talente ein. Uebrigens lebte ſie in dürftigen Umſtänden. Späterhin hat ſie einen bejahrten Edelmann geheirathet, deſſen Pflegerin ſie wurde und der ihr mit ſeinen Reichthümern einen, ihr früher unbekannten, Ueberfluß bereitete. Ich ſchied nach einigen Wochen von ihr und habe ſie nicht wieder geſehen; es ſind nun zwölf Jahre. Meine ſpätern Schickſale verboten mir einen Beſuch bei ihr, und ſo weiß ich nicht, ob ſie noch lebt. Doch darf ich das Letztere ihrer rüſtigen Geſundheit und ihrem Alter nach, welches jetzt acht und vierzig Jahre ſein wird, wohl annehmen. Ich ſehne mich wohl nach ihr, aber ich ſehe nicht die Möglichkeit ein, ſie jemals wieder zu ſehen, und ſo habe ich ihr denn in meinem Herzen den Altar kindlicher Liebe und Dankbarkeit erbaut, an welchem ich ihrem Andenken täglich das Opfer ſchöner Erinnerungen darbringe.“

Der Kapitän hielt hier einige Augenblicke inne. Seine Stimme hatte zuletzt gezittert und nicht ohne Rührung und Ueberraſchung ſahen die Zuhörer die Augen des Erzählers in jenem koſtbaren Thau des Gefühls glänzen, welches ſelbſt dem rauhen Männerherzen das ſchöne Zeugniß der Menſchlichkeit giebt.

Der Grog wurde umhergereicht; der Fremde, welcher ſich den Namen Flarmann zugelegt hatte, war gleich von vorn herein in tiefes Nachdenken verſunken, worin er noch verharrte. Friederike warf dem Kapitän einen theilnehmenden Blick zu, und nachdem er einen Zug aus ſeinem Becher gethan, fuhr er fort: „Eine unbezwingbare Sehnſucht zog mich wieder nach Portugal. Schewel's ſchöne Reden machten mir die angenehmſten Hoffnungen; mit dem beginnenden Frühling ging ich wieder zur See, ſegelte auf dem Schiffe Tarro, welches ehemals eine ſpaniſche Galeere geweſen war, nach dem Lande meiner Sehnſucht und landete bald im Hafen von Liſſaben. Dort lagen wir eine Zeitlang ruhig bis zur Ankunft des Groß-Admirals Schewel. Mein Kapitän gab mir unterdeſſen vollkommene Freiheit; ich konnte gehen, wohin ich wollte. Mein junges begehrliches Herz ſchwelgte in den Genüſſen jenes zauberiſchen Landes. Ich habe fünf Jahre in dieſem Paradieſe der Erde gelebt; ich habe dort die Wonnen und Schmerzen der erſten Liebe und der erſten Täuſchung der Liebe genoſſen. Laßt mich darüber hingehen, ſonſt blutet die Wunde von Neuem.

Bald nach unſerer Ankunft hatte ich das Glück, einem genueſer Edelmann, Beſitzer mehrer Kauffahrer, zu gefallen. Dieſer reiche Mann ſorgte auf mannigfache Weiſe für mein Vergnügen, bat mich oft auf eines ſeiner Schiffe, welches eben im Hafen lag, und that mir endlich den Vorſchlag, mit ihm eine Reiſe nach Genua zu machen. Ich that's unter der Bedingung, daß ich mit dem erſten Schiffe, welches nach Liſſabon ginge, wieder zurückreiſen dürfe. Dieſe Bedingung wurde mir zugeſagt und Niemand erfuhr das Mindeſte von meiner Reiſe. In der folgenden Nacht hoben wir die Anker. Am andern Tage begegnete uns eine Fregatte. Anfangs glaubten wir, es wäre ein ſpaniſches Fahrzeug, aber bald ſahen wir unſern Irrthum ein; es war ein Salee-Fahrer, der mit drohenden Mienen gerade auf uns losging. Unſer Kapitän nahm den Gruß an und befahl den Angriff, obgleich der Feind uns an Macht ſehr überlegen war. Der Kampf begann, der erſte, den ich auf der See beiwohnte. Der Salee-Fahrer überſchüttete uns mit einem wahren Kugelhagel, aber wir blieben ihm nichts ſchuldig. Inzwiſchen hätte mein edler Genueſer doch zuletzt unterliegen müſſen, wenn er nicht ſehr geſchickt die Flucht ergriffen hätte; ein geneigtes Wetter, ſtille See und die Anſtrengungen unſrer unverdroſſenen Matroſen retteten uns aus dieſer augenſcheinlichen Gefahr. Wir flüchteten uns unter die portugieſiſchen Wälle;

dort lag ein Schiffer, der mich am Bord nahm und wieder nach Liſſaben zurückbrachte.

Sobald der Groß-Admiral Schewel angekommen war, machte ich ihm meine Aufwartung, er machte mir von Neuem die beſten Verſprechungen und erfüllte ſie einige Zeit darauf ſo glänzend, daß er mich zum Aufſeher über die nach Liſſaben gebrachten Priſen machte, welches Amt von der größten Wichtigkeit war, indem damals alle franzöſiſchen Waaren in Portugal für Contrebande erklärt wurden.

Ich beſaß viel Geld, und was noch mehr ſagen will, die Gunſt meiner Obern und die Liebe und Gewogenheit Aller, die mich kannten. Eine unglückliche Liebe verleidete mir endlich den Aufenthalt in Portugal; ich ſehnte mich nach England zurück. Ich war ein und zwanzig Jahr alt und trat mit dem Rang eines Oberlieutenants auf ein Schiff, um mein Vaterland wieder zu erſtreben. Doch dies lag für diesmal nicht im Plane der Götter. Unterwegs ſtießen wir mit einer franzöſiſchen Galeere zuſammen, der wir uns nach langwierigem hartnäckigen Gefecht übergeben mußten. Das Schiff, auf welchem ich mich von Liſſaben nach England hatte begeben wollen, war früher den Franzoſen von den Engländern abgenommen worden und hieß l'Arrogant, deshalb waren auch die Sieger diesmal ſehr erbittert und feindſelig geſinnt. Da ich aber auf dem Arrogant keine Bedienſtung hatte, ſondern mich nur als Paſſagier auf dem Schiffe befand, ſo wurde mit

mir nicht ſo ſtreng verfahren wie mit denen, die zum Commando des Schiffs gehörten. Wir landeten bei St. Malo. Als wir an's Land ſtiegen, verſammelten ſich eine Menge wohlgekleideter Leute um uns, die ſich faſt Alle ausſchließlich an mich wandten und mir anboten, mir behülflich ſein zu wollen. Im Geheim riethen mir Einige, mich unter ſie zu miſchen und ſo unvermerkt bei ihnen zurück zu bleiben; hernach wollten ſie mir ſchnell weiter helfen, aber ich ſchlug dies edelmüthige Anerbieten rund ab und verſicherte ſie, daß ich meine Mitgefangenen und Landsleute auf keine Weiſe verlaſſen würde.

Wir wurden hierauf in das Caſtell St. Malo gebracht und hier wurde mir all mein Eigenthum bis auf die Kleider und mein Taſchengeld abgenommen; meine Kleider waren aber ſo koſtbar, daß ich wohl für einen Prinzen gehalten werden konnte. Unſer Aufenthalt auf dem Caſtell war erträglich, doch wurden wir nach einiger Zeit in's Stadtgefängniß, ein abſcheuliches Loch, gebracht, aber noch denſelben Abend auf kleinen Fahrzeugen nach Dinant, einer wohlgelegenen Feſtung, übergeſetzt. Hier war die Luft rein und geſund, aber in dem Caſtell, wohin wir gebracht wurden, lagen über dreitauſend Gefangene. Da war denn für die Bequemlichkeit des Einzelnen nicht viel zu hoffen. Inzwiſchen ſuchte ich mir meine Lage ſo erträglich als möglich zu machen. Nachts legte ich mich zwar auf die Streu zu den Uebrigen, aber ſobald am Morgen die Thüren

geöffnet wurden, lief ich hinaus auf den Sammelplatz, wo ſich ſtets eine Menge Menſchen befanden. Bald gewann ich viel Theilnahme, und ich wurde inne, daß man mich meinen Kleidern nach für eine weit höhere Standesperſon hielt, als ich war, und mir auf alle Weiſe aus der Gefangenſchaft helfen wollte. Vorzüglich ſuchten mich zwei Mädchen zu bereden, daß ich in ihre Behauſung flüchten möchte, wo ſie mich eine Zeitlang verbergen und mir dann zur weitern Flucht behülflich ſein wollten. Ich blieb aber kalt für ihre Bitten. Einige Tage darauf führten mich mehrere mir gutgeſinnte Einwohner zu ihrem Schulherrn, der mich ſehr freundlich aufnahm, ja mich ſogar bald gleichſam zu den Gliedern ſeiner Familie zählte.

Nun aber wurde es mir von Tag zu Tag unerträglicher, in einem halb freien Gefängniß zu leben; ich beredete mich alſo mit meinem neuen Freunde, dem Schulherrn, und er verſprach mir, zur Flucht behülflich zu ſein. Doch bedurfte ich außer der ſeinigen noch andrer Hülfe, um meinen Vorſatz auszuführen, und ich warf meine Augen auf einen alten Sergeanten, den ich oft auf der Wache ſah, wenn ich die Gefangenen im Caſtell beſuchte, was faſt täglich geſchah. In einigen Unterredungen hatte ich ihm bald ſeine ſchwache Seite abgemerkt, und nun ſchwatzte ich dem alten Kauze nach dem Maule. Er erzählte von ſeinen ungeheuern Heldenthaten, und ich ſtellte mich treuherzig an, Alles zu glauben, und immer von Neuem brachte ich das

Gespräch auf die Schlachten, denen er beigewohnt und in denen er so Wunderbares verrichtet, schimpfte wacker mit auf die Offiziere, welche keine Notiz von seiner Tapferkeit genommen, fluchte dem Glück, das dieselbe nicht besser belohnt, und war stets seiner Meinung, wenn er mich fragte, ob es nicht höchst unbillig sei, daß ein alter abgehärteter Kriegsmann jungen und unerfahrnen Leuten gehorchen müsse, die kaum jemals in ihrem Leben einen zornigen Menschen oder einen todten Hund gesehen hätten. Der Sergeant schien dadurch endlich ganz der Meinige geworden zu sein, und gab mir das Versprechen, daß er das Geheimniß, welches ich ihm anvertrauen würde, heilig verschweigen wolle. Endlich rückte ich heraus und gab ihm zu verstehen, daß mir mein Schulmeister aus der Festung helfen wolle, doch müsse er, der Sergeant, ein Auge zudrücken. Der Kerl machte ein verdutztes Gesicht, brach auf, ohne mir ein Wort zu erwiedern und ging schnurstraks zum Gouverneur, um ihm den ganzen Handel zu entdecken. Die schnelle Folge meines Vertrauens war, daß ich festgenommen und in's Stadtgefängniß gebracht wurde. Dies Gefängniß war über einem Stadtthore und hatte sehr starke Mauern. Der Thurmhüter, seine Tochter und alle seine Leute begegneten mir sehr wohlwollend und erleichterten mir dadurch meine harte Haft. Ich erhielt eine Kammer in der Kapelle, wo Alles sehr nett und reinlich war. Dieses Zimmer war im obersten Stockwerk des Thurms, wo die Mauern zwar nicht so

dick wie unten, die Fenſter hingegen ſehr breit und mit eiſernen Gittern verſehen waren. In der Kammer ſtanden zwei reine Betten. In dem einen ſchlief ein alter Franzoſe von Adel, der hier, ich weiß nicht aus welchem Grunde, verhaftet war, das andre ward mir zu Theil. Zudem führte der Thurmhüter einen guten Tiſch, ſeine Tochter war hübſch und umgänglich, und ich hätte alſo nicht Urſache gehabt, ſehr unzufrieden mit meinem Looſe zu ſein. Dennoch ließ ich nicht ab, an meine Freiheit zu denken. Ich ſuchte mir eine eiſerne Stange zu verſchaffen, und begann damit Nachts die Mauer zu durchgraben. Aber der alte Franzoſe hatte mich bei meiner Arbeit belauſcht und verrieth mich. Er war einer von den Menſchen, die ihr eignes Unglück vergeſſen, wenn ſie ſehen, daß es einem Andern noch ſchlechter geht; und überdies glaubte er, es ſei jedes rechtſchaffenen Franzoſen Pflicht, alle Engländer zu haſſen und zu verfolgen. Auf ſeine Anzeige meiner beabſichtigten Flucht, wurde ich unter die Kapelle in ein abſcheuliches, aber ſehr geräumiges Loch geſetzt, wo ich eine beträchtliche Anzahl der verſchiedenſten Menſchen antraf. Eine ſaubre Geſellſchaft! Nachdem man mich hier gedemüthigt zu haben glaubte, verſuchte man es, mich zu gewinnen. Zuerſt ſandte der Gouverneur Boten an mich ab, dann beehrte er mich ſogar einigemal ſelbſt in Begleitung mehrerer vornehmen Herren, ließ mir die ſchmeichelhafteſten Anträge machen und redete mir ſelbſt auf's Eindringlichſte zu, mein Glück nicht zu

verſcherzen und franzöſiſche Dienſte zu nehmen. Alle dieſe Vorſchläge rührten mich nicht; mein Vaterland ging mir über Alles. Dieſe Standhaftigkeit brachte bei dem Gouverneur eine ſo große Verwunderung und Rührung zu Wege, daß er mir die Hand reichend ſprach: „Eine ſolche Vaterlandsliebe muß man ſchätzen und belohnen. Das erſte aus England kommende Transportſchiff ſoll Euch mitnehmen.“ Er hielt Wort. Und ſo kam ich denn nach zweimonatlicher Haft glücklich wieder nach England. Doch die Ruhe war mir unerträglich. Ich war kaum einige Wochen in London, als ich auch ſchon mit dem Paquetboote nach Weſtindien, mit der Anwartſchaft auf einen Dienſt auf einem dortigen Schiffe, reiſte. Als ich aber dort anlangte, war das Schiff, auf welchem ich beim Commando angeſtellt werden ſollte, bereits in See auf die Jagd gegangen, und da ich nicht Luſt hatte, ſtill zu liegen und die Rückkehr des Schiffs abzuwarten, ſo ging ich mit dem Paquetboot wieder nach England zurück. Ich ſtürzte mich nun ſo recht eigentlich in den Strudel des Lebens hinein, ſuchte Bekanntſchaften und fand ſie und war bald in allen Häuſern der Hauptſtadt ein ſtets willkommener Geſellſchafter. Vorzüglich hielt ich mich zu Herrn Perrey, Oberſten des Stadtregiments und erſtem Secretär der afrikaniſchen Handelscompagnie. Dieſer Mann machte mir das Anerbieten, eine Partie Sklaven von Afrika nach Weſtindien zu führen, aber ich verſetzte dreiſt, daß ich geneigter wäre, armen unglückli-

chen Menſchen zu helfen, als meine Hand zu ihre
unüberſehbaren Unglück zu bieten. Meine Antwo
mißfiel dem Oberſten keineswegs, er lobte meine Den
und Handlungsweiſe, ſchenkte mir ſeine Liebe und empfa
mich bald darauf an den Vorſteher der oſtindiſchen G
ſellſchaft, Jonathan Andrews. Herr Andrews brach
mich ſogleich auf ein oſtindiſches Kriegsſchiff, der G
dalphin genannt, welches von John Apri geführt wur
und die Küſten von Bombai beſegeln ſollte. Faſt a
Ende dieſer Reiſe beſtanden wir ein ſonderbares Abe
teuer. Als wir nämlich in die oſtindiſchen Gewäſſ
kamen, ſtießen wir auf die weltberühmten tapfern Se
räuber von Angry, welche zwiſchen Bombai und Kal
kut kreuzten, wo ſie uns auch den erſten Gruß m
einem Regen von großen und kleinen Kugeln brachten
aber wir hielten uns in angemeſſener Entfernung vo
ihnen gegen die Landſeite und blieben ihnen nicht
ſchuldig. Das Gefecht dauerte ſo lange, bis der Win
uns nöthigte, die Anker auszuwerfen, ſonſt würde un
der Strom mit fortgeriſſen und den muthigen Seehah
nen gerade zugeführt haben. Nachts aber riß des Ka
pitäns Boot los und wurde über die Ankertaue de
Feindes getrieben, die ſich ſeiner bemächtigten und da
durch unſre Schwäche erfuhren. Dies erhitzte ihre
Muth noch mehr, ſie unternahmen mit dem erſte
Morgenſtrahl einen neuen Angriff auf uns, fochten wi
die Löwen und gaben uns Gelegenheit genug, ihre
Muth zu bewundern; da wir uns aber auch wehrten,

ſo gut wir konnten, ſo mußten unſre beherzten Feinde wieder abziehen, ohne etwas Wichtiges ausgerichtet zu haben. Einige Tage darauf überzeugten uns dieſe Leute, daß die Großmuth eine Zwillingsſchweſter der Tapferkeit iſt, und beide meiſt beiſammen gefunden werden. Denn die oſtindiſchen Seeräuber ſandten uns unſer Boot ſammt den Leuten, die darauf waren, unter der Freundſchaftsflagge zurück, und dieſe Handlung war, nach der Weiſe dieſes Volks, mit großem Pomp und einer ſeltenen Pracht begleitet. Und wie ſonderbar fügte es ſich, daß ich gerade mit einem dieſer Kaper recht vertraut werden mußte! Ich lag nämlich in Bombai im vornehmſten Kaffeehauſe. Hier war ein Sammelplatz aller Nationen und die vornehmen Kaper, mit welchen wir uns gemeſſen hatten, kamen ebenfalls dorthin. Wiewohl ſie nun Alle auserleſene hurtige Leute waren, ſo hielt ich mich doch vorzüglich an Einen, der mir der Geſcheiteſte zu ſein ſchien. Ich ſprach mit ihm portugieſiſch, was ich damals beſſer als irgend eine andre Sprache verſtand, und er konnte ſich darin ziemlich verſtändlich machen. In kurzer Zeit wurden wir die beſten Freunde. Ich befragte ihn oft über die Beſchaffenheit des Landes, deſſen Eingeborner er war, und meine Neugierde mißfiel ihm nicht. Er forderte mich endlich auf, ihn auf einer Reiſe in das Innere des Landes zu begleiten, und verſprach mir hoch und theuer, mir nicht nur alle Merkwürdigkeiten ſeines Vaterlandes zu zeigen, ſondern auch, mich zu ſchützen und wohlbehal-

ten nach Bombai zurückzuführen. Dieſer Antrag lockte mich, der Seeräuber ſchien mir ein wackerer Mann und zeigte mir ſehr viel Zuneigung, deshalb willigte ich ein und rüſtete mich heimlich zur Reiſe; denn weder mein Kapitän, noch einer meiner Kameraden durften von meinem Unternehmen das Mindeſte merken, ſonſt wäre mir die Reiſe vereitelt worden. Alſo reiſ'ten wir denn auch nach einiger Zeit heimlich in der Nacht ab, begaben uns an das feſte Land und verfolgten mit ſchnellen Pferden einen herrlichen Weg durch ein wahres irdiſches Paradies. Mein Freund führte mich in den Marattenſtaat, unter jenes hochherzige, tapfere, kriegeriſche Volk, dem er angehörte. Ueberall, wohin wir kamen, wurden wir mit der größten Auszeichnung empfangen. Unſre Reiſe glich einem Triumphzug. Und ſo gelangten wir denn in die prächtige Hauptſtadt der Maratten, Udſchin genannt, und wurden bald dem Maha Rajah, dem Oberfürſten des Landes, welcher unter dem großen Mogul ſtand, vorgeſtellt.

Mein Gefährte erzählte dem Rajah die Veranlaſſung unſrer Bekanntſchaft und mußte auf des Fürſten Wunſch den Hergang des Seegefechtes ausführlich berichten, woran Jener großen Antheil zu nehmen ſchien. Hierauf fragte mich der Rajah engliſch, wie es nur möglich ſei, daß ich mich meinem Feinde ſo keck anvertraue? Ich verſetzte hierauf freimüthig, daß ich Niemandes perſönlicher Feind ſei und die Sache meines Vaterlandes, für deſſen Ehre ich in jenem Kampfe gefochten,

wohl von meiner eigenen zu unterſcheiden wiſſe. Und nur in dieſer meiner eignen Sache habe ich mich meinem Führer als einem perſönlichen Freunde anvertraut, und baue auf ſein mir gegebenes Wort, auf Treu und Glauben eines rechtſchaffenen Mannes, für welchen ihn zu halten ich vollen Grund habe. Dieſe Antwort ſchien dem Rajah ſehr zu gefallen, und er fand ferner ein beſonderes Vergnügen daran, ſich mit mir zu unterhalten. Ich mußte ihm viel von europäiſchen Sitten und Gebräuchen, von Englands Macht und Staatseinrichtungen erzählen und er machte die treffendſten Bemerkungen darüber, die meiſt mit gutem Spott gewürzt waren. Hernach zeigte er mir ſeinen herrlichen Palaſt, ſeine ſchönen Gärten mit den künſtlichſten Brunnen und Baſſins und befahl ſeinen beiden Söhnen, deren älterer in meinen Jahren war, mich zu begleiten und mir überhaupt Geſellſchaft zu leiſten. Die Maratten ſind große Liebhaber vom Baden, und die Baſſins in den Gärten des Rajah waren meiſt dazu eingerichtet. Der Fürſt wünſchte, daß ich mich in ſeinem Beiſein in einem der ſchönſten Baſſins baden möchte, und ich willigte gern ein, denn ich bin ſtets ein Freund des Waſſers geweſen und die Hitze war in Udſchin ſchier unerträglich. Ich wurde alſo auf des Rajah Befehl von einigen Dienern entkleidet und in's Bad gebracht. Seine brennenden Augen verſchlangen faſt meine Geſtalt und allen Zuſchauern gewährte mein Anblick im kriſtallklaren Waſſer ein großes Vergnügen. Sobald

ich fertig war, wurde ich am ganzen Körper mit einem herrlich duftenden Balſam geſalbt, aber ſtatt meiner Kleider wurde mir ein koſtbarer Anzug des älteſten Prinzen angelegt. Dieſe übertriebene Gnade beunruhigte mich, ich fürchtete, was nachher wirklich geſchah. Er machte mir gar bald den Antrag, daß ich in Udſchin in ſeiner Söhne Geſellſchaft bleiben möchte. „Deine Geſtalt," ſagte er im Schmeicheltone zu mir, „Dein Geſicht, Deine Stimme, Bildung und Dein ganzes Weſen gefällt mir weit beſſer, als irgend eines Europäers, den ich jemals geſehen habe. Bleib' alſo bei mir, es ſoll Dir an nichts mangeln." Hierauf verſetzte ich, ich ſei nicht mein eigner Herr und könne nicht über mich verfügen, ich ſtände in eines Herrn Dienſt, welchen ich nicht verlaſſen dürfe, ohne mich einer großen Untreue und Undankbarkeit ſchuldig zu machen. Und deshalb müßte ich zum Schiffe, auf welches ich gehöre, zurückkehren.

Einige Tage darauf fragte mich der Fürſt wieder, ob ich mich nicht eben ſo gut unter ſeinen als unter meines Gefährten Schutz begeben dürfe? Ich verſetzte, daß ich kein Bedenken trüge, mich jedem rechtſchaffenen Mann anzuvertrauen, der mir für meine Sicherheit ſeine Ehre verpfände. „Wohlan," ſagte er, „ich gebe Dir meine Ehre zum Pfande, Du ſollſt ſicher bei mir ſein und gar nichts zu fürchten haben." Was war zu thun? Ich mußte mich in die Nothwendigkeit fügen. Mein Gefährte beurlaubte ſich, nachdem er eine anſehnliche

Belohnung erhalten hatte, und fragte nicht, ob ich auch mit wollte; ich war nicht viel beſſer daran, als verrathen und verkauft. An meinem Leben hatte ich nichts auszuſetzen, denn ich war auf ganz gleichem Fuße mit den Prinzen des Rajah geſetzt; ich ging in den herrlichſten Kleidern einher, ritt ein prächtiges Pferd, ſpeiſte fürſtlich und wurde, wo ich mich nur zeigte, vom Volke hochverehrt; aber meine Lage war nichts deſto weniger unerträglich, weil ich aus Allem abnahm, daß mich der Rajah Zeit ſeines Lebens bei ſich behalten wollte.

Zu meinem Glücke lebte am Hofe des Rajah eine alte Portugieſin, die durch einen beſondern Zufall hierher gerathen und dann die Erzieherin der Kinder des Rajah in ihrem frühſten Alter geworden war. Gleich vom erſten Tage meiner Ankunft in Udſchin zeigte mir dieſe Matrone eine beſondere Freundſchaft, und ich unterhielt mich oft mit ihr. Waren wir doch die einzigen Europäer am ganzen Hofe des Rajah und ich faſt ihr Landsmann. Eines Tags trat ſie haſtig und mit betrübten Mienen in mein Zimmer und ſagte: „Mein ſchöner europäiſcher Prinz, Ihr werdet wohl eben ſo wenig wie ich, jemals unſer Vaterland wiederſehen.“ Ich war über dieſe Anrede nicht wenig beſtürzt, und hörte nun mit Grauſen, wie der Rajah befohlen, alle meine Schritte zu beobachten und mich zu etwas zu zwingen, wovor der jungfräuliche Gedanke erröthet, endlich aber mir Gift zu reichen, ſobald ich meinen Körper zu dieſer Schändlichkeit nicht hergeben wollte.

Meine Angſt wuchs mit jedem ihrer Worte, und zuletzt beſchwor ich ſie, mir zur Rettung und Flucht behülflich zu ſein. Ich umfaßte ihre Hände, ich flehte ſie winſelnd auf den Knien an, und ſie verſprach mir endlich, das Ihrige für mich zu thun. Wir verabredeten uns nun mit einander, ſie verſchaffte mir die Kleider eines gemeinen Indianers, beſtellte einen Kahn auf dem Fluſſe und half mir auf geſchickte Weiſe Nachts aus dem Palaſte. Vorher hatte ich mir auf ihr Geheiß Hände und Geſicht geſchwärzt. So entkam ich glücklich und langte nach mancherlei Drangſalen wieder in Bombai an. Aber der Kapitän des Godalphin war wegen meiner heimlichen und gewiſſenloſen Entfernung höchſt erbittert auf mich und gab mir ſogleich nach meiner Ankunft den Abſchied. Ich hatte wohl noch härtere Strafe verdient. Auf dieſe Weiſe war ich gezwungen, wieder als Kadet auf einem Kauffahrer nach Europa zurück zu reiſen. Kaum war ich in London ſichtbar geworden, als der Uhrmacher Townſend ſeine Anſprüche an mich erneuerte. Dieſer unverſchämte Kerl nannte mich von Neuem ſeinen Lehrjungen, und ich war zu meinem größten Verdruß genöthigt, die Vernichtung des Inſtruments, welches mich ihm verpflichtete, durch eine nicht unbedeutende Summe zu erkaufen. Dadurch entblößte ich mich, und war nun ohne Dienſt und ohne Geld in einer Stadt, wo man ohne Beides kaum einen Tag leben kann. Die Noth lehrt ein nacktes Weib ſpinnen; mich lehrte ſie meinen Stolz beugen und die Admiralitätsherren ſo lange zu überlaufen, bis ſie mich

endlich annahmen, um meiner nur los zu werden. Ich kam als erſter Lieutenant auf das königliche Schiff, die Eintracht, unter dem Oberbefehl des Kapitän Vincent. Nachher mußte ich einige Jahre hintereinander auf verſchiedenen Schiffen dienen, damit ich bewandert würde, doch machte ich in dieſer Zeit keine große Reiſen, vielmehr wurde ich in London und den Seehäfen Englands ſehr bekannt, und hatte überall Zutritt. Als der Krieg zwiſchen England und der Türkei ausbrach, zeigte ich große Luſt, die Expedition mitzumachen. Der Commandeur Airs bot mir eine Anſtellung auf dem Schiffe Windſor an, welches er ſelbſt führte, und ſtellte mir vor, wie er vor Allen würde Gelegenheit haben, mir Gefälligkeiten zu erweiſen, da er das ganze Geſchwader befehlige; ich zog es aber vor, auf dem Schiffe Ihrer Majeſtät, unſrer Königin, Southampton, zu dienen, weil ich den Kapitänlieutenant deſſelben, Byrimans, ganz beſonders ſchätzte und liebte. Airs unterdrückte zwar damals ſeinen Verdruß, aber die Zeit kam bald, wo er mich denſelben nur all zu ſtark fühlen ließ. Es traf ſich nämlich, daß ich in der Türkei die Bekanntſchaft eines franzöſiſchen Conſuls machte und eine Zeitlang mit ihm umging. Dieſer Mann machte mir ſogar Anträge, in franzöſiſche Dienſte zu treten und im Intereſſe ſeiner Nation eine Reiſe nach Tunis zu unternehmen; aber ich ſchlug ihm dies Begehren rein ab; doch wurde ich dieſes Umgangs halber ſehr verketzert und verdammt. Airs beſchuldigte mich, mit den Feinden meines Vaterlandes innige Gemeinſchaft

gepflogen zu haben, und ich ſah mich deshalb genöthigt, nach Beendigung des Krieges, meinen Dienſt wieder niederzulegen. In England wurde ich von meinen zahlreichen Freunden mit offenen Armen empfangen. Meine wunderbaren Schickſale fingen ſchon an, einiges Aufſehn zu erregen, man drängte ſich zu mir, und bat mich in die vornehmſten Geſellſchaften; und bald gehörte es zum guten Tone, mich zu kennen und von mir gekannt zu werden. Gerade zu jener Zeit tobte der Kampf der Jacobiten und Hanoveraner oder der Königlichen am wildeſten in England auf. Nicht allein in den großen Städten, wie auch in den kleinſten Dörfern nahm man Partei für den Prätendenten oder gegen ihn, um ſo mehr, da wohl bekannt war, wie gern die Königin Anna die Regierung ihrem Neffen hinterlaſſen hatte. Mein Vater war den Anhängern des Prätendenten noch in gutem Andenken; man wußte, daß er einer der treueſten Freunde des Königs Jacob geweſen war, und man ſetzte voraus, daß ich in die Fußtapfen meines Erzeugers treten werde. Von meiner Kühnheit, meiner Gewandtheit, meinem Unternehmungsgeiſt ließ ſich ſchon etwas erwarten, und die Freunde der Stuarts betrachteten mich als eine gute Priſe. Inzwiſchen ſpielte ich ziemlich verſteckt und ließ mir nie recht abmerken, mit wem ich es ferner zu halten gedenke. Daher kam es, daß beide Parteien um mich warben. Doch nahmen ſich die jacobitiſchen Parlamentsmitglieder meiner beſonders an. Große und angeſehene Leute waren meine Freunde, und Alle

ſahen mich für einen Menſchen an, welcher große Dinge auszuführen geſchickt ſei.

Jede Partei wollte mir auf eine vortheilhafte Art zu Amt und Würde verhelfen. Die Einen meinten, ich ſei durch meine Erfahrungen im Seeweſen geſchickt, eins der beſten Orlogsſchiffe der engliſchen Flotte zu führen. Die Andern ſagten, in der Nähe des Hofes ſei ich beſſer geſtellt, und ſie ſuchten mich zu überreden, daß ich mich um eine Kammerherrenſtelle oder um eine Charge als Brigadier der Garde zu Pferd bewerben ſollte, keine von beiden Stellen ſollte mir entgehen. Wieder Andere wollten mir einen Platz im Unterhauſe verſchaffen und endlich hielt man mich für fähig, dem Lord Roſs auf ſeiner Geſandtſchaftsreiſe nach Frankreich zu folgen. Dieſe Anträge waren mir natürlich ſehr ſchmeichelhaft; ich ſchwamm in einem Meer von Plänen und Entwürfen, und obgleich mich Neigung zur See zog, ſo lockte mich doch auch die Bahn des Ruhms ſo ſüß, daß ich ſchwankte. Im Herzen war ich ſtets den rechtmäßigen Königen von England, dem Hauſe Stuart zugethan, und deshalb bekannte ich mich auch nach einiger Zeit öffentlich und ohne Rückhalt zu den Jacobitern, und dieſe vermochten mich denn auch, mich auf die hohe Schule nach Oxford zu verfügen, um in den Wiſſenſchaften das Verſäumte nachzuholen, weil man mich ſpäter durchaus zum Staatsdienſt zu gebrauchen gedachte. Kaum hatte ich ein halbes Jahr den Studien obgelegen, als mich die Nachricht vom Tode

der Königin Anna unangenehm überraſchte. Die Gemüther geriethen in die äußerſte Spannung, aber der ſtrenge Befehl, welcher zugleich mit der Todesnachricht einlief, kein einziger Menſch ſolle binnen acht Tagen Großbritannien verlaſſen und zur See gehen, zeigte deutlich, daß die Hanoveraner ſiegen würden; denn dieſer Befehl war augenſcheinlich aus keinem andern Grunde gegeben, als daß die verwittwete Königin Maria und der Prätendent nicht bald den Tod der Königin Anna erfahren möchten.

Die gefährliche Lage, in welche unſere Partei kam, nöthigte mich, Oxford wieder zu verlaſſen und nach London zurückzukehren; denn ein enges Aneinanderſchließen that vor Allem noth, damit man ſich in Maſſe berathen und dann handeln könnte. Aber hilf Himmel! Niemand hatte Muth, etwas zu unternehmen, man ſprach viel, aber that nichts, man konnte nicht einig werden, und der, welcher unſere muthloſe Partei hätte unter einen Hut bringen und beleben können, der Prätendent, ſtellte ſich nicht ein, die Zeit verſtrich, der Churfürſt von Hanover kam nach England und wurde zum König gewählt, ohne daß ſich Jemand widerſetzt hätte. Ueber dies Verſäumen des rechten Zeitpunktes, über dieſe bequeme Vornehmheit, die nur befehlen, nichts aber ſelbſt thun will, über die dünkelvolle Dummheit des alten Adels ſprach ich mich im ungezähmten Eifer mit wilder Bitterkeit überall und ohne Rückſicht aus und das Feuer jugendlicher Leidenſchaft riß mich hin,

auf Hanoveraner und Jacobiter gleich verächtlich und tadelnd zu ſprechen. Dadurch mußte ich der beſtehenden Regierung bald verdächtig werden, welcher ohnedies Alle knechtiſch huldigten, und man fing an, ein polizeiliches Auge auf mich zu werfen.

Es war im Frühjahr des vorigen Jahres, als ich mich in einer Geſellſchaft im Hauſe des Ritters Walpole befand. Zu dieſer Geſellſchaft gehörte auch der Ritter William Days, der Erzbiſchof von York und viele andere Biſchöfe, Herzöge, Pairs und Parlamentsmitglieder, die alle mehr oder minder der beſtehenden Regierung huldigten. Hier wurde ich in der Unterhaltung von meinem Eifer ergriffen und ohne an mich zu denken, ſprach ich meine Meinung über die beiden Parteien und vorzüglich über die Handlungsweiſe des Churfürſten von Hanover aus. Die genannten Herren erſahen nur zu deulich, daß ich ein glühender Anhänger des Königs Jacob war, und mein Verderben war nur zu gewiß.

Einige Monate darauf verreiſte ich, um einige meiner Freunde zu beſuchen und ſie anzufeuern, daß ſie doch endlich etwas für den rechtmäßigen König Großbritanniens unternehmen möchten. Eigentlich war ich zu dieſer Reiſe von Ehrenmännern beauftragt, die bis dieſe Stunde dem König Jacob ergeben ſind, obgleich ſie für nöthig finden, ihre wahren Geſinnungen zu verbergen. Unterwegs kam ich von ohngefähr mit einigen Bekannten zuſammen. Einer derſelben war Einnehmer der Landſchatzung und hieß Lucas. Wir ſtießen auf einen Trupp Reiter, welche das

Land durchſtreiften und alle als jacobitiſch verdächtigen Perſonen aufgriffen und in's Gefängniß ſchleppten. An dieſe Reiter verrieth mich genannter Lucas, wahrſcheinlich in höherm Auftrag, als einen der eifrigſten Anhänger des Prätendenten. Ich wurde ergriffen und gefeſſelt nach Barnet geführt. Die Füße waren mir unter dem Bauche meines Pferdes zuſammengebunden, und ſo diente ich dem neugierigen Volke zum erbärmlichen Schauſpiele. Als wir in der Stadt an die Ecke der Goldſpornſtraße kamen, waren wir gezwungen, ſtill zu halten; denn ein ungeheurer Menſchenhaufe drängte uns entgegen. Man führte nämlich die drei Kapitäns Carr, Doral und Gordon zur Richtſtätte, wo ſie aufgehenkt und geviertheilt werden ſollten, der treuen Anhänglichkeit an König Jacob überführt. Denkt Euch, wie mir zu Muthe ward! Kaum hatte das Volk erfahren, daß ich des Jacobitismus ebenfalls verdächtig ſei, als es mich zu Tauſenden umſtand und mir zuſchrie, mich auf eine ähnliche Reiſe vorzubereiten. Ich wurde in das Arreſthaus, eines der feſteſten und wohlverwahrteſten Gefängniſſe Englands, gebracht, wo ich eine Menge Staatsgefangener, größtentheils Jacobiter fand. Wir waren alle zuſammen in einem geräumigen Local, und man brachte uns auf unſer Begehr die neueſten Zeitungen und darin fanden wir die Nachricht meiner Gefangennahme nebſt der offen ausgeſprochenen Vermuthung, daß ich denſelben Weg gehen würde, welchen die drei Kapitäne gerade zu der Zeit nach dem Galgen gemacht, als man mich gebracht hatte. Meine Befürchtung

wurde noch dadurch erhöht, daß ich nach einigen Tagen aus der mir angenehm gewordenen Gesellschaft gerissen und in ein elendes unterirdisches Gefängniß, das verfluchte Loch genannt, geworfen wurde. Hier fand ich den unglücklichen Kapitän Dikal, welcher einige Tage darauf sein Haupt auf den Richtblock legen mußte. Dies Alles bestätigte meine Ahnung, daß ich ebenfalls werde sterben müssen.

Einst saß ich in Gedanken versunken, als die Thüre meines scheußlichen Kerkers aufging und ein Weib hereintrat, welche nicht mehr in den Jahren war, um von ihr auf einen leidenschaftlichen Schritt hinsichtlich meiner zu schließen. Sie war mir gänzlich fremd und in die Tracht des mittlern Bürgerstandes gekleidet. Diese Umstände setzten mich in Verwunderung über den seltsamen Besuch. Bald suchte sie mich aufzuklären und betheuerte mir, daß sie nichts als Mitleid hierher geführt habe, indem sie ein sicheres Mittel zu meiner Befreiung wisse. Trotz meiner Fesseln stürzte ich zu ihren Füßen und schwur ihr den heißesten Dank; ach! ich wußte ja nicht, welch einen Lohn man von mir verlangen würde. Ohne mir zu erklären, wie es ihr möglich geworden war, ohne Aufsehn in mein Gefängniß zu dringen, meldete sie mir nur, sie sei die Vertraute einer vornehmen Adligen, deren mächtiger Einfluß mir gar zu leicht die Pforten meines Gefängnisses öffnen könne. Diese hohe Dame wollte sie bereden, daß sie mir selbst einen Besuch im Kerker mache, um sie dadurch noch mehr zum Mitleid zu bewegen.

Und ſo geſchah es. Am Abend des andern Tage traten zwei Frauen in's Gefängniß, von denen eine ver ſchleiert war, in deren andern ich aber ſogleich Frau Eli ſabeth Brondley, ſo hatte ſich mein erſter Beſuch mir ge nannt, wieder erkannte. „Ihr ſeid frei," ſagte die Ver ſchleierte mit einer lieblichen Stimme zu mir, „doch rechn ich auf Erkenntlichkeit. Bedenkt wohl, daß Ihr in ein gen Tagen das Blutgerüſt hättet beſteigen müſſen." — Wie wäre ich jetzt im Stande, meine damaligen Empfin dungen zu malen! Außer mir ſtürzte ich vor ihr nieder umklammerte ihre Knie, küßte ihre Hände und nannte ſie meinen rettenden Engel. Sie drückte meine Hand da gegen mit einer Leidenſchaft, die mir ſelbſt im höchſten Enthuſiasmus auffiel. Sie ſprach zwar wenig, aber nachdem ſie ſich entfernt, war mir's, als dämmerte mir ein Traum in der Seele auf. Dieſe Stimme wollte mir bekannt dünken, dieſe Geſtalt, dieſes Auge, welches mich durch den Schleier angeblitzt, waren mir nicht fremd aber wie ich auch mit meiner Erinnerung rang, ich konnte mir nicht klar machen, wer die Dame ſei. Ich hatte meinen Kopf mit vergeblichen Vermuthungen erhitzt, als der Kerkermeiſter hereinſchlich, meine Feſſeln löſte und mich einem Manne übergab, welcher draußen harrend ſtand. Durch die Stille der Mitternacht gingen wir leiſe dahin, und mein Herz ſchlug vor Erwartung, was nun aus mir werden würde. Zugleich wurde es von dem mächtigen Gefühle der Freiheit erfüllt. O wer die Wonne nie empfunden hat, ſich vom Beile des Henkers erlöſt zu

ſehen, kann meinen damaligen Zuſtand nicht würdigen! Den Flug meiner Gedanken und Empfindungen unterbrach die läſtige Geſchwätzigkeit meines Begleiters, der mir mit ſehr vieler Umſtändlichkeit erzählte, daß er ein Barbier und Perückenmacher, Namens Samuel Brendley, und der Ehegemahl der Frau Eliſabeth Brendley ſei, welche ich bereits zu kennen die Ehre habe. Er verfehlte nicht, mir förmlichen Bericht vom Verlauf ſeiner Geſchäfte und ſonſtigen Speculationen in Barnet abzuſtatten, und war eben im Begriff, auf die Details der Familienverhältniſſe ſeiner verehrten Kunden einzugehen, als wir an einem kleinen Hauſe ſtanden, welches er mir als ſeine Wohnung bezeichnete, und in welches einzutreten er mich mit dringender Höflichkeit bat. Kaum waren wir in das untere Zimmer gekommen, als die Frau mit einem Jubelſchrei auf mich losſtürzte und ſich meiner bemächtigte. Die gewagte Proteſtation ihres Mannes, welcher die größte Luſt haben mochte, mich über ſeine und ſeiner Kunden und Freunde Privatverhältniſſe des Weitern zu unterrichten, wurde mit einem einzigen Blicke der Frau niedergeworfen; es bedurfte nur einer mimiſchen Andeutung der Augen, ihre furchtbare Herrſchaft geltend zu machen, und ohne weiter ihn eines Blicks zu würdigen, faßte ſie mich unter den Arm und führte mich aus der Stube die Stiege hinauf in ein oberes Zimmer, wo ich, wie ich faſt vermuthet hatte, die verſchleierte Dame fand.

Bis hierher, meine Freunde, habe ich Alles getreu erzählt; jetzt muß ich Euch aber um Erlaubniß bitten, nicht zu sagen, wer diese Dame war und was sie von mir verlangte. Genug, es war eine Schändlichkeit. Sie war von London und allerdings aus meiner Bekanntschaft. Es sei Euch der Wink genug, daß ich in London mit einem der edelsten weiblichen Wesen in einem uns Beide höchst beglückenden Verhältnisse, auf gegenseitige Liebe und Achtung begründet, gestanden hatte. Wir hatten uns zugeschworen, einander ganz anzugehören, und ich hätte damals lieber sterben wollen, als meinen Schwur brechen. Jene Bande hat das Schicksal, welches mich mein Vaterland zu verlassen zwang, zwar gelöst; ich bin ein unglücklicher schwedischer Freibeuter, statt, wenn meine Pläne geglückt wären, ich jetzt eine der ersten Staatschargen in England bekleidete. Es ist vorüber; aber die Achtung, welche ich jener reizenden Dame zollte, ist mir geblieben und es ist kein Verstoß gegen dieselbe, wenn ich Euch sage, daß meine Geliebte die einzige Tochter des Herzogs von Ormund war."

„Die reizende Henrica?" unterbrach hier Flammann überrascht den Erzähler.

„Eure Frage beweist mir, daß Ihr das liebenswerthe Wesen gekannt habt und nach ihrem Werthe zu würdigen versteht. Ja, die reizende Henrica, der Stolz Englands, war meine Geliebte; ja, dies Herz schlug

noch im vorigen Jahre beglückt von der Liebe einer ſolchen Huldin, um deren kleinſte Gunſt ein Heer der vornehmſten Anbeter vergebens bettelte. Ich, ich war der Glückliche, und was bin ich nun?“

Nach dieſer kurzen und wie es ſchien dem Kapitän höchſt ſchmerzhaften Unterbrechung fuhr er ſich nach ſeiner Gewohnheit mit der flachen Hand über das Geſicht und zertheilte ſo die Wolken, welche über daſſelbe aufgeſtiegen waren. Hierauf fuhr er fort:

„Das Peſſirlichſte bei der ganzen Geſchichte war, daß Frau Eliſabeth Brendlen durchaus darauf beſtand, ich ſolle zum Lohn für ihren Antheil an meiner Rettung ihre häßliche und dumme Tochter heirathen. Dies Geſchöpf war ohngefähr achtzehn Jahr alt, aber ſelbſt derjenigen Aeußerlichkeiten baar, welche dieſes Alter doch faſt allen weiblichen Geſchöpfen zu verleihen pflegt. Da hieß es denn recht, gute Miene zum böſen Spiele machen. Ich mußte befürchten, daß mich die Schlechtigkeit meiner Befreierin wieder in's Gefängniß ausliefere, wenn ich mich weigerte, ihre Bedingung zu erfüllen. Ich that mein Möglichſtes, ſie mit ſchlauen Verſprechungen hinzuhalten, bis ich einſt in der Nacht die Flucht ergriff und zu Fuß und ohne alle Mittel auf dem in der Nähe liegenden Gute des Oberſten Mayfield, eines Anhängers der Stuart, anlangte. Der Oberſt war ſelbſt zugegen und nahm mich ſehr herzlich auf. Auch er war in ſteter Gefahr, aufgehoben

und in's Gefängniß geſetzt zu werden. Wir ſchloſſen uns innig an einander an, und begaben uns, mit guten Mitteln verſehen, verkleidet und meiſt nur in der Nacht reiſend, auf die Flucht nach Frankreich.

Von Calais reiſten wir ſogleich nach St. Germain zu Ihrer Majeſtät der verwittweten Königin Maria von England. Wir hofften dort, wenn auch vor der Hand unſere Pläne nicht verwirklicht zu ſehen, aber doch auf irgend ein Unterkommen. In meinem Vaterlande war ich geächtet, an den Stuarts hatte ich treu gehalten und dieſe Treue hatte mein Unglück herbeigeführet; war es nicht natürlich, daß ich mich in meiner Hülfloſigkeit an die wandte, welche ſie verurſacht hatte? Aber hilf Himmel! Was mußte ich da ſehen und erfahren! Dieſer Anblick ſchnitt mir durch das Herz; ich werde ihn nie vergeſſen. Ich ſah die rechtmäßige Königin von England arm und in Elend von Anderer Gnade leben; ich ſah eine geborne Fürſtin ihre Blöße nur mit den armſeligen Lappen des zerfetzten Purpurs bedecken, darben in Schmach und ſich gegen ihre Unterthanen beklagen, daß ſie nicht einmal den nöthigen Unterhalt mehr habe. Ach! der große Ludwig war ſchon todt und Frankreich gedachte der Verſprechungen nicht mehr, welche dieſer edelmüthige König in ſeinem Namen gegeben hatte. Mir verging bei dieſem Anblick ſo ſehr aller Muth, daß ich beſchloß, mir mein Glück auf eigne Fauſt zu bauen, und es nicht in einem Lande zu ſuchen, wo man eine Königin Noth lei-

den ließ. Ich hörte, daß es vielen meiner Landsleute, Anhängern des Hauses Stuart, in Frankreich seit Ludwig des Vierzehnten Tode erbärmlich gehe, und beschloß daher ohne Weiteres, Frankreich sogleich wieder zu verlassen und nach Schweden zu gehen. Der kühne und tapfere Genius Karls des Zwölften zog mich an. Aus der Türkei zurückgekehret, hatte er seine mächtigen Feinde mit Schrecken erfüllt; er sollte fortan mein Vorbild sein. Ich bat also die Königin Maria nur um ein Empfehlungsschreiben an des Königs von Schweden Majestät und reiste mit demselben ab. Der Oberst Marsfeld ging nach Bar sur Aube, dem Aufenthaltsorte des Prätendenten. Dort hoffte und erwartete ich nichts. Ohne also etwas von der neuen Verschwörung in England zu Gunsten der Stuarts, ohne von dem Plane des Prätendenten, aus Frankreich zu fliehen und sich nach Schottland einzuschiffen, die mindeste Ahnung zu haben, bestieg ich ein Schiff und eilte nach Gothenburg. Sei es nun, daß die Königin über das bevorstehende Unternehmen ihres Sohnes selbst nicht unterrichtet war, sei es, daß sie sich scheuete, mir das Geheimniß anzuvertrauen, sei es endlich, daß der Plan damals noch nicht völlig reif war, genug ich reiste unwissend ab. So viel ist gewiß, daß die Verschwörung in England und Schottland sehr geheim gehalten wurde. Und so konnte ich keinen Theil an der Ausführung des Unternehmens haben, welches ich theilweise selbst verbreitet hatte. Die Expedition des Prätendenten ist, wie Ihr wißt, unglücklich abgelaufen; die verhängnißvolle Schlacht

vom 13. November verdrängte den edlen Stuart wieder aus seinem Reiche, und mir ist der Schmerz erspart worden, diesen Jammer mit anzusehen.

Ich langte ohne Geld in Gothenburg an, und gab meinem Empfehlungsbrief an den Gouverneur der Stadt, Gadenhielm, ab. Dieser empfing mich freundlich, aber ich verbarg ihm meine sehr dürftigen Umstände. Diese entdeckte ich einem meiner Landsleute und Parteigänger der Stuarts, dem General Hamilton, welcher in schwedische Dienste getreten war und in Gothenburg lag. Ich hatte diesen Mann noch nicht persönlich gekannt, aber bei dem ersten Besuche, den ich ihm machte, nahm er mich so sehr ein, daß ich fürder kein Geheimniß mehr vor ihm haben konnte. Aber der General Hamilton war ein Freund des Gouverneurs Gadenhielm, und hatte diesem gesprächsweise meine Noth vertraut. Nun war Gadenhielm auf mich aufgebracht, weil ich nicht gleich mit der Wahrheit herausgegangen war, und hieß mich, als ich mich wieder bei ihm meldete, ohne Umstände zum Teufel gehen. Ich hielt mich nun an den General Hamilton und bat ihn, er möchte sich meiner bei des Königs Majestät annehmen und mir zu irgend einer Beförderung, sei es, welche es wolle, zu verhelfen. Allein der General erwiederte zu meinem Erstaunen: Sie sind ein junger Edelmann, der sich in der Welt schon Vieles versucht hat. Bleiben Sie nicht hier; es würde Sie gereuen, wenn es zu spät wäre. Wenn ich Jugend und Erfahrung im Gemeinen besäße, so würde ich gewiß nicht in Schweden.

Da ſtand ich denn ſcheinbar von Gott und den Menſchen verlaſſen und wußte meiner Verzweiflung kein Ende. Viel zu ſtolz, um auf dieſe Erklärung des Generals nur noch ein Wort zu ſagen, verließ ich ihn, um ihn nicht mehr zu ſehen. Ich kannte in Schweden keinen Menſchen weiter; die Landesſprache war mir noch ganz unverſtändlich; ich war gänzlich mittellos und konnte alſo nicht einmal Gothenburg verlaſſen, um nach Stockholm zu reiſen und meinen Brief dem Könige ſelbſt zu überbringen. Ueberdieß ſteckte ich auf einem Kaffehauſe und im Gaſthofe in Schulden und war in der Kleidung faſt abgeriſſen. Dies war ein ſchrecklicher Zuſtand und ich rannte an der Meerküſte und im Hafen wie wahnſinnig umher. Dort fand ich endlich den Kaperkapitän Harmann und machte Bekanntſchaft mit ihm. Dieſer wackre Mann nahm ſich meiner an und machte mich zum Lieutenant ſeines Schiffs. Das war im ermüdenden Herbſte. Wir kreuzten hierauf längs der Weſtſeite zwiſchen den Klippen bei Marſtrand. Als wir in dieſer Hafenſtadt anlangten, bemerkte ich, daß mein Kapitän mehr Luſt hatte, bei ſeiner Geliebten, die daſelbſt wohnte, zu bleiben, als in der See nach Beute herum zu ſtreifen. Ich erſuchte ihn alſo, in ſeiner Abweſenheit mir die Führung des Schiffes anzuvertrauen, und er übergab es mir mit Freuden. Aber kaum war ich ausgelaufen, als ich an der Stimmung meiner Untergebenen bemerkte, daß man mir auf dem Schiffe nicht gewogen war. Freilich hatte ich auf Mannszucht gehalten und war vom Kapitän ſehr bevorzugt worden. Ein mit

ergebener Mann, Namens Renard, verrieth mir, daß der Secondlieutenant des Schiffs ſich mit den Matroſen unterredet hatte, nicht unter mir zu dienen. Ich ſuchte ſeinem Anſchlage zuvorzukommen, aber es half mir nichts; ich wurde gezwungen, in den Hafen von Marſtrand zurückzukehren und das Commando des Schiffs niederzulegen. Hier mußte ich einige Zeit in einer mir höchſt unangenehmen Ruhe zubringen, und das Schlimmſte war, daß ich nur wenig Mittel hatte. Inzwiſchen hatte ich doch, den Winter über, Gelegenheit, zu zeigen, daß ich etwas vom Seeweſen verſtehe. Ich ſah, daß mir das Glück in Schweden nicht günſtig ſein wollte und ich nahm mir vor, zu Anfang dieſes Jahres nach Holland zu reiſen. Unterdeſſen hatte ich mich mit der ſchwediſchen Sprache ziemlich vertraut gemacht. Ich ging alſo zum Kapitän Hedenberg nach Gothenburg, welchem der Kaper, auf welchem ich diente, gehörte, und begehrte einen Reiſepaß und ein Zeugniß über mein Verhalten von ihm. Unterwegs traf ich mit dem Gouverneur Gadenhielm und dem Kapitän Kline zuſammen. Gadenhielm ſagte gnädig zu mir, er habe mit Freuden vernommen, daß ich ein tüchtiger Seemann ſei, er wünſche mein Glück zu machen; und als ich ihm von meinem Entſchluß, nach Holland zu gehen, ſagte, befahl er dem Kapitän Kline ſogleich, daß er mich als Kapitänlieutenant an Bord nehmen ſollte. So war mir denn mit einem Male geholfen. Wir liefen in See und bemächtigten uns bald einer Galliote, die unter brittiſcher Flagge ging. Mein Kapitän befahl

mir, die Priſe nach Gothenburg zu führen, er ſelbſt landete, da ſein Schiff einigen Schaden gelitten hatte, in der Gegend von Marſtrand, ohne weiter eine Priſe gemacht zu haben. Der Gouverneur Gadenhielm, welcher an dieſem und vielen andern Kapers Antheil hatte, war über Kline ſehr ungehalten, als er deſſen ſchnelle Rückkehr in den Hafen vernahm. Er trug mir auf, zu dem Kaperſchiff zu reiſen, deſſen Schaden zu beſichtigen und ihm Rapport zu erſtatten. Das Schiff war übel zugerichtet und ich ſprach nach Recht und Billigkeit meinen Kapitän von aller Schuld frei. Nichts deſto weniger bot mir Gadenhielm zur Stelle das Commando des Schiffs an; er mochte wohl noch beſondern Haß auf Kline haben. Aber ich verſetzte, niemals wolle ich durch Andrer Unglück ſteigen, und ſolle ich nur Kapitän werden durch Kline's Sturz, ſo wolle ich lieber dieſe Charge niemals bekleiden. Dieſe Antwort muß dem Gouverneur ſehr gefallen haben, denn er hatte ſie des Königs Majeſtät mitgetheilt, welche eben nach Gothenburg gekommen war, das Seewesen dieſes Hafens in Augenſchein zu nehmen. Den folgenden Tag wurde ich zum Gouverneur gerufen. Er ſagte mir, daß über funfzig Kaperſchiffe im Hafen lägen, welche der König beſichtige; ich ſolle mir eins ausleſen und mich nach Leuten umſehen, um es zu bemannen; denn ich ſei durch des Königs Gnade Kapitän. Da ſah ich ein, daß der günſtige Zeitpunkt für mich gekommen war, mich dem Könige bemerkbar zu machen. Zu dem Behufe wählte ich keins von

dieſen Schiffen, ſondern bat um Erlaubniß, eine in der Gegend verſunkene Fregatte aus dem Grund des Meeres heben und führen zu dürfen. Jedermann ſtaunte über dieſen Einfall, aber er lenkte des Königs ganze Aufmerkſamkeit auf mich. Mit Mitteln, die in Schweden noch nicht bekannt waren, zog ich das treffliche Schiff aus der Tiefe. Ihr wißt, meine Freunde, es iſt das herrliche Gebäude, auf welchem wir jetzt die ruhige Meerfluth durchſchneiden. Des Königs Gnade ward mir von Stund an; ich hatte oft die Ehre, mich mit ihm zu unterhalten, und nun erſt überreichte ich ihm den Brief der Königin Maria von England. Es gefiel dem König ausnehmend wohl, daß ich mich vorher als einen brauchbaren Mann bewähret und dann erſt den für mich ſchmeichelhaften Brief übergeben hatte. Einen vorzüglichen Gönner fand ich an des Königs Begleiter und Günſtling, an Sr. Excellenz dem Grafen Mörner. Der König hatte die Gnade, meinem Schiffe den Namen des Grafen zu ertheilen. So iſt denn dieſes treffliche Schiff gewiſſermaßen mein Geſchöpf und ich das ſeinige; denn ohne mich läge es ewig im Meeresgrund, und ohne es wäre ich nicht vom Könige und dem Grafen begünſtigt worden. So gehören wir unzertrennlich zuſammen, und ich fühle eine ſo lebhafte Zuneigung zu meiner Fregatte, daß ich nicht mehr leben möchte, wenn ich ſie nicht in die brauſende Meerfluth führen ſollte, und gebietet das Schickſal einmal über mein Leben, ſo wünſche ich nichts ſehnlicher, als daß dies treue Fahrzeug mit mir wieder in den Abgrund gezogen werden

möchte, aus welchem ich es für mich, ja für mich allein heraufgeholt habe. Nachdem ich dies mein Schiff gefunden hatte, fand ich auch Euch, meine Freunde, die dies Waſſerhaus mit mir nun ſchon faſt neun Monate im Sturm und Sonnenſchein bewohnt haben. Ihr kennt von dieſer Zeit meine Schickſale und ich habe Euch nichts weiter zu erzählen.“

Siebentes Capitel.

Im hinterſten Verſchlag der Kajüte des Graf-Mö
ner, in der ſogenannten Kapitänskammer, ſaß das Frä
lein von Gabel mit der ihr eignen Majeſtät auf der Ma
tratze, und ihr großes Auge blickte mit ruhigem Stol
auf den jungen Mann, der bis jetzt unter dem angenom
menen Namen Joſeph Flaxmann aufgetreten iſt. S
theilte in ſeinem äußern Weſen ihre Ruhe nicht, un
ſein belebtes Auge flog von ihrer Geſtalt oft auf die Ge
genſtände in der Kammer, oder durch die Luken auf de
ſonnenglänzenden Meerſpiegel hinaus.

„Geben Sie mir endlich Rechenſchaft, Herr Major,“
redete die Dame in einem faſt befehlenden Tone, „wi
und durch welche Veranlaſſung ſind Sie auf den närriſche
Einfall gekommen, meine Wenigkeit von der däniſche
Küſte ſtehlen zu laſſen. Fürwahr an Sie, mein Herr
habe ich bei meiner Entführung auch nicht mit einem
Gedanken gedacht. Reden Sie! Reden Sie!“

„Nun ſo mögen Sie es denn wiſſen, Friederike,“ ver
ſetzte der Fremde unmuthig, „daß es Rache war, Rache fü
mein beleidigtes Ehrgefühl, welche mich mit dem Kapitä

Norcroß einen Contract abſchließen ließ, kraft deſſen er verpflichtet war, Sie mir zu überliefern.“

„Kapitän Norcroß iſt ſeiner Verpflichtung gegen Sie mit einer Gewiſſenhaftigkeit nachgekommen, die mich erſtaunen macht. Ich bin in Ihrer Macht; was wollen Sie von mir, Herr Major?“

Dieſer, alſo ſpöttiſch angeredet, konnte ſeinen Unmuth nicht länger bergen, der um ſo größer wurde, je weniger er auf die Frage des Fräuleins etwas Vernünftiges zu erwiedern vermochte.

„Alſo haben Sie ſo wenig Weiblichkeit, daß Sie mit meinen heiligſten Gefühlen, da Sie dieſelben nicht erwiedern können und wollen, Ihren Spott noch zu treiben vermögen?“ rief er faſt wüthend in der Kammer umherlaufend. „Stellen Sie ſich doch an, als wüßten Sie nichts von mir, als ſei Ihnen ſo unbekannt, was in meinem Herzen waltet, als was dort in Stockholm vorgeht, deſſen Thürme und Paläſte eben aus der Meerfluth heraufſteigen.“

„Ich kann das Eine ſo wenig wiſſen, als das Andre.“

„Wie? Sie wüßten nicht, daß ich Sie bis zur Raſerei der Leidenſchaft liebte — ja, mögen Sie es immerhin wiſſen — daß ich Sie nun, da meine Rache gekühlt iſt, noch ebenſo liebe? Hat mein Stolz Ihnen dies Geſtändniß nicht vor zwei Monaten ſchon gemacht und Sie zitterten nicht, dieſen meinen brittiſchen Stolz mit Ihrer höhnenden Kälte tief zu verwunden? Sie fürchteten nicht, daß dieſer beleidigte Stolz ſich gegen Sie empören, nicht

nach Rache lechzen würde? Ha, wie wenig haben Sie einen Mann, wie wenig einen Engländer gekannt!"

„In der That, Herr Major, ich kann mich aus meinem Erſtaunen nicht herausfinden. Es iſt wahr, Sie haben mir eine Neigung blicken laſſen, die mir ſchmeichelhaft ſein mußte; allein ich bin dergleichen Erklärungen ſchon ſo gewohnt, daß ich aus der Ihrigen nicht mehr gemacht habe, wie aus jeder andern. Hilf guter Gott! wenn Alle die, die mir eine unerwiederte Neigung erklärt haben, mich gleich hätten rauben laſſen wollen, die däniſche Küſte würde belagert geweſen ſein und unſer König geglaubt haben, der Schwedenkönig liege mit einer Flotte vor unſern Hafen."

„Sie werden mir mit dieſen Winkelzügen nicht entgehen, Sie werden mit Ihrem Spott mir nicht die Ueberzeugung wegräſonniren, daß Sie mein Ehegefühl recht mit Plan und Abſicht haben kränken wollen; denn es müßte Ihnen ja bei Gott! am geſunden Menſchenverſtand fehlen, wenn Sie die Glut meiner Liebe von dem erkünſtelten Strohfeuer eines erbärmlichen Surrogats von Leidenſchaft, von welchem Ihnen Ihre übrigen Anbeter ſüße Dinge vorzuſagen ſich bemühten, nicht hätten unterſcheiden wollen."

„Und wer bürgt Ihnen dafür, daß ich dieſen Unterſchied in ſeinem ganzen Umfange nicht wirklich gemacht habe? Gilt Ihnen aber eine gute Diſtinctionsgabe für gleichbedeutend mit Liebe? Beim Himmel, mir nicht! Ich liebte Sie nicht, Major; ich feuerte

Ihre Leidenſchaft nicht an, ich ſuchte ſie im Gegentheil abzukühlen; aber je förmlicher, abgemeſſener, kälter ich gegen Sie war, deſto entbrannter wurden Sie in mich. War das etwa meine Schuld? Und als Sie nun trotz meiner Vorſichtsmaßregeln dennoch mit Ihrer Liebeserklärung hervortraten, benahm ich Ihnen ſogleich alle und jede Hoffnung in beſtimmten, klaren Ausdrücken, keineswegs in kränkenden; als ſolche ſah ſie nur Ihre erhitzte Einbildungskraft an. Wie? ſollte ein ſo kluger Mann in Ernſt Liebe von einem Mädchen erzwingen wollen? Nimmermehr! Und fürwahr, ich hatte Sie ſchätzen gelernt und deshalb waren Sie mir zu der Rolle eines Ehegemahls zu gut, dazu taugte allein eine Kreatur, wie der Kammerjunker Raben, welcher bald nach Ihrem Verſchwinden von Kopenhagen zu meinem Bräutigam declarirt und ausgeſtellt wurde. Sie werden das vielleicht unbegreiflich finden; aber ich habe bis jetzt keinen Mann geliebt, bis jetzt, o Himmel! Denn wie Sie mich hier ſehen, liebe ich nur einen Mann ſo ſtark, ſo gewaltig, wie Sie mir Ihre Leidenſchaft zu mir ſchildern. Sie haben alſo jene Friederike von Gabel nicht mehr vor ſich, welche Sie vor einigen Wochen verließen, ach! leider bin ich verwandelt! Aber Sie ſollen nicht verächtlich von mir ſprechen. Hören Sie alſo: Die unverhohlen mir geſchenkte Neigung des Kronprinzen ſchmeichelte meiner Eitelkeit; ich hatte keine klaren Entwürfe; ich liebte den Kronprinzen ſo wenig wie einen andern Mann,

aber mein Stolz fühlte sich glücklich in seiner Huldigung. Jetzt, nachdem die Macht der Liebe die Pforten meines Herzens gesprengt hat, jetzt vermag ich jenes Verhältniß, in dessen trübem Dämmerlicht ich die Erbärmlichkeit meiner Rolle nicht sehen und verstehen konnte, klar zu überschauen. Ich stand im Begriff, mit all der Kühlheit meiner Ueberlegung mich selbst meiner Eitelkeit, die nicht einmal weiblich war, zum Opfer zu bringen. Inzwischen blieb mir doch noch immer so viel Instinct, den Menschen, der mir in meiner Umgebung als der verächtlichste vorkam, zum Schanddeckel eines schmählichen Bandes mit dem Kronprinzen zu machen, welches mein Herz wahrlich nicht geknüpft hatte. Und dazu, Major, nicht wahr, dazu konnte ich doch unmöglich einen Mann, wie Sie, wählen! Noch zuletzt aber sei Ihnen gesagt, daß der Kronprinz, sobald er Ihre mir dargebrachte Huldigung bemerkte, Sie mir in einem sehr unvortheilhaften Lichte zu zeigen suchte. Sie waren mir gleichgültig und ich überhörte seine Zuflüsterungen, aber sie haben doch wahrscheinlich den Einfluß auf mich ausgeübt, daß Sie mir gleichgültig blieben."

„Wie!" rief Flatzmann entrüstet, „der Kronprinz von Dänemark hat es gewagt, die Ehre eines — — meine Ehre anzugreifen, um sich die Gunst einer Dame zu sichern! Ich konnte unglücklich, arm, heimathlos werden, aber ehrlos — barmherziger Gott! ich vermag das schmähliche Wort nicht auszusprechen. Nein, das

iſt nicht zu ertragen! Jeden Flecken von meiner Ehre muß ich mit Blut abwaſchen und ſollte es mit dem Blute eines Königsſohns und Thronerben ſein. Auch in meinen Adern — —" Er ſchwieg beſtürzt abbrechend und lief händeringend umher. Dann wandte er ſich wieder zur Dame: „Ich beſchwöre Sie, Fräulein, theilen Sie mir die Beſchuldigungen mit, die der Prinz gegen mich erhoben, damit ich darnach die Größe ſeiner Schuld gegen mich ermäge!"

„Er ſagte, Sie hätten den Prätendenten in ſeiner höchſten Noth verlaſſen und ſeien der Sache zur Zeit abtrünnig geworden, wo Ihre Theilnahme noch von Wichtigkeit geweſen wäre."

„Ha! über dieſen königlichen Buben!" ſchäumte Flarmann, den das Fräulein in ihrer Anrede mehrmals als Major bezeichnet hatte. „Ich werde mir Genugthuung von ihm zu verſchaffen wiſſen. Und vielleicht gibt mir der Himmel bald Gelegenheit, Ihnen und der Welt zu zeigen, wie ich meinem rechtmäßigen Könige ergeben bin. Denn wenn ich auch Ihre Liebe nicht erwerben kann, ſo will ich doch Ihre Achtung nicht verlieren."

„Und noch ein anderes Geheimniß habe ich Ihnen zu verrathen, Herr Major," fuhr das Fräulein mit einem mildern Tone fort und heftete ihre Augen mit einer lauernden Aufmerkſamkeit auf ſein Geſicht.

„Das wäre!" rief er geſpannt.

„Sie liebten mich in Kopenhagen und ließen mich dort rauben, weil ich dieſe Liebe nicht erwiederte. Ich habe Ihnen bereits einige Gründe meines Betragens entdeckt; ich bin Ihnen den letzten und vorzüglichſten ſchuldig. Ich wußte nämlich, daß Sie von einer Dame mit einer ſtillen aber gewaltigen, an Schwärmerei grenzenden Leidenſchaft geliebt wurden, einer edlen vortrefflichen Dame, die mir ſehr theuer war und die ich durch Einwilligung in Ihr Begehr über die Maßen betrübt haben würde.“

Des Fremden Geſicht hatte während dieſer Worte eine merkwürdige Veränderung erlitten; von dem frühern Schmerz und Unwillen waren einige Züge geblieben und nun hatten ſich die des höchſten Erſtaunens und der größten Neugierde dazu geſellt.

„Wie wäre das möglich?“ rief er endlich. „Ich hatte nur Augen für Sie. Wer könnte die Dame ſein?“

„Sollte Ihr Scharfſinn ſie nicht ſchon errathen haben? Sollten Sie ſelbſt in Kopenhagen nicht dann und wann die ſtille Aufmerkſamkeit bemerkt haben, womit jene Dame ſelbſt dann Ihnen huldigte, wenn Sie mit erhitzter Phantaſie mir nacheilten? Sollten Sie nicht die Zähre in dem ſanften blauen Auge bemerkt haben, wenn Sie rückſichtslos nur mir zu Dienſten lebten, die ich kalt, oft mürriſch zurückwies?“

„Wie ein Schleier fällt es mir von den Augen. Sie meinen Ihre Verwandte, Ihre Freundin und Geſpielin, das Fräulein Chriſtine von Ove.“

„Ha! Sehen Sie, daß Ihr Herz nicht alles Gedächtniß verloren hat! Ihrer ſelbſt unbewußt hat es die leiſen aber ſüßen Eindrücke empfangen, und bringt ſie Ihnen nun, da Ihr Rauſch vorüber iſt, vor die aufgeklärte Seele. Chriſtine liebte Sie von Ihrem erſten Erſcheinen am däniſchen Hofe und liebte Sie heftig und heftiger, je mehr Sie ſich zu mir wandten, aber ihre ſtill aufgeblühte Neigung war eine Nachtviole, die ſich dem Lichte des Tages verſchloß, um ſo ſcheuer, da dieſes Licht ſich einer wilden Roſe zuwandte, die in Dornen und Laub am ſteilen Bergabhang über dem ſteilen Strom wucherte. Und ſo habe ich ihre Liebe erſt errathen, dann ſie mit einer Neckerei überraſcht und ihr ſo endlich das Geſtändniß derſelben abgelockt. Damals konnte ich darüber lachen; denn ich verachtete alle Männer; Liebe war mir ein Gräuel; jetzt iſt mir ihre Neigung heilig.“

„Sprechen Sie Wahrheit, Fräulein?“ fragte Flaxmann mit einem durchbohrenden Blicke.

„Major!“ verſetzte ſie ernſt, „wann hab ich je gelogen und was würde mir die Lüge helfen? Ich bin in Ihrer Gewalt; thun Sie mit mir, was Ihnen gut dünkt, aber Sie werden bei näherer Unterſuchung ſtets bewährt finden, daß ich jetzt und immer Wahrheit ſprach.“

Der junge Mann wandte ſich mit nicht zu verbergender Bewegung ab, ohne weiter ein Wort zu ſprechen; aber die natürliche Heftigkeit ſeines Gemüths duldete ihn nicht länger in der Kammer. Er ſtürzte

wild hinaus und ließ das Fräulein in Unklarheit über seinen Zustand allein zurück. Auch sie war unruhig. Ihre Gedanken trieben wie wilde, vom Sturm gepeitschte Segler auf dem wogenden empörten Meere ihrer Gefühle, und lauteten in Worte übersetzt ohngefähr also: „Friederike, Du hast an der Natur gefrevelt und dafür rächt sich die Natur an Dir. Du hast die Männer verachtet und nun liebst Du einen, der Dich verachtet, der eine Andre liebt und niemals der Deinige werden kann. Aber wie? Bin ich denn so schwach geworden wie ein Kind? Ist denn so plötzlich alle mir sonst eigenthümliche Stärke von mir gewichen? Ich lebe auf diesem Schiffe wie in einem Zauberschlosse. Wenn ich nur erst das feste Land wieder betrete, so wird auch meine alte Kraft wiederkehren. Ich muß, ich muß mich besiegen. Welche Schande für meinen edlen Stolz, diese Krone eines feines Werthes bewußten Gemüths, wenn ich ihm meine Schwäche merken ließe! Ach, und habe ich nicht, seit ich auf diesem Meere schwimme, über mich wachen müssen, damit ich mich ihm nicht verriethe? Bin ich denn nicht jetzt schon gedemüthigt genug, daß ich wähnte, er habe mich für sich geraubt? Wie glücklich machte mich dieser Wahn! Wie schrecklich war die Enttäuschung! Und habe ich mich ihm nicht schon verrathen? O Friederike, was ist aus Dir geworden? Ein schwaches, erbärmliches Geschöpf! — — — Doch ermanne Dich! Erwache aus diesem düstern Traum, aus diesem betäubenden Schlafe!

Auf! Auf! Wappne Dich! Verſchließe Dein Herz dieſen Empfindungen der Schwachheit, die Dich ſchänden!“ In dieſer Aufregung ſchritt ſie hin und her, als Flaxmann plötzlich wieder vor ihr ſtand. „Ich habe ſehr thöricht gehandelt,“ ſagte er ernſt und würdig. „Als ich als ein armer Flüchtling zuerſt in das Haus Ihres Vaters trat, ſchenkten Sie mir auch nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit weiter, als die Höflichkeit vorſchreibt, aber Chriſtinens Mitleid kam mir mit rührender Natürlichkeit herzinnig, theilnehmend entgegen. Ihre ſanfte Theilnahme ergriff mich; ich fühlte in meinem Herzen etwas für ſie ſich regen, was, wenn es noch nicht Liebe war, es doch ſicherlich geworden wäre; da kam mein unſeliger engliſcher Stolz hinzu und flüſterte mir in's Ohr: es ſei meiner unwürdig, mich bemitleiden zu laſſen, oder einer Seele, die mich zu bemitleiden wage, gut zu ſein. Er ſagte mir ferner, das ſtille Veilchen am Wege ſei nicht die Blume für ein ſo ſtolzes Herz wie das meinige, und ich verſchloß es ihm, um es der hohen Sonnenblume zuzuwenden, die doch von mir nichts wiſſen wollte. Sehen Sie, ſo habe ich die aufkeimende Neigung zu Chriſtinen in meiner Seele erſtickt, ſo habe ich durch erkünſtelte Treibhauswärme eine glühende fürchterliche Leidenſchaft für Sie in mir erzeugt, die um ſo gewaltiger und raſender wurde, je größern Widerſtand ſie fand. Ihre beſonnene Antwort auf meine tolle Liebeserklärung trieb mich von Kopenhagen fort, meine Leidenſchaftlich-

keit jagte mich in die Hände der Werber, ſie würde mich noch weiter geführt haben, wenn Kapitän Norcroß's Tapferkeit mich nicht für die ſchwediſchen Fahnen gewonnen hätte!"

„Sie haben gegen die Natur geſündigt, wie ich, und Ihre Buße iſt gerecht wie die meinige. Doch ſagen Sie, was wollten Sie als däniſcher Rekrute in Kopenhagen?"

„Ihnen wollte ich unter die Augen treten im Commisrock des gemeinen Soldaten, höhnen, beſchimpfen wollte ich Sie, Ihres Stolzes wollte ich ſpotten, ich wollte ein gemeiner Menſch ſein, um die ausgeſuchteſte und kränkendſte Rache an Ihnen zu nehmen. Das war mein dunkler Plan."

„Sie gefallen mir immer mehr, Major, und wenn ich Sie gleich nach Ihrem ganzen Charakter hätte kennen gelernt und Chriſtine nicht dazwiſchen gekommen wäre, ich hätte Sie vielleicht lieben können. Doch dies iſt vorüber. Chriſtine iſt Ihnen nicht gleichgültig und ich — würde Sie nie lieben können."

„Nicht wahr, Kapitän Norcroß war ſo glücklich dieſen Stolz zu brechen? Wiſſen Sie auch, daß er eine Braut in Stockholm hat?"

„Ich weiß es. Und wenn Sie jemals etwas für mich empfunden haben, ſo beſchwöre ich Sie, erwähnen Sie bei ihm meiner nicht, ſo wenig wie bei mir ſeiner wieder."

„Wie Sie wünschen. Uebrigens, mein Fräulein, ſind Sie frei und ſobald wir den Fuß an's Land ſetzen, haben Sie freien Willen, zu thun, was Ihnen beliebt, nach Kopenhagen zurückzukehren oder — —"

„Nimmermehr! Glauben Sie denn, es wäre mir möglich, wieder in Verhältniſſe zu treten, die ich jetzt verabſcheue? Mein Schickſal wird ſich ſchon geſtalten."

„Und werden Sie mir verzeihen, was ich in höchſter Leidenſchaftlichkeit that? Was ſoll ich es läugnen, ich liebe Sie nicht mehr mit jener raſenden Heftigkeit, aber ich haſſe Sie jetzt auch nicht, wie erſt."

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, Major. Sträflicher Weiſe habe ich mit Ihrem Herzen geſpielt und ich bin ſattſam dafür beſtraft worden. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, daß Sie mir nach der heutigen Unterredung nicht gleichgültig ſind. Ich habe Sie anerkannt. — Und kann ich Sie auch nicht lieben, ſo werden Sie meine Freundſchaft doch nicht verſchmähen."

„Friederike," rief der junge Mann plötzlich von neuer Leidenſchaftlichkeit erfaßt, „könnten Sie mir mehr ſein!"

„Denken Sie an Chriſtinens ſtille Liebe und an die Schändlichkeit des Kronprinzen!"

„Ha, woran erinnern Sie mich: Stockholm liegt vor uns und bald muß die Stunde ſchlagen, die mir Mittel zur Rache gibt. Ja, und es iſt wahr; ich liebe Chriſtinen, ich fühle es; ich werde von ihr ge-

liebt und ich konnte ein Thor ſein, mich von ihr zu wenden!“

„Es iſt immer noch Zeit, zu ihr zurückzukehren.“

„So ſei es!“ rief Flaxmann und verließ Friederiken abermals.

„Nun hab' ich reine Bahn,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt. „Mir ſoll der Schwächling nicht mit einer Liebe entgegentreten, die ich nie erwiedern kann. Und doch iſt er beſſer, als ich ihn geglaubt. Chriſtinen wird er beglücken können, aber nicht mich. Für Dich, ſtolzes Herz, giebt's kein Glück mehr auf der Welt. Den kühnen Räuber, oder keinen! Er iſt mein Schöpfer, er hat die verkrüppelte Knospe zur wahren Blüthe gebracht; doch ſoll ſie ſeine Hand nicht brechen, ſo mag ſie verwelken. Eine Herzogstochter liebte ihn, wie er erzählte, und wahrlich, dieſer Mann muß ſolcher Liebe würdig ſein. Dieſer prinzliche Flachkopf hat mich entwürdigt! Ha! ich die Buhlerin eines Prinzen! Rache Dir dafür, Kronprinz Chriſtian! Schmählige Rache für dieſen Gedanken! Wilde, gewaltige Gedanken wirbeln durch meinen Kopf, aber Norcroß ſteht feſt in meinem Herzen. O! kühner Seeheld, kennteſt Du dies Herz, Du wüßteſt nichts mehr von einer Braut in Stockholm. Was wird ſie ſein? Ein gutes ſanftes Geſchöpf, eine zweite Chriſtine. Norcroß, Du verdienteſt ein anderes Weib. Doch ſtill, Herz, und behaupte Deinen Stolz in ſeiner Nähe.“

Sie ſtieg aus der Kajüte auf das Verdeck der mächtigen Fregatte hinauf. Dieſe ging eben im ſtolzen Siegeszuge auf den Meerbuſen zu, welchen die felſigen Holme im weiten Halbkreiſe einfaſſen, die die königliche Hauptſtadt des Schwedenreichs auf ihren beras'ten Häuptern tragen. Die Herbſtſonne ſchien ſich ihrer ſommerlichen Kraft noch einmal erinnert zu haben und beſtrebte ſich, die alten Zauber mit dem Aufgebot aller Strahlen, die ſie den nordiſchen Ländern zuzuſenden vermochte, zum letzten Mal auszuüben, was ihr auch theilweiſe trefflich gelang. Die Nebel waren gewichen und zerſtreut, oder flatterten fliehend den bothniſchen und finniſchen Meerbuſen hinauf, ihrer eisumzäunten Heimath, ihrem ewig kalten Geburtslande zu, und erlaubten ihrer Beſiegerin, der Sonne, ein Mal wieder in den tiefſten Schooß der Oſtſee hinabzublicken und ſich die untergegangenen Städte mit ihren ſchauerlichen Herrlichkeiten und die verſunkenen Schiffe und die ſchimmernden Bernſteinberge, und was ſonſt noch Prächtiges da unten ſteht, zu betrachten. Freundlicher für die auf den Meerſchiffen daher ſchwimmenden Menſchen aber leuchtete die auf die weißen Felſen gebaute Königsſtadt, das herrliche Stockholm. Vornan ſtanden die Inſeln alle, als Wächter des Hortes, als die rieſigen Knappen der ſchwediſchen Königskrone, und ſpiegelten ihre blanke Rüſtung im blauen Meere ab, dann lagerten rechts und links an der Pforte die mächtigen Holme, gleichſam die Thorhüter und herüber durch die enge Waſſerſtraße ſtrahlten die königlichen Paläſte und Schlöſſer

und die Feſten und Dome des Beckholm, Kaſtellholm, Staden und Ritterholm; und wie in ſchweigender Verehrung die Menge mächtiger Vaſallen den Königsthron umſteht, ſo lagerten die beiden Städte rechts und links an der Meerenge, der Söder Malm und der Norr Malm, und blickten huldigend auf die in Mitten des Meerpaſſes thronenden königlichen Schlöſſer und die Hauptkirche auf Staden, als auf den ſchwediſchen Thron, der ja dort aufgebaut war. Ein erhebender Anblick entzückte das Auge und die Seele, und Friederike gab ſich dem großartigen Eindrucke ganz hin. An den Bord des Schiffes gelehnt ſchaute ſie in das ruhige Meer und die lockende Ferne, wie ſie im Sturm in das empörte Meer und die grauſige Nacht geblickt hatte; aber es war fürwahr zweifelhaft, welches von beiden Schauſpielen ihr mehr Vergnügen bereitet hatte.

Um ſie zeigte ſich das Bild der Freude in verſchiedenen Abdrücken, muthwillig colorirt. Die Matroſen kletterten an den Raaen hin und her und ſchmückten die ſpitzen Spiren mit bunten Wimpeln und Flaggen, während auf des Kapitäns Wink unten andre die Kanonen rüſteten, um die Königsſtadt ſchuldigermaßen mit Donnerſchall zu begrüßen. Einige andere ſcheuerten ſingend das Verdeck, andre putzten die Kajüte auf; denn es war nicht unwahrſcheinlich, daß der König ſelbſt, wenigſtens der Graf Mörner dem Schiffe gleiches Namens und dem tapfern Kapitän, ſeinem Führer, einen Beſuch machen werde. Der kleine Juel Swale war da-

mit beſchäftigt, ſeinem Herrn Kammerdieners Dienſte zu leiſten, und packte aus dem Koffer deſſen Staats-uniform und den federgarnirten Kapitänshut. Flink wie immer hatte er den Kapitän bald umgekleidet und muſterte mit gefälligen Blicken die Pracht der Kleider. Norcroß drückte den Federhut tief in die dunkelbraunen Haare und warf einen ſchalkhaften Blick auf Flaxmann, der wie im innern Kampf auf einer Bank ſaß und das ſchöne Haupt in die Hand auf den Tiſch geſtützt hatte. Hierauf ging er zu dem Nachdenkenden hin, ſchlug ihn leiſe auf die Schulter und ſprach zu dem wie aus einem böſen Traum heftig Emporfahrenden:

„Eure ſo lang verſchobene Unterredung mit Fräulein von Gabel unter vier Augen ſcheint nicht die gewünſchten und erwarteten Folgen gehabt zu haben. Sie ſteht dort und beſchaut ſich den Meerſpiegel, nicht anders, als hätte ſie Luſt nähere Bekanntſchaft mit ihm zu machen, und Ihr kalmäuſert hier, als wenn Euch die Seemöven das Brot gefreſſen hatten oder das Ende des Renſſeiſings von der Spitze des Mars ſei Euch auf den Kopf gefallen.“

„In der That, Kapitän,“ verſetzte der Andre ohne aufzuſchauen, „ich ſchäme mich vor mir ſelbſt, daß ich Eure Tapferkeit zu einem Abenteuer in Anſpruch nahm, welches zu nichts weiter geführt hat, als mir mich ſelbſt in einem lächerlichen Lichte zu zeigen. So verbleichen die glühendſten und gefeiertſten Bilder unſrer wildeſten Wünſche, ſobald ſie uns näher gerückt, heimgegeben

ſind, und in der Pforte der Gewährung ſtehend, ſehen wir Schwelle und Tempel verſinken und ſtarren in das öde Chaos unſrer eignen leeren Abgeſtandenheit.“

„Fürwahr, Ihr kommt mir unbegreiflich vor. Ihr gabt vor, zu jeder Unternehmung für unſern König, für unſer Vaterland untauglich zu ſein, bevor Ihr nicht die Glut Eurer Leidenſchaft oder Eurer Rache gekühlt, und nun, da Ihr das Eine und das Andre könnt, ſitzt Ihr und winſelt von neuem über Euer Schickſal.“

„Ich vermag mich ſelbſt nicht zu begreifen, mein Freund,“ entgegnete Flarmann mit einem Anklang bittrer Wehmuth, „und deshalb kann ich es Euch nicht übelnehmen, wenn Ihr es nicht vermögt. Ach, das Leben hat ja ſo ſehr viel Unbegreifliches! Ich wollte, ich wäre nie nach Dänemark gekommen.“

„Dann klagt lieber gleich unſre Königin Anna — Gott habe ſie ſelig! — an, daß ſie ſich den däniſchen Prinzen zum Gemahl auserkoren; denn war Euer Vater nicht des Prinzen innigſter Freund, war Prinz Georg nicht der Taufpathe Eurer Schweſter und Euch befreundet?“

„Leider iſt's ſo!“

„In welches Land hättet Ihr alſo nach des Prätendenten Unglück im vorigen Jahre zu fliehen ein größeres Recht gehabt, als nach Dänemark? Doch darf ich wiſſen, was Euch von neuem bedrängt, ſo öffnet mir Euer Herz und ſeid verſichert, daß ich helfe, wenn ich helfen kann.“

„Ich weiß es, und Ihr ſollt Alles erfahren. Warten wir nur eine der Mittheilung günſtigere Stunde ab; jetzt muß ich erſt den Kampf mit mir allein auskämpfen. Nur das Eine müßt Ihr wiſſen: das Fräulein von Gabel iſt frei, und ich wünſche ſehr, daß in Stockholm nichts von der Geſchichte meiner Leidenſchaft und ihrer übereilten Handlung verlaute.“

„Wahrhaftig!“ rief Norcroß, „die Fabel vom Fiſchlein, das ein Schiff viel Meilen weit Strom und Wind entgegen trägt, klingt mir glaubhafter, als Eure Aeußerungen. Doch Euer Wille ſoll geſchehen, die Schöne iſt Eure Gefangene und nicht die meinige. Ihr dürft nur wünſchen, was mit ihr geſchehen ſoll. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß wir über den Vorfall die tiefſte Verſchwiegenheit beobachten, da Euer Wind ſich ſo ſtark gewendet hat. Wäre er im alten Strich geblieben, ſo durfte der König immerhin davon erfahren, er hätte den Coup politiſch betrachtet und ſich darüber gefreut, ja ich wäre einer Belohnung gewiß geweſen; nun aber müſſen wir uns hüten, daß nicht das Mindeſte davon verlautet; denn Ihr wißt, der König iſt ein Weiberfeind und haßt alle gewöhnlichen Liebesgeſchichten. Der Mädchenraub möchte mir theuer zu ſtehen kommen und alle Eure Pläne vereiteln.“

„Aber denkt, wie ſeltſam der Zufall, oder wenn Ihr lieber wollt, die Beſtimmung mit uns ſpielt! Ich habe Friederiken erklärt, was ich Euch ſo eben geſagt

habe, aber ſie hat mit Beſtimmtheit nach Kopenhagen zurückzukehren verweigert.“

„Nun ſo ſtellt ſie dem Könige als Eure Braut vor.“

„Nimmermehr! Sie liebt einen Andern und ich liebe eine Andre.“

„Sprecht Ihr im Traum?“

„Ich rede Wahrheit. Aber ſagt, findet Ihr nicht, daß Friederike in Geſtalt und Weſen Aehnlichkeit mit Eurer frühern Geliebten, mit der reizenden Tochter des Herzogs von Ormund hat?“

„Wie kommt Ihr auf dieſe ſeltſame Frage?“

„Ei, wißt Ihr ſchon nicht mehr, daß ich das Studium der ars sympathetica mit Eifer getrieben, daß ich was auf die geheimen Wiſſenſchaften halte und auf Eurem Schiff für einen Hexenmeiſter gelte?“

„Und wenn mir nun wirklich des Fräuleins Aehnlichkeit nicht allein mit meiner Henrica, ſondern auch mit meiner erſten Liebe in Liſſabon auffiele, was würdet Ihr vermittelſt Eurer geheimen Wiſſenſchaft daraus ſchließen?“

„Daß ſie Euch beſtimmt iſt und nicht mir.“

„Ihr ſcherzt! Ich denke mich nach Sr. Excellenz, des Herrn Feldmarſchalls und Grafen Mörners Willen bald mit dem Fräulein Broke zu vermählen, mit welcher ich ſchon ſo lang' ich in Schweden bin, Bekanntſchaft habe. Mein Patron und Gönner wünſcht unſre Ehe und ich habe keinen Grund, mich dieſem gnädigſten Wunſche, der nur mein Beſtes erzielt, zu widerſetzen; denn

ich ſchätze das Fräulein Broke, ihrer Tugend und Liebenswürdigkeit wegen, vor allen andern Damen hoch.“

„Nicht die Leidenſchaft der Liebe hat Euch zu Eurer Braut geführt, nur das Bedürfniß des Umgangs, der Wunſch Eures Mäcens und die Convenienz. Und Ihr werdet mir deshalb den Glauben nicht nehmen, daß Ihr nicht für das Fräulein beſtimmt ſeid. Es gibt gewiſſe geheime Indicien, die man nicht belächeln ſollte. Die Räthſel der Natur liegen nicht oben auf und vor Jedermanns Augen und ihre wunderbaren Kettungen wollen gefühlt, geahnet ſein.“

„Geht mir mit Euren Indicien, Räthſeln und Kettungen, mit Euern Gefühlen und Ahnungen und all' dem wunderlichen Schnickſchnack,“ lachte der Kapitän. „Meine Jungen haben Euch angeſteckt; denn Ihr fangt noch gerade ſelbſt zu glauben an, daß Ihr ein Zaubrer und Hexenmeiſter ſeid. Das Fräulein Broke wird meine Braut, und ich mache mein Glück durch ſie, weil ſie eine Verwandte des Grafen und von ihm wohl gelitten iſt. Uebrigens werde ich weder ſie noch jemals eine andere Dame mit jener leidenſchaftlichen Glut lieben können, mit welcher ich einſt meine Donna Iſabella und meine Prinzeſſin Henrica umſchlang. Dieſe Zeiten ſind vorüber und mein Herz iſt todt für ſolche Empfindungen.“

„Nennt Starrkrampf nicht Tod, Norcroß; die Natur möchte Euch furchtbar Lügen ſtrafen. Ihr ſeid von ihr zu einem ihrer Schooßkinder beſtimmt, und zwingt Euch ſelbſt, im Gleis der Gewöhnlichkeit Euer Leben hin-

zuſchleppen. Aber Euer Geſchick wird Euch wider Euern Willen beim Scheitel nehmen und den Flug eines Adlers führen.“

„Ihr ſprecht viel zu ſchmeichelhaft von mir. Ich ſehne mich wahrlich nicht darnach, noch Liebesabenteuer zu beſtehen. Ich wünſche Euch meine Erfahrungen in dieſem Stück, und ich bin überzeugt, Ihr würdet gleiche Meinung mit mir hegen.“

„Es ſcheint in der That, als ob Ihr ausgezeichnetes Glück bei ſchönen Frauen hättet.“

„Leider oft zu ausgezeichnet, ſchauerlich! furchtbar!“

„Ich ahne. Jene Dame, welche Euch durch die Barbiersfrau in Barnet aus dem Gefängniß befreien ließ, mag Eure Erfahrungen in den Amoren nicht auf das Angenehmſte bereichert haben.“

„Ihr habt Recht.“

„Ich weiß nicht, welche ſonderbare Ahnung mich bei Eurer Erzählung überſchlich. Ich halte, wie Ihr wißt, etwas darauf.“

„Welche Ahnung?“ fragte der Kapitän aufmerkſam.

„Der Ton Eurer Frage regt ſie noch mehr auf. Wie? Solltet Ihr meinetwegen den Namen jener Dame verſchwiegen haben?“

„Bei Gott! Ihr habt recht!“ rief Norcroß erſtaunt und wich wie in ſcheuer Ehrfurcht einen Schritt zurück.

„Und jene Dame war meine eigne Schweſter Roſamunde?“

„Steht Ihr wirklich mit Geiſtern im Bunde? Seid Ihr mehr, als ich weiß? Steht Euch wirklich eine geheime Wiſſenſchaft zu Gebote?“ ſo rief Kapitän Norcroß im höchſten Erſtaunen und warf den Kopf wie von Schrecken ergriffen zurück, daß der Federhut herabſtürzte und faſt über Bord gefallen wäre.

„Seid Ihr nun ſchon etwas mehr geneigt, an Ahnungen, Indicien u. dergl. zu glauben?“

„Sagt mir, ich beſchwöre Euch, wie ſeid Ihr darauf gekommen, in jener Dame Eure Schweſter Roſamunde zu vermuthen?“ ſagte der Kapitän noch immer verwundert.

„Ich diente in der Provinz und kam ſelten nach London; aber da Ihr von unſrer Partei war't, ſo hörte ich oft von Euch reden. Meine Sendungen an den Hof von St. Germain und Bar ſur Aube gaben mir ebenfalls Gelegenheit, von Euch zu hören. So oft ich in London war, redete Roſamunde von Euch. Sie war eine Bekannte der Prinzeſſin Henrica; die große Welt nannte Beide Freundinnen. Doch das konnten ſie nicht ſein; denn Henrica war tugendhaft, Roſamunde nicht; ich wußte viel Tadelnswerthes von meiner Schweſter. Von Eurer Liebenswürdigkeit reden, war bei ihr ſchon ſicherer Beweis des Aufgeregtſeins ihrer Sinnlichkeit. Ueberdieß wußte ich, daß die Amme meiner Schweſter einen Barbier aus Barnet geheirathet hatte. Kaum alſo hattet Ihr die Prinzeſſin Henrica als Eure Geliebte in London bezeichnet, ſo ahnete mir, daß Roſamunde

Eure Befreierin aus dem Gefängniß ſein möchte. De
Name meines Vaters, die Einkünfte ihrer eignen Ba
ronie, ihre Schönheit, die ſie zu jedem ihrer Zweck
an den Mann zu bringen ſich nicht ſcheute, und zulet
ihre ſchlaue Erklärung, daß ſie mit Leib und Seele de
hanöverſchen Partei und den Whigs zugethan ſei, wo
mit ſie ſich überall eingeſchmeichelt, ja wodurch ſie ſo
gar Einfluß erlangt hatte, da mein Vater immer im
Verdacht des Jacobitismus war; alle dieſe Mittel mach
ten ihr wahrſcheinlich die Oeffnung Eures Gefängniſſes
leicht. Aber ſagt mir nun auch, welchen Lohn begehrte
ſie für ihre Befreiung?“

„Verzeiht, Major, wenn ich Euch dieſe Bitte ab
ſchlage. Vielleicht finden wir ſpäter Gelegenheit, dar
über zu reden, und die Zeit hat mich dann geneigter
gemacht, über ein mir höchſt widriges Verhältniß zu
ſprechen. Jetzt laßt uns vor allen Dingen wohl über
legen, was aus dem Fräulein von Gabel werden ſoll.“

„Ich habe ihr wunderliches Schickſal unbeſonnener
Weiſe veranlaßt, nun will ich auch für ſie ſorgen.
Laßt mich darüber mit ihr ſelbſt ſprechen.“

„Gut, ſo wollen wir unſern Burſchen die Mäuler
verſiegeln; denn in zwei Stunden legen wir im Hafen
an. — Meiſter Pehrſohn!“ rief er jetzt dem Ober
bootsmann zu, der die Taue eben einrollte, dann und
wann den Tabaksrauch unwillig aus ſeiner Pfeife blies
und mit ſcheelen Blicken nach dem Fräulein von Gabel
hinſah. „Meiſter Pehrſohn,“ redete der Kapitän den

herbeigetretenen mürriſchen Mann an, „es macht ſich nothwendig, daß außer unſrer Mannſchaft keine Seele etwas von dem Raube jenes Mädchens erfährt.“

„Für meine Burſche bürg' ich, aber nicht für die däniſchen Stockfiſche da hinten auf dem Schoner.“

„Dieſen will ich das Maul ſtopfen. Wer eine Sylbe lallt, ſo droh' ich, bekömmt zwei Loth ſchnelles Blei in's Maul. Das wird ihnen die Zähne zuſammenhalten. Beſprecht Euch mit unſern Leuten.“

„Viel Umſtände eines Unterrocks wegen!“ grommelte der Bootsmann.

„Alter, ſeid nicht ſo bös. Die Sache ging nicht anders.“

„Ihr werdet ſehen, daß der Graf-Mörner nun kein Glück mehr hat. Ein Weib! Hu! ein Weib! auf dem Schiffe! Aller Appetit iſt mir vergangen, ſeit Ihr ſolch' Fleiſch, ſolch — — nun man nennt's nicht gern — eingenommen habt; ich habe meinen Grog mit Ekel getrunken. Puh! Mich ſchaudert's, wenn ich daran denke!“

„Ihr ſeid ein Narr, Pehrſohn!“

„Herr!“ erwiederte der Bootsmann und machte mit dem rechten Arm eine drohende Bewegung nach Stockholm zu, „wenn Ihr mir deshalb einen Narren ſtechen wollt, ſo beſchimpft Ihr damit einen höhern und mächtigern Mann, als Pehr Perſohn, Euern Knecht, einen Mann, den Ihr ſo hoch verehrt, wie ich, und der alle Verehrung verdient, obgleich er's ſein Lebtag

über ſo gehalten hat, wie ich, d. h. er hat nichts von den Weibern gehalten. Ich meine damit unſern allergnädigſten König und Herrn."

„Nun laßt's nur gut ſein, Meiſter, es war ſo arg nicht gemeint," begütigte ihn der Kapitän.

„Weil mir einmal des Königs Majeſtät in den Sinn kommt," fuhr der Bootsmann ſich dehnend fort, „ſo beſinnt Euch doch ja, was Ihr ſagen wollt, wenn der König, wie's oft trifft, im Hafen ſein und gleich unſer Fregatte beſteigen ſollte. Glaubt Ihr, ich werde ſchmunzeln, wenn er den Unterrock unter unſern Schiffsjacken findet? Den rührt der Anblick eines bartloſen Geſichtes ſo wenig wie mich, oder es wird ihm zu Muthe, wie den Hunden, wenn ſie eine Katze in der Stube riechen. Und eine feine Naſe hat die Majeſtät auch und weiß gewiß ſo gut, wie ich den Geruch eines Unterrocks vom Theerduft einer Matroſenjacke zu unterſcheiden. Zudem mein' ich auch, wenn die Sache geheim bleiben ſoll, ſo darf das Weibsbild nicht mit in den Hafen; denn in einer Stunde wüßten es alle Waſſerratten, daß aus dem Seal-Mörner ein Menſch hervorgekrochen ſei, der keine Hoſen getragen habe; Ihr müßtet ſie denn in eine Kiſte packen und alſo an's Land ſchaffen laſſen oder bis um Mitternacht in der Zeugkammer verſtecken." Der grobe Bootsmann ſchnappte nach Athem, ſo ſehr hatte ihn die ungewohnte lange Rede angegriffen.

Klarmann, der noch daneben ſtand, pflichtete übrigens dem Bootsmann ſogleich bei, und auch der Kapitän fand

es einleuchtend, daß Friederike nicht mit in den Hafen einlaufen dürfe.

Der Steuermann Kretz, der Lieutenant Gad und der Schiffschirurgus Habermann wurden also mit zum Collegium gezogen, um zu berathen, was man zu thun habe, um alles Maulgesperre zu vermeiden.

„Ich habe meine Gedanken schon im Stillen über die Frau gehabt," sagte Kretz. „Lieber Gott! Menschen sind ja die Weiber wohl auch und Geschöpfe Gottes, aber doch eigentlich nur halbe. Denn sagt selbst, sie sind da um zu essen und zu trinken, nicht aber, um auch zu arbeiten; sie sind da für die Nacht, nicht aber für den Tag; sie sind da für das feste Land, nicht aber für das Meer. Auf das Wasser soll keine Frau. Wir fuhren einmal — es mögen wohl ein halbes Schock Jahre sein — an einem stürmischen Tage durch den Kattegat; da stoßen wir auf das Stralsunder Packetboot und geben ihm eine Salve. Das Boot wollte erst sein Heil im Weiten suchen, aber wir hatten den Kiel angebohrt und die Planken zum Siebe gemacht; es mußte nach der dritten Salve die Segel streichen. Aber denkt Euch unsern Schrecken, als wir nun hinüberstiegen und eine Frau erschossen auf dem Boden der Kajüte liegen fanden, die einen Säugling an der blutenden Brust hat! Beinahe hätten wir über solchen Anblick die ganze Prise in Stich gelassen. Nun, ich erbarmte mich des Wurms, aber wenn's doch ein Junge gewesen wäre! Nein, ein Mädel! Was half's! Ich futtrate die kleine Bestie mit Fleischbrühe und Wein,

ſchleppte mich damit herum, wie eine Amme und brachte's glücklich davon. Na, jetzt hat ſie einen Mann und Kinder. — Ein ander Mal zwang mich der ruſſiſche Kapitän Hutchin, in deſſen Dienſten ich ſtand, ein Weib an Bord zu nehmen! Das war eine Noth! —"

„Es iſt gut, Meiſter Neeg," unterbrach der Kapitän den redſeligen Alten etwas ärgerlich, „wir wollen der gegenwärtigen Noth gedenken und überlegen, wie wir ſie los werden."

„Ich ſehe nicht ein," begann der Lieutenant Gad etwas hochtrabend, „wie man ſich auf dem Waſſer aller menſchlichen Gefühle dergeſtalt entäußern kann, daß man das Unterſte zu oberſt kehrt und den Schmuck, die Zierde, die Blüthe des Menſchengeſchlechts für deſſen Abwurf hält? Ein ſo bezauberndes Weſen, wie jene Schöne, ſollte von uns Allen hoch verehrt werden und im Triumph ſollten wir ſie in den Hafen der Hauptſtadt einführen."

„Ich wundre mich über nichts weiter, „ſagte der Kapitän lächelnd, „als daß Ihr mit dieſen zärtlichen Geſinnungen Eure ſechs und dreißig Jahre erſtiegen habt, ohne vom Liebesgott in feſte Bande geſchmiedet worden zu ſein. Wollt Ihr nicht bei jener Schönen anfragen, die Eure Gunſt in ſo hohem Grade zu beſitzen ſcheint? Sie iſt dermalen vacant."

„O ſpottet ihrer nicht!" bat Starmann mit einem Tone, der von ſeiner innern Verletzung ſprach.

„Mit Verlaub zu melden," erhob jetzt der Chirurgus ſeine feiſte Stimme, „was mich betrifft, ſo denk' ich,

wir setzen ein kleines Boot aus, packen das schwarzäugige Teufelchen hinein und buxiren es gleich nach Ladugards Landet hinüber. In der Karlsstraße neben dem alten Nonnenkloster wohnt eine ehrbare Wittwe in einem kleinen Häuschen. Sie hat viel Bekanntschaft und ich habe die Ehre, mich dazu zu zählen; das macht, ihr verstorb'ner Eheherr war Chirurgus und Barbier. Frau Ebba Ankarfield führt die Barbierstube fort, schenkt dabei Wein und Branntwein und vermiethet ihre Zimmer an anständige Fremde. Man wohnt sehr abgezogen bei ihr; denn die Passage ist dort gering. Auch giebt sie auf Verlangen ein Stübchen hinten hinaus in den Garten."

„O! ich kenne die Frau Ankarfield!" rief Juel Swale; „ich bin mit den Matrosen zuweilen bei ihr eingekehrt. Sie macht gern viel Redens und hält ganz besonders viel auf ihre Ehre."

„I! du Wetterjunge! — Mit Verlaub, Kapitän, so kann sie der Bube hinfuhren und einen Gruß von mir bringen. Hernach, wenn unsre Sachen in Ordnung sind, könnt Ihr ja weiter über die Sache nachdenken."

„Bei meiner Treu, ich glaube, Meister Habermann giebt uns den besten Rath!" rief Flaxmann.

„Es ist wahr!" setzte der Kapitän hinzu. „Ich hatte einen ähnlichen Vorschlag, wenn ich auch nicht Straße, Haus und Miethleute, wo das Fräulein wohnen soll, anzugeben wußte. Erst wollte ich den Rath meiner Herren darüber hören."

„Gebt mir den Inel und noch einen Matrosen, ich werde das Fräulein begleiten, das bin ich ihrer und meiner Ehre schuldig," sprach Flaxmann.

„Mit Verlaub, Ihr werdet bei Frau Ankerfield so vortrefflich wohnen, wie im besten Kafferhaus auf dem Ritterholm," erinnerte der Chirurgus geschmeichelt. „Nur muß ich, mit Verlaub, Euch bitten, der guten Wittwe, die meine besondere Freundin ist, nicht merken zu lassen, daß Ihr mehr könnt wie andre Leute, sonst würde sie Euch um keinen Preis der Welt aufnehmen; denn sie würde in steter Angst sein, Ihr möchtet Euch in einen Wehrwolf verwandeln und vor Wehrwölfe hat sie ganz besondern Respect. Die böse Welt sagt, man habe einst einen solchen bei ihr im Bette gefunden."

„Aber was soll ich thun, wenn sie nun Lust bekäme, in meine Schreibtafel zu sehen?"

Der Chirurgus wurde noch röther, als die gewöhnliche Wirkung der eingenommenen Spirituosa ihn färbte, und der Lieutenant Gad wendete sich verlegen ab.

„Wir haben Eins übersehen," bemerkte der Kapitän, „nämlich: ob die Dame auch Lust hat, sich wie eine verbotene Waare in die Stadt schmuggeln zu lassen. Lieutenant Gad, habt die Güte, sie darum zu befragen."

Der Lieutenant zauderte und blickte den Kapitän mit einem höchst albernen Gesichte bittend an.

„Nun, was zögert Ihr?" fuhr Norcroß fort. „Ihr habt Euch so deutlich zu Gunsten jener Dame erklärt,

daß Euch auch die Gelegenheit, mit ihr in ein vertrauliches Zwiegespräch zu gerathen, sehr willkommen sein muß."

„Ich bitte sehr um Entschuldigung," stotterte der Lieutenant. „Auf solchen Fall durchaus nicht vorbereitet — wie könnte ich — wie vermöchte ich — die Kühnheit — die Wagniß — — ich kann nicht — ich bin's nicht im Stande."

Der Kapitän und Flaxmann brachen in lautes Lachen aus, aber selbst dieser Impuls vermochte die lange, dürre, zusammengedrängte Gestalt des Lieutenants nicht in die Höhe zu richten; auf den höchsten Backenknochen seines sonst fahlen Gesichts hatte sich eine Stelle in der Größe eines Dukaten scharlachroth gefärbt und seine Augen irrten in grenzenloser Verlegenheit um Neben umher.

„Es fällt mir bei," sagte Nevers jetzt schalkisch, „daß, so lange auch die Schöne schon am Bord unserer Feregatte ist, Ihr doch noch keine Gelegenheit genommen habt, ihr näher zu treten, und doch brachen die Gefühle Eures Herzens vorhin in lichten Flammen aus. Mylord, ich muß Eurer Schüchternheit zu Hülfe kommen, sonst sterbt Ihr unbeweibt und die Welt wird um Eure edle Nachkommenschaft betrogen. Ich befehle Euch also, Lieutenant, Euch sogleich zum Fräulein von Gabel zu verfügen und ihr grüßend vorzutragen, ob sie gesonnen sei, unsern Vorschlag hinsichtlich ihrer Einbringung in die Stadt anzunehmen.

Stellt ihr unsre Gründe mit Anstand und Ueberredungskraft vor."

Der Lieutenant versuchte noch einmal, an die Milde des Kapitäns appelliren, aber der niederschmetternde Blick desselben verschloß ihm den Mund und trieb ihn, der seine unbesonnenen Reden still im Herzen verwünschte, wankend vorwärts. Ach, der Mann, dessen Herz schon seit zwanzig Jahren in stillem aber gewaltigem Feuer für das andre Geschlecht sich verzehrte, der sich in jedes Busentuch verliebt hatte, aber auch vor jeden Frauenfuß in namenloser Angst geflohen war, der selbst eines sinnbetäubenden Zitterns sich nicht erwehren konnte, sobald ihm Kinder weiblichen Geschlechts zu nahe kamen, dieser Mann sollte nun zum erstenmal in seinen Mannesjahren mit einer Dame reden! Es flirrte ihm vor den Augen, er machte einen großen Bogen und schlich endlich auf den Zehen von hinten an das Fräulein heran. Aber er hielt den Athem so streng an sich, als müßte ihm jeder Zug einen Theil seiner Lebenskraft rauben, und die in Gedanken Vertiefte bemerkte nicht eher etwas von ihm, bis ihm die gräßlichste Angst einen lauten Seufzer auspreßte. Jetzt wandte sie sich um; der Lieutenant hüpfte erschrocken mehrere Schritte zurück und fing an, sehr tölpische Kratzfüße zu machen. Angst und Schrecken hatten ihm die Kehle zugeschnürt; seine Lippen bewegten sich fieberisch, aber kein Laut drang aus ihnen hervor. In Ermangelung der Sprache hüpfte er nur immer weiter

zurück, bückte sich immer tiefer, schlug immer heftiger hinten und vorn aus, und gerieth so in die Taue, mit deren Ordnen Meister Pehrsohn eben beschäftigt gewesen war, als er zum Schiffsrath des Kapitäns gerufen wurde. Die langen ungeschickten Füße des Lieutenants verwickelten sich in die Stricke, zappelten wie ein Aal im Fischernetz, er suchte sich in Todesangst aus den Garnen zu helfen, kam aber tiefer hinein und stürzte mit einem fürchterlichen Seemannsfluch der Länge lang vorwärts auf das Verdeck in der Richtung nach dem Fräulein zu, so daß sein breiter Mund einen gewaltig heftigen Kuß auf Friederikens Füße drückte, die bestürzt und schnell sich dieser sonderbaren Huldigung entzog. Dieser Fall erregte das lauteste Gelächter der ganzen Schiffsmannschaft und Flaxmann eilte sogleich zu Friederiken, aus Besorgniß, sie möchte sich beleidigt fühlen, bot ihr die Hand und führte sie in die Kajüte hinab, um sie dort mit seinem Plane bekannt zu machen. Kaum war er mit ihr verschwunden, als sich der Lieutenant aufraffte, die Taue von den Füßen streifte und wüthend ausrief: „Der Teufel hole alle Zauberer und Hexenmeister! Ich muß um meinen Abschied bitten, Kapitän, wenn Ihr länger mit diesem Höllenbraten Umgang pflegt. Jetzt habt Ihr's deutlich gesehn, und Alle, wie er mich bethört und behext und in die Taue hineingeführt hat. Ich will nicht selig sein, wenn er nicht die Schuld an meinem Unfall und an meiner Schande ganz allein trägt. O ich bin wüthend!“

„Nun, Ihr denkt an die Geſchichte aus der rothen Schreibtafel. Laßt Gras darüber wachſen!“

Der Lieutenant zog ſich beſchämt unter die Matroſen zurück und Flarmann kam, dem Kapitän anzuſagen, daß das Fräulein mit dem Beſchluſſe zufrieden ſei. Sogleich gab dieſer Befehl, ein Boot auszuſetzen. Die Treppe wurde hinabgeworfen, Flarmann ſtieg mit einem Matroſen hinab, und ruderte auf den däniſchen Schoner los, der im Schlepptau der Fregatte hing und auf welchen Alle, welche darauf gefangen genommen worden, verwieſen waren, um alſo in gehöriger Ordnung im Hafen einzulaufen. Dort unterhielt ſich Flarmann einige Zeit geheim mit dem Franzoſen Courtin und legte wieder an der Fregatte an, dem Kapitän Lebewohl zu ſagen und die Dame zu erwarten. Dieſe erſchien gleich darauf an Morreſy's Hand, der ſie höflich die Treppe hinab in's Boot begleitete. Beide nahmen Veranlaſſung, ſich den andern Morgen zu ſprechen, und ſchieden dann mit brüderlichem Kuſſe von einander; das Boot ſtieß ab und Juel Swale gab die Richtung an, indem er das Steuer regierte. Der Matroſe und Flarmann ruderten rüſtig. Die Fregatte mit dem Schoner lief, ſetzt ihre Segel aufblähend, unter dem Jubel der Matroſen und dem Donner ihrer Geſchütze in den Hafen der Königsſtadt ein.

Achtes Capitel.

Langsam bog das Boot um die Inseln und Halbinseln des Meerbusens und hielt sich links hinauf nach dem Norr-Malm. Flarmann und Friederike saßen einander schweigend gegenüber, und die beiden Matrosen strichen die Riemenblätter aus Leibeskräften, um das winzige Schifflein zu beflügeln, und brummten ein Schifferlied dazu. Dem Fräulein kam die Weise des Gesangs bekannt vor, sie fühlte sich wunderbar davon angeregt und bat den kleinen Juel endlich, ihr das ganze Lied vorzusingen. Der muntere Knabe ließ sich das nicht zweimal sagen; er winkte dem alten Matrosen zu, dieser ließ sogleich seine kräftige Baßstimme ertönen, welche Juel mit seinem jugendlichen Sopran begleitete, und unter dem Accompagnement des Wellengeplätschers und dem tactmäßigen Ruderschlag sangen sie folgendes Lied:

Es flattern die Segel im Winde,
Es ladet die rollende See.
Was fehlt dort dem weinenden Kinde?
Ach, scheiden und leiden thut weh!
Ade! Ade!
Ja weh! Ja weh! Ja weh!

Was weinſt Du noch länger am Strande?
Einen Pflüger mußt Du Dir frein,
Der weilet hübſch immer im Lande,
Der iſt und bleibet ja Dein.
O nein! O nein!
So kann's mit uns nicht ſein!

Den Schiffer läßt es nicht raſten;
Er muß in das Weite hinaus.
Ihm winken die rieſigen Maſten,
Ihn locket des Waſſers Gebraus.
Sein Haus, ſein Haus
Läuft weit in's Meer hinaus.

Auf dem friedlichen Felde zu hauſen,
Kein Schiffer verlangt und begehrt.
Wenn die Wellen ſauſen und brauſen,
Da wird ihm erſt Wonne beſchert.
Der Herd, der Herd
Iſt nichts dem Schiffer werth.

Wohlauf denn, entfaltet die Segel!
Wir ſind mit dem Waſſer vertraut.
Was flattern ſo ängſtlich die Vögel?
Heißt Sturm ihr kreiſchender Laut?
Nicht graut, nicht graut,
Wer feſt auf Gott vertraut.

Die Windsbraut donnert; es ſplittert
Vom Blitz getroffen der Maſt.
Wo wär' ein Schiffer, der zittert?
Wo einer vor Furcht erblaßt?
Gefaßt — gefaßt
Sind wir auf ew'ge Raſt.

Und ſinkt auch das Schiff in die Tiefe;
Ich wüßte nicht, wo ſich's ſo gut
Nach Arbeit und Kümmerniß ſchliefe,
Als in der kryſtallenen Fluth.
Drum Muth! Drum Muth!
Dort wird ja ausgeruht.

„Es iſt ganz ſeltſam," ſagte Flaxmann, als die Schiffer ſchwiegen, „ich habe dies Lied auf meinen Seereiſen ſchon oft gehört; Engländer, Holländer, Dänen und Schweden ſingen es, jedes Volk in ſeiner Sprache, aber Alle nach derſelben halb fröhlichen, halb melancholiſchen Weiſe; aber ſo oft ich es auch hörte, ſo wurden jedesmal alle Kinderträume in mir wach, und meine Jugend ging in bunten Gaukelbildern an mir vorüber. Die kindliche Melodie muß es mit ſich bringen. Und es ſcheint mir faſt, als hätte das Lied ähnliche Gefühle in Ihnen erregt, mein Fräulein."

„Warum ſollt' ich es läugnen? Dieſes Lied wäre vor wenigen Tagen ſpurlos an mir vorübergegangen, während es jetzt Empfindungen in mir erregt, wie ich ſie noch nie gehabt. Mir iſt ſo ſeltſam zu Muth geworden, wie ſeit meiner Kindheit nicht; ich bin, ſeit ich das Feſtland nicht mehr betreten, umgewandelt, bezaubert, ich kenne mich ſelbſt nicht mehr."

„Wie glücklich könnte der Mann ſein, der dieſe Verwandlung zum größten Theil in Ihnen hervorgebracht hat! Doch laſſen Sie uns das vergeſſen! Der Sturm der Leidenſchaft iſt durch ein Paar Ihrer Zau-

berworfte beſiegt, und der erſt in gewaltiger Liebesglut und wilder Rache gegen Sie entbrannt war, wünſcht jetzt Ihr Freund zu ſein. O mögten Sie mir eine Schweſter werden, Friederike!"

Sie reichte ihm die Hand und ſagte: „Gern. Doch haben Sie nicht Schweſtern?"

„Zwei. Doch ſind ſie todt für mich. Die Aeltere iſt die Gattin eines Whigs, der ſich für den Churfürſten von Hanover erklärt hat. Sie hat die Grundſätze ihres Stammhauſes abgeſchworen. Wir ſehen uns nie wieder. Die Jüngere hat Reichthum und die große Welt gänzlich verdorben. Sie hat alle Heirathsanträge ausgeſchlagen, um ganz frei und unabhängig den Genuß ihrer Lüſte nachjagen zu können. Sie iſt ein verächtliches Geſchöpf geworden; ich kenne ſie nicht mehr. So ſteh' ich denn allein in der Welt."

„Vielleicht haben Sie mehr Glück mit mir. Ich hänge weder den Stuarts noch dem Hanoveraner an."

„Der gegenwärtige Augenblick erinnert mich um ſo lebhafter an meine jüngere Schweſter Roſamunde, mit der ich zuſammen auf dem Stammſitze unſeres Hauſes, am nördlichen Ufer des Sees Windandermeer gelegen, erzogen wurde. Auf dieſem großen See fuhren wir oft in einem Kahn, der wenig kleiner war als dies Boot; ich ſaß ihr gegenüber, wie Sie; unſer Haushofmeiſter und ein ehemaliger Matroſe ruderten und ſangen, wie dieſe wackern Burſche hier, und wenn mich die leiſen Erinnerungen meiner Seele nicht trügen, ſo ſangen auch ſie das

Schifferlied, welches wir eben gehört haben. O warum iſt denn das Alles ſo ganz vorüber, daß es mir nur noch wie ein ſchöner Traum vorkommt!"

„Der Menſch erkauft durch Verſäumung der Gegenwart die Vergangenheit nicht, wohl aber die Zukunft, und je geſchickter er jede Minute mit dem Stempel der That ausprägt, deſto reicher, glänzender wird ſie ihm zu Theil."

„Ach, gar oft wird er von ihr um Kapital und Zinſen betrogen!" ſeufzte Flarmann wie in trüber Vorahnung.

„Der Menſch iſt ein Kaufmann, er wagt ſeine Gelder, und iſt die Speculation nicht ganz unwahrſcheinlich, ſo muß er Gewinn erwarten. Die Ihrige darf ſchon zu Hoffnungen berechtigen."

„Das iſt auch das Eine, was mich erhält. Die gerechte Sache eines uralten Königsgeſchlechts kann doch unmöglich im Kampfe mit dem Betruge unterliegen."

„Die Idee der Sache iſt allerdings des Sieges werth; ihre Repräſentanten nicht."

„Ich weiß es; die letzten Stuarts waren nicht Könige, wie ſie Großbritannien bedarf. Sie verſtanden die Regierungskunſt nicht, ſie häuften Fehler auf Fehler. Aber ſchmälern dieſe Mißgriffe das Recht der Stuarts auf den engliſchen Thron auch nur haarbreit?"

„Nein, ſobald Sie nicht zugeben, daß der Einzelne durch Untüchtigkeit das Recht des ganzen Hauſes verwirkt. Und als ein Jacobiter könnten Sie das nicht zugeben.

Bedenken Sie aber, daß dem Volke das Recht zuſteht, ſich eines ſchlechten Oberhauptes zu entledigen.“

„Wer hat je dem Volke ſolches Recht zugeſtanden?“

„Wer hat dem Könige ſein Recht zugeſtanden?“

„Theils iſt es ihm aufgeerbt, theils hat's ihm das Volk ertheilt.“

„Von wem hat er ein Recht ererbt? Von ſeinen Ahnen. Woher erhielt es der Erſte? Durch Anſehn, Tapferkeit, Einſicht, Weisheit. Es war entweder das Recht des Stärkern oder Klügern. Wer nun nicht mehr geiſtig ſtark iſt — denn hinſichtlich der körperlichen Stärke haben ſich die Verhältniſſe ſehr geändert — hat auch das Recht zu regieren ſchon verloren, und es iſt entweder Unachtſamkeit oder guter Wille des Volks, ihm das Scheinrecht noch zu laſſen. Das Volk iſt älter als das Königthum, iſt nun ſtärker, einſichtsvoller, kurz es hat das Recht erlangt, ſich des untauglichen Oberhauptes zu entledigen und ſich ein anderes, nach ſeiner Meinung beſſeres zu wählen; und weiter iſt doch in England nichts geſchehen.“

„Sie ſind ein liebenswürdiger Vertheidiger des engliſchen Volks; wären mir meine Grundſätze nicht angeboren und machten ſonach einen Theil meiner Natur aus; ich glaube, Sie würden mich bekehren. Doch ein Recht, das einmal als ſolches anerkannt iſt, Jahrhunderte lang als ſolches fortbeſtanden hat, kann durch kein Verhältniß in der Welt aufgehoben werden. Es iſt von Gott und den Menſchen geheiligt, es macht

einem der Grundpfeiler aus, auf welchen das Staatsgebäude und die ganze menſchliche Glückſeligkeit ruht. Nehmen Sie keck dieſen Pfeiler weg, taſten Sie das geheiligte Recht mit unheiliger Hand an, und über lang oder kurz ſtürzt das ganze Haus zuſammen und begräbt Tauſende mit ſeinem Schutte. Und iſt erſt alles Recht von den Menſchen verläugnet, iſt das Haus geſtürzt, dann tritt ein chaotiſcher Zuſtand der Anarchie ein, und Alles iſt verloren. Blutſtröme düngen die Erde, der Bürgerkrieg wüthet in den Eingeweiden des Volks, der Sohn kämpft gegen den Vater, der Bruder mordet den Bruder, die Welt rollt aus ihrem Geiſe, tritt aus ihren Fugen, wie der Sonnenwagen, als ihn Apollo der ungeſchickten Hand ſeines Sohnes vertraute, und Verderben, namenloſes Verderben wandelt, wie in der Mythe, über die Erde, bis Apollo ſelbſt die Zügel der Sonnenroſſe wieder ergreift, der vorwitzige Phaëton geſtürzt iſt, bis ein weiſer und ſtarker Mann, den der Himmel ſelbſt zum Könige der Menſchen beſtimmte, um dem Jammer ein Ende zu machen, das Ruder des lecken Staatsſchiffes kühn ergreift, und — nun dann haben wir wieder Könige, erbliche Monarchien und die alten eiſernen Rechte und Geſetze, die das Ganze weiſe zuſammenhalten, wie eiſerne Reife die Tonne, in welcher der gewaltige Wein gährt und brauſt; die Reife ſag' ich, werden wieder umgelegt und das tobende Gemiſch beruhigt ſich."

„Sie malen mit allzuviel Farben, mein Freund, und tragen gewaltig ſtark auf. Die Welt kann, meiner

Meinung nach, auf ganz anderm Wege zum Ziel des Glücks und der Wohlfahrt geführet werden, als auf dem von Ihnen bezeichneten. Denn alles Schöne und Hohe auf Erden duldet keine Fesseln, läßt sich nicht erzwingen. Frei und von selbst fallen die Göttergaben uns vom Himmel in den Schooß. Wo der Zwang waltet und das eiserne, gegen die Vernunft selbst strebende Gesetz, da fliehen die Grazien und Musen und der menschliche Wille gibt sich mit trüber Muthlosigkeit gefangen der tyrannischen Nothwendigkeit. Die Freiheit ist der Acker, in welchem das Menschengeschlecht seiner Vollendung und Glückseligkeit entgegenreift. Aber wir verstehen diesen Acker noch nicht zu bebauen, wir wissen das Unkraut noch nicht vom Waizen zu unterscheiden und reuten entweder gar nicht, und dann wächst das Unkraut, vermöge seiner innern gemeinen Natur, über den Waizen, raubt ihm die Nahrungssäfte, nimmt ihm das wohlthätige Sonnenlicht und verderbt ihn; oder wir reuten und reißen die besten Waizenpflänzlein mit dem Unkraut weg, und sind um nichts gebessert. Also Kultur thut uns noth, und die läßt sich nicht erzwingen; langsam zieht sie über die Erde, aber ihr Siegeswagen gräbt unauslöschliche Spuren in den Boden. Sobald die Menschheit der Freiheit werth ist, wird ihr der Himmel sein schönstes Geschenk nicht ferner vorenthalten, und man wird nichts mehr wissen von Stuarts und Hanoveranern, von den erbärmlichen Zänkereien und Eifersüchteleien der Könige von Schweden und Dänemark, die mir wie ein Paar zänkische Nach-

herzweiber verkommen; man wird nichts mehr wiſſen von dem erbärmlichen Hofgeſchmeiß, und weder ein naſeweiſer Kronprinz, noch ein verwahrloſter Kammerjunker wird ſich erdreiſten dürfen, nach einer Blume zu greifen, die als Krone nur dem Würdigſten blüht."

„Ihre Beredſamkeit iſt hinreißend, doch überzeugt ſie mich nicht; ich fühle im Gegentheil immer mehr, daß uns der Himmel nicht für einander beſtimmt hat, und welch ein Thor ich war, eine Verbindung mit Ihnen zu erzwingen. Unſre Freundſchaft wird ſich herrlich mit der Verſchiedenheit unſrer Meinungen und Abſichten vertragen; Liebe weiß von all dem nichts. Sie iſt ein unſchuldiges, unwiſſendes Kind, das allein mit Blumen ſpielt. Ich fühle tief, daß ich Chriſtinen liebe. Aber geben Sie mir Hoffnung! Ich bedarf ihrer, um nicht an meinem Schickſal zu verzweifeln."

„Hoffen Sie, mein Freund! Der Himmel läßt keinen Hoffenden ſinken."

Klarmann ſchwieg und verlor ſich in ein düſteres Träumen, aus deſſen Zwielicht ihm endlich das Fräulein von Dure mit ihren ſanften Zügen und lieben milden Augen entgegentrat. Er war endlich ganz bei ihr, indeſſen der unſtäte Geiſt des Fräuleins von Gabel heftig von einem kühnen Ziel ihrer Wünſche zu einem noch kühnern ſprang und ſich in ſeinen großartigen Phantaſiegebilden berauſchte.

Das Boot hatte ſich der Stadt allmälig genähert, und die Reiſenden ſahen ſich endlich von Inſeln umgeben,

die mit prangenden Paläſten, ehrwürdigen Kirchen und ſtolzen Häuſern bebaut waren und die helle Fluth gab das Bild derſelben wieder. Ein impoſanter Anblick! Die Schiffer fuhren nordöſtlich am Strande hin, und legten endlich an einem kleinen Landungsplatze an. Juel ſprang heraus, legte den Steg für die Andern und gab der Dame den Arm. Sobald Flaxmann heraus war, ſtieß der Matroſe wieder ab, um ſich in den Hafen zur Fregatte zu verfügen.

Es war ein ſonderbarer Anblick, das ihrem Stande gemäß gekleidete Fräulein in koſtbarem Jagdanzuge am Arme des in armſelige Tracht gehüllten Flaxmann, deſſen Anſtand und Gang allein ſeine edle Herkunft verrieth, dem voraneilenden Juel folgen zu ſehen. In dieſem Aufzuge gingen ſie durch mehrere Straßen, bis der Schiffsjunge an einem kleinen Erkerhäuschen in einer todten, abgelegenen Straße ſtand und ſagte: „Hier ſind wir am Hauſe der Frau Ankarfield.“

Die kleine Geſellſchaft trat hinein und ſah ſich bald in der Schenk- und Barbierſtube der belobten Wittwe. An einigen Tiſchen ſaß männliche Geſellſchaft, ein Schlag Menſchen, die weder Zutrauen für ſich noch für die Wirthin einzuflößen im Stande waren. Sie unterhielten ſich mit Würfel und Karte und der vor ihnen dampfende Punſch zeigte zur Genüge, was ihr Geſchmack war. Flaxmann hatte die Scene kaum überblickt, als er ſehr lebhaft an die edle Verſammlung in Hamburg im Kaffehauſe vor dem Dammthore erinnert wurde, ja er glaubte

für den erſten Augenblick dieſelben Geſichter zu ſehen, welche ihn dort umgeben hatten, und ein ihm unerklärliches ängſtliches Gefühl überkam ſeine Seele. Die ſchauerlichen Erlebniſſe jener wüſten Nacht und jenes grauenvollen Tags, wo er im Spiel ſeine letzte Habe verloren, wo ihn Liebeswahnſinn, Verzweiflung und die nichtswürdige Liſt ſeiner Umgebung zu einem ſchrecklichen Schritte getrieben hatten, zogen in düſtern Schattenbildern raſch an ſeinem innern Auge vorüber, und es gemahnte ihn nun ſchier wie ein Traum, daß der herrliche Gegenſtand ſeiner glühendſten Wünſche, das reizende Ziel ſeines kochenden Rachegefühls, die eigentliche Urſache jenes verzweifelten Schrittes nun neben ihm ſtand, nicht mehr von ihm begehrt, nicht erſehnt, ſondern freiwillig von ſeinen Wünſchen aufgegeben, die nun weithin flatterten nach einem andern Gegenſtand einer neuen heißen Sehnſucht. Aus dieſem träumeriſchen Brüten ſchreckte ihn der Blick eines der Spieler. Der Kerl glotzte ihn lange an und Flarmann war feſt überzeugt, daß dieſer verwegen ausſehende Menſch bei ſeiner Anwerbung zur däniſchen Fahne in Hamburg gegenwärtig geweſen ſein müſſe.

Unterdeſſen hatte Juel ſein Geſuch bei der Wirthin vorgebracht. Eine lange hagere Frau von ſchwärzlichem Teint, den Kopf gebückt vorwärts tragend, trat ihnen entgegen. Ihr langes eingefallenes Geſicht erhielt durch eine auf ihrer langen höckrigen Naſe ſitzende ſehr unförmliche und unſchimmere Brille, oder ſogenannten Naſen-

quetſcher, durch und über welchen ihre kleinen ſchwarzen Augen argwöhniſch lugten, und durch die unordentlich unter der ſchmuzigen ledernen Haube in Stirn und Schläfe hereinhangenden halb ſchwarzen, halb grauen Haare einen ſonderbaren, ja abſchreckenden Ausdruck.

Juel hatte mit geläufiger Zunge den höflichen Gruß von Meiſter Habermann vorgebracht und das Begehr der Fremden genannt.

„Danke, danke ſchön, mein Puttchen, danke für die Ehre," ſchmunzelte Frau Ankarfield, und klopfte den Jungen mit ihren langen dunkelbraunen knöchernen Händen auf die blühenden Backen. „Meiſter Habermann iſt ein Ehrenmann, denn er weiß andere Ehrenleute zu ſchätzen. Unſereins hat auch ſeine Ambition. Er iſt ein guter Freund meines ſeligen Mannes geweſen und hat mir immer viel Ehre angethan. Danke, danke ſchön, für die große Ehre von Meiſter Habermann. Er wird mich doch morgen beſuchen, mein Puttchen?"

„Ganz gewiß, ſehr ehrenwerthe Frau Ankarfield, wird er das. Ich hatte vergeſſen, Euch ſeinen baldigen Beſuch anzuſagen."

„Sehr viel Ehre, lieber Junge."

„Ehre dem Ehre gebührt," verſetzte der ſchelmiſche Knabe, der die ſchwache Seite der Barbierswittwe kannte.

„Komm, mein Scheckchen, und labe Dich an einem Glaſe Punſch. Du biſt verſtändiger, als man nach Deinem jugendlichen Ausſehen ſchließen möchte,

und weißt Jedermann ſeine gebührende Ehre anzuthun; eine große Seltenheit in Deinen Jahren. Komm und trink, mein Puttchen.“

„Ich werde die Ehre zu erwiedern wiſſen, hochgeſchätzte Frau Ankarfield; aber ſagt mir doch gefälligſt zuvor, ſeid Ihr geſonnen, den beiden Fremden hier ein Paar Stuben in Euerm ehrenwerthen Hauſe einzuräumen?“

„Ein Paar? Ein Paar Stuben? Wie gern, lieber Junge, wenn ich nur könnte! Ein Paar kann ich nicht. Doch hör' nur, kleines blauäugiges Spitzbübchen, komm, hier ſteht Dein Punſch. Schöne Dame, ſetzt Euch doch, ich bitte, dort in den hohen Lehnſtuhl in der Ecke. Es iſt gewöhnlich mein Sitz. Thut mir doch die Ehre an, ich bitte.“ Damit ſchob ſie Friederiken in den weichen Stuhl und zog Juel an einen entfernten Tiſch, ihm dort den Becher mit dem dampfenden Getränk überreichend und ihm zu gleicher Zeit traulich in's Ohr ziſchelnd: „Sag mir doch, Hänschen, wer iſt denn die prächtige aufgekratzte Dame, die mir die beſondere Ehre anthut?“

„Das iſt allerdings eine große Ehre für Euer Haus, daß dieſe vornehme Dame darin wohnen will. Aber wer ſie iſt, kann ich Euch ſo eigentlich nicht ſagen; denn ich weiß es ſelber nicht. Aber ſowohl der Kapitän, als alle andere graduirten Perſonen auf dem Schiffe begegneten ihr mit der größten Ehrfurcht und ſie muß demnach von ſehr hohem Stande ſein. Das ſieht man

ihr auch ſchon an Geſicht und Kleidern an. Meiſter Habermann iſt ſicherlich über ſie genau unterrichtet, und ſagte mir, er werde Euch morgen das Nähere ſchon mittheilen.“

„Morgen erſt; viel Ehre!“ ſeufzte die Frau. „Aber wie heißt ſie denn? Woher kommt ſie? Wo habt ihr ſie an Bord genommen? Wo will ſie hin? Was will ſie hier anfangen? Sag, Kind, ich bitte Dich, ſag' an! ſag' an!“

„Ihr könnt glauben, werthgeſchätzte Frau Ankarfield, daß ich Euch hoch verehre und Alles aufbiete, Euch meine Ergebenheit an den Tag zu legen. Aber fürwahr beim beſten Willen bin ich unmöglich im Stande, Euch alle Fragen zu beantworten. Was Euch zu ſagen in meinen Kräften ſteht, ſollt Ihr wiſſen und erfahren. Auf unſrer Fregatte wurde ſie ſtets gnädiges Fräulein genannt, aber ich vermuthe aus vielen Gründen, daß ſie weit mehr iſt und ſich nur ſo tituliren ließ. An Bord haben wir ſie genommen von einem däniſchen Schiff, und daß ſie eine Dänin iſt, könnt Ihr aus der Sprache hören. Ich horchte einmal ſo mit halbem Ohr und da merkte ich, daß ſie hier mit dem Könige conferiren werde.“

„Mit des Königs Majeſtät!“ ſchrie die Frau auf. „Welche erſtaunliche Ehre! Unſereins hat auch ſeine Ambition. Nun ſieh' an, mein Schäfchen, die Ehre laß' ich mir nicht entgehen, die Dame behalt' ich im Hauſe. Ihre Kleider ſind über die Maßen vornehm

und prächtig. Sieh nur einmal den grünſeidenen kurzen Ueberwurf mit goldenen Litzen beſetzt. Was mir das für eine Ehre iſt. Ich werde jetzt mit Ehre überſchüttet; es vergeht kein Tag, wo mir vornehmer Beſuch nicht die Ehre anthut. Nun ich weiß es auch zu ſchätzen. Sieh', Kindchen, eben habe ich ja faſt das ganze Haus voll. Eine reiche, vornehme Dame, eben ſo ſtatiös, eben ſo prächtig gekleidet, hat meine große Mittelſtube, die daranſtoßende grüne Stube, das Hinterſtübchen und die Erkerſtube mit der Dachkammer inne. Das macht, ſie hat noch Dienerſchaft bei ſich. Einen alten guten Freund und Zunftgenoſſen meines ſeligen Mannes, der hat ihr eben das Logis bei mir recommandirt, nebſt deſſen Frau und Tochter und einem ſchmucken netten Kammerdiener obendrein. Der Kammerdiener — dort ſitzt er mit am Tiſche und kartet; der Krauskopf. Er hat heute viel Glück im Spiel. — Der Kammerdiener alſo, ſag' ich — wohnt im Erkerſtübchen, der muß heraus und ſich mit in's Hinterſtübchen einquartieren, und oben hinein nehm' ich das gnädige Fräulein. So geht's!" Und ſogleich ſchritt ſie mit unterwürfigen Geberden auf Friederiken zu und ſagte: „Die Ehre, ſo Ihr mir anthut, iſt kein auf unfruchtbaren Boden fallendes Korn. Ich habe ſchon ein ſehr reiches, vornehmes Fräulein im Hauſe, die mir viel Ehre angethan; nun unſereins hat auch ſeine Ambition, und ich ſehe ihr Alles an den Augen ab. Sie liegt nun ſchon vierzehn Tage bei mir und wartet auf einen

Seekapitän, der hier im Hafen einlaufen soll. Lieber Himmel, es wird wohl ihr Herzgespons sein. Der thut nicht übel, so wahr ich eine Frau bin, die kein Mensch verachtet! Sie hat das Geld in Säcken aus ihrem Wagen heben und in die große Mittelstube schaffen lassen, da liegt's im Kleiderschrank unten; der ganze Boden ist mit den Säcken ausgefüllt. Na, die wird eine Freude haben, in Euch Gesellschaft zu finden, und für mich ist die Ehre doppelt groß." Sie knixte während dieser lebhaft hervorgebrachten Worte zu verschiedenen Malen und erwischte endlich das grünseidene Jagdkleid des Fräuleins, um einen heftigen Kuß darauf zu drücken.

„Was aber soll aus meinem Begleiter werden? Der kann doch nicht mit mir in einem Zimmer wohnen," sagte Friederike auf Flaxmann deutend, der auf einer Bank jenem ihm wohlbekannten Spieler gegenüber Platz genommen und mit demselben eben eine Unterhaltung angeknüpft hatte.

„Nun, gnädiges Fräulein," schmunzelte die Wirthin, „es versteht sich von selbst, daß Euer Diener nicht mit Euch in einem Zimmer wohne. Er erhält hier unten in der Hausflur unter der Treppe ein Kämmerlein. Es ist zwar neben der Küche und deshalb etwas räucherig, aber was können solche Leute mehr verlangen?"

„Aber jener Mann iſt nicht mein Diener, gute Frau, und muß ſo gut, wie ich in einem Zimmer wohnen.“

„Nicht Euer Diener?“ rief Frau Ankarfield erſtaunt. „Er wird doch nicht gar — — nun, nun, vornehme Leute haben gar oft auch Appetit zu geringer Koſt und ſpeiſen zuweilen mit dem Bauer Sauerkraut und Schweinefleiſch. Ich verſtehe ſchon! Freilich in einem Zimmer könnt Ihr nicht mit dem Herren wohnen. Das geht nicht an. Man muß ſich vor nichts in der Welt mehr hüten, als vor böſem Leumund. Da ſeid Ihr gerade, wie ich, gnädiges Fräulein. In meinen jungen Jahren hielt ich ſo gut auf Ehre, wie in meinen alten. Nun ſo alt bin ich eben noch nicht und mein Mann pflegte gar oft zu ſagen, er würde mich nie geheirathet haben, wenn ich nicht ſo viel Ambition gehabt hätte. Und ſo habe ich auch meine Kinder erzogen, die mir Gottlob alle wohl gerathen ſind. Der älteſte iſt ein Schneidermeiſter und nährt ſich deshalb ſo gut, weil er ſeine ganz beſondre Schneidersambition hat, und wollte Niemandem ſein Unglück verſagen, der ihm an ſothane Ambition zu rühren wagte; der zweite iſt Kammerdiener bei Seiner Gnaden, dem Herrn Freiherrn Görz von Schlitz, ganz beſonderm Freunde Seiner Majeſtät unſers großmächtigſten Königs, und iſt mit ſeinem Herrn jetzt nach Holland gereiſt. Der hat erſt ſeine Ambition, ſo recht wie ich. Er war ein gelernter Barbier und Friſeur, hatte aber auch noch in man-

cherlei andern Dingen beſondere Geſchicklichkeit. Mein ſeliger Mann ſagte ſtets: aus dem Niels wird einmal was Großes; und dann ſagte ich jedes Mal: Von dem erleben wir die meiſte Ehre. Du lieber Himmel, mein Seliger hat die große Ehre noch genoſſen, daß Niels Kammerdiener des mächtigſten Mannes im ganzen Schwedenreiche geworden iſt. Aber der Junge ſpricht auch ſchwediſch, däniſch, holländiſch, engliſch und franzöſiſch. In der letztern Sprache habe ich gar Manches von ihm profitirt, was mir oft gut bei meinen franzöſiſchen Gäſten zu ſtatten kommt. Was er für eine beſondere Ambition hat, mag Euch ein allerliebſtes Verslein beweiſen, welches er ſtets im Mund zu führen pflegt und das ich mir auch gemerkt habe, weil's ebenfalls auf meine Ambition vortrefflich paßt. Hört nur, mein gnädigſtes Fräulein! Es heißt:

A dieu mon ame,
Ma vie au roi,
Mon coeur aux dames,
L'honneur pour moi.

Iſt das nicht herrlich l'honneur pour moi? — — Ja, was wollt' ich doch ſagen. Das war's. Seht, nun kommt meine Ebba. Die hat ebenfalls ihre Ambition; denn ihr Mann iſt ein Trödler, und wohnt hier gerade gegenüber. Sehr Ihr da drüben, wo Ihr den Kleiderkram ſeht. Extra ſchöne Kleider, nach der neueſten Mode und für Jedermann. Wenn Ihr dort Euerm Freunde

einen beſſern Anzug kaufen wollt," ſagte ſie leiſe, dem Ohr des Fräuleins näher gerückt, „ſo kann ich Euch meinen Schwiegerſohn beſtens empfehlen; er wird Euch gut, prompt und billig bedienen. Ihr werdet wohl daran thun, gnädiges Fräulein, damit man nicht in Verlegenheit kommt, Euern Freund für Euern Diener anzuſehen. Für wenig Thaler werdet Ihr ihn wie einen Grafen herausputzen; und 's iſt ein hübſcher Mann, er wird ſich in einem beſſern Kleid ſtattlich ausnehmen."

„Ihr nehmt ſehr viel Theil an ihm," unterbrach hier Friederike den Redeſtrom der ehrliebenden Frau, „aber ich bitt' Euch, gute Frau, beweiſt mir zuvörderſt das dadurch, daß Ihr eine Wohnung für ihn beſorgt."

„Ihr thut mir viel Ehre an, mich damit zu beauftragen. In meinem Hauſe hab' ich aber kein Winkelchen mehr ledig, wohin ich ihn ſtecken könnte. Aber wartet, mir fällt ein guter Gedanke bei. Wie geſagt, meine älteſte Tochter drüben hat auch ihre Ambition und eine nette Stube mit Kammer hinten heraus. Sie wird ſich eine Ehre daraus machen, ſolche Euch für ein Billiges abzutreten, zumal, wenn Ihr Euern Freund mit Kleidern aus ihres Mannes Laden verſeht. Laßt mich nur machen; ich will ſogleich hinüber gehen und mit ihr reden. Ihr ſollt bald ſchöne Antwort haben." Damit trollte ſie ſich zur Thüre hinaus.

Während der ambitieuſen Expectorationen der Frau Ankarfield war es auch zwiſchen Flarmann und jenem ihn genau betrachtenden Spieler zu gegenſeitigen Aeußerungen gekommen. Dieſer verwegen ausſehende Kerl hatte offen-

bares Unglück im Spiel und ein Thaler um den andern rollte aus seiner Hand in die Taschen der Mitspieler; dem ungeachtet richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Reden der Wirthin und spannte sein lauerndes Ohr, als er von den Geldsäcken der im Hause wohnenden Fremden und dem Ort, wo dieselben aufbewahrt seien, hörte. Endlich war der Mensch beutelleer und wandte sich mit einem widrigen Grinsen zu Flaxmann mit den Worten:

„Mir geht's, wie Euch, guter Freund, vor fünf oder sechs Wochen in Hamburg. Schade, daß ich nicht auch noch eine goldene Dose zu verlieren habe, wie Ihr damals."

„Es ist wahr, ich habe Euch in jener Gesellschaft bemerkt. Ich erinnere mich Eurer recht gut. Wir trafen in Hamburg oft zusammen, und wenn ich nicht sehr irre, so spracht Ihr an jenem Morgen, wo ich von Schurken und Falschspielern um all' das Meine betrogen wurde, mit dem Lieutenant Kreuz am Fenster, und auf Euern dringenden Rath ließ ich mich anwerben. Gingt Ihr nicht sogar mit bis nach Altona? Ja, ja Ihr war't dabei. Ich befand mich zwar damals in einem sehr aufgeregten Zustande, aber mir fallen doch alle kleinen Umstände bei, und es bleibt mir kein Zweifel übrig, Ihr seid einer der berüchtigten Helfershelfer und Spione des ungeschlachten Lieutenants."

„Das gehört mit zum Handel und Wandel in der Welt," lachte der Spion — denn er war es wirklich. — „Wer nicht betrogen sein will, muß betrügen, und wer mich bezahlt, dem dien' ich. Wer sich

betrügen läßt, iſt ſelbſt Schuld daran. Zwang kann ich Niemandem anthun. Uebrigens beweiſt ja Eure Gegenwart klar und deutlich, daß Ihr den König von Dänemark oder den Lieutenant Kreuz auch um's Handgeld betrogen habt. Und darum wird Euch kein ehrlicher Mann verdenken."

„Ihr mögt in dieſem Stück Eure beſondern Anſichten und Grundſätze haben, und ich bin ſo wenig geſinnt, Euch die Eurigen zu beſtreiten, als ich mir die meinigen von Euch werde anfechten laſſen. Uebrigens bin ich ſchwediſcher Kriegsgefangner geworden und habe weder den König von Dänemark, noch den Lieutenant Kreuz betrogen; denn das Schiff, welches mich mit den übrigen Rekruten nach Kopenhagen transportiren ſollte, wurde von einem ſchwediſchen Kaper als Priſe genommen."

„Und wollt Euch hier im Hauſe als Kriegsgefangener ein Quartier miethen?" ſagte der Kerl und verzog ſein breites häßliches Geſicht zur ſpöttiſchen Lache. „Die Dame dort hat wohl auch mit zu den Rekruten gehört und iſt mit Euch in ſchwediſcher Gefangenſchaft? Ihr habt Euch ein erträgliches Geſchäft und kurzweilige Geſellſchaft gewählt."

Flaxmann unterdrückte ſeinen Unwillen über die frechen Reden des gemeinen Menſchen und erwiederte blos: „Ich ſehe nicht ein, wie ich dazu kommen ſollte, Euch die Art und Weiſe meines Hierherkommens mitzutheilen. Weiß ich doch noch viel weniger, wie Ihr von Hamburg hierher gekommen ſeid."

„O! das kann Jedermann wiſſen," rief der Andre herausfordernd; „mein gnädiger Patron, der Lieutenant

Kreuz, hatte ſeine goldnen Füchſe einmal alle unter die Philiſter gejagt und war ſo pauvre geworden, daß er nicht nur Kutſche und Pferde, ſondern ſogar Rock und Hemd vom Leibe verkaufen und in ein elendes Dachſtübchen kriechen mußte. Man kann das dem Manne nicht zur Laſt legen; er hatte Unglück im Spiel, wie Ihr und ich. Es war natürlich, daß er nicht an ſeine Leute denken konnte, er war ja ſelbſt in größter Kalamität. Jeder von uns mußte auf ſeine eigne Fauſt leben. — Ich aber war unglücklicher Weiſe eben auch gräulich abgebrannt und in meinem Kopf und Beutel ſah's aus, wie in der Welt am erſten Schöpfungstage, das heißt: wüſte und leer. Da machte ich mit einem ruſſiſchen Schiffskapitän Bekanntſchaft; er gab mir das Tagbuch zu führen und die Küchenrechnung zu machen, und ſo ſind wir mit guter Fracht nach Stockholm gekommen. Ich pflege in jeder Stadt gern luſtige Häuſer zu beſuchen und da das Schiffsvolk hier bei Frau Ankarfield einzukehren und ſich von ihr Bart und Geld abnehmen zu laſſen pflegt, ſo bin ich denn auch hierher gekommen; das Geld bin ich los, aber den Bart noch nicht. Wo ſteckt die Frau?"

„Da kommt ſie eben über die Straße," ſagte ein Bürſchlein, welches Sohn, Kellner und Barbierburſche zugleich war; „wenn Ihr aber befehlt, mein Herr, ſo will ich Euch des Bartes entledigen."

„Und des Kinnes dazu, Junge. Du magſt Deine Schabekunſt an Delinquenten lernen; mein Geſicht iſt bis jetzt noch zu gut dazu. Ich weiß ſchon, daß Deine Mutter Meſſer

und Wort gleich trefflich führt, und nur von Ihr will ich bedient sein. — Wie heißt der schwedische Kaperkapitän, dem Ihr anheim gefallen seid, Herr?" fragte er Flaxmann wieder.

„Norcroß," versetzte Flaxmann mürrisch.

„Norcroß?" rief ein wohlgebildeter Mann, der auf derselben Bank saß, früher mitgespielt und das meiste Geld gewonnen hatte, derselbe, welcher von der Wirthin dem kleinen Juel als Kammerdiener der im Hause wohnenden vornehmen Fremden bezeichnet worden war. „Ist er nicht ein Engländer?" setzte er in gebrochenem Deutsch hinzu; denn Flaxmann und der Spion hatten zeither deutsch gesprochen.

„So ist's," versetzte Flaxmann englisch, „und Ihr seid sein Landsmann, Herr; denn Eure Sprache verräth Euch." Der Mensch stand aber, ohne zu antworten auf und ging hinaus.

„Norcroß?" hatte auch der Spion gerufen. „Der saß ja in Hamburg mit uns am Tische. Wir haben's nachher wohl erfahren, daß er's war. Seine Fregatte lag in Cuxhaven. Es ist ein kühner Freibeuter."

„Wer war denn aber der hübsche Mann, der so eben hinausging?" fragte Flaxmann.

„Ein Spitzbube, der uns das Geld abgenommen hat," versetzte gereizt der widrige Spion.

„Er dient der fremden Dame, die im Hause wohnt, als Kammerdiener und gewiß noch als etwas mehr, was auch in die Kammer gehört; denn der Schuft trägt sich wie ein Gentleman und hat immer alle Taschen voll Geld."

Eben trat Frau Ankarfield in die Stube.

„Es iſt gut, daß Ihr kommt, Frau," ſagte der Spion zu ihr. „Mein Bart ſtachelt mich ganz verteufelt, ſeit ich mein Geld verlor. Nehmt ihn mir ab; ich bitt' Euch. Was ſoll ich mit dem Barte, wenn ich kein Geld mehr habe?"

„Ihr thut mir viel Ehre an," verſetzte die Frau flüchtig, und wandte ſich zum Fräulein mit den Worten: „Ich habe die Ehre, Euch zu vermelden, mein gnädigſtes Fräulein, daß Euer Freund ſogleich bei meiner Tochter anziehen kann. Ihr zahlt für Logis mit Meublen monatlich vier Reichsthaler. Die Koſt könnt Ihr bei mir für ihn nehmen. Für Rock, Kamiſol, Beinkleider, ſeidne Strümpfe, Manſchetten, Perücke ſoll beſtens geſorgt und der Burſche herausgeputzt werden, wie der vornehmſte Edelmann. Man muß ſeine Ambition haben." Während dieſer Reden ſchöpfte ſie mit einem kleinen blanken Kupfertopfe aus einer hinter dem Ofen eingemauerten Kupferblaſe warmes Waſſer, holte vom Kandelbret über der Kammerthüre das große meſſingne Barbierbecken herab, zog aus einem ungeheuern Tiſchkaſten eine Kapſel voll Barbiermeſſer und den Streichriemen hervor, und ſtrich das Meſſer erſt hurtig und ſchlug dann Seifenſchaum im Becken. Der kleine Kellner hing dem Spion die Serviette um, Frau Ankarfield ſeifte ihm Kinn und Backen mit gewandter Hand ein, und begann dann mit geſchickten Zügen und Wendungen ihm den Bart abzunehmen. Man ſah es ihr an, daß ſie ſich eine große Ehre daraus machte, die Männer alſo bedienen zu dürfen. Nach vollbrachter Arbeit ſagte ſie pathe-

tiſch: „Ich habe die Ehre, Eure Dienerin zu ſein,“ und reichte mit einem Selbſtgefühl, wie es den Menſchen meiſt nach einer vollendeten guten That zu überkommen pflegt, dem Knaben das Becken dar, welcher daſſelbe ſofort reinigte, dann mit friſchem Waſſer füllte und dem Schiffsmann das glatt raſirte Geſicht rein wuſch und ſorgfältig abtrocknete. Der Junge wandte ſeinen Eifer dann zu dem benutzten Meſſer, und Flaxmann ſah, wie der während Geſchäftigkeit des Kleinen der Spion eins der Meſſer aus der Kapſel zog und am Finger prüfte. Frau Ankarfield bat ſich aber die Ehre aus, ihn in ſein neues Logis führen zu dürfen, und verſicherte auch, das Erkerſtübchen werde eben geräumt und das gnädige Fräulein bald zur Ruhe und Ordnung kommen. Sodann befahl ſie dem ſcheidenden Juel viele Grüße an Meiſter Habermann an, und ließ ſich die Ehre ausbitten, ſie ja morgen bei frühem Tage mit ſeiner ihr höchſt angenehmen Gegenwart zu erfreuen, weil ſie die Ehre haben werde, über höchſt wichtige Dinge mit ihm zu conferiren. Friederike und Flaxmann fügten ihre Grüße an den Kapitän Norcroß hinzu. Der Knabe ging. Flaxmann beurlaubte ſich mit einer ihm ſelbſt unbegreiflichen wehmüthigen Wärme vom Fräulein und ging mit der meſſergeſchickten Barbiersfrau über die Straße. Der Trödler, auch Schneidermeiſter und Negociant, empfing ihn ſchon an der Ladenthüre mit unzähligen Bücklingen und einem Schwall theils unnützer, theils unſinniger Redensarten, und

ſeine Frau, das Ebenbild ihrer Mutter, mit einem Säugling auf dem Arme, zwei Kindern an der Seite und noch verſchiedene im Schlepptau ihres weiten vornehmen Rockes, Kapitalſtück aus der Trödelbude ihres Mannes, ſprach beſtändig von der Ehre, die ihnen widerführe. Des kleinen hohläugigen Mannes Beſtrebungen gingen zuförderſt dahin, ſeinen neuen Hausgenoſſen erſt zum Manne zu machen, d. h. ihm einen Rock mit Zubehör an den Leib zu ziehen, und er bot, den verdrießlichen Flaxmann vor ſeine Vorrathsſchränke führend, all' ſeine weitſchweifige Beredſamkeit auf, dem ſchlecht Gekleideten zu beweiſen, wie höchſt nöthig es heut zu Tage in der Welt ſei, ſtets ſtandesmäßig gekleidet zu ſein, ſelbſt in dem Falle, daß man keinen Stand habe. Was man nicht habe, müſſe man ſich zu erwerben trachten, und die erſte Stufe zu Stand und Reichthum ſei ein vornehmes Kleid. Flaxmann ſchützte Erſchöpfung von der Reiſe vor und bat, da er doch an dieſem Tage nicht ausgehen werde, ihn morgen mit dem Nöthigen zu verſehen, und ließ ſich auf's Zimmer bringen. Sobald er ſich dort allein ſah, warf er ſich auf das unförmliche Ruhebette, und überließ ſich einem bitter ſchmerzlichen Gefühle, das mit ſchneidenden Mißtönen ſeiner Seele, gleichſam wilden Wehen eine böſe Geburt ihm anzuſagen ſchien. Seine ahnende Seele kämpfte mit mancherlei Bildern, die ſeiner früh'ſten Jugend und der kaum entwichenen Vergangenheit entnommen, ihn durch phantaſtiſche Zeugung die Zu-

kunft vorgebären wollten; doch die unerklärliche Schmerzempfindung ſeiner Seele ließ kaum die flüchtigſten Umriſſe derſelben erkennen, der innere Kampf verſchleierte das Auge der Seele und ſelbſt die ihm von außen gekommene Erſcheinung hüllte ſich ihm in immer dichtern Nebel, ſo daß Vergangenheit, alte und neue Gegenwart und Zukunft in eine wirre Ungeſtalt zuſammenfloß und eine dumpf brütende Angſt vollen Beſitz von ſeiner Seele nahm.

„Wie?“ rief er endlich aufſpringend, „iſt das Scheu mit dem König zu reden? Endlich einmal mit meinem böſen Geheimniß hervorzutreten? Ich mit einem König nicht frei und offen reden! Ich nicht!! Aber wurde ich in Dänemark nicht ebenfalls von dieſer Scheu zurückgehalten, mich dem König oder dem Kronprinzen anzuvertrauen, und ward ich nicht endlich inne, wie wahr mir meine Ahnung vorgeſagt? Wäre es nicht mein Tod geweſen, wenn ich aus meiner Verhüllung hervorgetreten wäre? Und es wäre geſchehen, wenn ſich die Liebe zu Friederike nicht meiner ganzen Seele bemächtigt und eine ſo gewaltige Herrſchaft über ſie ausgeübt hätte, daß es mir ganz unmöglich war, an irgend weiter etwas zu denken. Solcher Mittel und wunderbaren Wege bedient ſich die ewige Weisheit, uns vom Verderben abzuhalten. Friederike iſt, ohne es ſelbſt gewußt, noch gewollt zu haben, die Retterin meines Lebens geworden; denn ohne ſie wär' ich in die Schlingen der Intrigue und Heuchelei gefallen, die an dieſem däniſchen Hofe für mich lagen. Gottlob! ich bin der

Gefahr entgangen; aber neue Angſt bemächtigt ſich meiner. Gott, gib mir einen Lichtſtrahl in dieſer Finſterniß! Heiland, Gottesſohn, hilf mir überwinden! Reine Jungfrau, Gottesmutter, ſteh' mir bei!" Bei dieſen Worten neſtelte er, freudig ſchnell und wie von einem guten Gedanken plötzlich ergriffen, ſein Wams auf, entblößte die Bruſt und zog jenes verhängnißvolle Etui hervor, dann griff er mit der rechten Hand unter den linken Arm und nahm ein dort an feiner Seidenſchnur befeſtigtes Schlüſſelchen hervor. Doch eben ſo ſchnell hielt er auch inne, ging vorſichtig nach der Zimmerthüre und ſchob den mächtigen innen befindlichen Riegel vor, horchte dann mit dem Ohr einige Zeit an der Thüre, ging leiſe auf den Zehen an das Fenſter zurück und öffnete behutſam das ſchwierige Schloß des Etui. Das Büchſlein ſprang auf und an der innern Wand des Oberdeckels waren zwei Portraits in Miniatur, ein männliches und ein weibliches, ſichtbar; ein edler Mannskopf mit etwas unbeſtimmten und verſchwommenen Zügen und ein Frauengeſicht voll Milde und Majeſtät, Beide ſchon im vorgeſchrittenen Alter. Hiarmann's ſtrahlendes Auge ruhte eine Zeitlang auf dieſen beiden Gemälden, und ſeine Mienen nahmen dabei einen unbeſchreiblich wehmüthigen Ausdruck an, ein Paar große Thränen glänzten in ſeinen Augen, er ſeufzte und ließ einige Schriften durch ſeine Hand gleiten, welche, den großen Lettern und den aufgedrückten Inſiegeln nach zu ſchließen, Documente waren. Nachdem er einen ſchmerzlichen Kuß auf eine dieſer Geſchrifte gedrückt hatte, klappte

er das Buch um auf die andre Seite und nahm ein kleines goldenes Crucifix und ein daran befindliches Muttergottesbild heraus. Dies stellte er vor sich auf den Tisch und begann mit den Ceremonien, welche der Kultus der katholischen Kirche vorschreibt, sein Gebet zu verrichten. Doch wie heiß und stark dies auch aus seiner Seele hervordringen mochte, er konnte die Ruhe nicht erringen, die er suchte und die ihm höchstes Bedürfniß war, stellte er anders mit Ernst an die Ausführung der großen Pläne denken, die seinen vielbeschäftigten Geist durchkreuzten. Es war unterdessen Nacht geworden, und auf ein leises bescheidenes Pochen an der Thüre fragend, wer da sei, erhielt er die Antwort, die Hausfrau gebe sich die Ehre, ihrem Gaste Licht zu bringen und nach dessen hohen Wünschen zu fragen. Klarmann verbarg seine Heiligthümer wieder in ihrer verborgenen Kapsel und öffnete die Thüre. Die Wirthin trat schüchtern herein, blieb an der Thür stehen, überreichte in devoter Stellung ein Paar Kerzen und erwartete so die gewünschten Befehle. Als diese aber nicht erfolgten, wagte sie es, freilich mit aller nur möglichen bürgerlichen Delicatesse, Bescheidenheit und Decenz, einige kleine vernünftige Vorschläge, das Abendessen betreffend, zu thun, welche der junge tiefbewegte Mann ohne Weiteres annahm.

Nach einer Stunde brachte die Wirthin das Essen; er nahm höchst zerstreut einige Bissen, maaß dann die Stube mit heftigen Schritten, und war ganz in seine vorigen wüsten Träumereien versunken. Seine Wange glühte zuletzt von einer wahren Fieberhitze und sein Auge

ſprühte Feuer und Flammen; ſeine Fäuſte ballten ſich wie zu einem gewaltigen Kampf gegen ſein Mißgeſchick, und um ſeine Lippen zuckte es wie lebendig gedachte Flüche und Verwünſchungen. Der Raum des Zimmers ward ihm zu enge, ſeine Bruſt wogte ſtürmiſch auf und ab, und er riß das Fenſter auf, ſich an der Abendluft zu kühlen, den friſchen heiligen Gottesodem in ſeine wunde Bruſt einzuathmen und einmal nach Friederike's Erkerſtübchen hinüber zu ſehen. Eine ſchöne Herbſtnacht lag über der Erde, ſie war dunkel und nur einzelne Sterne leuchteten matt durch die trübe Nebelluft. Ihm gegenüber leuchteten zwei Fenſter im Erkerſtübchen. Der Anblick der Sterne that ihm wohl, er ſtarrte lange hinauf in den Himmel. Der Wechſel ſeiner Gefühle war zwar noch eben ſo ſchnell, aber weniger gewaltſam und ſtürmiſch, und der Schmerz ſeiner Seele begann ſich in Wehmuth aufzulöſen. Ach die Sterne üben einen himmliſchen Einfluß auf das Menſchenherz aus, darum iſt der Traum ſo ſchön, daß gefühlvolle Menſchenherzen in irgend einer ſympathetiſchen Verwandtſchaft mit den Sternen ſtehen, und dem ſtarkwilligen Herzen eben ſo gut eine Gewalt über die Kinder des Himmels zuſtehen, wie dieſen über die Erdenkinder, die Herzen.

Einige Stunden waren wieder ſo über dem Haupte des jungen Mannes hingeſchwunden; er ſah die Lichter gegenüber verlöſchen und er verlöſchte die ſeinigen auch, um ſich ungeſtörter den Genüſſen hinzugeben, welche die Stille und Feierlichkeit der Nacht bereiten.

Und ſo hatte er, mit mannigfachen Gedanken beſchäftigt, bis lange nach Mitternacht geſtanden und auf ſeine Augen wollte ſich der nöthige Schlaf nicht ſenken, da wandte ſeine Aufmerkſamkeit auf ein Paar Geſtalten gerichtet, welche ſich auf der Straße dicht, langſam und leiſe hindrückten. Vor dem Hauſe der Barbierswittwe ſtanden ſie ſtill und beriethen ſich, wie es ſchien, miteinander, doch war kein Laut zu vernehmen. Endlich ging Einer in die Mitte der Straße und recognoscirte die Fenſter des Hauſes, dann die der andern Häuſer zu beiden Seiten, und horchte, aus ſeinen Bewegungen zu ſchließen, die Straße entlang. Klarmann hatte ſich ein wenig zurückgezogen und das Fenſter wieder beigeſchoben; ſein Herz klopfte hörbar; er war ganz Auge. Der horchende und ſpähende Vermummte gab jetzt dem Andern mit der Hand ein Zeichen, und dieſer öffnete ſofort entweder mit einem Nachſchlüſſel, oder mit einem Dietrich die Hausthüre. Beide huſchten hinein und lehnten die Thüre wieder an. Der Gedanke, daß Friederiken eine Gefahr drohen könne, brachte Klarmann faſt außer ſich. Ohne ſich nur einen Augenblick zu beſinnen, ſteckte er ſeine Terzerole, die er ſchon abgelegt hatte, wieder in den Gürtel, und fühlte ſich raſch und ſicher hinab, durch die Hausflur bis an die Hausthüre. Das einfache Schloß war vermittelſt eines Zuges bald geöffnet und der junge Mann war auf der Straße. Eben ſo raſch war er im gegenüberliegenden Hauſe. Doch hier kannte er die Lo-

eilitzt nicht weiter, als bis zur Schenkſtube, und er hatte Mühe, die Treppe zu finden. Endlich iſt er auf den Stufen und ſchleicht leiſe hinauf. Er iſt auf einem kleinen Vorſaal, aber die Dunkelheit läßt ihn nichts erkennen; er ſteht in der peinlichſten Ungewißheit; eine namenloſe Angſt zermartert ihn. Da hört er plötzlich in einem Zimmer „Werda!“ rufen, aber augenblicklich darauf vernimmt er ein Geräuſch, wie wenn zwei mit einander kämpfen — ein leiſes Röcheln — Klarmann ſtürzt in der Richtung, von wo er den Laut gehört, fort, reißt die Thüre auf und erblickt beim ſchwachen Schimmer einer Diebslaterne, wie ein Menſch am Boden in ſeinem Blute liegt, und wie zwei andere, deren Geſichter geſchwärzt und die übrigens vermummt ſind, aus einem Schranke mehrere Geldſäcke herausnehmen. Kaum erblickten ſie Klarmann, ſo ſtürzten ſie mit einigen Säcken fort, er feuert ein Terzerol ab, fehlt aber und die Kugel ſchlägt in eine offne Zimmerthür, in welcher ſich eben eine weibliche Geſtalt zeigte, die nun mit einem lauten Schrei zu Boden ſtürzt. Klarmann in höchſter Aufregung, aber auch zugleich von Entſetzen erfüllt, ahnet, daß ſeine Kugel ein unglückliches Ziel gefunden, und eilt auf die Gefallene los. Die in wilder Haſt davoneilenden Diebe reißen die Laterne um und entkommen mit dem Gelde. In demſelben Augenblicke entſteht ein angſtvolles lautes Rufen im ganzen Hauſe, man kommt mit Lichtern; Frau Ankarfield im bloßen Hemde ſtürzt mit fliegenden Haaren, einer

Furie nicht unähnlich, herein, ihr folgen einige Männer und Weiber, unter diesen Friederike. Heller Lichtschimmer fällt auf die Szene, gräßliche Laute des Entsetzens durchschneiden Ohr und Seele der Hörer, während ihr eignes Auge vom grauenvollsten Entsetzen gefoltert wird und ihr Mund unwillkürlich gleiche Töne ausstößt. In dem an der Erde blutenden Manne wird der Kammerdiener der fremden Dame erkannt. Klarmann beugt sich über die ohnmächtige Frau und sucht zu erspähen, welchen Weg seine Kugel genommen. Er ruft nach Licht und hat doch das Pistolet noch krampfhaft mit der Hand umspannt. Eine gespenstische Mannsgestalt kniet daneben, befreit die Verwundete von ihren Kleidern, entdeckt die Wunde im rechten Oberarm und gibt sich durch seine geschickte Untersuchung derselben, so wie durch die zuversichtliche Erklärung, daß es gar nichts zu bedeuten habe, als Wundarzt zu erkennen. Nun fallen Klarmann's Blicke auf das Gesicht der Dame, die eben die Augen aufschlägt. Entsetzt fährt er auf, auch sie springt, wie wenn sie ein Gott berührt, empor, und Beide rufen zu gleicher Zeit: „Rosamunde, Schwester!" und „Jacob! Bruder Jacob, Du mein Mörder!"

„Er ist der Mörder!" ruft's nun von mehrern Seiten, die Stube füllt sich mit Männern, dreißig Arme langen nach ihm, ein furchtbares Gebrüll und Getöse erfüllt Straße und Haus; Klarmann will reden, Niemand hört ihn, er versteht sein eignes Wort nicht, auch ist's, als hätte ihm Schrecken und Ueberraschung die Zunge gelähmt.

Die herbeigerufene Schaarwache tritt mit Wehr und Waffen ein. Da gelingt's dem entschlossenen, muthigen, durchtriebenen Fräulein von Gabel, sich durch die Männer hindurch einen Weg zu ihrem Freunde zu bahnen.

„Haben Sie mir etwas aufzutragen?“ fragte sie hastig und leise, und wie ein Lichtstrahl fährt es ihm durch den Sinn. Er greift schnell in seine Brust, reißt hastig die Schnur entzwei, welche das Etui an seinem Halse befestigt, zieht das Büchlein hervor und steckt es dem Fräulein zu, flüsternd: „Ihnen befehle ich das höchste Geheimniß meines Lebens. Wahren Sie es!“ Sie steckt das Etui in ihren Busen, und sogleich wird der Unglückliche als Mieder abgeführt.

Die verwundete Dame ist zu Bett gebracht worden, aber sie schreit laut: „Mein Bruder! Bringt ihn zu mir! Seine Angst hat mich als gerechte Strafe ereilt! Bringt ihn zu mir, ich will ihm Alles bekennen, Alles erzählen. Ich will mich bessern!“ Aber sie angstvolles Geschrei verhallt und die Aufmerksamkeit wendet sich auf den Kammerdiener, der unter den barmherzigen Händen des vielbeschäftigten Barbiers mit gräßlichem Röcheln den Geist aufgibt, während vom Ankerfeld ein blutiges Scheermesser, welches der Wundarzt vom Boden aufhebt und womit der tiefe Schnitt in des Kammerdieners Kehle jedenfalls geschehen ist, erkannt für eins der ihrigen erkannt.

Ende des ersten Theils.

Der Freibeuter.

Von

Ludwig Tieck.

Zweiter Theil.

Der Freibeuter.

Hiſtoriſcher Roman

aus der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts,

von

Ludwig Storch.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1832.
Verlag der Taubert'ſchen Buchhandlung.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Erſtes Capitel.

Kaum hatte der kühne Führer der Fregatte ſeinen Fuß an das Land geſetzt, als ihm der königliche Inſpector des Hafens auf den Befehl des Königs anſagte, ſich ſogleich und ohne allen Verzug in das Schloß zu verfügen, ſich bei des Königs Majeſtät anmelden zu laſſen und der fernern Befehle gewärtig zu ſein. Befremdet über dieſe unerwartete unfreundliche Strenge, übergab Kapitän Norcroß ſeinem Lieutenant den Oberbefehl der Fregatte, und ging in ſich gekehrt und ſinnend, dem Königsworte Gehorſam leiſtend, nach dem Palaſte. Er trat hinein in die königlichen Vorgemächer mit jener einfachen würdigen Haltung, welche dem Manne, der ſich ſeines Werthes bewußt iſt, meiſt eigen zu ſein pflegt und welche dem edlen Norcroß in ſo hohem Grade eigen war, der niemals und in keiner Lage ſeines Lebens vergaß, daß altadliges brittiſches Blut in ſeinen Adern floß.

Im Antichambre waren mehrere hohe Staatsperſonen verſammelt, welche dem Könige aufwarten wollten. Es waren einige darunter, welche Norcroß kannte,

einige, die er ſich feindlich geſinnt wußte. Alle dieſe H
ren dankten kaum ſeinem Gruß; auf den Geſicht
ſeiner Gegner ſah er ein ſpöttiſches Lächeln ſchwe
die höhnende Kälte Aller war zu ſtark, um nicht
empfunden zu werden. Das brittiſche Blut empö
ſich, er lehnte ſchweigend und mit klopfendem Her
in einer Fenſterbrüſtung, und quälte ſich mit verg
lichen Vermuthungen, was wohl vorgefallen ſein möc

Hier hatte ihn kaum ein Kammerjunker erbli
als derſelbe, ohne ihn zu befragen, in das Zimmer
Königs eilte. Alles dies deutete darauf hin, daß m
ihn erwartet und der König befohlen habe, ihn sogl
nach ſeiner Ankunft vorzuführen. Aber ſelbſt in dieſ
Augenblicke behielt Norcroß ſeine völlige Faſſung. S
Auge hing an der Doppelthüre, welche in die Woh
und Audienzzimmer des Königs führte. Der Kamm
junker trat heraus und ſagte leiſe zu Norcroß: „D
Königs Majeſtät läßt Euch befehlen, morgen früh
7 Uhr hier zu ſein.“

Dieſe Verzögerung verdüſterte die Seelenſtimmu
des Kapitäns noch mehr. Er wünſchte nichts seh
licher, als ſogleich aus der peinlichen Ungewißheit
zogen zu werden, und er hätte lieber das Schlimm
zur Stelle erfahren, als noch eine Nacht warten
müſſen. Er ging, ohne ſich an die verſammelten Herr
zu kehren, und eilte zu ſeinem Schiffe zurück. Soba
er hier alles Nöthige beſorgt hatte, eilte er, von U
ruhe getrieben, um ſeine Braut, das Fräulein von Bre

aufzusuchen. Sie war eine Waise und wohnte bei ihrem reichen Verwandten, welcher die Charge eines königlichen Staatsraths bekleidete. Kaum hatte er, der in diesem Hause sonst stets freien Zutritt gehabt und ungehindert in die Zimmer seiner Verlobten gegangen war, sich in dem Vorsaale gezeigt, als ihm ein Diener die tröstliche Versicherung gab, Fräulein Broke sei verreist. Der Kerl machte aber ein so pfiffiges Gesicht dazu und deutete so scheimisch nach einer Thüre, daß Norcroß deutlich aus diesem Zeichen las: die Reise beschränke sich nur auf ihr Zimmer. Freimüthig und geradezu, wie er war, nahm er also gar keinen Anstand, das Zimmer zu öffnen; er sah, wie das Fräulein in einem hintern Zimmer bei seinem Anblick erschrak und durch eine Thüre davonfloh. Augenblicks kam ihr Oheim mit aller nur möglichen Geschäftspedanterie angestiegen und erklärte dem fast zu einer Bildsäule erstarrten Kapitän mit einem unnützen Umschweife und einigen noch unnützern steifern Verbeugungen, daß seine Nichte gute Gründe habe, den Herrn Kapitän, bevor er sich nicht von denjenigen Beschuldigungen, die gegen ihn erhoben worden seien, reinigte, nicht zu sehen, und bat den Bestürzten, sich darüber nicht zu härmen, sondern ruhig nach Hause zu gehen.

Norcroß ging. Er hatte vergessen, zu fragen, wessen man ihn eigentlich beschuldige. Als er wieder zum klaren Bewußtsein seiner selbst gekommen war, verfügte er sich nach der Wohnung seines Protectors und Mä-

ens, des Grafen Feldmarschalls Mörner. Aber auch hier wurde er zu seinem größten Verdrusse abgewiesen und auf den andern Tag bestellt. Im höchsten Grad verstimmt, eilte er in seine Wohnung und schloß sich in dieselbe ein; hier brachte er durch vieles Nachdenken nichts weiter heraus, als daß Friederikens Raub bereits in Stockholm auf einem schnellen und geheimen Wege bekannt geworden sein müsse; denn wahrlich, die reichen Früchte, welche seine unerschrockene Tapferkeit auf seinem letzten Meerzug der schwedischen Krone zuwege gebracht, hätten sonst einen andern Empfang verdient. Er brachte eine schlaflose Nacht zu, und als er einmal die Augen geschlossen hatte, kam es ihm vor, als stehe Fiarmann vor ihm und streckte seine Hände, gleichsam um Rettung flehend, nach ihm aus, und erschreckt fuhr er wieder empor, und quälte sich von Neuem mit den unbegreiflichen Erscheinungen des verwichenen Tages. Der Morgen kam und endlich auch die Zeit, wo er beim König erscheinen sollte.

Im Schlosse hatte man früh schon den Empfang des Kapitän Norcroß verbereitet. König Karl pflegte früh auf zu sein und sich sogleich, wenn er sich von seiner harten Matratze erhoben hatte, in seinen einfachen Soldatenrock und lange Reiterstiefeln zu stecken, in welchen er stets zu sehen war. Der Feldmarschall Graf Mörner hatte eben Zutritt beim König und erhielt mehrere Befehle, da trat der Stadtpräfect, ein Reichsrath, in das Vorzimmer und verlangte Audienz. Der König

ließ ihn herein. Der Präfect machte mit kurzen Worten, wie es der König liebte, die Anzeige des in der verwichenen Nacht vorgefallenen Mordes nebſt der Inhaftirung des Mörders. Er nannte die betheiligte Dame.

„Was?“ fuhr der König auf und fragte den Grafen Mörner anſehend, „iſt das nicht dieſelbe?“

„Dieſelbe!“ verſetzte dieſer.

„Mit welchem Schiff iſt der fremde Mörder gekommen?“

„Mit Kapitän Norcroß. Der Mörder iſt ein leiblicher Bruder der Dame.“

„Kapitän Norcroß? Vortrefflich! Eine abgekartete Geſchichte. Wart, Patron! Ihr könnt gehen.“ Der Präfect wollte gehen, als der dienſtthuende Kammerjunker wieder hereintrat und meldete, eine vornehm gekleidete Dame begehre mit der ungeſtümſten Heftigkeit Seine Majeſtät nur einen Augenblick zu ſprechen, doch verweigere ſie, ihren Namen zu ſagen.

„Führ' ſie herein!“ donnerte der König, der mit Weibern nie gern zu ſchaffen haben mochte. Die Flügelthüren gingen auf und Friederike von Gabel trat zwar mit aller Heftigkeit, welche ihr Charakter, die Schwierigkeit ihrer Lage und ihre ganz außerordentliche Gemüthsſtimmung hervorbringen mußte, aber auch mit der ihr angebornen Majeſtät und mit der ihr angebildeten decenten Gewandtheit herein. Ihre herrliche Geſtalt, ihr ganzes Weſen überzeugten den König zur Stelle, mit welch einem Weibe er hier zu reden habe, und er war einen Au-

gentlich von ihrer Erſcheinung ſo ſehr überraſcht, daß ihm unwillkürlich ein plötzliches Emporglühen jener ritterlichen Galanterie, welche auch er, der Weiberfeind, in ſeiner Jugend geübt, von ſeinem Seſſel empor und ihr entgegentrieb. Er wollte ſie mit einer Zartheit, der ſeine Hand entwöhnt war, ſeitdem ſie den Schwertgriff nicht viel abzulegen pflegte, bei den Händen faſſen und zu einem Polſter führen, aber ſie glitt mit bezaubernder Grazie zu ſeinen Füßen nieder, erhob ihre ſchönen Hände bittend mit den Worten: „Erbarmen ſich Eure Majeſtät des unglücklichſten Mannes, der jemals Ihre Staaten betrat, und in dieſer Nacht als Mörder hier verhaftet wurde. Beim großen Gott! er iſt unſchuldig! Geruhen Eure Majeſtät nur in dieſe Schreibtafel zu blicken, die er mir, bevor er in's Gefängniß geführet wurde, anvertraut hat. Ich weiß keinen beſſern Gebrauch davon zu machen, als ſie in die höchſteignen Hände Eurer Majeſtät niederzulegen. Sie werden das darin enthaltene Geheimniß bewahren.“

Der König hatte das Etui unwillkührlich genommen. Es war bereits geöffnet. Er that einen Blick hinein und über ſein ſonſt eiſernes Geſicht goß ſich ein Uebermaaß von Erſtaunen. Er entfaltete ein Document und las mit gierigen Augen.

„Großer Gott!“ rief er plötzlich und fuhr mit der linken Hand nach dem Herzen, gleichſam als habe er dort plötzlich einen heftigen Schmerz verſpürt. „Bei Gottes

Thron! es iſt Jacob's Hand!" ſetzte er mit einer Beſtürzung hinzu, die den beiden gegenwärtigen Männern um ſeine Geſundheit bangen machte. Keiner von Beiden hatte den nordiſchen Löwen ſchon in ſolcher Verwirrung geſehen. Die Hand, mit welcher er das verhängnißvolle Etui hielt, zitterte gewaltig, ſeine Augen irrten über den Geſchriften hin, die er nach einander entfaltete. Dann ſtarrte er die beiden Portraits, welche in der innern Wand des Buches befeſtigt waren, an und ſagte: „Gut getroffen! Sprechend ähnlich!" — Endlich fielen ſeine Blicke wieder auf die noch in knieender Stellung befindliche Friederike. „Aber wer ſind Sie, meine Dame?" fragte er jetzt, „und in welcher Beziehung ſtehen Sie mit dem Beſitzer dieſes Büchleins?"

Friederike warf einen beſorgten Blick auf die beiden anweſenden Männer.

„Erwartet meine Befehle!" herrſchte der König Jenen zu, die ſich ſogleich entfernten. „Stehen Sie auf," ſagte er dann mit der möglichſten Milde ſeiner Stimme, „und folgen Sie mir in dies Kabinet." — Er faßte ſie höflich an der Hand und führte ſie ſelbſt hinein.

Als ſie nach einer halben Stunde wieder heraustraten, ertheilte der König dem herbeigerufenen Stadtpräfecten Befehl, unverzüglich eine Schaluppe zu rüſten und den Gefangenen darauf zu bringen. Der König ſelbſt beſtimmte einen Lieutenant zur Führung des Bootes und befahl, denſelben herbeizuholen, damit er die Befehle zur Reiſe erhalte. Friederiken gab er das Etui zurück, aber

es war mit einer ſehr beträchtlichen Summe in Staatspapieren angefüllt; ein koſtbarer Ring glänzte an des Fräuleins Finger, den ſie vorhin noch nicht getragen hatte. Der König trieb zur größten Eile.

Auf dem Corridor, welcher zu den königlichen Zimmern führte, begegnete der haſtig an des Präfecten Seite dahinſchreitenden Friederike der Kapitän Norcroß, welcher ſich eben, erhaltenem Befehle gemäß, zum Könige verfügen wollte.

„Wiſſen Sie ſchon, Kapitän?“ rief ſie dem über ihr Erſcheinen an dieſem Orte höchlichſt Erſtaunten mit einer ungewöhnlichen Heftigkeit zu.

„Nichts weiß ich, gar nichts,“ erwiederte er; „ich lebe von unzähligen Räthſeln umgeben. Sagen Sie, ich beſchwöre Sie! ſagen Sie, was Sie über mein Schickſal wiſſen, mein Fräulein!“

„Ueber das Eurige?“ fragte ſie befremdet. „Wie ſoll ich zur Kenntniß Ihres Schickſals kommen? Doch für jetzt ſchon zu viel. Ich erſuche Sie dringend, in einer Stunde bei mir zu ſein; da ſollen Sie alles Außerordentliche erfahren, was ſich in dieſer Nacht zugetragen hat. Die Zeit drängt gewaltig.“ Und wie ein flüchtiges Reh ſtürzte ſie dem ſchon fortgeeilten Stadtpräfecten nach, und ließ den armen Norcroß, in neue Pein der Ungewißheit verſtrickt, ſtehen. Er wußte nicht, ob er weiter gehen ſollte oder nicht, und eine Verblüffung bemächtigte ſich ſeiner, welche nach gerade anfing, ihn gegen

Alles, was kommen konnte, gleichgültig zu machen, und ſollte es auch das Schlimmſte ſein.

Sobald er in das Vorzimmer getreten war, ließ ihn der König in ein beſonderes Zimmer führen, wo er faſt eine halbe Stunde allein blieb, bis zwei Hauptleute der Garde hereintraten, ihm den Degen abforderten und ihn ſo als Gefangenen in das Wohnzimmer des Königs führten. Dort ſollte ſein Erſtaunen die höchſte Stufe erklimmen; denn als er die Augen auf die verſammelten Menſchen umherwarf, erkannte er den Barbier und Perückenmacher Samuel Brondlov aus Barnet in Altengland, nebſt deſſen lieber Ehehälfte, Frau Eliſabeth Brondlov und endlich beider leibliches Töchterlein. Herr Samuel ſchlug beim Anblick des in ſtolzer Würde hereintretenden Kapitäns ſeine kleinen Augen zu Boden und zitterte ein wenig an allen Gliedern; ſeine Lebensgefährtin warf ihm aus ihren grauen Katzenaugen einen wüthenden Blick zu, der den armen Haarkünſtler wieder einigermaßen in Ordnung brachte. Ihr zweiter unmittelbar folgender Blick galt dem Kapitän, und ſie verſuchte damit der Hoheit ſeines Weſens auf eine imponirende oder vielmehr niederſchmetternde Weiſe zu begegnen; ſie wollte ihm durch dieſen Blick, bei deſſen Abſchickung ſie den langen kegelförmigen Kopf ſtolz in den Nacken zurückwarf, nicht allein die Spitze bieten; nein! ſie wollte ihn ſogar damit vernichten. Doch als ihr dies nicht gelang, als ſich der Seemann nicht alſobald zu des Königs Füßen niederwarf, um Gnade flehend, als nicht einmal die kleinſte Spur von Verlegen-

heit in ſeinem edlen, männlich ſchönen Geſichte aufſtieg, da fielen die hochgeſchraubten Mienen der Frau Brondlov ſogleich ſtark ab in's Gemeine und nahmen etwas Biſſiges und Wüthiges an, welches beſſer mit dem Ausdrucke ihrer Augen harmonirte.

Der König beobachtete in ſeinem Lehnſtuhl ſitzend, die Scene mit ſeinem ſcharfen Blick, ebenſo der Graf Mörner und einige Reichsräthe, welche im Halbkreis umherſtanden.

„Kapitán Norcroß," nahm jetzt der König Karl das Wort, „Ihr habt Euch mit einer Verwandten des gegenwärtigen Grafen Mörner verlobt und ſteht im Begriffe, das Fräulein von Broke zu ehelichen. Iſt dem alſo?"

„So iſt's, Euer Majeſtät unterthänigſt zu dienen," verſetzte der Kapitán mit feſter Stimme und unerſchrockenem Muth; und auf der Stirn des Königs verſchwand eine der ſtrengen Falten.

„Nun aber tritt dieſer Mann hier mit dieſem Weibe, welche er für ſeine Ehefrau ausgiebt — er nennt ſich Samuel Brondlov und iſt ſeiner gerichtlichen Zeugniſſe nach Bart- und Haarſcheerer zu Barnet in England — gegen Euch als Kläger auf und behauptet, Ihr wäret bereits mit ſeiner Tochter verheirathet und ihr Ehemann. Ihr ſeid alſo angeklagt, erſtlich Euer Eheweib böswillig verlaſſen und zweitens eine Doppelehe tendirt zu haben. Bleibt Ihr bei Eurer Anklage, Samuel Brondlov?"

Der engliſche Barbier hatte bis jetzt in einem angſtvollen Brüten geſtanden und von den Worten des Kö-

nigs nicht vielmehr als den Schall vernommen. Der Reſpect und die Gewalt des Gedankens, vor dem gefürchtetſten Monarchen Europa's zu ſtehen, hatte ſeine Sinne dergeſtalt umnebelt, daß er kaum Herr ſeiner ſelbſt war. Plötzlich nun ſchreckte ihn ſein laut ausgeſprochener Name ſo heftig auf, daß ſein gebeugtes Haupt wie von einem ſtarken Schlage in die Höhe fuhr und ſeine Extremitäten eine ſolche Erſchütterung erlitten, daß der arme Mann faſt zu Boden geſtürzt wäre. Mit Mühe erhielt er ſich noch auf den Füßen und nun begann ſein hochroth gewordener Kopf heftig zu arbeiten, ſeine Lippen bewegten ſich convulſiviſch; aber da ihm Angſt und Beſtürzung die Kehle zugeſchnürt hatten, ſo vermochte er anfangs trotz aller angewandten Mühe gar keinen Laut hervorzubringen. In ſeinem Geſichte zuckte und krampfte es fürchterlich; ſein ohnedies breiter, aufgeworfener Mund zerrte ſich weit auseinander und ſchob ſeine unregelmäßige Oeffnung bald auf die rechte, bald auf die linke Seite, gleichſam als wolle er ſich ſelbſt in eins der beiden Ohren ſagen, — und ſei unſchlüſſig in welches — was er auf die königliche Rede, deren Sinn ihm vollends durch den Schrecken ſeines eignen Namens verloren gegangen war, zu antworten habe. Endlich ſteigen einzelne ſcheußliche Töne aus dem Krater ſeines Mundes, ſo wie ein Veſuv erſt einzelne Stöße, Rauch und Feuer von ſich giebt, eh er die glühende Lava ſpeit; und wirklich geſtalteten ſich jene Laute bald zu Worten, wie: „Ew. großmächtigſten Majeſtät — — — mich allerunterthänigſt in den Staub legend

zu Höchſtdero allerdurchlauchtigſten Füßen" u. dgl. Eine eigentliche Antwort auf des Königs Frage gab er aber nicht.

Frau Eliſabeth, ſeine Ehehälfte, hatte den König weit beſſer verſtanden, und als ſie ihren Mann alſo mit Schanden beſtehen und gleichſam vergehen ſah, wie Butter an der Sonne, da hielt ſie es nicht nur für rathſam, ſondern auch für nothwendig und unerläßlich, ihm mit Succurs beizuſpringen und das Recht, welches ihr ſeit ihrem Hochzeittage über ihn zuſtand, vor des Schwedenkönigs Throne geltend zu machen.

„Freilich, freilich!" rief ſie eifernd, „es iſt wahr, die ganze abſcheuliche Geſchichte, und das iſt ja auch der ſaubre Vogel, der uns von England durchgegangen iſt. Ich will in meinem letzten Stündlein alles Troſtes entbehren, wenn's nicht wahr iſt; ich will nicht ſelig ſein, wenn's nicht wahr iſt; ich will gleich vor Euern ſichtlichen Augen ſterben, Herr König, wenn's nicht wahr iſt; ich will —"

„Holla, Weib!" donnerte der König dazwiſchen, daß die Fenſter des Zimmers klirrten. „Seid Ihr von England gekommen, um mich mit Eurer Zunge aus meinem Schwedenreiche zu vertreiben? Ich trage meine Krone mit Recht; Ihr hättet bei Eurem König Eure Gabe anwenden ſollen."

Karl's Geſicht hatte ſich grimmig verzogen und er ſah furchtbar aus im Grimme; aber Frau Eliſabeth Brondlov erſchrak eben nicht davor, ſondern ſchickte ſich an, die Begebenheiten zu erzählen, in Folge deren ſie

eine weite Reiſe nach Schweden gemacht hatte; aber der König verſtopfte den eben wieder aufgethanen Kanal ihrer Redegeſchicklichkeit durch die an ihren Ehemann gerichtete nicht minder laute Anrede: „Samuel Brondlov, gebt Antwort, beſteht Ihr noch auf Eurer Anklage gegen den Kapitän John Norcroß?“

Da trat mit dem Lichte der Erkenntniß auch die Barbiergelenkigkeit ſeiner Zunge wieder ein, und der Lavaſtrom begann ſich folgender Weiſe zu entladen: „Ew. großmächtigſter Majeſtät allerunterthänigſter Knecht, ich Samuel Brondlov, Gildemeiſter der Chirurgie und Obermeiſter der Haarkräusler und Perucken-macher zu Barnet, habe die Ehre, die vornehmſten Einwohner unſrer Stadt ſowohl an Mund und Kinn, als auch an Scheitel und Schopf reſpectmäßig zu bedienen, ſintemalen ich ohne Ruhm und Eitelkeit oder ſonſten ſträflichen Eigenſchaft zu vermelden mit Fug und Recht und allen Ernſtes von mir zu ſagen und zu behaupten mich erdreiſten darf und ſolches zu thun auch gar nicht anſtehe; denn jeder Menſch fühlt ſeinen Werth, und wer ſich ſelber ehrt, iſt Andrer Ehre werth, ſo daß ich alſo ſagen kann, ich komme täglich und ſtündlich in die vornehmſten Häuſer, und habe freien Zutritt bei Herren und Damen, und unſer Oberbürgermeiſter, Meiſter Arthur Schopſon, ſagt jedesmal, ſo oft ich Hochdenſelben beim Frühſtück bediene: Samuel, iſt's gefällig, und ich verſetzte jedesmal: ich danke unterthänig Eure Gnaden; alſo daß ich damit ſagen will,

wie ich von den vornehmſten Leuten gewürdigt werde, welches —"

„Iſt der Kerl toll?" rief der König, von Wut übermannt, ſprang vom Stuhl empor und auf den engländiſchen Barbier los, dem ob dieſer drohenden Bewegung das Wort im Halſe ſtecken blieb. Frau Eliſabeth, die in des Königs Augen eben etwas Unheimliches bemerkt hatte, welches ihr die Bewegung der königlichen Hände zu erklären ſchien, ſtürzte ſich mit einem Angſtgeſchrei zwiſchen den vorſchreitenden König und ihren ängſtlich rücklings laufenden Mann. Karl wich vor ihr, wie vor einem Geſpenſt zurück, kehrte um und befahl einem der Reichsräthe, den Barbier zu befragen. Dieſer ſuchte den erſchrockenen Mann wieder zu beſänftigen und verlangte, daß er die gegen den Kapitän Norcroß vorgebrachte Klage ihm jetzt in's Geſicht wiederholen ſollte; ſtatt deſſen begann der Barbier:

„Ich wollte nur damit ſagen, weil ich von ſolchen vornehmen Leuten gewürdigt werde, ſie zu bedienen und zu unterhalten mit allerlei kurzweiligen Reden, daß ich doch ein wahrheitsliebender Mann ſein muß; denn wenn ich Lügen ſpräche, würde mich Niemand in ſeinem Hauſe dulden, ich verlöre meine zahlreiche vornehme Kundſchaft und wäre nicht Gildemeiſter und nicht Obermeiſter und nicht Stadtälteſter und auch nicht Vormund von den ſechs unmündigen Kindern der Frau Mary Knigt, Kaufmannswittwe an der Ecke der Gosſpornſtraße, gerade wo der Herr John Norcroß ſ

hielt, als er gefangen auf das Pferd gebunden in Barnet eingeführt wurde, und die drei Kapitäne, Carr, Doral und Gordon hinaus auf den Richtplatz gebracht und decollirt wurden. Also sag' ich, muß auch meine Aussage wahr sein gegen diesen John Norcroß, welcher dort stehet; ich kenn' ihn wohl. Er trug zwar damals noch keinen Schnauzbart und nicht einen solchen Rock; vielmehr hatte er einen spanischen Kittel an und eine Halskrause, blanke Knöpfe saßen ihm auf der Brust. Er trug auch damals —"

„Mann!" donnerte der König jetzt wieder. „Die Plapperhaftigkeit aller Lippen, die Ihr mit dem Messer schabt, muß allmählig auf die Eurigen übergegangen sein; ich sage Euch jetzt ein- für allemal, sprecht Ihr ein' Wort mehr, als man Euch fragt, so laß ich Euch aus dem Schlosse, der Stadt und dem Lande hinauswerfen! Darnach zu richten!"

Der eingeschüchterte Barbier schwieg wieder. Der Reichsrath fragte: „Was habt Ihr gegen den Kapitän John Norcroß vorzubringen?"

Samuel Brondlov studirte, wie er sich kurz fassen wollte, und vergaß darüber die Antwort. Seiner Frau wurde darüber bange, und eh' sie sich's selbst versah, war sie mit der Antwort fertig: „Er hat unsre Tochter gechlicht und ist dann heimlich davongegangen."

„Wollt Ihr schweigen, Weib!" fuhr sie der König an.

„Ja, ja!“ rief der Barbier froh, ſich der blindigen Kürze ſeiner Frau bedienen zu können, „er hat unſre Tochter geehlicht und iſt dann davongegangen.“

„Was habt Ihr gegen dieſe Beſchuldigung vorzubringen, Kapitán Norcroß?“ fragte der Staatsrath weiter.

„Daß ſie eine unverſchämte Lüge iſt,“ verſetzte dieſer ruhig.

„Eine Lüge! Eine unverſchämte Lüge!“ rief Samuel und kreiſchte Eliſabeth Brondlov zu gleicher Zeit. „Meine ſämmtlichen Kunden ſollen mir beweiſen, daß ich keine Lüge ſage.“ — „Wer wagt es, ungeſtraft Eliſabeth Brondlov unverſchämt zu nennen? Ich bin ſo verſchämt, wie irgend eine Frau, die eine Schaam hat, und habe in reicher Leute Häuſer gedient. Miß Palmeſtone ſoll mir bezeugen, ob ich eine Schaam habe oder nicht. Ich bin nicht unverſchämt.“

„Stille!“ rief der König und raſſelte an ſeinem eiſernen Degen. „Kapitán, es handelt ſich hier um Beweiſe für das pro oder contra. Es liegt noch eine andre ſchwerere Beſchuldigung gegen Euch vor. Mit der vor Euch ſtehenden Familie Brondlov iſt noch eine vornehme Dame nach Stockholm gekommen, Miß Roſamunde Palmeſtone genannt. Dieſe Dame hat in verwichener Nacht von einem Fremden ermordet werden ſollen, der mit am Bord Eures Schiffes geweſen iſt, und mit welchem Ihr in Folge der bereits gerichtlich verfügten Ausſage Eurer eignen Leute auf

der Fregatte, Graf-Mörner, in einem geheimnißvoll vertrauten Umgange geſtanden habt. Der Kammerdiener jener Dame iſt durch einen Meſſerſchnitt wirklich getödtet, die Dame ſelbſt durch einen Piſtolenſchuß jenes Fremden, welchen man auf Eurem Schiffe nur unter dem Namen Joſeph Flaxmann gekannt hat, verwundet worden. Dieſe verdächtige Perſon iſt übrigens von Eurem Lieutenant und Eurem Schiffschirurgus der Hexerei, Zauberei und böſen Kunſt beſchuldigt worden, mit welcher er Euch beredet, eine vornehme Dame von der Inſel Seeland zu rauben. Dieſem Mann nun, behauptet gegenwärtiger Samuel Brondlov, habt Ihr zur Ermordung der Dame Palmeſtone, ſeiner, ſeiner Frau und ſeines Kindes gedungen, weil Ihr, von ihrem Hierſein unterrichtet, ſie Alle Euch hättet wollen vom Halſe ſchaffen. Deshalb habet Ihr auch jenen Fremden nicht im Hafen abgeſetzt, ſondern in einem Boote ſogleich nach der Stadt bringen laſſen. Dort habe er Logis bei einer Frau geſucht, bei welcher Brondlov mit Familie und Herrin ſchon gewohnt, und als er ſelbiges nicht da erhalten, habe er es gegenüber genommen, ſei nach Mitternacht über die Straße in's Haus und ihre Zimmer geſchlichen, habe den Kammerdiener ermordet, nach der Dame geſchoſſen und ſei ſo erwiſcht worden, während ſeine Helfershelfer entſprungen ſeien."

Norcroß ſtand ſprachlos vor Erſtaunen theils über die erſchrecklichen Dinge, welche ſich mit ſeinem Freunde

in dieſer Nacht zugetragen hatten, theils über die unerhörte Beſchuldigung, welche man auf ſein Haupt häufte. Was aber ſeine Verwirrung auf's Aeußerſte trieb, war der milde Ton, mit welchem der König dieſe gräßlichen Dinge geſprochen hatte, war das ſchier lächelnde Geſicht, welches Karl, ſonſt ſelten freundlich, zu dieſen Worten machte.

„Ew. Majeſtät," ſagte er, „wenn ich nicht diejenige Faſſung behaupte, welche einem Manne ſeinem König und Herrn gegenüber ziemt, ſo flehe ich, Höchſtdieſelben möchten dieſen Umſtand nicht etwa einer vorhandenen Schuld, ſondern allein der Verwickelung zuzuſchreiben, in welche ich durch die Verbindung zweier ganz verſchiedenen Dinge gerathen bin, die Gnade haben. Erlauben mir Eure Majeſtät, daß ich zuerſt von dieſen Leuten, dann von jenem Fremden reden darf, welchen man mit großem Unrecht ſoviel böſer Dinge beſchuldigt." Der Kapitän ſprach hierauf mit Ordnung und Klarheit von den Verfolgungen, welche er als Anhänger der Stuarts in England auszuſtehen gehabt habe, wie er in Barnet gefangen genommen und durch Frau Brondlov befreit worden ſei. „Ich erfuhr bald," redete er weiter, „daß Frau Eliſabeth Brondlov nur das Werkzeug der Miß Palmeſtone ſei und ich eigentlich dieſer Dame, welche ich früher in London gekannt und die meinetwegen von dort nach Barnet gekommen ſei, meine Erlöſung zu danken habe. Sie verlangte für ihr Werk das Schändlichſte, was ein nichts-

würdiges Weib von einem Manne verlangen kann; Frau Brondlov begehrte für ihr Theil, daß ich jenes Geschöpf heirathen ſollte, welches Ew. Majeſtät durch die kleinſte Prüfung als unfähig finden werden, jemals einem Manne angehören zu können, der ſich nur etwas über das Vieh erhoben hat. Ich verſprach damals Alles; denn ich war gezwungen dazu. Hätte ich nicht Ehe und noch mehr in die Hände meiner Befreier gelobt, ſo würden ſie keinen Augenblick angeſtanden haben, mich zu verrathen und meinen Mördern wieder auszuliefern. Ich verſprach alſo, was ſie verſprochen haben wollten; ja ich ſchwur, was ſie begehrten, und ſah mich nach der Flucht um, die mir endlich auch gelang. Dies iſt mein Verhältniß zu dieſen Leuten."

„Ein gezwungener Eid, thut Gott leid!" ſprach der König entſchuldigend. „Und kein Prieſter hat Euch eingeſegnet mit jenem Mädchen?"

„Eher hätte ich mein Leben gelaſſen, als mich mit dieſem Geſchöpfe prieſterlich zuſammengeben. Die Religion iſt mir kein Spott."

„Geſchöpf?" fuhr Frau Eliſabeth wieder hitzig heraus. „Unſre Tochter iſt ehrlicher Leute Kind und kein Geſchöpf." Durch dieſe Expectoration ſeiner Frau ermuthigt, rief auch Samuel: „Der Obermeiſter und Stadtälteſte, Samuel Brondlov, hat kein Geſchöpf gezeugt, Herr! Ihr mögt Gottes oder des Teufels Geſchöpf ſein, Fanny iſt mein Kind. Verſtanden? denn wie ich Euch ſchon geſagt und gehörigermaßen in allen

Punkten und Umſtänden auseinandergeſetzt, auch erklärt habe, meine hochzuverehrenden Kunden und ſonſtigen Freunde, welche —"

„Stille! oder ich laſſe Euch das Maul mit einem Spunde verkeilen!" rief der König.

„Womit, Kapitän Norcroß, könnt Ihr beweiſen, daß Ihr nicht mit dieſem Mädchen, Fanny Brondlov, ehelich verbunden ſeid?"

„Ich habe keine Beweiſe in Händen, Majeſtät; aber mein erhabener und gerechter König wird mich auch ohne dieſelben nicht verdammen. Ich bitte daher unterthänigſt, um meine Unſchuld an den Tag zu bringen, dieſe Leute einzeln über die Umſtände meiner angeblichen Verehlichung vernehmen zu laſſen. Vielleicht ergiebt ſich ſchon aus einer möglichen Verſchiedenheit ihrer Ausſagen die Lüge. Ferner bitte ich auch jene Dame, Miß Roſamunde Palmeſtone, welche doch eigentlich die Triebfeder dieſer ganzen Maſchinerie iſt, gerichtlich inquiriren zu laſſen. Hinſichtlich ihrer werde ich noch beſondre Punkte angeben."

„Gut geſprochen, Kapitän!" ſagte der König mit einem huldvollen Blick. „Man bringe jedes dieſer beiden Eheleute in ein beſondres Zimmer. Die Tochter, als Hauptperſon bei dem ganzen Handel, ſoll zuerſt verhört werden."

„Was?" kreiſchte die Frau auf, indem ihre Augen rollten und ihre Hände ſich einwärts krümmten, wie die Klaue des Tiegers, wenn er auf ſeinen Raub zu

ſtürzen in Begriff iſt. „Was? Man will mich von meinem Kinde reißen? Man will mir mein Kind rauben? Man thut uns Gewalt an! Gewalt! Gewalt! Und Du, Rabenvater, willſt Dir Dein Kind nehmen laſſen und dazu ſchweigen? Du elender Menſch! Da ſteht der Furchthaaſe, der Einfaltspinſel, und zittert an allen Gliedern. Was zagſt Du, Dummhut? Iſt der König von Schweden der liebe Herr Gott? Und wenn er es wäre, ſo brauchteſt Du Dich nicht zu fürchten. Aber Du biſt ein erbärmlicher Mann und ich glaube ſelbſt nun, was Du ſo oft behauptet haſt, Du biſt ſo wenig Vater zu meiner Tochter, wie zu meinem Sohne, den ich zur Welt gebar, eh' ich Dich Schaafsgeſicht noch geſehen hatte."

Des Königs Geſicht verzog ſich zum Lachen; eine große Seltenheit am zwölften Karl von Schweden, berüchtigt durch ſeine mürriſche Strenge.

„Ihr ſollt beim Verhör Eurer theuren Leibesfrucht zugegen ſein, Frau; doch ſteht Ihr in jener Ecke, wo Euch Eure Tochter nicht ſehen kann; unterſteht Ihr Euch aber, ein einziges Wort zu reden, ſo laß' ich Euch durch Gardeſoldaten hinauswerfen. Der Mann ſoll allein gehen."

Durch die erfolgreiche Widerſetzlichkeit ſeiner Lebensgefährtin mit neuem Muthe beſeelt, erwiederte der Barbier: „Ew. großmächtigſte Majeſtät werden mir, höchſtdero armſeligem Knechte, huldreichſt erlauben, bei meiner geliebten Familie zu bleiben, mit welcher ich aus

keinem andern Grunde über Meer gefahren bin, al
um ſtets in ihrer mir ſehr wohlthätigen Nähe zu ſein
und mich von meinen hochzuverehrenden Kunden alle
getrennt und losgeſagt und ſie ſämmtlich — und e
ſind mir ſehr theure und ſehr ehrenwerthe Häupter dar
unter — dem Meſſer und der Scheere, dem Kamm
und dem Brenneiſen meiner beiden Geſellen anvertrau
habe, dem William Onslov nämlich, das iſt der Ae
teſte und dem John — —"

„Bleibt, bleibt in's Teufels Namen!" rief d
König dazwiſchen, der nun wohl einſah, daß Samu
Brondlov, hatte er einmal das Wort ergriffen, nic
fertig werden konnte und davon weggeriſſen werde
mußte, wie ein gieriger Zecher von der Weinkann
Auf des Königs Wink wurde der Barbier in die ei
Ecke, die Frau in die andre des Hintergrundes geſtell
zwiſchen Beide eine ſpaniſche Wand geſchoben und v
jedes ein Paar handfeſte Gardiſten gepflanzt. Das Mä
chen ſtand zitternd und bebend noch im Vordergrun
allein vor dem Könige.

„Kennt Ihr den dort ſtehenden John Norcro
Weib?" fragte ſie der König barſch.

„Ja!" verſetzte eine bebende Stimme, die m
jetzt zum erſten Mal vernahm.

„Wo habt Ihr ihn kennen gelernt?"

„In meiner Eltern Hauſe, wo er ſich fünf Ta
verborgen hielt, bis er entflohen war."

„Iſt er unterdeſſen Euer Ehemann geworden?"

„Meine Mutter hat es geſagt.“

„Ihr ſollt nicht ſagen, was Eure Mutter geſagt hat, ſondern was Ihr ſelbſt wißt. So Ihr aber eine Lüge ſagt, laß ich Euch vom Henker ausſtäupen.“

„Ach, lieber Herr König; ich will ja die Wahrheit ſagen.“

„Alſo hat Euch jener Mann als ſein Weib erkannt?“

„Ich weiß nicht, ob er mich wieder erkannt hat. Das fragt ihn doch; er wird Euch beſſer darauf antworten. Er hat ſich damals wenig mit mir zu ſchaffen gemacht, und ſo kann ich nicht wiſſen, ob er ſich meiner noch erinnert.“

Die Umſtehenden lachten über die Einfalt.

„Seid Ihr durch eines Prieſters Segen ehelich mit ihm verbunden?“

„Die Mutter ſagt's; ich weiß es nicht.“

„Nun hat Euch denn kein Prieſter zuſammengegeben?“

„Es kam kein Prieſter in unſer Haus.“

Jetzt erhob Frau Eliſabeth trotz dem Verbote ihre Stimme: „Aber Du biſt Nachts in die Sophienkirche mit ihm gegangen und dort wurdet Ihr ja copulirt.“

„Werft das Weib hinaus!“ herrſchte der König.

„Das Kind hat vor Angſt und Schrecken alles Gedächtniß verloren. Das arme Weibchen wird mir drauf gehen. Beſinne Dich doch, Fanny!“ pelverte die Frau Eliſabeth unter den Händen der Gardiſten.

„Hinaus mit ihr!“ rief der König mit Löwenſtimme.

„Eher laß ich mich zerreißen, als von meinem Kinde bringen. Der Schwarzkünſtler hat mir die Fanny verhext, den der Kapitän Norcroß mit auf dem Schiffe gehabt. Mein Kind hat keinen Verſtand mehr. Ihre Ausſagen gelten nichts. Laßt mich los, ihr ungeſchlachten Bärenhäuter! Laßt mich frei, ihr Schlingel, oder ich kratze Euch die Augen aus. O weh mein Arm! Ihr reißt mir die Glieder aus, Ihr Unmenſchen! O mein Kind, mein Kind! Samuel! Samuel, Du läßt mir Gewalt anthun? Du elender Mann, Du Schandbalg, leideſt, daß man Deinem rechtſchaffnen Weibe alſo ſchimpflich begegne? Meine Fanny, Fanny!“ — — Ihre kreiſchende Stimme verhallte in den Vorſälen, durch welche ſie von den unbarmherzigen Soldaten geſchleppt wurde.

Samuel zitterte wieder wie Espenlaub, ſeine Lippen wurden abermals von convulſiviſchen Zuckungen heimgeſucht, doch wagte er diesmal nicht zu ſprechen. Die grimmigen Geſichter und noch grimmigern Schwerter der Gardiſten vor ihm hatten eine noch niederſchlagendere Kraft als die Stimme ſeiner Frau eine aufregende für ihn hatte.

„Seid Ihr wirklich in der Kirche Nachts mit jenem Manne, in der Zeit, während welcher er ſich in Eurer Eltern Hauſe aufhielt, durch eines Prieſters Hand getraut worden, und habt Ihr die ſchriftlichen Zeugniſſe darüber?“

„Ich weiß es nicht!“ verſetzte die Einfältige.

„Ihr werdet doch wiſſen, was Ihr in jener Nacht gethan habt?“

„Ich habe alle Nächte geſchlafen.“

„Und ſeid nie des Nachts ausgegangen?“

„Nein.“

„So ſeid Ihr auch nicht jenes Mannes Weib?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wißt Ihr denn auch den Unterſchied zwiſchen einer Jungfer und einer Ehefrau nicht?“

„Nein.“

„So behüt' Euch Gott! Nehmt dort den leeren Platz Eurer Mutter ein. Man bringe den Samuel!“

„Behauptet Ihr noch ferner, daß Eure Tochter des Kapitäns Norcroß eheliches Weib ſei?“

„Großmächtigſte Majeſtät halten zu Gnaden Höchſtdero geringſtem Knechte, dieſes, mein Kind leidet ſeit einer Reihe von Jahren an einem Kopfübel, welches wir Mediciner lapsus cephalicus zu nennen pflegen, und welches ſtets einen ſtarken defectum memoriae mit ſich zu bringen pflegt, und dem zu Folge weiß das arme Mädchen nicht, was es geſtern gethan hat; denn es iſt in derlei Krankheitsfällen bekannt, daß —“

„Ich frage Euch, Mann, ob Ihr, Ihr ſelbſt etwas von der Trauung Eurer Tochter wißt, ob Ihr dabei gegenwärtig geweſen ſeid?“

„Ew. großmächtigſten Majeſtät allerunterthänigſt zu dienen, muß ich ſchuldigermaßen bekennen, daß ich von demſelben Uebel befallen bin, und es meiner Tochter

aufgeweckt habe. Man findet in praxi medica gar oft Fälle, daß der Vater all' seine Krankheiten oder auch nur ein einziges Uebel auf eins oder alle seine Kinder —"

„Ihr wißt also nichts von einer Trauung Eurer Tochter?"

„Ew. Majestät allerunterthänigster Knecht kann sich wegen Gedächtnißschwäche nicht darauf besinnen; sintemalen, wie schon bemerkt —"

„Tretet wieder in Euern Winkel! Man führe die Frau herein!"

Frau Elisabeth wurde gebracht. Mit verweinten Augen trat sie vor den König; sie hatte sich auf's Bitten gelegt.

„Weder Euer Mann, noch Eure Tochter wissen etwas von einer priesterlichen Einsegnung derselben mit gegenwärtigem Kapitän Norcroß. Euer Mann hat schon bekannt, daß die ganze Sache von Euch erfunden sei, um Eurer Tochter einen Mann zu verschaffen, entweder den Norcroß selbst, oder durch die Summe, mit welcher er sich loskaufen soll, einen andern."

Die wehmüthige Stimmung der Frau Elisabeth verwandelte sich schnell wieder in eine wüthende. Die Arme in die Seite setzend, Augen und Mund weit aufreißend, kreischte sie aus vollem Halse: „Hat er das gesagt, der Schandbalg? So ein verfluchter Bettelkrapfer! Er hat sich den Verstand mit Branntwein weggesoffen. Der Schurke! Was kann er über mein Kind sagen? Er hat so wenig Antheil an meiner Tochter,

wie ich an Euch, Herr König. Er iſt nicht Vater dazu. Der hochwürdige Oberpfarrer, Meiſter Blumfeld, der damals zweiter Diacon war, iſt meiner Fanny Vater; daß Ihr's wißt! Und der Barbier ſoll mir kein Wörtchen über ſie ſagen, ſonſt kratz' ich ihm die Augen aus."

Jetzt verlor der an ſeiner Vater- und Hauteher ſo hart gekränkte Mann alle angeborne und angelernte Geduld. Der grimmigſte Eifer, welcher durch ſeine Seele, wie eine glühende Eiſenſtange fuhr, ließ ihn ſogar einmal alle Umſtändlichkeit vergeſſen; er erhob ſeine Stimme wie ein brüllender Löwe, rufend:

„Laßt mich reden! laßt mich reden, große Majeſtät von Schweden!"

„Redet!" verſetzte Karl.

Der Barbier wurde vorgeführet und ſeiner Ehehälfte gegenüber geſtellt, welche bei ſeinem Anblick wieder von ihrer Katzennatur befallen wurde. Ihre langbenägelten Finger krümmten ſich einwärts, ihr Körper beg ſich vorwärts, wie der des lauernden Tigers, wenn er auf ſeine auserſehene Beute losſtürzen will, und wenn ſie die Gardiſten nicht mit den Geſichten ihrer Säbel zurückgeſtoßen hätten, ſie würde in Gegenwart des Königs über ihren Mann hergefallen ſein und ihn gerupft haben.

„Ew. Majeſtät will ich nun die pure Wahrheit bekennen," redete der Barbier haſtig und ungewohnter Weiſe um Blicke und Geberden ſeiner Frau ganz un-

bekümmert. „Ihre Tochter, der Bankert, iſt nicht mit ſeinem Kapitän getraut, nicht einmal verliebt; er verſprach nur das Mädchen zu heirathen, weil ihn mein Weib — pfui! ſie iſt mein Weib nicht mehr — weil ihn dieſe Perſon da ſonſt wieder in's Gefängniß hätte bringen laſſen. Nachher entfloh er. Der ganze ſaubere Handel war von der ſchlechten Miß Palmerſtone angeſtift, deren Amme jene Perſon geweſen iſt. Denn ſchon bevor ich ſie ehelichte, hatte ſie einen Knaben gehabt. Ich hätte ſie auch nicht geheirathet, wenn der Lord Palmerſtone ſie nicht ſehr gut ausgeſtattet hätte. Die Miß verſprach viel Geld, wenn wir den Kapitän zur Heirath mit unſrer — nicht mit unſrer, ſondern mit ihrer Tochter brächten, ſie wollte ihn dann auf eine ihrer Güter ſetzen und was weiß ich! mit ihm machen. Die Miß war es auch, welche uns zur Reiſe nach Schweden beredete und alle Koſten derſelben getragen hat; denn wir armen Leute wußten ja nicht, wohin Herr Neercroß gekommen war, ſie hatte es aber bald erfahren und erzählte uns, er ſei bei Ew. Majeſtät in große Gunſt gekommen und es ſei nun Zeit, ihn aufzuſuchen und zu verklagen. Sie ſchwur hoch und theuer, daß ſie ihn nun eben ſo ſehr haſſe und zu verderben wünſche, wie ſie ihn erſt geliebt habe; wir hatten ja auch kein Geld zu ſo weiten Reiſen. Aber die Heirath zwiſchen meiner Tochter — pfui Samuel! es iſt nicht dein Kind — die Heirath wollt' ich ſagen zwiſchen dieſem Bankert und Kapitän Neercroß iſt erlogen und den falſchen Trauſchein, mit wel-

dem jene Perſon die Verbindung beweiſen will, hat der Oberpfarrer Blumfield aufgeſtellt, welcher nach ihrer eigenen Ausſage des Mädchens Vater iſt. Und unſere Ehe iſt dadurch aufgehoben und vernichtet."

Die Frau hatte die Rede des Mannes oft mit den gemeinſten Schimpfwörtern und einem Strom unſinniger Proteſtationen unterbrochen und ihn unaufhörlich Lügen geſtraft; es half ſogar wenig, daß ihr die Gardiſten auf des Königs Wink den Mund zuhielten; denn ſie wußte ſich mit beiſpielloſer Gewandtheit ſtets wieder von der Feſſel zu befreien; ſelbſt die einfältige Tochter ließ ihre Stimme ertönen und belegte den Barbier mit allerlei Ehrentiteln, als Rückwirkung des von ihm empfangenen Dankes. Mitten im heißeſten Zungengefechte der Frau, rief ſie plötzlich zum König gewendet: „Und meine Tochter iſt dumm, ſie hat keinen rechten Verſtand, ſie weiß nicht, was ſie thut und ſagt; ich aber muß wiſſen, daß ſie mit dem Norreß verehelicht iſt, und ich weiß es und meine Zeugniſſe beweiſen es."

„Ich bin nicht dumm; ich habe meinen Verſtand ſo gut wie Eine," verſetzte die Tochter endlich auch in Eifer gerathend. „Die Miß und meine Mutter haben mich beredet, Lügen auszuſagen. Ich bin nicht mit dem Kapitän Norreß verheirathet."

„O Du Aas! Du Schindmähre!" ſpeite Frau Eliſabeth, und wollte ſich einer Furie gleich auf die Tochter ſtürzen.

„Hinaus mit ihnen!“ donnerte der König, und einen Augenblick darauf war das Zimmer mit Garden angefüllt, welche die tobende Barbiersfamilie ohne Säumen aus dem Gelaß des Schlosses brachten.

„Ihr seid gerechtfertigt, Kapitän,“ wandte sich der König jetzt an Nemrod, der einem stummen Zuschauer dieser sonderbaren Szene abgegeben hatte.

„Noch nicht ganz, Ew. Majestät,“ versetzte Nemrod. „Mein Verhältniß zu jenem Fremden, der in dieser Nacht —“

„Kanntet Ihr diesen jungen Mann?“

„Er war ein unglücklicher Anhänger des Prätendenten, ein Lord Palmerstone und der Bruder des schändlichen Frauenzimmers, welches mich mit seiner unehrlichen Rache verfolgt. Ein Portefeuille, welches er auf der bloßen Brust trägt, wird Ew. Majestät von der Wahrheit meiner Aussage überzeugen.“

„Sahe Ihr jemals den Inhalt dieses Portefeuilles?“

„Nein, Majestät. Ich weiß nichts weiter, als was er mir anvertraut hat. Da ich aber seine Familienverhältnisse ziemlich genau kenne, so walltet in mir nicht der mindeste Zweifel, daß er der wirklich ist, für den er sich ausgiebt.“

„Wie seid Ihr zu diesem Manne gekommen, und was veranlaßte Euch, ihn mit einer dänischen Dame, welche Ihr auch an Bord hattet, auf einem Boote heimlich in die Stadt führen zu lassen?“

Norcross sah, daß nun nicht mehr auszuweichen war und erzählte frei und ohne Hehl den ganzen Verlauf der Sache. „Wenn ich gefehlt habe," schloß er, „so hat mich meine unvertilgbare Anhänglichkeit an die vertriebene Königsfamilie dazu verleitet. Lord Palmestone gelobte mir, sich Ew. Majestät zu Füßen zu werfen und Höchstdieselben für ein Unternehmen zu gewinnen, an welchem meine ganze Seele hängt, für welches auch die seinige hoch entflammt war, nämlich den Prätendenten wieder in sein Reich und seine uralten Königsrechte einzusetzen. Wir wußten, Ew. Majestät würden diesem Plane nicht ganz abgeneigt sein, und da mir Lord Palmestone zuschwur, er werde nicht eher im Stande sein, etwas zu handeln oder zu denken, bevor er nicht im Besitz jenes spröden Mädchens sei, so entschloß ich mich kurz, seinem Vorschlag Gehör zu geben und das Fräulein von Gabel zu rauben."

„Ein kühner Streich, bei Gott und Ehre!" versetzte der König mit einem Beifallsblick. „Und wenn ich böse auf Euch gewesen wäre, so würde mich die Kühnheit Eurer That besänftigt haben. Und Lord Palmestone wußte so wenig von der Anwesenheit seiner Schwester in Stockholm, wie Ihr?"

„Eben so wenig. Er bestieg das Boot allein, um das Fräulein von Gabel zu begleiten, und ihre Entfernung war die Folge seiner Gemüthsänderung und der ebenfalls daraus entspringenden Besorgniß aller, Ew. Ma-

heißt möchten über die Dame am Bord der Fregatte unterhalten sein."

Der König, in allen Herzensangelegenheiten unbewandert, konnte das veränderte Verhältniß nicht recht begreifen und Norcroß mußte Alles noch einmal umständlich erzählen. Zuletzt blieb immer dunkel, wie der Lord zum Mörder des Kammerdieners und seiner Schwester geworden sei; aber so sehr auch dem Könige an der Kenntniß der Wahrheit gelegen zu sein schien, so mußte doch hier ein ganz besonderer Umstand obwalten; denn er befahl eben so wenig, den Lord darüber zu vernehmen, als er selbst sich geneigt zeigte, ein Zwiegespräch mit demselben zu halten. Es blieb bei dem Befehl, ihn so schnell als möglich aus der Stadt zu schaffen.

„Führen Sie den Kapitän nur immerhin wieder zu seiner Braut," sagte der König zum Grafen Mörner, „wir haben ihn in einem falschen Verdacht gehabt, und müssen schon etwas thun, wieder gut zu machen, was wir bei ihm versehen. Kommt Nachmittag wieder, Kapitän. Ihr habt mir noch nicht erzählt, wie Ihr den Dänen durch den Sund gewischt seid."

„Mit englischer Flagge, meiner englischen Uniform und meiner englischen Snade, Majestät. Sie hatten keine Ahnung von meinem schwedischen Sinn."

„Nun, wie Ihr in die Ostsee gekommen seid, werdet Ihr wohl auch wieder hinauskommen: künftig aber sollt Ihr in Marstrand anlegen, wo Eure Prisen liegen. Ihr habt Euch tapfer gehalten. Der Gouverneur Goden-

[illegible] macht große Lobeserhebungen von Euch. Ihr besitzt meine ganze Zufriedenheit.“

„Ich bin stolz darauf.“

„Nun geht nur zur Braut; denn ohne Weiber könnt Ihr doch einmal nicht leben.“

„Ich beurlaube mich.“ Am Arme des Grafen Mörner ging der glückliche Neveroß, für den sich alle Wirrsale, in welche er sich plötzlich verstrickt sah, so genügend gelöst hatten.

Der König ging aber noch lange klirrenden Schrittes durch seine einsamen Gemächer, sein Geist schien mit einer sehr wichtigen Angelegenheit beschäftigt.

Zweites Capitel.

Gegen Abend deſſelben Tages war's in der Schenk- und Barbierſtube der Frau Ankarfeld ziemlich voll. Die Wirthin ſelbſt ſaß in ihrem Lehnſtuhl; der Schrecken der vergangenen Nacht hatte ihrer Geſundheit merklich geſchadet; ſie fühlte ſich ſehr unwohl und war ſichtlich zuſammengefallen. Vor ihr ſaß der Schiffschirurgus Habermann und fühlte ihr den Puls mit beſorgter Miene. Auf dem Tiſche daneben ſtand eine Theekanne, eine Schachtel mit Pillen, eine Büchſe mit Latwerge, eine Flaſche voll Medicin, an deren Halſe eine ungedruckte Gebrauchsvorſchrift hing; einige Pulver lagen zerſtreut umher. In einiger Entfernung ſah man eine ſtattliche Aderlaßſpritze, einen Aderlaßſchnepper, ein Paar Schröpfköpfe nebſt Bindezeug und Pflaſter. Den übrigen Raum der Stube hatte meiſt die Schiffsmannſchaft des Graf-Mörner gefüllt, aus Neugierde, um etwas Näheres über die Vorfälle der verwichenen Nacht zu erfahren, bei denen ſie doch gewiſſermaßen ſich alle betheiligt fühlten. Auf der Ofenbank in der Ecke hatte ſich Samuel Brandley zuſammengekauert, und während

ſich Alle lebhaft unterhielten, ſprach er, der ſo gern ſprach, mit Niemand. Er ſchien im tiefen Nachdenken über ſein ferneres Schickſal begriffen zu ſein; denn ſowohl Miß Palmeſtone, als auch Frau Eliſabeth Brondlov und ſogar Fanny, ihre Tochter, hatten ihm wiſſen laſſen, er möge ſich nicht wieder unterſtehen, der Einen oder der Andern unter die Augen zu kommen, möchte nicht daran denken, die Reiſe nach England wieder zurück zu machen, möchte ſich nicht ſchmeicheln, von ihnen jemals wieder einen Biſſen Brot zu erhalten. Da ſaß der geſchlagene Mann nun in der Verzweiflung ſeines Herzens und verwünſchte für ſich, daß er die unvorſichtige Kühnheit gehabt, ſeiner Frau zu widerſprechen und nicht zu thun und zu ſagen, wie ſie ihm anbefohlen. Ihm leuchtete ihre wohlmeinende Abſicht immer deutlicher ein. Was half es ihm denn, daß er die Wahrheit geredet? War er nicht dadurch elend geworden? Fühlte er ſich nicht von Gott und den Menſchen verlaſſen? War es ein Wunder, wenn ſein ſonſt ſo geſchwätziger Mund verſtummte und er einem Leichnam glich? Eben rang er mit dem Entſchluſſe, die Stiege gegen den harten Befehl ſeiner ewigen Verbannung zu erklimmen und auf den Knieen in das Zimmer der Miß zu rutſchen, an deren Bett Frau und Tochter zu vermuthen waren, und flehentlichſt um Vergebung ſeiner Schuld zu jammern; und nur die Furcht hielt ihn noch zurück, ſtatt einer günſtigen Antwort eine üble Bedienung von den Nägeln ſeiner Ehehälfte zu erhalten. Endlich wurde er vom Lieutenant Gad

dringend aufgefordert, zu erzählen, was er von dem Vorfall in der vergangenen Nacht wisse, und so that er denn endlich seinen Mund auf, und als das Brünnlein seiner Rede erst im Zug war, sprang es reichlich und konnte kein Ende finden, den angeblichen Mörder recht verrucht zu schildern, wobei er nicht verfehlte, einige Unwahrheiten, Entstellungen und Vergrößerungen mit einfließen zu lassen. Dem Lieutenant wurde dadurch das Herz gelabt, und er rief endlich seelenvergnügt: „Hab' ich's nicht immer gesagt, daß er ein Teufelsbraten ist, ein verfluchter Schwarzkünstler und Hexenmeister? Wie anders wäre er denn in das Haus gekommen, wenn er nicht Schloß und Riegel aufgehext hätte? Aber seine Zeit und Stunde ist gekommen und der Teufel hat ihn verlassen."

„Ihr irrt sehr, Herr Lieutenant, wenn Ihr glaubt, mit dem Mörder sei es aus," sagte ein Schiffsmann von einem andern Schiffe, welcher mit einigen seiner Kameraden noch nicht lange da war. „Schon vor vier Stunden kam er frank und frei mit dem Lieutenant Rosenpalm in den Hafen, bestieg eine Schaluppe mit ihm und stach in See. Man sagte allgemein, es geschehe auf ausdrücklichen Befehl des Königs."

„Das ist nicht möglich!" rief Gad.

„Erkundigt Euch, wo Ihr wollt. Meine Kameraden werden meine Aussage bestätigen." Diese thaten es.

„Mit Verlaub, Frau Ebba, schickt doch einmal hinauf zum Fräulein," sagte Meister Habermann zur kranken Schenkin — denn Beide hatten das Gespräch mit

angehört — „und laßt ſie fragen, ob ſie etwas von der Befreiung des Mörders weiß.“

Der kleine Sohn und Kellner wurde abgeſchickt und kehrte gleich darauf mit der Nachricht zurück: der Fremde ſei für unſchuldig befunden und ſogleich freigelaſſen worden.

Alle ſchüttelten die Köpfe und Gad fuhr endlich ärgerlich heraus: „Da dem wirklich alſo iſt, ſo hat er ſeine Freiheit durch nichts weiter als ſeine hölliſchen Zauberkünſte erlangt und den König ſelbſt behext. Und daß er ein Hexenmann war, davon haben wir die deutlichſten Beweiſe gehabt.“

„Ach Gott im Himmel! Meine Ehre! Meine Ehre!“ ſeufzte die Barbierswittwe aus tiefer Bruſt. „Einen Zauberer, Schwarzkünſtler, böſen Magier und Hexenmeiſter in meinem und meiner Tochter Hauſe zu haben! Einen Mord in meinem ehrlichen Hauſe durch die Hand eines Hexers! Meine Ehre iſt für ewig dahin; und Ihr, Meiſter Habermann, habt mich darum betrogen. Die Ehre iſt das höchſte Gut, und um das habt Ihr mich allein gebracht.“

„Mit Verlaub zu fragen,“ verſetzte der Schiffschirurgus, „wie verſteht Ihr das, Frau Ankarfield?“

„Habt Ihr nicht erſt gewußt, daß jener Mann mittels der ſchwarzen Kunſt übernatürliche Dinge verrichtet? Und dieſen Mann ſchickt Ihr mir, Eurer vieljährigen Freundin, in's Haus, Eurer Freundin, von der Ihr doch wißt, daß ihr die Ehre über Alles geht? Womit hab' ich ſolche Schmach von Euch verdient,

Meiſter Habermann? Oder hat's mein ſeliger Mann an Euch verdient, daß Ihr ſeine Wittwe und Kinder in unauslöſchliche Schande bringt? Ach, Meiſter Habermann, ich kann dies nicht überleben! Die Schande brennt mir wie Kohlen auf der Seele. Hab' ich denn ſchon zu lange gelebt, daß Ihr meine Tage alſo mit allem Fleiß verkürzt?"

Der Schiffschirurgus rutſchte in unbegreiflicher Verlegenheit auf dem Stuhle hin und her, und ungeheure Schweißtropfen quollen aus ſeiner kupferrothen Stirn. Er hatte abermals das ſeltſame Unglück, in ein doppeltes Feuer zu gerathen; denn die empfindlichen Vorwürfe ſeiner alten Freundin waren es nicht allein, die ihm den heftigſten Schweißerguß zuwegebrachten; andre quälende Gedanken ſetzten ihm noch weit gewaltiger zu, und in Folge deren ließ er ſich alſo vernehmen:

„Mit Verlaub, Frau Ankarfield, von Eurer Ehre iſt Euch kein Haar breit entwendet worden; Ihr habt bis dieſe Stunde noch das reiche Gut zuſammen, welches Ihr zu Lebzeiten Eures Eheherrn gehabt, wo ich ſchon Euer inniger Freund war. Aber ich weiß, mit Verlaub zu melden, einen Mann, der durch die Befreiung und eilige Abreiſe dieſes Magiers mehr verloren hat, als ſeine Ehre, mehr als ſein Leben; ach! und dieſer Mann iſt leider, Gott erbarm's! kein andrer als Johann Gabriel Habermann, Euer gehorſamer Knecht."

„Und was könnte es Höheres geben, als die Ehre?“ fragte die Kranke.

„Die Waffenſalbe und das ſympathetiſche Wundwaſſer!“ platzte der Chirurgus heraus. „Von beiden hatte er mir die Zubereitung zu lehren verſprochen, und nun iſt er fort und ich bin, mit Verlaub zu ſagen, um meine ſchönſten Lebenshoffnungen betrogen. O ich unglückſeliger Mann!“

Die kranke Wirthin ſah ihn groß an und rief dann mit einem wenig verhehlten Abſcheu: „Alſo habt Ihr mit dem Teufelsbraten auch in Verbindung geſtanden und Eure arme Seele dem Teufel auch verſchreiben wollen, vielleicht gar ſchon verſchrieben? Und Ihr wagt's, mein Haus zu betreten, mir ein Medicament zu reichen? Fort! fort! Meine Ehre! Ihr ſeid mein Ehrendieb! Fort! fort!“

Die kranke Frau war in große Heftigkeit gerathen und alle Anweſenden erwarteten mit ſtummem Staunen, wohinaus das wolle. In dieſem Augenblicke ging die Thür auf und der Kapitän Norcroß trat mit zwei andern Männern herein, die, gleich ihm, in Mäntel gehüllt waren. Die Schiffsmannſchaft begrüßte den Kapitän ehrerbietig und in dem häßlich entſtellten Geſichte der Frau Ankarfield zeigte ſich wieder ein milder Zug, als ſie hörte, daß ihr der berühmte Kaperkapitän Norcroß die Ehre anthue, bei ihr einzukehren. Sie becomplimentirte die neuen Gäſte nach aller Form und fragte ſo freundlich, als es ihr Gemüthszuſtand nur

eben erlaubte: „Was ist meinen hochzuverehrenden Herren gefällig? Wollt Ihr mir die Ehre anthun, Euch von mir rasiren zu lassen, Herr Kapitän, so habt die Gnade, Euch auf jenen Sessel niederzulassen; ich werde gleich meine Schuldigkeit verrichten."

„Mit Verlaub, Kapitän, ich kann Euch auf Schifferparole versichern," sagte der Schiffschirurgus, „daß Frau Ankarfield das zarteste Messer führt, was je in eines Mannes Gesicht gekommen ist; und als Mann von Fach muß ich das verstehen. Wenn Ihr Euch ein Delicium machen wollt, so laßt Euch von ihr bedienen. Ihr werdet mir zugestehen, daß ich Euch den Bart abzunehmen weiß, als wenn er erst in Mandelmilch gesotten wäre, aber Ehre dem Ehre gebührt. Der Frau Ankarfield stehe ich mit Freuden nach und Ihr werdet mir beistimmen, daß ihr Messer den Vorrang vor dem meinigen und allen Messern der Welt verdient." Der vorhin in die Brüche gerathene Chirurgus suchte durch diese Schmeichelreden sich wieder einen Stein in's Brett bei der auf ihn höchlich zürnenden Frau zu bringen, und sein pfiffiger Anschlag gelang. Sie warf ihm einen Blick der Verzeihung zu, indem sie dem Kapitän auf den Stuhl schob und die zum Rasiren nöthigen Utensilien zusammentrug. Norcroß war mit der ungemeinen Zierlichkeit, womit sie ihn bediente, sehr zufrieden, und belobte die Frau für ihre Leistung mit sehr gewählten und schmeichelhaften Re-

densarten. Frau Ankarfield gerieth darüber in einen Anfall von Verzückung und bedankte ſich einmal über das andre für die ihr angethane Ehre. Kaum aber hatte ſie den letzten Streich am Kinne des Kapitäns gethan, als ſie auch ſchon den zunächſt ſtehenden fremden Gaſt höflichſt erſuchte, ihr ebenfalls die Ehre anzuthun. Dieſer machte nun zwar ein mürriſches Geſicht und verſuchte das höfliche Anerbieten mit dem Bemerken abzulehneu, daß er am Morgen ſchon raſirt ſei; aber eh' er ſich's verſah, befühlte ihm Frau Ankarfield mit ihrer weichen Hand das Kinn und verſicherte, daß daſſelbe ſehr ſtachlicht ſei und ein nochmaliges Scheeren gar nichts ſchaden könne; es ſei ihr durchaus nicht um den Verdienſt, ſondern allein um die Ehre, und ſie würde ſich die Ehre, die ſie glücklich mache und geſund, ſo vornehme Gäſte erſt mit dem Scheermeſſer, dann mit dem Tranchirmeſſer, erſt mit dem Barbierbecken, dann mit der Bierkanne pflichtſchuldigſt zu bedienen, an dieſem Abende nicht nehmen laſſen. Die Frau redete ſo viel in den Gaſt hinein, daß er ſich endlich auf dem Stuhle ſitzen und die Serviette vor ſich hängen ſah, er mochte nun wollen oder nicht, um ſich ſein hageres, halb ſaures, halb von einer komiſchen Verzweiflung durchzwicktes Geſicht raſiren zu laſſen, damit er die zudringliche Frau nur los werde. Obgleich nun bereits die Dämmerung gekommen war und der kleine Kellner ſeiner Frau Mutter mit einem brennenden Kienſpan vorleuchtete, ſo bediente die Wittwe

doch auch dieſen Gaſt zu ſeiner vollkommenen Zufriedenheit und die Reihe kam an den Dritten.

Samuel Brondlov, von einem natürlichen Inſtinct aus ſeinem Winkel herbeigezogen, ſobald er die eigenthümlichen Töne vernahm, welche das Wetzen des Scheermeſſers auf dem ledernen Streichriemen erzeugt, ſtand daneben, und verrichtete aus Geſchäftseifer und Liebe für die Sache die Functionen des kleinen Kellners, deſſen Thätigkeit durch das Leuchten bereits in Anſpruch genommen war, und Frau Ankarfield hätte ſich in keinem Falle herabgelaſſen, etwas weiter zu thun, als einzuſeifen und das Meſſer zu führen. Der kleine Engländer wuſch alſo erſt ſeinem Landsmann und präſumirten Schwiegerſohne und dann dem Fremden das glatt geſchorne Kinn. Als er nun eben beſchäftigt war, dem Letztern das Geſicht mit einer Serviette abzutrocknen, fiel ein voller Strahl des vom Kienſpan ausgehenden Lichtes in das Antlitz des Mannes, und der kleine Barbier und Perückenmacher glaubte vor Staunen zu Stein werden zu müſſen. Wenigſtens blieb ihm das weit geöffnete Maul aufſtehen, ſeine großen Augen glotzten gerade weg, die Hände fielen ihm ſchlaff am Leibe herab und nur an ſeinen Knien war eine ſchlotternde Bewegung ſichtbar. Der raſirte Mann trocknete ſich vollends ſelbſt ab, warf dem perplexen Barbier die Serviette mit einem halb laut geſprochenen Fluche zu, und ſtand auf, um dem Kapitän Rorcroß etwas zuzuflüſtern. Samuel ſchlich ſich mit

dem an den Wänden ſich hindrückenden Gange eines Katers vorſichtig hinter den Ofen und machte ein ſo wunderlich ſchlaues geheimthuendes Geſicht dazu, daß man hätte glauben können, es ſei ihm Wunder was begegnet. Der dritte Mann war auch bedient und mußte ſich ſelbſt abtrocknen.

Morcreß nahm die höfliche Frau bei Seite und ſagte heimlich zu ihr: „Sagt mir doch, Frau Wirthin, wie befindet ſich denn die verwundete Dame, welche bei Euch wohnt?“

„Sie leidet noch an einem heftigen Fieber.“

„Habt Ihr denn keinen geſchickten Wundarzt holen laſſen?“

„Meiſter Samuel Brondlov war ihr eigner Wundarzt, und ſeit er in Ungnade gefallen iſt, habe ich ſie nach ſeiner Angabe verbunden, und vor einer Stunde hat ihr Meiſter Habermann, Euer Schiffschirurgus, einen Beſuch gemacht und ihr ſeinen fernern Beiſtand zugeſagt.“

„Es wäre doch nöthig, daß noch ein Andrer ſie beſichtigte und ihren Zuſtand prüfe, damit, wenn derſelbe gefährlich ſein ſollte, gleich die rechten Medicamente angewendet würden. Ich habe dies vermuthet und deshalb zwei ſehr geſchickte Aerzte mitgebracht, von welchen der Eine ſogar der Leibarzt des Königs iſt.“

„Der Leibarzt des — — großer Gott! welche erſtaunliche Ehre iſt mir da widerfahren, den Leibarzt Seiner Majeſtät des Königs von Schweden zu raſiren! Sagt mir doch, Herr Kapitän, welcher von Beiden iſt es denn?“

„Der, welchen Ihr zuletzt bedient habt.“

„Ei, über die unſchätzbare Ehre! Ihr macht mich ganz glücklich, Herr Kapitän. Aber wer iſt denn der andre Herr?“

„Ein andrer Arzt,“ verſetzte Norcroß kurz.

„Ebenfalls viel Ehre für mich. Ei, ei, ein andrer Arzt!“

„Wollt Ihr uns hinauf führen zur Kranken?“

„Ich werde ja. Es wird mir ſehr zur Ehre gereichen. Ich weiß ja auch, daß Ihr der Kapitän ſeid, auf welchen das geſchoſſene Fräulein ſo ſehnlichſt wartete. Glaubt nur, ſie hat Euch recht lieb und oft von Euch geſprochen. Nun ſo kommt!“

Frau Ankarfield leuchtete voraus und die drei raſirten Gäſte folgten. Die Verwundete ſchlummerte eben, die Männer entſchloſſen ſich, ihr Erwachen abzuwarten; da ſich aber Frau Ankarfield ſelbſt nicht wohl befand, ſo ging ſie wieder in ihre Wirthsſtube, um ſich in ihren Lehnſtuhl zu verfügen. Kaum aber war ſie dort eingetreten, als ſie der kleine Samuel auf den Zehen ſchleichend mit jenem geheimnißwichtigen Geſicht antrat, ſie am Rocke zupfte, mit dem Finger bedeutungsvoll winkte und ſie dann mit den Worten: „Ich habe Euch etwas ſehr Wichtiges zu ſagen, ehrenwerthe Frau Ankarfield,“ in die Ofenecke zog. Sie hielt ihr mit geſpannter Aufmerkſamkeit horchendes Ohr ſeinem Munde nahe, und er fragte: „Wißt Ihr denn auch, wen zu raſiren eben Eure Hand gewürdigt worden iſt?“

„Ei ja wohl!“ verſetzte ſie ſchmunzelnd, „ich weiß auch die hohe Ehre zu ſchätzen. Der eine war der Leibarzt Seiner Majeſtät unſers großmächtigſten Königs!“

„Sein Leibarzt?“ fragte der Barbier ſchlau lachend. Und wer war denn der Andre?“

„Ein andrer Arzt.“

„Wer hat Euch das geſagt?“

„Der Kapitän Norcroß.“

„Er hat Euch belogen, und ich will's Euch beſſer ſagen. Aber das iſt fürwahr ein ſchlechtes Schaaf, das ſeinen Hirten nicht kennt. Ei! ei, Frau Ebba! Ihr ſeid in Stockholm geboren und erzogen und kennt den großmächtigen König Karl den Zwölften von Schweden nicht? Er war es und kein andrer Menſch, den Euer Meſſer des Bartes entledigte, als Ihr mit dem Kapitän Norcroß fertig wart.“

„Seid Ihr toll geworden?“ kreiſchte die Barbierswittwe ſelbſt wie des Verſtandes baar, faßte den kleinen Mann mit beiden Fäuſten an einem Arm, drückte ihre dürren Finger tief in ſein Fleiſch und ſchüttelte ihn in einem Anfall von begeiſterter Wuth, daß er Zeter ſchrie. Dabei quollen ihre Augen gewaltig heraus und rollten wie feurige Räder im Kopfe, ihre ſonſt ſtets gebückte Geſtalt richtete ſich kerzengerade auf und wurde um mehre Zoll größer. „Des Königs Majeſtät hab' ich raſirt?“ ſchrie ſie noch einmal auf. „Ja, jetzt erinnere ich mich; Ihr habt recht, Samuel Brondlov! Er war's! O Haus, mein Haus! Du biſt zu klein für dieſe Ehre! O Ehre

über Ehre! Nein, das iſt der Ehre Uebermaaß. O Gott! Wie ſoll ich das ertragen? Die größte Schande und die größte Ehre in einem Tage zu erleben! Aber dieſe Ehre gleicht Alles wieder aus. Ihr Leute, freut Euch mit mir! Ebba Ankarfield hat den mächtigen Schwedenkönig raſirt! Ich ſterbe vor Wonne und Luſt! Das Scheermeſſer, womit ich ihm den königlichen Bart abgenommen, darf keines andern Mannes Geſicht wieder berühren; es muß in Gold gefaßt werden; es iſt das unſchätzbare Kleinod meines Hauſes, das koſtbare Pfand meiner unveräußerlichen Ehre. Laßt mich hinauf; ich will dem großen Monarchen den Staub von den Füßen küſſen, daß er eine Frau wie ich ſolcher Ehre gewürdigt hat! Nun mag mir geſchehen auf Erden was will; dieſe Ehre kann mir nicht wieder genommen werden, und immer und ewig wird es heißen: Ebba Ankarfield hat der Majeſtät den Bart abraſirt. Heiſa! Ruft mir meine Kinder zuſammen, daß ſie erfahren, welche Ehre ihrer Mutter widerfahren iſt. Mir wird ganz ſchwindlich; es dreht ſich Alles um mich im Kreiſe. Haltet mich! ich falle!“

Aber ſchon lag ſie ohnmächtig in den Armen der ſie umſtehenden Gäſte. Heftige Fieberglut überbrühete ihr Geſicht, die Pulſe flogen; man mußte ſie zu Bette bringen. Nach einiger Zeit fing ſie heftig an zu phantaſiren und ſprach ſehr verkehrte Dinge von der ihr widerfahrnen ungeheuern Ehre. Meiſter Habermann und Meiſter Brondlov verordneten ihr augenblicklich einige Mittel und übernahmen ihre Pflege ſelbſt; auch ſchickte man nach

ihren Kindern, weil Habermann die Anzeichen der heranstürmenden Krankheit für sehr bedenklich hielt.

Frau Elisabeth und ihr Töchterlein wunderten sich nicht wenig, den Kapitän Norcroß in die Wohnung ihrer Beschützerin treten zu sehen. Erst überkam sie ein Schrekken, indem sie die beiden Begleiter des Kapitäns für Militärpersonen hielten, beordert, sie wegen entdeckter Lüge in's Gefängniß zu führen; aber sie beruhigten sich bald, als sie die friedlichen Gesinnungen der Angekommenen inne wurden, und als Norcroß sich angelegentlich nach der schlafenden Herrin erkundigte, kam Frau Elisabeth gar auf den Gedanken, er habe sich eines Bessern besonnen und sei gekommen, um bei Miß Palmestone Alles wieder gut zu machen.

Der König — denn er war es wirklich — hielt sich im dunklen Hintergrund des Zimmers auf, und der Leibarzt untersuchte die auf dem Tische stehende, von Meister Habermann verordnete, Medicin.

Endlich meldete Fanny das Erwachen der Miß, und der Leibarzt trat zuerst in das Nebenzimmer, um sich über den Zustand der Kranken zu unterrichten. Hierauf winkte er Norcroß und dieser trat an das Lager.

„Ich bin gekommen, Miß Palmestone," redete er sie an, „Ihnen den Scheidegruß Ihres Bruders zu bringen."

„Fräulein von Gabel hat mich bereits von seiner Abreise unterrichtet," versetzte sie.

„So wird das Fräulein Sie auch von ſeiner Unſchuld unterrichtet und Ihnen mitgetheilt haben, wie die ſchauderhafte Geſchichte zuſammenhängt.“

„Sie hat es.“

„In dem heute gerichtlich bei Ihnen aufgenommenen Protocoll ſcheinen Sie Ihren Bruder ſtark im Verdachte der abſichtlichen Mitwirkung der Mordthat zu haben. Sobald Sie Ihre Meinung geändert haben, iſt es auch nothwendig, daß Sie auch Ihre Ausſage ändern.“

„Ich habe meine Meinung nicht geändert. Was wollen Sie von mir? Ihr Anblick iſt mir unerträglich.“

„Die Sorge für Ihr Leben, aber auch für die Ehre Ihres Bruders hat mich zu Ihnen geführt. Ich bin ſein Freund und auch Ihr Feind nicht.“

„Wie, Sie haſſen mich nicht? Sie ſind nicht gekommen, mich zu quälen?“

„Keineswegs. Was zwiſchen uns vorgefallen, iſt auf ewig vergeſſen.“

Auf dem Geſichte der Miß ſpiegelte ſich der Kampf ihrer Seele ab.

„Des Königs Majeſtät,“ fuhr Norcroß fort, „hatte heute befohlen, daß Sie mit Ihrer Dienerſchaft binnen vierundzwanzig Stunden Stockholm und das Reich meiden ſollten; ich bringe Ihnen den Widerruf dieſes Befehls, und der König hat die hohe Gnade, Ihnen durch mich ſeinen Leibarzt zuzuſchicken. Wollen Sie die Hülfe deſſelben annehmen?“

„Alles!“ verſetzte ſie mit zitternder Stimme.

„Zur Ehrenrettung Ihres Bruders gehört, daß Sie den im Protokoll ausgesprochenen Verdacht zurücknehmen. Wollen Sie das?"

„Alles, was Sie wünschen."

„Das Protokoll über Ihren Bruder muß überhaupt durch Sie vervollständigt werden. Der andre Herr, der mit mir gekommen, ist der Secretär eines Reichsraths. Beantworten Sie ihm gefälligst, was er Sie fragen wird."

„Alles, was ich weiß."

„Wie ist der vollständige Name Ihres Bruders?" fragte der König.

„John Anton Jacob Palmestone."

„Wo wurde er geboren und wann?"

„Auf unserm Stammsitze am nördlichen Ufer des Vinandermeers. Das Jahr seiner Geburt ist dasselbe des Prätendenten. Ich bin mehre Jahre jünger."

„Sind Ihnen keine besondere Umstände seiner Geburt bekannt?"

„Daß ich nicht wüßte. Ich bin zu jung, um über dergleichen unterrichtet zu sein. Doch entsinne ich mich, daß meine ältere Schwester einst sagte: wenn noch ein jüngerer Bruder da wäre, so würde es dem ältern schwer werden, seine Rechtmäßigkeit zu beweisen."

„Dies scheint auf einen Verdacht zu deuten, als sei er nicht der Sohn Eures Vaters."

„Fast. Doch erzählte mir einst seine alte Wärterin, er sei viel zu frühzeitig zur Welt gekommen und deshalb

ſo ſchwächlich geweſen, daß man ihn ſtets habe in warme Milch ſtecken müſſen, und es ſei ein wahres Wunder, daß er mit dem Leben davongekommen.“

Der König nickte beifällig vor ſich hin, und that dann noch einige Fragen, die mit Genauigkeit und Aufrichtigkeit beantwortet wurden, während der Leibmedicus die nöthigen Medicamente verſchrieb und ſich zur Anlegung eines neuen Verbandes anſchickte. Hierauf entfernten ſich alle Drei wieder.

„Es iſt nothwendig, Kapitän,“ ſagte der König unterwegs zu Norcroß, „daß Ihr über Euern Plan ausführlich mit dem Baron Görz redet und ihm den jungen Lord Palmeſtone vorſtellt. Da nun nicht zu erwarten ſteht, daß der Baron bald aus Holland zurückkehrt — denn die hochmögenden Herren machen ihm viel zu ſchaffen — ſo müßt Ihr zu ihm reiſen; auch iſt es mir lieber, wenn die Sache außer Land betrieben wird, und Holland ſchickt ſich beſſer zur Ausführung ſolcher Pläne, als Schweden. Deshalb macht Euch bald zur Abreiſe fertig. Für das Fräulein Gabel ſorgt der Graf Mörner.“

„Ich bin zu jeder Zeit zu Ew. Majeſtät Befehl bereit,“ verſetzte der Kapitän.

„Nun ſo geht nur zu Eurer Braut; da die Freude ohnedies nicht lange dauert, ſo muß man Euch die Paar Stunden gönnen. Was mich betrifft, ſo glaub' ich noch keinen Tag erlebt zu haben, wo ich ſo viel mit Weibern zu ſchaffen gehabt hätte, wie heute, und ich bin ſo ſatt Weiber, daß ich — gute Nacht!“ Der König ging, und

Norcroß kehrte zur Barbierſtube der Frau Ankarfield zurück, um den kleinen Juel aufzuſuchen, der ihm einige Geſchenke zum Fräulein Broke tragen ſollte; denn mit leeren Händen wollte er bei ihr nicht eintreten, nachdem er wieder zu Gnaden angenommen war.

In dem Wirthshauſe war aber Alles in großer Verwirrung, denn Frau Ankarfield rang wirklich ſchon mit dem Tode. Ihre Kinder, ſo viel deren aufzutreiben geweſen waren, ſtanden um das Bett herum und betrübten ſich weniger um den Tod ihrer Mutter, als ſie ſich über die derſelben widerfahrne Ehre freuten. Die Sterbende ſelbſt ging gern hinüber, und ihre ſchwachen Worte waren: „Herr, nun läſſeſt Du Deine Dienerin in Friede fahren; denn meine Hände haben Deinen geſalbten König raſirt,“ und als ſie noch einigen Stunden verſchied, waren im letzten Hauche ihres Mundes noch die Worte enthalten: „l'honneur pour moi!“

Meiſter Habermann ſtand tiefſinnig an ihrem Bette und ſagte endlich: „Wer hätte das gedacht, als wir geſtern auf Stockholm zuſteuerten, daß wir meiner alten Freundin den Tod brächten! Aber, mit Verlaub zu ſagen, ſie iſt an einer Krankheit geſtorben, die mir noch nicht vorgekommen iſt.“

„Und welches wäre die?“ fragten mehre Stimmen.

„Die Ehre, honor morbus,“ verſetzte der Schiffschirurgus. „Sagt ſelbſt, iſt ſie nicht an der Ehre des königlichen Bartes geſtorben?“

„Wohl ihr!“ ſagte der Schneider, ihr älteſter Sohn, mit Pathos, und breitete ſeine dürren ſpindellangen Finger ſegnend über ihre Leiche aus. „Wohl Allen, die an ſolcher Krankheit ſterben! Ihr Freunde und Nachbarn, was ſteht Ihr mit Thränen umflorten Blicken herſtarrend auf dies Häuflein Staub? Ihr beſſ'res Selbſt ſchwebt ſchon in höhern Regionen, und auf Erden läßt ſie ihre Ehre Eurem Gedächtniß zurück.“

„Ei wie ergötzlich doch der Schneider ſpricht!“ weinte die Trödelfrau. „Es iſt wie gedruckt. Der Schneider hat doch ſeine beſondre Ambition.“

„Laßt uns über ihrer Leiche ſchwören, auf Ehre zu halten, wie ſie gethan,“ rief der Schneider, durch den Beifall ſeiner Schweſter in eine Rabies verſetzt, und ſtreckte ſeine Hände aus. Sie ſchwuren.

„Der Galgenſtrick!“ flüſterte hinten ein Matroſe dem andern zu. „Sein Söhnlein dort trägt eine Jacke von meiner Hoſe, die er mir zu eng gemacht.“

„Das iſt weiter kein Schade,“ meinte der Andre; „aber Schade iſt's um die Alte; denn an wen ſollen wir uns wenden, um einmal eine Nacht bei einer gefälligen Dirne zuzubringen? Solche Geſchäfte verſtand doch Niemand beſſer, als Frau Ankarfield. Da blieb Alles geheim, denn ſie ſalvirte ihre Ehre.

„Requiescat in pace! mit Verlaub zu ſagen,“ ſprach Meiſter Habermann und verließ das Trauerhaus. Ihm folgten die andern Gäſte. Norcroß ging mit Juel zu ſeiner Braut.

Drittes Capitel.

Das Auge des Tag's weinte der Welt ſeine purpurnen Abſchiedsthränen, und ſie färbten das Luftmeer des weſtlichen Himmels. Der Untergang einer ſchönen Herbſtſonne hat etwas unendlich Wehmüthiges für ein gefühlvolles Herz. Man wird von nichts ſtärker an die Zukunft, an das dunkle Ueberirdiſche erinnert. Ein kühler ſchöner Herbſtabend iſt das ſchmerzliche Lächeln eines in ſüßen Todesqualen unverſtandener Liebe und unbefriedigter Sehnſucht dahinſterbenden Mädchenherzens, und überſchauert die Seele mit der Vorahnung einer anderweltigen Erfüllung halb unverſtandener, halb unerreichter Wünſche.

Aus dem Städtchen Bergen auf der Inſel Rügen ſchritt ein Mann tiefſinnend und haſtig nordwärts jenem bekannten Berge zu, der unter dem Namen des Rugard bekannt iſt, und einſt die Königsburg der Beherrſcher des Eilandes auf ſeinem Gipfel trug. Der einſame Wanderer in der zauberiſch ſchönen Abendbeleuchtung war jener räthſelhafte Fremdling, welcher zuerſt als Joſeph Flaxmann auftrat, dann ſich als vertriebener Jacobit und ehemaliger Major in Dienſten der Krone England und endlich als

Lord Palmeſtone enthüllte. Er war ſorgfältiger gekleidet, als früher; die grobe Jacke war mit einem kurzen anſtändigen Rock vertauſcht; doch hatte ſein kleiner Hut und ſein gelocktes braunes Haar immer noch etwas Freies und Ungezwungenes, wie es Leuten ſeines Standes zu jener Zeit ſelten eigen zu ſein pflegte.

In ein Selbſtgeſpräch verwickelt, hatte er endlich den waldbewachſenen Berg erſtiegen und ſtand auf deſſen majeſtätiſchem Gipfel, der die Inſel nach allen Seiten weithin beherrſcht und die Meerbuſen ringsum, vorzüglich aber die zunächſt gelegenen, den kleinen und großen Yasmunder Bodden und darüber hinaus die Halbinſel Yasmund mit der ſchauerlichen Stubbenitz und der romantiſchen Stubbekammer. Als er hinauftrat, ließ er ſein durſtiges Auge langſam umherſchwelgen und ſog es voll der ſüßwehmüthigen Bilder, die ſich ihm ſchmeichelnd entgegendrängten. Das Land war ſanft überhaucht von den Tinten der Abendbeleuchtung, aber das Meer glühte in purpurner Verſchämtheit, berührt vom Kuſſe der Sonne, die ſich eben in würdigem Stolz in die Fluthen hinabließ. Die Wellen wogten die widergeſtrahlte Glut heran und Töne rauſchten ſo heilig ſeltſam über die Meerfläche und über die getreideleeren Felder und die blumenleeren Hügel des Ufers, als ob die entzückten Gewäſſer die trauernde Erde durch ihren herrlichſten Hymnus erfreuen und aufheitern wollten. Die Majeſtät Gottes trat in Glanz hervor und ging im glühendſten Farbenſpiel über die Wogen, die das Eiland umſpülen.

Der junge Mann hatte lange ſtarr in die Herrlichkeit des Abends hinausgeblickt, und als nun die Bilder näher und näher kamen und ſich endlich mit ſeinem Herzen verſchmolzen, da beſchwichtigte ſich dort ein verzweifelter Krampf, und mit einem andächtigen Blick in den blauen, purpurumränderten Abendhimmel der geſchiedenen Sonne nach fliegend, löſte ſich ein langer tiefinniger Seufzer von ſeiner Bruſt ab. Nun warf er ſich am Abhang nieder und ſagte vor ſich hin lächelnd: „Ich habe Dich verſtanden, hohe, heilige Natur, Dich untergegangene Sonne, Dich redendes Meer, Dich verglimmendes Abendroth, Dich Kühle der Nachtluft, die heilend, ſchmerzlindernd meine wunde Bruſt erfriſcht, umſäuſelt. Dich hab' ich verſtanden und gefühlt, großer, heiliger Gott, der Du zu mir geredet in Deinen herrlichen Werken; denn Sonne und Meer und Erde ſind ja Deine Sprachorgane. Du haſt den Kelch der Verſuchung von mir genommen. Ich entſage jeglicher irdiſchen Größe. Wie verſchwindet doch der Glanz aller Kronen vor dem Kranze, den das Abendroth um mein zufriedenes Haupt flechten wird! O Natur, wer Dich verſtanden, wie ich in dieſer geweihten Stunde, den lüſtet nicht mehr nach Macht und Anſehn unter den Menſchen! Was ſind Herrſchaft und Gewalt über Andre doch für thörichte Begriffe, erzeugt in einem Gehirn, das den Strahlen Deiner Herrlichkeit verſchloſſen iſt, Du ewig blühende Natur, die Du allein Herrſcherin biſt! Und wenn

ich's nun mit Mühsal und tausendfachen Beschwerden errungen hätte, wenn ich es mit Strömen von Blut erkämpft hätte, das thörichte Ziel meiner Jugendwünsche: könnten nicht die Wellen, die jetzt friedlich unter mir in ihrem Bette gehen, die Spanne Land verschlingen und mein rastloses Herz mit? — Natur, Du hast mich bekehrt; ich stehe ab, und was hier liegt, erblicke keines Menschen Auge mehr." Bei diesen Worten legte er seine linke Hand auf die Stelle an seiner Brust, wo das Etui verborgen war. „Wenn der Fluch der Krone," fuhr er ernst fort, „den Königen der Erde nicht das Herz raubte — denn Herz und Krone schließen einander aus — wahrlich sie bedürften dann nicht der Rathschläge ihrer von Leidenschaftlichkeit beherrschten Diener, um weise und gerecht zu regieren; sie brauchten nur auf die Berggipfel ihrer Reiche zu steigen oder auf das Meer hinaus zu segeln, um zu erfahren, was wahr und gut und recht sei. Wem die Predigt der Gewässer, der Hymnus des Sturms, das Lied der Flächen und Thäler, wem die Stimme der Natur nicht Wahrheit in die Seele donnert, der ist nicht gewürdigt worden, sie zu hören, der geht unter, ohne je gefühlt zu haben, daß er ein Mensch sei. Statt aber Aug' und Ohr dem getreuen Bilde der wahrhaftigen Stimme Gottes zu öffnen, sehen sie nur die Gebilde der Lüge, die niedrer Eigennutz, Erbärmlichkeit Befangenheit, Bosheit ihnen als Wahrheitsbilder vorspiegeln, hören nur das Gezische der Lüge, leihen ihr

Ohr allein den nichtswürdigſten Zuflüſterungen, vergraben und verſchanzen ſich in den ſchmuzigſten Leidenſchaften, als da ſind Rachgier, Gewinnſucht, Mordgier und andere, und beſudeln ſich ſelbſt und Dein Ebenbild mit Blut Deiner Geſchöpfe, allwaltender Geiſt. Deine Aecker werden von ihren Roſſen zerſtampft, Deine Städte verbrannt, Deine Erde mit Blut gefärbt. Und weshalb? Damit der Eine den Andern verdränge vom Stuhle der Gewalt — und doch iſt Einer ſo ſchlecht wie der Andere; denn wem Gott ein edles Herz in den Buſen gab, der greift nicht nach der fluchbeladenen Krone. Er pflügt lieber im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Feld und iſt glücklich, wenn ihm Abends ſein zufriedenes Weib entgegentritt mit ſeinen Kindern und reicht ihm die Kleinen und beut ihm den friſchen Mund zum Kuſſe. Gott, wie ekelt mir plötzlich vor allen Königen und Herren der Erde! Haſt Du ſie allein zur Geißel der Völker geſchaffen? Wahrlich, Friederike, Du hatteſt recht: der König kann ſein Volk wohl verderben, beglücken kann er's nicht. Ich bin bekehrt, ich ſtimme Dir bei. Einſt wohl träumte ich einen ſchönen Traum von Völkerbeglückung. Welch ein Thor ich war! Iſt denn Schweden glücklich? Wie ſchwer ſeufzt es unter der furchtbaren Laſt von Karls eiſernem Zepter und während er thöricht wähnt, ſeinen zahlreichen Feinden mit der Schärfe ſeines gewaltigen Schwertes tiefe Wunden zu ſchlagen, trifft er ſein eignes Volk tief in's Herz und trifft es und ſchlägt es wieder, bis es verbluten wird.

Und doch gilt dieſer Karl für einen großen König; ſein Name geht hochgefeiert durch die ganze Welt, und Moscowiter und Muſelmann erzählen ſich Mährchen von ihm. Ach und erſt dies Dänemark mit ſeinem ſchwachen Herrn, deſſen Ohr jeder Intrigue, jeder gemeinen Zuflüſterung offen ſteht, deſſen mißtrauiſche Seele vor dem kleinſten Unfall zittert! Er iſt kleiner, viel kleiner als Karl, und doch iſt Dänemark glücklicher als Schweden. Und England, du mein theures England, biſt du denn glücklich geworden durch deinen neuen König? Kann ein Kron[illegible]ber dich beglücken? Ach, du ſchlummerſt den Schlaf der Todesermattung; denn wilde Fieber haben in deinen Eingeweiden gewüthet! Ein wunderbares Schickſal hat mich aus der Bahn geſchleudert, die mir vorgezeichnet war; ich will nicht mehr verſuchen, mich wieder hinein zu drängen. Hier, hier auf dieſer glücklichen Inſel will ich glücklich leben und glücklich ſterben, an einer dieſer Buchten; eine Strecke fruchtbares Land reicht hin, die Bedürfniſſe meines Hauſes zu ſtillen. Man braucht zum wahren Glücke nur wenig. So viel wird mir ſchon übrig ſein, mich hier ankaufen zu können. Und ein Haus will ich mir bauen an die Meerbucht, daß ich ſtets die majeſtätiſche Waſſerfläche vor Augen habe und ſelbſt groß werde an ſeiner Größe. — Aber wird denn auch Chriſtine ſolch niedres Loos mit mir theilen wollen? Wird ihr genügen, was mein Fleiß erworben? O gewiß! ſie wird. Hab' ich doch einen Blick in ihre Seele gethan, und

wenn es auch in der Träumerei eines Zauberbannes geſchah, der mich damals umſtrickt hielt, ſo iſt mir doch Alles jetzt zum klarſten Bewußtſein geworden, und ich weiß, mit welcher Liebe das ſanfte, edle Kind an mir hängt. Und könnte ich denn von jener Stelle, wohin Recht und Herkommen mich beſtimmt, ihr die Hand herüber reichen? Nimmermehr! Dazwiſchen liegt eine unausfüllbare Kluft. Nur dann kann ſie mein Weib, mein Eigenthum werden, wenn die Welt, wenn kein Menſch erfährt, was dies Büchlein enthält. Ihr will ich es zeigen und es dann vernichten. Mein Loos iſt entſchieden! Chriſtine — o Entzücken! — mein Weib, dieſe kleine Scholle Land da unten mein Eigenthum, und nie ſoll die Welt erfahren, wer unter dem Hügel ſchläft, der dort fern am Waldhang ſich erheben wird. Ein Glücklicher ruht hier, ſoll darauf ſtehen, und die Vorübergehenden werden mich mehr beneiden, mein Andenken mehr ſegnen, als wenn ich im Marmorſarge in den Gewölben der Weſtminſterabtei zu Aſche fiele und ein prunkvolles Monument — — —"

Hier wurde der junge Mann durch ein Geräuſch unterbrochen. Ein andrer Mann trat aus dem Gebüſche auf den Sprecher zu und ſagte: „Schon einige Zeit ſuch' ich Euch vergeblich, Mylord, und habe nun zufällig einige Eurer Gedanken belauſcht, und kann Euch in der That meine Verwundrung deshalb nicht bergen. Vaintre-bot! Ich hätte geglaubt, Euch beim Entwurf eines Occupationsplans zu finden. Was aber redet Ihr hier?"

„Was Du ſchwerlich zu faſſen vermagſt, Courtin,“ verſetzte der Lord gelaſſen. „Du biſt ein guter heitrer Menſch, eine treue Seele, voll Witz und guter Laune, aber für die Gefühle meines Herzens haſt Du keinen Sinn.“

„Ah que Dieu vous bénisse! Ihr ſeid verliebt, Mylord, und das macht Euch ſo windelweich. Und überdies habt Ihr den unbeſtändigſten Charakter auf der Welt; heute wollt Ihr die Welt erſtürmen, morgen wollt Ihr mit ein Paar Ochſen in Euer Feld ſelbſt bebauen, heute ſeid Ihr trotzig, morgen wehmüthig, heute gütig, morgen ſtrenge, aber bei alledem hitzig, raſch im Entſchluß und mit der That nicht zögernd. Das kurirt Euch auch den Magen wieder, den Ihr Euch mit ſolch unverdaulicher Speiſe verdorben. Ma foi! ich glaube faſt, Eure Mahlzeiten ſind wirklich an Eurer Veränderlichkeit Schuld. Ihr habt heute ſehr frugal geſpeiſt und deshalb ſind Eure Wünſche ſo erbarmungswürdig beſcheiden.“

„So toll und abgeſchmackt auch Deine Reden ſind,“ verſetzte der Andre, „ſo iſt doch viel Wahres darin. Es iſt wahr, oft bin ich mir ſelbſt unerklärlich. Doch ich bitte Dich, raube mir die Gefühle nicht, die mir die Natur und der Ort, auf dem wir ſtehen, eingeflößt haben. Sieh', hier hauſte einſt ein Königsgeſchlecht. Es iſt untergegangen; ſeine prächtige Burg iſt zerfallen, und die Sage allein erzählt mit dem Kindermunde des Volks fabelhafte Geſchichten von beiden. Sollte mich dieſer Königsberg, der Beherrſcher der Inſel, an die Hinfälligkeit

und Vergänglichkeit aller irdiſchen Größe erinnern? Auch das königliche Geſchlecht der Stuarts, das aus den Nebeltagen der Vorzeit und aus den Nebelbergen Hochſchottlands herabgeſtiegen iſt nach Altengland, ſich dort auf den Thron zu ſetzen, wird bald von der Erde verſchwunden ſein. Ein andres hat es ſchon verdrängt. Courtin, ich glaube, es iſt auf ewig aus mit den Stuarts."

„Mille moustaches! Es ſoll aber nicht aus ſein! Wie kommt Ihr mir vor? Ich erzürne mich über Euch! Wenn ein Lümmel kommt und wirft mich aus dem Hauſe, ſo lieg' ich freilich draußen. Bleib' ich aber fein ruhig im Kothe liegen und jammre, ſo iſt das meine Schuld. Geh' ſtatt des Jammerns und Wehklagens hin zu deinen Freunden, wirb ſie zu deinem Beiſtand an, und wirf den Unverſchämten, der dich vertrieben, wieder aus deinem Hauſe. Sacre-coquin! Häng' ihn an den Beinen auf. Das iſt Lebensphiloſophie."

„Die Deinige, und ich geſteh' es, in mancher Zeit auch die meinige. Doch der Menſch hat auch ſeine Weihestunden, wo er der Gottheit, dem reinen Geiſte näher iſt, als ſonſt. Doch laß das! Wir wollen darüber nicht viel ſprechen, weil wir uns doch nicht verſtehen würden. Alſo von etwas Anderm! Mit dem erſten Schiff, ſei es auch nur ein Boot, welches von Rügen nach Seeland abgeht, reiſen wir nach Kopenhagen, Courtin."

„Vous etez en peine! Nach Kopenhagen? Wohl um den däniſchen König nicht um das empfangene Hand-

geld zu prellen? Oder wenn das nicht, uns einstecken und pressen zu lassen?"

„Befürchte nichts! Nein, Courtin, ich will mir eine Frau holen und dann auf dieser Insel still und zufrieden leben."

„Ah ciel! Seid Ihr bei wachenden Sinnen? Mit einer Frau hier still leben? Habt Ihr vergessen, daß diese Insel erst vor neun Monaten der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen den Dänen und Schweden war? Und glaubt Ihr, man werde lange Ruhe halten? Ihr kennt freilich nicht unser das Volk; aber ich höre täglich und stündlich seine Stimme, so lange wir hier wohnen. Auf der ganzen Insel will man nichts von dem heuer ihr aufgebürdeten dänischen Joche wissen. Die Rügianer sind im Herzen Alle gut schwedisch gesinnt; und in Stralsund ist's ebenso. Wenn sich nur der König Karl von Schweden erst einigermaßen von den Schlägen erholt hat, die er zeither bekommen, so ist Stralsund und Rügen wieder der Tummelplatz des Kriegs, und ich bin fest überzeugt, hätte der gewaltig kühne Peter Tordenschild nicht den gewagtesten Streich, denn je ein Seemann ausgeführt, im Hafen von Dyckillen auf das Haupt des nordischen Löwen glücklich gerichtet; wäre ferner der russische Peter in diesem Sommer nicht mit einer Flotte nach Kopenhagen gekommen, um von da das Schwedenreich zu überfallen, ich glaube, der Grund und Boden, auf dem wir jetzt stehen, wäre eben so gut wieder schwedisch, wie voriges Jahr um diese Zeit. Und Ihr wollt in Rügen ruhig

leben? Bildet Euch das nicht ein. Auch würdet Ihr die Ruhe keine vier Wochen ertragen. Ich habe Euch in kurzer Zeit beſſer kennen gelernt, als Ihr Euch ſelbſt kennt; ich weiß, welch einen unruhigen Geiſt Ihr habt. Das Leben würde Euch gar bald ſchaal und abgeſchmackt vorkommen. Ihr würdet Weib und Kind überdrüſſig werden. Seht mir den Peter Tordenſchild an! Das iſt ein Mann! Feuer und Flamme und ohne Raſt. Immer drauf und dran! Das heiße ich ſein Leben gewonnen! Seit ich von dieſem Feuerkopf gehört, trieb es mich, unter ihm zu dienen. Betrachtet den andern Peter, den ruſſiſchen Zaar. Doch da Ihr dieſen Sommer über in Kopenhagen gelebt habt, ſo müßt Ihr ihn ja perſönlich kennen, und könnt mir von ihm erzählen."

„Ich kenn' ihn, den großen Peter!" rief der Lord aufſpringend und mit plötzlicher Heftigkeit und einem von Begeiſterung ſtrahlenden Auge. „Ich kenne ſie Beide, den kühnen Zaar Peter und den kühnen Peter Tordenſchild. Mein Herz hob ſich bei ihrem Anblick und es ſchlägt bei dem Gedanken an ſie heftiger. Ich fühlte die Kraft in mir aufloddern, dem großen Zaar ähnlich zu werden, der ein ungeheures Reich aus dem Chaos der Barbarei hervorgerufen hat durch die gewaltige Kraft ſeines Willens, ein Volk zu beherrſchen, wie er, durch die Macht des guten Princips, dem jede Strenge erlaubt iſt; ich fühlte — und hier unter Gottes freiem Himmel kann ich es vor Dir ohne Erröthen bekennen — ich fühlte, daß ich ihm gleich ſein könne. Ach, ihn ſtets zu ſehen und

nicht handeln zu können wie er, war auch einer der Ursachen meiner Flucht aus Kopenhagen!"

„Aber warum vertrautet Ihr Euch denn dem Zaar nicht an? Sein großes Herz hätte sich Euch gewiß zugeneigt."

„Seine Freundschaft mit den Königen von Großbritannien und Dänemark verhinderte mich daran. Was hatte ich auch von ihm zu erwarten, der in Kopenhagen zum Besuch am Hofe war, der die im Sunde liegende englische Flotte befehligte und der Feind Schwedens war, welches allein der unglücklichen Sache des Prätendenten ein geneigtes Ohr schenkte?"

„Man hat übrigens hie und da, und vorzüglich in den französischen Häfen, neuerdings davon gesprochen, daß es mit der Freundschaft des Zaars und des dänischen Königs allem Anschein nach nicht weit her sei."

„Wie können auch zwei so verschiedene Geister Freunde sein! Ein politisches Interesse führte sie zusammen, ein politisches trennt sie wieder. Peter kam vor vier Monaten nach Kopenhagen, es war am siebzehnten Juli. Seine Flotte und ein beträchtliches Landheer wurden früher und später eingeschifft, und man glaubte allgemein, diese Verbindung sei auf die gänzliche Vernichtung des Schwedenkönigs abgesehn. Aber schon vor acht Wochen — so lang' bin ich nun von Kopenhagen fort — war man über des Zaars wahre Absichten im Klaren und der ganze dänische Hof war über den kühnen Plan so sehr erschrocken, als über die Originalität desselben erstaunt."

„Und welches war eigentlich wohl sein Plan?“

„Jedenfalls wollte er sich der Stadt Kopenhagen bemächtigen und dann die ganze Insel Seeland einnehmen. Dann hätte er wahrscheinlich mit dem Schwedenkönige Frieden gemacht. Und zwei Männer, wie sie, könnten vereinthandelnd, die Welt unterjochen.“

Die Absicht des schlauen Franzosen war erreicht; er hatte den Lord geschickt auf einen Gegenstand geführt, der die leicht zu entflammende Seele des jungen Mannes schnell einnahm. Courtin kannte den Charakterwechsel seines Gebieters. Palmestone's Mund strömte von hochbegeisterten Lobpreisungen des Zaaren über, und sein Auge sprühte Flammen dazu. Er erzählte viel von des Zaaren geheimem Plan, von der Art und Weise, wie er entdeckt werden, beschrieb seine edle Persönlichkeit, gab mehre in Kopenhagen erlebte charakteristische Anekdoten von ihm und hatte darüber bald alle die sanften Gedanken, die ihn eine Stunde zuvor beglückten, vergessen.

„Der Eifer unseres Gespräches,“ sagte Courtin endlich, „hat mir bis jetzt nicht erlaubt, Euch zu sagen, weshalb ich eigentlich gekommen bin, Euch aufzusuchen. Es ist nämlich ein Bote an Euch angekommen, der große Eile vorgiebt und Euch etwas sehr Wichtiges zu überbringen hat.“

„Woher ist er? Was mag seine Botschaft sein? Vielleicht droht uns Gefahr?“

„Besorgt nichts, Mylord, es ist der kleine weiße Schiffsjunge von der schwedischen Fregatte, als deren Gefangene wir nach Stockholm segelten. Wie hieß er doch?“

„Just Svensk!“

„So ist's. Derselbe wartet auf Euch. Die Botschaft ist von seinem Herrn, dem Kapitän Norcroß.“

„So laß uns nach Hause eilen!“

Courtin sah mit Freuden des Lords schnelle Bereitwilligkeit. Es war schon Nacht geworden. Mit hastigen Schritten eilten sie dem Lichtern des Städtchens zu, und langten nach kurzer Zeit in der sehr bescheidenen Wohnung an, welche der Lord mit seinem Freunde und Diener in einer Person eingenommen hatte.

Just trat ihnen freundlich entgegen, grüßte seemännisch und sprach: „Mein Herr hat mir befohlen, Euch dies zu sagen: Der König von Schweden will Euch sehr wohl; er wird mit dem Zaar von Rußland Frieden schließen und Euer dabei gedenken. Seid versichert, daß auch Peter Euer Freund wird. Der Freiherr Görz hat in Holland, und diesen Sommer schon in Schweden viel für den Prätendenten gethan. Niemals waren die Umstände günstiger für uns. Eilt deshalb unverzüglich an Bord unserer Fregatte, die einsam vor der Spitze von Aaröna liegt. Wir gehen auf des Königs Befehl nach Holland zum Grafen Görz. Eilt! Die Stunde Eurer Rache am Kronprinzen von Dänemark naht!“ — Zugleich überreichte Just dem

Lord ein eigenhändiges Schreiben des Königs, worin nur die Worte standen: „Geht, mein Freund, mit dem Kapitän Norrroß nach dem Haag und vertraut Euch dem Baron Görz ganz an. Ihr werdet dort Dinge von der größten Wichtigkeit für Euch erfahren. Euer wohl affectionirter Karl.“ Der Lord schwankte auch keinen Augenblick. Die alten Pläne standen wieder wie riesige Gebirge in seiner Seele, und der kühne Adlerflug seines Geistes verschmähte die ruhmlose Niedrigkeit, welche ihn vorhin so freundlich angelächelt hatte. Selbst die Stimme der Liebe verstummte einen Augenblick ganz vor dem Posaunenrufe des Ruhmes, der ihn jetzt in die Rennbahn rief, vor dem Wuthgeschrei der Rache, welche plötzlich wieder seine ganze Seele erfüllte.

Eh' eine Stunde verging, war er zur Abreise gerüstet und ging mit Courtin und Juel, die das wenige Gepäck trugen, um den kleinen Basmunder Bodden nach dem Prerer Wick, wo einige Matrosen mit einem kleinen Boote hielten. Sie stachen sogleich in See und erreichten noch vor Mitternacht die Fregatte.

Der Kapitän umarmte den Lord und rief: „Wer hätte denken sollen, daß wir uns nach wenigen Tagen in diesen Gewässern wiedersehen sollten! Doch wir dürfen nicht mit dem Schicksal rechten; ich bin schon sehr froh, daß ich Euch nur wieder habe, Herr Major; denn fürwahr, als ich erfuhr, Ihr hättet Euch auf der Insel Rügen absetzen lassen, gab ich die Hoffnung verloren, Euch je wieder zu sehen. Ich hielt Euern Aufenthalt

hier nur für Monate; und hätten Ihr denn auch auf dieser einsamen traurigen Insel anders beginnen wollen, als wer Trübsal zu tragen?“

„Ich ging nach Rügen,“ versetzte der Lord, „um mit meinem schwedischen Schiffe in einen dänischen Hafen einzulaufen, was mir und dem Führer des Schiffs Unannehmlichkeiten zuzuziehen konnte. Von Rügen konnte ich nicht mit einem dänischen Schiffe nach Kopenhagen gehen, und das war mein Plan. Doch wo ich auch weilen mochte, ich hätte Eurem Könige Nachricht von mir gegeben, das hatte ich ihm geben müssen, und auch Euch hätte ich geschrieben.“

„Fast fürchtete ich, Euer mir bekannt gewordene Unbeständigkeit hätte Euch unserer guten Sache wieder entfremdet, oder die Liebe Euch andere Interessen eingeflößt. Und gerade jetzt beginnt unser Warten zu lohnen. Schweden wird sicherlich mit Rußland Frieden schließen. Der Zar Peter ist für die Sache des Prätendenten gewonnen; Frankreich stimmt bei. Dänemark wird erst gedemüthigt, und ist das glücklich vollbracht, so tritt Karl der Zwölfte als Restitutor der alten Königsdynastie in England auf.“

Der Lord jauchzte dem Kapitän seinen Beifall zu und Beide ergingen sich noch lange in gegenseitiger Mittheilung der wunderlichen Schicksale, die sie seit ihrer Trennung im Angesicht des Hafens von Stockholm erlebt, und trotz dem rauhen und stürmischen Novembermonat, ging die Zeit im Gespräch doch gut von statten.

„Als ich das letzte Mal durch den Sund ging,“ sprach Nerreth, indem er auf die in der Ferne aufsteigenden dänischen Inseln deutete, „war der Baum eben von Kopenhagen abgerissen und die vor dem Sunde liegende englische Flotte hatte sich zerstreut. Ich ging mit englischer Flagge herrlich hindurch, meine Fregatte galt für ein zur Flotte gehöriges Schiff. Laßt sehen, ob's diesmal eben so gelingt, oder ob wir in der Falle gefangen werden. Ertappen sie uns, so retiriren wir uns nach Schweden.“

Hierauf befahl der Kapitän, sich in Vertheidigungszustand zu versetzen; diejenigen Matrosen, welche englisch sprachen, mußten vor, der Lord Palmerstone erhielt eine englische Lieutenantsuniform, Nerreth kleidete sich als englischer Kapitän; die englische Flagge wurde aufgehißt, und so wurde die Abenddämmerung abgewartet, weil zu dieser Zeit, wie Nerreth wohl wußte, die dänischen Zollwächter im Sunde am nachlässigsten waren. So kamen sie denn auch ohne Anstand bis zur Zollbude und wurden auf ihr Verlangen, sie seien ein englisches von Elsinor kommendes Schiff, durchgelassen. Sobald sie der Gefahr entronnen waren, gingen sie um Helsingör herum und kamen mit vollen Segeln den schwedischen Küsten zu.

Kaum waren sie im Hafen angekommen, als sich Kapitän Nerreth beeilte, dem Baron Ehrenheim, der sich damals als Privatgesandter des Königs von Schweden dort aufhielt (öffentlich stand er mit schwedischem Diplo-

ſen), um ein Anlehen bei den Generalſtaaten zu bewirken, die Briefe des Königs zu überreichen. Palmeſtone blieb im Gaſthofe zurück.

Der Freiherr nahm den ihm ſchon bekannten Kapitän mit der ihm eigenthümlichen Freundlichkeit und Leutſeligkeit auf, aber kaum hatte er des Königs Handſchreiben erbrochen, als die Züge ſeines einnehmenden Geſichtes plötzlich von ſtarrem Ernſt ergriffen und gleichſam zu Stein gewandelt wurden.

„Ihr habt einen jungen Mann mitgebracht, für welchen ſich des Königs Majeſtät zu intereſſiren ſcheint,“ ſagte der Freiherr nach Durchleſung des Briefes und heuchelte dazu wieder die frühere Unbefangenheit. „Wißt Ihr etwas Näheres von ihm?“

Norcroß erzählte die Art und Weiſe ihrer Bekanntſchaft und behauptete, daß ſein Begleiter der einzige Sohn des Lord Palmeſtone ſei.

„Und weiter wißt Ihr nichts von ihm?“

„Nichts weiter, Ew. Excellenz, als daß er ein eifriger Anhänger der Stuarts iſt, für den Prätendenten gefochten hat und bereit iſt, Blut und Leben von Neuem für die heilige Sache der Wahrheit und des Rechts einzuſetzen. Deshalb befahl auch Se. Majeſtät, ihn zu Ew. Excellenz zu bringen.“

„Es iſt gut, Kapitän Norcroß,“ verſetzte der Baron mit einem durchdringenden Blick auf Norcroß's ruhiges Geſicht. „Schickt mir den jungen Mann; er ſoll mir ſeine Schickſale ſelbſt erzählen. Der König erwähnt auch

Euer ſehr lobend in ſeinem Briefe und rühmt Eure feſte Anhänglichkeit an den rechtmäßigen König von England. Zum einſtweiligen Lohn Eurer Treue und zu Eurer Beruhigung kann ich Euch denn im Vertrauen ſagen, daß die Angelegenheit der Jacobiten trefflich geht. Mein guter Plan nähert ſich ſeiner Erfüllung. Dann haben wir gewonnen!"

„Darf ich mich unterſtehen, als ein ächter Jacobit, Ew. Excellenz mit der Frage läſtig zu fallen, welches Ihr Plan im Einzelnen iſt? In Umriſſen hat mir Seine Majeſtät ſelbſt Einiges davon mitgetheilt."

„Ihr ſollt Alles wiſſen; denn Eures Beiſtandes bedarf ich zur Ausführung. Ich kenne Euch als einen kühnen und verſchwiegenen jungen Mann. Die Reſtituirung der Stuarts auf den großbritaniſchen Thron war ſeit einem Jahre mein Lieblingswunſch, weil mit deſſen Erfüllung unſere beabſichtigte Größe Schwedens unzertrennlich verknüpft iſt. Verdankt uns England ſeinen König, ſo ſind wir die Herren der Nordſee; ſind wir mit dem ruſſiſchen Zaar einig, ſo theilen wir mit ihm die Herrſchaft der Oſtſee, und Dänemark iſt unrettbar verloren; es iſt unſer, es iſt eine Provinz des Schwedenreichs. Und um Dänemark, Schwedens Erbfeind, zu verderben, iſt demnach die Wiedereinſetzung der Stuarts erſte Bedingung. Nach dem nicht genugſam vorbereiteten Einfalle des Prätendenten in Schottland und deſſen unglücklichem Ausgange, dachte ich daran, die Sache klüger anzufangen, und einmal ohne den Prätendenten anzu-

fangen, der ſein Spiel immer ſelbſt verdorben hat. Ich verband mich deshalb mit den ſchwediſchen Geſandten in London und Paris, Graf Erik Sparre und Graf Karl Gyllenborg, und Beide mußten ſich im Stillen nach den Jacobiten umſehen. Es ſind ihrer in England mehr als ich geglaubt hätte; nach Frankreich ſind eine anſehnliche Zahl ausgewandert. Mit Vorſicht läßt ſich ein Heer von 10,000 bis 12,000 Mann zuſammenbringen; Schottland iſt ganz unſer; es ſtellt eine noch größere Armee. Dazu führt unſer König, ſobald das Frühjahr angebrochen iſt, ein Heer von 12,000 Schweden aus Götheburg nach Schottland, mit Rußland ſchließen wir jetzt Frieden, es zahlt Subſidien, die Jacobiten haben bereits 20,000 Guineen zu dem Unternehmen gezahlt und ich hoffe noch mehr Geld dafür aufzutreiben. Ich muß ſagen, die Nachrichten, welche mir des Königs Majeſtät mittheilt, machen einige Aenderungen in dieſem Plane nöthig; doch bleibt er im Ganzen derſelbe. Euch, Kapitän Nercroß, gedenk' ich zu einer ſehr wichtigen Sendung an die königliche Wittwe von England Maria in St. Germain, der Ihr ja perſönlich bekannt ſeid, zu gebrauchen. Doch ſollt Ihr dieſe Reiſe nicht vor dem Frühjahr machen. Auch ſollt Ihr mir Depeſchen an einige ſchottiſche Barone bringen. Ich bedarf eines kühnen und entſchloſſenen Mannes und Ihr ſeid mir nicht um Eurer perſönlichen Eigenſchaften halber der Liebſte, ſondern auch des Umſtandes wegen, daß Ihr ein Engländer und eifriger Jacobit ſeid."

Dies und noch viel andres Schmeichelhafte für den Freibeuter ſprach der größte Staatsmann ſeiner Zeit, der berühmte Freund Karls des Zwölften, und Norcroß verſetzte in hoher Freude, dem endlichen Gelingen ſeiner Plane ſo nahe zu ſein, und ſelbſt thätig dabei wirken zu können, daß er Leib und Leben aufopfern wollte, um Sr. Excellenz in dieſer Sache zu dienen.

„Reiſt jetzt mit Gott wieder nach Schweden zurück. Wagt Euch aber nicht wieder durch den Sund. Es iſt Tollkühnheit. Wenn Euch die Dänen erwiſcht und die Briefe gefunden hätten, unſer ganzer Anſchlag wäre verrathen geweſen.“

„Auf dieſen Fall war ich gefaßt, Excellenz,“ verſetzte der Kapitän; „ich hätte des Königs Brief verſchluckt.“

„Fürwahr ſchlau genug!“ lachte der Baron, „und Allen anzurathen, die dergleichen Papiere zu tragen haben. Doch geht Ihr diesmal nach Götheburg oder Marſtrand, und reiſt zu Land nach Stockholm.“

„Ich thue nach Ew. Excellenz Befehl.“

„Wohlan denn, ſo bringt mir jetzt den jungen Lord Palmeſtone; ich bin auf ſeine Bekanntſchaft begierig.“

Der Kapitän beurlaubte ſich und eilte wonnetrunken nach dem Gaſthofe. Hier theilte er ſeinem Landsmann erſt all' das Erfreuliche mit, was er vom Baron Görz erfahren hatte; Palmeſtone umarmte den Kapitän jubelnd und Beide leerten eine Flaſche des beſten Weins

auf die baldige Reſtitution der Stuarts in England. Hierauf begleitete der Kapitän ſeinen Freund nach dem Hotel des Barons. Sie waren kaum in das Vorzimmer eingetreten, als Görz haſtig aus ſeinem Kabinet kam, den Lord mit einem langen ſtarren Blick maß und ihn mit einer ſo außerordentlichen Höflichkeit hincomplimentirte, indem er den Kapitän mit einem freundlichen Kopfnicken entließ, daß dieſer, nachdenkend über die ſonderbare Ungewöhnlichkeit dieſes Empfangs, das Hotel verließ. Nach mehrern Stunden kehrte auch der Lord dahin zurück und verkündete dem Kapitän mit freudeſtrahlendem Geſichte, daß der Freiherr ihn in ſeinem geheimen Büreau mit diplomatiſchen Arbeiten beſchäftigen und bis zur Expedition nach Schottland bei ſich behalten werde. Er traf denſelben Tag noch Anſtalt, mit Courtin das Hotel des Barons zu beziehen. Dem Kapitän war Vieles unbegreiflich und wurde ihm immer räthſelhafter, als er von Görz zur Tafel geladen, dort den Lord den Ehrenplatz einnehmen und vom Wirthe mit der delikateſten Höflichkeit behandeln ſah. Seine Verwunderung ſtieg auf's Höchſte, als er Palmeſtone in faſt fürſtlichem Gallakleid neben dem Barone im Staatswagen des Letzteren durch die Straßen der Stadt fahren ſah, und wenn er ſich denſelben jungen Mann dachte, wie er ihn vor einigen Wochen in Hamburg im Kaffeehauſe unter den däniſchen Werbern geſehen, ſo wollte es ihn ſelbſt bedünken, als wenn derſelbe mit übernatürlichen Kräften ausgeſtattet ſei.

Als er auf ſeine Fregatte zurückkehrend dem Lieutenant Gad und dem Schiffschirurgus Habermann ſeine Verwunderung über das ſchnelle Emporkommen des Lord beim Baron Görz nicht verhehlen konnte, riefen Beide einſtimmig: „Er iſt ein Hexenmeiſter, ein Magier, ein Schwarzkünſtler; das haben wir nun ſchon zu oft beſtätigt gefunden,“ und Gad ſetzte mit einem Seufzer hinzu, als wäre ihm eine ſchwere Laſt vom Herzen gewichen: „Ich bin froh und in meinem Schöpfer vergnügt, daß uns der Menſch nicht wieder auf das Schiff kommt. Ich hatte in ſeiner Nähe ſtets eine Witterung von Pech und Schwefel und von noch etwas, was mir ſtets übel und weh machte.“

Viertes Capitel.

An einem der letzten Tage des Hornung 1717 — also einige Monate später als die zuletzt erzählten Begebenheiten — wurde gegen Abend ein Boot von nicht sonderlicher Größe und Beschaffenheit vom Sturm an die einsame Westküste von Jütland in der Gegend von Varde geworfen. Es hätte jedem Zuschauer unbegreiflich scheinen müssen, wie man an solchem stürmischen Wintertage, wo die Thauwinde mit ihrer furchtbaren Heftigkeit wehten, sich in solch gebrechlichem Fahrzeug auf das wild empörte Meer hinauswagen können; aber es waren keine Zuschauer da. Regungslos lag weit und breit das unfreundliche Gestade, hie und da ragte eine Uferklippe mäßig hervor, dann breitete sich landeinwärts die öde schneebedeckte Ebne, über die der See wind in dumpfem Einerlei hinstrich.

Aus dem von der Gewalt des Windes und der Wellen heftig an das steinigte Ufer geworfenen und deshalb zerschellten Boote krochen allmälig einige in dürftige Lumpen gehüllte Männer hervor und wateten durch das seichte Wasser bis zum trocknen Lande. Halb er

ſtarrt vor Froſt und Näſſe langten ſie dort an. Zwei von ihnen wieſen ſich durch die Sorge, welche ſie um das zerbrochene Fahrzeug trugen, als Schiffer aus, indem ſie ſich Mühe gaben, daſſelbe vermittels Stricken näher an's Land zu ziehen und es dort zu befeſtigen. Auch blieben ſie bei dem Schifflein zurück und machten Anſtalt, darin zu übernachten, während die andern Drei ihren unerfreulichen Weg landeinwärts fortſetzten. Graue, feuchte Nebel zogen indeſſen über das Land und verkümmerten den betrübten Wanderern auch noch das Wenige von der Ausſicht, was ihnen die Dämmerung gelaſſen hatte; der kalte Wind fand an ihnen den einzigen ihm ſich widerſetzenden Gegenſtand, und pfiff ihnen durch die gefrornen Kleider, daß ihnen das Herz im Leibe zitterte, da die grobe Linnen ihrer Beinkleider und die abgetragenen, hie und da gar zerfetzten Tuchjacken, woraus ihre Bekleidung beſtand, ohnedies nicht geeignet waren, einen Menſchen im Winter und Sturm zu wärmen.

Der Jüngſte und, wie es ſchien, Schwächſte dieſer drei Nachtwanderer war von den Mühſeligkeiten einer ſtürmiſchen Meerfahrt auch am meiſten angegriffen und vermochte kaum den Schritt der beiden Andern mitzuhalten, auch rief er endlich ſchmerzhaft:

„So wahr mir Gott helfe! ich glaube, daß ich dieſe Nacht umkomme. Das Fieber ſetzt mir immer heftiger zu und überbrütet mich bald, daß ich in's Meer ſpringen möchte, um mir die qualvolle Glut zu kühlen, bald ſchmerzt mir das Mark in den Knochen vor entſetzlichem

Froſt. Ich fürchte, daß mich bald alle Kräfte verlaſſen werden und ich auf dieſer traurigen Schneefläche liegen bleiben muß, um hier zu ſterben. Courtin, dann verlaß mich nicht eher, als bis ich todt bin; ich beſchwöre Dich um Gottes und aller Heiligen willen! Hab' ich geendet, dann löſe mir das Etui von der Bruſt und bring' es dem Könige von Schweden mit der Meldung meines Todes. Hörſt Du! Schwöre mir das erſt auf's Kruciſix zu!"

„Tête-bleu!" rief der Franzeſe halb unmuthig, halb wehmüthig, „ſprecht mir doch nicht vom Sterben. So lang' ich Euch noch auf den Beinen ſehe, wird's keine Noth haben. Tretet nur wacker auf, Mylord, daß Ihr recht in Gang kommt. Gebt mir Euern Arm. Nun wird's gehen. Auch müſſen wir doch in ein verdammtes Neſt kommen, wo wir uns betten können, und wenn's noch ſo ſchlecht iſt. Nicht wahr, Bruder Ankarfield?"

„A parole d'honneur!" verſetzte der dritte Mann. „Ich wollte gleich meine Ehre zum Pfande ſetzen, wir kommen bald in einen Ort, wo wir uns erquicken und ausruhen können bis zum Morgen. Wenn das Volk nur nichts von der freiherrlichen Kaſſe wittert. Ich denke doch nicht. Ich habe die Katze eng um den Leib gegürtet, und unter ſolchen Lumpen vermuthet man keine zehntauſend Thaler."

„Aber, mon dieu! wie ſeid Ihr nur dazu gekommen, das Geld mitzunehmen? Selbſt wenn es die Heiländer genommen hätten, ſo hätten ſie es dem König von

Schweden bei Heller und Pfennig wieder herauszahlen müſſen," ſagte Courtin.

„Ei, das ſteht noch ſehr zu bezweifeln. Das Geld war im Haag, der Baron und ich in Arnheim, als er arretirt und in's Gefängniß geſetzt wurde. Als ich nun Hals über Kopf zu Euch nach dem Haag kam, hatten die Herren Generalſtaaten noch nicht daran gedacht, die Effecten des Barons in Beſchlag zu nehmen und die Dienerſchaft anzuhalten. Aber nicht wahr, wir erhielten Abends einen Wink von dem, was am folgenden Tag geſchehen ſollte? Nun muß man eher Alles fahren laſſen, als die Ehre, und als des Barons Kammerdiener und Chatoullier wär' ich geblieben und hätte den Herrn Generalſtaaten mein Geld bis zum Pfennig zugezählt, und ſo hätten ſie's auch zurückzahlen müſſen. Aber der Herr Lord trieb ja ſo gewaltig zur Flucht, daß ich nicht widerſtehen konnte. Was hätt' es mir verſchlagen, ich wäre geblieben, wo das Geld blieb, und ſie hätten mich wieder freigeben müſſen, wie das Geld. Wenn ich aber ging, mußte das Geld auch mitgehen; ſo verlangt es meine Ehre. Gott wüßte, wer das Sümmchen an ſich genommen hätte, war ich fort; Niemand hätte etwas davon wiſſen wollen, und unſer König, der das Geld nöthiger braucht, als wir Alle, wäre drum geweſen. So aber übergebe ich die Katze mit meinem Beleg Sr. ſchwediſchen Majeſtät, meinem großmächtigſten Herrn ſelbſt, und habe große Ehre davon; und auf meine Ehre zu halten, hat mich meine ſelige Mutter gelehrt. Nun, Ihr habt

ſie ja gekannt, wie Ihr mir geſagt habt, und ſeid zur Zeit ihres Todes in Stockholm geweſen. Gott habe ſie ſelig mit ihrer Ehre!“

„Ehrenfeſter Sproß eines ehrenreichen Baumes,“ perorirte der Franzoſe, „Ihr habt in Eurer hohen Weisheit aber nicht daran gedacht, was nun wirklich eingetreten iſt, daß uns der Sturm an die feindliche Küſte verſchlagen könnte. Ihr hättet doch weit beſſer gethan, das Geld den Generalſtaaten zu übergeben, die es Ehrenhalber wieder zurückzahlen mußten, die Fälle mochten lauten, wie ſie wollten, als daß Ihr es wahrſcheinlich nun dem Könige von Dänemark übergeben müßt, der nichts zurückzahlt, ja Euch nicht einmal Dank dafür ſagen wird.“

„Sacre dieu!“ rief der Kammerdiener ärgerlich. „Bin ich etwa daran Schuld, daß wir uns in Ermangelung eines andern Schiffs in den morſchen Schachteldeckel ſetzten und davonfuhren, als wäre der leibhaftige Teufel hinter uns? Hat nicht der Herr Lord, obgleich er ſelbigen Tag ſchon krank war — ich hab's ihm angeſehen — das Alles betrieben und uns animirt, daß wir uns in dieſe Lumpen ſteckten und heimlich, wie Diebe davonſchlichen? Was es nun auch mit der Gefangennehmung des Baron für ein Bewandtniß haben mag, wir konnten immerhin ruhig bleiben. Freilich, wenn die Herren einen Lord in Euch entdeckt hätten, ſo möchte es wohl nicht ſo ganz ohne Fährlichkeit für Euch abgelaufen ſein.“

„Wenn man des Herrn Lords Schreibtafel genommen und geöffnet hätte," verſetzte Courtin, „ſo wär' er in ſehr große Verlegenheit gekommen."

Palmeſtone ſeufzte tief auf und griff mit fiebriſch zitternder Hand nach dem Etui, gleichſam um ſich zu verſichern, daß er noch im Beſitz deſſelben ſei. „Es wäre ſicherlich mein Tod geweſen, wenn man mir das Büchlein entriſſen hätte," ſagte er mehr für ſich, als für die Andern mit bebender Lippe. „Gott!" rief er gleich darauf, „ich bin nicht mehr im Stande, noch drei Schritte zu thun. Es iſt wahr, die Gefangennehmung des Grafen hat mir einen faſt tödtlichen Schrecken bereitet. Wer hätte das auch nur denken ſollen, an der Schwelle des Tempels, wo die Erfüllung aller Wünſche, die Gewährung aller Hoffnungen bereitet war, da noch vom neidiſchen Geſchick erfaßt zu werden! Ich bin krank, todtkrank! Ich werde ſterben, ach, und ſo ruhmlos und unbekannt meine unſelige Laufbahn beſchließen."

„Peines de Dieu! Ihr ſollt nicht ſterben!" fluchte Courtin. „Wohlauf! noch hab' ich gute Kräfte und meinen tüchtigen Körperbau, der etwas vertragen kann. Könnt Ihr nicht mehr gehen, Mylord, ſo will ich Euch tragen, und wär's die ganze Nacht hindurch."

Der treue Franzoſe kauerte an den Boden nieder und lud den kranken jungen Mann auf ſeinen breiten Rücken, ſo daß ſeine Arme auf der Bruſt und ſein krankheitſchwerer Kopf an dem Kopfe des Bootsmanns

ruhte. „Ich habe aus lauter Liebe zu Euch," ſagte er dann, „mein geringes Loos einmal an das Eurige angebunden, und es ſoll beim Himmel nicht eher davon abkommen, als bis der Tod mit ſeiner unerbittlichen Scheere ſelbſt durchſchneidet."

„Braver Burſche! Gott wird Dir vergelten, wenn ich es nicht kann, und ich fürchte, ich werde es nicht können," lispelte der Kranke; und der Marſch ging wieder vorwärts in der Richtung, welche der geweſene Kammerdiener des Baron Görz angab.

Dieſer fluchte zuweilen was Weniges, und verſicherte auf ſeine Ehre, daß er das alberne Jütland genau kenne, indem er in Hadersleben als Barbiergeſelle geſtanden, daß er ſich aber wegen der Nacht und des Nebels durchaus nicht finden könne.

So mochten ſie unter mancherlei verdrießlichem Geſpräch eine Stunde über das unwirthliche Schneefeld gegangen ſein, als Ankarfield, der etwas vorausgeeilt war, jubelnd einen betretenen Pfad verkündete. Der Schluß, daß er zu einer von Menſchen bewohnten Stätte führen müſſe, war leicht und erfreulich. Die Gewißheit, um bald ein Ziel zu erreichen, gab neue Kräfte, und ſo ſchritten ſie rüſtig auf dem Pfade hin. Sie waren auch noch nicht lange gewandert, als ſie Hundegebell vernahmen und ihnen aus der Dämmerung die Umriſſe eines Hauſes entgegentraten.

Der Kammerdiener war flink an der Thüre und rief ſo laut als möglich nach Menſchen. Es erſchien

auch sofort Licht; ein keckes, junges Weib trat aus der Stube und fragte nach dem Begehr der späten Ankömmlinge.

„Dieu soit bénisse!“ sagte Ankarfield, „daß wir nur ein menschlich Angesicht erblicken. Wir haben uns verirrt und suchen ein Obdach. Wir bitten Euch um Gotteswillen, gebt uns ein solches. Mehr noch als wir bedarf es der kranke Mann auf dem Rücken meines Begleiters dort.“ Courtin trat mit seiner Last eben in die Thüre.

„Ihr seid hier in einem Gasthofe,“ versetzte die Frau hart und herzlos, „und wenn Ihr Geld habt, könnt Ihr Alles verlangen, was zur Bequemlichkeit eines Reisenden gehört, er mag gesund sein, oder krank.“

„Gottlob!“ seufzte der Kammerdiener mit einem innern Wohlbehagen auf, und setzte dann unvorsichtig hinzu: „An Geld fehlt's uns nicht.“ Dabei griff er unwillkührlich nach der Geldkatze, welche Bewegung den lauernden Blicken des Weibes keineswegs entging. „Nun so tretet hier herein in die Gaststube,“ sagte sie. „Ihr werdet noch mehr Gäste und angenehme Unterhaltung finden: Befehlt, was Ihr zu speisen wünscht.“

„Dafür wollen wir Euch sorgen lassen,“ sagte der Kammerdiener, und trat höflich grüßend in die Stube. Palmestone half sich mit Mühe von Courtin's Rücken und wurde von ihm in die Stube geführt. Eine Anzahl von ungefähr zwölf Männern saßen an Tischen um den ungeheuren Ofen herum, und vertrieben sich

die Zeit mit der Karte und den Würfeln. Die Wirthin — als ſolche gab ſich die junge Frau bald kund — machte für den Kranken einen Platz hinter dem Ofen, weil ihm die Kälte die Glieder furchtbar ſchüttelte, ſo daß er kaum ſeiner Sinne mächtig war und jeden Augenblick zu ſterben glaubte. Die Wirthin ging, um eine warme Suppe zu beſorgen. Die ſpielenden Männer bekümmerten ſich wenig um die neuangekommenen Gäſte; ihr ganzes Geſpräch bezog ſich nur auf das Spiel. Dazu tranken ſie Branntwein aus hölzernen Krügen. Aus ihren wüſten Geſichtern war nicht viel Erfreuliches zu leſen, eben ſo wenig konnte man aus ihrer geringen Kleidung oder ſonſt woraus abnehmen, was ihr Gewerbe ſei und weshalb ſie in ſolcher Anzahl hierhergekommen. Ankarfield vermuthete, daß in der Nähe ein Dorf liege, und daß dieſe Gäſte, obgleich ſie nicht wie Bauern ausſahen, von dorther hier zuſammengekommen ſeien. Er rückte daher, während Courtin mit ſeinem Herrn beſchäftigt war, näher und redete den ihm zunächſt Sitzenden an; „Permission, Monsieur! Ihr ſeid wohl vom nächſten Dorfe?“ Der Kerl ſah ihn mit großen Augen an und ſagte dann mit einem widrig ſchlauen Geſicht: „Woher kommt Ihr denn, daß Ihr nicht wißt, wo Ihr ſeid? Eure Frage und Eure Sprache, die mehr ſchwediſch klingt, als däniſch, verrathen zur Genüge, daß Ihr mit dieſem Lande ziemlich unbekannt ſeid. Auch ſtehen Eure franzöſiſchen Wörter im ſtarken Widerſpruch mit Euern Kleidern.“

„Wollet mir zuvor gefälligſt auf meine Frage antworten: in welcher Gegend von Jütland befinden wir uns eigentlich?“

„Nun auf der Jütländiſchen Halde; in einem Umkreiſe von mehreren Meilen iſt an kein Dorf zu denken. Drum ſagt, Schwede, woher kommt Ihr, wohin wollt Ihr?“

Der Kammerdiener erzählte ein Gemiſch von Wahrheit und von Lüge, was den Männern auch auffällig zu ſein ſchien; denn ſie warfen ſich bedenkliche Blicke zu. An dem einen Tiſch, an welchen ſich Ankarfield geſetzt, hatten ſie die Karten weggelegt und fingen es darauf an, den Kammerdiener, mit deſſen Verſtandeskräften es eben nicht weit her war, auszufragen und in ſeinen Antworten zu verwirren. Unterdeſſen war auch Einer hinausgegangen; dieſer redete, wiederkommend, mit einer den Andern wohlverſtändigen Augenſprache; die Wirthin hatte ihm in der Küche ihre Wahrnehmung mitgetheilt. Ankarfield ſah ſich plötzlich in ein Geſpräch verwickelt und ganz von den Männern umgeben. Er hatte ſich gleich ſeinen Kameraden für einen Schiffer ausgegeben, beſtand aber die Probe ſchlecht.

„Wir ſind Schiffer, Patron,“ rief Einer, „laßt doch ſehen, ob die Andern auch ſolche Lügenhunde ſind.“ Und damit wandten ſie ſich zu Courtin, der ſich aber in ſeiner kauderwälſchen Sprache weit beſſer als Seemann auswies. Mit dem kranken Palmeſtone war nicht

zu ſprechen. Man ließ den Franzoſen alſo ferner ungeſchoren und wandte ſich zu dem Schweden.

„Wißt Ihr, Mann, wie wir Euch thun würden, wenn wir auf dem Waſſer wären?“ ſagte der Eine, welcher draußen bei der Frau geweſen war, „wir würden Euch beim Hoſenbunde faſſen und vom Borde hinab in's Waſſer tauchen, daß die Fluth über Euch zuſammenſchlüge, um Euch den Lügengeiſt auszuwaſchen. Seht ſo!“ Und damit ergriff er ihn mit gewaltiger Fauſt hinten bei der Geldkatze und hob ihn in die Höhe, daß der höchlichſt erſchrockene Kammerdiener laut aufſchrie: „Laßt mich los! Laßt mich los! Ich bin ein Barbier.“ Die Andern lachten und ſetzten ſich wieder zum Spiel, der handgreifliche Kerl ſagte trocken: „Nun, eh' Ihr morgen abreiſt, guter Freund, ſollt Ihr mir erſt den Bart abnehmen.“

Durch die wohlthätige Wärme des Ofens neu belebt und durch den Angſtruf des Kammerdieners ermuntert, ſchlug Palmeſtone die Augen auf und richtete ſie auf die Geſellſchaft, die er von ſeinem Sitze aus ganz überſehen konnte. Doch war's ihm nicht anders, als ſeien ſeine Sinne von einem wunderbaren Spiel wirrer Phantaſie befangen; denn er glaubte einige Augenblicke lang in Hamburg auf dem Kaffeehauſe unter den däniſchen Werbern und ihren Spionen zu ſein, dann wollte es ihm wieder bedünken, als ſei er in Stockholm in der Schenkſtube der Frau Ankarfield; denn all' dieſe wüſten Geſichter an den Tiſchen kamen

ihm bekannt vor, dieſe entſetzlichen Augen, die mit ſolch unheimlicher Glut auf die ſchwarzpunktirten Knöchel ſtierten, hatten ihn ſchon in ſeinem innerſten Herzen verwundet, dieſe rauhen und widrigen Töne einer gemeinen Sprache waren ihm ſchon durch Mark und Bein gezittert, und er konnte ſich nicht aus der Verwirrung ſeiner Sinne herausfinden. Indem er vergeblich ſich anſtrengte, mit ſich ſelbſt in's Klare zu kommen, brachte die Wirthin die Suppe, und rief hinter den Ofen: „Kommt hervor und erquickt Euch.“ Kaum aber hatte er ſich auf den für ihn beſtimmten Sitz geſchleppt, als ſeine Augen auf den ihm gegenüber am andern Tiſche ſitzenden Mann fielen, und er augenblicks auch den Spion erkannte, den er in Hamburg als dienſtbaren Geiſt des Werbelieutenants Kreuz und in Stockholm als Seemann getroffen, den er das Scheermeſſer aus der Kapſel der Frau Ankarfeld hatte nehmen ſehen, welches man nachher neben dem damit ermordeten Diener ſeiner Schweſter gefunden hatte. Dieſe Entdeckung jagte ihm einen Schauder nach dem andern durch die Seele und über den ganzen Körper; er konnte kaum den hölzernen Löffel halten, womit er die Suppe verzehren wollte. Auch war ihm die Kehle wie zugeſchnürt. Er fiſchte deshalb, um ſich den Anſchein der Unbefangenheit zu geben und um Zeit zu gewinnen, ſich etwas zu faſſen, mit dem Löffel in der Suppe herum und that, als ſpeiſe er davon. Da bemerkte er zu ſeinem neuen Schrecken, daß eine fettige Materie

auf der Suppe ſchwimme, welche nicht zu den weſentlichen Beſtandtheilen derſelben gehöre, und ſeine mediciniſchen Kenntniſſe beſtätigten gar bald den Verdacht, daß irgend ein gemeines Gift an der Suppe ſei. „Courtin,“ ſagte er, „rücke mir doch den Stuhl etwas näher an den Tiſch; ich ſitze nicht bequem.“ Der dienſtfertige Franzoſe that es, in demſelben Augenblicke flüſterte ihm Palmeſtone in das nah' an deſſen Mund gekommene Ohr: „Gift!“ und deutete mit den Augen auf die Suppe. Der ſchlaue Bootsmann verſtand, und als gleich darauf auch für ihn und Ankarfield das Eſſen kam, ließen ſie die Suppe aus ihren Löffeln unbemerkt in das unter dem Tiſche liegende Stroh laufen.

Der von Palmeſtone erkannte Spion fand auch weiter nicht für nöthig, ſich zu verbergen; vielmehr rief er mit einer gewiſſen Freundlichkeit, gleichſam als fände er einen alten Bekannten:

„Ei, da treffen wir uns ja ſchon wieder, guter Freund; heißt Ihr nicht Flaxmann? Ja, ja, ſo iſt Euer Name. Ihr wollt wohl nach Kopenhagen, um dem däniſchen König Eure Schuld abzutragen? Das iſt ſehr redlich von Euch gedacht und gehandelt.“

„Was habt Ihr hier zu thun?“ fragte der Lord.

„Ei, wie Ihr doch verdammt neugierig ſeid!“ höhnte der Kerl. „Ich liege hier und warte das Wetter ab, um auf den Häringsfang zu gehen. Wißt Ihr's nun? Ich hab' Euch noch nicht um Euer Ge-

werb gefragt, obgleich ich wohl weiß, daß Ihr ein weit einträglicheres habt, als Häringe zu fangen. Wir sahen uns in Stockholm nicht wieder, weil Ihr, wie ich hörte, dem Kammerdiener der reichen Engländerin ein blutiges Halsband mit blanken Stahl gemacht und der Dame selber eine bleierne Pille eingegeben, um ihre Goldfüchse zu fangen. Freilich, ein Fuchsjäger hat beſſern Lohn als ein Häringsfänger.“

Die Geſellſchaft belachte den rohen Witz; dem Engländer wurde aber nur um deſto ſchlimmer zu Muthe. Er ſah den gefährlichen Witzling mit ſo hohlen geſpenſtigen Augen an, daß dieſem das Lachen ſchier verging, wenigſtens artete es in ein erzwungenes Wiehern aus. Der Gedanke, vom Mörder des Kammerdieners ſelbſt auf deſſen Mord angeklagt zu werden, ſetzte Palmeſtone ſo furchtbar zu, daß ihm die Sinne bald vergingen und er ohnmächtig in des herbeigeſprungenen Courtin's Arme ſank. Dieſer verlangte von der Wirthin ein eignes Zimmer mit drei Betten, wohin er den Kranken ſogleich bringen wollte.

„Ich kann Euch nur eine Kammer mit zwei Betten geben,“ ſagte ſie; „der dort,“ ſetzte ſie auf Ankarfield deutend hinzu, „muß hinten auf der Bodenkammer ſchlafen.“

„Wir ſchlafen alle Drei zuſammen,“ verſetzte dieſer, „und haben unſer zwei für dieſe Nacht auch in einem Bette Platz.“

„Es geht nicht an!“ fuhr die Wirthin heftig heraus. „Doch wie Ihr wollt,“ fuhr ſie beſänftigend fort, gleichſam als befürchte ſie, ſich verrathen zu haben.

Sie ging voran, um zu leuchten; Ankarfield und Courtin faßten ihren Begleiter, um ihn zu tragen und ſagten den Gäſten gute Nacht. Sie mußten durch eine hohe und geräumige Hausflur, in welcher allerlei Wirthſchaftsgeräth, leere Fäſſer u. dgl. umherſtand, dann ging's eine ſteile Stiege hinan und auf einem offenen Gange hin bis zur Kammerthüre. Der Gang liegt im inneren Raume des Hofes hin, und Courtin beſah ſich die Höhe, die eben nicht beträchtlich war. Soviel er in einigen Augenblicken unterſcheiden konnte, war der Hof hinten ebenfalls verbaut. Die Wirthin öffnete die Kammer; der Kranke wurde hineingetragen und in ein Bett gelegt; die Frau wich nicht von der Stelle.

„Stellt nur das Licht auf den Tiſch,“ ſagte Ankarfield zu ihr, „wir bedürfen Eurer Hülfe nicht mehr.“

„Nein!“ verſetzte ſie heftig. „Das Licht kann ich Euch nicht laſſen. Die Hütte iſt nur von Balken und Brettern zuſammengezimmert, die ganze Kammer liegt voll brennbaren Zeugs, und wenn ein einziger Funken abfiele und das kleinſte Fädchen finge Feuer, ſo brennte in ein Paar Minuten das ganze Neſt wie eine Fackel.“

„Wir wollen uns mit dem Lichte ſehr vorſehen. Ihr könnt Euch auf die Gewiſſenhaftigkeit zweier Männer verlaſſen.“

„Ihr gebt mir kein neues Haus, wenn mir das abbrennt. Ihr hättet mir eben das Ausſehen dazu. Das Licht kann ich Euch auf keinen Fall laſſen. Legt Euch nur zu Bette oder ich gehe fort und laß Euch im Dunkeln ſtehen.“

„So habt doch Vernunft, Frau. Ihr ſeht da den todtkranken Mann. Er kann uns ja in einer Stunde ſchon ſterben und ſchwerlich wird er das Tageslicht wiederſehen. Sollen wir ihn denn im Dunkeln dahinfahren laſſen?“

„Das Licht wird ihn auch nicht halten,“ ſagte die Wirthin kurz und ſchlug die Thür zu.

Jetzt hatten die drei Reiſegefährten Gelegenheit, ſich über ihre ſchwierige Lage zu berathen. Auch Palmeſtone war wieder zur Beſinnung und wie durch eine wunderbare Fügung zu einigen Kräften gekommen.

„Daß wir in eine Mörderhöhle gerathen ſind, leidet keinen Zweifel,“ ſagte er. „Es kommt nun nur darauf an, uns wieder herauszufinden; denn bleiben wir dieſe Nacht, ſo ſieht keiner von uns den Morgen.“

Das ſahen die beiden Andern auch ein.

„Aber wie kommen wir fort?“ fragte Ankarfield. „Wenn Ihr geſund wäret, Mylord, und könntet Euch eine Strecke forthelfen, ſo wäre Flucht möglich; wir ſprän-

gen in den Hof hinaus und ſuchten einen Ausgang aus demſelben.“

„Dies bin ich nicht im Stande. Nicht drei Schritte vermag ich zu gehen,“ ſagte er mit ſchwacher Stimme. „Rettet Euer Leben, Freunde, mich laßt im Stich. Mein Leben wäre wahrſcheinlich ohnedies bald abgelaufen, was liegt an einer Stunde mehr oder weniger meines elenden, kummervollen Daſeins? Ihr vermögt mich nicht zu retten, wohlan, ſo rettet Euch ſelbſt!“

„Nimmermehr!“ ſagte Courtin entſchieden. „Lieber will ich mit Euch bleiben und mit Euch ſterben. Monſieur Ankarfield, geht Ihr allein.

„Ach Gott! Mit Freuden! Wenn ich doch nur wüßte, wohin?“ weinte der verzagte Barbier. „Ich muß meine Ehre retten und mein Geld; wenn das nicht wäre, ſo würde ich auch bei Euch bleiben und mit Euch ſterben. Am Leben liegt mir nichts, an der Ehre Alles. Hilf Himmel, wenn ich hier todtgeſchlagen würde und kein Hahn danach krähte, ſo würde man ſagen: Er iſt damit durch die Lappen gegangen. Der Name Ankarfield wäre mit Schande überdeckt; meine Ehre wäre für ewig mit mir begraben. Und was würde der Herr Baron ſagen? Und vollends des Königs Majeſtät? Meine Mutter würde ſich im Grabe umwenden.“

„Ja, ſo geht nur, Herr, und macht nur, daß Ihr fortkommt!“ ſagte der Franzoſe barſch.

„Wohin denn? Wohin denn? Ich weiß bei meiner Ehre nicht wohin?“

„Tête bleu! Der Naſe nach. Geht vor die Kammerthüre, ſpringt in Gottes Namen in den Hof hinab und ſucht Euch dann weiter fortzuhelfen. — Aber damit iſt uns noch nicht geholfen, Mylord," wandte ſich der Bootsmann zum Kranken. „Sollen wir uns ruhig hier todtſchlagen laſſen, wie in der Falle gefangene Mäuſe? Nimmermehr!"

„An meine Flucht denke nur nicht," verſetzte Palmeſtone. „Was hülfe ſie? Ich würde draußen ſterben. Auch liegt mir, bei Gott! nichts mehr am Leben, ſeit meine Pläne von Neuem ſo gänzlich geſcheitert ſind. Nur einen Wunſch habe ich noch, und deſſen Erfüllung verlange ich von Dir. Schwöre mir zu, zu thun, was ich Dir befehle, um was ich Dich flehentlich bitte."

„So wahr mir Gott helfe, die reine Jungfrau und ihr benedeiter Sohn!" ſagte Courtin feierlich, „ich will thun, was Ihr von mir begehrt, Mylord."

„Wohlan, ſo nimm dies Etui. Es iſt mein einziger Wunſch, daß es nicht in profane Hände komme, daß man nach meinem Tode keinen Mißbrauch damit treibe. Es enthält das Heiligthum meines Lebens." Mit dieſen Worten zog er die rothe Schreibtafel hervor, überreichte ſie dem treuen Bootsmann, und fuhr dann fort: „Nun gehe wieder in die Wirthsſtube hinab und ſage: ich ſei eben im Sterben begriffen. Dadurch gewinnſt Du jedenfalls Gelegenheit, aus dem Hauſe zu entwiſchen. Ich aber will mich todt ſtellen, und das wird den Mördern nicht auffallen, da ſie uns Gift gegeben haben.

Suche ſo ſchnell als möglich einen Ort zu erlangen, mache eine Anzeige und komme mit Hülfe hierher. Iſt es Gottes Wille, ſo lebe ich noch, und Du kannſt dann weiter für mich ſorgen; findeſt Du mich aber todt, ſo begrabe mich und bring' das Etui dem Fräulein Chriſtine von Ove, Hofdame der Königin von Dänemark. Sag' ihr, daß ich ſie bis zum Tode heiß und wahr geliebt habe und daß ſie dies Büchlein zum Andenken an den unglücklichſten aller Menſchen aufbewahren, aber nie einem Menſchen ſagen möge, welches ſein Inhalt ſei. Sag' ihr das! Und nun geh'! Doch nein, das Crucifix gieb mir daraus; ich will es auf meine Bruſt legen und beten." Er öffnete das Büchlein zitternd beim Dämmerſcheine, den das ſchwache Schneelicht durch das einzige alte Fenſter der Kammer warf, und nahm das Kreuzheilandbild mit dem der Gottesmutter heraus, drückte es an ſeine bebenden Lippen und übergab dem weichgewordenen Bootsmann die Schreibtafel.

In dieſem Augenblick ging die Thüre wieder leiſe auf und der furchtſame ehrliebende Kammerdiener, welcher während des Geſprächs der Beiden von ungeheurer Angſt hinausgetrieben worden war, kam wieder hereingeſchlichen. Die Todtenbläſſe ſeines Geſichts und ſein zu Berge geſträubtes Haar vermochten die beiden Andern nicht zu erkennen, wohl aber hörten ſie das entſetzliche Klappern ſeiner Zähne. Kaum war es ihm möglich, einige abgeriſſene Worte zu flüſtern.

„Ich denke, Ihr ſeid mit Eurer Geldkatze ſchon lange in freiem Felde?“ fragte Courtin.

„Ach Himmel!“ verſetzte der Andre; „ich gehe auf den Gang hinaus, und ſuche mir mit den Händen tappend eine bequeme Stelle zum Hinablaſſen; da gerathe ich denn am Ende des Ganges an eine Thüre und vermuthe, es möchte wohl hier eine Treppe in den Hof hinabgehen. Die Thüre iſt nicht verſchloſſen, ich gehe hinein und fühle und fühle, bis ich mit dem Fuße an einen Gegenſtand ſtoße. Ich bücke mich darnach und greife in ein kaltes Geſicht. Es liegen noch mehr Leichen in der Kammer. Parole d'honneur! Ich kann vor Schrecken kaum ſtehen.“

„Das ſind Fremde, die wahrſcheinlich heute ſchon oder in der vorigen Nacht hier erſchlagen worden ſind,“ ſagte Courtin. „Mir kommt ein guter Gedanke ein. Führt mich in die Kammer. Nehmt Ihr eine Leiche; ich nehme eine. Wir legen ſie zuſammen in's Bett. Ihr ſpringt dann in den Hof hinab, und ich will Euch ſchon dazu behülflich ſein. Ich gehe dann in die Wirthsſtube und melde den Tod des Lord, und ſehe zu, daß ich Euch nachkomme.“

Es geſchah, wie der Franzoſe angegeben hatte. Mit der größten Vorſicht wurden aus der Mordkammer ein Paar Leichname herausgezogen, in die Schlafkammer gebracht und hier zuſammen in's Bett gelegt. Nun ließ Courtin an einem zum Strange gedrehten Laken den Kam-

merdiener in den Hof hinab und ging noch einmal zu Palmestone.

„Mylord!“ sprach er, „ich gehe. Behüte Euch Gott!“

„Er begleite Dich!“ stöhnte der Kranke.

Mit einem leisen Frösteln durch die Glieder und einem nicht zu unterdrückenden Zittern tappte nun Courtin nach der Treppe und rief dabei so laut als möglich: „He! Holla! Licht her!“ Es dauerte auch nicht lange, als die Wirthin schimpfend aus der Stube kam.

„Was habt Ihr denn vor, Ihr unruhiger Nachtvogel?“ rief sie entrüstet.

„Ach, liebe Frau Wirthin,“ flehte Courtin, „unser kranker Begleiter hat bis jetzt mit dem Tode gerungen und ist so eben gestorben. Ich bitt' Euch sehr, gebt uns doch ein Licht; uns wird bei dem todten Manne ganz grausig zu Muthe in der Kammer!“

„Was geht das mich an?“ erwiederte das Weib. „Das Licht wird ihn nicht wieder lebendig machen, und so Ihr ein Furchthaase seid, so wird Euch die Hellung keine Herzhaftigkeit einflößen. Packt Euch in's Bett, oder ich laß den Hund los, der soll Euch hineintreiben.“ Damit ging sie wieder in die Stube und schlug die Thüre heftig zu. Courtin hatte während ihrer Rede nach einem Ausgang umherspionirt, aber nichts entdeckt. Doch hatte er nicht umsonst die leeren Fässer in der Hausflur gesehen. Er horchte noch einmal in den Hof hinab, da er aber dort nicht das leiseste Geräusch ver-

nahm, ſo muthmaßte er, daß Ankarfield glücklich entkommen ſei; anfangs wollte er ihm nach, doch hielt ihn die Liebe zum Lord und eine gewiſſe franzöſiſche Neugierde, zu erfahren, was aus der Sache werden möchte, zurück, und er zog es vor, auf den Zehen in die Hausflur hinabzuſchleichen und in eins der großen Fäſſer zu ſchlüpfen. Hier verhielt er ſich ganz ruhig und wartete in Geduld und nicht ohne Herzklopfen über zwei Stunden. Da — in der Mitternachtsſtunde — ging die Thüre auf, und zwei der Mordgeſellen traten heraus, jeder ein blankes Beil in der Hand. Das Weib leuchtete ihnen vor. Der Spion war dabei.

„Einen Schlag hat uns der Trude ihre gute Suppe erſpart," ſagte der Spion, „und wahrlich, es iſt gut, daß ihn Gevatter Hain ausgeſpannt hat; er hätte mich gedauert, wenn er das Beil hätte koſten müſſen. Den beiden andern Schlingeln iſt's eher zu gönnen."

„Zumal dem mit der ſchweren Geldkatze," ſagte der Andre.

„Schlagt nur Beide zugleich zu," bemerkte das Weib, „daß nicht einer entwiſcht. Ich will den Hund loslaſſen aus Vorſorge," damit ſtellte ſie das Licht auf die Treppe, ohnfern dem Faſſe, in welchem Courtin verborgen war, ging zur Hausthüre, öffnete und trat hinaus. Gleich darauf kam ſie zurück, von einem großen Hunde gefolgt, und die Thüre wurde nicht wieder verſchloſſen. Sie ergriff das Licht wieder und die beiden Männer ſammt dem Hunde gingen ihr nach, die Stiege hinauf. Kaum hörte Cour-

tin ihre Schritte verhalten, als er aus dem Faſſe ſchlüpfte und mit einigen ſchnellen, auf den Zehen ausgeführten Schritten die Thüre gewann. Einen Augenblick darauf war er im Freien. Gewandt wie ein Aal drückte er ſich raſch an dem Hauſe hin und raſete dann in wüthender Eile querfeldein, ohne Plan und Gedanken und nur von der entſetzlichſten Angſt gepeitſcht, die Mörder möchten ihn verfolgen. Aber ſchon war er eine halbe Stunde gelaufen, und nun nahm er einen gemäßigten Schritt an und ſuchte ſich in der Gegend zu orientiren, um wo möglich einen Ort aufzufinden, was ihm auch wirklich gelang.

Fünftes Capitel.

Palmeſtone lag in einem Zuſtand, der faſt der gänzlichen Bewußtloſigkeit gleichkam. Seine Glieder waren kalt und ſtarr wie die eines Todten, kaum fühlte er noch den leiſen Pulsſchlag ſeines Herzens. Doch ſeine Seele war in Thätigkeit; eine ihm ſelbſt unerklärliche Angſt trieb ſie umher, ohne daß er ſeines Zuſtandes ſich recht klar hätte bewußt werden können. Endlich vernahm er ein Geräuſch, und als er die Augen aufſchlug, ſah er beim dürftigen Schneeſcheine, wie die ihm gegenüberſtehende Wand leiſe zurückwich. Einen Augenblick darauf vernahm er den entſetzlichen Klang zweier gewaltigen Schläge, mit den Mordäxten auf die Schädel der beiden Leichen faſt zu gleicher Zeit geführet, und dieſer Ton wühlte ihm durch Mark und Bein und ſchnitt ihm ſo durch die Seele, daß ihn die wenige Beſinnungskraft, die er noch beſeſſen, völlig verließ. Als er wieder zu ſich kam, mochte wohl über eine Stunde verfloſſen ſein, und er hörte einige Stimmen. Ein matter Lichtſtrahl von einer trüben Laterne blitzte ihm weither in's Auge.

„Die Kerle ſind ſchon eiskalt, die haben's kurz gemacht," ſagte eine rauhe Männerſtimme.

„Ich will die beiden Burſche auf mich nehmen," verſetzte eine andre. „Geh', Iwer, nimm Du den da drüben. Vor Geſtorbenen entſetz' ich mich, weißt Du." Damit wurden die beiden Leichen aus dem Bette gezogen.

„Daß Geld wird Frau Trude ſchon ſelbſt ſuchen," lachte der Erſte. „Darauf verſteht ſie ſich herrlich. Sie hat eine Naſe, wie ein Spürhund."

In dieſem Augenblicke wurde Palmeſtone von einer ſtarken Fauſt bei der Bruſt ergriffen und mit einem tüchtigen Schwunge auf den Rücken des Mannes geworfen. Durch die zurückgeſchobene Wand ging's nur ein Paar Schritte weiter, und ſie waren in der Fleiſchkammer, wie dieſe rohen Mörder den Ort nannten, wo die Leichen bis zur Unterſuchung aufgehäuft wurden. Palmeſtone wurde abgeworfen, die beiden Leichen kamen über ihn her zu liegen. Die Träger verließen nach einigen gemeinen Scherzen mit der Laterne den ſchauerlichen Ort wieder, an welchem Palmeſtone mit einem einzigen Blick mehre Leichen noch geſehen hatte. Ein widriger Todtengeruch wehte ihn an, die Schauer des Grabes rieſelten durch ſeine Gebeine. Die eiskalten Glieder der Todten an ihm verurſachten ihm einen Schmerz, der faſt dem glich, als wenn er mit einem glühenden Eiſen gebrannt würde. Da lag der Unglückſelige, der durch Geſetz und Recht zu einem ſchönen Looſe irdiſcher Wallfahrt beſtimmt geweſen war, unter einem Haufen gemordeter Männer, allein ein

Lebender, aber von aller menſchlichen Hülfe verlaſſen, dazu krank und elend, an ſeinem trüben Geſchicke verzweifelnd und ohne Hoffnung auf dieſer Erde. Das bleiche Licht der Mondesſichel, welche unterdeſſen aufgegangen war und mit kalter Theilnahmloſigkeit durch die Fenſterlücke in die Kammer ſah, zeigte ihm die Stätte des Grauens, in welche ihn die verruchte Hand der Mörder geſchleudert, und bereits fing etwas wie Wahnſinn in ſeinem Gehirn ſich an zu regen, wenigſtens griff er rechts und links um ſich, und ſtieß die Leichen mit wilden Verwünſchungen von ſich zurück. Er war ſchon nicht mehr im Stande, an Vorſicht zu denken, und würde ſicher verloren geweſen ſein, wenn nicht die ewige Vorſicht ſeiner gedacht hätte. — Denn in dieſem Augenblicke erhob ſich vom Hofe her ein klägliches, markdurchwühlendes Jammergeſchrei, der Hund ſchlug einmal furchtbar ſtark an, dann war er ſtill und winſelte nur zuweilen leiſe; das Geſchrei dauerte aber fort. Gleich darauf hörte Palmeſtone Stimmen im Hauſe. Man rief auf den Hof hinaus: „Was iſt das? Wer jammert und wehklagt ſo?"

„Der Barbier! Der Barbier, der geſtern Abend gekommen," rief es wieder kläglich und jammerte noch in mehren unverſtändlichen Worten fort. Aber kaum hatten die Mörder die erſten Paar Worte vernommen, als einer rief: „Hab' ich's nicht geſagt? Es iſt ein Wehrwolf oder ein Spukgeiſt! Der Flaxmann galt als ein Zauberer und ſchwarzer Magier; der macht den Spuk." Kaum hatte Palmeſtone dieſe Worte vernommen, als er wie toll auf-

ſprang, die Leichen in der Kammer polternd über einander warf und wild jauchzend ausrief: „Ja, ja er iſt's, der Zauberer! Er iſt von den Todten erſtanden und kommt, Euch die Hälſe umzudrehen!“

„Flieht!“ rief der Sprecher — der Spion — in wildem Entſetzen, und Hals über Kopf, wie das wüthende Heer, Einer über den Andern her, purzelte die ganze Schaar der Thüre zu; wer nicht zur Thüre hinaus konnte, ſtürzte ſich zum Fenſter hinaus. Keiner nahm ſich Zeit, ſich anzukleiden, das wüthendſte Entſetzen peitſchte ſie im bloßen Hemde mit bloßen Füßen davon. Eine Minute darauf war das Haus leer und Palmeſtone ging frei und ungehindert hervor durch die Hausflur und zu der noch offenſtehenden Thüre hinaus. Er ſah die geängſtete Rotte fliehen, und wählte den entgegengeſetzten Weg. In der höchſten Aufregung ſeiner Lebensgeiſter und in dieſem Augenblick allein mit dem Gedanken an ſeine Rettung beſchäftigt, allein von dem Wunſche beſeelt, nur jetzt nicht zu ſterben, dachte er jenem Jammergeſchrei, dem er doch eigentlich ſeine Rettung verdankte, nicht weiter nach, ſondern eilte nur ſo viel er konnte, von der Stätte des Schreckens. Und wirklich iſt Selbſterhaltung in ſolchen kritiſchen Augenblicken das ſelbſt dem edelſten Menſchen zunächſtliegende Gefühl. Wunderbar genug fühlte ſich der ſchnelle Wanderer durch die gräßliche Kataſtrophe geſtärkt. Die frühere Schwäche war von ihm gewichen, die Eiskälte war aus ſeinen Gliedern verſchwunden; nichts hinderte ihn an der Eile, mit welcher er ſeinen neuen Lauf be-

gennen hatte. Und ſo eilte er auf dem betretenen Wege fort die ganze Nacht hindurch. Als es ſchon lange Morgen war, ſah er erſt einen Ort vor ſich liegen. Aber ſeine Kräfte fingen von Neuem an zu weichen. Der heftigſten Anſpannung folgt, nach den Geſetzen der Natur, eine verhältnißmäßig noch ſtärkere Abſpannung, und noch ehe er den Ort erreichen konnte, ſank er aller Kräfte baar und ledig zu Boden. Zwar verſuchte er den Schnee zu lecken, und ſich dadurch wieder etwas zu beleben, aber die Sinne vergingen ihm, er konnte ſich der betäubenden Mattigkeit nicht erwehren; es kam über ihn, wie ein ſüßer Schlummer; eine leuchtende Engelsgeſtalt trat mit Chriſtinens freundlichen Zügen zu ihm, und ließ aus dem Kelch der Lilie, die ſie an langem grünem Stengel in der Hand hielt, einen Tropfen hold duftender Narden in ſeinen Mund träufen. „Es iſt der Tod, der Genius des Friedens,“ dachte der Unglückliche. „Sei willkommen!“

Das Geſchrei im Hintertheil des Hofes hatte wirklich von dem Kammerdiener Ankarfield hergerühret. Dieſer furchtſame Mann war, nachdem er glücklich im Hofe angelangt war, eine ſehr lange Zeit ruhig und in Zittern und Zagen in einem Winkel ſtehen geblieben und hatte ſich aus Furcht, ein Geräuſch zu machen und ſich zu verrathen, nicht getraut, ſich zu regen, geſchweige denn einen Weg zur Flucht zu ſuchen. Als die Mörder ihr Bubenſtück zu verüben meinten, ſtand er noch immer in ſeinem Winkel, und erſt als es wieder ruhig

geworden war, versuchte er eine Thüre zu öffnen. Aber das leiseste Knarren derselben jagte ihm Todesschrecken ein, er stand vom ersten Versuche ab und blieb unschlüssig und mit der Marter der Todesangst auf seiner Stelle. Hier hörte er einen Theil des Gespräches der Mörder, aber auch dies vermochte ihn nicht fortzubringen; er war wie angebannt. Endlich als der aufgehende Mond den Hof beleuchtete, entdeckten seine umherirrenden Augen ein kleines Häuschen; er vermuthete, es möchte ein Brunnen sein, und er täuschte sich nicht. Es war der mit zwei Eimern versehene Ziehbrunnen, von denen der eine an langer Kette unten im Wasser hing. Ankarfield glaubte sich in diesem Brunnen am sichersten verbergen zu können, und er hatte den Gedanken kaum gedacht, als er auch schon begann, mit den Fußspitzen in die Lücken der Mauer zu treten, und mit der einen Hand die Kette, mit der andern sich an der Mauer haltend, stieg er, von Todesangst getrieben, einige Fuß hoch hinab. Da er sich aber allein auf das Gefühl seiner Fußspitzen verlassen mußte, so war er nicht sicher, in den Brunnen hinabzustürzen. Er klammerte sich also nur um so fester an die Kette an. Als er einige Minuten gestanden hatte, wurde es ihm nothwendig, seinen Stand wieder etwas zu ändern; er fühlte und fühlte mit dem einen Fuße und konnte keine Spalte in der Mauer finden. Da glitt er plötzlich auch mit dem andern Fuße aus, und rutschte nun, die Kette im größten Schrecken mit beiden Händen fassend, einige

Spannen lang hinab. Nun hing er in dieſer verzweiflungsvollen Situation zwiſchen Himmel und Erde. Die Mauer des Brunnens vermochten ſeinen zitternden Füße kaum mehr zu erreichen, aber ſo oft er auch daran kam, ſo wich die Kette zurück, und es war ihm ſomit rein unmöglich, mit der Fußſpitze wieder eine Lücke in der Mauer zu entdecken und zu benutzen. Jetzt glaubte er den ſicherſten Tod vor Augen zu haben — er konnte ja nicht wiſſen, wie tief der Brunnen war — ſchwarz und entſetzlich gähnte ihn ſein hohler Schlund von unten herauf an; es war ihm nicht anders, als zerrte ihn Jemand bei den Beinen hinab; in ſeinem armen Kopfe ſchwindelte es, die Kräfte drohten ihn zu verlaſſen; die Kette in ſeinen krampfhaft zuſammengeſpannten Händen brannte ihn wie Feuer. Jetzt, jetzt war der große Augenblick gekommen, wo die Krone ſeines Lebens zu ſchwanken begann. Die Liebe zum Leben verdrängte die Liebe zur Ehre. Er philoſophirte kurz ſo: „Erſäufſt Du in dem abſcheulichen Brunnen, ſo erhält König Karl das Geld doch nicht, und Du gilſt bei aller Ehrlichkeit nach Deinem Tode doch für einen Schurken. Beſſer Du lebſt und gibſt das Geld den Mördern. Von der Barmherzigkeit des Brunnens iſt nichts zu hoffen, wohl aber noch von der der Menſchen. Wenn die Bluthunde das viele Geld ſehen, ſchenken ſie Dir wahrſcheinlich Dein armes bischen Leben.“ — Und ſomit fing er denn an, aus vollem Halſe ſo kläglich als möglich zu ſchreien und zu winſeln. Aber ſein

dumpfklingendes Entsetzensgeschrei hatte eine ganz andere Wirkung, als er beabsichtigte. Als nun Niemand kam, versuchte der Arme mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte, sich selbst zu helfen. Im Augenblick der höchsten Gefahr entwickelt meist der Mensch eine unglaubliche Stärke. Und so zog der bejammernswerthe Kammerdiener die Last seines eignen Leibes mit seinen Händen an der Kette empor und gelangte so bis zur Walze, an welcher die Eimer liefen. Noch ein Ruck und er stand wieder im Hofe. Die überstandene Angst hatte die frühere vor den Mördern verdrängt. Er schlich an die Hofthüre und horchte. Nichts regte sich; das Haus war wie ausgestorben. Nun wagte er sich in die Hausflur; alle Glieder schlugen ihm, die Zunge klebte ihm am Gaum; er getraute sich nicht zu athmen. Er hörte nichts. Der Mondschein zeigte ihm die offene Hausthüre; er schlich leise wie die Nacht durch die Hausflur und huschte hinaus. Nun stürzte er wie ein vom Jäger verfolgtes Wild davon, und einen andern Weg als Palmestone einschlagend, gelangte am andern Tage an das Ufer des Kattegat. Hier gewann er einen armen Fischer, daß ihn derselbe in einem kleinen Boote an die schwedische Küste überfetzte.

Der bewußtlose Palmestone wurde bald von Taglöhnern gefunden und zum Pfarrer des Orts gebracht. Hier verfiel er in ein hitziges Fieber und lag mehrere Wochen lang mit dem Tode ringend, hart darnieder. Erst als der Frühling seine fegenbringenden Lüfte wie-

der über die Erde blies, durfte er daran denken, ſeinen Wanderſtab weiter zu ſetzen. Während der Zeit ſeiner Geneſung hatte er ſich oft mit ſeinem theilnehmenden Wirthe, dem Pfarrer, unterhalten, und dieſer hatte auf eine ſehr unſchuldige Weiſe des Engländers Liebe und endlich auch den Namen ſeiner Geliebten entdeckt. Von der großen Dürftigkeit des Wiedergeneſenden gerührt und von der Sorge um ſein ferneres Wohl bewogen, hatte der würdige Mann heimlich an Chriſtine von Ove geſchrieben. Und ſo fuhr denn eines Tags ein Wagen vor dem einſamen Pfarrhauſe vor; ein bejahrter Mann ſtieg aus und kündigte ſich ſogleich als Haushofmeiſter im Hauſe des Statthalters von Gabel und als Chriſtinens Abgeſandter an. Er brachte von Chriſtinen Briefe an den Pfarrer und an Palmeſtone. Der Letztere war höchlichſt überraſcht und verſchlang die Zeilen, deren Geiſt ſich ihm wie ein lebenſpendendes Fluidum mittheilte. Sie ſchrieb ihm, wie ſie von ſeinem treuen Begleiter, dem Franzoſen Courtin das Eini mit der entſetzlichen Nachricht ſeines wahrſcheinlichen Todes erhalten und ſich der ſtillen Trauer über ein ſo trübes Geſchick ganz überlaſſen habe, aus welcher ſie nun des Pfarrers Brief um ſo überraſchender, angenehmer gezogen und ihr die Hoffnung des Wiederſehens um ſo ſüßer bereitet habe. Sie ſchrieb ferner, daß der Statthalter ſein in der Nähe der Stadt liegendes Gartenhaus ſogleich zu ſeinem Empfang habe einrichten laſſen, dort habe er Muße, mitten im duftenden Schooße des auf-

blühenden Frühlings, befreit von allen kleinlichen Sorgen, seine Genesung ganz abzuwarten. Die Hand der Freundschaft werde jedes Störende zu entfernen suchen und ihm den Pfad mit Blumen bepflanzen. Palmestone sah in der ersten Aufwallung der Freude nicht die schüchterne Feinheit, womit jedes Wort des Briefes abgewogen war. Er nahm gerührt von dem Pfarrer Abschied, dessen Wohlthätigkeit durch die Hand des alten Haushofmeisters reichlich vergolten war und eilte viel tausendmal auf Amors Flügeln der Geliebten zu, eh' der Wagen über den Kattegat gesetzt wurde und Kopenhagen erreichte.

Verbleicht waren nun wieder alle die Bilder geträumter Größe, die blutigen Bilder von Schlachten und Kämpfen, die schimmernden Geburten der Nachtseite des Lebens, und wichen weit zurück vor den allmächtigen Strahlen der Liebessonne, die rein und stark und unbewölkt dem blauen Himmel seiner Zukunft aufgegangen war, wie die Nacht mit ihren Träumen verbleicht und flieht vor der Macht des heraufrollenden Tagsgestirnes. Es waren wieder die zarten weichen Fäden der Hoffnung auf ein stilles, häusliches Glück, die ihn, den vor wenigen Wochen noch an Allem Verzweifelnden, von Neuem an das Leben und seine edlern Freuden banden. Wenn dem Auge des Erkrankenden Frühling und Liebe und alle die höheren Erscheinungen des geistigen Menschenlebens als täuschende Trugbilder erscheinen, wenn sein irrer, umdüsternder Blick selbst die

blühende Inſel der Gewährung, auf welcher das Schiff ſeiner Wünſche und Hoffnungen landen, auf welcher ſein Fuß bald glücklich unter Blumen wandeln ſoll, für eine ungeheure Welle anſieht, die ihn vollends zu verſchlingen droht: ſo ſieht dagegen das helle Auge des Geneſenden alle Geſtalten im Roſenſchein neuer Lebenswonne und der kleinſte Halm wird ihm zum ſtarken Ankertau, an welchem er ſein morſches Schifflein anbindet, um an's Ufer zu ſpringen und ſich Blumen, friſche Blüthen zu ſammeln, damit er ſich einen duftenden Kranz flechte und auf die Schläfe drücke, die da lechzen nach ſolcher Wolluſt. Dem ſtillglücklichen Palmeſtone ſchwebten wieder die ſchönen Gegenden der Inſel Rügen vor, oder er dachte daran, in einer der heimlichen Buchten an den Ufern Schwedens oder Norwegens ein ſtilles Haus zu bewohnen und mit ſeiner Chriſtine dort glücklich, unausſprechlich glücklich zu ſein und ſich nie mehr zu bekümmern um den Streit der Könige der Erde. Dieſer Wechſel der Gefühle und die Heftigkeit, mit welcher er eben das Erfaßte gleichſam umſtrickte und umſpann, lag theils in der von ſeinem Charakter bedingten Wankelmüthigkeit, theils in ſeinem böſen Schickſal, das ihn anfangs in eine andere Bahn warf, für die ihn weder Recht noch Geſetz, noch ſeine eigene Neigung beſtimmten, und da auch die letztern wiederum im ſchroffſten Widerſpruche ſtanden und das Schickſal nie müde ward, ihn aus einem Lebensverhältniß in's andere zu ſchleudern, ſo war es ſehr natürlich, daß dieſe Unbeſtändigkeit, mit ſo ungemeiner Heft-

tigkeit verbunden, ſich endlich ganz ſeines Gemüthes bemächtigte, daß man ihn heute wie ein Kind ſanft und weich, morgen wie einen Krieger rauh und hart, heute von Schlachten träumend mit erhitzter Phantaſie, morgen ſich nach der friedlichen Flur unter die Lämmer am Bergesabhang ſehnend, fand.

Glücklich kam er im Landhauſe des Vice-Statthalters an, deſſelben Mannes, in deſſen Hauſe er ſchon früher freundſchaftlich aufgenommen worden war, wo er alle Gaſtfreundſchaft genoſſen, deſſen wirkliche Tochter er zu lieben gemeint, angezogen von ihrer ſtarken Seele, und die er hatte rauben laſſen von der vaterländiſchen Inſel, um ſie zur Liebe zu zwingen, um ſich wegen vermeintlichen Hohns an ihr zu rächen, deſſen Pflegetochter er aber wirklich geliebt, und deren ſtille Zärtlichkeit er im wilden Sinnentaumel zurückgewieſen, nach deren Kuſſe und liebenden Worten er nun wieder ſchmachtete, wie ein blöder Jüngling nach dem erſten Kuſſe ſeiner Spröden. Er fühlte ſich bald unbeſchreiblich wohl, als er wahrnahm, daß die Hand zarter Theilnahme ſeine Ankunft hier vorbereitet und Alles für ſeinen längeren Aufenthalt bequem und freundlich eingerichtet hatte. In zwei Zimmern, die in den Garten hinausgingen und ganz zu ſeinem Gebrauch waren, fand er neben allem Nothwendigen eine auserleſene Bibliothek der franzöſiſchen Autoren, die unter dem vierzehnten Ludwig alle Welt mit ihren Ruhm erfüllt hatten, eine Laute und eine Flöte mit den beſten Muſikalien, in ſeinem Wohnzimmer duftete manche Blume,

und ſein ſinniges Auge las manche ſchöne Bedeutung aus ihrer Zuſammenſtellung. Die Meubeln waren ausgeſucht prächtig; es war nicht anders, als ob ein König hier wohnen ſollte. Ein einfach gekleideter junger Mann hatte den angenehm überraſchten Palmeſtone aus dem Wagen gehoben und während derſelbe ihn auf dieſe Zimmer geführt, ſich ihm als ſein Diener für die Dauer ſeines Aufenthalts in Kopenhagen angekündigt. Im Zimmer ſelbſt empfing ihn ein vornehm gekleideter artiger Mann, den er ſogleich als den Hausarzt des Statthalters wieder erkannte. Dieſer erkundigte ſich angelegentlich nach dem Befinden des Lord, verordnete ſogleich mehrere Wirkungsmittel und empfahl ſich, nachdem er ſeinen täglichen Beſuch angeſagt hatte. Der Diener brachte neue bequeme Hauskleider für den Gaſt; ſie waren faſt alle fürſtlich, und ſomit vermißte Palmeſtone nichts von der Pracht und Bequemlichkeit ſeiner Jugend. Als er am anderen Morgen in dem weichen Eiderdunenbette erwachte, fiel es ihm zuerſt ſchwer auf's Herz, daß Chriſtine ihn noch nicht begrüßt habe. Der Gedanke ängſtigte ihn einige Stunden; endlich fragte er den Diener mit einer nicht zu verwindenden Schüchternheit nach ihr; er zitterte, als er ihren Namen aussprach.

„Das gnädige Fräulein erwartet nur Eurer Lordſchaft Befehle," verſetzte der Diener, und dieſe Antwort erregte in Palmeſtone's Bruſt ein wehes, bitteres Gefühl.

„Sag' ihr, daß ich ihrer mit Sehnſucht harre," verſetzte er, und der Diener ging.

Nach zwei quälend langen Stunden erſchien der Diener wieder und meldete: Fräulein von Ove ließe um Erlaubniß bitten, dem gnädigen Herrn Lord aufwarten zu dürfen. Dieſem war, als ſchnitte ihm Jemand ein Stück vom Herzen. Der Augenblick war da, nach welchem ſich ſeine Seele in ſehnſuchttrunkenen Augenblicken gehärmt; ſie ſollte jetzt ihm gegenüber ſtehen die Liebliche, in welcher er den Inbegriff all ſeines künftigen Lebensglücks geträumt, die er als den Eckſtein betrachtete, auf welchem er den feſten Bau ſeiner ſtillen Zufriedenheit aufzuführen gedacht hatte, und nun dieſe tödtende Kälte, die ihn aus den eben gehörten Worten anwehte, und die jungen, ſorgſam gepflegten Sprößlinge ſeines neuen Lebensmuthes für immer mit eiſigem Hauche zu vergiften drohte. Er taumelte auf und eilte ohne ein Wort zu erwiedern, hinaus. Chriſtine ſtand mit ihrer Kammerfrau auf dem Vorſaale.

„Mein Fräulein — —" ſtammelte er und vermochte nicht, weiter zu reden.

„Sie haben befohlen, Herr Lord" — verſetzte ſie, ſich ängſtlich verbeugend, und wußte nicht, wohin ſie vor Verlegenheit ihre großen ſanften blauen Augen hinwenden ſollte.

„O Gott, Chriſtine! welche Sprache!" rief er ſchmerzlich. „Wollen Sie die kaum verharſchten Wunden mit Gewalt aufreißen? Ach wozu mich erſt hei-

len, um mich dann dem Tode zu weihen? Will der Arzt meiner Seele der Mörder meines Lebens werden?"

„Ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie, Lord, faſſen Sie ſich. Ihre Heftigkeit reißt Sie hin. Sie verdammen mich, ehe Sie mich gehört haben. Kommen Sie!" Und ſomit zog ſie ihn in das Zimmer.

„Chriſtine," ſagte er hier ruhiger, und faßte beide Hände der Dame mit einer wehmüthigen Herzlichkeit. „Ich habe Ihnen das ſtille Geheimniß meiner Liebe verrathen. Sie wiſſen es, daß ich nur in Ihnen lebe und webe, und doch treten Sie mir ſo kalt entgegen."

„O welcher Vorwurf! Ich kalt für Sie? Gott iſt mein Zeuge, daß ich es nicht bin."

„Aber warum eilen Sie nicht, den bräutlich zu empfangen, den Sie dem Leben wieder gewonnen haben? Ich bin Ihr Geſchöpf, fühlen Sie als mein Schöpfer und Meiſter nicht das heilige Bedürfniß, Ihr Werk zu krönen, Ihr Geſchöpf ganz glücklich zu machen? Was hält Sie ſo fern von mir?"

„O Himmel!" ſeufzte Chriſtine. „Haben Sie mir nicht ſelbſt Ihr Etui geſandt? Betrauerte ich Sie nicht als einen Todten und das Etui als ein mir gehöriges heiliges Vermächtniß? Und durfte ich es denn als ſolches nicht durchblättern? Ich habe Alles geleſen; ich weiß, welch ungeheures Schickſal Sie verfolgt hat; ich weiß, wer Sie ſind, und nun, da ich, die Glückliche, Sie noch unter den Lebenden wandeln ſehe,

nun kann ich, nun darf ich ja nicht, wie — — wie mir mein Herz geboten hätte."

„Iſt es das?" rief Palmeſtone erſtaunt. „Ha nun fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Die Gewohnheit, die eiſerne Tyrannin des Menſchengeſchlechts, hat mich ſtets in den Irrthum geführt, als ſei der Inhalt jenes Büchleins nur mir allein bekannt. Es iſt mir nicht eingefallen, daß Sie mein Geheimniß theilen. Aber vermag Sie das von mir zurückzuſcheuchen? Nimmermehr! Ich hätte es Ihnen ohnedies mitgetheilt. Chriſtine, ich habe allen Anſprüchen entſagt, die mir dieſe Papiere gewähren."

„Das können Sie, das dürfen Sie nicht! Noch ſcheint mir nicht Alles für Sie verloren. Der Schwedenkönig iſt Ihr mächtiger Freund. Die Kraft ſeines Armes kann Sie in alle Ihre Rechte einſetzen."

„Ich bedarf ſeines Armes nicht; ich bedarf nur dieſer Hand, um ganz glücklich zu ſein. Werden Sie dieſe mir entziehen, Chriſtine?"

„Großer Gott, ich darf ja nicht. O hätte ich die unſeligen Papiere nicht geleſen!"

„Was würden Sie dann gethan haben, wenn ich vor Ihnen geſtanden und gefleht hätte: Chriſtine, ich liebe Dich; werde mein Weib! — Was würden Sie gethan haben?"

Das Fräulein kämpfte mit ſich ſelbſt einen minutenlangen, ſchweren Kampf.

„Laſſen Sie Ihr Herz allein reden. Ich beſchwöre Sie!“ rief er mit neuer Heftigkeit.

Da entwölkte ſich ihre kleine Stirne; die Natur hatte geſiegt über Menſchenſatzungen und Vorurtheile; die lachende Blüthe ihres Frohſinns entfaltete ſich wieder auf ihrem milden Geſichte. „Ich würde Ihnen an die Bruſt gefallen ſein und froh gerufen haben: ich bin Dein! Ich liebte Dich ſtill und innig, ſeit ich Dich zuerſt ſah; ich will Dein treues Weib ſein.“

„Komm in meine Arme, ſüßes Mädchen!“ rief Palmeſtone entzückt. „Fort mit dieſen unſeligen Documenten! Jeder Buchſtabe derſelben ſtellt ſich als ein ſchwarzer Dämon zwiſchen uns, um uns zu trennen. Wo ſind ſie? Gieb mir das Etui, Chriſtine! Ich will ſie zerreißen, vertilgen; Flammen ſollen ſie vernichten; ſie ſollen untergehen, wie das Andenken an mein Loos.“

„Nimmermehr, Mylord,“ verſetzte das Fräulein von Dve, „ich würde mir es nie verzeihen, Ihnen ſelbſt den Weg verſperrt zu haben, der ſie zum Gipfel der Macht und des Glückes führt, auf welche Ihre Geburt und Ihre Talente die heiligſten Anſprüche haben. Mylord, Sie ſind geſchaffen, ein Volk zu beglücken, nicht ein armes, unbedeutendes Mädchen, welches nie zu träumen gewagt hat, Ihnen zu gefallen, ſelbſt als ich noch nicht wußte, wer Sie ſind, und deren Leben ferner das ſüße Bewußtſein, Gnade vor Ihren Augen

gefunden zu haben, mit dem Rosenlichte einer stillen Glückseligkeit überstrahlen wird."

„Nichts von solch' kalter Entsagung, Christine! Sie dürfen so nicht fühlen. Sie fühlen auch nicht so. Ich weiß, daß Sie mich heiß und innig lieben; ich liebe Sie rein und wahrhaftig. Von meinen Ansprüchen weiß die Welt nichts; wer kann behaupten, daß ich sie jemals würde haben geltend machen können? Vor dem Allmächtigen gilt gewiß ein reines Herz mehr als eine Krone, und auch mir gilt es mehr, wenn dies Herz mit edlen Trieben sich zu reinem Herzen neigt. Christine, laß mich nicht vergeblich flehen, gieb mir Deine Hand und vergönne, daß uns priesterlicher Segen auf ewig verbinde. Die Papiere meiner Schreibtafel sollen uns als Hochzeitfackel leuchten."

„Die Stunde der Reue könnte früh oder spät diese Voreiligkeit furchtbar bestrafen. Ich gebe Ihnen das Etui nur für das heiligste Versprechen zurück, daß Sie auch das kleinste Papier als ein unverletzbares Heiligthum bewahren. Schwören Sie mir, Mylord, diese Documente in Ehren zu halten, komme es mit uns auch, wie es wolle."

„Und Sie wollten mich aus mißverstandner Großmuth, aus einer weinerlichen Resignation um mein höchstes Lebensglück betrügen? Christine, hätt' ich Dich so ganz verkannt? Von Stürmen gepeitscht wollte mein leckes Schifflein mit zerbrochnem Mast in Deinem Hafen einlaufen, ich wollte mir eine friedliche Hütte auf dem süßen Boden Deines Herzens bauen und die fer-

nen Reiche und Inseln gern vergessen, die mein waren und von denen mich früh schon ein wüthender Orkan vertrieb und in die gräßliche Brandung hinausschleuderte; und Du wolltest mir den Hafen verschließen, wolltest mich wieder hinausjagen in das wild empörte Meer? Ach, die Wasser werden mitleidiger sein, als Du: Sie werden mich verschlingen. Die Welle wird ewig über dies glühende Herz hinfluthen, aber dann wird es abgekühlt sein und Niemand wird etwas von dem unglücklichen Jüngling wissen, der zum Spielball des Schicksals bestimmt, einst sich an ein treues, holdes, liebendes Herz anklammern wollte, das ihn aber von sich stieß mit den grausamen Worten: Ich liebe Dich, aber Du bist des Schicksals Ball und mir ist nicht Macht gegeben, Dich von Deinem Verhängniß zu befreien."

„Halten Sie ein, Mylord!" unterbrach Christine den feurigen Fluß seiner Rede. „Noch sprach ich diese Worte nicht aus. Ich verlangte, daß Sie mir zuschwören, niemals die Documente zu vernichten, welche dieses Etui enthält. Schwören Sie mir und hören Sie dann die Erklärung meines Herzens."

„Ich schwöre es bei meiner Liebe."

„Die Liebe kann vergehen; sie ist in Männerherzen dem Wechsel der Zeiten unterworfen; nur das edle Weib liebt treu und ewig."

„Ich werde Dich treu und ewig lieben. Doch ich schwöre bei meinem wunderbaren Geschick."

„Ihr Schickſal kann ſich ebnen und zu Ihrer vollkommenſten Zufriedenheit führen.“

„Nun ſo ſchwör' ich beim großen Gott, in deſſen Vaterſchooße wir Alle ruhen.“

„Gott iſt ewig und unwandelbar. Sei es ſo Ihr Schwur. Hier iſt das Etui zurück. Und hier iſt meine Hand, deren unumſchränkte Herrin ich bin; ſie iſt von dieſer Stunde an die Ihrige. Chriſtine wird Ihr Weib, Mylord; doch unter der einen Bedingung — und dieſe iſt unerläßlich — daß ich zurücktreten darf, ſobald ich Ihrem höhern Beruf im Wege zu ſtehen glaube. Nein, wenden Sie mir nichts ein! Die politiſchen Verhältniſſe können ſich ändern, das Unwahrſcheinliche kann wahr werden, dann will ich nicht wie das Centnergewicht des Fluchs an Ihren Ferſen hangen und Sie in den Staub zurückziehen, wenn Sie mit neuem Fittig den kühnen und glücklichen Flug nach dem ſchönen Ziele Ihres Lebens beginnen wollen. Ich weiß es, Ihre Großmuth, Ihr Edelſinn würde mich vielleicht nicht minder lieben, als jetzt, allein Sie würden ſich doch nie verhehlen können, daß ich das hemmende Gewicht ſei, und mir, mir wäre der Gedanke ſchon unerträglich. Ich würde namenlos unglücklich ſein; denn ach! ich liebe Sie zu ſehr, Mylord, als daß ich einen Augenblick anſtehen könnte, Ihrem höhern Lebensglück Alles zu opfern. Laſſen Sie dann das Herz Ihres Weibes den Göttern ein ſüßes Opfer ſein, um ihren reichen Segen auf Ihr theures Haupt herabzuflehen.“

„Chriſtine!“ rief Palmeſtone ſchmerzlich und ſeine großen Augen waren voll Waſſer.

„Verſprechen Sie!“ rief ſie gebieteriſch, „oder nie kann ich die Ihrige werden.“

„Ich verſpreche!“ ſagte er wehmüthig und reichte Ihr die Hand. „Es wird ſich Alles finden,“ ſetzte er dann, ſich gleichſam ſelbſt beruhigend hinzu.

„Und nun bin ich ganz die Ihrige,“ ſagte das ſanfte Mädchen, mit einem liebenswürdigen Anfluge von neckiſcher Schelmerei und dem ſchämigen Erröthen einer jungfräulichen Braut. „Hier haben Sie mich; was wollen Sie doch mit einem ſo kleinen eigenſinnigen Dinge anfangen?“

Er ſchlang beglückt ſeinen Arm um ihren Hals und ſah ihr tief, tief in die klaren Geiſtesbrauen ihrer unausſprechlich gutmüthigen Augen.

„Ich will, daß Du mich glücklich macheſt,“ entgegnete er. „Sieh', alſo hat mein Eigennutz Dich nur an mich gefeſſelt.“

„Als wenn ich nicht unausſprechlich glücklich wäre! Als wenn ich die Größe des Opfers nicht zu ſchätzen wüßte, was Du mir gebracht!“

„Stille davon!“ rief er launig und ſchloß ihr den Mund mit Küſſen. Und eine ſelige Vergeſſenheit lagerte ſich um die wonnetrunknen Häupter der Ueberglücklichen, dem Frühlingsabende gleich, welcher duftend auf den Garten niederſank. Die reine Flamme der Liebe loderte nun, nicht mehr zurückgedrängt von dem

ſeitabgewälzten Felſen menſchlicher Vorurtheile, der ſtörend, eine widrige Laſt, zwiſchen zwei für einander geſchaffenen Herzen gelegen hatte.

Nachdem der erſte Rauſch des Entzückens vorüber war, erfuhr Palmeſtone von ſeiner Geliebten, daß Friederike von Gabel wieder im Hauſe ihres Vaters lebe. „Kaum," ſo erzählte das Fräulein von Ove, „hatte ich durch den franzöſiſchen Schiffsmann Nachricht von Ihrem Unfall erhalten, als ich ſichere Leute nach Jütland ſandte, um Sie zu ſuchen. Aber ſie waren noch nicht mit der traurigen Kunde zurückgekehrt, daß keine Spur von Ihnen zu entdecken ſei und Sie wahrſcheinlich erſchlagen und begraben wären, als Friederike plötzlich und wie ein lang beſchworner Geiſt in unſrer Mitte erſchien. Sie war ſtill und würdevoll, alle Härten aus ihrem Weſen waren verſchwunden oder zu großartigen Tugenden geworden. Ueber ihr Verſchwinden im vergangenen Herbſt gab ſie nur wenigen und ungenügenden Aufſchluß, unter Allen wandte ſie ſich am erſten zu mir und eröffnete mir heimlich und mit einer Haſt, welche an ihre frühere Leidenſchaftlichkeit erinnerte, was ich bereits durch den Bootsmann Courtin in Bezug auf Sie erfahren hatte. Friederike wußte ihre Nachrichten von Ihrem zweiten Gefährten, dem Kammerdiener Ankarfield, welcher glücklich in Stockholm angelangt war, und dieſe Nachrichten waren es, welche ſie wieder nach Kopenhagen getrieben hatten. Sie hatte nicht ſobald von meinen zurückgekehrten Boten erfah-

ren, daß allerdings Leichname in jenem Raub- und Mordneſte gefunden worden ſeien, worunter aber Lord Palmeſtone ſich nicht befände, als ſie auch — dieſer Ausſage mißtrauend — ohne Verzug aufbrach, um ſich an Ort und Stelle zu überzeugen. Sie kehrte zurück, aber obgleich ſie die Leichname alle wieder hatte ausgraben, obgleich ſie in der Nachbarſchaft Nachforſchungen nach Ihnen hatte anſtellen laſſen, ſo hatte ſie doch keine Spur von Ihnen entdeckt; ſehr natürlich — denn der Pfarrer, bei welchem Sie wohnten, hatte, nachdem er Ihnen abgemerkt und aus manchem Wahrzeichen abgenommen, daß Sie eine Perſon von hoher Bedeutung ſeien und ſich auf feindlichem Grund und Boden befänden, alle jene Nachforſchungen, Schlimmes für Sie. fürchtend, irre geleitet. So hat er mir ſelbſt geſchrieben.

Friederike lebte eingezogen, düſter und ſehr verſchloſſen, und ich vermuthete nicht ohne Grund, es habe eine ſtille Liebe zu Ihnen in ihrem Herzen gekeimt. Und da wir Beide Sie als todt betrauerten, ſo nahm ich keinen Anſtand, offen mit ihr über das geahnete Verhältniß zu reden. Aber mit Beſtimmtheit erklärte ſie, nie weiter etwas als Freundſchaft und Hochachtung für Sie gefühlt zu haben, nebſt der innigſten und reinſten Theilnahme an Ihrem großen Geſchick. Es ergab ſich nun durch gegenſeitige Herzensergießungen bald, daß Friederike ſo gut in Ihr Geheimniß eingeweiht war, wie ich; und ſie erzählte mir die Geſchichte dieſer

Einweihung ausführlich. Sie ſprach auch viel von Ihrer reinen Liebe zu mir, Mylord, ach! und dann floſſen meine Thränen unaufhaltſam. Friederike ſelbſt vergoß oft Thränen, wenn wir allein waren — ſo ſehr hatte ſich ihr Charakter geändert — aber ich merkte bald, daß ſie noch einem andern Gegenſtand galten, und als ich freundſchaftlich in ſie drang, verhehlte ſie mir nicht, daß ſie einen Mann mit der heftigſten Leidenſchaft lieben gelernt habe, den ſie nie beſitzen könne."

„Norcroß! Kapitän Norcroß!" rief der Lord. „Er war früher ſchon mit einem Fräulein Broke verlobt."

„Sie hat den Gegenſtand ihrer glühenden Liebe nicht genannt, aber geſchworen hat ſie hoch und theuer, nie einem andern Manne anzugehören, und ich weiß, ſie wird Wort halten. Ich kenne die Stärke ihres Charakters."

„Und wie befindet ſie ſich jetzt?" fragte Palmeſtone mit Theilnahme.

„Ihr früherer Stolz iſt gänzlich gebrochen; aber ſie bewährt eine noch unbeugſamere Charakterfeſtigkeit, die an's Unbegreifliche grenzt. Streng meidet ſie die Geſellſchaft aller Leute, die zum Hofe gehören, mich ausgenommen; und als der Kammerjunker, Gerd Raben, ihr ſonſtiger Bräutigam, es wagte, ſich zu ihr zu drängen, bat ſie ihn kalt und höflich, ihr Zimmer zu verlaſſen, weil ſie mit ihm nichts gemein haben könne;

und als er darauf nicht ging, ſtand ſie ruhig auf, faßte ihn beim Arm und ſchleuderte ihn mit ſolcher Kraft hinaus, daß er faſt ein Unglück genommen hätte. Der Kammerjunker iſt ſeitdem bemüht, die ſchmählichſten Gerüchte über ſie auszubreiten, in welchen jener Engländer, der ſie uns im vorigen Herbſt entführte, ſtets eine ſie compromittirende Rolle ſpielt; auch ſagt er allgemein, ſie ſei nicht recht mehr bei Verſtande. Und ſo hat er es wirklich ſchon ſo weit gebracht, daß ſie in Kopenhagen für verrückt gilt; ſie aber kümmert ſich um nichts, ſondern reitet allein aus, lieſt, ſpielt die Laute und beſchäftigt ſich mit weiblichen Arbeiten."

„Möge der Himmel auch ihr günſtig ſein; ſie verdient es," ſagte Palmeſtone, und ſeine ſanftmüthige Braut ſtimmte von Herzen dieſem Wunſche bei.

Spät verließ die glückliche Chriſtine ihren glücklichen Geliebten und eine ſelige Nacht, mit magiſchen Bildern wunderbar herrlich verziert, die Geſtalten des Tags mit ſüßer Erinnerung angefarbt, krönte den Schläfer. Geſund ſtand er auf und ließ ſeine erſte Sorge ſein, dem alten Vice-Statthalter von Norwegen, dem Freiherrn von Gabel, Chriſtinens Pflegevater, ſeine Verbindung mit dieſer zu melden und um ſeine Einwilligung zu bitten. Dieſe erfolgte ſofort ſchriftlich, und Friederike überbrachte ſie mit Chriſtinen. Mit dem Erzählen ihrer Schickſale verſtrich der Tag; ſie ſpeiſten zuſammen. Friederike entwickelte einen unge-

wöhnlichen Ernſt. Sie ſprach viel vom ſchwediſchen König und von deſſen vollem Eigenſinn, es mit allen Mächten aufnehmen zu wollen. Von einem Frieden mit Rußland wollte ſie die ſicherſten Nachrichten haben.

Die Verbindung des Lords Palmeſtone mit dem Fräulein Chriſtine von Ove wurde nach erlangter Einwilligung der Königin, deren Hofdame Chriſtine war, nun dem ganzen Hofe gemeldet und war ein Paar Tage das Geſpräch deſſelben. Man zerbrach ſich die leeren Köpfe, wo doch der Lord die Zeit über, wo man nichts von ihm gehört noch geſehen, geweſen ſein möchte. Er war damals verſchwunden wie ein Geiſt, und hatte ſich bei Niemandem beurlaubt; er war wiedererſchienen wie ein Geiſt, und hatte ſich bei Niemandem gemeldet. Man wußte nur zu gut, mit welcher Leidenſchaft er Friederiken den Hof gemacht und nun heirathete er Chriſtinen während doch Friederike, Zeit ſeines Ausſeins, ebenfalls auf eine höchſt räthſelhafte Weiſe abweſend geweſen und kurz vor ihm wiedergekehrt war. Ueberdies ruhte auf dieſem Verſchwinden noch ſo mancher geheimnißvolle Schleier, der die Mühe, ſich näher um dieſe Dinge zu bekümmern, reichlich zu lohnen verſprach. Und wie ganz verändert war Friederike erſchienen! Wie deutlich legte ſie ihre Verachtung des ganzen Hofweſens an den Tag! Das Alles waren freilich Dinge, die einen ganzen Hof einige Tage in Allarm bringen konnten, und mit der größten Span-

nung erwartete man den Tag, an welchem das Brautpaar der königlichen Familie und dem Hofe vorgestellt werden sollte. Man wußte nämlich, daß Lord Palmerstone an schönen Frühlingstagen auszugehen pflege und seine Genesung sichtbar von statten gehe.

Und so war es wirklich. Wenn die Frühlingssonne nun Blätter und Blumen zum Brautkranze der Frühlingsbraut hervorlockte, da sehnte sich der bleiche junge Mann hinaus in die freie Gottesnatur, um auch sich Rosen des neuen Lebens auf die Wangen zu sammeln. Und von zwei ihm so innig befreundeten Genien begleitet, trat er dann in die gewölbte Brautkammer, die nun eben geschmückt wurde zum Hochzeitfeste. Es war seine eigne Braut, an der sein ganzes Sein und Leben nun so innig hing, gefesselt von den sanften Banden einer leidenschaftlichen, aber auch deshalb um so herzlichern Liebe; und es war das Mädchen, welches er einst mit der furchtbarsten Glut einer rasenden Leidenschaft geliebt, und dem er nun mit den schönen Gefühlen aufrichtiger Freundschaft zugethan war, von dem er Beweise höchster Freundschaft erhalten hatte. Diese Genien gingen ihm schützend und schirmend zur Seite, wie ein Paar Engel, ihm zum Beistand gegen die Unbilden vom Himmel gesandt, die der Arme noch erfahren sollte. Und wenn Friederikens sich ewig gleichbleibender Ernst auf diesen Spaziergängen nur schwermüthige Molltöne in des

Geneſenden Buſen zu wecken vermochte, ſo milderte Chriſtinens ungetrübte Heiterkeit, ihre ewig ſprudelnde Laune den Eindruck, und zog ſeine Seele wieder auf die bunten Wellen der Luſt; und ſo wurde ein vollendetes Ganze, eine heiter-ernſte Einheit der Gefühle daraus, die den Geiſt zugleich kräftigte und ergötzte und nur höchſt wohlthätig auf Palmeſtone's geiſtige und körperliche Stimmung wirken konnte.

Sechstes Capitel.

Der Hofgallatag war bestimmt, wo der Lord Palmestone mit dem Fräulein von Ove vorgestellt werden sollte. Der Lord hatte die Zeit über ernstlich daran gedacht, sich eine stille und friedliche Existenz für die Zukunft zu sichern, und zu diesem Zwecke waren mehre vertraute Boten theils nach Schweden, theils nach England abgegangen, und vom König Karl hatte er bereits sehr tröstliche Zusicherungen erhalten. Sei es nun, daß der Bote, welcher ihm dieselben überbracht, selbst unvorsichtig sich und die Person, an welchen seine Sendung lautete, verrathen, sei es, daß er von irgend Jemand erkannt und bis zu Palmestone's einsamen Gartenhause verfolgt worden war, genug, man hatte durch geheime Kundschafter — und dergleichen niedriger Kreaturen hat ja jeder Hof, und sie tragen meist Stern und Kreuz auf der Brust — erfahren, daß der Lord Palmestone in irgend einer Verbindung mit dem verhaßten Schwedenkönig stehe; Ursache genug, um das volle Auge des Mißtrauens, hinter der trügerischen Maske der Freundlichkeit versteckt, auf ihn zu richten

und ihn überall, wo er ging und ſtand, beobachten zu laſſen.

Während nun dem von neuer Lebensluſt durchglühten jungen Mann die Adlerſchwingen friſch emporſtrebender Geſundheit wieder aus den Schultern ſproßten und er den neuen Flug nach neuem Lebensglück immer mehr und immer zuverſichtlicher wagte, während ſich ihm das Bild häuslicher Zufriedenheit und ehelicher Erdenſeligkeit im Geiſte allein auf dem lieblichen Boden der Inſel Rügen ſo lockend abmalte, des Eilandes, welches er vor allen Erdſtrichen ſo unendlich liebgewonnen hatte, ſo daß er ſich ſeine Chriſtine kaum anders als ſein Weib denken konnte, als in einem einfach neuaufgebauten ſtillen Hauſe am grünen Ufer irgend eines jener ſchönen Bodden, auf denen ſein Auge oft in Entzücken ſchwelgend geruht hatte; während dieſer Zeit wurde er vom Geiſte der Lüge und des Verderbens tückiſch umlauert, und die hämiſche Bosheit ward nicht müde, lügenhafte Gerüchte über ihn zu erſinnen und zu Ohren zu tragen, welche der Verläumdung ſtets offen ſtehen. Arglos wandelte er neben ſeinen Feinden hin; die roſenfarb'ne Binde der Liebe hielt ſeine Augen gefeſſelt.

Ein Frühlingstag, ſo ſchön und reizend, wie ein vierzehnjähriges wunderliebliches Mädchen, das ſich plötzlich des Zaubers bewußt wird, der in ihm ruht, lockte den Lord mit Braut und Freundin hinaus. Der Frühling that verſchämt die tauſend und tauſend lieblichen

Blüthenaugen auf und ſchlug ſie wieder nieder, ſie mit langer ſeidener Wimper bedeckend, und lüftete dann die grünen Vorhänge des weichen Brautbettes, in welchem die Frühlingsbraut zum erſtenmal in den Armen des liebeglühenden Bräutigams, des jugendlich ſtrahlenden Sonnengottes, geruht; die Vögel begrüßten ſie mit Morgenmuſik und die Lüfte ſpielten ihr ſüß duftend um die Wangen und kühlten die brennende Röthe darauf.

Die drei Spaziergänger waren in die Gegend des Hafens gekommen; dort ſchien die Sonne am wärmſten, und das raſtloſe Treiben der Menge machte dieſe Gegend für müßige Wanderer beſonders angenehm. Die Straße von der Stadt nach dem Hafen war an dieſem Tage vorzüglich lebendig, und Reiter, Wagen, Schiffer, Fuhrleute und allerlei Volk trieb ſich ununterbrochen hin und her. Es war, als wenn die neue Frühlingsluft ſie Alle in größere Thätigkeit verſetzt hätte.

Chriſtinens Laune war in die lachenden Farben des Frühlings gekleidet, wie die Erde ſelbſt; ihre Sonne war Palmeſtone's geſundheit- und freudeſtrahlendes Geſicht. Friederike war nicht ſo ſtreng-ernſt wie ſonſt; der Frühling hatte ſeine magiſche Kraft an Allen bewährt.

„Wenn meinen unglücklichen Augen nicht eine beſondere Vorliebe für den liebenswürdigen Kammerjunker des Kronprinzen, den geſchniegelten Gerd Raben, innewohnt," ſagte Chriſtine, „ſo daß ſie mir ſeine traurige Geſtalt in jedem glatten Jünglinge vorſpiegeln, ſo ſehe ich den zierlichen Jungen hinter uns her auf

einem Schweißfuchs trottiren, der wenigſtens eben ſo geleckt ausſieht, wie er ſelbſt.“

„Er iſt's,“ ſetzte Friederike hinzu und wandte ſich ab.

In demſelben Augenblicke ſprengte der Junker heran, grüßte ſehr freundlich und — was Friederike befürchtet hatte — warf ſich vom Pferde, übergab es dem ihm nachfolgenden Reitknecht und ſchritt mit verklärtem Geſicht auf die drei Spatziergänger los. Chriſtinen ſtieg der Lachdämon in's Geſicht, ſo daß ſie dem ſchön geputzten jungen Mann beinahe in's Geſicht gelacht hätte; ſie verdrängte den kleinen Schelm, aber ein andrer kam an ſeiner Statt, ein kleiner Satyr, der ſie antrieb, ſeinen Bocksſprüngen zu folgen.

„Es ward mir noch nicht die vielerwünſchte Gelegenheit geboten, Ihnen meinen Glückwunſch mündlich darzubringen, mein hochverehrtes Brautpaar,“ begann der Junker mit einigen Kratzfüßen, „denn Ihr Haus, Mylord, gleicht einer Feſtung, in welche nur die Parteigänger der befreundeten Mächte Zutritt haben.“

„Ich wüßte nicht, aus welchem Grunde ich den Kammerjunker von Raben für den Parteigänger einer mir feindlich geſinnten Macht halten ſollte. Können Sie mich darüber belehren, wohlan, ſo laſſen Sie mich über Ihre Perſon nicht in Zweifel.“

„Sie verſtehen den Herrn Kammerjunker unrecht,“ fiel Chriſtine ein, „er wird ſich doch nicht zu den Parteigängern zählen? Er iſt Mann genug, um ſelbſt eine Macht zu repräſentiren. Und daß er die befreundete

Macht iſt, beweiſt, daß er zu unſrer Fahne geſchworen. Es geht ihm nur, wie den Feldſcheerern beim Regiment.“

„Wie ſo? Wie ſo?“ rief der Junker verwundert und verlegen, „was hätte ich denn mit den Feldſcheerern zu thun.“

„Ei, wie auch Sie mich falſch verſtehen wollen, mein zuckerſüßer Herr! Hab' ich doch auch nicht behauptet, daß Sie etwas mit jenem ſchneidigen Volke zu thun hätten. Wahrlich, dann würden Sie ſtets zurückſtehen müſſen; denn was man auch immerhin zu Ihrem Lobe oder Tadel ſagen könnte — obgleich ein ſo ausgezeichneter Hofmann mit Recht den Namen des Ritters ohne Furcht und Tadel verdient — es wäre in beiden Fällen zu viel geſagt, wenn man Sie ſchneidend oder ſtechend oder ſcharf nennen wollte. Nein, mein Theuerſter, ich ſagte nur, daß es Ihnen zu ergehen pflegte, wie dem Feldſcheerer.“

„Ich muß Ihnen bekennen, mein Fräulein, daß ich Sie nicht verſtehe.“

„Dieſer geringfügige Zufall wird Ihnen oft begegnen. Die Sache iſt einfach. Je freundlicher die Feldſcheerer es meinen, deſto tiefer ſchneiden ſie, deſto weher thut's.“

„Chriſtine!“ bat jetzt Friederike mit einer rührend-ernſten Stimme.

„Ach Gott,“ verſetzte dieſe raſch, „ich bin hinſichtlich Deiner mit dem Junker jetzt ganz im gleichen Falle. Alſo Freundſchaft zwiſchen uns, Herr Kammer-

junker, für ewige Zeiten. Sie ſehen, wir verſtehen das Meſſer Beide trefflich zu führen.“

„Sie ſprechen in lauter Räthſeln, mein Fräulein. Ich kann nicht begreifen, was Sie vom Meſſerführen reden.“

„Es giebt freilich verſchiedene Leute, welche ein Meſſer führen, Doctoren und Barbiere, Metzger, Köche, Schuſter u. dgl., und Sie zählen ſich nicht zu einem derſelben; denn es ſind lauter nützliche und brauchbare Menſchen; aber geſtehen Sie uns nur, daß in ganz Kopenhagen kein Barbier Sie ſo glatt und lieblich um's Kinn ſcheeren kann, als Ihre eigne weiche Hand. Nur ſich ſelbſt verdanken Sie dieſen Vorzug vor allem Leben, was Hoſen trägt und dem ein Bart im Geſicht wächſt. Oder gäb' es wirklich ein ſolches Genie in der Hauptſtadt des Dänenreichs, das mit ſchöpferiſcher Hand ſolchen Zauber auf ein männliches Geſicht, vermittelſt eines Scheermeſſers auszugießen vermöchte; o, Mylord, dann würde ich Ihnen nicht Ruhe gönnen, bis belobte Hand Ihnen täglich eine Liebenswürdigkeit anraſirte, wie ſie nur aus des Herrn Kammerjunkers, Gerd von Raben, glattem Geſichte ſtrahlt.“

„Chriſtine!“ rief Friederike jetzt mit mehr Unwillen und in einem faſt befehlenden Tone.

„Nicht wahr, meine Freundin, mein liebes Mühmchen, auch Du verſpürſt in Deinem jungfräulichen Buſen ein ungeheures abominables Verlangen nach etwas, welches dem Kinn einer Jungfrau — ich kann nicht ſagen

unerhört, aber doch — unerfühlt vorkommen muß, nämlich die unwiderſtehliche Sehnſucht nach dem Barbiermeſſer des Kraftgenies, nach jenem wunderbaren Meſſer — ſo wunderbar wie Hüon's Zauberhorn oder Circe's Zauberſtab — Du möchteſt den zarten Flaum Deines Kinnes von ihm hinweggenommen wiſſen, um Dich unter ſeinen Streichen zu verjüngen, wie Adonis unter den Küſſen der Venus. O, ich verſtehe Deine Sehnſucht; klingt ſie mir doch im eignen Buſen wider, und jetzt, Gerd von Raben, beſchwöre ich Sie bei allen über- und unterirdiſchen Göttern und deren Vettern und Baſen, ſie mögen unter den Sternen wandeln ſelbſt als Sterne, oder unter den Rinderheerden, ſelbſt als Rinder, jetzt iſt die Stunde gekommen, die über Friederiken's und Ihr eignes Leben entſcheidend iſt; die Looſe ſpringen aus den Urnen: Ich beſchwöre Sie, bedenken Sie Ihr Schickſal zum Beſten! Es liegt in Ihrer Hand, in dieſer Ihrer rechten Sammthand, welche Sie ſo eben vom ſeidenen Handſchuh entblößt, welche Sie mit den Meiſterſtücken aller kopenhagenſchen Goldſchmiede beſteckt haben, geſtehen Sie offen und freimüthig, daß dieſe Hand es ſelbſt iſt, welche Ihrem freundlichen Antlitz ſolch unwiderſtehlichen Liebreiz zu geben vermag, geſtehen Sie es, daß Sie das Scheermeſſer meiſterhaft führen, und beeilen Sie ſich, die Gunſt meiner Muhme dadurch wieder zu erlangen, daß Sie dieſelbe zierlichſt barbiren."

„Ich kann es nicht länger verhehlen," ſagte der Kammerjunker ſehr geſchmeichelt, „daß ich mich täglich

zwei, oft auch drei Mal am Kinn und auf den Backen ſelbſt raſire; doch iſt mein Meſſer noch nie in eines andern Menſchen Geſicht gekommen. Aber um die mir unendlich theure Gunſt des Fräuleins von Gabel wieder zu erlangen, würde ich mich zu Allem verſtehen."

„Chriſtine, Du biſt heute unausſtehlich!" zürnte Friederike.

„Und damit haben Sie doch das Geſtändniß gethan, daß Sie Manches mit dem Feldſcheerer gemein haben."

„Gewiſſermaßen, ja; doch muß ich mir meinen Adel vorbehalten."

„Unbeſchadet Ihres ſehr ehrwürdigen Adels können Sie nun an meiner Muhme das Wiedervergeltungsrecht üben, und ihr ganz daſſelbe thun, was ſie Ihnen gethan hat."

„Und was könnte das ſein, mein theuerſtes Fräulein?"

„Sie barbiren ſie über den Löffel, mein theuerſter Junker."

„Chriſtine, Du wirſt mich zwingen, die Geſellſchaft zu verlaſſen und allein nach Hauſe zu gehen," ſagte Friederike.

„O zürnen Sie ihr nicht, mein Fräulein!" winſelte der Kammerjunker Friederiken an. „Vielleicht gelingt ihrer heitern Laune, was meinen ernſten und unabläſſigen Bitten nicht hat gelingen wollen, uns wieder zu vereinigen. O glauben Sie nur, der Kronprinz iſt gar böſe

über Sie, daß Sie ſich weigern, mit Ihr Eheverſprechen zu erfüllen.“

„Iſt er's, der arme überkluge Knabe? Nun ſehen Sie, das iſt das erſte mir Angenehme, was Sie mir in Ihrem Leben geſagt haben.“

„Halten Sie ein, Verwegner! Welch unbedachtes Wort entfloh dem Zaun Ihrer Zähne! Zurück mit ihm! Jetzt iſt nur von Ihrem Kinn die Rede, um welches vorigs Jahr noch ein holder Bart flog, der durch ſeine deutſche Farbe Ihre altgermaniſche Abkunft unwiderſprechlich darthat, von Ihrem Kinn — ſag' ich — welches Ihre edle Hand dies Jahr ſo glatt raſirt, daß man es für einen Haubenſtock halten könnte, zum Beweis, wie Sie verſtehen, Ihre Nationalität zu verdrängen und ſich die beſſere franzöſiſche Art und Weiſe anzueignen. Alſo nur von Ihrem cultivirten und von dem uncultivirten Kinn meiner Muhme ſoll zwiſchen Ihnen Beiden jetzt die Rede ſein; von nichts weiter. Sie ſollen ſich über die gemeinſame Kultur beider Kinne bereden, es ſoll Liebenswürdigkeit Sprödigkeit feſſeln, das Zarte das Spröde anziehen, das raſirte Geſicht ſich mit dem unraſirten vereinigen.“

„Hören Sie, mein Fräulein,“ bat Raben wieder Friederiken, „Sie meint es gut mit all' ihren Scherzen. Sie will uns wieder vereinigen; ſie will unſer Glück befördern. Verkennen Sie doch die wohlmeinende Abſicht Ihrer Muhme nicht! O Fräulein von Ove, wie bin ich Ihnen dankbar für Ihren trefflichen Willen, für Ihre edlen Bemühungen! Ich werde nie vergeſſen, was Sie

an mir gethan; ich werde es zu vergelten wissen bis in Ewigkeit. Aber nun kommen Sie auch, und helfen mir Ihre Muhme mit bestürmen, daß sie ihre eiserne Härte fahren läßt und mich wieder in Gnaden an- und aufnimmt, auch dazu thut, daß wir bald Hochzeit machen. Auch Sie, Mylord, nehme ich in Anspruch. Stehen Sie mir bei —; Sie vermögen etwas über das Herz des Fräuleins. Ich weiß es."

„Aber, mein Himmel!" rief jetzt Friederike mit einem Gemisch von Aerger und Verwunderung," ist denn Ihr geistiger Sinn so ganz stumpf, daß Sie nicht zu verstehen im Stande sind, wie meine ungezogene Muhme Sie mit einer Salzlauge von Spott übergießt? Sehen Sie denn nicht, daß Sie der erbärmliche Gegenstand ihres ausgelassenen ungezügelten Witzes sind? — Der Himmel vergebe Ihnen die Sünde, die Sie an mir begehen, so oft Sie mich nur anreden!"

„Ist es denn wahr, daß Sie mich verspotten?" fragte der Kammerjunker das Fräulein von Ove einfältig zutraulich und mit einem Anstrich von dummer Befremdung, die ihm äußerst komisch stand. Aber bald veränderte sich sein Gesicht wieder und überzog sich mit jener glatten, nichtssagenden Freundlichkeit, die ihm die Hofdreſſur angepinselt hatte, und anständig lächelnd sagte er: „Nein, ich habe eine bessere Meinung von Ihnen, Fräulein; ein Scherz ist ja nicht Spott, ein Witz kein Schlangenstich. Wir verstehen uns besser, nicht wahr, Fräulein?"

Die unbeſchreibliche Naivetät, womit dieſe Worte geſprochen wurden, brachten nicht allein die launige Chriſtine, ſondern auch den Lord zum lauten Lachen, und ſelbſt über Friederikens ernſtes Geſicht flog ein Strahl. Das Brautpaar konnte nicht gut ein Ende finden und dem Kammerjunker verdroß endlich doch dies Benehmen. Er nahm die Sache jetzt wirklich, wie ſie war und ſchickte ſich eben an, ſeine Empfindlichkeit zu erkennen zu geben, als ihnen dicht am Hafen aus dem Volksgedränge ein gemeiner Menſch entgegentrat, der ſeinem Aeußern nach zu den Seeleuten gehörte. Mit einer an's Unverſchämte grenzenden Dreiſtigkeit blieb er vor Palmeſtene ſtehen und ſtarrte ihm unverwandt in's Geſicht; dieſer aber hatte nicht ſobald den Kerl erblickt, als er plötzlich erbleichend zurücktrat und die Augen verwirrt zu Boden ſchlug.

„Nun ſage keiner mehr, daß Ihr kein Zauberer und ſchwarzer Magier ſeid!“ rief der Seemann mit einer zudringlichen widrigen Verwunderung aus, „denn Ihr könnt ſogar ſterben und wieder aufſtehen. Ihr ſeid todt geweſen und wandert wieder unter den Lebendigen, und geht da am Arme zweier ſchöner Frauen? Aha, Ihr ſeid wohl jetzt ein Vampyr, Herr Flarmann, und die eine da iſt Eure Braut?“

Alle waren ſprachlos vor Erſtaunen zurückgewichen. Die letzten Worte hatten auch aus Chriſtinens Wangen plötzlich das Blut verdrängt. Der Kammerjunker horchte hoch auf und lächelte mit einer impertinenten Pfiffigkeit, die ſeinem flachen Geſicht dennoch einigen

Ausdruck gab. Endlich sammelte sich der Lord so weit, daß er barsch sagte: „Seid Ihr toll, Mensch? Was wollt Ihr von mir? Ich kenne Euch nicht.“

„Ihr kennt mich nicht? Ei, das ist zum Lachen,“ versetzte Jener. „Die Blässe Eures Gesichts und Eure verwirrten Augen strafen Euch Lügen. Ich dächte doch, wir hätten zu verschiedenen Malen unsere Bekanntschaft erneuert. Auch das große Weibsbild da kenn' ich. Kam sie doch in Stockholm mit Euch zur Frau Anstarfield und wollte dort mit Euch zusammen wohnen. Da hattet Ihr freilich eine schlechtere Jacke an, als ich. Auch in Hamburg trugt Ihr keinen so feinen Rock und auch auf der jütländischen Haide nicht, wo Ihr selig gestorben seid. Nun nach Eurer Auferstehung seid Ihr in so vornehme Kleider gekrochen, und kennt Euern alten Freund nicht mehr. Soll ich Euch noch deutlicher an unsere Bekanntschaft erinnern?“

„Fort, unverschämter Mensch! oder ich laß Euch verhaften,“ sagte der Lord, aber seine Stimme erstarb, eine Art Ohnmacht wandelte ihn an; er mußte von den Damen fortgeführt und in das nächste Haus gebracht werden.

„Seid Ihr so mächtig geworden in Kopenhagen?“ höhnte ihm der Spion — denn kein Anderer war es — nach. „Nun, was ist einem Schwarzkünstler nicht Alles möglich; aber ich fürchte mich vor solcher Macht nicht. Die Schwäche, die ihn überrumpelt, beweist mir, daß ich mich in seiner Person nicht geirrt habe.“

Der Kammerjunker von Raben blieb bei dem Spion allein zurück und Beide wandelten in eifrigem Gespräch bald darauf der Stadt zu.

Als der Genesende sich wieder etwas erholt hatte, gab er seinen Freundinnen Aufschluß über den gräßlichen Bösewicht, der ihn hier anzugehen sich erfrecht hatte. Christine schauderte, als sie vernahm, daß dieser Mensch der Mörder war, der ihren Geliebten schon in so schlimme Händel verwickelt hatte. Sie that zwar den Vorschlag, ihn aufsuchen zu lassen und dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu überliefern, aber sie überzeugte sich bald, daß man ihm nichts beweisen konnte, und daß somach jeder Schritt gegen die Person des Mörders unterbleiben mußte. Verstummt und voll trüber Gefühle langten die drei Spaziergänger zu Hause an und vermieden, von der unangenehmen Sache zu sprechen.

Einige Tage darauf fand die Vorstellung des Brautpaars bei Hofe statt. Eine ungemein zahlreiche Versammlung schmückte die Hallen und Säle des königlichen Schlosses. Der König wollte in der Pflegetochter des Vice-Statthalters von Norwegen ihn selber ehren, auch war Christine eine der ersten und beliebtesten Hofdamen der Königin, und so kam es, daß beide Herrscherhäupter Dänemarks sich beeiferten, diesen Tag mit Glanz zu erfüllen. Palmestone sah sehr leidend aus, doch harmonirte die einfache Pracht seiner Kleider zu dieser Blässe und gab ihr einen vornehm-liebenswürdigen Ausdruck.

Die Zeremonie des Vorstellens war eben vorüber und Palmestone versuchte es, tief aufzuathmen; denn er glaubte die Last nun los zu sein, die ihm die Brust schwer bedrückte, aber er vermochte es nicht, vielmehr wurde das dumpfe Bangen seiner Seele zu einer ihn fürchterlich quälenden Angst, und er mußte all' seine Besonnenheit zusammennehmen, um sich zu beherrschen und die anständige Fassung zu erhalten.

Der König stand noch in der Mitte mehrerer der ersten Hofherren, der Kronprinz war in der Nähe. Da ging der König auf Palmestone zu und sagte: „Haben Ew. Lordschaft nicht Lust, Ihre Kräfte unserm Staate zuzuwenden, und vielleicht — da Sie, wie wir vernommen haben, schon Soldat in Diensten Ihres Vaterlandes waren, — die dänische Uniform zu tragen?"

„Die Gnade Ew. Majestät würde mich hoch beglücken," versetzte Palmestone ehrerbietig, „wenn nicht eine sehr geschwächte Gesundheit mich nöthigte, mich auf die Stille des Landlebens zu beschränken."

„Ew. Lordschaft befürchten vielleicht, als dänischer Soldat gegen eine Sache fechten zu müssen, die den Interessen Ihrer Persönlichkeit zuwider ist?"

„Ich wüßte nicht, welche Interessen meine Person haben könnte, die ich nicht willig und mit Freuden den großen Interessen Ew. Majestät und höchstdero Staaten aufopferte, an welche mich die Bande der Liebe und Freundschaft, der gegenseitigen Achtung und Zuneigung schon lange binden, an welche mich die hei-

ligen Bande des Bluts bald binden werden. Dänemark ist mein zweites Vaterland geworden, das werde ich nie vergessen."

„Ihre Sprache ist schön, Mylord. Doch wissen wir ja Alle und Sie haben es nie geläugnet, daß Sie ein eifriger Anhänger der Stuartischen Partei sind und als Jacobit Ihr Vaterland mieden. Wir wissen, daß Sie den Prätendenten auf seinem abenteuerlichen Zuge nach Schottland folgten und erst, nachdem er dort gänzlich geschlagen wurde, betraten Sie die dänische Küste."

„Dies Alles verhält sich so, wie Ew. Majestät sagen. Doch schließt meine alte Anhänglichkeit an das Haus Stuart in England nicht die Treue aus, die ich dem Könige Dänemarks in meinem neuen Vaterlande solle."

„Wie aber dann," sagte der König lächelnd, „wenn die romantischen Hoffnungen des sogenannten Prätendenten auch nur zum Theil in Erfüllung gingen, wenn unser nachbarlicher Abenteurer, der schon einmal den rechtmäßigen König von Polen vertrieb und einen Parvenü, der ihm zu gefallen gewußt hatte, auf den polnischen Thron setzte, dieses quasi Königs halber blutige Kriege führte, der, um seine wilden Pläne durchzusetzen, sich selbst mit dem Erbfeinde der Christenheit verband, der toll genug ist, die halbe Welt zusammen zu rütteln und dann, dem lieben Herrgott selbst in's Handwerk pfuschend, wieder Ordnung herstellen will; wenn unser Nachbar Karl, der sich gern den nordischen Löwen

ſcheitern läßt, ſeinen Plan durchzuſetzen gedenkt, der uns aus den aufgefangenen Papieren des Grafen Görz klar geworden iſt, nämlich ſich mit Rußland zur Wiedereinſetzung des Prätendenten zu verbinden, den engliſchen König, unſern vielgeliebten Bruder Georg, zu verjagen, und — wie ſchon geſagt — den lieben Gott zu ſpielen, was würdet Ihr thun, da wir uns offen und gleich für die unbeſtreitbaren Rechte des Hauſes Hanover erklären und zu ſeiner Erhaltung das Schwert ziehen würden?"

„Ich würde ruhig auf meinem Beſitzthum bleiben, weil, wie ich Ew. Majeſtät ſchon unterthänigſt bemerkte, meine ſehr geſchwächte Geſundheit mir nicht erlaubt, mich auf die eine oder auf die andere Seite zu ſtellen, obgleich ich Ew. Majeſtät offenherzig bekenne, daß mir die Rechte des Hauſes Hanover auf den engliſchen Thron nie recht einleuchten werden."

„Die Gerüchte, die über dieſes ſogenannten Prätendenten Geburt und Herkommen im Umſchwunge geweſen ſind, können Ihnen nicht unbekannt ſein, und wenn Sie auch zu jung ſind, um ſich zu erinnern, wie der größte Theil des engliſchen Volkes an der Rechtmäßigkeit ſeiner Geburt zweifelte, ſo ſind dieſe Stimmen doch ſpäterhin keineswegs ſo ganz verſtummt, daß nicht etwas davon zu Ihren Ohren gedrungen ſein ſollte."

„Ich erinnere mich des etwas einmal gehört zu haben," verſetzte Palmerſtone mit einer nicht zu verbergenden Verlegenheit, „doch ſchien mir die Sache zu

abgeſchmackt — ſie kam vielleicht ganz entſtellt zu meinen Ohren — daß ich gar nicht darauf reflectirte. Was können mächtige Feinde nicht Alles erſinnen und bewerkſtelligen!"

„Dies iſt hier nicht der Fall, Mylord. Sie können auf mein königliches Wort verſichert ſein, dieſer ſogenannte Prätendent iſt nichts weiter als der Sohn eines ehrlichen Müllers, der ſo gut war, dem lieben Könige Jacob aus einer großen Verlegenheit zu helfen."

„Eure Majeſtät Wort darf keinen Zweifel in mir aufkommen laſſen," ſtammelte der Lord in großer Bewegung. „Doch ſollte die edle Königin Maria in einen ſolchen Betrug eingewilligt haben?"

„Sie war gezwungen. Und können Sie läugnen, daß die verwittwete Königin durchaus keine Liebe und Anhänglichkeit an dieſen Prätendenten zeigt? Sie wohnt in St. Germain, er in Bar; ſie kommen nicht zuſammen, die unglückliche Mutter ſollte nicht nach ihrem einzigen Kinde verlangen? Und ſo iſt's ſtets geweſen. Die königliche Mutter ſchweigt aus Klugheit; ihr Herz hängt nicht mehr an irdiſchen Dingen, es fliegt ihrem geſchiedenen Gatten und Sohne nach."

„Alſo hatte ſie doch einen Sohn und wäre es nicht der Prätendent?" ſagte Palmeſtone und trocknete ſich den kalten Schweiß von der Stirne.

„Es war gerade in dem höchſt kritiſchen Zeitpunkt, daß König Jacob die Krone auf ſeinem Haupte wanken fühlte, als man ihm die Botſchaft hinterbrachte, die

Königin sei gesegneten Leibes. Da blühte seine ganze Zuversicht in der Hoffnung auf einen Prinzen wieder auf. Ein Thronerbe, so schloß er, werde ihm die Krone erhalten und das Volk beruhigen. Aber die Königin wurde von einer zu frühen Geburt überrascht. Ein Prinz war's, aber so schwächlich, daß man jeden Augenblick seinen Tod erwarten mußte. Der Leibarzt, die Wehmutter boten Alles auf, dies wichtige Kind zu erhalten, der König war außer sich. Er hatte die Gewährschaft seiner Krone in den Händen; der Gedanke, sie sich wieder entrissen zu sehen, war ihm ganz unerträglich. Da gab ihm die Furcht vor einem leicht einzutretenden Uebel einen verzweifelten Gedanken ein, sich nämlich in Vorsorge ein Knäblein zu verschaffen. Die Frau eines in der Nähe wohnenden Müllers hatte kurz vorher einen Knaben geboren, der König gab viel Geld dafür; das Kind wurde gebracht und der Prinz verschwand. Man hat später sogar einige Mal behauptet, dieser rechtmäßige Erbe des Namens Stuart und der Ansprüche auf die großbritannische Krone sei damals nicht gestorben, und der König sei nur durch seinen schnellen Tod abgehalten worden, ihn anzuerkennen, doch ist das wohl nur Fabel. Der König hätte ja später die Kinder wieder vertauschen können."

„Vielleicht hielt ihn die fortdauernde Kränklichkeit des wahren Prinzen davon ab, und wenn er es später hätte thun wollen, als die Verstandeskräfte beider Kinder schon gereift waren, so hätte der König gar leicht

als Betrüger ſeines Volks entlarvt werden können.“ Dieſe Worte ſagte Palmeſtone mit einer auffallenden Haſt, ſeine Hände zitterten dabei heftig und ſein erſt erſtorbenes Auge irrte in wildem Feuer umher.

„Die Geſchichte ſcheint Ihnen ſo gut wie uns ſelbſt bekannt zu ſein,“ ſagte der König verwundert.

„Ich nahm nur den möglichen Fall an,“ verſetzte der Lord erſchreckend und rang nach Faſſung.

„Jetzt nahm der Kronprinz, der unterdeſſen auch herangetreten war und die Erzählung des Königs mit angehört hatte, ſich mit ſichtbarer Freude an der Verlegenheit des Lords weidend, das Wort und ſagte höhniſch: „Ew. Majeſtät können verſichert ſein, daß Mylord von dieſer wunderlichen Geſchichte mehr weiß, als irgend ein anderer Menſch wiſſen kann.“

Dieſe Worte bereiteten Palmeſtone eine ſolche Beſtürzung, daß ihm die Sinne zu vergehen drohten und er um ſich griff, um nicht in Ohnmacht zu fallen. Doch die Gewalt über ſich ſelbſt hielt ihn noch aufrecht. Er ſtarrte den Kronprinzen mit hohlen Augen an.

„Wie verſtehen Sie das, Hoheit?“ fragte der König ſeinen Sohn. Die Blicke der umſtehenden Hofherren hingen erwartungsvoll am ſpöttiſch verzogenen Munde des Thronerben und es hatten ſich Viele umher verſammelt, um einige Brocken von dem langen Geſpräch des Königs mit dem am Hofe allgemein als verdächtig bekannten Engländer zu erſchnappen.

„Lord Palmeſtone oder Herr Joſeph Flaxmann, wie er ſich auch noch nennt, oder wie ſich dieſer Mann ſonſt noch nennen mag, iſt mit den geheimen Teufelskünſten, als da ſind: Zauberei, Hexerei, Wahrſagerei, Kurirerei durch Sympathie und was dergleichen Teufeleien mehr ſind, bekannt. Ew. Majeſtät wiſſen gar nicht, welch einen brauchbaren Mann Sie für die däniſchen Staaten geworben haben.“

„Ich — weiß — nicht — —“ ſtammelte Palmeſtone vernichtet.

„Ihr wißt nicht? Wohlan, ſo ſollt Ihr hören, daß ich weiß!“ rief der Kronprinz gereizt. „Ich weiß, daß Ihr Euch in Hamburg als ein liederlicher Geſelle und in der ſchlechteſten Kleidung in Branntweinshäuſern und ſchlechten Kneipen herumgetrieben, Euer Geld verſpielt, durch böſe Künſte Euch anderes verſchafft, Euch zum däniſchen Soldaten habt werben laſſen, dann das Schiff, auf welchem Ihr mit andern Rekruten nach Kopenhagen übergeſetzt werden ſolltet, einem ſchwediſchen Kaper in die Hände geſpielt habt; ich weiß, daß Ihr in Stockholm den Kammerdiener einer reichen Engländerin umgebracht und die Dame ſelbſt durch einen Piſtolenſchuß lebensgefährlich verwundet habt; ich weiß, daß Ihr Euch durch Magie aus dem Gefängniſſe befreit, daß Ihr das Herz des ſchwediſchen Königs durch gottloſe Mittel bethört und ihm gelobt habt, nach Dänemark zu gehen, Euch hier durch Heirath einzuniſten, hier den Spion zu machen und Dänemark an Schweden zu verrathen. Ich weiß

ferner, daß Ihr in Holland im Gefolge des Grafen Görz gewesen und mit ihm in der Staatskarosse gefahren seid; ich weiß, daß Ihr mit Rußland zu Dänemarks Verderben in Verbindung steht; ich weiß, daß Ihr Boten an den Schwedenkönig absendet und empfangt; ich weiß, daß Ihr als ein Bettler in Jütland todtkrank angekommen und in der Nacht gestorben seid. Man hat Eure eiskalte Leiche fortgetragen, um sie am andern Morgen zu begraben, da ist sie verschwunden; und hier seid Ihr wieder als reicher englischer Lord aufgetreten. Das weiß ich, und Euer Aussehen bestätigt die Wahrheit."

Der ganze Hof hatte sich während der heftigen und oft laut geschrieenen Rede des Kronprinzen im Kreis umhergedrängt, bei den letzten Worten desselben stob aber Alles in wilder Flucht von einander, und die Frauen gaben dazu mit einem Entsetzensgeschrei die Loosung an, indem sie nicht anders meinten, als in dem verdächtigen Engländer einen abgeschiedenen Geist zu sehen. Und wirklich konnte des Lords erdfahle Farbe, sein erloschenes, fast gebrochenes Auge, sein gänzliches Zusammensinken einen solchen Wahn wohl entschuldigen und die Gespensterfurcht der entsetzten Hofdamen entschuldigen.

Alles rannte wild durch einander. „Schafft mir dies Ungeheuer aus meinen Augen!" rief der König und entfernte sich eilig. Palmestone stürzte besinnungslos auf den Boden, Christine eilte schreiend und Hülfe rufend herbei, aber Alles, was Leben hatte, floh wie vor der Pest, in wenigen Augenblicken waren die Säle leer und nur ein-

zelne Diener flohen mit ſcheuen Schritten noch vorüber, um ihren erſchrockenen Herrſchaften etwas nachzutragen. Da lag der arme Unglückliche in ſtarrer Ohnmacht und der kalte Todesſchweiß perlte auf ſeiner Stirne, während die verzweifelte Liebe Thränen der Angſt und des tiefſten Mitleids über ihn weinte und die zerknirſchte Liebe ſich über ſeinen bleichen Mund bog. Sie mochten lange ſo gelegen und Chriſtine nichts weiter gedacht haben, als die Thüre aufging und Friederike ernſt aber mit feſten Schritten ihre hohe, ehrfurchtgebietende Geſtalt hereintrug.

„Du Sohn des Unglücks," ſprach ſie feierlich, „Dir wäre beſſer, Du wärſt am erſten Fieber geſtorben. Was ſollſt Du auch unter dieſen entſetzlichen Menſchen? Die Lüge hat Dich großgeſäugt, das Mißtrauen Dich genährt, die Falſchheit Dich erzogen, aber nun zeigen ſie ſich in ihrer wahrſten Natur, und ſchlagen Dein armes Herz mit Dornenreiſern blutig. Aber was gehſt Du nun mit dieſem blutenden Herzen unter den blutgierigen Beſtien in Purpur und Hermelin? — Der Tiger trägt das ſchönſte Kleid — warum fliehſt Du nicht ſo König als Tiger ſie ſind Beide gleich grauſam, gleich entſetzlich, gleich blutlechzend — ſie riechen Dein blutendes Herz und wollen es verzehren. Doch komm! Noch giebt es Seelen voll Mitgefühls, wenn auch der heilige Ingrimm über die Buben und Schurken, die durch dieſe Säle als Götter der Erde wandeln, ſie durchflammt, ein unauslöſchlich Feuer. Kommt, ihr zwei gebrochenen Herzen, an meines, voll Mitgefühl für Euch, voll Haß gegen ſie." Und ſie nahm

den Ohnmächtigen auf, leicht und gewandt, als wäre er ein ſchlafendes Kind und ſie ein Hünenweib. Und ſo trug ſie ihn heraus aus den königlichen Hallen und aus dem ſtolzen Palaſt und ſchüttelte draußen den Staub von ihren Füßen. Chriſtine folgte in halber Bewußtloſigkeit nach. Draußen ſtanden aber Diener mit einer Sänfte. Palmeſtone wurde hineingehoben und wieder in ſein Gartenhaus gebracht, um welches der Frühling nun all ſeinen Schmuck aus dem Schrein gelegt hatte, gleichſam wie der liebende Jüngling den ſchlanken Leib ſeiner Geliebten in ſtiller Kammer mit Zierath überladet. Aber der bleiche Jüngling ſah nichts von all der Herrlichkeit; er war zwar zu ſich ſelbſt gekommen, aber die Stimme der Natur — die mächtigſte auf Erden — hatte ihre Gewalt über ihn verloren; er hörte ſie nicht, er ſah nicht die Kränze, die die alliebende Mutter ihm gleichſam zum Troſt und zur Entſchädigung entgegenhielt, er fühlte nichts von den ſanften Gefühlen, die der Mai uns gewährt; ſeine Seele gehörte den finſtern Mächten, die die Pracht der Farben, die Strahlen des Lichts haſſen und Haß und Verderben brüten in ihrer Nacht, und Haß und Verderben mit ihrer Nacht in die Menſchenbruſt gießen, die ihnen verfallen iſt.

Zum Erſtaunen der beiden Damen ſtieg er, frei von aller Schwäche, aus der Sänfte. Er hatte ſich wiedergefunden. Der ihm eigenthümliche ſchnelle Wechſel der Empfindungen in ſeiner Seele hatte jetzt eine Flamme des Haſſes und einen furchtbar wilden Durſt nach Rache ihr

zugeführt. Todtbleich ging er in das Haus; er ſchien die beiden Freundinnen nicht zu bemerken, aber ſein dunkles Auge glänzte von einer gräßlichen Glut. Chriſtine war ängſtlich um ihn bemüht; ſie wollte ihm einige Troſtworte ſagen, aber er unterbrach ſie mit ungewöhnlicher Heftigkeit, und ſagte: „Kein Wort von dieſer Sache, wenn ich Sie freundlich bitten darf, theure Chriſtine. Es wird, es muß ſich ausgleichen; ſei es, wie Gott will. Es wird ſich finden.“ Chriſtine erſchrak vor dieſen Worten; Friederike aber rief: „Palmeſtone, Sie ſind in dieſer fürchterlichen Stunde zum Manne geworden. Jetzt handeln Sie und vertrauen Sie der Leitung Ihres Genius.“

„So ſei es!“ ſprach er mit einem leuchtenden Blitz der Zuſtimmung aus ſeinem bewegten Auge, und reichte ihr mit einem deutungsvollen Drucke die Hand. Er ſah dabei ſo unheimlich aus, daß Chriſtine unwillkührlich ſchauderte.

Drauf bat er die Damen mit abgemeſſener Höflichkeit, ihn allein zu laſſen, und ſetzte ſich nieder, um zu ſchreiben. Dies Alles erfüllte Chriſtinen's Seele mit unbeſchreiblicher Angſt. Der Gedanke an Selbſtmord kam wie eine rabenſchwarze wetterſchwangere Wolke in ihre zagende Bruſt; ihr heiteres Gemüth zitterte vor der ihr wie ein ſcheußliches Geſpenſt drohenden nächtlichen Erſcheinung, wie eine harmloſe Taube unter dem Flügelſchlag des Geiers. Obgleich ſie mit Friederiken gegangen war, ſo konnte dieſe ſie doch nicht weiter als in's Vorzimmer bringen, und von hier aus lauſchte ſie durch die Thür-

ſpalte von Minute zu Minute nach dem Geliebten. Aber er ſchrieb emſig, bis er endlich der Macht der über ihn ſtürzenden Gefühle erlag, und mit dem Kopfe auf den Tiſch lehnte. Chriſtine eilte ihm zu Hülfe; er verlangte ein Stärkungsmittel, und als er daſſelbe zu ſich genommen, erholte er ſich in ſoweit, daß er weiter ſchreiben konnte. Plötzlich wurde im Vorzimmer eine Stimme vernommen. Es war ein Kammerdiener des Vice-Statthalters, Friederiken's Vaters. Dieſer ließ ſeiner Tochter den Befehl zukommen, unverzüglich in die Stadt zu kehren und nicht ferner Gemeinſchaft mit einem Manne zu pflegen, welcher im Angeſicht des ganzen Hofs ſo beiſpiellos und unerhört proſtituirt werden ſei. Friederike lachte laut auf und ließ ihrem Vater ſagen, ſie werde nicht in die Stadt kommen, ſondern einem Unglücklichen, den Haß und Bosheit verfolgten, ihren ganzen Beiſtand ferner angedeihen laſſen.

Palmerſtone hörte die ganze Unterredung mit an, die Bewunderung hoher weiblicher Würde, die über ihn kam, erfüllte die Nacht ſeiner Seele wieder mit einem Lichtſtrahl.

Gegen Abend erſchien ein Bote der Königin im Gartenhauſe, mit dem Befehle an Chriſtine, unverzüglich vor der hohen Herrin zu erſcheinen. Sie ſchauderte in der tiefſten Seele. Daran hatte ſie noch nicht Zeit gehabt, zu denken, daß ſie die willenloſe Sclavin eines gekrönten Weibes ſei. Sie zauderte, ſie ſchwankte. Dem Befehle nicht Folge leiſten, hieß ſich augenblicklich losſagen von allen geſellſchaftlichen Verbindungen in Kopenhagen, ſelbſt das Haus ihres Pflegevaters verſchloß ſie ſich. Und

dennoch wollte ſie den Geliebten nicht verlaſſen; ſie wollte Alles opfern und bei ihm bleiben. Friederike rieth ihr dagegen, zu gehen, und ſetzte ihr mit ſcharfer Bezeichnung alle die möglichen Nachtheile auseinander, welche ihr Unfolgſamkeit zuwegebringen könnte, ja müßte.

„Ich weiß, was meiner harrt," ſagte das Fräulein von Doe, „die Königin wird mich mit ungegründeten Vorwürfen überhäufen, auf die ich nichts erwiedern darf; ſie wird mir zur Strafe meines eingebildeten Vergehens einige Tage Zimmerarreſt anbefehlen laſſen; ſie wird mich, weil ich ein ſo öffentliches Skandal veranlaßt habe, degradiren; ſie wird mein Herz von dem ſeinigen reißen und mich zwingen wollen, ihn nie wiederzuſehen, und wer weiß, ob nicht ein langes Gefängniß meiner harrt, wenn ich nur Miene mache, mich nicht willig und gehorſam in die entſetzlichen Machtgebote zu fügen."

„Sie werden Dir vielleicht noch Schlimmeres anthun," verſetzte Friederike ernſt, „denn was erlaubt ſich eine ſolche Erdengottheit nicht? Aber Du kannſt ihr doch hohnlachen; denn ſieh' doch die ohnmächtige Götterſchaft! Ihn können ſie nicht aus Deinem Herzen reißen, den blühenden Frühling Deiner lieben Seele können ſie nicht verderben. Darum geh' getroſt; ich ſorge für Dich. Laß mich in dieſer Nacht für Dich überlegen, was in unſerer höchſt ſchwierigen Lage zu thun iſt. Wenn alle Ankertaue reißen, eins hält: wir fliehen mit ihm nach Schweden; König Karl iſt Ankergrund, unſer Fels, auf ihn dürfen wir getroſten Muths vertrauen. Biſt Du mor-

gen früh noch nicht zurück, so nehme ich an, daß Du Arrest bekommen haſt, dann werde ich dem Kronprinzen ein Paar Wörtchen in's Ohr flüſtern, die Dich ſchnell von der gnädigen Strafe der guten Königin befreien ſollen. Der hochmüthige Knabe ſoll ſelbſt zu ſeiner tugendhaften Mutter laufen, und um Deine Befreiung winſeln."

„Um Gotteswillen! Du wirſt doch nicht ſein Geheimniß verrathen?" rief Chriſtine in neuer Angſt.

„Sorge nicht, banges Mädchen, das kommt über meine Lippen nicht! Geh' nun, Schweſter, und vertraue mir ganz. Du biſt jetzt unfähig, zu denken und zu handeln, laß es mich für Dich thun."

„Er ſoll entſcheiden!" ſagte Chriſtine entſchloſſen. Drauf ging ſie in des Lords Zimmer, hinterbrachte ihm den Befehl der Königin und bat ihn, ihr zu ſagen, was ſie thun ſolle.

„Geh', ich bitte Dich!" verſetzte er mild, „es iſt beſſer für uns Alle. Wär' ich in dieſem Augenblicke nicht aller Mittel beraubt, ſo würde ich ſagen, geh' nicht. Doch ein unſeliger Fluch hängt über meinem Haupte. Geh', ich bitte Dich!" Wehmuth erſtickte ſeine Stimme. Er umarmte ſie und küßte ihr einen heißen Kuß auf die Lippen. Die ſeinigen zitterten; Thränen entſtürzten ſeinen Augen. Er mußte ſich abwenden, um Herr ſeiner Rührung zu werden.

„Friederike!" rief die Scheidende, „Dir vertraue ich ihn an, ich gebe Dir die Seele meines Lebens in die Hand; wahre ſie wohl! Ich bitte Dich! Ich beſchwöre Dich!"

„Geh' ruhig, ich werde für Dein Beſtes ſorgen."

„Ach, ich kann nicht ruhig gehen; böſe Ahnungen martern mich, als ſollte ich ihn nie wiederſehen."

„Der Himmel wird Alles lenken. In außerordentlichen Fällen bedarf es außerordentlicher Kräfte, um auch außerordentlich zu handeln. Die Kräfte giebt Gott, beides zum Handeln und zum Dulden. Wenn Dir die erſteren verſagt bleiben, ſo bitte demüthig um die letzteren. Bete, bete und Du wirſt ruhig werden!"

„Ich will's!" ſagte Chriſtine gefaßt, aber noch einmal umarmte ſie den theuren Mann, noch überglühte ſie ihn mit heftigen Küſſen; dann riß ſie ſich los und ſtürzte lautweinend aus dem Zimmer. Friederike hatte ſie bis zum Wagen begleitet. Als ſie wieder in's Haus trat, entfernte ſie die Diener aus der Nähe der Zimmer des Lords. Dann trat ſie hinein.

„Was gedenken Sie zu thun, Major?" fragte ſie mit Nachdruck.

„Was rathen Sie mir, Fräulein?" verſetzte er nach einer langen Pauſe unruhigen Nachdenkens, und beobachtete ihr Geſicht ſcharf.

„Mich müßte Alles täuſchen," ſagte ſie hierauf, „wenn unſere Gedanken uns nicht begegneten. Sie wollen in dieſer Nacht fliehen und ich lobe Sie darum, und wenn Sie nicht wollen, ſo rathe ich es Ihnen."

„Sie haben mich errathen. Die Sonne des morgenden Tages darf mir nicht mehr an der däniſchen Küſte ſcheinen."

„Es iſt wahr, Sie können, Sie dürfen nicht hier bleiben, und Ihre Flucht allein löſt die ungeheuren Verwirrungen, die der heutige Tag am Hofe wie in unſerm Hauſe geſchlungen hat. Doch wohin gedenken Sie?“

„Wohin anders als nach Schweden? Der ſtille Tempel häuslichen Glücks, den ich mir mit frommem Herzen, auf ein beſſeres Geſchick gläubig vertrauend, zu erbauen begonnen hatte, iſt von einem entſetzlichen Sturme niedergeworfen. Oed und verwüſtet iſt die Stätte. Mein unſeliges Schickſal hat mich, mir den Augenblick ſeliger Ruhe mißgönnend, mit gewaltiger Hand gefaßt und wieder in den wilden Strudel hinausgeſchleudert. Hier iſt nicht von Widerſtand die Rede. Ich bin gebrandmarkt, ich, ich, von einem Königsſohne. Friederike, Sie wiſſen, was ich zu thun habe.“

„Ich weiß es!“ verſetzte ſie. „Gehen Sie mit Gott. Meine heißeſten Wünſche begleiten Sie. Wäre es nicht eine ewige Schande, zur Verrätherin am Vaterlande zu werden, ich würde dem Könige von Schweden meine thätigen Dienſte anbieten. Doch Friederike von Gabel will nicht eine Ahnung von Schande auf ſich laden; deshalb frage ich Sie nicht, was Sie thun werden. Noch eine Bitte hab' ich an Sie. Nehmen Sie dieſe Gabe der Freundſchaft. Ihre Benutzung wird Ihnen ſchneller von dannen helfen.“

Mit dieſen Worten drückte ſie dem Lord ein Käſtchen in die Hand; es war voll Gold und Diamanten, Friede-

riken's Schmuck. Er nahm es ohne Weigern und küßte ihre Hand.

„Ich erkenne Sie immer mehr, Friederike!" ſagte er ſchmerzlich bewegt. „O hätte Ihr Herz leidenſchaftlich für mich ſchlagen können!"

„Laſſen Sie das!" verſetzte ſie mit zitternder Stimme. „Mein Herz bewahrt ſeine Liebe heilig. Vielleicht wenn es ihn nicht kennen gelernt hätte! O wenn Sie ihn ſehen — er iſt jetzt der Gatte eines Weibes, das ihn nicht zu würdigen verſteht — ſo drücken Sie ihm die Hand ſtumm und innig, aber ſagen ihm nichts von mir." Sie ſchwieg ſehr bewegt, und Palmeſtone fühlte den Schmerz ihrer Seele und würdigte ihn.

„Für Kleider zur Flucht werde ich ſogleich ſorgen," ſagte ſie, „bereiten Sie ſich, in einer Stunde abzugehen."

„Ach, Chriſtine!" ſeufzte der junge Mann.

„Ich werde ſie tröſten und ihr das Unvermeidliche dieſes Schrittes beweiſen. Sie kann Sie unmöglich den Mißhandlungen meines — Vaters bloßgeſtellt wiſſen!"

„Ich habe ihr das Alles geſchrieben. Geben Sie ihr dieſen Brief. Meine Verzweiflung hat ihn geſchrieben und ihr Schmerz wird ihn verſtehen."

Hierauf ging das Fräulein und der Lord packte ſeine Effecten. Nach einer Stunde hielten zwei Pferde vor dem Hauſe. Palmeſtone küßte Friederiken die Wange und ſchwang ſich auf das eine; ein Reitknecht beſtieg das andre. In ſchlechten Kleidern erreichte er den Hafen. Kaum war er aus dem Hauſe, als eine Abtheilung Sol-

daten daſſelbe umzingelte, um ihn auf Befehl des Königs feſtzunehmen und in's Gefängniß zu führen. Hohnlachend trat ihnen Friederike entgegen. Das ganze Haus wurde durchſucht; dann kehrten die Söldlinge der Gewalt in die Stadt zurück.

Palmeſtone wußte ſich für ſchweres Geld ein Boot zu verſchaffen, und eh' der Morgen dämmerte, ſtand er an der ſchwediſchen Küſte, auf ſchwediſchem Grund und Boden.

Siebentes Capitel.

Des Sommers blondes Haar bräunte ſich ſchon zu herbſtlichen Locken, als aus dem göthaberger Hafen faſt täglich eine nicht unbedeutende Schaluppe auslief, weſtlich herüber um die äußerſte Spitze von Jütland herum und dann mehre Meilen weit in der Nordſee hinabging, aber Abends wieder in den Hafen einlief, ohne daß man wiſſen konnte, weshalb ſie dieſen vergeblichen Weg ſo oft wiederholte. In dem Befehlshaber dieſes Bootes war der Lord Palmeſtone nicht zu verkennen, obgleich er jetzt die Kleidung eines ſchwediſchen Seeofficiers trug und die Spuren einer ſchlimmen Krankheit jeden Schimmer von Jugendblüthe aus ſeinem Geſichte vertilgt hatten. Mit einem unheimlichen, düſtern Verlangen ſtreifte ſein Auge über die Fläche des Meers ſüdwärts, und ſobald er ein Segel erblickte, zuckte ein wenig Leben in ſeinem ſonſt todten Geſichte; er griff dann nach einem Glaſe und ſpähte ſo lange, bis er ſich getäuſcht ſah. Dann ſchwebte wohl auch ſein trüb gewordener Blick nach der Gegend hinab, wo ein dunkler Streif am Horizonte die Inſel Seeland

bezeichnete, und ein ſchwermuthbanger Seufzer hob ſeine Bruſt.

Endlich ſtieg eines Tags ein majeſtätiſches Schiff mit ſeinen ſchlanken Spieren, luſtig flatternden Wimpeln, ſeinen ungeheuren Maſten und Raaen aus den Wellen hervor und lenkte ſeinen raſchen Lauf nach der ſchwediſchen Küſte. Palmeſtone's Auge drang durch das ſcharfe Glas von der Schaluppe hinab nach dem höher und höher aufſteigenden Koloß, in deſſen hoher, von der Sonne beſtrahlter Flagge er bald mit Freude das ſchwediſche Wappen erkannte. Nicht lange, ſo hob ſich der breite Rumpf des Schiffes, das ſich durch ſeine Geſtalt den Seglern auf der Schaluppe als eine Fregatte kund gab, und ging nun in ſeiner ganzen Größe mit allen Segeln, wie eine ſtolze Dame in königlichem Schmuck, über den blauen Waſſerſpiegel.

Der Lord hatte mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit das Schiff beobachtet; plötzlich ließ er das Glas fallen, und rief: „Er iſt's! Es iſt der lang erſehnte Graf-Mörner!“ Und augenblicklich gab er Befehl, ſo ſchnell als möglich der Fregatte entgegen zu rudern und ſich ihr vor den Wind zu legen. Vogelſchnell flog das Schiffchen auf das hohe Waſſerhaus zu, gewann ihm den Wind ab und neigte zum Gruße ſeine Flagge, mit einem Kanonenſchuß aus dem Mörſer, der zu dieſem Zwecke mitgenommen worden war. Die Fregatte erwiederte den Gruß ſogleich, und als der Donner des Geſchützes verhallt war, erſchien der Kapitän auf dem

Verdecke und rief durch das Sprachrohr: „Lieutenant Flarmann, ich bin hoch erfreut, Euch wieder zu ſehen. Bemüht Euch doch gefälligſt herüber, ich habe Euch Dinge von großer Wichtigkeit mitzutheilen.“

Sogleich wurde von der Fregatte ein kleines Boot herabgelaſſen, ein junger Matroſe eilte die Fallreetreppe hinab in daſſelbe, um es der Schaluppe zuzuführen, und der Lord — oder als ſchwediſcher Dienſtmann nunmehr Lieutenant Flarmann — erkannte in dem flinken, dienſtfertigen Burſchen, mit einer Freude, wie ſie ſeiner Seele faſt fremd geworden war, darum aber auch um deſto wohlthätiger auf ihn wirkte, den kleinen Juel Swale, den er ſonſt ſchon lieb gehabt hatte. Als er in das Boot hinabſprang und von dem muntern Schiffsjungen freundlich begrüßt wurde, wäre er dem Burſchen faſt um den Hals gefallen.

„Es ſcheint doch, als gingt Ihr wieder mit gutem Winde, Herr,“ ſagte Juel; „als wir vor acht Wochen ausliefen, glaubt' ich Euch nicht wieder zu ſehen. Euer Takelwerk war übel mitgenommen und an Eurem Rumpf ſah's aus, wie lauter Breſchen. Ihr habt gut auskeilen und ausſtopfen laſſen, daß Ihr Euch über dem Waſſer habt erhalten können. Nun Gott führ' Euch noch lange mit günſtigem Winde!“

„Ich danke Dir, herziger Junge!“ rief der Lieutenant froh und drückte dem Burſchen in der Freude ſeines Herzens ein Geldſtück in die Hand. Nach wenigen Ruderſchlägen hielten ſie an der Treppe; Flar-

mann ſtürmte hinauf und fiel dem oben ſeiner harrenden Norcroß mit freudiger Heftigkeit an die Bruſt. Lange dauerte die Umarmung; es war die zweier herzinniger Freunde, die ſich nach — wenn auch nicht langer, aber doch noch peinlicher Trennung wiederſehen, indem der Eine ſich bis jetzt mit Zweifeln geplagt hat, ob er wohl den Andern noch unter den Lebenden finden werde.

„Seid mir tauſendmal gegrüßt, mein Freund, mit erneuten Anſprüchen auf das Leben reichlich ausgeſtattet!“ rief Norcroß, und küßte ſeinen Landsmann auf Stirn und Wange. „Ach, mir bangte, ich möchte zu ſpät gekommen ſein, um Euch noch einmal den Freundeskuß zu reichen; um ſo entzückter bin ich, daß Ihr mich hier auf unſerm Element, auf offener Meerfluth, mit Euerm Willkommen überraſcht.“

„Es iſt wahr, Ihr ſeid ſehr lange geblieben, Kapitän Norcroß,“ entgegnete der Andre. „Als Ihr gingt, lag ich noch hoffnungslos darnieder; aber kaum war die glühende Laſt der Krankheit von mir gewichen, als mein Herz voll Sehnſucht nach Euch ward. Dies Verlangen wuchs mit meiner zunehmenden Kraft, aber Euer unbegreifliches Ausbleiben hätte mich faſt wieder auf das Siechbette geworfen; ich glaube, ich wäre geſtorben, wenn ich nicht zufällig von einem Seemann erfahren, daß Ihr in Frankreich manche Widerwärtigkeiten zu beſtehen gehabt.“

„So ist es, mein theurer Freund," versetzte der Kaperkapitän. „Und da Ihr auf keinen Fall ausführlich von meinem Schicksale unterrichtet sein könnt, so mache ich mir eine große Freude daraus, Euch Alles mitzutheilen. Doch sagt mir zuvor, wie befindet sich des Königs Majestät? Ist meine junge Frau munter und gesund? Wie leben meine Freunde und Anverwandten?"

„Eure eignen Fragen drängen die meinigen, die mir schon auf der Zunge schwebten, zurück, und doch frißt mir die Begierde, etwas von Eurer Verrichtung zu erfahren, fast das Herz ab. Doch um Euch zu zeigen, Kapitän, wie sehr ich Euch liebe, will ich zuvor Eure Fragen der Reihe nach und ausführlich beantworten, eh' ich mir Aufschluß von Euch erbitte. Der König erfreut sich des besten Wohlseins und rüstet ein großes Heer, um den im vergangenen Winter aufgegebenen Plan, in Norwegen einzufallen, Friedrichshall zu nehmen und dann das ganze Land zu besetzen, wieder aufzunehmen und auszuführen. Uebrigens spricht man nicht nur in Stockholm, sondern in allen Seestädten Schwedens stark von einem Frieden mit Rußland.'

„Ich weiß davon," unterbrach Norcroß den Lieutenant.

„Euer niedliches Weibchen blüht täglich schöner auf, doch quält sie große Sehnsucht nach Euch, und das ist wohl kein Wunder. Zwei Monate war't Ihr ihr Gatte, als Ihr abreistet, und zwei Monate seid

Ihr ſchon abweſend. Das iſt einem jungen Ehemanne nicht zu verzeihen. Ihr müßt kein ſo großes Verlangen nach ihr verſpüren, ſonſt wär't Ihr eher heimgekehrt, ſei es auf welche Weiſe es wolle."

„Soll ich Euch an den goldnen Spruch erinnern: Erſt Herrendienſt, dann Frauendienſt!" lächelte Norcroß. „Die widrigſten Umſtände hielten mich zurück, wie Ihr bald hören ſollt. Und unter uns: ich liebe meine Frau recht herzlich, wahrlich mit einer innigen Zuneigung, aber dieſe Reiſe, meine lange Entfernung hat mir über mich ſelbſt einen großen Aufſchluß gegeben. Ich ſehne mich, mein Herz in Eure Freundesbruſt auszuſchütten. Doch kommt mit mir in die Kajüte. Meine Officiere ſtehen dort und warten darauf, Euch begrüßen zu können. Der Kapitänlieutenant Gad hat Euch noch nicht im ſchwediſchen Seemannskleide geſehen. Schont den armen Teufel. Es iſt ihm einmal nicht auszureden, daß Ihr mehr verſteht als andre Leute. Meine Burſche werden Euch dafür deſto herzlicher bewillkommnen."

Lord Palmeſtone, der nun den Namen Flarmann wieder führt, ging an der Hand ſeines Freundes, der erhaltenen Aufforderung zufolge, über das Verdeck. Die Officiere des Schiffs, welche nun vollzählig waren, ſtanden in einer Reihe, den Kapitänlieutenant Gad an der Spitze, und begrüßten den Fremden mit einer gewiſſen ſcheuen Ehrerbietung, die zur Genüge zeigte, daß Gad und der Schiffschirurgus ihre Anſichten über

den räthſelhaften Engländer in müßigen Stunden des Breitern auszuſprechen nicht verfehlt hatten. Meiſter Habermann ſtand an der Treppe, machte einen tiefen Bückling und ſagte: „Ew. Hochwohlgeboren wird es einem armen Schiffschirurgen nicht für eine Unbeſcheidenheit auslegen, wenn derſelbe, hocherfreut über Dero friſche Geſundheit, mit Verlaub, die unterthänigſte Bitte nicht zurückhalten kann, ihn endlich mit der geheimen Kenntniß der Waffenſalbe und des ſympathetiſchen Wundwaſſers zu beglücken.“

„Euern Wunſch ſoll endlich die Erfüllung krönen, Meiſter Habermann,“ verſetzte der Lieutenant Flaxmann, „gebt mir dafür das Recept Eurer dauernden Geſundheit.“

„Das iſt bald hergeſagt, mit Dero Verlaub, die Rumflaſche und das Pöckelfleiſchfaß ſind die Apothekerbüchſen, aus welchen ich die Ingredienzien zu meiner Arznei hole.“ Der Chirurgus belachte ſeinen Witz herzlich, während die beiden Freunde in den hinterſten Verſchlag der Kajüte hinabſtiegen.

Hier nahmen ſie Beide Platz; der Schiffskoch brachte gleich darauf zwei dampfende Becher Grog, und nachdem ſie dieſelben auf ihr erneutes Wiederſehen geleert hatten, fuhr Kapitän Norcroß alſo fort: „Das menſchliche Herz iſt voller Widerſprüche, voll Eigenſinn und Wunderlichkeit; je mehr man darüber nachdenkt, deſto unerklärlicher wird es einem. So viel iſt mir jetzt gewiß, daß das meinige die Herrſchaft des Kopfes

durchaus nicht erkennen will, und ihn als ein widerſpenſtiger Vaſall, der ſelbſt nach der Krone ſtrebt, die Ruhe am erſten raubt, wenn er am zuverläſſigſten auf ſeine Autorität pocht. Ihr wißt, ich habe ſehr leidenſchaftlich geliebt, die duftende Purpurblüthe dieſer Blume iſt abgeblüht, ich glaubte mein Herz todt für die ſtarken Empfindungen wild aufbrauſender Liebe. Eine ſtille ſanfte Neigung zu meinem Weibe hatte mich erfüllt, ich hoffte und wünſchte, dieſe Neigung möchte mich beglücken, ſie würde mein Leben mit den beſcheidenen Kränzen häuslicher Zufriedenheit ſchmücken.

Da raubte ich auf Euren Wunſch jenes weibliche Weſen, über deſſen hohe treffliche Eigenſchaften wir wohl gleich anerkennend denken. Ich geſteh' Euch jetzt, Lieutenant, ſie machte einen tiefen, einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich. Mein ſchlafendes Herz erwachte und überzeugte mich deutlich genug, daß ich mich über ſein Weſen getäuſcht habe. Aber ich geſtand es mir nicht ſelbſt; ich wollte, ich durfte ſeine Stimme nicht hören. Ich war mit einem höchſt liebenswürdigen Mädchen, der Verwandten ſehr vornehmer und angeſehener Leute, verlobt, durch die mein Glück in Schweden begründet wurde, ich gedachte mich feſt zu klammern an dies Schwedenreich, denn ich war heimathlos; ich fühlte innige Hochachtung und eine ſanfte Regung für meine Braut. Durfte ich die thörichten Zuflüſterungen meines Herzens hören? Aber denkt Euch meinen Kampf, Kamerad, als ich nur zu deutlich des Fräuleins von Gabel Leidenſchaft für mich

ſah! Ich hatte zu Euern Gunſten ein gefährliches Spiel mit Herzen getrieben; die Sünde rächte ſich an mir. Obendrein kannte ich ja Eure Liebesglut für das Fräulein und durfte nichts Anders erwarten, als daß ſie dennoch Eure Gattin werden würde. Nichts konnte mich damals irremachen, ſelbſt Euer eigues Zureden nicht; ich erheuchelte Kälte für Friederiken. Mein Zuſtand war mir ſelbſt fremd, und ich hütete mich wohl, ernſthaft über mich ſelbſt nachzudenken. Aber ſeit ich durch die heiligen Bande der Ehe gefeſſelt bin, haben jene unterdrückten Stimmen lauter geſprochen, und auf dieſer meiner Reiſe hat ſich meiner eine ſo glühende Leidenſchaft für das Fräulein von Gabel bemächtigt, die der Eurigen gewiß nicht nachſteht."

„Armer Mann!" ſagte Flaxmann. „Und Ihr werdet wieder geliebt. Ihr habt durch das, was Ihr Conſequenz oder Männlichkeit, Charakterfeſtigkeit oder wie Ihr wollt, nennt, zwei Herzen unglücklich gemacht. Armer Freund! Arme Freundin! Ihr war't einander werth, Ihr war't für einander beſtimmt!"

„Wohlan! Ich habe Euch den Kummer meiner Seele entdeckt. Es gilt nun, das Unabänderliche männlich ertragen, mein gutes Weib lieben, meine Pflicht erfüllen und den Kampf des Lebens nicht ſcheuen, wo er mir entgegentritt. Laßt uns nun davon ſchweigen und von Eurer Perſon reden. Ihr ſeid nunmehr feſt entſchloſſen, Euch dem ſchwediſchen Seedienſt zu widmen?"

„Ich bin's. Der Menſch muß doch etwas thun und treiben, muß ſich eine Welt wählen oder die, in

welche ihn das Schickſal wirft, erfaſſen, um ſie nach Kräften auszufüllen. Auf dem ſtets bewegten Elemente iſt mir jetzt allein wohl; es gleicht meinem Leben. Sobald ich die mir noch mangelnden Kenntniſſe des Seewesens völlig erlangt habe, werde ich eine Fregatte führen, die mir der König bereits beſtimmt hat."

„So ſind wir denn noch inniger verbunden!" ſagte Norcroß und ihre Hände verſchlangen ſich von Neuem.

„Mein heißeſter Wunſch iſt nun, ſo lange unter Euerm Commando zu dienen, Kamerad. Der heiße Durſt nach Rache treibt mich eben ſo mächtig, als Freundſchaft und Anhänglichkeit an Eure Perſon auf Euer Schiff. Sagt mir nun zuvörderſt, habt Ihr den Baron Görz geſprochen?"

„Ich war zwei Tage lang in ſeiner Nähe, und über alle unſer Intereſſe erregende Angelegenheiten von ihm auf's Genaueſte unterrichtet worden."

„Vor allen Dingen ſagt, billigt er unſern kühnen Plan?"

„Er billigt ihn nicht nur, er belobt ihn ſogar. Dieſe däniſchen Schelme, dieſe königlichen Sünder ſagte er, hätten es nicht nur am König von Schweden, ſondern auch an unſrer heiligen Sache und vorzüglich an Eurer Perſon verdient, daß wir mit einem ſolchen Streiche dem ganzen Tanze ein Ende machten. Europa wird ſtaunen, die ſtaatsklugen Perücken werden zuſammenfahren, daß ganze Staubwolken aus ihnen aufſteigen, aber König Karl wird triumphiren und auch unſre

Sache iſt gewonnen. Die Klugheit treibt uns, die Rache fordert uns auf; denn wißt, auch des Barons Gefangennehmung in Holland rührt von den Dänen her. Ein däniſches Schiff hat ſeine Briefe aufgebracht."

„Ich bitt' Euch, erzählt!" rief Flaxmann begierig. „Wie war es möglich, daß die Generalſtaaten ſich an der Perſon des Barons vergreifen konnten? Die Sache iſt mir bis jetzt ein Räthſel geblieben."

„Das Geheimniß iſt gelöſt. Der Baron hat durch ſeine Kundſchafter Alles herausgebracht. Gegen Ende des Januars iſt ein ſchwediſches Schiff von einem däniſchen Seefahrer aufgebracht worden. Der dumme Menſch hat einige Briefe des Baron Görz an den ſchwediſchen Geſandten in London, Graf Karl Gyllenborg und einige ſchottiſche Barone bei ſich, aber ſtatt die Briefe in's Meer zu werfen, oder zu verſchlucken, wie ihm der Baron, ſobald er in Gefahr komme, gerathen, läßt er ſie ruhig in ſeinem Proviantſchranke liegen. Der Däne ſchickte die Briefe ſchnurſtracks nach Kopenhagen, der König ſendet Augenblicks einen Schnellſegler nach London, und am 9. Februar wurde Graf Gyllenborg, der ſich keines Ueberfalls verſah, gefangen genommen, und ſo fanden denn die edlen Hanoveraner in ſeinen Papieren, die er nicht Zeit behielt, bei Seite zu ſchaffen, den ganzen Plan des Barons Görz weitläufig und mit allen Angaben. Sogleich ließ der Kronendieb Georg, oder richtiger Churfürſt von Hanover — denn ich werde ihn nie für den König von England

halten — einen außerordentlichen Gesandten an die Generalstaaten abgehen und die hochmögenden Herren ersuchen, den Baron Görz anzuhalten und dessen Papiere in Beschlag nehmen zu lassen. Darauf wurde denn der Baron am 21. Februar zu Arnheim gefangen genommen, und Euch gelang es, Euch mit den Euch selbst betreffenden Papieren zu retten."

„Und wo und wie befindet sich der Baron jetzt? Was habt Ihr mit ihm verhandelt?" fragte Flaxmann noch eben so hastig wie erst.

„Nun, daß er durch seine Beredsamkeit und kluges Benehmen die Staaten von Geldern für sich gewann und überzeugte, wie unrecht sie daran thäten, ihn in einer Sache festzuhalten, die auch nicht im Entferntesten die Generalstaaten beträfe, zumal da er als Privatmann unter ihnen lebte und nicht einmal schwedischer Unterthan, nicht schwedischer Bediensteter überhaupt, noch Abgesandter des Königs von Schweden insbesondere sei *), daß er deshalb am ersten April wieder auf freien Fuß gesetzt wurde, wird Euch bekannt sein; Ihr habt gewiß in Kopenhagen, wo man dem Baron gern das ewige Leben gegönnt hätte, davon gehört. Von da reiste unser Görz sogleich nach Versailles und bearbeitete den Regenten, das Geschäft der völligen Aussöhnung des

*) Der Freiherr von Görz stand nie in wirklichen Diensten Karls XII.; um so ungerechter war sein Loos nach dem Tode seines königlichen Freundes.

Königs Karl mit dem ruſſiſchen Zaar zu übernehmen. Der Herzog von Orleans zeigte ſich dazu bereitwillig, bald zauderte er; endlich, nachdem Görz ſchon mehrere Wochen am franzöſiſchen Hofe zugebracht hatte, verſprach der Herzog-Regent ſeinen Einfluß auf die beiden Monarchen zu ihrer Vereinigung anzuwenden; nun aber trat der Baron mit ſeinem eigentlichen Plan hervor und forderte Frankreich auf, dem König Karl zu ſeinen verlornen deutſchen Provinzen zu verhelfen. Der Herzog-Regent fing darauf an, ſich mit politiſcher Zweideutigkeit zu benehmen; es ſchien dem Baron, daß däniſcher Einfluß mit im Spiele ſei, und als er abermals mit leeren Verhandlungen einige Monate zugebracht hatte und auf eine beſtimmte Erklärung drang, ſo machte der Regent die Ausflucht, es ſei ſeine heiligſte Pflicht, für die Tilgung der ungeheuren Schuldenlaſt Frankreichs zu ſorgen und ſeinem königlichen Mündel die Regierung in einer völligen Beruhigung des franzöſiſchen Reichs zu übergeben, deshalb könne und dürfe er ſich in keinen Krieg einlaſſen, ſondern müſſe vielmehr ſich beſtreben, nur Friedens- und Freundſchaftsbündniſſe abzuſchließen. In Folge dieſer Erklärung ſchloß der Regent auch eine Defenſiv-Allianz mit dem Zaar und dem Könige von Preußen; da aber — wie Ihr wißt — der Letztere ein dicker Freund Dänemarks iſt, ſo konnte man daraus ſehen, woher der Wind blies. Auch verſprach der Regent in dieſem Bündniß ausdrücklich, ſich auf keine Weiſe in den nordiſchen Krieg zu

miſchen. Der Baron ſah nur zu wohl ein, daß er in Frankreich nun nichts mehr zu ſuchen habe, und beſtrebte ſich nun, das letzte und kräftigſte Mittel anzuwenden, um Dänemark zu demüthigen und unſern Stuart auf den Thron ſeiner Väter zu heben. Er reiſte zum Zaar nach Loo, wurde von Peter dem Groſſen mit groſſer Achtung aufgenommen und behandelt und Beide kamen überein, binnen drei Monaten den ruſſiſch-ſchwediſchen Frieden bis zum Abſchluß in Ordnung zu bringen. Dort habe ich den Baron geſprochen und ihm die Briefe unſers Königs übergeben. Er wird noch einige Zeit in der Nähe des Zaars verweilen und arbeitet bereits am Frieden. Hoch erfreut war er über meinen Verſchlag und verſprach mir, ſobald derſelbe glücklich ausgeführt ſei, die höchſte Gnade des Königs nebſt einer bedeutenden Stelle bei der Admiralität. Und denkt Euch, Kamerad, welche Ausſichten uns aus der Ausführung unſers Plans aufblühen! Haben wir den naſeweiſen Burſchen erſt einmal, dann giebt ihn König Karl nicht eher wieder heraus, bis Jacob Stuart König von England iſt."

Flarmanns bleiches Geſicht überzuckte bei dieſen Worten eine glührothe Flamme der Begeiſterung.

„Drauf und dran denn!" jubelte er auf, „laßt uns keine Stunde verlieren, Kamerad! Das Gerathenſte iſt, Ihr beſteigt meine Schaluppe mit, wir laviren an der ſchoniſchen Küſte hin, gleichſam als wären wir ein

großes Fischerboot, und stechen einmal in der Nacht hinüber auf die Kopenhagener Rhede."

„Doch erst müssen wir unsere Spione ausschicken," warf Norcroß ein; „denn wir können doch nicht auf's Geradewohl hinüber nach Seeland gehen und die Ausführung unsers Plans dem Zufalle überlassen. Nein, mein Freund, wir müssen vorher ganz genau vom Thun und Treiben des Kronprinzen unterrichtet sein, eh' wir etwas unternehmen."

„Aber wen gedenkt Ihr als Spion auszuschicken, Kapitän? — Könnt' ich die Züge meines Gesichts entstellen und unkenntlich machen, so taugte Niemand besser dazu, als ich selbst."

„Und da dies unmöglich ist, und weder Eure Lage noch Euer Gesundheitszustand gestatten, daß ich Euch in solche Gefahr gehen ließe, so paßt Niemand auf dem Schiffe besser dazu als ich und mein kleiner Juel. Ja, wenn Ihr Euern Courtin noch bei Euch hättet, der wäre der geschickteste Mann zu diesem Geschäfte. Doch wie? Sagtet Ihr mir nicht, daß er unter Tordenschild Dienste genommen?"

„So ist's," versetzte der Lieutenant Flarmann.

„So kann er uns sehr nützlich werden, wenn er im Hafen ist. Und seit seinem Angriff auf Göthenberg und Strömstadt verhält er sich ja ziemlich ruhig. Ihr gebt mir einen Brief an Courtin."

„Mit Freuden, und daß mir die gute Haut noch ebenso treu ergeben ist, wie sonst, leidet wohl keinen

Zweifel. Doch da Ihr eben Torbenſchilds Angriff auf Göthenborg erwähnt habt, ſo erzählt mir doch von dieſem tollkühnen Unternehmen etwas Näheres. Es fand kurz vor meiner Flucht aus Kopenhagen ſtatt, und ich hörte nur Unzuſammenhängendes davon erzählen, auch war ich viel zu ſehr mit mir ſelbſt beſchäftigt, um einer andern Angelegenheit als der meinigen, gehörige Aufmerkſamkeit ſchenken zu können. Ihr wißt, in welchem Zuſtande ich nach Stockholm kam, und doch habe ich gemerkt, daß Ihr einſt an meinem Lager ſaßet und von einem Ueberfall des däniſchen Tollkopfes erzähltet. Das Fieber hat mich den Sinn Eurer Worte nur halb faſſen laſſen; auch habt Ihr, ſo viel ich mich erinnere, nicht ausführlich berichtet. Ferner ſeid Ihr mir auch die freundſchaftlichen Erörterungen über Eure eigene Perſon auf Eurer Reiſe ſchuldig, und ich bitte Euch höflich darum."

„Wie gern erfülle ich Euren Wunſch, Lieutenant," entgegnete der Kaperkapitän freundlich, „denn es gewähret einem kühnen Herzen — und ich denke, dieſer Name wird Euch nicht als ein niedriges Selbſtlob klingen — zum hohen Genuß, ſchwerbeſtandene Gefahren und die gewaltigen Lebensmomente in die Erinnerung herauf zu beſchwören und mit dem lebendigen Worte ſelbſt zu beleben, jene Momente, wo eben dieſe kühne Bruſt, hingeriſſen von Feuerflammen todtmuthiger Begeiſterung und dem Drange des allwaltenden Schickſals, jene flüchtigen, aber großen Augenblicke wahren Lebens lebte, gegen welche alle Jahre, und wären es ihrer hundert,

die wir im Dämmerlichte oder Dunkel der Gewöhnlichkeit hinschleichen, nur leeres Streh sind, während sie selbst als die Flammengaben des Himmels, wie Blitzesfeuer aus dem Schooße der Unsterblichen herabfallen, uns mit einer kurzen aber herrlichen Strahlengloria umkränzen, und mit dem seligen Gefühle, selbst ein Gott zu sein, erfüllen. Sobald wir unser Mahl eingenommen haben, wollen wir den Tag mit gegenseitiger freundlicher Mittheilung zubringen, von der Vergangenheit reden und an die Zukunft denken. So bringen wir bis zum Abend zusammen auf der Fregatte zu, und lassen dieselbe in den Göthaberger Hafen einlaufen, während ich mich mit Juel in englischer Matrosentracht von Meister Ebbe Reez in einem kleinen Boote hinab an die seeländische Küste bringen lasse. Reez ist ein Däne und kann mir nützlich sein. Ihr aber geht in Eurer Schaluppe nach Schonen hinüber, streicht an der Küste hin und haltet im Hafen von Karlskrona an. In der morgenden Nacht aber steht hinüber nach Kopenhagen zu und legt Euch unter die Brücke bei Güldenlund, dort werd' ich entweder selbst sein, oder Euch Nachricht von mir geben. Unterdessen werde ich das Nöthige schon ausgekundschaftet haben."

„Um Eins bitte ich Euch, Kamerad, vergeßt nicht, daß mein Herz auch Ansprüche auf Euch hat. Es giebt Euch den Auftrag, nach Christine von Ove zu fragen und ihr einen Gruß zu bringen."

„Ich werde die Taube, der ſchnelle Liebesbote Eures Herzens ſein. Ich muß ja ohnedieß in das Haus des Statthalters von Gabel; denn ich ſehe nicht gut ein, wie wir unſern Plan ohne Friederikens Beiſtand ausführen können.“

„Rechnet nicht auf ſie, Kapitän! Sie liebt ihr Vaterland zu ſehr, um ſich zu einem Schritte zu verſtehen, der ſie vielleicht ſpäter den Vorwürfen ihres eigenen Gewiſſens bloßſtellte.“

„Auch werde ich ihr nicht unklug die ganze Größe unſeres Planes enthüllen. Sie haßt den Kronprinzen in tiefer Seele, wie Ihr mich ſelbſt oft verſichert habt, ſie haßt den ganzen däniſchen Hof und wird gern die Hand bieten, Euch Gelegenheit zur Rache zu verſchaffen, zu der ſie ſelbſt Euch ſonſt ſo ſehr antrieb, und von dieſer Seite faſſ' ich ſie.“

„Laßt Euch nur nicht ſelbſt von blinder Leidenſchaft faſſen.“

„Ich bin ein Mann, und werde mich männlich zu benehmen wiſſen.“

Unter Fortſetzung ihres Geſprächs und genauer Prüfung ihres kühnen Planes nebſt Beſprechung aller denkbaren Möglichkeiten für und wider die Ausführung deſſelben, nahmen die beiden Kapereofficiere in der Kajüte allein ihr Mittagsmahl ein, und leerten auf das glückliche Gelingen ihres gewagten Unternehmens, von welchem ſie ſich ſo ſehr viel, ja Alles verſprachen, manche Flaſche. Hernach, als der Dampf des Grog in gelbem

Dunſt aus den Gläſern vor ihnen in die Höhe ſtieg, begann Kapitän Neercreß:

„Ihr wünſcht zuerſt einige nähere Nachrichten von dem tollkühnen Angriff des däniſchen Viceadmirals Tordenſchild auf Göthaberg zu hören. Wahrlich, ich liebe dieſen jungen Feuerkopf — er iſt in unſerm Alter — obgleich er unſer Feind iſt, und ich wünſche nichts ſehnlicher, als mich einmal mit ihm meſſen zu können. Entweder ich bliebe todt auf der Stelle und gewährte den Fiſchen einen willkommenen Fraß, und was wäre denn weiter, die Welt hätte nichts an mir verloren, oder ich trüge über den hochgefeierten Tordenſchild den Sieg davon, und mein Name wäre unſterblich. Ich bin überzeugt, König Karl erhöhte mich zum Schout-by-Nacht oder Admiral. Dieſes ungezähmte Verlangen meiner Bruſt führte mich ihm auch bei Göthaberg, oder vielmehr bei Elfsberg entgegen, ich glühte vor Begierde, ihm die Spitze zu bieten und ſein Schiff in den Grund zu bohren. Ich, ich allein wollte den Ruhm des Sieges haben, ich geizte nach dem Tod oder der Ehre, Tordenſchild bezwungen zu haben. Aber wenn das Glück flieht, die mächtigſte Göttin, die eigentlichſte Königin der Erde, der ſtrengt vergebens ungeheure Kräfte an und mattet ſich ab und erliegt wohl gar im Kampfe mit der Unmöglichkeit. Wäre nur die Glücksgöttin meinem Muthe gerecht, der Name Neercreß ſollte bald über den Namen Tordenſchild glänzen. Jetzt, jetzt fordere ich das Glück heraus. Dieſer unſer Wurf muß mir

jetzt gelingen! Doch ich wollte ja vom Treffen bei Göthaberg reden.

Durch die vielen und anſehnlichen Priſen, welche ich gemacht und den ſchwediſchen Häfen zugeführt hatte, war ich dem Könige, dem Grafen Mörner und dem Gouverneur Gadenhielm nur noch werther geworden, und ich erfreute mich mancher glänzenden Beweiſe der beſondern Gnade der hohen Herrſchaften. Außerdem waren mir in Stockholm alle Häuſer offen, ich erhielt ſchmeichelhafte Einladungen, und der Gouverneur Gadenhielm bot mir ſogar ſeine Schweſter zur Ehe an, da er von meiner Verliebung mit dem Fräulein Brahe unterrichtet war. Mit meinem erhöhten Anſehn vermehrte ſich auch die Anzahl meiner Feinde und Neider. Ein Fremdling, der beim Landesherren in Gunſt ſteht und von ihm befördert wird, muß allezeit erwarten, von denen heimlich beneidet und verfolgt zu werden, deren Ehrgeiz ſich gekränkt und zurückgeſetzt fühlt. Viele derſelben hatten ſich hinter des Königs Adjutanten, den Baron Feiff, geſteckt und dieſen beſtimmt, mir bei des Königs Majeſtät zu ſchaden. Es war nun zu Anfang Mai, daß ich, von einem ſehr einträglichen Streifzug auf der Nordſee, der den König um viele tauſend Thaler reicher gemacht hatte, die Ehre hatte, in des Königs Zimmer gelaſſen zu werden, damit ich ihm von meiner Reiſe und deren Erfolg, über den Werth meiner Priſen u. dgl. genauer Bericht abſtatten möchte. Der Adjutant, welcher ſonſt immer um des Königs

Person ist, war eben nicht gegenwärtig. Da fragte mich der König: Was habt Ihr und Feiff mit einander? Ich versetzte, daß ich noch niemals die Ehre gehabt habe, Se. Excellenz den Herrn Baron Feiff zu sprechen, und daß ich, meines Wissens, nichts gethan hätte, womit ich ihn hätte auf mich erzürnen können. Seine Majestät sagte hierauf: Er sagt, daß Ihr ein Seeräuber seid. Mit tiefer Ehrerbietung entgegnete ich wiederum: Wenn ein von Ew. Majestät eigends auf eins von Höchstdero Schiffen bestellter Kaperkapitän, der sich in Ausübung seiner Dienstpflicht streng und auf's Gewissenhafteste an die Verhaltungsbefehle Ew. Majestät gehalten, und alle Schiffe, welche Ew. Majestät als feindliche erkennen und erklären, mit getrostem Muthe auf offener See angegriffen und die, so er besiegt — und das waren die meisten — nach Recht und Gewissen in die Häfen Ew. Majestät abgeliefert und niemals etwas von der Beute für sich behalten hat, wenn ein solcher Mann ein Seeräuber heißt, so verdiene ich freilich diesen Namen, den mir der Herr Baron Feiff beizulegen geruht hat, nur allzusehr. — Meine Rede schien dem Könige gefallen zu haben; denn er sagt: mit heiterm Gesichte auf's gnädigste: Thut, was Eure Pflicht ist! Wir wollen nichts glauben von Allem, was zu Eurer Verkleinerung geredet wird. Nehmt eine günstige Stunde wahr, Euch recht vortheilhaft auszuzeichnen, — Ihr habt die Mittel dazu — und Ihr sollt sehen, daß Ihr an mir einen sehr gnädigen König

habt, der das Verdienſt nach Würden zu belohnen weiß.

Dieſe Worte aus dem Munde eines ſolchen Helden mußten mich natürlich auf das Lebhafteſte anfeuern und mich nichts ſehnlicher als die günſtige Stunde wünſchen laſſen, von welcher der König geredet hatte. Die Anklage beim König gegen mich beruhte auf nichts weiter, als weil ich einige Schiffe genommen hatte, die ſo gut als im holländiſchen Einlauf waren, indem man behauptete, ich ſei zu weit gegangen und habe des Königs Befehle übertreten oder nach Willkühr gedeutet. Allein noch im vorigen Jahre, bevor der Baron Görz nach Holland ging, begegnete ich ihm einmal auf dem Ritterholm. Um ihn waren viele der vornehmſten Hofherren, und ich ging mit mehren Kapitänen und andern Seeofficieren. Als er mich zu Geſicht bekam, hatte er die Gnade, ſtehen zu bleiben und mich nach meinen Angelegenheiten zu befragen. Bei dieſer Gelegenheit nahm ich mir die Freiheit, ihn zu bitten: Ob es mir nicht erlaubt wäre, an die ſüdliche Seite der Doggerbank zu gehen. Der Freiherr antwortete mir laut, ſo daß es Alle hören konnten: Sie können gehen, wohin Sie wollen, Kapitän, und handeln, wie es Ihnen gut dünkt. Niemand iſt Willens, Ihnen Rechenſchaft über Ihr Thun und Laſſen abzufordern; denn Se. Majeſtät ſind mit Allem, was Sie noch unternommen haben, vollkommen zufrieden. — Dieſe Worte haben mir viel Feinde gemacht und man hat es mir ſehr zur Laſt gelegt, daß ich nach ihnen gehandelt habe.

Dies nur beiläufig, um Euch Alles zu erklären, mein werther Freund und Kamerad. Die ſchmerzlich erſehnte Stunde ſollte bald, ſehr bald kommen, ach! leider ſtand mir in ihr das Glück nicht bei, und ſauſte vorüber, ohne mir die gehofften goldenen Früchte zu hinterlaſſen. Elf Tage nach dieſer meiner Unterredung mit des Königs Majeſtät fand Tordenſchilds unerwarteter Ueberfall ſtatt. Ich war zwei Tage vorher von Stockholm angelangt und hatte meine Fregatte beſtiegen, die in der Nacht des 11. Mai bei dem alten Werf, beim Elfsborger Caſtell vor Anker lag. Wir hatten zwar erfahren, daß mehrere Schiffe nach Fladſtrand, uns gegenüber in Jütland, gebracht worden ſeien, da man aber den Zweck derſelben nicht ahnete, ſo bekümmerten ſich die Schweden nicht darum. Inzwiſchen wurde vom Gouverneur Godenhielm doch die Vorſicht gebraucht, den Göthaborger Hafen des Nachts mit einem ſtarken Querbaum zu verſchließen. Der Admiral Strömſtierna lag ohnfern von mir mit der ſchwediſchen Flotille, über die er das Commando hatte, bei dem neuen Werf. Gegen ein Uhr in der Nacht wurden wir durch heftige Allarmſchüſſe vom Neuelfsborger Caſtell aufgeſchreckt; wir ſahen die däniſche Flottille, die aus zwei Kriegsſchiffen, zwei Geſchützbramen, elf Galeeren und vierzehn bewaffneten Schalupxen beſtand, in einiger Entfernung ſchwimmen, und zur ſelbigen Zeit wurde es von Elfsborg am Ufer kund, daß der Feind im Anzuge ſei. Jetzt hörte man weithin bis nach Göthaborg hinüber ſchleunige Warnungsſchüſſe. So eilig als möglich ließ

ich ein Boot ausſetzen und ruderte hinüber zum Admiral, um mir Verhaltungsbefehle auszubitten. Der Admiral rieth mir, mich dem Feinde geradezu entgegen zu werfen. Dies war mir recht aus der Seele geſprochen. Ich flog zurück auf mein Schiff. Aber denkt Euch mein Erſtaunen, mein Erſchrecken! Die meiſten meiner Leute ſind an's Land geſtiegen und unſer Gad hülf- und troſtlos, ſchickt ſich eben an, mein edles Schiff zwiſchen dem alten Werf und Helſingland in den Grund zu ſenken, damit es den Dänen nur nicht in die Hände fallen ſoll. Ich hätte den Mann, der es doch gut meinte, in der erſten Wuth faſt ermordet. Außer mir ruderte ich mit Juel an's Land und trieb meine feigen, nichtswürdigen Burſche zuſammen; der Junge lief wie ein Schäferhund umher, um die verlaufenen Schaafe aufzutreiben. Der Tag war unterdeſſen ſchon lang angebrochen und ich konnte Tordenſchild's ganze Macht vom Ufer aus deutlich erkennen. Meine Jungen ſtanden und gafften. Als ich eben in dieſem trübſeligen Geſchäft begriffen war, ſie zuſammen zu ſchaaren, begegneten mir der Prinz von Heſſen-Caſſel und der Feldmarſchall Mörner. Der Prinz fragte mich: ob ich nicht auch an der Schlacht Antheil nehmen und mich des Ruhms erfreuen wollte, wider die frechen Feinde des Vaterlandes zu fechten. Ich verſicherte, daß dies mein glühendſter Wunſch ſei, berichtete aber auch zugleich das Unglück, welches mir mit meinen nachläſſigen Leuten ſchon widerfahren.

Als ich nun in der größten Eile mein Volk zuſammengebracht hatte und wieder auf der Fregatte anlangte, hatte ſich zu meinem unausſprechlichen Mißvergnügen der Wind geändert, und war mir ſo ſehr entgegen, daß ich unmöglich dem Feinde nachkommen konnte. Was half aller Muth, was die ungeheuerſte Anſtrengung? Wir konnten nicht gegen die Rieſenmacht des Elements kämpfen. Ueber mein ungünſtiges Geſchick in halber Verzweiflung, warf ich mich mit den tapferſten meiner Leute in meine Schaluppe und ruderte auf die däniſche Flotille zu, am neuen Werf vorüber. Ohnfern demſelben ſtieß ich auf eine feindliche Galeere von Chriſtiansſand, Louiſe genannt. Wir enterten raſch, und ich befahl meinen Leuten, mir mit bewaffneter Hand zu folgen. Mit bloßem Degen ſchwang ich mich in die Galeere, meine Burſche mir nach, aber in demſelben Augenblick warf ſich die Mannſchaft auf der andern Seite in die Schaluppe, einige Verwundete ausgenommen. Meine Sorge ging nun auf dieſe. Mein gehoffter Ruhm beſchränkte ſich darauf, daß ich eine Galeere erobert hatte; doch hatte ich die Freude, daß nach einigen Stunden der Prinz von Heſſen-Caſſel, der Feldmarſchall Mörner und der Admiral Strömſtierna an Bord dieſer Galeere kamen. Unterdeſſen hatte die Hauptſchlacht, an der ich leider, durch die ungünſtigſten Verhältniſſe gehindert, keinen Theil hatte nehmen können, für die Schweden eine ſehr günſtige Wendung genommen. Der Vice-Admiral Wilſter,

welcher erſt den Dänen gedient, vor zwei Jahren aber zu den Schweden übergegangen war, lag im göthaborger Hafen. Er ſchickte ſogleich bei Annäherung des Feindes zu dem in der Nähe liegenden Prinzen von Heſſen-Caſſel und Feldmarſchall Mörner, und dieſe kamen ſofort, wie ich Euch ſchon erzählt habe, mit zwei Regimentern und beſetzten beide Ufer der Göthaelf. Das war früh um zehn Uhr. Dennoch wagte ſich Tordenſchild Nachmittags mit ſeinen Schiffen zwiſchen die Batterien und unter das Geſchütz der Feſtung Elfsborg, welche — wie Ihr wißt — mitten im Hafen liegt, gegen den göthaborger Hafen, welcher aber mit einem Querbalken verſchloſſen war. Das hatte er nicht erwartet. Sobald er angekommen war, ließ er Stadt und Flotte heftig beſchießen, aber das ſchwediſche Geſchütz aus drei Schanzen, von den Schiffen und aus den Feſtungen Elfsborg und Gyldenborg, auf ihn abgefeuert, trieb ihn nach einem fünfſtündigen Gefecht zurück. Er hatte eins unſerer Kriegsſchiffe und die göthaborger Seilerwerkſtätten eingeäſchert. Er ſelbſt hatte viele Leute eingebüßt, und außer der Galeere, die ich genommen, noch eine andere. Hernach kreuzte er vor dem göthaborger und marſtrander Hafen, wurde durch vier Schiffe des Admirals Bing verſtärkt, und brachte bald zwölf ſchwediſche Handelsſchiffe auf, die freilich für Schweden ein großer Verluſt waren. Darauf griff er am neunzehnten Juli die Stadt Strömſtad an, in welche König Karl durch eine kleine Flotte Lebensmit-

tel zu ſeinem norwegiſchen Zuge zuſammenbringen ließ. Obgleich unſer König ſehr vorſichtig geweſen war und einen ſolchen Angriff erwartet hatte, ſo brach Tordenſchild doch mit ſolch beiſpielloſer Kühnheit herein, daß er zwei unſerer Batterien eroberte und vernagelte, und die Stadt mit ſeinem Geſchütz beſchädigte. Aber als er landen wollte, brach der General-Major Gierta plötzlich hinter einem Felſen hervor und gab Feuer auf die Schiffe. Tordenſchild wurde ſelbſt von zwei Kugeln getroffen und zwei ſeiner Galeeren faſt von Volk entblößt. Er mußte ſich zum Rückzug bequemen; da er aber die Galeeren durchaus nicht im Stiche laſſen wollte, ſo wandte er ſich in der augenſcheinlichſten Gefahr, wahrhaft tollkühn, noch einmal gegen das Ufer. Die Rettung der Galeeren gelang wirklich einem Seekadet und einem Bootsmann, Namens Elias Wulf, den Meiſter Reetz gut kennt. Dieſe ruderten durch die ſchwediſchen Kugeln unbeſchädigt durch, banden die Galeeren an Riemen und zogen ſie nach. Dieſer Wulf legte eine Probe von Muth ab, wie man ihn nur wenig findet. Er hatte gemerkt, daß ſich ſeine Leute vor den ſchwediſchen Flintenkugeln fürchteten, er zog ſich alſo nackt aus und ſtellte ſich auf das oberſte Verdeck vorn an. Nun ſtieß er die abſcheulichſten Scheltworte gegen die Schweden aus und höhnte ſie ſo mit beſchimpfenden Geberden, daß ſie im höchſten Zorn ihre Gewehre alle auf ihn richteten. Die Ruderer wurden dadurch verſchont und trieben ihr Schiff mit Windes-

Eile der Galeere zu. Aber eben dieſe Haſt rettete dem tollkühnen Bootsmann das Leben, keine einzige Kugel traf ihn, und es hieß allgemein, er habe mit dem Teufel einen Bund gemacht. Die Schweden hatten viele Leute verloren. Am dreizehnten Auguſt ſuchte Tordenſchild ſeinen Zweck durch Bomben, die er in die Stadt warf, zu erreichen. Auch dieſer Plan mißlang. Die Schweden waren auf ihrer Hut. Sobald aber wir, mein Freund, unſern Plan ausgeführt haben werden, iſt Schweden für immer all dieſer Plackereien überhoben, und der tapfere Tordenſchild wird am Ingrimm, uns nicht mehr tücken zu können, umkommen."

„Wir werden viele tauſend Menſchen glücklich machen," verſetzte Flarmann, „und es iſt ein gottſeliges Werk. Kinder nnd Kindeskinder werden uns dafür ſegnen. Doch ſeht, der Abend naht; erzählt mir nun auch von Eurer Reiſe nach Frankreich und zum Baron, und ſagt, was Euch ſo lange aufgehalten. Unterdeſſen wird die Nacht herankommen, die uns trennt."

„Wohlan, es ſei!" entgegnete der Kapitän. „Ich hatte vier Schiffe und gedachte mich zum Vortheile unſers Königs wacker zu regen. Drum belud ich einige dieſer Schiffe mit Eiſen und ging mit meinem Graf-Mörner nach Amſterdam. Hier machte ich guten Handel und ging von da nach Frankreich, um den Baron aufzuſuchen. Unterwegs brachte ich ein Paar Schiffe auf, die ich nach Schweden ſchickte. Darunter war auch ein franzöſiſches. Ueberhaupt waren von ſchwedi-

ſchen Kapern zeither mehre franzöſiſche Schiffe aufgebracht worden. Der Kapitän Wernar in Dünkirchen wirkte daher einen Befehl vom Hofe in Paris aus, daß ich im Hafen Mardique, in welchen ich eingelaufen war, angehalten wurde. Ich übergab dem Kapitänlieutenant Gad das Commando und reiſte unverzüglich nach Paris. Allein zu meiner Beſtürzung fand ich den Baron nicht mehr; er war abgereiſt. Nun zog ich ſchnell einen Wechſel von vierzigtauſend Gulden auf einen Wechsler in Amſterdam, um dem Baron nur ſchnell nachreiſen und dann meine Schiffe auslöſen zu können, aber beſagter Kapitän Wernar hatte mir auch den Credit abgeſchnitten, und ich hatte weder Schiffe noch Geld. Nun reiſte ich mit dem Wenigen, was mir übrig geblieben war, zu unſrer Königin Maria nach St. Germain, und ſie war der einzige Menſch, der ſich meiner ſehr verdrießlichen Sache noch annahm. Zwar wurde ich ſehr lange aufgehalten, aber es gelang ihr doch, mir endlich einen Befehl vom Herzog-Regenten auszuwirken, kraft deſſen mir meine Schiffe ausgeliefert wurden.“

Der Lieutenant Flarmann war bei Nennung der verwittweten und vertriebenen Königin von England von einer ſonderbaren Rührung ergriffen worden, die ſich in ſeinem thränenden Auge am deutlichſten ausſprach. „Wie befindet ſich unſre theure Königin?“ fragte er mit weicher Stimme.

„Sie iſt alt und ſchwach und lebt ein frommes, gottſeliges Leben. Ihr Hofſtaat iſt ſehr klein; ihre Mittel ſind kaum die einer adligen Stiftsdame.“

„Gott ſegne ſie und erhalte ſie noch lange!“ ſtammelte Flaxmann.

„Wer wollte nicht mit Euch wünſchen, daß ſie noch ſo lange lebte, bis ihr königlicher Sohn wieder in das Reich ſeiner Väter eingezogen und die, welche ihn geboren hat, wieder mit den Inſignien und Würden einer Königin von England geſchmückt iſt.“

Flaxmann ſeufzte tief auf.

„Aber merkwürdig iſt's und bleibt's doch,“ fuhr Norcroß fort, „daß ſich die alte Dame niemals um das Schickſal ihres Sohnes, des Prätendenten, bekümmert. Sie kommen nicht zu einander, ſie fragt nicht nach ſeinen Hoffnungen und Planen in Betreff Englands. Sie treibt nur immer Bußübungen und ſcheint vom Himmel Vergebung irgend einer Schuld erflehen zu wollen.“

„Fahrt in der Erzählung Eurer Reiſe fort, Kamerad,“ bat der Lieutenant mit rührendem, innigem Tone. Norcroß ſah ihn verwundert an und ſprach weiter: „Ich verkaufte eins meiner Schiffe und ging mit den beiden noch übrigen in See. Aber ein mir entgegenbrauſender Sturm warf mich leider wieder in denſelben Hafen zurück. Und denkt Euch nur, ich werde zum zweitenmale angehalten. Nun hätte ich mich vielleicht durch Bitten und Streiten wieder losmachen können,

allein es wäre nur eine Menge Zeit unnütz verloren gegangen, und sie war mir lieber als Alles; denn es drängte mich gewaltig, mit dem Baron über unsern Plan zu verhandeln. Daher opferte ich das andre Preßschiff — und darauf war ja eigentlich der ganze Handel abgesehn — und lief mit dem Graf-Mörner aus. Ich machte bald mehre Prisen. Ohne Fährte langte ich in Loo an; ich fand den Baron bis über die Ohren in diplomatischen Arbeiten, er war am Friedensvertrag mit Rußland. Meine Sachen gingen, wie ich Euch schon gesagt, trefflich. Wir haben uns seiner ganzen Genehmigung und Unterstützung zu erfreuen. Auf dem Wege heimwärts habe ich wieder sehr ansehnliche Prisen gemacht, so daß ich mein Schiff fast von gebornen Schweden habe entblößen müssen, weil ich jedes mit einem solchen dem König überschickt habe. Auch warf mich ein heftiger Sturm an den englischen Wall, so daß ich fast meinen lieben Graf-Mörner und mein Leben selbst eingebüßt hätte. Doch entging ich dem Schicksal diesmal noch, wider mein eignes und meiner Leute Hoffen und Erwarten. Meine Reise hat unserm König wenigstens funfzigtausend Thaler eingebracht, aber ich denke, der letzte Wurf derselben soll ihm Alles einbringen, was er nur wünscht und begehrt!"

„Gott gebe, daß der Wurf gelinge!" sagte Flaxmann; und das Schiff hielt inne, weil die Stunde der Trennung gekommen war.

Achtes Capitel.

Es giebt frohe Gemüther, an denen die Schwermuth nicht haftet; sie bleiben sich in allen Lebenslagen gleich, sie sind lachende Gemälde, lachend, wenn selbst das Entsetzen mit ehernem Fuße durch das Haus schreitet. Aber dieser Frohsinn ist das Ergebniß bedeutungsloser Flachheit, wahre, innige Freude, die das Herz berauscht und die Seele durchjubelt, ist ihnen so wenig zugänglich, wie der wahre, dem Herzen nothwendige Schmerz, der zur Erhaltung des tiefern geistigen Lebens unentbehrliche Schmerz, der uns mit seinen gewaltigen Wehen zu zerreißen droht, aber dabei Herz und Seele läutert, erkräftigt, erhebt. Jene Gemüther gleichen dem trüben, seichten Dümpfel, den selbst der wüthendste Sturm nur leise kräuselt, dessen Oberfläche aber auch nur von den Strahlen der Sonne erhellt und fast nie mit entzückenden Farben geschmückt wird. Ein wahrhaft heitres Gemüth ist dagegen für Freude und Schmerz gleich empfänglich, nur hat der Schmerz keine bleibende Stätte, wie die Freude, bei ihm; der Schmerz ist nicht die Lebensnahrung, sondern die Freude, der Schmerz ist das Salz der Speise,

er erfrischt und erhält, damit das Leben nicht schaal werde. Ein solches Gemüth ist ein reiner, tiefer See in einem grünen, blumengeschmückten, fels- und baumgezierten Thale; hohe Bergeshäupter mit grünen Kronen schauen ernst-freundlich ringsum hinein und spiegeln sich darin, klarer Kies deckt den Boden des Sees, Goldfischlein schwimmen munter darin und die Strahlen der Sonne erhellen und vergolden das Wasser des Sees bis auf den Grund. Aber wenn ein Sturm durch die Thalschluchten heranbraust und wirft sich auf des Sees Spiegel, so thürmen sich seine Wellen gewaltig auf, es braust in seinem Innern — aber trübe wird er doch nicht.

Ein solches Gemüth besaß Christine von Ove. Sie war der Waldsee, welchen der Sturm eben gepeitscht und die Sonne noch mit keinem Blick wieder erfreut hatte; denn der Himmel war mit düstern Wolken umhangen. Desohngeachtet war sie ruhig und wehmüthig-heiter, während Friederike von Gabel, ihre Jugendfreundin, Gespielin und Verwandte, dem stets grollenden Bergstrome glich, der sich schäumend durch die Thalwindungen drängt, heftig von den Höhen stürzt und an den Felsen stößt, die sich seinem finstern raschen Laufe entgegenstemmen.

Beide Mädchen lebten zurückgezogen im Garten des Vice-Statthalters von Norwegen. Christine hatte ihre Stelle als Hofdame der Königin niederlegen müssen; sie war — nach dem sonderbaren Sprachgebrauch der Hofleute — bei der Königin in Ungnade gefallen. Selten zeigten sie sich öffentlich. Die Klatschzungen des Hofs

und der Stadt ermüdeten endlich, auf sie loszustechen, da sich Beide so wenig um alles über sie im Umschwunge gehende böse Gerede bekümmerten. Der Vice-Statthalter, ein Hofmann, wie alle, sorgte zwar für den anständigsten Unterhalt beider Mädchen, aber er zürnte beiden, die es wagten, den unumschränkt herrschenden König und dessen Haus, so wie den ganzen Hof, in tiefster Seele zu verachten; keine hatte Zutritt bei ihm, und so lebten sie ein stilles ungestörtes Leben, das allein von den sehnsüchtigsten Wünschen bewegt wurde, von jenen beiden Männern bald wieder etwas Näheres zu hören, welche der Gegenstand ihrer täglichen Unterhaltung waren.

Gewöhnlich ritten sie zusammen aus, dann lasen sie französische Werke und brachten die Zeit mit weiblichen Arbeiten zu. Christine spielte scheinbar eine untergeordnete Rolle, aber in Wahrheit war es nicht so; dies Verhältniß wurde bloß durch ihre Charakterverschiedenheit bedingt: Christine war sanft, nachgebend, gefällig und auf die kleinsten Wünsche ihrer Freundin aufmerksam; Friederike dagegen verschlossen, meist düster, mit der Welt zerfallen, voll Leidenschaftlichkeit und Bitterkeit, auch lag in ihrem Wesen immer noch etwas Herrisches und Befehlendes, welches allein Christinen nicht auffiel, eben weil sie allein wußte, daß Friederikens Herz ein harter, kostbarer, reiner Diamant war.

Von Hoffnung und Furcht vielseitig bewegt, war ihnen das einförmige Leben während des Sommers vergangen, der Herbst war gekommen und hatte die Freundin-

nen mit ſeiner ſtill bindenden Kraft noch inniger an einander gefeſſelt. Doch nahm Chriſtine in Friederikens Weſen plötzlich etwas ihr Fremdes wahr. Sie bemerkte es nicht mit den äußern Sinnen, aber es wehte ſie ſo kühl, ſo unbefriedigend von der ſtarken Freundin an, daß ſie eine unangenehme Verſtimmung ihrer Seele nicht verbergen konnte.

Eines Abends hatte ſie ſich, um den Gefühlen ihrer Wehmuth ungeſtört freien Lauf laſſen zu können, im Garten in eine entfernte Laube geſetzt. Friederike war auf ihrem Zimmer geweſen; dann hatte ſie dieſelbe ausgehen ſehen. Es dunkelte ſchon ſtark, und über die Gartenfläche flogen die Wehmuthnachtſeufzer des Herbſtes, welche die ihrigen brüderlich begrüßten. Die Natur harmonirte mit ihrer Seele. Durch beide zuckte der Schmerz einer herannahenden Erſtarrung. Aus ihren trüben Gefühlen (denn Gedanken konnte man es kaum nennen) wurde ſie durch ein Geräuſch geriſſen, welches ohnfern der Gartenmauer, an welche die Laube gelegen war, entſtand, gleichſam als habe ſich Jemand an der Mauer herabgelaſſen, und dann von ihr bald als leiſe ſchlürfende Fußtritte erkannt, welche näher und näher kamen. Eine unbeſchreibliche Angſt überkam die in der Laube verſteckte Jungfrau. Sie zog ſich leiſe in den tiefſten Hintergrund derſelben zurück, den die herannahende Nacht bereits mit ihren dichteſten Schatten vollgedrängt hatte — denn ſie, die Heimliche, liebt die heimlichen Orte, die Grotten und Höhlen, die Lauben und dichten Wälder, ſie ruht gleich heimlich

Liebenden am liebſten unter dichtem Blätterkranz und haßt die lauten Töne, wie dieſe, und liebt das ſüße Flüſtern und das halb hörbare Rauſchen, das wie Küſſe klingt und wie Seufzer der Luſt, wie ſie.

In eine Ecke geſchmiegt, erwartete Chriſtine mit hochklopfendem Herzen, was jenes ſeltſame Geräuſch wohl zu bedeuten haben möchte. Es kam herangeſchlichen und trat wirklich in die Laube. Chriſtine wagte kaum zu athmen; denn ſchon glaubte ſie ſich von Dieben und Mördern umringt, die ihr bei der geringſten Wahrnahme ihrer Anweſenheit das Leben nehmen würden. Ihre ſcheuen Blicke flogen nach dem vordern Raume der Laube, wo ſie auf dem Hintergrunde des noch von einem zarten Lichtſtreif erhellten Weſthimmels die Umriſſe einer kleinen männlichen Geſtalt gewahrte, die mit Behutſamkeit aus der Laube heraus nach dem Gartenhauſe hin zu lauſchen ſchien. In dieſer Stellung verhielten ſich Beide eine geraume Zeit, bis plötzlich die Gartenthüre geöffnet wurde und Schritte ſich hören ließen, welche Chriſtine bald für die ihrer Freundin erkannte. Dieſe Schritte führten nicht nach dem Hauſe, ſondern nach der Laube, in welcher die geängſtete Chriſtine und die kleine räthſelhafte Geſtalt verborgen waren, und wurden leiſer und vorſichtiger, je näher ſie kamen, ſo daß es Chriſtinen endlich dünkte, als ſchliche die Nahende auf den Zehen. Endlich war das Fräulein von Gabel — und daß ſie es war, wies ſich augenblicklich aus — an der Laube und fragte mit leiſer Stimme hinein: „Biſt Du da?“

„Ja, gnädiges Fräulein," verſetzte eine Jünglingsſtimme ebenfalls leiſe.

Friederike trat herein und ſetzte ſich vorn auf dieſelbe Bank, auf welcher hinten Chriſtine ihren Platz hatte. Der Fremde blieb ehrerbietig mit unbedecktem Haupte ſtehen.

„Nun, was habt Ihr heute ausgerichtet?" fragte Friederike haſtig.

„Den Courtin habe ich endlich glücklich aufgetrieben. Er iſt heute mit einem Kriegsſchiff, das in Jütland gebaut worden iſt, im Hafen eingelaufen, aber den Brief des Lieutenants haben wir ihm noch nicht gegeben; wir trauten ſeiner Flagge nicht ganz, und der Kapitän ſagte, es wäre am beſten, wenn er ſelbſt mit Euch ſprechen könnte, gnädiges Fräulein. Er meint, das Schreiben wäre gefährlich, es könnte mir wohl gar einmal ſo ein Brief abgenommen werden, und dann wären wir Alle verrathen."

„Ich ſeh' auch gar nicht ein, was mir Dein Kapitän noch für beſondre Dinge zu ſchreiben hat?" verſetzte Friederike; „aber es ſcheint mir in der That, als traute er auch meiner Flagge nicht. Wenn die ganzen Anſtalten weiter nichts bezwecken, als eine einfache Herausforderung des Lord Palmeſtone an den Kronprinzen, ſo begreife ich nicht, was da viel zu ſchreiben und zu reden iſt. Schon geſtern Abend habe ich Dir geſagt, ich wünſche eine ſolche Herausforderung, und wenn dieſer elende Thronfolger Dänemarks feig genug ſein ſollte, was ich faſt glaube

das Duell auszuſchlagen, ſo billige ich es ſogar, daß Ihr ihm irgend einen kräftigen Denkzettel anhängt. Ich ſagte Dir ſchon geſtern, daß der Kronprinz von früh bis um neun Uhr allein auf ſeinem Zimmer ſei und daß ich es ſelbſt übernehmen wolle, die Herausforderung des Lieutenants Flarmann — wie Du den Lord nennſt — in ſeine Hände zu ſpielen; ich habe Dir ferner geſagt, daß er von neun bis elf um die Thore ſpazieren reitet, meiſt mit einem kleinen Gefolg. Doch noch weit ſchicklicher, irgend eine Realſatisfaction zu nehmen, ſobald er das Duell verweigert, ſind ſeine einſamen Jagdritte. So wird er z. B. übermorgen, wie bereits beſtimmt iſt, dieſelbe Tour machen, welche er im vorigen Jahre an jenem Tage mit dem ruſſiſchen Zaar und der Zaarin machte, an welchem Kapitän Norcroß meine Wenigkeit von dieſer Inſel entführte. Hier bieten ſich unvergleichliche Gelegenheiten, ihn mit ein Paar Dutzend handfeſten Burſchen zu Leibe zu gehen. Was will der Kapitän nun noch weiter? Aber er hat andre Pläne, und wenn er mich ſeines Vertrauens nicht würdig hält, ſo werde ich der ganzen Sache wegen keinen Schritt weiter thun; denn Ruhm und Ehre iſt wahrlich nicht dabei zu gewinnen.“

„Eben darum will Kapitän Norcroß ſelbſt mit Euch reden, gnädiges Fräulein, und er läßt Euch dringend erſuchen, ihm dieſe Nacht halb zwölf Uhr nur eine kurze Unterredung in dieſer Laube zu ſchenken. Ich werde ihn herführen.“

„Wo denkt Kapitän Norcroß hin? Ich ihm ein Rendezvous Nachts in der Laube geben? Und noch dazu ein politiſches? Nimmermehr! Er mag Dir immerhin anvertrauen, was ich wiſſen ſoll. Er weiß ja, daß Du der ſchlauſte unter allen ſeinen Burſchen biſt, Juel. Sehen mag ich ihn nicht.“

„Bitte, bitte, gnädige Dame!“ rief der Schiffsjunge einſchmeichelnd, „ſchlagt es ihm doch nicht ab. Er hat Euch wahrlich Dinge von der allergrößten Wichtigkeit zu ſagen.“

„Er ſoll ſie mir ſchreiben!“

„Unmöglich! Er müßte ganze Bogen voll ſchreiben. Und dann bedenkt die Gefahr, wenn mir einer der däniſchen Aufpaſſer, die Euer Haus wie die Bienen umſchwärmen, den Brief wegkaperte! Und überdies iſt das Schreiben ſo ſehr umſtändlich, und ein Schiffskapitän führt zehnmal lieber den Degen als die Feder.“

„Aber was mag er mir nur zu ſagen haben?“ rief Friederike halb verdrießlich.

„Darüber mag er Euch ſelbſt Auskunft geben. Ihr könnt meinen Bitten nicht widerſtehen. Ihr habt ſchon eingewilligt; ich hör' es am Ton Eurer Stimme.“ Und indem er dieſe Worte ſprach, ſchlug er, gleichſam vor Freude, die Hände klatſchend zuſammen.

„Was thuſt Du?“ ſprach die Dame. „Du wirſt ſehr laut und unvorſichtig.“ In demſelben Augenblicke raſchelte es hinten leiſe an der Mauer, man vernahm das Geräuſch eines Sprunges in den Garten herab. „Was

iſt das?“ rief Friederike erſtaunt; aber kaum hatte ſie ausgeredet, als eine Männergeſtalt mit den Worten in die Laube trat: „Es iſt Ihr ganz ergebener Diener John Norcroß, der ſich höchſt glücklich ſchätzt, mein gnädiges und hochverehrtes Fräulein, von Ihrer gütigen Erlaubniß ſogleich Gebrauch machen zu können.“

„Wer hat Euch etwas erlaubt, Kapitän?“ zürnte Friederike. „Euer ſonderbarer Beſuch gleicht einem Ueberfall, und es wäre fürwahr das erſte Mal nicht, daß Ihr auf dieſe Inſel gekommen wär't, mich zu rauben.“

„Wenn dieſer Schelm von Jungen mich betrog und mir das Zeichen gab, bevor er Ihrer Einwilligung gewiß war, ſo zürnen Sie mit der rothbäckigen Katze, aber nicht mit einem Männergeſicht, das vor Freude ſtrahlt, Sie wieder zu ſehen, wenn auch von den Schleiern der Nacht umſponnen.“

„Nun ſoll ich gar Eure Keckheit mit Eurer Freude entſchuldigen. Wenn Ihr doch nur vorausgeſetzt hättet, daß mich Eure Gegenwart nicht ganz unangenehm berühren würde.“

„Und darf ich das nicht hoffen?“ rief Norcroß feurig. „Soll ich glauben, daß ich Ihnen ganz gleichgültig geworden bin?“

„Ihr werdet unverſchämt, Kapitän! Wie befindet ſich Eure Frau? Gewiß in erwünſchtem Wohlſein. Was habt Ihr mir ſonſt Wichtiges zu ſagen? Euer Bube dort hat viel Aufhebens von den Dingen gemacht, die ich aus Euerm Munde erfahren ſoll.“

„Sie ſind ſehr grauſam, Fräulein. Doch noch einmal ſchiebe ich die Schuld meines Kommens auf Juel. Er hatte Befehl von mir, durchaus nicht eher zu klatſchen, bis Sie die völlige Erlaubniß zu meinem augenblicklichen Erſcheinen ertheilt haben würden. Ich werde ihn hart ſtrafen wegen Uebertretung meiner Befehle.“

„Nimmermehr!“ rief Friederike ſich ſelbſt vergeſſend. „Ich will es ſo, und Ihr ſtraft ihn nicht. Hört Ihr, Kapitän? Ihr ſtraft ihn nicht!“

„Ich werde Euerm Befehl beſſer nachzukommen wiſſen, als er dem meinigen. Doch ich bin nun einmal hier. Sie wiſſen es ja, daß John Norcroß kein Sklave der Gewöhnlichkeit iſt, und ich weiß, daß Friederike von Gabel mich deshalb nicht tadelt; denn unſere Bahnen ſind es, die ſich kreuzen, fern von den übrigen vielbetretenen Wegen der Menſchen.“

„Ihr ſeid mir noch die Antwort auf die Frage ſchuldig geblieben, wie ſich Eure junge Frau befindet.“

„O Sie ſind ein trefflicher Arzt für Fieberkranke. Eisumſchläge auf den brennenden Kopf, Eis auf das glühende Herz. Sie haben Recht. Es iſt Wahnſinn, in Fieberglut die Sonne anzubeten, wenn man bereits mit anderweitigem Lichte verſorgt iſt.“

„Es ſcheint, Ihr ſeid gekommen, mir Liebeserklärungen zu machen.“

„Nein, beim Himmel! nein. Ich kam — um über Anderes mit Ihnen zu reden. Sie erinnern mich zur rechten Zeit daran. Es iſt nothwendig, daß ich

wegen des böſen Handels ſelbſt mit dem Kronprinzen rede. Ich wollte Sie bitten, Fräulein, mir Audienz bei ihm zu verſchaffen."

„Es würde Euch nichts nützen, und ſehr viel ſchaden, Kapitän, wenn Ihr auf geradem und rechtem Wege dieſe Sache abmachen wolltet. Jede Audienz, in welcher Ihr von einer Herausforderung des Lords redetet, würde Euch in's Gefängniß bringen. Und des Lords Geheimniß müßt Ihr doch in jedem Falle ſchonen."

„Welches Geheimniß?" fragte Norcroß überraſcht.

„Nun — das Geheimniß ſeiner Brieftaſche. Seid Ihr darüber nicht unterrichtet?"

„Bei Gott! Ich weiß von keinem Geheimniß."

„So wird er es Euch zur rechten Zeit ſchon ſelbſt entdecken. In keinem Fall dürft Ihr innerhalb der Stadt mit dem Kronprinzen reden. Die Herausforderung könnt Ihr ja ſchriftlich an ihn gelangen laſſen."

„Das möchte uns Alles verderben. Sie rathen ſelbſt zur Vorſicht. Es hieße unſer eignes Spiel verrathen, gäben wir ihm ein ſchriftliches Document in die Hand."

„Ich frage nicht darnach, ob Ihr mehr als eine Herausforderung bezweckt, Kapitän; aber es will mich ſo bedünken. Uebermorgen wird der Kronprinz auf die Jagd reiten — ſo ſpricht man wenigſtens bei Hofe — und daß ich mich um ſolche Bagatellen Euretwegen erkundige, um Hofgeſchwätze, die mich ſchon lange an-

ekeln, daran könnt Ihr ſehen, wie ſehr ich mich für Palmeſtone's Sache intereſſire.“

„Wenn ich nur gewiß erfahren könnte, welchen Weg er nähme.“

„Auch das ſollt Ihr erfahren. Hinwärts reitet er über das Ried und die untere Jagdhütte, herwärts wahrſcheinlich auf das Jagdſchloß und von da am Strande über Güldenlund. Bei Hofe werden dieſe wichtigen Dinge alle vorher ausgemacht und wichtig beſprochen. Doch damit Ihr ganz ſicher ſeid, will ich morgen ſelbſt, wie von ohngefähr, den Kammerjunker von Raben darnach fragen. Der Pinſel wird glücklich ſein, mir die ganze Narrheit und Wichtigkeit weitläufig zu erzählen. Schickt morgen Abend Euern Buben wieder her.“

„Sie werden mich Ihnen ſehr verpflichten. Und nun noch Eins! Lord Palmeſtone — oder vielmehr der Lieutenant Flaxmann — hat mir die zärtlichſten Grüße an das Fräulein von Ove übertragen. Ich kann mich meiner Pflicht nicht ſelbſt entledigen. Nehmen Sie es über ſich.“

„Laſſen wir dieſe Grüße! Die Verhandlung unter uns muß tiefes Geheimniß bleiben. Auch Chriſtine darf nichts davon ahnen. Wozu wär' es auch? Der Lord ſoll ihr lieber einen Brief ſchreiben und ſie mit ſeinen neuen Hoffnungen und Ausſichten bekannt machen.“

„Glauben Sie mir, die Stunde iſt nicht mehr fern, wo Flaxmann das ihm theure Mädchen heimführen wird. Wir haben jetzt größere Hoffnungen als je,

daß Jacob Stuart den Thron ſeiner Väter bald beſteigen wird.“

Dann iſt die Stunde ihrer Vereinigung gewiß ſehr fern, wenn nicht für immer entſchwunden.“

„Sie ſprechen in Räthſeln.“

„Auch Euch werden ſie ſich löſen, ſo wie ſie ſich mir gelöſt haben. Aber des Einen ſeid verſichert, nur erſt, wenn Jacob Stuart alle und jegliche Hoffnung auf den engliſchen Thron aufgegeben oder verloren hat, erſt dann wird meine liebe Chriſtine vielleicht Flaxmann's glückliches Weib.“

„Dies Alles iſt mir unbegreiflich. Doch ich kann und darf nicht in Sie dringen, ſich mir darüber deutlich zu machen, ſobald Sie Gründe vorſchützen, dies mir zu verweigern. Nur das Eine erlaube ich mir noch zu fragen, werden Sie Chriſtinen nicht nach Schweden folgen, wenn ihr Geſchick ſie dahin ruft?“

„Was ſollt' ich dort?“ verſetzte Friederike. „Ich habe nichts in Schweden zu ſuchen.“

„Warum nicht das Glück, das Ihrer würdig iſt, das Sie in Dänemark nie finden werden?“

„Wie, Kapitän,“ rief jetzt Friederike leidenſchaftlich, „wiſſen Sie noch nicht, daß ich dies Glück für ewig verloren habe? Mein Schickſal kann ſich nur im wildeſten Sturme des Lebens oder in der tiefſten Ruhe erfüllen. Jeder Mittelweg wird mir ewig verhaßt ſein. Entweder das innere Feuer meines Lebens verzehrt ſich in der engverſchloſſenen Bruſt, oder ich raſe es im wildeſten Kampfe

mit dem Leben aus. Das Erſte hab' ich nun ſchon getrieben, vielleicht öffnet ſich mir die Bahn zum Zweiten. Ich ſchwör' Euch zu, dieſe Ruhe iſt mir unerträglich, aber ich zwinge mich dazu und werde mich zwingen, bis mein Herz todt iſt. Ihr habt mich ſchwach geſehen, Kapitän, dafür will ich ewig büßen. Oder ich will meinem Zorn am Leben ausraſen, daß Alles verkehrt und dumm, albern und ſchülermäßig in unſerer kleinen Menſchenwelt iſt, und Gottes große Welt doch ſo herrlich, ſo weiſe, ſo unbegreiflich ſchön. Geht, geht nun, Kapitän, verlaßt mich!"

„O warum mußte das Schickſal uns trennen!" rief Norcroß.

„O winſelt nicht ſo kläglich! das iſt mir vollends zuwider. Ihr ſeid ein ſchwacher Mann, wie ich ein ſchwaches Weib."

„Ja, Sie haben ein wahres Wort geredet. Es wäre ganz anders, wenn ich nicht ein ſchwacher Menſch geweſen wäre."

„Schweigt, ſchweigt, Kapitän, ſonſt möchte es noch zu ſehr unangenehmen Erörterungen zwiſchen uns kommen. Geht mit Gott! Wir wollen uns nicht wiederſehen; es iſt beſſer für uns Beide."

„O weh mir!" rief Norcroß.

„Vielleicht ſehen wir uns auch wieder," ſetzte Friederike weicher hinzu.

„Und wo? und wann?" fragte der Kaperkapitän raſch.

„Auf dem ſtürmenden Meere, im wüthendſten Aufruhr der Wellen, im Schlachtenſturm unter dem Donner der Kanonen. Verflucht ſei dann die widernatürliche Ruhe. Wenn der Odem des Lebens mich wild umweht, Meereswellen donnernd an mir vorüberſauſen, wenn die Kanonenkugel Meeresſchaum aufwühlt, wenn die Maſten ſplittern, dann — dann wird mir wohl ſein. Vielleicht," ſetzte ſie mit begeiſterter Stimme hinzu, „zerreißt dann eine Kugel aus Kapitän Norcroß's Schiff dies wilde Herz. Dann wird's gut ſein!" Es ſchien, als verlöre ſie die Faſſung, und mit ſchnellen Schritten, ohne daß der Kapitän es verhindern konnte, eilte ſie den Garten entlang nach dem Hauſe zu.

„Göttliches Weib, Dich in meinen Armen auf der empörten Meerfluth und die Könige der Erde wären Bettler gegen mich, Erdenwürmer gegen mich, den Gott der Gewäſſer! O Friederike, ich weiß es, daß ich alle Schuld trage! Das Leben hat mich betrogen; wohlan denn, ſo will ich es wieder betrügen. Euch, ihr finſtern Mächte, ſei fortan mein Leben geweiht. Und Du, Kronprinz, ſollſt die erſte Wirkung ſpüren von meinem Schwur." Alſo tobte der Kapitän noch halblaut vor ſich hin, halb in ſich hinein, bis Juel ihn antrieb, den Garten zu verlaſſen. Sie ſtiegen wieder über die Mauer.

Chriſtine, ſtarr von Verwunderung und von namenloſer Angſt über Alles, was ſie vernommen, bewegt, trat ſcheu hervor und ſchlich leiſe auf ihr Zimmer, legte ſich zu Bette und brachte eine ſchlafloſe Nacht zu. Oft,

wenn ſie die Augen ſchloß, ſah ſie einen gräßlich blickenden Mann — ſie wußte, es war Kapitán Norcroß — mit blutigem Schwerte vor der Leiche des Kronprinzen ſtehen oder mit gezucktem Schwerte auf ihn eindringen, oder ihren Geliebten, den Lord Palmeſtone, von einer Kugel getroffen, ſich verbluten. Gequält von den Schreckbildern ihrer aufgeregten Phantaſie ſah Chriſtine dem Morgen entgegen; er kam, aber nicht Ruhe mit ihm für ſie. Ihre Angſt vermehrte ſich vielmehr, indem ſie zum klaren Bewußtſein ihres Zuſtandes kam, und ſo wurde ſie zwar nicht mehr von lebendigen Schreckbildern gemartert, aber nichts deſtoweniger von der ſicherſten Ueberzeugung gequält, der Perſon des Kronprinzen und ihrem Geliebten drohe ein großes Unglück. Gewohnt, von Jugend auf die Mitglieder des königlichen Hauſes als heilig und unverletzbar zu betrachten, aufgewachſen mit den beſchränkten Begriffen und ganz in ihnen befangen, von der Macht des unumſchränkt herrſchenden Königs von Dänemark, dem ſie faſt mehr als göttliche Ehrfurcht zu zollen ſich gezwungen fühlte, voll ſüßer weiblicher Schwäche, die geblendet vom nichtigen Glanz, womit Gewalthaber ſich umgeben, in den Staub ſank, war es dem ehemaligen Hoffräulein nicht möglich, den Gedanken los zu werden, daß es ihre heiligſte Pflicht ſei, den Kronprinzen vor der nahen Gefahr zu warnen. Vergebens ſtellte ſie ſich vor, wie tief ihr Geliebter vom däniſchen Thronerben beleidigt und entwürdigt worden ſei; es mahnte ſie ein inneres Gefühl, ſie werde die unwürdigſte Tochter Dänemarks ſein, wenn

ſie ihres Vaterlandes und deſſen künftigen Königs ſo gänzlich vergeſſen konnte, daß ſie ihm keinen Wink zukommen laſſe. Auf der andern Seite ſtellte ſie ſich wiederum vor, daß die ſtarke, ſtets wahre und gerechte Friederike gewiß auch in dieſem Falle das Wahre erkannt haben müſſe und wenn es unumgänglich nöthig ſei, ſelbſt die Schritte gethan haben würde, um größes Unglück zu verhüten. Sie verſuchte es, die Schwache, ſich an die Starke zu lehnen, jene für die Folgen eines Duells oder was ſonſt noch vorgenommen werden ſollte, verantwortlich zu machen, aber dann kam neue Beſorgniß um das Leben ihres geliebten Palmeſtone über ſie und ſie zitterte ſchon bei dem Gedanken an die Möglichkeit, daß er verwundet werden könnte. So von einem innern Streit gefoltert verging ihr der Morgen, ſie hatte ſich abgehärmt und war doch zu keinem Reſultat gekommen. Vor Allem fehlte ihr der Muth, etwas zu thun, und ihre Unentſchlüſſigkeit war eigentlich ihr ſelbſt zur größten Marter. Da trat Friederike zu ihr in's Zimmer mit einem Geſicht voll ſtrahlender Heiterkeit, wie es Chriſtine faſt noch nie an ihr geſehen hatte. Faſt ſchien es, als ob ſie die Rollen gewechſelt hätten; die ſonſt ſo heitere lebensfrohe Chriſtine war in ſich gekehrt, ihr bleiches Geſicht zeigte Spuren tief empfundenen Schmerzes, und in die ſonſt ſo ernſten Zügen Friederikens hatte jetzt die Sonne der Lebensluſt ihre Frühlingsblumen geſäet.

„Ich denke, liebe Chriſtine, nach unſerm Mittagsmahl machen wir einmal einen kleinen Ritt," ſagte

Fräulein von Gabel. „Ich ſehne mich darnach. Seit drei Tagen ſind wir ohnedies nicht viel zuſammen geweſen.“

„Du fühlſt es ſelbſt, daß Du mich vernachläſſigt haſt.“

„Ach, gutes Kind, Du zürnſt mir doch nicht? Du wirſt mir doch nicht etwa gar umſchlagen und ſentimental werden? Nein, nein! Tröſte Dich! Ich habe an einem großen Werke gearbeitet und habe mir vorgenommen, Dich nach deſſen Vollendung recht in Erſtaunen zu ſetzen.“

„Das wäre!“ verſetzte Chriſtine aufmerkſam. „Und darf man denn gar nichts vorher erfahren? Gönnſt Du mir nicht einmal eine kleine Ahnung?“

„O wenn Dir ſo viel daran liegt, ſo kannſt Du auch Alles vorher erfahren. Ich habe in dieſen langweiligen Tagen an der Verſöhnung mit unſerer Familie gearbeitet. Mit dem Herrn Papa bin ich ſchon geſtern wieder ausgeſöhnt und heute hat er mir die ſehr tröſtliche Nachricht überbracht, daß er Deine Begnadigung von der Königin erbeten hat. Morgen ſchon ſollſt Du wieder aller Hoffreuden theilhaftig ſein und Deine goldenen Feſſeln anlegen. Hab' ich Dir nicht einen recht großen Gefallen gethan?“

„Du ſetzeſt mich in das größte Erſtaunen, Friederike. Auch Du wieder bei Hof?“

„Ei, das verſteht ſich! Und zwar mit Dir in gleichen Verhältniſſen, als erſte Hof- und Ehrendame der Königin nämlich.“

„Wie könnteſt Du Dich ſo ſchnell verändern?“

„Der Menſch iſt ja einmal ein veränderliches Weſen und das Weib ganz beſonders. Sagen nicht alle Philoſophen ſo? Warum ſoll ich gerade eine Ausnahme machen? Ich habe große Luſt, mir die Hofnarrethei wieder einmal ein Bischen in der Nähe anzuſehen.“

„Du biſt mir unbegreiflich.“

„Ich bin mir's ſelbſt. Aber hör' nur, ich habe auch ein beſonderes Gelüſten, Komödie zu ſpielen und ſchäme mich doch im Herzen, ſelber auf die ſchlechten Bretter zu treten. Ei, ſo will ich mir ein Paar Marionetten abrichten; die zieh' ich an meinen Fäden und ſpreche die Rollen hinter den Couliſſen. So ſpiel' ich flott mit und Niemand merkt' es von all' den Zuſchauern.“

„Aber was ſoll ich unter jenen Larven?“

„Auch eine Larve vornehmen und mitſpielen, gleich mir.“

„Ich will's!“ ſagte Chriſtine halb für ſich, aber in einem ganz andern Sinne, als Friederike es nahm. Sie faßte nämlich in dieſem Augenblicke den Vorſatz, gegen die Freundin ſich zu verſtellen, ſo wie jene ſich offenbar gegen ſie verſtellte.

„Wohlan denn, ſo komm und beſteige Dein Pferd!“ rief das Fräulein von Gabel. „Der Kronprinz hält morgen Jagd; da werden wir auch mitreiten.“

Chriſtine horchte auf und ſtimmte bei. Bald darauf flogen ſie auf ſchnellen Pferden die Straße entlang. Sie waren noch nicht lange geritten, als ihnen der Kammerjunker von Raben begegnete. Nach dem, was Chriſtine am vorigen Abend in der Laube gehört, war es ihr nicht ſchwer, zu errathen, daß ihre Geſpielin mit Abſicht dieſen Weg gewählt und durch ihre Kundſchafter erfahren hatte, daß der Kammerjunker hier zu treffen ſei. Noch auffallender war es, mit welchen freundlichen Blicken Friederike ihren ſonſtigen Verlobten zu einer Unterredung einlud, und wie ſie, als er dadurch angelockt, mit kriechender Freundlichkeit nahte und einige nichtsſagende Worte ſtammelte, ihn durch eine wohlgefällige Rede noch mehr zu ermuthigen ſuchte. Hätte Chriſtine nicht in der Laube die Unterredung ihrer Freundin mit dem Kaperkapitän belauſcht, ſie würde nicht aus dem Erſtaunen herausgekommen ſein. So aber wußte ſie das Spiel Friederikens zu ſchätzen und zu bewundern.

„Nicht ſchön genug kann ich Ihnen den Eindruck beſchreiben, mein werthes Fräulein," ſüßelte der Kammerjunker, „den die Nachricht von Ihrem morgendem Erſcheinen in unſerer Hofwelt in allen Gemüthern hervorgebracht hat."

„In allen?" fragte Friederike ſchelmiſch. „Sie beurtheilen Andere wohl nur nach ſich."

„Ah, wie ſchön geſagt!" jubelte der Kammerjunker. „Das Bewußtſein, daß in Ihnen die Ueberzeu-

gung von meiner höchſten Wonne lebt, Sie nun wieder in denjenigen Zirkeln zu ſehen, wohin Sie nach Geburt und Talenten gehören, ſchon dies Bewußtſein macht mich überglücklich. Erlauben Sie, daß ich Ihnen dafür die Hand küſſe."

„Hier, mein Ritter, küſſen Sie ſie!"

„Aber wahrlich auf die Gemüther unſerer Hofdamen wird dieſe Nachricht wohl nicht gleichen Eindruck gemacht haben; denn die Sterne müſſen erblaſſen, wenn die Sonne aufgeht, und nun zumal, nachdem ein neidiſches Gewölk uns ihren ſtrahlenreichen, erquickenden Anblick ſo lange entzogen hat."

„Sie werden ja ganz poetiſch, mein Ritter. Sie haben gewiß die Franzoſen in der Zeit ſtudirt, ſeit wir uns nicht ſprachen; denn ich erinnere mich nicht, früher ähnliche Reden von Ihnen gehört zu haben. Wer wüßte, was ſonſt geſchehen wäre!"

„Ha, ich habe ſie Tag und Nacht geleſen, ſtudirt, ſie in Mut und Saft verwandelt; ich glaube, ich bin ſelbſt ein zweiter Corneille oder Racine geworden! Und weshalb dies Alles? O weil ich noch nie die Hoffnung verloren hatte, der Mai des Lebens werde mir an Ihrer Hand noch einmal blühen. Warum? ſag' ich. Um Ihnen zu gefallen. Warum? Weil Sie die Franzoſen lieben. Ha! und ſchon winken mir die Früchte meiner Anſtrengung. Nicht wahr, ich bin ein ganz anderer Menſch geworden? Alles durch Sie, mein theuerſtes Fräulein. Der Kronprinz lobt mich auch täglich

mehr, und seit er vollends weiß, daß Sie Ehrendame der Königin sind, ist er ganz wie närrisch in mich verliebt."

„Wirklich? Das gönn' ich Ihm von Herzen. Sagten Sie nicht, daß der Kronprinz morgen eine große Jagd hatte?"

„Sagte ich es schon? Nun, eine große Jagd wird es nicht. Nein, so ein recht kleiner vertrauter Zirkel. Die nächsten Freunde Seiner Königl. Hoheit. Es werden nicht viel Damen dabei sein. Aber unter den Wenigen wird man die Beiden nicht vermissen, welche ein böses Geschick bisher von allen Festen entfernt hielt. Wenn Sie nach Hause kommen, werden Sie die Einladung Seiner Hoheit finden."

„Nun, man wird doch auch fragen dürfen, wohin es geht?"

„O ich stehe mit der größten Freude zu Diensten." Der entzückte Kammerjunker erzählte nun mit der umständlichsten Bereitwilligkeit, wie viel Uhr man aufbrechen werde, wer Alles dabei sei, wohin der Weg gehe, was der Prinz für ein Pferd reite, wo man Halt mache, wo frühstücke u. s. w.

Christine beobachtete Friederiken, und die alte Angst kam über sie. Man hatte auf Friederikens Veranlassung den Weg nach dem Hafen eingeschlagen. In der Nähe desselben bemerkte Christine zur Seite stets einen jungen Menschen, der fast noch ein Knabe zu nennen war. Sie sah, daß er Friederiken nie aus den Augen ließ, sie bemerkte sogar, daß diese ihm einmal verstohlen

winkte. Im Hafen angelangt, verlangte Friederike nach einer Erfrischung. Der Kammerjunker hob die Damen sogleich von den Pferden und führte sie in die Auberge, wo vornehme Gäste einzukehren pflegen. Er selbst eilte, das Verlangte zu holen. Friederike trat in eine Fensternische und Christine, die sich ganz unaufmerksam stellte, sah sie ein Blatt aus dem Busen ziehen, schnell mit einer Bleifeder etwas darauf schreiben und wieder verstecken. Der Kammerjunker brachte das Begehrte, gleich darauf gingen sie, um die Pferde wieder zu besteigen. Der Knabe stand hinter Friederiken. Sie drückte ihm schnell das Papier in die Hand und schwang sich in den Sattel. Jetzt wußte Christine, daß er derselbe war, den sie am Abend vorher schon gesehen.

Jetzt glaubte sie den königlichen Prinzen, den Kronerben Dänemarks, die geheiligte Person des Königssohns von ihrer eignen Freundin verrathen. Friederikens Verstellung kam ihr verächtlich vor, und nun gewann sie Kraft zu dem Entschlusse, auch zu handeln. Sie wollte mit auf die Jagd reiten und des Kronprinzen schützender Genius sein. Sobald sie darüber mit sich im Reinen war, wurde sie ruhig und wohnte Abends mit vieler Heiterkeit einem Familienfeste bei, welches der alte Vice-Statthalter von Gabel seinen beiden Töchtern zu ihrer Wiedereinkehr in sein Haus und seine Liebe gab.

Die Einladung des Kronprinzen war wirklich da. Zur bestimmten Stunde ritten Friederike und Christine

an den Versammlungsort. Da sie den folgenden Tag erst Braut der Königin vorgestellt werden sollten, so waren sie heute nur incognito von der Partie. Sie wurden Beide mit Auszeichnung vom Kronprinzen empfangen, und er schenkte von Stund an Friederiken wieder die alte Aufmerksamkeit; sie nahm die Huldigung wie einen ihr gebührenden Tribut an und war freundlicher und liebenswürdiger, denn je zuvor. Der Kammerjunker von Katen schwamm nicht weniger in einem Meer von Entzücken, als sein gnädiger Herr und Gebieter; denn so viel holde Worte, so viel süße Blicke hatte er selbst zur Zeit seines Bräutigamsstandes nicht von Friederiken erhalten. Es war Allen, als habe zwischen ihrem letzten Erscheinen in den Hofzirkeln und dem heutigen Tage ein böser Zauber gelegen, der nun gelöst, auch all' das harte und unfreundliche Wesen, welches sonst an Friederiken mißfiel, mit hinweggenommen und so sie zur trefflichsten Dame umgewandelt hätte. Nur Eine war, die die schöne Spielerin durchschaute, die da wußte, daß gerade in diesen Augenblicken, wo das süßeste Lächeln für den übergücklichen Königsohn Friederikens schönen Mund umspielte, ihr Herz in den wüthendsten Haßesflammen gegen ihn aufloderte, in Flammen, die ihn in das Verderben hinabzureißen drohten; und diese Eine war Christine von Dve. Auch sie suchte ihrer Bezwingung Meisterin zu werden und unter der Maske froher Laune die unsäglichen Bekümmernisse, die sie bedrückten, zu verbergen.

Der Kronprinz gab sich an Friederikens Seite ganz dem Vergnügen der Jagd hin. Sie that Alles, ihn zu bezaubern. Der Schwächling war bald ermüdet; man ritt aus den Wäldern und wandte sich nach Güldenlund. Dort nahm die Gesellschaft eine kleine Erfrischung ein. Der Tag begann sich zu neigen. Als Christine wieder zu Pferde stieg, sah sie plötzlich den Schiffsjungen neben Friederiken stehen.

„Wir reiten doch am Strande hin?“ sagte Friederike wie gleichgültig zum Kronprinzen. „Wir sind Alle ermüdet und es ist der kürzeste Weg.“

„Sie haben Recht, mein Fräulein,“ versetzte Prinz Christian. „Ich sehne mich nach Ruhe und wähle den Weg, den Sie mir vorschlagen.“

In diesem Augenblicke lief Juel davon und verschwand in den Büschen des Strandes, aber auch in demselben Augenblicke war Christine an des Kammerjunkers von Raben Seite und flüsterte ihm hastig zu: „Halten Sie den Kronprinzen auf alle Weise ab, am Strande hinzureiten; es droht ihm dort große Gefahr. Ich beschwöre Sie beim Heiligsten!“

Raben sah das Fräulein groß an; es lag in ihren Worten aber ein so unverkennbares Gepräge der Wahrheit, daß er, ohne zu antworten, an des Kronprinzen Seite sprengte und sagte: „Wäre es Eurer Königl. Hoheit nicht lieber genehm über die Höhe und Jägersburg zu reiten? Der Wind am Strande ist rauh und wild; ich fürchte, Ew. Hoheit möchten sich dort erkälten.

Der Weg ist abwechselnd sehr holperig und unangenehm. Und wenn Sie auch über Jägersburg eine kleine Strecke weiter haben, so haben Sie doch nicht allein den schönen Vortheil noch, einige kostbare Minuten länger in der angenehmen Gesellschaft dieser Damen zuzubringen, sondern Sie haben auch einen Weg, werden nicht vom Winde belästigt und haben das Vergnügen, von der Höhe aus das Ende der Jagd noch mit anzusehen. Ich berufe mich auf das Urtheil der andern Herren und bitte unterthänigst, meinen Gründen ein geneigtes Ohr zu leihen."

Der Marschall von Gersdorf und der Kammerjunker von Reikow, die zunächst hielten, stimmten mit ein.

„Du bist ein gescheidter Kerl," versetzte der Prinz, „und Deine Gründe sind so überwiegend, daß man ihnen nachgeben muß. Heute wollen wir über Jägersburg reiten, morgen können wir die Tour am Strande hin machen." Friederike schoß einen giftigen Blick auf Raben, dann lenkte sie ihr Pferd auf die veränderte Straße, und war so freundlich wie zuvor. Verstimmt langte sie zu Hause an.

Neuntes Capitel.

Mitternacht war vorüber; ſchneidend pfiff die Morgenluft über das Meer, auf dem die Nacht in unförmlichen Maſſen lag. Leiſe ſtrich ein Schifflein von Schonen hinüber nach Seeland zu. Wie ein Geiſt der Gewäſſer glitt es durch die unheimliche Finſterniß, und drinnen regte ſich kein Leben, und nur der gleichmäßige und raſche Ruderſchlag war ſein ſchneller Fußtritt auf dem Waſſer. Sobald die erſten Vorboten des Morgens, jene lichtgrauen Streifen am fernſten Oſthimmel, die düſtre Meerfluth mit ſchwachem Widerſchein durchzitterten, nahte die Schaluppe dem Ufer. Der Tag ſtieg langſam und leiſe auf, wie ein träger Schläfer, und ſah verdrießlich auf das ruhige Meer und das ſchweigende Land. Die Schaluppe, welche als die zur Fregatte, Graf-Mörner, gehörige, nicht zu verkennen war, ſuchte ſich vor ſeinem immer blauer und heller aufgehenden Auge zu verbergen. Sie bog raſch um Guldenlund herum und lief in eine kleine Meerzunge ein, über welche die von Kopenhagen am Strande hinlaufende Straße eine breite ſteinerne Brücke

geworfen hat. Unter den Bogen dieſer Brücke hielt das kleine Schiff an; hier war es ungeſehen und jedem neugierigen Auge verborgen. Am ſchmalen Ufferrand, dicht neben den Pfeilern der Brücke, wand ſich aber, die hellen Blicke vorſichtig nach allen Seiten gewendet, jener ſchlaue Schiffsjunge, Juel Swalé, hervor, den die Natur gleichſam zum Spion beſtimmt zu haben ſchien. Mit einigen Sätzen, denen eines jungen Rehbocks, der ſich aus ſeinem ſichern Verſteck in das freie Feld gewagt hat, ähnlich, war er über die Landſtraße hin, und flog mehr als er ging, nach dem Hafen zu. Er war diesmal als ein Betteljunge gekleidet und trug in ſeiner Jacke ein Stück altes Brot und einige Kupferpfennige. An den Hafengebäuden angelangt, in welchen es eben anfing lebendig zu werden, ſchlich er wie eine Katze um die Zäune, und als er ſich irgend eine ſchickliche Stelle erſehn, die er geſucht hatte, warf er ſich an den Boden und kauerte ſich zuſammen, gleichſam als ſchliefe er. In dieſer Stellung hatte der pfiffige Junge noch nicht lange gelegen, als er aus einem der Gärten Schritte und Stimmen vernahm. Nun ſchnarchte er aus Leibeskräften. „Behüt' Dich Gott, Sigbritte," ſagte eine Männerſtimme vertraulich und herzlich. „Heute und morgen hab' ich den Dienſt, aber übermorgen komm' ich wieder." Es rauſchten einige Küſſe auf den vollen Lippen eines Mädchens, ein zärtliches Lebewohl tönte von ihnen, dann ſprang der Mann durch den Zaun und war gleich an der Straße.

„I du lieber Gott!“ rief er hier mit mitleidiger Verwunderung, „liegt da ſo ein armer Kegel unter deinem freien Himmel eine kalte Nacht hindurch und ſchläft. Junge, ſo ſteh' doch auf! Armer Teufel, magſt ſchön gefroren haben! O Chriſt mein Herr, da hab' ich wärmer gelegen in dieſer Nacht!“

Juel hatte unvermerkt durch die Augen geblinzelt, ob er des Mannes, den er geſucht, gewiß ſei, und als er ſich überzeugt, es ſei der Rechte, übergab er ſich aus bloßer Schelmerei wieder einem ſo tiefen Schlaf, daß der Mitleidige Mühe hatte, ihn aufzurütteln.

„Aber ſag' nur, Junge, biſt Du toll, hier am Zaune auf der offenen Straße zu ſchlafen? Warum krochſt Du nicht zu den Matroſen oder in einen Stall?“

Juel ſpielte die Rolle eines eben aus tiefem Schlafe Aufgeriſſenen gut. Erſt nach einer nicht unbeträchtlichen Pauſe ſtammelte er: „Ach, lieber Herr, ich war zu todtmüd'; ich bin hier umgefallen. Und Geld hab' ich nichts als dieſe Paar Pfennige, damit hab' ich mich nicht getraut in ein Haus zu gehen. Die Hunde beißen einen gar arg.“

„Aber wer biſt Du denn, und woher kommſt Du? Wem gehörſt Du an?“

„Ich gehöre gar Niemanden an,“ verſetzte der Junge. „Ich bin aus Jütland, mein Vater iſt von den Schweden erſchlagen worden — er war ein Schiffsbauer — meine Mutter iſt geſtorben, unſere Hütte iſt eingefallen, und im Dorfe ſind ſie ſelbſt Alle arm. Da

ſagten ſie zu mir, ich ſolle nach Kopenhagen gehn zum König, der müſſe mich wieder einen Zimmermann werden laſſen; denn mein Vater ſei ja in des Königs Dienſt geſtorben. Da bin ich fortgegangen und habe mich bis hierher gebettelt."

„Biſt ein ſchmucker Junge und gefällſt mir. Warte, Dir ſoll geholfen werden. Hier haſt Du etwas kleine Münze, damit geh' dort um die Ecke herum in die Herberge. Iß und trink und laß Dir's wohl ſein. Jetzt iſt's ungefähr halb ſechs Uhr. In drei Stunden ſei in jenem Dorfe, was dort aus den Morgennebeln auftaucht. Stelle Dich vor dem Dorfe an die Straße, am beſten auf die ſteinerne Brücke. Und wenn Du auch eine Stunde warten ſollteſt, ſo werden doch endlich fünf Reiter kommen, wovon zwei vorn reiten, zwei folgen und ich zuletzt. Den jungen bleichen Mann von den vorderſten ſchreie um Hülfe an, ich will ihm dann Deine Geſchichte ſchon erzählen. Winſele nur recht. Es wird Dir geholfen!"

„Aber wer iſt der Herr, den ich anflehen ſoll, und wer ſeid Ihr denn, lieber Herr, der mir ſo guten Rath ertheilt?"

„Na, es wäre eigentlich gar nicht nöthig, daß Du's eher erführeſt, bis Dir geholfen iſt, aber weil Du mir gefällſt, Büblein, ſo will ich's Dir ſagen. Der junge Mann iſt Se. Königliche Hoheit, der Kronprinz Chriſtian von Dänemark, der heute ſeinen Morgenritt hier-

her nehmen wird, und ich bin Sr. Hoheit Leibdiener, Iverbrink. Biſt Du nun zufrieden?"

„Aber, aber wird denn die hohe Königliche Hoheit nicht gleich einen ſo armen Jungen todt reiten, der ſich wagt, ihr in den Weg zu treten?"

„Du biſt ein dummes Kind! Der Kronprinz iſt gar ein lieber, frommer Herr, der gern allen Armen helfen möchte. Gutes thut er gewiß Allen, die ſich ihm vertrauensvoll nahen. Glaub' nur, er wird eine rechte Freude haben, Dir Gutes zu erweiſen."

Juel verſprach, ſich am beſtimmten Orte einzufinden und Iverbrink eilte flüchtigen Fußes nach der Stadt. Sobald ſich der Junge allein ſah, ging er, anbefohlener Maßen, in das bezeichnete Wirthshaus und beſtellte ſich ein mageres Frühſtück. Er hatte dort noch keine halbe Stunde zugebracht, als ein ſeemänniſch gekleideter Mann hereintrat, der ihn mit den Augen freundlich grüßte und ſich neben ihn ſetzte, ohne jedoch ihn anzureden. Aber kaum war der Wirthsknecht aus der Thüre, als der Seemann den Schiffsjungen haſtig leiſe anredete: „Nun, haſt Du an irgend einem Boote geentert, petit aimable pendard? Iſt Dir der coquin in das Ankertau gelaufen und darin hängen geblieben?"

„Vortrefflich!" verſetzte Juel, und erzählte das Erlebniß dieſes Morgens.

„Ma foi! Ich wußte, daß der dumme Vogel an dieſe Beere gehen würde. Aber es iſt doch nicht ſo geglückt, wie ich gern wünſchte. Monſieur Iverbrink

hätte Dich eigentlich gleich mitſchleppen ſollen; ich wollte wetten, der Kronprinz hätte Dich ohne Weiteres bei ſich behalten, und dann wäre des Kapitäns Plan beſſer geglückt, als er mit ſeiner Klugheit berechnen kann. Er übereilt ſich."

„Laßt doch, Herr Courtin," verſetzte der Junge, „ich denke, das Glück iſt mir ſo günſtiger geweſen. Was hätte es mir denn geholfen, wenn mich der Leibdiener mit in das Schloß genommen hätte? Auf keinen Fall wäre ich doch ſogleich in die Nähe des Kronprinzen gekommen, ſo daß ich ihn belauſchen und die günſtige Stunde hätte abpaſſen können, und wenn ich das nun wirklich endlich vermocht hätte, wo wäre dann mein Kapitän geweſen? Er kann ja nicht gut einen Tag hier liegen, ohne ſich zu verrathen. Glaubt Ihr denn, man kennt ihn nicht? Nennt nur einmal ſeinen Namen laut und Ihr ſollt Euer blaues Wunder an den erſchrocknen däniſchen Schaafsgeſichtern ſehen, die um Euch herum ſtehen werden."

„O ich weiß, ich weiß!" rief der Franzoſe. „Ich hab's verſucht, ganz Dänemark hat Reſpect vor John Norreß."

„Nun, alſo! Langes Zögern brächte die größte Gefahr. So aber hat mich die gute Seele auf die Brücke beſtellt, gerade auf die Brücke, unter welche unſere Schaluppe geborgen und wohl verſteckt liegt. Der Kronprinz kommt mit kleiner Begleitung, er hält ſich jedenfalls etwas bei mir auf, indem ihm der Leibdiener

meine vergeblichen Schickſale erzählt. Iſt dies nicht der günſtige Augenblick für einen unſrer vierſchrötigen Matroſen, die ſchwache königliche Hoheit ſachte von hinten vom Pferde zu ziehen und huckepack in die Schaluppe hinabzutragen, ſo kommt kein andrer wieder."

„Du haſt auch Recht, kleiner Fuchs. Es geht vielleicht ſo am beſten."

„Euer Vorſchlag, Meiſter Courtin, hat ſich demnach als ſehr gut und practikabel bewährt; nun ſagt mir auch, wie Ihr auf den Einfall gekommen ſeid, mich hinter jenen Zaun an der Landſtraße zu placiren. Ihr wart vorgeſtern, als Ihr mir die Stelle zeigtet, ſehr ſchweigſam über dieſen Punkt, und ich hatte Eile, wie Ihr wißt, weil unſer Boot gleich abfahren wollte."

„Ich brachte durch meine Nachforſchungen heraus, daß der Kronprinz ſehr mildthätig iſt und dieſen Iverbrink, eine ſeelengute Haut, gleichſam zum Spürhund für alles arme Geſindel hält. Dieſer führt ſeinem Herrn entweder die pauvre Canaille zu, oder fertigt ſie ſelbſt ab. Der Kronprinz lieſt dabei fleißig in der Bibel, und gilt nun für einen ſehr frommen und gottesfürchtigen Herrn. Uebrigens iſt ihm kein Schelmenſtreich zu toll; davon aber ſpricht man nicht, wenigſtens nicht öffentlich. Und wie der Herr, ſo das Geſchirr. Iverbrink iſt noch etwas dümmer als ſein Herr, er hat aber doch mit der Tochter eines Schiffsbaumeiſters eine Liebſchaft, ganz auf den Fuß derjenigen ſeines Herrn eingerichtet. Das heißt, er bringt

alle Woche zwei oder drei Nächte, wann er den Dienst nicht hat, in den Armen dieses netten Kindes zu. Von diesen Geschichten erfuhr ich im Stillen viel Interessantes und baute darauf meinen Plan, Dich dem Leibdiener und durch diesen dem Kronprinzen unterzuschieben. Denn Ihr müßt doch endlich einmal zum Ziel gelangen; es sind ja wohl schon vierzehn Tage fast, daß Ihr jezuweilen bei Nacht über die kopenhagener Rhede stecht und am andern Tag unverrichteter Sache wieder heimkehrt."

„Erst zehn volle Tage sind's, Meister, als wir zum erstenmal anlegten. Drei Tage blieben wir da versteckt, am vierten brachte ich Euch den Brief vom Lieutenant Flarmann, und an diesem Tage hätten wir die Hoheit fast auf der Jagd erwischt. Der Teufel muß uns ein Ei hineingelegt haben; denn Alles war vortrefflich eingeleitet. Nun kurz, er ritt nicht am Strande hin und wir warteten vergebens, wie Narren. Hernach paßten wir ihm auf der Straße hinter dem Jagdhause auf, aber er kam mit einem Gefolge, als wollt' er in den Krieg ziehen, und wir durften uns nicht an ihn wagen. Und heute sind wir zum drittenmal da."

„Nun, bei meinem Schutzpatron, ich wollte, es gelang' Euch heute. Morgen, sur le nom de Dieu! nähm' ich Reißaus und wäre bald in Schweden bei meinem lieben Herrn. Es will mir ohnedies nicht recht in dänischen Diensten gefallen."

„Glück zu!“ rief der Junge, „dann werdet Ihr auf dem Schiffe, welches Lieutenant Flarmann nächſtens als Kapitän führen wird, gewiß Kapitänlieutenant werden. Und meiner Wenigkeit hat Kapitän Norcroß verſprochen, daß ich ſogleich nach der Ausführung unſers Coup, als Cadet angeſtellt werden ſoll.“

„Je te rends ma félicitation. Komm, garçon de mon coeur, laß uns ein Glas auf den beſten Erfolg leeren! Du verſtehſt das, trotz Deiner jungen Jahre, ſchon eben ſo gut, als Spitzbüberein treiben, und wenn Gott dem König von Schweden das Leben noch lange giebt, ſo wird er einmal keinen beſſern Kaper haben, als den Kapitän Juel Swale.“

„Dann mach' ich wenigſtens meinem Lehrmeiſter keine Schande. Denn wahrlich, Se. Majeſtät, unſer großmächtigſter König, hat jetzt keinen beſſern Kaper als den Kapitän John Norcroß. Das wiſſen auch die Dänen. Nicht wahr?“

„Ja tête bleu! Das wiſſen ſie. Kapitän Norcroß ſoll leben, Junge!“

Sie ſtießen an und zechten. Hernach ſchlich Juel, mit Courtin's Grüßen und Rathſchlägen befrachtet, wieder hinter den Zäunen davon, und war in kurzer Zeit auf der güldenlunder Brücke. Und als er mit ſcharfem Auge die Gegend ringsum durchſpäht und nirgends etwas Verdächtiges entdeckt hatte, huſchte er an dem Brückenpfeiler hinab, drückte ſich wie eine Katze dicht an der Mauer hin, bog um den Bogen-

rand und ſtand mit einem leichten Sprung auf dem Schnabel der Schaluppe.

Der Kapitän Norcroß und der Lieutenant Flaxmann, Beide als gemeine Matroſen gekleidet, eilten ihm haſtig entgegen, und der Junge erzählte ihnen mit geläufiger Zunge ſeine Verrichtung, brachte die Grüße von Courtin und rieth, ſich ſogleich zum Wageſtück bereit zu halten. Norcroß jubelte auf, umarmte den Jungen und gab ihm die ſchmeichelhafteſten Namen.

„Wahrlich, Du beſchämſt uns Alle, meine ſchlaue Waſſerratte; denn was unſrer Klugheit nicht gelingen wollte, das wird Dein Glück und natürlicher Witz nun ausführen.“

„Und biſt Du auch bei dem Fräulein von Ove geweſen und haſt ihr meinen Auftrag überbracht?“ fragte Flaxmann.

„Nein, gnädiger Herr, weil mir die Hauptſache zu ſehr am Herzen lag. Die Zeit drängt. Haben wir erſt den Kronprinzen, dann will ich Euch das Fräulein ſogleich ſelbſt holen. Ihr braucht alsdann nicht mehr durch Briefe und Beſtellungen einander heimzuſuchen, ſondern könnt hübſch Tag und Nacht ſelbſt mit einander verkehren.“

„Du haſt wohl daran gethan, daß Du Dich heute nicht in die Stadt gewagt haſt,“ ſagte Norcroß. Flaxmann aber machte ein düſteres Geſicht. „Ueberhaupt,“ fuhr der Kapitän fort, „will es mich jetzt mehr und mehr bedünken, als hätten wir doch weit beſſer gethan,

die Weiber aus dem Spiel zu laſſen. Es hat uns eben bis jetzt keinen Segen gebracht, daß wir das Fräulein von Gabel mit in unſer Geheimniß gezogen haben.“

„Ihr ſprecht Euch nur ſelbſt das Urtheil, Kapitän,“ verſetzte Flaxmann. „Es war Euer eigner Wille. Oder nein! Es war der Zug Eures Herzens.“

Norcroß ſchlug die Augen betroffen nieder und ſchwieg. Endlich ſagte er: „Es komme, wie es wolle; wir pauſiren heute oder müſſen unſer Heil noch mehr verſuchen; ich habe nicht Luſt, mit dieſem Mädchen ferner zu verkehren. Weiber bleiben immer Weiber.“

„Wie es Euch beliebt, Kapitän. Ich weiß aber eine Zeit, wo Ihr anders ſpracht.“

„Die Anſichten ändern ſich,“ verſetzte Norcroß ſich abwendend und ſeufzte. Er hatte die Hand unwillkührlich auf das Herz gelegt, als wolle er mit derſelben dort einen auflodernden Schmerz erſticken.

Inzwiſchen war die Zeit herangekommen, wann Juel, nach Iverbrink's Beſtellung oben auf der Brücke ſein ſollte. Er kroch alſo wieder hinauf und kauerte ſich an die Brüſtung derſelben nieder. Norcroß gab ſeinen Matroſen Befehl, die Flinten zu laden und die Schaluppe flott zu halten.

Juel lag an der Straße, aber zu ſeinem Aerger ſah er mit ſeinen Falkenaugen eine große Anzahl Menſchen in Häuflein von der Stadt herkommen. Es gingen theils einzelne Menſchen, theils ganze Geſellſchaften häufig an ihm vorüber. Mancher warf ihm eine kleine

Gabe zu. Juel bedankte ſich kaum, unwillig über den dadurch bewirkten Verzug des im Stillen verwünſchten Schenkers. Endlich ſah er einen kleinen Trupp Reiter und gab das verabredete Zeichen durch ein lautes Huſten. Norcroß, Flarmann und ſechs Matroſen, die erſtern mit verborgenen Piſtolen, ſtiegen behutſam herauf, und Norcroß hatte ſogar die Verwegenheit, auf die Brücke zu treten und ſich auf die Brüſtung, wie ein fauler Matroſe, aufzulehnen. Die Andern hielten ſich unter der Brüſtung verborgen. Die Reiter kamen näher. Es war der Kronprinz, mit dem Marſchall von Gersdorf, die beiden Kammerjunker, von Raben und Reikov, und der Leibdiener Iverbrink. Sobald des Kronprinzen Pferd die Brücke betreten hatte, warf ſich Juel nieder und flehte kläglich um Gnade und Erbarmen. Der Kronprinz winkte dem Leibdiener, dem Betteljungen etwas zu geben. Dieſer leiſtete dem Befehl Folge, und ſagte, indem er ſich herabbog, um ihm etwas zu geben: „Ach, Du biſt's ja, armer Kleiner!“ Und ſogleich ritt er an den unterdeſſen einige Schritte weiter gekommenen Kronprinzen und ſagte: „Ew. Hoheit erlauben, dies iſt kein gewöhnlicher Bettelknabe; ich kenne ihn. Er hat ein wunderliches Schickſal und iſt ein allerliebſtes Kind.“

„Nun ſo erzähle! erzähle!“ rief der Kronprinz, und Iverbrink berichtete, er hätte ihn bei ſeinen Frühritten vor einigen Tagen ſchlafend gefunden, und begann das erlogene Schickſal des Jungen zu referiren. Jetzt ſah Norcroß zurück und machte ſich fertig, auf

den Kronprinzen loszustürzen und ihn rücklings vom Pferde zu reißen. Er warf noch einen Blick auf die Straße, da gewahrte er zu seinem größten Verdruß einen Trupp Menschen, die kaum noch einige hundert Schritte von ihm waren. Es war unmöglich, den Angriff im Angesicht dieser Leute zu wagen, und doch war es mehr als wahrscheinlich, daß, eh' sie weit genug entfernt seien, der günstige Augenblick und mit ihm der Kronprinz vorüber wäre. Doch der Leibdiener war umständlich und Juel, der die herankommenden Menschen auch wahrgenommen hatte, so schlau, ihn oft mit Winseln und Klagen zu unterbrechen, auch sogar einigemale die Sache anders zu erzählen, Alles, um nur Zeit zu gewinnen. Der Kronprinz hörte geduldig zu und richtete sogar einige verfängliche Fragen an Juel, die dieser aber mit pfiffiger Geschicklichkeit beantwortete. Die Leute waren unterdessen herangekommen und gingen mit entblößten Häuptern hinter den Pferden weg. Norcroß, von der Tigerbegierde, mit welcher er auf sein hohes Opfer hinstarrte, unvorsichtig gemacht, wendete weder das Gesicht ab, noch suchte er es in der Jacke oder unter dem Hute etwas zu verbergen; er heftete das brennende Auge nur immer auf den Kronprinzen, und wartete mit der peinlichsten Ungeduld, daß die Leute die Brücke erst im Rücken haben möchten. Plötzlich hörte er die Worte in sein Ohr tönen: „Da steht ein Kerl, wenn der nicht aussieht, wie der schwedische Freibeuter Norcroß, so will ich heute noch am Fockau

hängen.“ Aber der Halbverrathene verrieth ſich nicht ganz. Obgleich ihm dieſe Worte durch alle Nerven tönten, ſo verzog ſich doch keine Miene in ſeinem Geſichte; er ſah ſich gleichgültig um und gewahrte zwei Matroſen in der Geſellſchaft der Luſtwandler, von denen ihm Einer bekannt vorkam.

„Du biſt nicht klug,“ verſetzte der Andere; „wie ſollte dieſer Seehahn ſich hieher wagen?“

„Ich werde doch den Norcroß kennen,“ ſagte der erſte Sprecher wieder, „hat er mich doch zweimal in ſeinen Klauen gehabt, und es iſt ja kaum ein gutes Vierteljahr her, daß er mich am jütländiſchen Walle aufbrachte und nach Marſtrand ſchleppte, wo mich's meine dreißig Thaler koſtete, um frei zu werden. Wenn nur der gnädige Herr Kronprinz nicht da in der Nähe hielte, ſo wollte ich ihn doch anreden. Die Aehnlichkeit kann nicht größer ſein, wenn's ein Andrer iſt. Aber es iſt wider den Reſpect, da ſtehen zu bleiben.“ Norcroß ſtand wie auf glühenden Kohlen, aber er ſollte in noch größere Verlegenheit kommen; er ſollte das ſpitze, zweiſchneidige Schwert an einer Pferdehaar über ſeinem Haupte ſchweben ſehen. Der Kronprinz fragte nämlich in dieſem Augenblicke: „Was ſtehen die Leute dort? Warum iſt die Straße heute ſo lebhaft?“

Der Marſchall von Gersdorf ritt heran, that aber nur die letzte Frage an die beiden Matroſen. Sie antworteten alſo auch nur: „Es iſt heute Wurſtſchmaus und Tanz in Güldenlund,“ und eilten ſodann, daß ſie

fortkamen. Hätte er die erste Frage des Kronprinzen auch an sie gethan, so wäre Norcroß ohne Zweifel verrathen gewesen. Aber in demselben Augenblick sprengte der Kronprinz davon, indem er Juel zurief: „Komm Nachmittag auf's Schloß; ich will für Dich sorgen.“ Auf seinen Wink warf Iverbrink dem Jungen ein Geldgeschenk zu. Der Marschall von Gersdorf hatte unterdessen den verkappten Kaperkapitän einen Augenblick lang mit den Augen fixirt und ritt dann, in Nachdenken versunken, neben dem Kronprinzen, so daß dieser ihn fragte, warum er plötzlich so stumm geworden sei.

„Es stand dort ein Matrose,“ antwortete der Marschall, „dessen Gesicht ich früher schon gesehn habe, aber in einem andern Rocke, und vergebens besinne ich mich, wo und in welchen Verhältnissen.“

„Das ist ja leicht möglich,“ versetzte der Kronprinz, „wer wollte sich darüber den Kopf zerbrechen.“ Sie ritten weiter.

„Jetzt hab' ich's!“ rief plötzlich der Marschall, „es ist der englische Graf, der voriges Jahr auf eine eben so seltsame Weise zu uns auf dem Wege nach der Jagd, die Eure Hoheit dem russischen Zaar zu Ehren hielten, kam und verschwand, und der das Fräulein von Gabel entführt haben sollte.“

„Ist's möglich? Derselbe? Sie irren, Baron.“

„Ich wollte darauf wetten.“

Der Kronprinz wandte sich um; Norcroß war schon unter der Brücke. „Er ist fort,“ sagte der

Kronprinz. „Und wenn er es auch wäre, was läge viel daran?“ Er sprengte fort, das Gefolge nach.

Die vorübergegangenen Matrosen nahmen die Sache nicht so leicht, wie der Kronprinz. Sobald dieser mit dem Gefolge an ihnen vorüber war, kehrten sie stehenden Fußes um, um den ihnen so auffälligen Collegen genau auszufragen. Aber auch sie fanden zu ihrem Erstaunen weder Jemand auf der Brücke noch auf der Straße; aber indem sie noch ihre Verwunderung darüber gegenseitig austauschten, strich die Schaluppe mit der Schnelle eines Raubvogels, wenn er aus den Lüften auf seine Beute herabstößt, unter der Brücke hervor, und war in wenigen Minuten, durch die Kraft gewaltiger Ruderschläge, im Meere. Und eh' die fast erschrockenen Seeleute sich nur einigermaßen erholten, flog das schwedische Schifflein schon über die Rhede. Jetzt rißen die Lümmel die Mäuler weit auf und der Eine bewies dem Andern mit einer viehdummen Freude, daß er doch Recht gehabt, und der verdächtige Matrose Niemand weiter gewesen sei, als der berüchtige schwedische Freibeuter. Nun eilten sie mit Sturmschritt auf den Wurstschmaus, um die neue Mähr zu verkünden. Man wunderte sich weiter, wie sie sich gewundert hatten, und die Geschichte ging von Mund zu Mund, wie die frischen Rothwürste und das Schnapsglas. Die Neugierigen liefen nach der Brücke und betrachteten sich die leere Stelle, wo das kühne Ungeheuer gestanden, guckten auch wohl unter die Brücke, wo das Boot gehalten hatte,

verfügten ſich dann in die Stadt, erzählten es weiter, und eh' es Nacht wurde, war's in ganz Kopenhagen herum, daß der gefürchtete Norcroß unter der güldenlunder Brücke geſteckt hatte.

Nach einigen Stunden ſchon legte die Schaluppe am ſchoniſchen Ufer an; Norcroß warf das gewaltige Riemenblatt, das er ſelbſt bis jetzt gehandhabt hatte, bei Seite und ſprang an das Ufer.

„Wieder ohne ihn!" rief er im höchſten Unwillen. „Es iſt zum Verzweifeln!"

„Noch nicht verzweifeln!" verſetzte Flaxmann ruhiger. „Ein ſtarker Baum fällt nur nach wiederholten Hieben."

„Das Glück, Freund, kommt auf einmal und wirft als ein Orkan die ſtärkſten Bäume um. Uns flieht das Glück, und Alles iſt vergeblich."

Der ſonſt ſo heftige Flaxmann war jetzt ruhig und ausdauernd, und der ſonſt ſo beſonnene Norcroß tobte gegen ſein widriges Geſchick. Seinen Unmuth vergrößerte ein ungeheurer Menſchenzuſammenlauf noch um ein Bedeutendes; denn ſein abſichtigter Raub des Kronprinzen von Dänemark war eben kein Geheimniß mehr in Schonen geblieben. Alle Leute ſprachen davon. Die Küſtenbewohner kamen deshalb in Schaaren, ſobald ſie gehört, daß Norcroß angelangt ſei, um die gefangene königliche Hoheit zu ſehen und auszuhöhnen; aber ein Theil dieſes Hohns traf nun den kühnen Kaper, der erſt von dieſem Unternehmen, wie von einem Kinder-

ſpiele geſprochen hatte und nun ſchon zum dritten Mal ohne den Prinzen an die ſchwediſche Küſte kam. Dieſe Stimmung des Volks, welches ſich auf die Ausführung ſeines Unternehmens kindiſch gefreut hatte, war Norcroß unerträglich. Er brach deshalb noch an demſelben Tage auf und ſteuerte mit ſeinem Schiffchen an der klippenreichen Küſte hinauf und langte am Abend des andern Tags im göthaborger Hafen an. Hier lag er faſt eine Woche unthätig, ging mit Niemand um, ſelbſt Flaxmann konnte ſelten etwas aus ihm herausbekommen. Er ſprach nie davon, nach Stockholm zu ſeiner Frau zurückzukehren, und wenn ihn Flaxmann daran erinnerte, wehrte er ihn ſchweigend wehmüthigen Blicks mit der Hand ab. Er floh alle Geſellſchaft, ſelbſt die ſeiner vertrauteſten Freunde, der Seeleute, die doch ſo oft ſchon die Gefahren des Todes mit ihm getheilt hatten. Tags über ſaß er im Zimmer und ſchien über etwas zu brüten, wenn aber der Abend vom Meer herüber an's Land fluthete, dann ſchien's in ihm zu toben und er wurde lebendiger. Allein lief er dann am Ufer des Meers und ließ ſich vom Sturme ſchlagen und ſchaute in die Finſterniß nach Seeland zu, als müſſe ihm dort der Stern ſeines Lebens aufgehen. Dann hörten ihn wohl einzelne Schiffer, die ſich verſpätet, den Namen Friederike laut über das Meer hinrufen und noch andere wunderliche Worte, ſo daß ihnen grauſig wurde und ſie von dannen eilten; denn ſie meinten nicht anders, als er rufe eine Meerfei, die ihn zur Un-

treue gegen ſein Weib verleitet habe und von der er nun nicht mehr laſſen könne.

Flarmann lebte dagegen ein ſehr zerſtreutes Leben. Wenn man bedachte, daß ihm vorzüglich an dem beabſichtigten Raube des Kronprinzen von Dänemark Alles liegen mußte, weil er an das Gelingen deſſelben gleichſam die ganze Kette ſeines irdiſchen Glücks angereiht, weil er nur dadurch ſeine vom däniſchen Thronerben befleckte Ehre rein waſchen und ſich ſo wieder zu Chriſtinens Beſitz würdig machen wollte, ſo war die Gleichgültigkeit, mit welcher er das bisherige Mißlingen ihres großen Planes ertrug, ganz unerklärlich. Aber dieſes Betragen fand wiederum ganz allein in der ewigen Wankelmüthigkeit ſeines Charakters ſeinen Grund; er war nicht allein der Spielball eines launigen Geſchicks, ſondern ſeiner eigenen Unbeſtändigkeit. Er ſchien gewiſſermaßen den Haltpunkt ſeines Lebens verloren zu haben; und wenn auch jezuweilen der Wunſch, Chriſtinen bald zu beſitzen, in ihm aufglühte, ſo war es doch nur ein Strohfeuer, eben ſo raſch verſchwunden, als aufgerauſcht. Man wußte, daß er vom ſchwediſchen König reich mit Geld verſehen worden war, und es nahm daher Niemand Wunder, wenn man ihn auf dem üppigen Fuße eines reichen Cavaliers leben ſah. Er ſpielte vorzüglich viel und mit Leidenſchaft und ſchien unter Würfeln und Karten ein beſſeres Loos, von welchem ihn einſt geträumt, vergeſſen zu wollen.

In dieſer unthätigen Woche war die Fregatte Graf-Mörner aus dem Hafen zu Marſtrand, wo ſie vor Anker gelegen, in den göthaborger Hafen eingelaufen und wartete nur auf den Befehl ihres Führers. Aber für dieſen ſchien es weder eine Fregatte, noch ein anderes Schiff mehr zu geben, und Niemand von den Subalternen hatte den Muth, den Kapitän zu fragen, was nun eigentlich werden ſollte. Der Kapitänlieutenant Gad machte ſich das Vergnügen, täglich auf den Fiſchfang auszufahren, der höchſte Genuß auf dieſer Welt für ihn. Meiſter Habermann benutzte ebenfalls die gute Zeit, ſeinen Leidenſchaften zu fröhnen; er lag Tag und Nacht in den Wirthshäuſern und füllte unaufhörlich Grog in ſich hinein, nicht anders, als könne er den Graf-Mörner damit flott machen! Der uralte Ebbe Reetz ſaß den ganzen Tag auf einem in die See hinausſpringenden Steinblock und beobachtete das Waſſer mit kundigem Auge, und der Oberbootsmann Pehrſohn flocht mit den Matroſen am Ufer Taue. Die jüngern Officiere des Graf-Mörner jagten den ſchmucken ſchwediſchen Mädchen nach, und ſo dachte eigentlich Niemand an eine Abreiſe, oder auch nur an den nächſten Morgen, und am wenigſten kümmerte ſich einer von den Genannten um des Kapitäns ſchweren Kummer. Nur eine Seele war ſehr bewegt davon, die auch auf die Fregatte des kühnen Kapers gehörte; es war Juel Swale. Seit dem letzten unglücklichen Verſuche, den Kronprinzen von der güldenlunder Brücke zu rauben, hatte Ka-

pitán Norcroß nicht mehr mit ihm geſprochen. Dies brannte ihm als tiefes Herzeleid in der Seele. Und nun ſah er des geliebten Meiſters ſchweren Kummer noch vor Augen und trug nun ſelbſt eine doppelt ſchwere Laſt im Herzen. Der arme Junge aß und trank nicht recht, und ſaß meiſt auf ſeiner Kanone und ſchaute in's Meer und weinte. So hatte er's mehre Tage hinter einander getrieben, da ſah er den Kapitán gegen Abend am Ufer gehen. Er ſprang raſch auf, lief über den Kai des Hafens und folgte Norcroß nach, und als dieſer über das Meer ſchauend, ſtill ſtand, warf er ſich ihm zu Füßen und rief halb weinend und die Hände empor ſtreckend: „Ach lieber Herr Kapitán, ſeid Ihr mir denn bös? Ich konnte ja beim lieben Gott nichts dazu, daß wir den Schuft nicht erwiſchten. Ihr thut mir unrecht, Herr Kapitán.“

„Thörichtes Kind,“ verſetzte Norcroß bitter lächelnd, „Du wähnſt, ich grolle Dir? Deshalb ſei getroſt, mein Junge, mein Groll gilt allein meinem widrigen Schickſale. Ach, Du weißt nicht, Juel, welch wunderliches Schloß von Wünſchen und Hoffnungen ich auf das Gelingen unſers Planes gebaut hatte. Der Grundſtein ſteht, und der Bau muß zuſammenſtürzen.“

„Ei, daß Ihr Euch aber auch ein Haus auf der Erde bauen wollt,“ ſagte Juel durch des Kapitáns Tröſtung plötzlich erheitert, mit komiſcher Kindlichkeit. „Ein ſo erfahrner Seemann, der ſo ganz und gar nur für das Waſſer und auf dem Waſſer lebt, hätte ſich

doch billiger Weiſe ein Schiff bauen ſollen, einen Dreidecker mit hundert und zwanzig Metallzähnen.“

„Du haſt bei Gott Recht,“ lachte Norcroß auf, „und daran wird alle Schuld gelegen haben. Ein Schiff hätt' ich mir in Gedanken von meinen Wünſchen bauen ſollen. Aber ſieh, dazu gehört zuerſt der Kiel; auf dem Kiele ruht der ganze Schiffbau. Hab' ich den Kiel, dann friſch drauf los. Dem Schiffe gleicht mein Leben, nicht dem Hauſe; es ſchwankt und ſchwebt, und iſt allen Stürmen Preis gegeben. Nicht an die Scholle iſt's gekettet, wie das Wohnhaus des Landmanns, nein, es treibt in die weite Welt hinaus, wie das Waſſerhaus des Schiffers. Ja, ja, ein Schiff, Junge; Du machſt mir Freude mit Deinem Einfall. Aber wenn wir nur erſt den Kiel hätten.“

„Ich errathe wohl, wen Ihr unter dem Kiel verſteht, Kapitän. Na, bis jetzt habt Ihr Euch immer nur nach einem Grundſtein umgeſehen zu einem miſerabeln Wohnhauſe, und das war eine Sünde von Euch und die Sache konnte natürlicher Weiſe nicht gelingen. Ja, ja, Ihr lacht, es iſt ganz in der Ordnung, daß Ihr den Prinzen noch nicht erwiſchtet; denn er iſt kein Stein, der tief in der Erde verborgen liegt und erſt herausgegraben werden muß, um zum Grundſtein zu dienen; bewahre der Himmel! er iſt eine hohe Eiche, ein Königsbaum, und ganz zum ſtarken Kiel eines ungeheuern Schiffes geeignet. Holt ihn Euch als Kiel und Ihr werdet ihn haben.“

„Junge, Du könnteſt mir wieder Muth machen.“

„Ich beſchwör' Euch, Herr Kapitän, wenn Ihr je einmal den Muth verloren habt, was ich aber nicht glauben kann, o ſo ſucht ihn wieder zu gewinnen und es wird Euch Alles gelingen! Sagt nur, was hat Euch denn zeither gefehlt?“

„Ach, ich weiß es ſelbſt nicht!“ ſeufzte der Kapitän. „Doch! doch!“ rief er ſich ſelbſt wieder zu, „ich hab' es Dir ja eben geſagt, Junge, Muth hat mir gefehlt. Es ſcheint faſt, als ſollte ich ihn durch Dich wieder erlangen.“

„Dann wär' ich ja der glücklichſte Schiffsjunge auf der Welt. Seht, Ihr mögt nun an das Gelingen Eures kühnen Planes noch ſo ſchöne Folgerungen geknüpft haben, glaubt nur, für mich war es auch keine Kleinigkeit; denn ich ſollte ja Kadet werden, wenn wir das königliche Blut erkapert hätten, und nun bin ich noch immer Schiffsjunge. Aber den Muth hab' ich doch nicht verloren und immer und immer gedacht: wer weiß, wie ſich's fügt; wir faſſen ihn doch noch und Du biſt Kadet. Denkt eben ſo, Herr, und ſinnt auf neue Pläne.“

„Ja, ich will eben ſo denken, Herzensjunge. Und für dieſen Troſt ſollſt Du Kadet ſein.“

„Iſt's möglich! Victoria! ich habe geſiegt, und ſo werdet Ihr auch ſiegen. Ich habe erlangt, was ich erſehnt; Ihr werdet es auch. Nun ſeht, wie mir der Kamm ſchwillt! Ich will morgen, eh' der Tag graut,

fort nach Seeland; ich will ſpioniren; ich will alle Löcher durchkriechen, will mich vom Prinzen unterhalten, ja wohl gar als Bedienter anſtellen laſſen, und Euch dann Nachricht geben, wann er Euch nicht entwiſchen kann. Laßt mich noch einmal mit Courtin reden. Es ſoll Alles gut gehen."

„Geh' mit Gott, braver Junge! Wahrlich, ſchlüge in aller Schweden Bruſt ein Herz, wie das Deinige, König Karl hätte ſchon lange über alle ſeine Feinde triumphirt."

Juel hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als den Lieutenant Flaxmann aufzuſuchen und ihn mit der Sinnesänderung des Kapitän bekannt zu machen. Dieſer verfügte ſich, darüber hoch erfreut, ſofort an Bord des Graf-Mörner, wo er, nach Vermuthen, den Kapitän auch wirklich in voller Arbeit antraf. Die Nacht war unterdeſſen ganz hereingebrochen, und die beiden Officiere ſetzten ſich an die Lampe des Fockmaſtes, labten ſich an Grog und theilten einander ihre Gedanken mit.

„Kapitän," ſagte Flaxmann mit Wärme und ergriff Norcroß's Hand, „ich höre mit Entzücken, daß Ihr noch einen Verſuch machen wollt."

„Ja, noch einen Wurf will ich wagen. Fallen mir die Würfel wieder ungünſtig, dann —" ein tiefer Seufzer erſtickte ſeine Rede.

„Ach, Freund," rief der Lieutenant, „Euer „Dann" iſt für mich von noch größerer Bedeutung, als für Euch. Ich knüpfte nicht allein ein politiſches Glück, nein, auch

das Glück meines Herzens, nicht allein meines äußern Lebens, ſondern auch meines innern daran."

„Und könnt Ihr denn ſo beſtimmt wiſſen, daß ich nicht daſſelbe that, mein Freund?" verſetzte Norcroß ſcharf betont.

„Wie ſoll ich Eure Worte verſtehen?"

„Nun, Ihr wißt bereits, Kamerad, mit welcher leidenſchaftlichen Glut ich das Fräulein von Gabel lieben gelernt habe. Es iſt mir nicht anders, als wandelte ich noch einmal unter den blühenden Mandelbäumen Portugals. Nach meinem letzten Beſuch bei Friederiken in Kopenhagen war ich mit mir völlig in's Klare gekommen, daß ich nur in ihrem Beſitz jemals glücklich, ruhig werden könnte. Meine Frau iſt mir fremd geworden; ich geſteh' es Euch. Sie wird, ſie kann nie dies glühende Herz befriedigen, dieſe aufſprudelnden Wünſche ſtillen. Das Alles ſah ich ein; ich fand, daß ich namenlos elend ſei. Da ſchwur ich einſt in ſtiller Mitternacht unter dem Sternenhimmel auf dem weiten öden Meere, daß, wenn mir der große Wurf gelänge, wenn ich den däniſchen Kronprinzen nach Schweden brächte, ich dann den König um Auflöſung meiner Ehe bitten wollte. Ja, dann ſollte Friederike mein ſein."

„Ha, nun begreif' ich Euch!" rief Flarmann aufſpringend und den Kapitän umarmend. „Armer unglücklicher Freund! Ihr duldet die Qualen des Tantalus. Nun ſo laßt uns raſtlos unſerm beiderſeitigen Glücke nach-

ſagen. Rüſtet Eure Schiffe, laßt uns Alles an die Verwirklichung unſeres Planes ſetzen!“

Und plötzlich wie von einem unſichtbaren Gotte beim Scheitel erfaßt und emporgeriſſen, ſprang er auf und tobte über das Verdeck hin, nichts als wilde Ausrufungen und Aufmunterungen zur ſchleunigſten Abreiſe ausſtoßend.

„So ſeid Ihr nun, Lieutenant,“ ſprach Norcroß verweiſend, „davon ſtürmend zur unrechten Zeit und inne haltend zur unrechten Zeit. Sollen wir ſogleich nach Seeland, um uns die Köpfe auf die Mauer des Kopenhagener Caſtells an Pfähle ſpießen zu laſſen?“

Flarmann hörte ihn aber nicht, ſondern ſprach den an das Schiff laut anſchlagenden Wellen von ſeinen Fieberträumen etwas vor. Norcroß ließ ihn und arbeitete ruhig im Tagebuche weiter.

Am andern Morgen reiſte Juel zu Fuße ab. Er war von Norcroß mit Geld verſehen und machte die Reiſe auf der Küſte hinab bis Karlskrona zu Land. Der Junge war unermüdet, obgleich er das Laufen nicht gewohnt, und dies ſeine erſte Fußreiſe war.

Von Karlskrona ließ er ſich in der Nacht in einem kleinen Boote an eine unwirthbare Stelle der ſeeländiſchen Küſte überſetzen, und war am andern Morgen mit der aufgehenden Sonne in der Hauptſtadt des Königreichs. Da ihm der Kapitän ſtreng verboten hatte, ſich an das Fräulein von Gabel zu wenden, ſo ließ er ſie ganz bei Seite liegen und ſuchte allein den Bootsmann Courtin auf. Mit dieſem verabredete er einen ſchlauen Plan. Juel

ſollte ſich nämlich bei Iverbrink melden und in des Kronprinzen Dienſte zu kommen ſuchen; Courtin aber wollte mehre als Matroſen in däniſchen Dienſten ſtehende Franzoſen, die ihm ſehr ergeben waren, gewinnen, was durch glänzende Verſprechungen gar nicht ſchwer war. Einen davon wollte er nach Göthaborg an Norcroß und Flaxmann ſchicken, um ſie mit dem Plane bekannt zu machen. Das Uebrige mußte man freilich dem Glücke anheimſtellen. Juel quälte ſich nun einige Tage mit Hunger und Durſt, um ein kränkliches Anſehen zu erlangen, und ſchleppte ſich dann eines Morgens in zerlumpten Kleidern an das Thor des königlichen Palaſtes. Die Schildwachen wieſen ihn mit ihren Hellebarden zurück, aber er wimmerte ſo erbärmlich und verlangte ſo kläglich zum Leibdiener Iverbrink, daß ein vorübergehender Diener ihm verſprach, den Leibdiener von ſeinem Verlangen zu benachrichtigen. Eingedenk ſeiner Verpflichtung erſchien dieſer auch bald am Portale und erkannte den Jungen ſogleich.

„J, mein Himmel, woher kommſt Du denn jetzt erſt?“ fragte er verwundert. „Es ſind ja ſchon an drei Wochen, als ſich die königliche Hoheit gnädig gegen Dich auf der Brücke erzeigte, und Du ſollteſt denſelben Tag kommen. Wo haſt Du denn unterdeſſen geſteckt?“

„Ach, Herr, eben die Gnade des Kronprinzen brachte mir großes Unglück zuwege,“ klagte der Junge, „denn an der Brücke, nicht weit von mir ſtand ein Matroſe, Ihr werdet ihn wohl geſehen haben — der ergriff mich, als Ihr fort war't, und ſchleppte mich hinter die Brücken-

nimmt und wollte mir das Geld nehmen, das Ihr mir geſchenkt hattet; und als ich mich widerſetzte, ſchlug er mich jämmerlich, nahm mir das Geld und ließ mich unbarmherzig hinter der Brüſtung liegen. Ich hatte bis an den Abend ohne Beſinnung gelegen, da erwachte ich und wimmerte. Ein Paar Bauern gingen eben vorüber; ſie nahmen mich mit nach ihrem Dorfe, und dort habe ich bis jetzt krank gelegen."

„Biſt ein recht armer Schelm! Nun ſoll Dir's deſto beſſer gehen. Komm nur herein. Ich will dem Kronprinzen Deine Ankunft ſogleich melden." — Eine Stunde darauf ſaß Juel in ſtattlichen Kleidern im Zimmer der Pferdeknechte, und hatte bereits die Weiſung, ſich zum Jokei des Kronprinzen zu bilden.

Durch ein wohlberechnetes anſchmiegendes Betragen wußte er ſich bei Iverbrink einzuſchmeicheln und durch dieſen ſich in die Gunſt des Kronprinzen zu ſetzen; und ſo war kaum eine Woche verfloſſen, als er in der Jokeilivrée des Kronprinzen einherging. Er wurde zu kleinen Aufträgen benutzt und hatte oft Wege in die Stadt zu laufen. Kaum hatte er dieſe Geſchäfte zur Zufriedenheit Iverbrinks und des hohen Herrn ausgerichtet, als er auch ſchon vom Kronprinzen perſönlich zu noch wichtigern Dingen gebraucht wurde. Dieſe beſtanden nämlich in der Ueberbringung der geheimen Correſpondenz des Königsſohns, ein Geſchäft, wozu freilich ein ſchlauer Kopf gehörte, ein ſchlauerer wenigſtens, als Iverbrink, und als ſolchen hatte ſich Juel dem Kronprinzen ſchon bewährt. Auf die-

ſen Gängen nun war es, wo Juel die ſchönſte Gelegenheit fand, ſeine eigenen Geſchäfte zu beſorgen. Er traf jetzt öfter mit Courtin zuſammen; dieſer führte ihm auch die gewonnenen Franzoſen zu, von welchen einer bereits nach Göthaberg an den Kapitän mit dem von Courtin, Juel und den Mitverſchwornen ausgedachten Plane abgereiſt war. Dieſer Abgeſandte wurde täglich zurück erwartet, als Juel etwas begegnete, was durchaus nicht in der Berechnung ihres Planes lag. Der Kronprinz übergab ihm nämlich ein Briefchen für das Fräulein von Gabel, die für ſich zu gewinnen er durch ihr jüngſtes Benehmen am Hofe wieder die ſchönſte Hoffnung geſchöpft hatte, und bat ihn dabei, ſich dem Fräulein recht liebenswürdig zu zeigen, weil es ſich wohl gar bald fügen könne, daß er der Diener des Fräuleins würde. Der pfiffige Junge kam dadurch in die erſte Verlegenheit, weil er es bis jetzt auf alle Weiſe vermieden hatte, in des Fräuleins Nähe zu kommen. Doch vertraute er ſeiner Liſt und trat mit einer beiſpielloſen Zuverſicht in Friederikens Zimmer. Aber zu ſeinem Unglück war Chriſtine zugegen. Friederike erkannte ihn ſogleich, und konnte in demſelben Augenblick einer kleinen Beſtürzung nicht Herrin werden, welche Chriſtinen keineswegs entging. Sie wurde auf den Knaben aufmerkſam und kaum hatte er einige Worte geſprochen, als auch ſie in ihm jene räthſelhafte Geſtalt erkannte, welche ſie mit Friederiken und dem Kapitän Norcreß in der Gartenlaube belauſcht hatte. Sogleich wurde ſie wieder von jener furchtbaren Unruhe befallen, deren Qual ſie ſchon

damals erbauet hatte, und als sie vollends hörte, daß dieser Knabe Jekel des Kronprinzen geworden sei, stieg jenes Unbehagen zur verzweifelten Angst. Friederike konnte natürlich in Christinens Beisein den Knaben, den sie hier und in solchen Verhältnissen zu sehen, so höchlich verwundert war, nicht ausfragen; sie legte den Finger auf den Mund, nahm ihm den Brief ab und bedeutete ihn, die Antwort zu einer gelegnern Zeit zu holen. Jekel verstand und ging. Am Abend war er wieder dort, und fand sie, wie er gehofft hatte, allein.

„Aber, Junge," rief sie ihm entgegen, „bist Du denn ein Hexenmeister? Hast Du denn etwas vom Lord profitirt?"

„Die Sache geht sehr natürlich zu, wie alle Hexereien des Lieutenants Fiarmann, obgleich Kapitänlieutenant Gad und Meister Habermann bis diese Stunde dabei bleiben, der Teufel sei im Spiele." Hierauf erzählte er ausführlich und offenherzig, wie er Jekel des Kronprinzen geworden war.

„Du hast Anlagen, ein großer Mann zu werden, entweder ein großer Admiral oder ein großer Spitzbube. Das Object der Größe ist einerlei. Aber das Alles hast Du ohne mich vollbringen können?"

„Es war so des Kapitäns ausdrücklicher Befehl. Er wollte Euch schonen, im Fall etwas entdeckt würde. Und das muß Euch ja lieb sein, schöne Dame."

„Sieh', Du bist doch noch ein Kind und verstehst Dich schlecht auf ein stolzes Weiberherz. Aber Dein

Kapitän iſt ſchier eben ſo unerfahren als Du; oder aber, er hat ganz andre Gründe und Urſachen."

„Bei Gott nicht!" rief Juel erſchrocken. „Glaubt, was ich Euch ſage. Mein Kapitän liebt Euch viel zu ſehr, als daß er nur den Gedanken ertragen könnte, Ihr würdet von Seiten des Hofes mit dem leiſeſten Verdachte belaſtet, mit ihm in irgend einer Verbindung zu ſtehen." Und nun erzählte er gutmüthig-kindlich, was der arme Kapitän zeither ausgeſtanden, wie er in Verzweiflung am Meeresufer ihren Namen gerufen habe u. dgl. m.

Friederike wurde von dieſer natürlichen Schilderung, die den Stempel der Wahrheit an der Stirne trug, ſehr ergriffen. Sie küßte den Jungen zärtlich auf die Stirn, und er geſtand ihr bald, daß Kapitän Neerreß bald wieder nach Seeland kommen werde, um noch einmal ſein Glück an der Perſon des Kronprinzen zu verſuchen.

Hierauf wurde er mit einem Billet an den Kronprinzen, das weder kalt noch warm war, und der Bitte, bald wiederzukommen, entlaſſen. Sie hatte genug von ihm gehört, um den Mann ihrer Seele mit unangefachter Glut zu lieben und ihr unſeliges Schickſal zu verfluchen.

Der abgeſandte Matroſe langte nach einigen Tagen mit der Nachricht an, daß Kapitän Neerreß mit ſeiner Fregatte den folgenden Tag auf der kopenhagener Rhede ſich vor Anker legen und ſich unter einem falſchen Namen als ſchwediſchen Ueberläufer angeben werde. So war Courtin's und Juel's Plan. Dieſe wollten nun Lärm von der Sache machen und den Kronprinzen einladen,

ſich das herrliche Schiff zu beſehen. Sobald er aber an Bord deſſelben ſei, ſollten die Anker gelichtet werden.

Am andern Morgen erſchien die Fregatte; Juel wollte das Fräulein von Gabel benachrichtigen, daß der Kapitän da ſei, und glaubte ihr damit einen großen Gefallen zu thun. Um ganz ſicher zu ſein, ſchrieb er auf einen Zettel: „Der Kapitän iſt da, und wird ſich als Ueberläufer melden, jedoch unter dem Namen Karſten. Wollt Ihr ihn ſprechen, ſo kommt Nachmittags in den Hafen.“ — Dieſes Briefchen trug er hin, um ſie zu benachrichtigen, im Fall ſie nicht allein ſei. Aber er fand ſie allein, erzählte ihr ſeine Neuigkeiten und legte das Briefchen, ohne ihr jedoch etwas darüber zu ſagen, dennoch auf den Tiſch. Friederike überſah es. Als Juel hinaus war, trat Chriſtine in das Zimmer, und kaum hatte jene den Rücken gewendet, als ſie das Papier nahm, es raſch überlas, im Buſen verbarg und damit forteilte. Einer ihrer Diener trug das Billet unverzüglich zum Kammerjunker von Raben.

Unterdeſſen hatte dem kühnen Neerreß noch einmal das Glück gewinkt. Der freundliche Morgen führte den Kronprinzen hinaus. Einige von ſeinem Gefolge thaten ihm den Vorſchlag, ob er nicht längs den Küſten nach Gyldenlund rudern wollte. Er fand Gefallen daran, und der Admiral Reſenpalm ließ ſogleich ein ſchönes Boot anfahren. Courtin wußte ſich ſogleich die Führung deſſelben zu verſchaffen und nahm einige ſeiner Ergebenen als Ruderknechte mit. Ein Kammerherr von Gabel, Friederikens Bruder, war diesmal dabei. Als ſie nun einige

Schüsse vor der Kalkbrennerei vorbei waren, gewahrte der Admiral Rosenpalm zuerst die Fregatte, Graf-Mörner, und zeigte sie sogleich dem Kammerherrn Gabel. Man fragte ringsum, aber keiner von all' den Herren kannte das Schiff. Courtin wurde nicht gefragt und durfte also auch nicht antworten; er hielt es auch für klüger, zu schweigen, bevor Norcroß sich nicht bei der Admiralität gemeldet hätte. Doch hoffte er, der Kronprinz werde, von Neugierde getrieben, Befehl ertheilen, auf das unbekannte Schiff loszusteuern, und somit wäre dann das ganze Spiel gewonnen gewesen. Und wirklich ging seine Hoffnung in Erfüllung. Hohe Freude leuchtete aus Courtin's Blicken; die Bursche strichen die Riemen mit ungeheurer Kraft und das Boot flog seinem Schicksale schon entgegen. Da trat der Admiral Rosenpalm, ein sehr bedächtiger Mann, hervor, und bat den Prinzen: Ob Se. königliche Hoheit nicht lieber geruhen wollten, wieder umzukehren, weil das Schiff doch Allen unbekannt und ihm besonders verdächtig wäre. Die andern Herren stimmten bei, und der Kronprinz ließ sich zur Rückkehr bewegen. Ehe sie aber bei der Zollbude ankamen, sah' man in der Ferne einen kleinen Fischerkahn vorüberstreichen, um den man sich weiter gar nicht kümmerte. Gleich darauf wurden die Anker auf der Fregatte gelichtet und mit stolzem Zuge ging sie vor Aller staunenden Augen nach Schonen hinüber. Sogleich befahl der Admiral, drei Schaluppen auszusenden, um zu sehen, wer es gewesen wäre. Aber sie erreichten den beflügelten Gang

jener Meeresfürstin nicht. Ohne befriedigende Antwort kehrten sie um.

Als der Kammerjunker von Raben von dieser Spazierfahrt nach Hause kam, fand er das Billet. Aber er konnte daraus so wenig sehen, wer es geschrieben, noch durch welche Hand es ihm zugekommen sei. Er ahnete nur die Geberin. Genug, daß er es dem Kronprinzen überreichen konnte, um denselben zu überzeugen, in welcher großen Gefahr er abermals geschwebt habe.

Jener Fischerkahn stand allerdings mit der Fregatte in einer höchst wichtigen Verbindung. Als er nämlich dem Schiffe nahe gekommen war, gab der junge Fischer ein Zeichen, daß er Depeschen zu überbringen habe. Norcroß stieg sogleich selbst die Treppe hinab.

„Hier," sagte der Fischer, „bring' ich Euch einen Brief von einer wunderschönen vornehmen Dame, die mir ihn eben selbst mit einer reichen Belohnung übergeben hat. Ich brauche nicht auf Antwort zu warten." Und somit stach er wieder in die See.

Norcroß hatte sogleich in der auf ihn lautenden Aufschrift Friederikens Hand erkannt. Mit einem ganz eigenthümlichen Gefühle eröffnete seine zitternde Hand das Schreiben. Er las:

Kapitän Norcroß!

Ihr seid verrathen, und wenn Ihr zaudert, in zwei Stunden dänischer Gefangener. Was dann Euer Loos sein würde, könnt Ihr selbst ermessen. — Ihr werdet staunen, aber Alles begreiflich finden, wenn ich Euch sage,

daß Christine von Dir, die heiß und zärtlich geliebte, aber unwürdige Braut Eures Freundes, der Lord Palmerstone, die Verrätherin ist. Vor einer halben Stunde, als ich mich unverhohlen über den innigen Antheil, den ich an Eurer Person nahm, bei ihr als bei einer Schwester aussprach, schlug sie plötzlich das Gewissen. Sie fragte mich, ob Ihr wirklich der Kapitän seie, welcher auf der Rhede als Ueberläufer liege, und als ich erstaunt und nicht begreifen könnend, wie sie zu solcher Wissenheit komme, es ihr bejahe, stürzt sie mir plötzlich in Verzweiflung und die Hände ringend zu Füßen, und fleht mich an, Euer Leben zu retten, welches in der größten Gefahr schwebe. Ich beschwöre sie, sich näher zu erklären, und sie entdeckt mir dann, daß sie Zeugin unseres Gespräches in der Laube gewesen, und daß sie es sei, welche dem Kammerjunker von Raben einen Wink auf der Jagd gegeben, daß er den Kronprinzen nicht am Strande hin zurückreiten lassen möchte. Sie gestand ferner, daß sie mir diesen Morgen ein geheimes Zeichen weggenommen, worauf mir Euer Junge blos schrieb: „„Der Kapitän ist Nachmittags im Hafen; er liegt als schwedischer Ueberläufer auf der Rhede.““ Euer Name war nicht genannt. Sie hat beidemal den Verrath aus einer mißverstandenen Vaterlandsliebe begangen; eine große Angst, die sie nicht gräßlich genug beschreiben kann, hat sie dazu getrieben. Sie hat geweinet zu meinen Füßen gelegen, und jetzt müßt sie sich noch in Thränen gebrochend auf ihrem Bette. Das Unglück hat uns verfolgt, daß er ein schwaches Weib

zur Mitwisserin unseres Geheimnisses machte. Ich muß bekennen, daß ich sie hasse, wie mein Vaterland; ich werde Anstalten treffen, sie bald zu verlassen. Sie hat jetzt begriffen, daß sie sich selbst frevelhaft den Brautkranz gepflückt hat, und ist untröstlich. Ich kann ihr nicht helfen, und überlasse sie ihrem sich selbst bereiteten Schicksale. Durch Euren Jungen, der doch wohl bald zu Euch zurückkehren wird, sollt Ihr wieder von mir hören. Ich habe ihn nicht wieder gesehen; er spielt aber seine Rolle vortrefflich. Eilt von der seeländischen Küste so schnell Ihr könnt.

Eure F."

Der Kapitän stand einen Augenblick bewegungslos, aber in seinen Augen begann ein fürchterliches Feuer zu glühen. Endlich ballte er die Faust und zerdrückte den Brief darin, und über seine Lippen schwebte ein entsetzlicher Fluch. Dann flog er auf das Schiff hinauf und gebot, die Anker zu lichten und die Riemenblätter zu ergreifen. Stumm stand er auf dem Verdeck und schaute nach Kopenhagen hin, als das Schiff seinen Flügelgang nach der schonischen Küste zu nahm. Ein leises Zittern lief durch seine Glieder, er mußte sich mehrmals an dem nächsten Maste anhalten. Endlich glättete er den Brief wieder, faltete ihn zusammen und steckte ihn ein. Aber kein einziges Wort weiter als die zum Befehlen unumgänglich nöthig waren, kam über seine Lippen. Der wüthendste Schmerz seiner Seele hielt den Körper in einem gräßlichen Starrkrampf. Sobald die Fregatte im

Hafen von Karlskrona eingelaufen war, wurde sie von einer Menge Neugieriger empfangen, die alle den Kronprinzen von Dänemark über den Steg dahertreten zu sehen erwarteten. Aber es erschien Niemand; die Nachricht, daß Kapitän Norcroß den Prinzen wieder nicht gefangen habe, verbreitete sich schnell unter der Menge, die mit Hohngelächter auseinanderlief.

Bestürzt rannte Flaxmann, der sich von hinten an das Ufer vorgedrängt hatte, über den Steg in das Schiff und erschrak noch mehr über die bedenklichen Gesichter der Matrosen. Er fragte nach dem Kapitän und wurde in die Kajüte verwiesen. Dort fand er Norcroß bleich, den Kopf in die Hand gestützt, den wilden Blick auf eine Stelle gerichtet, und um ihn seine Officiere, den Bootsmann, den Steuermann und den Schiffschirurgus. Alle waren beschäftigt, ihm zuzureden, daß er sich doch an's Land begeben möchte. Er verweigerte es und antwortete ihnen auf ihre Vorstellungen nichts. Jetzt wurde Platz gemacht und Flaxmann trat an den Tisch.

„Hier kommt mein Mann!" rief Norcroß, sprang auf, griff in die Brusttasche, zog den zerdrückten Brief heraus und rief, ihm das Papier überreichend: „Lest!" Der Lieutenant durchflog mit wirren Augen die Zeilen, die Farbe seines Gesichts wechselte vom glühendsten Roth in's Todtenblaß, er konnte sich nicht mehr auf den Füßen erhalten, und stürzte auf einen Stuhl hin. Das Blatt entsank seiner Hand, sein erlöschendes Auge traf auf Norcroß's durchbohrenden Blick.

Meiſter Habermann war ſchnell bei der Hand und fragte: „Mit Verlaub, gnädiger Herr Lieutenant, ſoll ich Euch etwa eine Ader öffnen, oder habt Ihr irgend ein ſympathetiſches Mittelchen bei der Hand, deſſen ſchnelle Wirkung Eure werthe Geſundheit vor den übeln Folgen des Schreckens bewahrte?“

Flarmann beachtete ihn nicht, ſondern rief mit dem Ausdruck eines ungeheuern Schmerzes: „Alles verloren! Und durch ſie verloren!“

„Laßt ihn nur gehn,“ flüſterte der Kapitänlieutenant Gad dem Chirurgus zu. „Der Teufel hilft ſeinen Leuten. So lang' er das Teufelspact in dem blutrothen Büchlein auf der Herzgrube trägt, ficht ihn nichts an und er bedarf menſchlicher Hülfe nicht.“

„Noch nicht Alles verloren!“ ſprach Norcroß mit einem fürchterlichen Ernſt und ſchlug Flarmann mit der flachen Hand auf die Schulter. „Noch nichts verloren!“ rief er mit Donnerſtimme und die Glut einer entſetzlichen Leidenſchaft ſtieg in ſein Geſicht. „Ich ſehe, daß Ihr nicht zum Seemann geboren ſeid, wie ich. Im ärgſten Toben des Sturms bewährt ſich der Schiffer. Nacht muß es um mich ſein, der Orkan muß wüthen, Blitze müſſen mich umraſen, das Meer ſeinen Rachen gähnend aufreißen, um mich zu verſchlingen, dann wird's mir erſt recht wohl, dann erſt zeig' ich, daß ich ein Seemann bin! Jetzt will ich Alles an Alles ſetzen. Auf ſchon befahrnen Straßen komm' ich nicht zum Ziele, wohlan, ſo will ich mir neue entdecken! Und ich will zu meinem Ziele, und

ich will! Kennt Ihr die ungeheure Kraft dieſes Wortes? Ha! Ihr kennt ſie Alle nicht. Der König von Dänemark nebſt ſeinem Püppchen, dem Kronprinzen, ſollen von meiner Hand ſterben, ſchon ſind die Kugeln für ſie gegoſſen. Mein Plan iſt reif. Er überragt all' Eure winzigen Entwürfe als ein Rieſe. Wir werden von heute anfangen, an drei Brandern zu arbeiten. Koſte es was es wolle, ich werde die Meere durchziehen, um mir die Koſten aufzutreiben. Sobald ſie fertig ſind, ſuchen wir die däniſche Flotte unter Tordenſchild auf; ſie muß in einer Nacht in Feuer aufgehen. Während ſie noch brennt, eil' ich nach Kopenhagen, und in der Verwirrung, welche die Nachricht vom Brand der Flotte dort anſtiftet, komm' ich an den König und Kronprinzen. Meine Piſtolen ſollen ſicher treffen. Und rett' ich mich auch nicht, ſo ſterb' ich freudig, wenn ich nur mein Ziel erreicht habe. Schwört mir Alle, mir den Plan ausführen zu helfen, den ich Euch eben enthüllt. Schwört mir, wenn Ihr nicht Feiglinge ſeid!"

Die Officiere, lauter wüſte Menſchen, deren größte Freude Mord und Brand war, ſchwuren ihm Beiſtand und es erhob ſich ein wildes Jubelgeſchrei in der Kajüte; denn den Meiſten war der Kapitän zeither noch viel zu ordentlich geweſen, jetzt, da er Mörder und Mordbrenner zu werden verſprach, jetzt war er ihr Mann.

Nur ein Paar Augen wandten ſich mit Abſcheu und Entſetzen von dieſer Gräuelſcene ab, es waren die des achtzigjährigen Steuermanns Ebbe Reetz. Er faltete weh-

müthig ſeine knöchernen Hände und liſpelte vor ſich hin: „Großer Gott, ſoll ich ſo kurz vor meinem Ende einer ſo abſcheulichen Sünde theilhaftig werden? O Himmel, kann ich noch länger unter einem jungen Manne dienen, der ein Königsmörder werden will? Und noch dazu der Mörder meines Königs! Ach, ich fühle jetzt mehr als je, daß ich ein Däne bin! Nein! nein, das kann ich nicht ertragen!“ Solche und ähnliche Gedanken kreuzten durch des alten Mannes Kopf und wurden zum Theil zu leiſen wehmüthigen Worten, die er, wie ein Gebet, vor ſich hin liſpelte.

Der ſonſt ſo geſprächige Greis, der ſo gern aus dem reichen Schatze ſeiner Erfahrungen auskramte und inmitten des jungen Matroſenvolkes erzählend und belehrend ſaß, wie die alte Zeit ſelbſt, war von dieſem Tage an, wie verſtummt. Er ging ſelten aus dem Schiffe und brütete immer ſtill vor ſich hin. Die Matroſen ſagten: „Es muß vor des alten Reetz Ende ſein; er hat ſeine Natur geändert und iſt ſtumm geworden wie ein Fiſch. Sicherlich lebt er nicht lange mehr.“ Aber eines Tages fragte Einer den Andern: „Wo mag denn nur der alte Reetz ſtecken?“ Keiner wußte es. Einige erinnerten ſich, ihn ſchon Tags vorher vermißt zu haben. „Er wird doch nicht etwa gar geſtorben ſein?“ hieß es dann wieder; aber da der Kapitän mit der geheimen Anfertigung der Brander trieb, ſo hatte Keiner Zeit, ſich beſonders um den alten Mann zu bekümmern, und da er eben nicht gebraucht wurde, ſo vergaß man ſeiner. Von Tag zu Tag wurden

jedoch die Nachfragen nach ihm ſtärker, ſein Verſchwinden mußte endlich dem Kapitän gemeldet werden. Dieſer aber, mit glühenden Racheplanen beſchäftigt, machte nichts daraus und ſo ſprachen nur die Matroſen mit Bedauern von ihm; denn ſie hatten ihn Alle lieb gehabt, und weil ſein Abhandenkommen Allen unerklärlich war, ſo behauptete Kapitänlieutenant Gad geradezu, der neugebackene Lieutenant Flaxmann werde wohl am beſten wiſſen, wohin der alte Mann gerathen ſei; denn es liege außer allem Zweifel, daß dieſer ihn weggehext habe. Dieſen Verdacht ſprach er endlich ſogar ungeſcheut beim Kapitän ſelbſt aus, und überhäufte dieſen mit dummen Vorwürfen, daß er einen ſolchen, als Zauberer und Hexenmeiſter entlarvten Menſchen immer noch um ſich dulde.

„Ihr werdet es noch einſehen lernen, Kapitän," rief er mit gutmüthigem Eifer, „daß dieſer Chaldäer an all Euerm Unglück Schuld iſt. All Eure Unternehmungen laufen ſchief, ſobald dieſe böſe Sieben mit im Spiele iſt. Ich dächte doch, Ihr hättet Euch zeither überzeugt. Aber Ihr ſeid mit ſehenden Augen blind. Ich ſag' Euch, Ihr werdet es noch einſehen lernen und an meine guten Rathſchläge denken, aber dann wird's zu ſpät ſein. Auch Euer jetziges Unternehmen wird mißglücken; ich ſag' es Euch ernſt, es wird nichts daraus, und bloß weil dieſer Teufelskerl daran Theil nimmt."

„Seid Ihr fertig?" fragte Norcroß barſch.

„Ja, Kapitän!"

„Nun wohl, ſo geht Eure Wege und bekümmert Euch nicht um ungelegte Eier; ich will die meinigen gehen und es eben ſo machen.“

Gad fluchte in den Bart und ging beſchämt.

Die Brander waren faſt vollendet und Norcroß arbeitete fleißig an einem geſchickten Ueberfallsplan; da langte eines Abends auf einem däniſchen Boote der Franzoſe Courtin im Hafen an, und überbrachte noch denſelben Abend zwei Briefe, den einen vom Fräulein von Gabel an den Kapitän Norcroß, den andern vom Fräulein von Ove an den Lieutenant Flaxmann. Der erſtere lautete alſo:

Kapitän Norcroß!

Ein unſeliges Mißgeſchick ſchwebt über all Euern kühnſten Unternehmungen. Ihr werdet vergebens gegen ein Euch feindliches Schickſal kämpfen. Euer Plan, die däniſche Flotte zu vernichten und den wilden Tordenſchild zu demüthigen, iſt wieder verrathen; ganz Stockholm ſpricht davon; man trifft in großer Eile alle nur erdenklichen Vorſichtsmaßregeln. Man ſetzt ſogar überall hinzu, Ihr wolltet den König und Kronprinzen von Dänemark ermorden. Doch iſt das Letztere wohl nur erdacht, um Euch in ein recht grell-gehäſſiges Licht zu ſetzen; ich will und mag nicht glauben, daß Ihr Euch ſo weit verirren könntet. Einen Königsmord kann der Freiſinnigſte nicht gut heißen.

Euer Plan ſoll durch Euern eignen Steuermann, einen uralten Greis und gebornen Dänen, verrathen wor-

den ſein, der, wie man erzählt, vor einigen Tagen hier anlangte und von ſeinem Gewiſſen getrieben, die Anzeige bei dem Admiralitätsgericht machte.

Euer Fluch trifft mit Recht meine alberne Baſe; ſie leidet ſehr, und um das Maaß ihres, Eures und meines Kummers voll zu machen, iſt auch Juel entdeckt und in engen Gewahrſam gebracht werden. Seine Handſchrift, die Chriſtine dem Kammerjunker von Raben übergab, hat ihn verrathen. Man wird dem armen Jungen kurzen Prozeß machen und er iſt nicht zu erretten. O ich bin namenlos unglücklich. Doch mir zum Troſt ſcheint es nun, daß der Sturm meines Lebens mich bald in die wildeſten Gewäſſer hinausführen werde. Dann, dann hoff' ich, ſoll mir wieder wohl werden; die Anſtalten zur Abreiſe ſind gemacht. Doch nie ſollt Ihr erfahren, wohin ich gehe. Lebt wohl, Kapitän!

F. v. G."

Der Brief an Flarmann aber war des Inhalts:

„Ich ſterbe, mein Geliebter, ich bin ſchon todtkrank, und der Tod wird mir ein willkommener Retter, ein Engel der Tröſtung ſein. Ach, ich habe in den Tagen meiner großen Leiden die Ueberzeugung gewonnen, daß ich Dich doch niemals hätte beſitzen können und dürfen; das Schickſal hat es auch nicht dulden wollen, drum hat es mich zur Verrätherin an Dir geſtempelt. Ja, ich bekenne mich ſchuldig, und doch iſt mein Herz der alten reinen Unſchuld noch voll. Der Conflict meines und Deines

Geſchicks hat mich mit mir ſelbſt in Verwirrung gebracht. Meine Heiterkeit iſt dahin. Du würdeſt mich kaum mehr erkennen. O für welche Sünden bin ich ſo hart geſtraft! Ich habe keine begangen. Ich fehlte aus Schwachheit; ich bin kein ſtarkes Mädchen, wie Friederike. Darum, mein einzig Geliebter, vergieb mir! Eine Sterbende fleht Dich um Verzeihung an, willſt Du ſie zurückſtoßen? Vergieb, vergieb, o vergieb! Könnt' ich doch vor Dir niederknien, könnt' ich meine Hände ringend zu Dir erheben, könnteſt Du in mein bleiches abgehärmtes Geſicht ſehen, Du würdeſt ſagen: Dir ſoll vergeben ſein! Ja, Du wirſt es ſagen, ich weiß es! Laß es mich wiſſen, ich flehe Dich! Leb' wohl für dieſe Welt. Leb' wohl und vergiß nicht ganz Deiner unglücklichen Braut

Eh. v. D."

„Nun iſt Alles aus!" raſete Morcroß auf. „Verflucht ſei das Weib, das mir meine herrlichſten Pläne verdarb!"

„Nicht ihr fluchen!" ſagte Flarmann und weinte Thränenſtröme. „Unſer Mitleid verdient ſie, nicht unſere Flüche."

„Und Ihr weint, wie ein Kind, das ſein Püppchen verloren hat," höhnte der Kapitän. „Ja, auch ich möchte weinen, aber Blut; denn Thränen hab' ich nicht, Blut weinen über meinen lieben, lieben Jungen, den ſie mir an den Galgen hängen werden. O Du Liebling meines Herzens, mußteſt Du durch den Verrath eines geſchwätzi-

gen Unterrockes umkommen?“ Hier brach der ſonſt ſo feſte Mann in ein verzweiflungsvolles Geheul aus. Als er ſich erholte, rief er wüthend über das Schiff: „Jungen, ſtellt Eure Arbeit ein; es iſt Alles vergebens. Der alte Neetz hat uns verrathen. Geht nach Hauſe, es wird bald Winter.“

„Hab' ich es Euch nicht geſagt, Kapitän,“ erinnerte Gad, der neben ihm ſtand, „daß aus Euerm Unternehmen wieder nichts werden würde? Und warum?“ Er deutete mit ſeinen langen dürren Fingern auf Flaxmann, der im tiefſten Schmerz den Kopf an einen Maſt gelehnt hatte.

„Ja, in's Teufels Namen! Ihr habt mir's vorher geſagt!“ donnerte Norcroß den erſchrocken zurückweichenden Kapitänlieutenant an. Dann wandte er ſich zu Flaxmann und ſagte ernſt und mit einer gewiſſen wehmüthigen Feierlichkeit:

„Lieutenant, unſre Wege können fernerhin nicht mehr zuſammengehen. Es iſt kein Segen dabei. Wir müſſen uns trennen. Morgen reiſ ich mit meiner Fregatte ab, Ihr mögt über Euch ſelbſt beſtimmen.“

„Ich habe ſchon,“ verſetzte Flaxmann, hob das Haupt mit den dunkeln Augen voll ſchwerer Thränen gen Himmel, reichte Norcroß die Hand, ſeufzte tief auf, und ging.

Als er, zerriſſen vom fürchterlichſten Schmerz, an's Ufer trat, fühlte er ſich von hinten bei der Hand gefaßt. Es war Courtin.

„A l'honneur de marin!“ ſagte er. „Ich folg' Euch, wohin Ihr geht, Monſeigneur. Ich habe den Dänendienſt quittirt, und will mich wieder an Euch attachiren, um der Welt doch einmal den Beweis zu liefern, woran ſie immer nicht glauben will, daß ein Franzos und ein Engländer in friedlichſter Eintracht und im freundſchaftlichſten Einverſtändniſſe mit einander leben können. Wollt Ihr mich alſo haben, Herr, ſo bitt' ich, ſagt Ja oder ſonſt ein freundliches Wort.“

„Du ſollſt mein Bruder ſein!“ rief Flarmann und umarmte ihn. „Eben glaubte ich mich von Allen verlaſſen, die Geliebte hat mich betrogen und verrathen; der Freund hat mich verſtoßen. Da ſchickt der Himmel Dich mir; ich fühle, es giebt noch eine Seele, die mich liebt. Nein, nein, ich bin nicht unglücklich. Ich bin ein reicher, glücklicher Mann, denn ich beſitze eines Freundes treues, theilnehmendes Herz.“

Ende des zweiten Theils.

Der Freibeuter.

Von

Ludwig Storch.

Dritter Theil.

Der Freibeuter.

Hiſtoriſcher Roman

aus der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts,

von

Ludwig Storch.

Dritter Theil.

Leipzig, 1832.
Verlag der Taubert'ſchen Buchhandlung.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Erſtes Capitel.

Die Natur iſt das groſse Muſterbild der Menſchenwelt; ſie wiederholt ſich vergeiſtigt mit wunderbarer Treue in der Menſchenbruſt. Frühere Philoſophen haben dieſe Nachbildung unſeres Geiſtes nach dem allgewaltigen Naturgeiſte, der uns aus der Schöpfung ſichtbar entgegentritt, Mikrokosmus genannt. Aber nur einzelnen bevorzugten Menſchen ward die geiſtige Nachbildung der Natur in ihrer ganzen Ausdehnung, in der ganzen Fülle ihrer Gedanken, in den Erſcheinungen ausgeſprochen, die geiſtige Wiedergeburt der geſammten äußern Welt zu Theil; und dies ſind jene groſsen, allumfaſſenden Geiſter, die Throne ſtürzen und bauen, Wiſſenſchaften hervorrufen, eine öde Welt beleben; dies ſind die Genien der Menſchheit, wie ein Jahrtauſend nur wenige erzeugt. Allen Andern ward ein geringerer Theil — dem reichlicher, jenem karger zugemeſſen — von jener geheimnißvollen Nachbildung; ſie ſind nur einzelne Blätter des groſsen, wunderbaren Bilderbuchs, worin die Natur abconterfeit iſt; ſie ſind nur einzelne

Strophen des hochherrlichen Liedes, jener Weltepopöe, worin, Leben in Leben, die Natur mit heiliger Wahrheit beſungen wird; ſie ſind nur einzelne Tonſtücke der ganzen ungeheuern Weltſchöpfungs-Muſik.

Das ſanfte, ſtille, zu Thränen des Schmerzes wie der Freude leicht bewegte Gemüth iſt die Vergeiſtigung einer grünen, mit einfachen Blumen ſchön geſchmückten Wieſe, durch welche ein klarer, über glatte Kieſel rollender Bach ſich ſchlängelt; in mäßiger Entfernung wird ſie von waldgrünen Hügeln bekränzt und eröffnet durch einige ſanft abſteigende Thalungen eine Ausſicht auf ferne blaue Berge.

Das lieberfüllte, Alles mit Liebe erfüllende Herz iſt die Nachbildung der herrlichen Bergkrone, über welche der grüne Wald ſich ausbreitet, Schatten und Kühlung bietend, die Krone, nach der Alle ſchauen, die auf Alle ſchaut, von der ſanft abfallende Pfade in die raſigen Thäler und fruchtbaren Ebenen hinabführen, auf der die ewig lebendige, ewig klare Quelle ſprudelt und ihr Waſſer mildthätig Allen zuſendet, im Thal und in der Ebene; die weithin mit ihrem ragenden Gipfel die blühende Gegend beherrſcht, und ihr ein treuer Prophet iſt für Sturm und Sonnenſchein.

Die edle, von Großmuth und Selbſtverläugnung geſchwellte Bruſt iſt das Abbild jener Orangenwälder des Südens, die da herrliche Düfte und goldene Früchte darbringen, ohne des Menſchen Fleiß.

Die Schwermuth findet ihr körperliches Vorbild im einsamen Bergabhang, in der düstern Grotte und im verlassenen Thale, durch welches der Bergstrom braust.

Aber es giebt Gegenden, in welchen die Natur sich selbst überbot, Außerordentliches zu schaffen. Da liegt das Furchtbare am Lieblichen; das Widerstrebende ist vereint, und Dissonanzen scheinen sich in Harmonien zu lösen. Sind auch solche Gegenden ein Vorbild menschlichen Geistes? Die starre Alpennatur mit ihren riesigen Bergen, ihren gezackten, himmelanstrebenden Felsenmassen, ihren greisen, glänzenden Schneehäuptern, ihren Klippenhörnern und Wänden, ihren gähnenden Schluchten, Höhlen und Geklüften, ihren donnernden Lavinen und Waldströmen. Und nun an ihrem Fuße jene Thäler voll paradiesischer Pracht, und auf ihren untersten Abhängen die fetten grünen Matten voll weicher Lebensfülle: findet diese Alpenwelt ihre Nachbildung auch in der menschlichen Brust? So ist's! Es muß so sein! Himmel und Hölle sind zuweilen in jenem kleinen Raume vereinigt, warum nicht Paradies und starre Bergeswildniß? Wo die Fülle der Liebe als wohlthätiger Regen sich über das dürre Land ausgießt, da zuckt auch der Haß als Blitz und das Verderben ras't als Donner. Das eine Auge schwimmt in Thränen und das andre blickt Wuth. Willig theilt die Hand das Letzte dem Unglück, dem darbenden Mangel mit, während der Mund dem Menschen flucht.

Aber das ſtürmiſche, raſtloſe Herz, das nirgends Ruhe findet, nirgends Ruhe ſucht, ſondern nur immer nach Arbeit, Mühe und Lebensdrang ringt, das nur in umherſchweifender Unbeſtändigkeit ein Scheinglück findet, ein wirkliches aber nie erlangen kann, das iſt das Spiegelbild des unbeſtändigen Meeres, das ſeine dunklen Gewäſſer bald als leichte Wellen, bald als ungeheure Wogen durch den unermeßlichen, unergründlichen Ocean rollt, und ewig ſchaukelt und ewig bewegt iſt.

Und wie nun das Geheimniß der Sympathie das Gleiche zum Gleichen lockt, treibt, drängt, ſo ſteigt die Liebe auf die Berge, die Schwermuth wandelt im ſchauerlichen Felſenthal; ſo führt wildes Verlangen den zwiſchen Engel und Teufel getheilten Menſchen in die furchtbar-ſchöne Alpenwelt. Das öde, raſtloſe Herz aber drängt's mit ſtürmiſcher Gewalt auf das öde, raſtloſe Meer hinaus. Dort findet es, wie die Andern an andern Orten, in Bild und Geſtalt, in Ton und Weſen, was körperlos in ihm liegt, hört die Natur mit heiliger Lippe das Wort ausſprechen, deſſen Ahnung lang' in ihm geſchlummert, deſſen unverſtandener Bedeutung es lange vergebens nachgeſonnen, deſſen Gedanke es immer mit Geiſterkraft mächtig bewegte.

Und ſo müßte Jeder wandern, wohin ihn die innere Stimme ruft, dahin, wo die Umgebung das Bild ſeines Weſens iſt. Und wenn die Welt und das Leben ſich losgeriſſen von ihm, und ihn kalt und höhnend verſtoßen, hier iſt der Punkt, wo er mit unzer-

reißlichen Banden feſthält, wo ihm die Pulſe wieder fröhlicher ſchlagen.

Kapitän Norcroß hatte den Winter in einſamer Unverträglichkeit, fern von ſeinem Weibe, fern von ſeinen Freunden und faſt immer ſiechend, an ſein Zimmer gefeſſelt im marſtrander Hafen zugebracht. Er war hier ſo mit ſeinem Schickſale zerfallen und hatte ſich ſo in ſich hineingedüſtert, daß er auf dem Punkt ſtand, ein Menſchenfeind zu werden. Nur eine Hoffnung kettete ihn noch an das Leben, nämlich in den erſten Frühlingstagen auf das wilde Meer hinauszufahren; dorthin, auf das unbeſtändige Element, trieb ihn ſein unbändiges, ödes Herz; für nichts Andres in der Welt hatte es mehr Sinn und Leidenſchaft, aber nach meereswilder Sturmluſt verlangte es mit glühenden Zügen.

Noch kämpfte der Winter mit dem Sonnengotte, und war der erſtere auch vom Meere gewichen, das minder geduldig ſeine Deſpotenherrſchaft duldet, als die ſanftmüthige Erde, ſo hielt er dieſe doch trotz ihrem Sträuben noch umarmt, und verachtete die goldenen Pfeile, die der erdumwandelnde Gott auf ihn abſchoß; denn die Pfeile waren noch nicht glühend, und ſein Panzerhemd noch hart. Aber nach einigen Tagen ſchon war der Sieg der Sonne gewiß, und als Siegspanier ſteckte ſie friſchgrünende Frühlingsflaggen aus. Ueberall regte ſich's nun fröhlich, frühlinglich behende, und die ſchaffende Menſchenwelt zog emſig aus nach

Verkehr und Erwerb. Das Frühjahr 1718 ſchien ein recht freundliches werden zu wollen.

Norcroß konnte nicht länger auf dem Boden, unter den Menſchen bleiben, mit wilder Haſt zog's ihn in das ungeheure, einſame Meer hinaus. Dorthin wollte er ſein kummervolles, ſtürmiſches Herz tragen, dort hoffte er, ſollte es ihm wieder wohl werden. Und er rüſtete ſein Schiff und ſtieß hinaus in die winterlich-bewegte Welle, zum Schrecken ſeiner Leute, zum Staunen aller Andern; denn zu dieſer Zeit getraute ſich ohne Noth kein Schiffer hinaus und arge Stürme ſtanden noch bevor. Niemand konnte ſich erklären, was er ſchon draußen wolle, da an eine Beute noch lange nicht zu denken war; er aber ſchwieg und ließ ſie ſchwatzen; er wußte wohl, was er wollte. In ſeinen Mantel dicht gehüllt, den prächtigen Federhut tief in die finſtere Stirn gedrückt, ſchaute er ſehnſüchtig hinaus in die Waſſerwüſte, die ihre Kinder ihm als Boten entgegenſchickte, die zahlloſen Wellen, ihm, dem wohlbekannten Meerwanderer, den Willkommsgruß zu bringen. Und ſie ſchlugen an das Schiff und grüßten, und er grüßte wieder, und mit jedem Gruß wurde ihm leichter, und als er kein Land mehr ſah, da lächelte er. Unten in einer Kanonenluke aber ſaß Juel, der, wie eine Waſſerratte — wie ihn der Kapitän immer zu nennen pflegte — ſeinem Gefängniß in Kopenhagen entſchlüpft, und mit mehrfacher Lebensgefahr nach Marſtrand entwichen war, da unten ſaß er und hielt die

Hände hinaus und fing den Wellen die Schaummützen weg und freute ſich kindiſch des kindiſchen Spiels.

Schon war das Schiff einen halben Tag gelaufen und kein Menſch auf demſelben wußte, wohin es beſtimmt war. Es ging auf Gerathewohl in der Nordſee, und Pehr Pehrſohn, der Bootsmann, wußte ſeiner Verlegenheit kein Ende, daß er noch immer keine Befehle, die Richtung des Schiffes betreffend, vom Kapitän erhalten hatte. Endlich zog er kopfſchüttelnd den Hoſengürtel an, kämmte mit den Fingern die Haare unter die Lederkappe, ſchlug mit den ſtarken nervigen Armen um ſich, als wollte er irgend etwas Unangenehmes abwehren, ſchob dann ſeine eckige Geſtalt auf den ſchweigſam ſinnenden Kapitän zu, ſtellte ſich vor denſelben hin, grüßte ſeemänniſch mit vieler Ehrerbietung, räuſperte ſich zu verſchiedenen Malen und ſprach mit ſeiner rauhen heißeren Stimme: „Da Ebbe Reetz treulos geworden und zu den däniſchen Hunden übergelaufen iſt, ſo haben wir auf dem Graf-Mörner einen neuen Steuermann nöthig gehabt.“

„Das hat ſeine Richtigkeit,“ verſetzte Norcroß. Aber der Bootsmann, eben kein Freund vom Sprechen, erwartete nun ſchon, daß ihn der Kapitän hinlänglich verſtanden habe, und verſtummte ſo lange, bis ihn Norcroß durch ein kräftiges „Weiter!“ zum abermaligen Reden antrieb.

„Wir haben auch diesmal einen Schiffskaplan an Bord genommen, damit die Jungen, wenn ihnen das

Takelwerk zerſchoſſen wird, nicht vom Teufel gekapert werden, ſondern mit einem Avis des Kaplan in den Himmelshafen einlaufen. Ihr habt den Pfaffen ſelbſt beſtellt, und ob er wohl Gottes Willen weiß — wie er vorgiebt — ſo weiß er doch nicht Euern, ſo wenig wie der neue Steuermann und ich.“

„Es iſt auch nicht nöthig, daß der Schwarzkittel meinen Willen weiß,“ verſetzte Norcroß mürriſch.

„Nicht nöthig? Für den Pfaffen, das iſt wahr. Aber für uns, das iſt nicht wahr. Wir müſſen Euern Willen wiſſen, Kapitän, oder beim rothen Dänen! wir laufen in geradem Strich auf die Themſe und legen an der Londner Brücke an.“

„Seid Ihr toll, Meiſter Pehrſohn! Was ſollen wir an der Londner Brücke?“

„Was wir hier ſollen? Sagt uns, wohin's gehen ſoll, und der Steuermann wird dann das Steuer und ich das Tagebuch führen, wie ſich's gebührt. Und damit Baſta!“

Der Bootsmann trocknete ſich mit dem ſchmutzigen Aermel ſeiner Leinwandjacke den Schweiß von der Stirne, den ihm das ungewohnte Sprechen, was er bei Weitem kürzer hätte haben können, ausgetrieben hatte. Nun erſt verſtand ihn der Kapitän, und erinnerte ſich lächelnd, daß er über die Richtung der Fahrt noch nichts beſtimmt hatte.

„Haltet nur immer Backbord, ſüdweſt.“

„Aber der Wind pfeift nordweſt und treibt uns mit dem Waſſer gemeinſchaftlich den jütländiſchen Wällen zu.“

„Werft das Schiff gegen die anſtrömende See, refft alle Segel ein! Ich will's einmal mit Sturm und Wellen zu thun haben.“

„Heiliger Gott!“ ſagte der Bootsmann halb leiſe mit einer erſchrockenen Bewegung und entfernte ſich ſcheu nach der Kajüte, während Norcroß ſich wieder über den Hackebord bog und von Neuem ſeinen düſtern Gedanken nachhing.

Als der Bootsmann dem Kapitänlieutenant Gad und den übrigen Officieren des Schiffs den Willen des Kapitäns mitgetheilt hatte, verfügte er ſich in eine Ecke, wo an einem mit Gläſern bepflanzten Tiſche der Schiffschirurgus, Meiſter Habermann, und noch ein andrer Mann ſaßen, welcher Letztere an dem ſchwarzen weiten, hie und da ärmlich geflickten und abgetragenen Rock vom gröbſten Tuche über Matroſenjacke und Beinkleidern, und an der ſchmutzigen Sammtkappe leicht als der neue Kaplan des Graf-Mörner zu erkennen war. Ein Geiſtlicher auf dem Schiffe eines Freibeuters, in der That eine merkwürdige Erſcheinung!

„Unſer Kapitän leidet am Verſtand. Gott ſteh' ihm bei!“ flüſterte Meiſter Pehrſohn dieſen Beiden zu, die mit einer ſchmierigen Karte Rommelpiket ſpielten, und deutete dabei, die Augen verdrehend, mit dem Zeigefinger nach der Stirne.

Das kleine, ſchwarzbraune, zuſammengedrückte Geſicht des Kaplans hob ſeine aufgeſtülpte Naſe und ſchwarzen ſtechenden Augen zu dem Sprecher empor und betrachtete ihn neugierig. Habermann blieb in ſeiner phlegmatiſchen Ruhe und lächelte dummgleichgültig vor ſich hin.

„Entweder fehlt's ihm am Leib oder an der Seele," fuhr der Bootsmann, die Worte mit gar großer Mühe zuſammenſuchend und hervorarbeitend, fort; „für's Erſtere muß Meiſter Habermann, für's Letztere müßt Ihr Rath ſchaffen, hochwürdiger Herr."

„Der Hexenmeiſter hat's ihm angethan," gähnte Habermann; „ſeit der Teufelsbraten fort iſt, hat der Kapitän gekränkelt und iſt kein Auskommens mit ihm geweſen. Hat doch den ganzen Winter über ein Geheimniß aus ſeinem Aufenthalt zu Marſtrand gemacht werden müſſen, damit ihn ſeine junge hübſche Frau, die ihm nicht das Mindeſte zu Leid gethan, nicht ausſpüre und aufſuche. Das iſt, mit Verlaub zu ſagen, ſchon halb verrückt. Aber ich ſage noch einmal, der Hexenmeiſter hat's ihm angethan, und ihm die halbe Seele mitgenommen."

„Wenn er vom böſen Geiſte beſeſſen iſt, ſo geht Ihr doch zuerſt hinauf, Herr Magiſter," bat der Bootsmann den Geiſtlichen. Unterdeſſen war auch der Kapitänlieutenant Gad hinzugetreten und ſagte: „Prüft ihn genau, Leionſtiern, und wenn Ihr Meiſter Pehrſohns Vermuthung beſtätigt findet, ſo müſſen wir zuſammentreten und einen Rath halten, um zu einem vernünf-

tigen Entſchluß zu kommen; denn wir werden uns doch bei meiner Seemannsehre! nicht von einem Tollen dem Teufel in den Rachen führen laſſen? Es giebt noch andere Männer, die den Graf-Mörner zu des Königs beſſerer Zufriedenheit führen würden.“ Damit warf ſich der lange Mann in die Bruſt und ſchaute ſelbſtgefällig um; aber Niemand achtete auf ihn und Meiſter Habermann ſagte: „Mit Verlaub zu ſagen, liebwertheſter Herr Magiſter, Eure Bibel kommt mir vor, wie mein Bindezeug. Ihr habt darinnen Alles, was Ihr zu einer Seelenkur braucht, Zangen, die armen Seelen zu zwicken, Scheeren, ihnen die böſen Gedanken auszuſchneiden, Lanzetten und Meſſer, die gottloſen und läſteriſchen Geſchwüre zu ſtechen und zu ſchneiden. Na, na, nehmt Euer geiſtliches Bindezeug, wollt ich ſagen, Eure Bibel, ſucht den Aderlaßſchnepper heraus und laßt unſeres Kapitäns vollblütiger Seele zur Ader. Das wird wohl helfen. Geht, geht, Magiſter.“

Der Schiffsgeiſtliche leerte den Reſt von Grog aus ſeinem Glaſe, warf die Karte, die ihm lieber zu ſein ſchien als Predigt- und Gebetbuch, bei Seite, und zerrte aufſtehend, an einem ledernen Riemen, der ihm über die Achſel und quer über den Leib lief, und an deſſen äußerſten Enden, da wo er zuſammenging, ein in unſchimmeres Schweinsleder gebundenes, mit meſſingenen Ecken und Clauſuren verſehenes Buch hing, gleich einer Patrontaſche auf ſeiner linken Hüfte ruhend. Er zerrte die Bibel — denn ſeine Handbibel war das

Buch — auf ſeinen Bauch, riß die Haken mit einem verdrießlichen Geſichte auf und blätterte in den mit Grog, Wein, Fleiſchbrühe und andern Flüſſigkeiten reichlich getränkten und mit Schmutz bemalten Blättern. Der Bootsmann faßte ihn aber ohne Umſtände bei der Schulter und ſchob ihn mit herkuliſcher Kraft die Treppe hinauf. Der Kaplan hielt die Bibel ſo weit vor, als die Länge ſeiner Arme und des Riemens, womit ſie mit ſeiner Perſon vereinigt war, es geſtatteten, um wo möglich jeden Angriff des böſen Feindes aus dem Kapitän dadurch niederzuſchlagen; denn in der That traute er der Bibel diejenige geiſtige und geiſtliche Kraft zu, die er ſelbſt nicht zu beſitzen, ſich ſtill geſtand. Zu ſeiner Verwunderung machte aber der Kapitän ſelbſt dann noch keine Bewegung, als die Bibel ihm faſt den Hut vom Kopfe ſtieß.

„Si tu es spiritus malus, exi!“ ſtammelte der Kaplan in Todesangſt und an allen Gliedern zitternd. „In nomine patris, filii et spiritus sancti!“ ſetzte er mit lauterer Stimme hinzu, und der Kapitän wandte ſich um. Der ungeſchickte Teufelsbeſchwörer ſtürzte, vom Gefühle ſeiner geiſtlichen Schwäche überwältigt, zu Boden und flehte laut heulend um Gnade und Erbarmen; hinter den Maſten und auf der Treppe entſtand plötzlich ein lautes Poltern und verworrenes Schreien verſchiedener Stimmen durch einander. Neugierig hatten Gad, Habermann, Pehrſohn und einige andere Officiere und Matroſen ſich dort verſteckt und aufgeſtellt,

um die Beſchwörung mit anzuſehen, kaum aber hörten ſie des Kaplans Angſtgeſchrei, als ſie, in der Meinung, der böſe Feind habe dem Pfaffen den Hals umgedreht, vor Schrecken köpflings über einander purzelten und ſchreiend ſich zu überholen ſtrebten, um ſich vor den Klauen des Satans zu ſalviren.

Der Kapitän ſah, aus ſeinem Tiefſinn erwachend, den Schiffskaplan mit einem ſchwermüthigen Lächeln an, und ſchien gar nicht zu bemerken, welche Rolle derſelbe ſpiele. Vielmehr faßte er den bebenden Mann beim Arme, zog ihn herauf und ſagte: „Es iſt gut, Magiſter, daß Ihr eben kommt. Sagt mir doch, was haltet Ihr denn von der Fortdauer des menſchlichen Geiſtes nach dem Tode? Das heißt — Ihr müßt mich recht verſtehen — ich frage nicht nach Eurer Doctrin, die kenn' ich; denn Luther faſelt darüber ſo gut, wie die Päpſte; nein, nach Eurer eigenen innigſten Ueberzeugung frag' ich, und die kann wohl ein lutheriſcher Prieſter auch einmal einem katholiſchen Kaperkapitän ſagen, zumal wenn der Erſtere des Letztern Schiffskaplan iſt. Alſo was haltet Ihr davon?“ Dieſe ſeltſamen Worte in einem ſeltſamen Tone geſprochen, trieben dem Kaplan neuen Angſtſchweiß aus; er ſchielte immer nach des Kapitäns Händen, voll Furcht, demſelben möchte es plötzlich im Paroxismus einfallen, ihm, wenn er ſich unbeſtimmt über die Frage ausdrücken würde, auf die kürzeſte und überzeugendſte Weiſe über die Unſterblichkeit der Seele zu belehren. Und wie denn, wo

der Geiſt fehlt, ſtets zur rechten Zeit ein Wort ſich findet, ſo ſtellte ſich der großen Verlegenheit des Matroſenprieſters ein Bibelſpruch ein. Seine von den Händen des Kapitäns auf das in den ſeinigen liegende aufgeſchlagene Buch irrende Augen, blieben an einem Verſe hangen, und er ſprach mit Salbung:

„Denn Ihr ſeid geſtorben, und Euer Leben iſt verborgen mit Chriſto in Gott. Wenn aber Chriſtus, Euer Leben, ſich offenbaren wird, dann werdet Ihr auch offenbar werden mit ihm in der Herrlichkeit.“

Der Kapitän wandte ſich unwillig ab. Dann ſagte er: „Ihr ſeid auch weiter nichts als eine Glocke und die Bibel iſt Eure Zunge. Deshalb plappert Ihr auf alle Fragen dieſelbe Antwort. Aber iſt's nicht mit allen Dingen ſo in dieſer erbärmlichen Welt? Fragt man nach freiem Geiſt, ſo ſchiebt dies Volk einem eine Form vor, in der man ſich fängt und abrackt, wie ein tolles Pferd im Nothſtall. Nachher, wenn man ſich ausgetobt hat und ohnmächtig geduldig am Boden liegt, dann ſagt ihr: nun iſt er überzeugt! nun hat er die hohe Weisheit begriffen! Selbſt den Gedanken der Fortdauer hat eure Beſchränktheit mit erbärmlichen Formen umſponnen, und wenn in mir die entzückende Ahnung aufglüht, daß verwandte Geiſter dort in einem Strome ſelig verſchwimmen werden, ſo ſeid ihr wohl mit dem geiſtlichen Befehle fertig, daß ich in jener Welt meine Frau zum zweitenmale heirathen ſoll?“

„Herr Kapitän, Ihr seid katholisch," stammelte der betretene und verwirrte Kaplan, „ich aber kenne die Irrthümer Eurer Kirche nicht sattsamlich und kann also auf Eure Reden, die mir nicht recht klar sind, gar nicht eingehen."

„O ich wüßte wohl eine Seele, der sie klar wären!" seufzte der Kapitän. „Und die ist auch lutherisch," setzte er lächelnd hinzu. „Belehrt mich doch, Kaplan," sprach er nun in einem geselligern Tone, „wie pflegt es denn das Oberconsistorium zu Stockholm bei der Scheidung gemischter Ehen zu halten? Z. B. wenn ein geborner Schwede und lutherischer Christ sich von seiner ausländischen katholischen Frau scheiden lassen wollte, was hat er da für Wege einzuschlagen, was für Umstände zu beseitigen?"

Der Kaplan machte große Augen und stimmte still im Herzen dem Bootsmann bei, daß es mit dem Kapitän nicht recht richtig sei, wenn auch der Teufel nicht in Person aus ihm spuke. Wie konnte, nach des Pfaffen Begriffen, ein Vernünftiger von der Unsterblichkeit der Seele auf die Ehescheidung kommen? Doch antwortete er dienstfertig: „Euer Knecht in Christo! Damit verhält es sich folgender Maßen. Ist die Frau vom einem lutherischen Priester getraut, und entläuft ihrem Manne, so kann sie, in ihr katholisches Vaterland zurückgekehrt, einen andern Mann freien, denn Eure Kirche erkennt unsern Segen nicht an. Es ist da keine Scheidung nöthig und der Mann ist eo ipso frei. An-

ders verhält es sich, wenn die Frau in Schweden bleibt. Dann ist sie unserm geistlichen Gerichten unterworfen und die Scheidung muß mit allen Förmlichkeiten betrieben werden."

„Also müßte ich fort aus Schweden!" murmelte Norreck vor sich hin, und ließ den Schwarzrock stehen und kümmerte sich nicht mehr um ihn. Dieser nahm sofort seinen Rückzug, und trat mit den Zeichen der höchsten Besorgniß unter die neugierigen Officiere. „Heiliger Gott!" zeterte er mit heiserer Stimme; „das ist eine Verrücktheit! Denkt nur, er hält sich für eine Frau, und zwar für die katholische Frau eines lutherischen Mannes. Habt Ihr wohl schon so etwas gehört! — Ich habe meine Noth mit ihm gehabt und mich abgeäschert. Gebt mir ein Glas Grog!". Und er leerte das vom Koch dargebotene Glas mit einem Zuge, während die Andern dumm vor sich hinsahen, bedenklich die Köpfe schüttelten und Kapitänlieutenant Gad bemerklich machte, daß, wenn der Gemüthszustand des Kapitäns sich bis den andern Tag nicht gebessert habe, der Rath zusammentreten und das Schiff ein anderes Oberhaupt erhalten müsse.

Das Schiff war ein Spiel der von Nordost strömenden Wellen, gegen die es, man wußte nicht aus welchem Zwecke, ankämpfen mußte. Alle Hände waren beschäftigt und die Matrosen arbeiteten aus Leibeskräften. Der Kapitän sah ihnen gleichgültig zu und sprach kein Wort. Als die Nacht kam, war das Schiff nur

wenige Meilen vorgerückt. Gut ließ einen Anker werfen und der Kapitän widerrief den Befehl nicht; das Schiff hielt. Er wickelte sich vielmehr in seinen Mantel und legte sich auf das Hinterdeck und den Kopf auf die Hand gestützt, starrte er bald den trüben Himmel an und bald die trübe See. Die ermüdeten Matrosen sahen ihn dort liegen, gingen scheu vorüber und suchten ihre Hangematten. Die Officiere vergnügten sich mit den beiden Aerzten, dem Leib- und dem Seelenarzte auf dem Schiffe, an der dampfenden Bowle und alle suchten dann berauscht und unbekümmert um den wehrlosen Kapitän ihr Lager.

Aber noch hatte der Morgen nicht gegraut, als der furchtbare Ton des Sprachrohrs sie aus dem Schlafe aufschreckte. Die Stimme des Kapitäns erschallte, wie der Donner Gottes über den Wellen; in demselben Augenblicke hörte man auch die gellende Pfeife des Bootsmanns ihren ohrzerreißenden Ton von sich geben und Alles purzelte übereinander. Als die Ersten auf das Verdeck kamen, sahen sie den kleinen Juel an der Hand des Kapitäns, der den Knaben mit freundlichen Blicken betrachtete. Aber mit diesem guten Zeichen — Neptun hatte den Knaben seit dessen Rückkehr aus der dänischen Gefangenschaft noch nicht viel beachtet und sich noch gar nicht mit ihm abgegeben, wie sonst, obgleich der Junge stets um ihn war und Knechtesdienste bei ihm verrichtete — erblickte man mit Schrecken das Schiff pfeilschnell von starken Wellen und jenem furcht-

harten Sturmwind, der Bö genannt, gepeitscht, dem jütländischen Ufer zutreiben. In wilder Unordnung lief Alles unter und übereinander her, aber bald rief das Sprachrohr Jeden an seinen Posten und des Kapitäns schneller Ruf belebte wieder, wie in seinen besten Tagen, die Menge. Er war auch plötzlich wie umgewandelt, sein Auge glühte wieder, sein kräftiger Schritt dröhnte wieder über das Verdeck hin, und die Matrosen riefen sich im Angesicht der größten Gefahr scherzend zu: „Der Bö hat ihm den Teufel besser auszutreiben gewußt, als der Kaplan.“

„Wendet! wendet!“ erschall's, „legt Euch Back! Setzt das Vorderbramsegel bei! Fallt ab vom Winde! Riemen! Riemen!“ Alle diese Befehle wurden fast in eben so kurzer Zeit vollzogen, als gegeben. Das Schiff ging auch glücklich, den halben Wind durchschneidend, in nördlicher Richtung, obgleich mit der Schnelle des Vogelflugs, und die Anstrengung aller Matrosen an der Ruderbank versprach, es in dieser glücklichen Richtung zu erhalten. Das Verdeck war wie gekehret, und nur der Kapitän stand darauf und unterhielt sich mit Juel, der den Kerl im Mastkorbe abgelöst hatte und nun mit lauter Stimme verkündete, daß er die Wälle von Jütland deutlich sähe. Es war nämlich unterdessen Tag geworden. Der Kapitän wurde immer unruhiger und ängstlicher und lief überall selbst hin, um nachzusehen. Die Apathie des vorigen Tags schien sich in das Extrem verwandelt zu haben. Zum Erstaunen der

Anderen erzählte er ihnen, daß ihm zum Heil des Schiffs eine höhere Hand munter erhalten habe, wie er gegen Morgen ein entsetzliches Brausen in der Luft vernommen und dadurch aufmerksam aufgeschaut habe, da sei er durch die Dämmerung eines jener ungeheuren Wasserberge ansichtig geworden, welche die Schiffer der Nordsee Deiningen nennen, der sich auf das Schiff losgestürzt; er habe seine Seele Gott befohlen und nicht anderes gemeint, als daß die Fregatte sogleich in den Grund gehen würde, da aber sei das Unterteil gerissen und der losgebrochene Kiel habe das Schiff mit einer von ihm noch nie gesehenen Schnelligkeit rückwärts getrieben. Hierauf rief er dem Koch und ließ doppelte Rationen Rum austheilen und ermahnte mit ungewohnter Unruhe zur Ausdauer. Dann stand er wieder auf dem Verdeck und betrachtete Himmel und Wasser mit besorglichen Blicken. Und als sollte seine böse Ahnung schnell in Erfüllung gehen, brauste der Wind wilder sich zum furchtbarsten Sturme herauf und wühlte das Meer zu immer höhern Wellen empor, bis sie wieder gebirgshoch heranrollten, als mächtige Deiningen. Jetzt befahl der Kapitän nicht mehr, er stürzte selbst an die Taue, die Masten klapperten, Segel wurden aufgerollt und gewendet, um das Schiff in der Richtung zu erhalten, an den Masten huschten die Matrosen auf und ab, am Steuer arbeiteten zehn Mann und was nur eine Ruderstange führen konnte, griff an und arbeitete, was nur menschliche Kräfte vermochten. Aber in dem-

jeden Augenblick kann das Schiff so weit Land zu sehen, daß es sogleich umgestürzt wäre, wenn nicht der Kapitän in der höchsten Gefahr geschrien hätte: „Werket!“ und selbst Hand angelegt hätte, das Steuer zu drehen. Nicht drehte sich nun die Fregatte, aber sie kam auch in den vollen Wind, der die aufgerollten Segel mit Riesengewalt ergriff und das rettungslose Schiff dem klippigen Ufer zujagte.

„Eingreift!“ schrie der Kapitän, aber schon stürzte auch ein Matrose von der Höhe des Mast's durch des Sturmes Gewalt herabgeschleudert, todt auf das Verdeck. Andere kletterten an den Tauen hinauf, aber sie vermochten das Segel nicht mehr zu regieren. Da lief der Kapitän selbst und schnitt mit seinem Säbel die Stricke, womit die unteren Ecken an die Masse befestigt waren und hoch auf wurde das Brandsegel getrieben und flatterte in der Luft weit hinauf, bis es überschlug und an den Spitzen des Hochmastes hängen blieb.

„Rettet, rettet mir den Graf-Werner!“ rief Norris; „brave Jungen, schont Euer Leben nicht, so wenig ich das meinige schone!“ Und Alle griffen zu und arbeiteten mit der Kraft der Verzweiflung. Einigen Matrosen schoß das Blut unter den Nägeln hervor, aber vergebens war es, den Wellen in jenem ungestümen Meere Widerstand zu leisten. Der Schiffskaplan hatte selbst eine Ruderstange nach Kräften gehandhabt, da sich das Schiff aber nichts destoweniger mit jedem Augenblicke dem Ufer mehr näherte, dahin sonders wie

ein von der Senne losgelassener Pfeil, so warf er das Ruder weg und sich selbst auf den Boden nieder, jämmerlich heulend und schreiend.

„Ei, hochwürdiger Herr, habt Ihr so schlechten Trost für uns?“ redete ihn der Bootsmann an. „Steht auf und singt und betet. Das Messer steht uns an der Kehle und wird sogleich einschneiden. Nehmt Eure Bibel vom Riemen. Wozu haben wir denn einen Schwarzrock auf das Schiff genommen, als daß er uns in unserm letzten Stündlein einen geistlichen Zehrpfennig mit in des Meeres Schooß hinabgebe?“ Meister Pehrsohn war recht ernst geworden, aber der Kaplan war an allen geistlichen Mitteln so gänzlich bankrott, daß er dem Bootsmann auch nicht einen einzigen von den verlangten Pfennigen auszahlen konnte. Vielmehr geberdete er sich wie unsinnig, heulte, schrie, tobte und rief Alles um Rettung an. Der Kapitän ging mit heitrer Seelenruhe an ihm vorüber und sagte lachend: „Ei, Freund, haben Euch plötzlich Eure Bibelverse verlassen? Ja, ja, das ist Schaum, an dem Ihr Euch nicht halten könnt, wenn's an's Untersinken geht. Ich bitte Euch, sagt mir doch ein Stoßseufzerlein her; doch schnell! Denn der Stoß wird bald kommen und der letzte Seufzer auch.“

Da plapperte in rasender Verwirrung und wie zum gräßlichen Hohn der angstvollen Stunde, der Kaplan ein Würfel- und Kartensprüchlein her, was nur schlechten Spießgesellen durch den Mund zu laufen pflegte.

Der Schiffschirurgus, der, um die Todesangst zu verscheuchen, wacker Grog trank und zechte und zuletzt in besoffener Gleichgültigkeit in einer Ecke, ohnfern seinem geistlichen Spiel- und Trinkbruder, lag, lachte jetzt laut auf und lallte mit schwerer Zunge: „Brav, Magister! Mit Verlaub zu sagen. Lustig gelebt und selig gestorben, heißt dem Teufel die Rechnung verdorben.“

Der Kapitän kehrte Beiden den Rücken und gab neue Befehle; das Schiff wurde abermals gewendet und trieb, halb auf der Seite liegend, etwas langsamer. Da sagte Nereus Justin etwas leise. Der Junge flog hinab und nach wenigen Augenblicken krachte seine Kanone. Und Schuß auf Schuß fiel aus den Feuerschlünden, daß das ganze Wasserhaus erbebte. Aber in demselben Augenblick erhielt die Fregatte auch den ersten Stoß an einer Klippe. Die Gewalt desselben warf Alles, was auf den Beinen stand, über den Haufen.

„Jesus Christus!“ schrie Sad und stürzte auf den trostlosen Priester zu, um sich Trost zu holen. „Es ist aus! Alles ist Teufelswerk! Der schreckliche Hexenmeister Flaxmann, oder wie er sonst heißen mag, hat durch teuflische Zauberkünste den Kapitän so früh in See gelockt und zum diesen Sturm erregt, um uns zu verderben!“

„Mit Verlaub, Kapitänlieutenant,“ schwatzte Habermann, „so hättet Ihr wohlgethan, ihn zurückzuhalten, statt auszureißen. Wär' er noch hier, so wären auch wir verborgen.“

„O wär' er hier!" jammerte Gad, „der Teufel hülfe uns seinetwegen auch mit durch. Magiſter, macht das Teufelswerk zunichte und rettet uns!"

„Oha!" ſtöhnte Jener. „Ich habe keine Macht über den Teufel." Der Kapitän ging mit ſeiner ungeſtörten Ruhe wieder vorüber, und befahl den Matroſen, den Leck zu verſtopfen.

„Ich wette," ſagte er, „der Kaplan wird nachher, wie ſein Herr und Meiſter, über die Wellen dahingehen an's trockne Land und uns Alle auslachen." Gad aber nahm dieſe Worte für Ernſt und hing ſich wie ein Sack in den Bibelriemen und an die Bibel, damit der Meerwanderer ihn mit ſich fortſchleppen möchte.

Mit unglaublicher Behendigkeit war unterdeſſen, auf Anordnung des Kapitäns, der Leck vermacht und das eingedrungene Waſſer ausgepumpt worden. Jene frühere Aengſtlichkeit und Unruhe vor der nahenden Gefahr war gänzlich von ihm gewichen, ſo wie dieſe Gefahr ſelbſt da war und er ihr unverwandt in's Auge ſehen konnte. Und je größer dieſe Gefahr wurde, deſto ruhiger ſchien er zu werden und über ſein, erſt ſo düſteres, Geſicht verbreitete ſich jetzt eine wahre Klarheit. Und die Gefahr ſtieg von Minute zu Minute. Das Schiff war mitten im Bereich der unterfluthigen Scheeren, und nichts war gewiſſer, als der augenblickliche Tod. Norreꝛ ſtand mit verſchränkten Armen auf dem Hinterdeck, zu ſeinen Füßen kauerte der Knabe und ſah ihm, ſelbſt lächelnd, in das lächelnde Geſicht. Wie beſchämte das Kind den erbärmli-

chen Prieſter, den muthloſen Kapitänlieutenant, den verzweifelten Chirurgen!

„Endlich!“ rief der Kapitän, und deutete nach dem nahen Ufer hin. Juel ſprang auf und jauchzte: „Mein Ochſe hat nicht vergeblich gebrüllt! Menſchen kommen!“

„Was helfen uns Menſchen, Juel,“ ſagte der Kapitän, „wenn nicht von jenen hochherzigen Agerboern darunter ſind, jenen ſtarken Lootſen? Ach, und was ſoll ich am Lande? Ich ſoll meine Fregatte hier zurücklaſſen? Werd' ich es vermögen?“

Und gleichſam als hätte ſie Leben und Gefühl und hätte die theilnehmenden Worte ihres Führers verſtanden, zitterte jetzt die Fregatte, wie ein von den Jägern eingekreiſtes Wild. Sie wollte noch einmal gegen ihren grauſamen Jäger, den in ihren Maſten und Raeen brauſenden Sturm, ankämpfen, aber ihrer ſpottend, warf er ſie an einen Riff. Ein zweiter Stoß erfolgte. Verzweifelt winkten die Matroſen dem am Ufer verſammelten Menſchenhaufen zu. Das Waſſer drang ſtromweiſe in das Schiff. Die Matroſen boten die letzten Kräfte auf, den neuen Leck zu verſtopfen. Da ſah' man endlich vier Männer zum Strande herabklimmen und ein kleines Boot beſteigen. Es waren Agerboern. Mit Gewandtheit und Kraft ſchnitten ſie gegen den Wind durch die Wellen. Mehrmals drohte ihnen der Tod, aber ſie kämpften ſich glücklich durch. Doch allzuklein war ihr Boot; es konnte höchſtens zehn Mann von der auf dem Graf-Mörner befindlichen

Mannſchaft faſſen. Der Kapitän hatte die Fallreetreppe hinabgelaſſen. Der Kaplan, von einer Hoffnung zur Rettung emporgeriſſen, wollte der Erſte im Boote ſein und dem Kapitän den Weg ablaufen. Aber in ängſtlicher Haſt verfehlte er auf der ſteilen Treppe eine Staffel und ſtürzte köpflings in's Meer hinab. In demſelben Augenblicke ſtieß das Boot an, und er kam unglücklicher Weiſe darunter. Man hatte nicht Zeit, nach ſeiner Rettung ſich umzuthun; denn der Augenblick drängte furchtbar. In der größten Eile ſtürzte ſich in das Boot, was dazu konnte. Außer dem Kapitän waren noch vier Officiere und der Kapitänlieutenant, der Bootsmann, der Steuermann und einige Matroſen hereingedrungen. In dem Augenblicke, als der Kapitän die Treppe hinabgeſtiegen, hatte er, um Juel zu retten, der in dem furchtbaren Gedränge ſonſt gewiß nicht zum Boote gelangt wäre, den Knaben raſch auf den Rücken genommen. Der Junge klammerte ſich am Halſe des Kapitäns feſt, und ſo trug ihn dieſer in das Boot hinab. Es war übervoll und die Agerboern ſtießen mit gewaltigen Fäuſten ab, den Zurückgebliebenen zurufend: „Wir kommen gleich wieder!“

Zwei junge Officiere und einige zwanzig Matroſen waren mit dem Chirurgus noch auf dem Schiffe, wilde, liederliche Burſche, die aber in aller Noth bei Norereß ausgehalten hatten.

Kaum war das Boot in der Weite eines Schuſſes vom Schiffe entfernt, als die unglückliche Fregatte mit

ſolch' furchtbarer Gewalt in den Grund ſtieß, daß ſie mitten von einander borſt und mit Stumpf und Stiel in die Tiefe ſank. Die Matroſen ſuchten ſich durch Schwimmen zu retten, aber nur einigen gelang es, das Ufer zu erreichen, die andern verſchlangen die dahinrei-lenden Wellen. Meiſter Habermann, plötzlich nüchtern geworden, retirirte erſt auf das Hinterdeck, als aber auch dieſes in die Fluth ging, lief er in Todesangſt den Hintermaſt hinauf und klammerte ſich in den Tauen feſt. Lange hörte man auf dem Boote, wenn das Ge-heul des Sturmes ſchwieg, das ſeinige. Norcroß ſtand mit Thränen im Auge, ſeinem Schiffe zugekehrt, und bereuete ſchon, es verlaſſen zu haben. Jeder Fuß breit, den es tiefer ſank, gab ihm einen tiefern Stich in das Herz. Endlich riß es eine Welle vollends nieder, das aufgerollte Segel flog über die Wellen; Habermann zuckte ſeinen Todeskampf darin. Noch ein Ruck, die letzten Spiren gingen unter; Alles war verſchwunden und die wüthenden Wogen donnerten ungehindert bis an das Ufer. Sie riſſen auch das Boot mit fort, und nur mit der größten Mühe und der äußerſten An-ſtrengung retteten es die Agerboern vom Untergange. Neben demſelben ſchwamm einige Zeit der todte Kaplan, ſeine Bibel ſchiffte über dem Waſſer, und der Sturm-wind ſpielte höhnend mit ihren Blättern. Hie und da rang noch ein verzweifelter Matroſe mit der empörten Meeresfluth, bis auch ihn das Verhängniß hinabriß und die Woge mitleidig bedeckte.

Das Boot landete, empfangen von den jubelnden Strandbewohnern, die Alle aus ihren am Ufer stehenden ärmlichen Hütten herausgekommen waren. Norcroß winkte den sterbenden Gefährten den Abschied zu; lange saß er auf einem Stein und sah, viel Thränen vergießend, auf die Stelle, wo sein theures Schiff untergegangen war. Dann sagte er zu Juel, der bei ihm verharrte: „Wahrlich, das Schicksal prüft mich hart und fürchterlich. Das Schlimmste, was mir geschehen konnte, ist geschehen; mein Theuerstes ist dahin, und ich wundere mich über mich selbst, daß ich den Verlust meiner Fregatte habe überleben können. Jetzt bin ich ein ganz geschlagener Mann; mein Trotz ist gebrochen, und mit den Thränen, die ich hier weine, die mein starres Herz erweicht haben, bring' ich meinem bessern Selbst das erste Sühnopfer."

Zweites Capitel.

Die Angehörn brachten die geretteten schwedischen Schiffsleute, unter jubelnder Begleitung des Strandvolkes, auf das Herrengut, welches nicht weit vom Kloster Westerwig lag. Obgleich die dem Tode entronnenen Freibeuter sich nicht mit einander verabreden konnten, was sie in Feindesland für eine Rolle zu spielen hätten, so verständigten sie sich doch durch Blicke und Zeichen, und als sie vor den Gutsherrn gebracht wurden, trat Nordroß sogleich vor, um auf die Fragen desselben zu antworten. Der Gutsbesitzer hatte nicht sobald das Unglück dieser Leute vernommen, als er ihnen auch mit der größten Freundlichkeit entgegenkam und ihnen die herzlichste Theilnahme zeigte. Denen, die sich durch Schwimmen gerettet hatten, ließ er trockene Kleider reichen und bat Alle, sich's bequem zu machen, und sein Haus als das ihrige zu betrachten.

Der Gutsherr, der sich seinen Gästen Schrellücke nannte, fragte sodann mit höflichen Worten und Manieren nach Namen, Stand, Gewerbe, Zweck und Richtung der Reise der Verunglückten; und Nordroß gab

ſich für einen nordbrittiſchen Kaufmann aus, der in Schweden Handelſchaft getrieben und nach Holland habe reiſen wollen; der Kapitänlieutenant Gad wußte nichts Geſcheuteres zu ſagen, als daß er der Steuermann des geſcheiterten Schiffes wäre, dadurch kam der wirkliche Steuermann in die Verlegenheit, ſich für einen Schiffer auszugeben. Die Officiere gaben ſich theils für Kaufleute, theils für Paſſagiere aus, und berichteten, daß der Kapitän des Schiffes umgekommen ſei. Der Edelmann ſchien nicht das mindeſte Mißtrauen in ihre Ausſage zu ſetzen und ſagte:

„Ihr ſeid zwar gröſtentheils Schweden, meine Herren, aber was geht uns der unverſöhnliche Streit unſerer Könige an? Ihr ſeid Chriſten, ja vielmehr Ihr ſeid Menſchen, ſeid Gottes Kinder, wie ich, und demnach meine Brüder; Euer Unglück aber legt mir die Pflicht auf, Euch zu helfen, ſo weit es in meinen Kräften ſteht. Nun ſo kommt her, Ihr Herren, ich will Euch mit meiner Familie bekannt machen.“

Mit dieſen Worten führte er die hocherfreuten Freibeuter in den großen Familienſaal, der ſich immer zu ebener Erde befindet und in Dänemark das vorzüglichſte Gemach des Hauſes iſt. Hier wurden ſie von der nicht mehr jugendlichen Frau und einigen erwachſenen Kindern freundlich empfangen und bewillkommt; alle dieſe Leute kamen ihren Wünſchen mit der gröſten Bereitwilligkeit entgegen. Es wurde ein einfach-gutes Mahl zugerichtet, die Freunden ſaßen, mit den Gliedern

des Hauses untermischt, um die lange Tafel, welche ein großer, silberner Becher von Mund zu Mund gehend umkreiste. Gad war neben die älteste Tochter des Hauses zu sitzen gekommen, und ob sie gleich nicht schön war, so wurde ihm ihre Nähe und die sanftfreundlichen Augen, ihr schlanker Wuchs und die unbefangene Zusprache, mit der sie ihn zum Essen und Trinken trieb, so gefährlich, daß sich das leise Zittern seiner Hände immer mehr verstärkte, und endlich über den ganzen langen Körper verbreitete.

Der Edelmann brachte seinen Gästen ein herzliches Lebehoch; Norcroß dankte in Aller Namen verbindlich. Der gesprächige Wirth erzählte viel von seinen Schicksalen und Norcroß berichtete zum Recompens wieder von seinen Reisen in Ostindien. So verging der Tag unter freundlichem Gespräche. Der Weinbecher wurde dabei nicht leer. Die Matrosen waren unterdessen in einem andern Zimmer ebenfalls sehr gut bewirthet worden und tranken ihren umgekommenen Kameraden ein brüderliches Valet.

Eben so gut, wie für Speise und Trank, war auch für das Lager der Gäste gesorgt. Reine, schöne Betten, mit Eiderdaunen gefüllt, in weiten, luftigen Gemächern, waren die freundlich zur Ruhe einladenden Abbilder ihrer Besitzer.

Unter belobenden Aeußerungen über den trefflichen Wirth, entschlief die Mannschaft. Gad konnte nicht

satt Rühmens und Preisens von der herrlichen Tochter machen, und wirklich vor Mitternacht kein Auge zuthun.

Norcroß hatte zum erstenmal in seinem Leben das Bild häuslicher und ehelicher Glückseligkeit gesehn, zum erstenmal war der wilde, unstäte Seefahrer an einen Herd getreten, auf welchem die reine Flamme ehelicher Liebe loderte und über welchem sich Gatte und Gattin in seliger Zufriedenheit lächelnd die Hände gereicht hatten, und sein durch vieles Unglück und das Scheitern seiner kühnsten Pläne aufgelockertes, und für den Saamen des Guten plötzlich empfänglicher gewordenes Gemüth empfand einen sehr starken, ihm aber fremden und unerklärlichen Eindruck vom Reflex jenes schönen Bildes in seiner Seele. Er fühlte eine Sehnsucht in sich erwacht, die von dem stürmischen Verlangen, wie es seine Brust stets durchlodert hatte, so ganz verschieden war, daß sie vielmehr die demselben ganz entgegengesetzte Richtung andeutete. Er fühlte sich weich bis zu Thränen, wenn er sich dies Bild des häuslichen Glücks mit den kleinsten Schattirungen ausmalte, aber sein Verstand trat mit dem neuerwachten Gefühle in Widerstreit: „Der Mann kennt kein höheres Loos, sein beschränktes Weib füllt seine Welt aus, er hat nie andere Wünsche kennen gelernt, er ist nie über die Scholle seines Gutes hinausgekommen, er ist ein Bauer und hat keinen Sinn für die Herrlichkeit des Seelebens, er liebt sein Weib, wie sein Haus und seinen Acker.“ Also klügelte sein Verstand, aber im tiefen

Herzen widerſprach das neugeborne Gefühl, und war es auch noch ein zartes Kind und lallte es auch noch unverſtändlich, es ſuchte ſich ſchon Nahrung zum kräftigen Gedeihen. Norcroß träumte in dieſer Nacht von ſeinem Weibe, ſie ſtand vor ihm, Thränen im Auge, winkte ihm mit milder Geberde zu ſich heran und flüſterte ihm zu, daß ſie ja doch ein Pfand ſeiner Neigung unter dem Herzen trage. Dieſer Traum verſtärkte den Eindruck des vorigen Tags; den wilden Kaperkapitän erfüllte ein ſo wunderliches Weh, das er vergebens wegzuphiloſophiren verſuchte, und die zarte Blüthe reinmenſchlichen Gefühls entfaltete ſich immer mehr in ſeiner Bruſt zur üppigen Blume. Die Menſchheit behauptete ihr Recht an ihm, das er ihr lang genug trotzig verweigert. Und als nun in den folgenden Tagen der Edelmann ihm immer mehr herzliches Vertrauen ſchenkte, und einmal in einer Stunde, wo ſie allein bei einer Flaſche Wein zuſammenſaßen, erzählte, daß er früher als Hauptmann in Holſtein gefochten und dort ein herrliches Mädchen, ihm an Stand und Reichthum gleich, glühend geliebt habe, daß er aber durch ein früheres Eheverſprechen, nach dem Wunſche ſeiner Eltern, an ſeine jetzige Frau gebunden geweſen ſei, daß er die ſchwerſten Kämpfe mit ſeinem Herzen beſtanden, aber Wort und Pflicht doch den Sieg über eine ſtarke Leidenſchaft davongetragen und er dieſe Entſcheidung, im Beſitz eines höchſt braven, liebenswürdigen, häuslichen Weibes, das ihn ganz glücklich gemacht,

nie bereut habe; da fiel ihm Norcroß tiefgerührt an die Bruſt und rief: „Ja, Freund, ich habe auch ein liebes Weib zu Hauſe. Ich ſtand auf dem Punkt, ſie zu verlaſſen, ohne daß ſie mir die kleinſte Veranlaſſung dazu gegeben hätte, und blos weil ich eine Andere mit raſender Leidenſchaft liebte. Aber die Unfälle, die mich zeither getroffen, Euer einfach-ſchönes Familienleben und Eure eigne Geſchichte haben mich meinem Weibe wiedergewonnen.“

„So hat Gott Euern Eintritt in mein Haus geſegnet!“ rief der gütige Wirth und ſchüttelte ſeinem Gaſte biedermänniſch die Hand.

Norcroß und ſeine Unglücksgefährten wollten ſchon am vierten Tage wieder abziehen, nachdem ſie ſich gütlich gepflegt und erholt hatten, aber der Edelmann widerſetzte ſich aus allen Kräften.

„Wohin wollt Ihr in dieſer Jahreszeit?“ ſagte er gutmeinend zu Norcroß. „Es müſſen wenigſtens noch vierzehn Tage in's Land gehen, ehe aus den däniſchen Häfen die Schifffahrt wieder lebendig betrieben wird. Ihr könnt alſo ohne Gefahr nicht früher abfahren. Oder wollt Ihr Euch einem neuen Sturme ausſetzen, oder wohl gar einem ſchwediſchen Kaper in die Hände fallen, der Euch wieder nach Schweden zurückſchleppt? Ich wette darauf, der Norcroß durchſtreift die Weſtſee ſchon wieder, wie ein Wilddieb die Wälder, und läßt nichts ungehudelt, was nicht ſchwediſche Flagge führt.“

„Kennt Ihr den Norcroß auch?“ fragte der Kapitän lächelnd. „Ich dachte, der wäre nur in Schweden bekannt. Da hab' ich viel von ihm reden hören.“

„Glaubt Ihr, daß es in Dänemark einen Menſchen giebt, der nicht vor dem Namen dieſes Mannes mit Abſcheu ausſpeit?“ rief der Edelmann entrüſtet. „Hat er denn nicht unſern Kronprinzen ſtehlen, unſern König ermorden, unſre Flotte verbrennen wollen? Heiliger Gott! Wo gäb' es einen verwegeneren Sünder als dieſen Norcroß? Darf ſich denn ein däniſches Schiff recht auf unſerm Meere ſehen laſſen? Er hat's am Schlepptau und führt's ſeinem König zu. Daß ihn Gott verdammen möge, dieſen Seeräuber! Er iſt Euer Landsmann, Freund, aber glaubt, er iſt der einzige Menſch, dem ich alles Böſe wünſche.“

Der Kapitän ſchauderte ſtill in ſich hinein. Er hatte nicht geglaubt, daß er ſo bekannt wäre, daß ſich ſo das Volk mit ſeinen geſcheiterten Plänen trüge.

„Bleibt Ihr nur bei mir,“ fuhr der Edelmann wieder gelaſſener fort; „wenn Ihr Geld von Eurem Schiffe gerettet habt, was wollt Ihr es in einem theuern Hafen verzehren? Bei mir koſtet es Euch nichts. Ich mache mir eine Freude daraus. Bleibt, ſo lang' es Euch gefällt. Hier hat Euch kein Freibeuter etwas an, und wenn das Frühjahr vollends herauf iſt, und die See ſich beruhigt hat, ſo fahrt heim zu Eurer lieben Frau und erzählt ihr von mir und der meinigen und von meinen Kin-

dern und wie Ihr uns nun eben ſo gefunden mit unſern Fehlern und Schwachheiten.“

Die Freibeuter ließen ſich zureden, denn ihnen Allen leuchtete ein, daß es ihnen nicht leicht werden möchte, in dieſem ſtürmiſchen Wetter nach Schweden hinüberzukommen, oder ſich unentdeckt lange in einem Hafen umherzutreiben. Sie beſchloſſen alſo, zu verziehen, bis ſich das Wetter gebeſſert habe.

Niemandem von Allen kam dieſer Verzug angenehmer vor, als dem Kapitänlieutenant Gad, welcher ganz in die Tochter des Hauſes vergafft war, und, wie es ſchien, auch von ihr nicht ungern geſehen wurde. Obgleich er in ihrer Nähe ſich nicht die geringſte Erklärung ſeiner Gefühle erlaubte, ſondern nur immer zitterte und dann und wann ein gleichgültiges Wort mit großer Mühe hervorſtammelte, ſo war er doch gern in ihrer Nähe, und nur wenn er ihr nicht Geſellſchaft leiſten konnte, lief er im Felde und am Meeresufer umher und erzählte dem Winde von ſeinen brennenden Liebesſchmerzen. Kapitän Norcroß fürchtete wirklich für ſeinen Verſtand und hielt ihr Geheimniß nur um deswillen bewahrt, weil Gad dem Mädchen gegenüber überhaupt ſtumm war. Deſto geſprächiger war Juel mit Gad's Geliebter und den übrigen Kindern; er ſaß halbe Tage lang unter ihnen und erzählte, oder machte ihnen Schnurren vor, und bald war er bei Allen beliebt und wurde von der Hausfrau und den Töchtern reichlich beſchenkt. Der liſtige Junge legte es ganz darauf an, den Kapitänlieutenant ganz um das

Bischen Kopf zu bringen, was er noch hatte. Deshalb schlich er hinter ihm her, wenn er, seine Klagelieder zu singen, in's Feld lief, und erzählte ihm, wie von ohngefähr, Ellen — so hieß die älteste Tochter — habe sich vortheilhaft über ihn geäußert, habe Dies und Jenes von ihm gesprochen, nach Dem und Jenem gefragt, habe gestanden, daß sie ihm recht gut sei, und Gad hüpfte und jubelte zuletzt vor Freuden. Manches Thalerstück spazierte aus des Kapitänlieutenants Tasche in die des Schiffsjungen, der dann nicht verfehlte, heimzugehen und dem Mädchen wieder süße Dinge von des Steuermanns Liebe zu ihr vorzusagen. Der einsamen Bewohnerin der Küste war noch kein Mann, außer Vater und Brüder, so nahe gekommen, ihr Herz war reif und empfänglich für sanfte Gefühle; die Redereien des schelmischen Jungen gossen Oel in die Flamme, und so war es denn kein Wunder, daß Beide heftig in einander verliebt wurden.

So waren denn unter allerlei Zerstreuungen zwei volle Wochen verstrichen und Küche und Keller des Gutsherrn hatten es verspürt; da brachen die Freibeuter auf, ihrem gütigen Wirthe herzlich dankend für alle genossenen Wohlthaten. Es that dem Kapitän leid, daß er dem redlichen, braven Manne verschweigen mußte, wen er eigentlich beherbergt hätte; wäre es nicht mit allzu großer Gefahr verknüpft gewesen, er hätte sich genannt, um dem Edelmanne einen bessern Begriff von dem berüchtigten Freibeuter Norcroß beizubringen. Er schied mit einer wehmüthigen Empfindung, aber der reinsten Hochachtung

im Herzen gegen den uneigennützigen Wirth, und versprach, demſelben Nachrichten von ſich zu geben, ſobald ſich eine Gelegenheit dazu finde.

Gad heulte und ſchrie wie ein Kind, und Ellen ließ ſich gar nicht ſehen. Der Sonderling hatte es aber noch nicht gewagt, ihr ein Wort von ſeiner Neigung zu ſagen, und er hätte ſich wohl eher ein Leid angethan, als ſein Herz vor dem geliebten Mädchen auszuſchütten. Norcroß aber hielt es nicht für gut, ſeinen Fürſprecher und Freiwerber zu machen, und ſo ſchied denn der Aengſtliche mit blutendem Herzen. Für Norcroß, Gad und zwei der Officiere hatte ihnen der Edelmann Pferde und ſeinen älteſten Sohn — einen ſechszehnjährigen Jüngling — zur Begleitung mitgegeben, nebſt zwei Knechten. Die Andern gingen zu Fuße. So kamen ſie nach Tiſted. Dort verließ ſie ihr Begleiter, und Norcroß verſammelte ſeine Leute um ſich, um ihnen zu ſagen, daß Jeder auf ſeine eigne Fauſt nach Schweden zu entkommen ſuchen müſſe, und zwar ſoviel als möglich getrennt, weil das Beiſammenſein verdächtig ſei. Von ſeiner Kaſſe theilte er unter ſie, ſoviel er entbehren zu können meinte, und beſtimmte Stockholm zu ihrem Verſammlungsort. Mit ſchmerzlichem Gefühl nahm der Kapitän von ihnen Abſchied; ſie zerſtreuten ſich, und er ritt mit Gad und zwei jüngern Officieren nach Aalborg. So ſehr auch Juel bat, der Kapitän möchte ihn mit ſich nehmen, ſo ſchlug ihm Norcroß doch die Bitte ab, und vertraute den Jungen vielmehr der väterlichen Vorſorge Meiſter Pehrſohns.

Dort gaben ſie die Pferde zurück, und gingen zu Fuße nach Aarhuus. Hier mußten ſie übernachten. Sie gingen in eine ſchlechte Herberge und wollten mit der Frühe des Tages aufbrechen, um ſich nach Kallundborg überſetzen zu laſſen. Als ſie nun früh ſich erhoben, war der Kapitänlieutenant verſchwunden; er war ſchon Tags vorher wie tiefſinnig geweſen. Vergebens fragte man nach ihm; die Thüre war nicht verſchloſſen geweſen und er wahrſcheinlich in der Nacht ſchon entwichen.

„Wohl ihm!“ ſagte Norcroß. „Er wird Jütland nicht mehr verlaſſen können. Er wird zu unſerem guten Wirthe zurückkehren, reumüthig die große Sünde bekennen, daß er des Freibeuters Norcroß Officier geweſen iſt und durch Ellens ſanfte Augen Verzeihung erhalten. Dann wird er, wie weiland der Erzvater Jacob, ſieben Jahre um die Ellen als Knecht dienen, ſie heirathen und ſich beſſer hinter dem Pfluge, als hinter dem Steuer befinden. Das Rauſchen der Kornähren wird ihm beſſer bekommen, als das Rauſchen der Segel, ſo daß wir ihm wohl noch einmal als wohlgenährten jütländiſchen Edelmanne ſeinen Ueberfluß abnehmen können. Und am Ende hat er Recht!“ ſetzte der nachdenklich gewordene Kapitän hinzu. „Ich wollte, ich hätte auch ſo zu thun vermocht! Ich wollte, ich vermöchte es noch! Aber, aber, zwei Seelen wohnen in meiner Bruſt, in ewigem Widerſtreit mit einander begriffen.“

Auf einem elenden Fiſcherboote kamen ſie in Seeland an. In Kallundborg trennte ſich Norcroß von ſeinen Ge-

fährten; ſie zogen nach Helſingoer zu, er aber fühlte ſich mächtig nach Kopenhagen getrieben. Und obgleich er ſich dort der augenſcheinlichſten Gefahr ausſetzte, ſo vermochte er doch dem mächtigen Triebe nicht zu widerſtehen. Er wechſelte mit einem der Officiere die Kleider zum größern Theile, ließ ſich den Bart wachſen und trat dann an einem Knotenſtocke ſeine Fußwanderung an nach der Haupt- und Reſidenzſtadt des Königreichs Dänemark. Der grobe breite Filzhut eines Landmanns beſchattete ſein Geſicht, verſchwunden waren alle Abzeichen ſeines Standes, verſchwunden alle Merkmale ſeiner kühnen Lebensart.

In dieſer Geſtalt langte er in Kopenhagen an.

„Nur noch einmal will ich ſie ſehen," ſagte er zu ſich ſelbſt. „Nicht ſprechen will ich ſie, kein Blick ihrer herrlichen Augen, die mein Herz in Flammen geſetzt, ſoll mich treffen; ich will ſie nur noch einmal ſtumm betrachten und dann gehen, um ſie nie mehr zu ſehen. Ich will mit einem Blicke von ihr Abſchied nehmen und dann hinüber fliehen nach Stockholm zu meinem Weibe und will die Gute lieben, wie ſie's verdient — was kann ſie dafür, daß der Himmel ſie nicht zu ſolch einem irdiſchen Cherub gemacht hat? Es giebt deren nur wenige auf der Welt, ach! und einen davon mußte mir mein Geſchick als ſchönſten Preis entgegenhalten! — Ja, ja, ich will dann ein guter Hausvater, ein braver Ehemann, ein zärtlicher Vater werden. Aber erſt noch einen Blick! Noch einen!"

Und er wandelte ſtumm durch die Straße, wo des Vice-Statthalters von Gabel Haus ſtand, am Abend,

am Mittag und am Morgen, und wurde nicht müde, und wurde nicht verdroſſen, bis er ſie einmal traf.

Friederike von Gabel in ſchwarzer Kleidung — ihre Mutter war geſtorben — ſtieg eben auf ihr Pferd, als der ſchlechte Bauersmann vorüberging. Er war wie von einem Zauber an die Stelle gebannt und ſtarrte unter ſeinem breiten Hute ſo unbeweglich in der ſtolzen Jungfrau Antlitz, daß dieſe aufmerkſam wurde. Aber eben ſchwenkte ſie ſich in den Sattel und ſprengte davon. Da zog's ihn mächtig nach; er konnte nicht widerſtehen. Und athemlos lief er ſich, um ihr nachzukommen und dachte nicht mehr an ſich, noch an die Gefahr, in die er ſich begab. Friederike ritt mit ihrem Reitknechte nach dem Hafen zu. Norcroß war ihr bald in den Fußwegen zur Seite. Der Reitknecht machte endlich das Fräulein auf den nachrennenden und ſie immerfort anſehenden Bauer aufmerkſam. Seine Augen hingen ja an ihrer königlichen Geſtalt, er vermochte ſie nicht abzuwenden und tief und tiefer ſog er das ſüße Gift wieder in die Seele.

Das Fräulein betrachtete ſich den Bauer einigemale, dann befahl ſie dem Reitknecht vorauszureiten. Sogleich ſprengte ſie an den Fußweg heran und winkte Norcroß zu ſich. Er zögerte betreten. In demſelben Augenblicke aber war ſie bei ihm. „Ich hab' Euch erkannt, Kapitän!" rief ſie haſtig. „Flieht um Gotteswillen! daß mir nicht das Schrecklichſte widerfährt, Eueren Kopf ſpringen zu ſehen. Welche Thorheit treibt Euch hierher? In

Dänemark blüht Euch kein Segen. Fort! fort! Hinter jedem Baume lauert der Tod auf Euch.“

„Friederike!“ rief Norcroß, die Hände flehend emporhebend.

„Fort! Ich lieb' Euch nicht mehr! Ihr seid mir verhaßt; denn Ihr seid die Quelle meiner Reue!“ rief das Fräulein und sprengte davon.

„Wie? Hab' ich recht gehört?“ stammelte der Kaperkapitän erschrocken. „Sie haßt mich? Sie fühlt Reue? O so hat die Flamme des Erdgeistes auch diesem Engel die Schwingen versenkt, so ist auch an dieses Götterbild der Staub der Heerstraßen geflogen. Friederike Reue? Wohlan, so will ich auch bereuen und mich bessern! Nun gut! Es war der letzte Aufstoß einer höhern bessern Natur, womit der Himmel mich und sie ausgestattet. Er ist vorüber der Fieberparoxismus, und ich will nun ein frommer, geduldiger, vernünftiger Mensch unter Menschen sein. Ja, ja, sie sind ja so redlich, so bieder, so gütig diese Brüder. Sie sind ja alle halbe Engel und ich will nicht länger mehr ein halber Teufel sein. Nun darf ich auch nicht mehr ausziehen auf Raub; denn es ist ja unrecht, seine ehrlichen Brüder zu berauben. Ich will ein Ackersmann werden, wie Gad, die gute Seele, und mir bald mit der Pflugschaar ein Grab graben.“ In furchtbarer Zerknirschung wandelte er im Hafen und erkundigte sich nach den vor Anker liegenden Schiffen. Da erfuhr er, daß eine russische Fregatte auf der kopenhagener Rhede liege, welche Tags darauf die Anker lichten werde.

Man ſagte ihm zugleich, daß die Ruderknechte derſelben ſo eben auf den Amagermarkt gegangen ſeien, um Gemüſe, Eier, Butter, friſches Fleiſch und andere Waaren für die Abfahrt einzukaufen. Norcroß verfügte ſich eilig dahin, fand die Matroſen und wurde für ein Trinkgeld des Handels mit ihnen eins, daß ſie ihn mit auf das Schiff nehmen wollten. Er ging alſo in ihrer Mitte durch den Hafen und an der Zollbude vorüber. Die Wache vor derſelben hatte die Matroſen beim Ausſteigen nicht gezählt, hielt alſo Norcroß auch für einen Moscowiter und ließ ſie alſo ungehindert das Boot beſteigen und abſegeln. Auf der Fregatte angelangt, machte ſich Norcroß an den Kapitän und bot ihm ein gut Stück Geld, wenn er ihn unverzüglich an die ſchoniſche Küſte überſetzen laſſe, er ſei ein ſchwediſcher Bauer, der ſich in einem Geſchäft verſpätet und nun große Eile habe. Der Kapitän ließ ſich finden und gab einigen ſeiner Leute Befehl, den Bauer in der Schaluppe nach Schonen zu führen. Norcroß zahlte und ſchwamm in wenigen Minuten dem Schwedenreiche zu. Schon glaubte er der Gefahr entronnen zu ſein, ſchon triumphirte er über ſein gewonnenes Spiel, da ſtieg aus dem Waſſer in der Ferne ein Segel höher und höher und kam pfeilſchnell den Sund herauf. Norcroß ahnete nichts Gutes. Aber die Schaluppe war erſt in der Gegend von Dragon und alſo an ein Entrinnen nicht zu denken. Sobald die Flaggen des heraneilenden Schiffes zu erkennen waren, ſah Norcroß, daß es ein Admiralsſchiff ſei. Es dauerte auch nicht lange, ſo war das Schiff da und gebot

der Schaluppe zu halten. Als der Führer des Admiralsschiffs sich auf dem Verdeck zeigte, erkannte Norcroß zu seiner Bestürzung den Commandeur Tordenschild. Doch faßte er sich so gut er konnte und trat dem in die Schaluppe herabsteigenden Seehelden keck entgegen.

„Wohin wollt Ihr diese Schaluppe führen?" fragte Tordenschild die Ruderknechte.

„Wir wollen diesen schwedischen Bauer auf Befehl unseres Kapitäns nach Schonen bringen."

„Hast Du einen dänischen Paß zu Deiner Reise in Dänemark?" fragte der Commandeur den Kapitän.

„Nein, ich bin drum gekommen, als ich in der Herberge lag. Ich bitt' Euch, gestrenger Herr, laßt mich heim, Frau und Kinder warten auf mich."

„Ein Boot!" rief Tordenschild nach seinem Schiffe, und sogleich wurde ein kleines Boot ausgesetzt. „Du bist mein Gefangener, Bauer. Ich will Deine Aussagen in Kopenhagen prüfen lassen. Jetzt kannst Du Dir Alles Reden ersparen. Wirst Du für wahr befunden, so erhälst Du Paß und Freiheit. Ob Du ein Paar Tage früher oder später in Deine Heimath kehrst, ist wohl einerlei. Steige in das Boot!" Norcroß sah ein, daß Gehorchen hier das Klügste und jede Widersetzlichkeit unnütz und verderblich sei. Er war nur froh, daß ihn Tordenschild nicht mit auf sein Schiff nahm, wo ihn leicht einer aus der Umgebung des Commandeurs hätte erkennen können, und stieg winselnd, nach Art der Bauern, in das Boot. Zwei Matrosen führten es sogleich nach Kopen-

hägen. Dort wurde er ohne Verzug dem Admiral Judiker übergeben, und von demſelben nach einem kurzen Verhör auf den Holm in das unter dem Namen „Trunken" bekannte Gefängniß geſetzt. Dort fand Norcroß eine Menge ſchwediſcher Unterthanen als Gefangene, zu ſeinem Glücke ſchien aber auch nicht Einer dabei zu ſein, der ihn perſönlich gekannt hätte. Die Aufſicht über Norcroß erhielt ein ausgedienter Schiffer und nun Oberprofoß und Schließer, Namens Peter Früß, der Trunk und Scherz liebte, und mit ſeinen Gefangenen auf dem beſten Fuße lebte, ſobald ſie nur Rum und Wein für ihn bezahlten. Norcroß hatte kaum einen Tag in ſeinem Gefängniß geſeſſen, als er auch ſchon mit der Schwäche ſeines Hüters vertraut war und ſie zu benutzen beſchloß. Er ließ nicht nur wacker ſpirituöſe Getränke anſchaffen und zechte mit ſeinem neuen Freunde Tag und Nacht; er übergab dem Schließer auch hundert Ducaten zum Aufheben und machte ihm dabei zum Vertrauten, daß er eigentlich kein Bauer, ſondern ein ſchwediſcher Kaufmann ſei und früher in Seedienſten geſtanden habe. Nun war der alte luſtige Früß für ſeinen neuen Gefangenen mit ganzer Seele eingenommen und wich nicht von ihm. Beide erzählten ſich von ihren Seefahrten und Seemannsſchwänken, es gab eine Menge Berührungspunkte und der Schließer ſchwur Stein und Bein, ſeit Antritt ſeines jetzigen Amtes noch nicht ſo frohe Tage verlebt zu haben, als bei ſeinem neuen Freunde, dem jungen freigebigen Kaufmann, der doch ein verſtändiges Wörtchen vom Seeweſen mitzuſprechen vermöge. Früß,

durch den Beſitz des Geldes vollends ganz ſicher gemacht, that dem Kapitän nach einigen Tagen den Vorſchlag, mit ihm auf ein Kaffeehaus zu gehen.

„Der Wirth iſt mein Vetter,“ ſagte er zutraulich, „und heißt Kragenlund, ein prächtiger Kerl, auf Schifferparole, Freundchen! Er iſt den ganzen Tag beſoffen und läßt ſeiner Frau freien Paß. Ein Kernweib, Freundchen, zwar ſchon ſechs bis acht und dreißig, aber noch immer ein Kernweib. Sie iſt noch hübſch mit ihren Töchtern in die Wette, und läßt was mit ſich machen. Nur nicht zaghaft, junger Freund. Ich weiß, junges Blut iſt voll Uebermuth. Mit mir alter Segelſtange iſt's vorbei, 's iſt alles morſch. Ein Schmätzchen drück' ich ihr zuweilen noch auf das weiße weiche Patſchchen, weiter nichts. Aber zwei Töchter hat ſie, die eine iſt achtzehn, die andere ſechszehn Jahre alt, und ich will noch am Fockmaſt hängen oder geſäckt werden, wenn die älteſte nicht das ſchönſte Mädel in ganz Kopenhagen, was ſag' ich — in ganz Dänemark iſt! Na, Ihr ſollt die jungen Laffen alle drum herum liegen ſehen, adelig und bürgerlich, von der See und vom Lande. Mein beſoffener Vetter wird reich über ſeine hübſchen Töchter ganz ohne alles Verdienſt und Würdigkeit; denn er kann wahrlich nichts dazu, daß ſie ſo ſchön ſind, noch daß ſie überhaupt ſind.“

Norcroß trug bei ſich Bedenken, ſich in das Kaffeehaus zu wagen, aus Beſorgniß, dort erkannt zu werden; doch kam ihm die Ausſicht auf die Bekanntſchaft mit der Frau Kragenlund und deren Töchtern gar zu

lockend vor, und er vertraute auf ſeine Gewandtheit und ſchöne Geſtalt, um die Eine oder die Andere zu ſeiner Flucht zu benutzen.

Er antwortete alſo: „Seht, Freund, ich bin ein Schwede, und das wüßten doch Alle, die mich auf dem Kaffeehauſe des Herrn Kragenlund in Euerer Geſellſchaft ſehen würden. Euch iſt ja die abgeſchmackte Pikanterie, welche die Dänen gegen die Schweden, und dieſe gegen jene haben, mehr als zu wohl bekannt, obgleich Ihr über dieſe Albernheiten weit hinaus ſeid und in mir weiter nichts ſeht, als den Menſchen, den unſchuldigen Einwohner des Schwedenreichs, der Euerm Könige alles Gute gönnt, aber auch nicht alles Schlechte auf ſeinem Halſe haben möchte.

So denkt Ihr als mein Freund und Bekannter; aber Ihr könnt mir nicht bürgen, daß die Andern auch ſo denken. Ihr müßt Euch im Gegentheil geſtehen, Sie werden nicht ſo großartige Geſinnungen haben, wie Ihr. Ihr werdet auch nicht im Stande ſein, mich vor den Beleidigungen, Angriffen und Sticheleien junger Naſeweiße zu beſchützen, Ihr werdet nicht verhindern, daß ich darauf antworte. Das ſetzt böſes Blut und noch mehr. Wir könnten in ſchlimme Händel kommen, zumal wenn ich Euren lieben Baſen den Hof etwas machte; ich bin ein großer Freund des artigen Frauenzimmers. Wenn Ihr mir alſo nicht verſprecht, daß wir zuſammen in ein beſonderes Stüblein placirt werden, wo hinein kein Däne darf, ſo kann ich Euch

nicht begleiten, ſo leid es mir auch thut. Glaubt nicht, daß ich mich vor Händeln fürchte, aber ich ſuche ſie auch nicht."

„O wenn's weiter nichts iſt, Freundchen, ſo iſt der Schlagbaum ſchnell vor dem freundlichen Hafen gehoben und Ihr könnt mit vollen Segeln einziehen und Euch gütlich thun. Es iſt ein Eckſtübchen da, iſt eigentlich das Putzſtübchen der Madame und daran ſtößt ihr Schlafgemach. Verſteht Ihr mich? Das giebt ſie gleich her, ſo wie ſie Euch nur einmal geſehn hat. Denn Ihr ſeid, auf Schifferparole! der ſchönſte Kerl, der mir jemals vor die Naſe gekommen iſt, und ich will nur die Augen ſehen, die die Frau Baſe machen wird, ſobald ſie Eure Flagge entdeckt! Zieht neue Segel auf und flickt Euer Takelwerk ein Bißchen aus. Ich wette darauf, Ihr kapert ſie und vielleicht die Tochter mit dazu."

„Wollen wir nicht noch einige von den ſchwediſchen Gefangenen mitnehmen, den alten Edelmann und den Unterofficier, den Bierbrauer? Es ſind ja noch mehr nette Kerle dabei."

„Meinetwegen, wenn ſie ihren Kaffee bezahlen können. Ich darf ſie ſchon mitnehmen, wenn ich nur für ſie hafte, daß mir keiner entwiſcht. Na, ich will ſchon auf ſie Acht haben und die liebe Vetter- und Baſenſchaft nebſt Kellner und Laufjungen helfen mir ſchon mit aufpaſſen. Ich will allemal, wenn ich mit Euch zu Madame Kragenlund gehe, ihrer zwei mitnehmen

und mit ihnen abwechſeln, daß an Jeden etwas kommt.“

Norcroß ſcheerte ſich Bart und Haare, ſchaffte ſich anſtändige Kleider an, um ſeiner Geſtalt den möglichſt vortheilhafteſten Anſtrich zu geben. Der alte Oberpro-foß und Seemann war darüber ganz entzückt und zählte in Gedanken ſchon die Gläſer, die er bei und mit ſeinem Vetter auf ſeiner Gefangnen Koſten leeren werde.

An einem Nachmittage ging Norcroß mit ſeinem Hüter nach dem Kaffeehauſe. Frau Kragenlund, ein rundes, nettes Weibchen, deren gefälliges Aeußeres noch des alten Früß Beſchreibung übertraf, empfing den neuen Gaſt mit ausnehmender Freundlichkeit, und trat demſelben mit ſichtbarem Vergnügen ihr Putzſtübchen ab. Norcroß ſpielte erſt den Zurückhaltenden, Scheuen und — da er bald ſah, daß die Frau im Hauſe das Regiment führe und durch ſie Alles, durch die wunder-ſchönen Töchter aber nichts auszurichten ſei — den Ver-liebten in Madame Kragenlund. Mit ſchlauer Berech-nung ließ er zur rechten Zeit einen feurigen Blick auf ſie ſchießen, den er dann, von ihr bemerkt, verwirrt auf den Boden heftete, dann ließ er wohl einen Seufzer an, rutſchte unruhig auf dem Seſſel hin und her, ſtam-melte der feuerfangenden Frau einige verwirrte Artigkeiten vor und hatte es ſchon nach dem erſten Beſuche dahin ge-bracht, daß die Wirthsfrau förmlich in ihn verliebt war.

Auf dem Rückwege lachte Früß pfiffig und ſagte: „Hoho! Hallo! das quatſcheliche Fiſchlein hat ſchon an

den Köder angebiſſen und zappelt an der Angel. Die Frau Baſe hat mich bei Seite genommen und mich dringend gebeten, Euch ja alle Tage nach der Hummerſtraße, Nummer 1463 zu führen, wo Gunde Kragenlund Kaffeehaus hält; ich ſoll die halbe Zeche immer frei haben. O da kann ich ſchon leben; denn die andere Hälfte bezahlt Ihr. Wir wollen der guten Frau gern dieſe Gefälligkeit erzeigen." —

Punkt zwei Uhr Nachmittags wandelte der Oberprofoß nun Tag für Tag mit Norcroß und zwei andern ſchwediſchen Gefangenen nach Kragenlunds Kaffeehaus und Norcroß ſtand mit Madame Kragenlund bald auf einem ſehr vertraulichen Fuße.

Unter vier Augen, nachdem er ſeine erheuchelte Schüchternheit abgelegt hatte, fing er an, ſie für ſeinen Plan zu bearbeiten und ehe drei Wochen vergangen waren, hatte er ſie, obgleich durch große Mühe und alle Künſte der Ueberredung, ſo weit gewonnen, daß ſie ihm zur Flucht behülflich zu ſein verſprach.

Nun hatte aber die Frau eine ſo heftige Leidenſchaft für ihn gefaßt, daß ſie mit ihm zu fliehen begehrte und der Kapitän ſah ſich dadurch einer neuen großen Verlegenheit Preis gegeben, an die er noch nicht gedacht hatte. Er war genöthigt, ihr die Gefahren der gemeinſchaftlichen Flucht mit den ſchwärzeſten Farben zu malen und ihr das Verſprechen zu geben, ihr, ſobald er in Stockholm angelangt ſei, Nachricht von ſich zukommen zu laſſen, damit ſie ihm dann nachfolge. Sobald ſie

ſich durch ſeine Schwüre geſichert glaubte, bot ſie all' ihre weibliche Schlauheit auf, um dem geliebten Manne fortzuhelfen. Am verabredeten Tage ſtellte ſich Norcroß, als habe er keine Luſt, mit auf das Kaffeehaus zu gehen; allein der alte Schiffer war ſchon ſo ſehr an den Gang gewöhnt, daß er bitterböſe war und ſeinem Gefangenen befahl, mit nach der Hummerſtraße zu wandern. Norcroß ſagte hierauf: „Aber ankleiden mag ich mich nicht erſt. Mir iſt nicht wohl. Ich will in meinem Schlafrocke gehen.“

„Thut das immerhin! Niemand wird Euch's wehren und die Frau Baſe ſieht Euch jetzt lieber im Schlafrocke, als in Eurem Bratenkleide.“

Sie gingen; Frau Kragenlund goß dem alten Früß den ſtärkſten Rum, den ſie hatte auftreiben können, in's Glas, Norcroß trank ihm wacker zu. Als der Profoß nun ziemlich daran war, berauſcht zu ſein — denn, ihn in einen förmlichen Rauſch zu bringen, war unmöglich — ging Norcroß hinaus. Frau Kragenlund erwartete ihn draußen, warf ihm einen Mantel um die Schultern, einen breiten Hut auf den Kopf und eilte Hand in Hand mit ihm aus dem Hauſe, die Straße hinab.

Früß bemerkte die Abweſenheit ſeines Freundes bald, und da derſelbe zu lange ausblieb, ſo würde er ſicherlich nach ihm geſehen haben, wenn nicht die liebe Baſe auch abweſend geweſen wäre. So aber deutete er mit den Augen ſchelmiſch nach der Schlafkammerthür und

machte die andern Gefangenen aufmerksam, daß man den Kaufmann und die Frau Base nachher recht zum Besten haben wollte.

An der Ecke der Straße angelangt, stieg Frau Kragenlund mit ihrem Geliebten in einen Wagen, den sie hierher bestellt hatte, und im raschen Trabe ging's zum Thore hinaus. Vor dem Thore standen schon von der listigen Frau bestellte Vorspannpferde und im schnellsten Rennen flogen sie dahin bis nach Tarbek. Im Wagen hatte die Frau mehre Mannskleider für Norcroß. Er kleidete sich um und schied unter Küssen und Liebkosungen von der verliebten Frau, die sich von ihm noch einmal alle Versprechungen wiederholen ließ. Hierauf drückte sie ihm zehn Ducaten in die Hand und kehrte weinend nach der Stadt zurück.

Norcroß wanderte nun zu Fuße nach Ringstreit. Aber des Gehens gänzlich entwöhnt, fühlte er sich bald so angegriffen, daß er unmöglich weiter wandern konnte. Seine Füße waren geschwollen und drohten schwürig zu werden. Eine unabweisbare Müdigkeit lag in seinen Beinen. Er mußte sich also entschließen, in Ringstreit an einer Bauernhütte anzuklopfen und um Herberge zu bitten. Der Bauer ließ ihn eintreten, betrachtete ihn mit mißtrauischen Blicken und fragte: „Wer seid Ihr, Mann?"

„Ein Bürger von Helsingoer," versetzte Norcroß, „und komme von Kopenhagen, wohin mich eine Erbschaftsangelegenheit meiner Frau rief."

„Ihr von Helſingoer?“ verſetzte der Bauer ungläubig. „Das ſchwätzt einem Andern vor, aber nicht mir. Ihr ſeid kein Däne, das verräth Eure Sprache, Ihr ſeid auch kein Bürger von Helſingoer, das verrathen Eure Kleider. Und überdies iſt mir's, als hätte ich Euch ſchon in andern Kleidern und in einem andern Hauſe geſehen; ich meine in einem Waſſerhauſe. Oho! Ich bin auch zwanzig Jahre zur See geweſen.“

Norcroß erſchrak, ließ ſich aber nichts merken, ſondern antwortete: „Ich weiß nicht, was Ihr ſchwatzet, Mann. Ich bin freilich in England geboren und als Matroſe nach Helſingoer gekommen; da hatte mir's meine Frau angethan. Sie war ein ſchmuckes Dirnel. Na, nun bin ich Bürger und weiß nicht, was Ihr wollt.“

Der Bauer ſchüttelte immerfort den Kopf, flüſterte ſeiner Frau heimliche Worte zu und ging endlich fort. Dieſe Dinge kamen dem Kapitän ſehr bedenklich vor; er ſchickte ſich an, auch hinaus zu gehen, aber mit Schrecken ward er inne, daß er kaum auf den Füßen zu ſtehen vermochte.

„Wohin wollt Ihr, Mann?“ fragte die Frau barſch. „Ihr bleibt hier, bis mein Mann zurück iſt.“

„Auf den Hof. Ihr ſeht ja, daß ich kaum einen Schritt gehen kann. Ich werde Euch nicht entfliehen.“

„Das wollt' ich Euch auch gerathen haben. Wir hätten Euch bald genug eingeheilt.“

Norcroß kroch hinaus; er ſah ein, daß er verrathen war. Der ſchrecklichſte Gedanke für ihn war, ſein neues

Elend herankommen zu ſehen und ihm wegen der brennendſten Schmerzen an ſeinen Füßen nicht entfliehen zu können. Da warf er das Auge verzweifelt umher und gedachte ſeines zu Hauſe in Trauer lebenden Weibes, welches er in fünf Monaten nicht geſehn hatte, und die Sehnſucht nach ihr kam mit einem wilden Jammer in ſeine Seele. Aber dieſe Gedanken gaben ihm neue Kraft, die Schmerzen zu ertragen; er ſah in dem, den Hof im Hintergrunde begränzenden Zaune eine Lücke, und hinkte raſch darauf los. Zur Rechten gewahrte er einen andern Bauerhof; der Beſitzer deſſelben war eben vor ſeiner Hütte beſchäftigt.

„Ach, Freund, heilt doch einem armen kranken Mann!“ winſelte er. „Seht, Euer unbarmherziger Nachbar will mich in's Loch ſtecken laſſen, weil ich ein engliſcher Matroſe geweſen bin.“

„Das iſt ein ſchlechter Kerl, der Jedermann aus bloßer Luſt in's Verderben zu ſtürzen ſucht,“ verſetzte der Angeredete. „Der hat mir ſchon viel geſchadet und thut mir allen Zort und Dampf an. Kommt herein zu mir, ich will Euch Alles erzählen.“

Norroß ließ ſich das nicht zweimal ſagen und hörte geduldig des Bauers breite und langweilige Erzählung zu, woraus er bald abnahm, daß Einer ſo ſchlecht ſei als der Andre, und daß ihn Dieſer gewiß nicht aufgenommen und gepflegt haben würde, wenn ihn der Andre nicht mißhandelt hätte.

Doch Neereß war der Mann, der alle Umstände zu benutzen wußte, und so redete er dem Bauer so lange nach dem Maule, bis ihn dieser in die Bodenkammer in sein bestes Bett steckte und zwei Tage lang wohl verpflegte. In dieser Zeit erholte sich der Kapitän. In der Nacht des dritten Tages brach der Bauer auf, um Reißbündel und Holzstangen nach Helsingoer zu Markt zu fahren. Neereß beredete ihn leicht, ihm einen versteckten Platz unter dem Reiß zu bereiten. Ein Ducaten hob alle Bedenklichkeiten des Bauers, und in der Nacht noch fuhr Neereß, mitten in Reiß und Holz liegend, ab. Die Besorgniß für seine Sicherheit ließ ihn in seiner unbequemen und beschwerlichen Lage ausharren, bis sie in die Nähe der Hafenstadt kamen. Da trieb ihn der Hunger heraus. Es war schon Nachmittag und er hatte noch nichts genossen. Er nahm von seinem Retter Abschied und trat in ein Wirthshaus an der Straße, ehnfern der Stadt. Hier wurde er bald eines englischen Matrosen ansichtig, der zechend am Tische saß. Diesen redete er englisch an und gab sich ihm bald als Landsmann und Standesgenosse zu erkennen. Der Kerl hatte darüber eine große Freude; Neereß ließ ihm wacker einschenken; sie erzählten einander von ihren Seefahrten, speisten zusammen und waren nach einigen Stunden die innigsten Freunde. Neereß bat den Matrosen, die Kleider mit ihm zu tauschen; dies war dieser sehr zufrieden, denn Neereß's Kleider waren fein und neu, die seini-

gen alt und zerriſſen. Gegen Abend wanderte Norreſs in engliſcher Matroſentracht, an der Seite ſeines neuen Freundes, dem Hafen zu. Zur Erkenntlichkeit verſchaffte der Matroſe dem Kapitän an ſelbigem Abende noch einen Schiffer, welcher erbötig war — freilich für einen reichen Lohn — in der erſten Frühe des folgenden Morgens nach Helſingburg hinüberzufahren. Norreſs ſchlief in der elenden Hütte des Schiffers mit Sorgen; er hatte das Vertrauen auf ſein Glück verloren. Die ſtille, aber mächtige Sehnſucht nach der Gattin beſchlich ihn abermals. Eh' noch der Tag graute, war er ſchon auf und trieb ſeinen Fährmann zur Eile. Ein altes, zerbrechliches Boot war beſtimmt, den kühnen Freibeuter nach Schweden zurückzubringen. Er handhabte die Ruderſtange ſelbſt aus allen Kräften, um ſo eilig als möglich hinüberzukommen. Das Schifflein flog, von ſeiner Kraft getrieben, und eh' noch die Sonne in die Mittagslinie trat, ſtand John Norreſs, in den ärmlichen Kleidern eines engliſchen Matroſen, aber das verjüngte Herz voll neuer Hoffnungen, auf ſchwediſchem Grund und Boden.

Drittes Capitel.

Einsam in ihrem Zimmer zu Stockholm saß des Kapitän Norrelf's junge Frau. In den feinen Zügen ihres Gesichtes hatten die Furchen einen stillen, tiefen Herzensgrämen Platz genommen, ein früher Kummer hatte ihre Wangen gebleicht und das große blaue Auge starrte verlöschen und mit Schwermuth über die kleinen weiblichen Arbeiten hin, die sie theils in der Hand hielt, um daran zu stricken, und die theils vor ihr auf dem Tische lagen. Es waren jene Arbeiten, mit welchen sich eine junge Frau in der Regel so gern beschäftigt, wenn sie zuerst die süße Ueberzeugung erlangt hat, die allliebende Vorsicht habe die Früchte ihrer hingegebenen Liebe zur Frucht gestaltet und sie gesegnet, der Welt bald einen Bürger zu schenken. Es waren die ersten Hüllen, welche dem nackten Wanderer, bei seinem Gruß an's Licht, angethan werden sollten, um ihn zu schützen vor dem Froste der Erde, der früher oder später, trotz allen Hüllen, mit der die Liebe uns umkleidet, doch jedes Herz treffen muß. Wohl ihm, wenn es nicht erstarrt zu Eis oder Stein, sondern

wieder erwacht an der Sonne der Liebe, in den warmen Bädern der Thränen, im Frühlingshauche des Gefühls!

Das Herz der Frau Norcroß war weich geblieben, es war in Thränen noch weicher geworden. Ach, sie trauerte, sie weinte ja um den verlorenen Gemahl, den sie kaum einige Wochen besessen hatte. Sie sollte Mutter werden und der Vater ihres Kindes war fern und gedachte ihrer nicht mehr. Ihr machten die leichten Arbeiten keine Freude, die feine Leinen trank ihre Thränenströme, eine böse Vorbedeutung für das Kind, dessen erstes Kleid daraus gefertigt werden sollte. Vor ihr am Fenster hing eine kleine Karte der Ost- und Westsee, welche ihr Gemahl sonst benutzt hatte; und dann und wann flog ihr Blick darauf, gleichsam, als sei es möglich, auf der Karte zu erspähen, an welcher Stelle jener Meere und Länder der geliebte Flüchtling jetzt weile.

Dina von Broke, verehelichte Norcroß, war, wenn auch keine ausgezeichnete Schönheit, aber doch ein sehr reizendes Weib. Vorzüglich schmückte eine ungemeine Anmuth ihre Züge, und so war auch Sanftmuth der hervorstechende Charakterzug ihrer weiblich-schönen Seele. Sie hatte den schönen, vom König geliebten und von Vielen geachteten und bewunderten Kaperkapitän, welcher der Gegenstand so vielfachen weiblichen Begehrens gewesen war, aus inniger Zuneigung geheirathet, wenn auch nicht eine stürmische Leidenschaft, deren sie über-

kampf wohl gar nicht fähig war, wie ein verheerender Orkan durch ihre Seele gefahren war! Sie liebte nichts deſtoweniger vielleicht teurer, als ein in heftiger Glut aufwallendes Herz; und die unverdiente Entfernung ihres Mannes hatte ihr unſäglichen Schmerz bereitet.

Dina ſaß noch mit ihren Gedanken beſchäftigt, die ihre Sehnſucht gleichſam als flatternde Tauben hinausſchickte, dem theuren, fernen Mann ein freundliches Liebeszeichen zu bringen und mit einem Oelzweig von ihm zurückzukehren, da wurde die Thüre haſtig geöffnet, und ein in ſchwediſcher Seekapitänsuniform gekleideter Mann trat herein, an der Hand einen blutjungen, ſtämmigen Burſchen in Matroſentracht führend. Dina ſtand auf und ging ihm mit den Worten entgegen: „Was verſchafft mir die Ehre, Herrn Kapitän Flaxmann in meiner einſamen Behauſung zu ſehen?“

„Das Verlangen, endlich einmal etwas von Kapitän Norcreß zu hören, führt mich zu Ihnen, ſchöne Frau,“ verſetzte der Kapitän galant.

„Dann muß ich bedauern, daß Sie ſich vergeblich bemüht haben. Wollen Sie von Kapitän Norcreß Nachrichten, ſo müſſen Sie ſich an andere Leute wenden, als an mich; denn wahrlich, es lebt gewiß in Stockholm Niemand, der weniger von ihm wüßte, als ſeine Frau.“

„Es iſt unverzeihlich; doch iſt er jedenfalls in däniſche Gefangenſchaft gerathen, und die hat es ihm freilich unmöglich gemacht, etwas von ſich hören zu laſſen.“

„Wer hieß ihm auch, nach Kopenhagen zu gehen; er hatte dort nichts zu thun. Wer ſich muthwillig in Gefahr begiebt, kömmt darin um. Er konnte mit ſeinen Officieren nach Helſingoer gehen und war gerettet, wie ſie.“

„Ich habe Ihnen hier ſeinen treuen Begleiter, den Schiffsjungen Juel Swale, mitgebracht, der jetzt auf meinem Schiffe ſchon zum Matroſen avancirt iſt. Der Junge iſt zwar mit dem Bootsmann gereiſt, weil Ihr Gemahl durchaus allein nach Kopenhagen reiſen wollte, aber der Burſche verließ ihn früher nicht und wurde ſehr vom Kapitän geliebt, was Sie vielleicht eben ſo gut wiſſen werden, wie ich. Vielleicht gewährt es Ihnen Troſt, den Burſchen auszufragen. Freilich ſind Sie von dem Untergang der Fregatte ſchon durch den Bootsmann unterrichtet, aber, wie geſagt, ich vermuthete, es würde Ihnen nicht unerfreulich ſein, den Burſchen ſelbſt auszufragen.“

„Ihre Güte macht mich Ihnen ſehr verbindlich, Herr Kapitän. Ich erkenne den Knaben wieder, er iſt groß und ſtark geworden. Mein Mann ſprach einigemal mit viel Lob von den Fähigkeiten und dem guten Willen des Juel, und hoffte, etwas Tüchtiges aus ihm bilden zu können. Er hatte ihn zum Officier beſtimmt. Ich bitte Sie, Kapitän, ehren Sie den Willen meines Gemahls; betrachten Sie Juel als das heilige Vermächtniß eines Todten und verhelfen Sie dem Burſchen zu der Carriere, für welche Norcroß ihn erzog; denn

ich will Ihnen meine Beſorgniß nicht länger verhehlen: mir kommt es mehr und mehr vor, als ſei ich ſchon Wittwe.“ Die ſchöne Frau trocknete ſich die Thränen; aber der Knabe, für den ſie eben ſo warm geſprochen hatte, ſah ſie mit gutmüthigen, theilnehmenden Augen an, aus denen auch ſogleich ein heller Thränenquell ſchoß, und die Hände bittend erhebend, rief er haſtig:

„Nein, gnädige Frau, das iſt gewiß nicht wahr! Das kann nicht möglich ſein! Nein, todt iſt mein guter Kapitän Norcroß nicht! Sonſt hätte mir's geträumt, oder ich hätte irgend eine andere Ahnung davon gehabt. Die Dänenhunde werden ihn erwiſcht und eingeſteckt haben; aber er macht ſich gewiß los und kömmt wieder zu Euch zurück. Aber hört mich an, gnädige Frau! Ich will Euch einen Vorſchlag thun. Ihr ſeid ſo gar gütig gegen mich geſinnt, und ich möchte Euch gern dankbar ſein. Wißt Ihr was, ich will mich hinübermachen nach Kopenhagen und einmal dort wieder umherſpioniren; es wäre ja das erſtemal nicht. Und wenn ich den Herrn Kapitän auch nicht ſelbſt ſprechen kann, ſo erfahr' ich doch ſicherlich, wo er ſteckt. Wenn's aber möglich iſt — und ich denke, ich ſoll's ſchon möglich machen — ſo krieg' ich ihn ſelbſt zu ſprechen und bring' ihm Eure Grüße, gnädige Frau, ja vielleicht gelingt's mir gar mit Gottes Hilfe, ihn zu befreien.“

„Du haſt ein ſtolzes Vertrauen auf Dich,“ ſagte Flaxmann.“

„Auf Glück und Liſt. Ihr erlaubt mir doch die Spionsfahrt, Kapitán?“

„In Gottes Namen, wenn's die Frau Norcroß zufrieden iſt.“

„Der Burſche hat einen vortrefflichen Einfall!“ rief die junge Frau überraſcht und den Gedanken mit Lebhaftigkeit ergreifend. „Ja, Juel, Du ſollſt mich aus der martervollen Ungewißheit reißen, ob mein Gemahl noch unter den Lebenden, oder, von ſeinen Feinden überwunden, bereits hinübergegangen iſt; Du wirſt Dir um mich ein unermeßliches Verdienſt erwerben. Mit dem erſten Schiffe, welches nach dem Sunde geht, ſollſt Du reiſen; ich werde Dich mit Geld und Kleidern verſehen.“

Der Knabe ſprang vor Freuden, und Flaxmann wünſchte ſich und der Dame Glück, auf den Einfall gekommen zu ſein, ihr den geſprächigen Knaben zugeführt zu haben, damit er ihr etwas von Norcroß's letzten Schickſalen erzählte.

„Ich bitte Dich, lieber Junge,“ ſagte die Frau, „laß mich noch einmal umſtändlich hören, wie meines Gemahls halbes Leben — ich meine ſein Schiff — untergegangen iſt. Er hat es oft geſagt, daß er den Untergang ſeiner geliebten Fregatte wohl ſchwerlich überleben werde; denn er war ihr Wiedererwecker, und an ſie ſchien ſein Glück in Schweden gebunden zu ſein. Deshalb will es mir auch immer als Gewißheit bedünken, daß er nicht mehr lebt. Erzähle mir, Juel, ich will mich an dem Schmerz über den Untergang des herrlichen Ge-

bäudes erheben. Zwar hat mir der Bootsmann Pehrſohn ſchon Alles erzählt, aber es iſt lange her und ich möchte die traurige Geſchichte umſtändlicher aus Deinem Munde hören. Wohin ſind denn Norcroß's Leute gekommen, die er hierher beſtellt hatte, daß ſie ihn erwarten und ferner unter ihm auf einem andern Schiffe dienen ſollten?"

„Sie haben Alle Dienſte auf meiner Fregatte genommen, ſchöne Frau. Ich nahm ſie gern, denn ich kannte ſie ſchon lange, und ſie dienen gern unter mir, weil ſie's gut haben."

Juel begann mit jugendlichem Feuer von dem traurigen Winter und der frühen Seefahrt zu berichten und Frau Norcroß hörte ihm andächtig zu, ſich dann und wann eine Thräne aus dem Auge wiſchend; da trat der Feldmarſchall, Graf Mörner, in das Zimmer, und Alle ſtanden auf, ihn mit Ehrerbietung zu begrüßen.

„Ich komme, Dir meinen Beſuch zu machen, Dina," ſagte der Greis, „und mich nach Deinem Befinden zu erkundigen. Der König wünſcht zu wiſſen, wie lange Du noch zu Deiner Niederkunft rechneſt."

„Der Herr kann alle Stunden über mich gebieten," verſetzte die junge Frau verſchämt und mit purpurrothem Geſicht. „Ich verſehe mich deſſen in dieſer und der künftigen Woche jeden Tag."

„Se. Majeſtät wünſcht, da Dein Mann doch noch nicht zurückkehrt iſt, die Taufe ſelbſt auszurichten."

„Seine Gnade beglückt mich arme Verlaſſene."

„Es wird ſich Alles noch aufklären, hoff' ich. Verzage deshalb nicht, Bäscher. Es iſt mir auch lieb, daß ich Sie hier finde, Kapitän Flarmann," wandte ſich der Graf jetzt zu dieſem. „Es iſt ſchön von Ihnen, daß Sie meine arme Baſe in ihrem Strohwittwenſtande nicht ganz vergeſſen. Des Königs Majeſtät ſprach vor einigen Tagen von Ihnen und wünſchte, daß Sie den Seedienſt quittiren und eine Majors- oder Obriſtenſtelle in der neu zu errichtenden Armee annehmen möchten."

„Sr. Majeſtät Gnade iſt mir jederzeit unendlich theuer," verſetzte Flarmann nicht ohne einige Verlegenheit; „aber das Seewesen, welches ich früher nie kannte, iſt mir jetzt ſo außerordentlich lieb geworden, daß ich mich nur mit Unluſt und ſaurer Mühe entſchließen könnte, es aufzugeben und eine mir minder angenehme Lebensart zu wählen."

„Des Königs Majeſtät wird es ganz in Ihr Belieben ſetzen."

„Auch iſt mir von der Bildung einer neuen Armee noch nichts bekannt geworden."

„Sie erſcheinen gar nicht mehr bei Hofe, obgleich, wie Se. Majeſtät mir verſicherte, Stand und Geburt Ihnen dort den Platz anwieſe."

„Ich bin nicht am Hofe erzogen; ich liebe das Hofleben nicht. Das Leben auf dem Meere iſt mir lieber."

„So ſage ich Ihnen auch wohl eine Neuigkeit, wenn ich Ihnen mittheile, daß geſtern ein Geſandter

des Königs von England hier angelangt iſt, der dieſen Morgen ſchon Audienz bei unſerm König hatte, ſeine Beglaubigungsſchreiben abgab und die Unterhandlung einleitete.“

„Ein engliſcher Geſandter?“ rief Flarmann geſpannt. „Ich weiß noch nichts davon. Was will er hier in Stockholm? Das iſt ja die ſeltſamſte Erſcheinung von der Welt. Wie heißt er?“

„Es iſt Herr von Fabrice, der Ihnen bekannt ſein wird.“

„Dem Namen nach. Was führt ihn hierher?“

„Sein Auftrag lautet, mit kurzen Worten: unſern König mit dem ſeinigen auszuſöhnen.“

„Nimmermehr!“ rief Flarmann haſtig.

„Sein Sie unbeſorgt, König Karl wird dem Herrn Churfürſten von Hannover ſchon Bedingungen machen, die ihn von ſelbſt nöthigen, von der gewünſchten Verſöhnung wieder zurückzutreten.“

„Aber woher mag dieſer Wind pfeifen? Was fällt dem Churfürſten ein, ſich an König Karl zu wenden, der ſtets ſein ärgſter Feind war, der ſtets mehr als irgend ein andrer europäiſcher Monarch auf die Reſtitution der Stuarts drang, und noch nie eine Miene gemacht hat, von ſeinen Verſatzen ein Haar breit abzuweichen?“

„Gerade dieſe feſte, unerſchütterliche Beharrlichkeit iſt es, welche Herrn von Fabrice hierher getrieben hat. Man erzählt ſich den Zuſammenhang der Sache, ſehr

wahrscheinlich, folgendermaßen: Unsere neuen Friedensunterhandlungen mit dem Zaar auf der Insel Aland sind, wie Ihnen bekannt sein wird, sehr geheim gehalten worden."

„So geheim, daß ich nichts davon wissen würde, wenn des Königs Majestät mich nicht selbst mit Aufträgen an den Baron Görz nach Aland gesandt und mich beauftragt hätte, mit meinem Landsmann Sterling, welcher im Namen des Prätendenten an den Unterhandlungen Theil nimmt, über die Sache der Stuarts besondere Rücksprache zu nehmen. Der König Karl forderte mir mein Ehrenwort ab, von diesem Frieden mit Rußland nichts verlauten zu lassen, gegen wen es auch sei."

„Und dennoch sind diese sehr ernstlichen Anstalten, den unglücklichen Jacob Stuart wieder auf den Thron seiner Väter zu setzen, Anstalten, die jedenfalls bald von einem glücklichen Erfolg gekrönt sein würden, an den hannöverschen Churfürsten verrathen worden. Die Friedensunterhandlungen mit Rußland wurden nämlich Anfangs Mai, vor drei Wochen also, auf Befehl Sr. Majestät, dem französischen Gesandten an unserm Hofe, dem Grafen de la Marc, insgeheim mitgetheilt, weil der König hoffte und wünschte, den Herzog-Regenten von Frankreich zum Beitritt zu bestimmen und einen Krieg zwischen Frankreich und England, zu Gunsten des Prätendenten, zu entflammen. Aber jedenfalls hat diese Maßregel das Gegentheil herbeigeführt: der Her-

zog-Regent ſpielt am Hofe des Uſurpators von Großbritannien den Schmeichler; er hat König Georg den ganzen Anſchlag verrathen, und als ſchnelle Rückwirkung des königlichen Schreckens über dieſe ernſtlichen und kräftigen Anſtalten, ihm die geſtohlene Krone vom Haupte zu ſchlagen und ihn wieder nach Hannover zurückzujagen, iſt Herr von Fabrice hier, um ſein Möglichſtes zu verſuchen.“

„So glauben Sie wirklich, Herr Graf, daß die gerechte Sache Jacob's von Stuart den Sieg davon tragen wird?“ fragte Flaxmann mit einer recht ſchmerzlichen Miene.

„Jetzt oder nie, Herr Kapitän! Unſer König hat geſchworen, er will eher ſein eigenes Reich, ja ſein Leben verlieren, wenn er's nicht durchſetzen ſollte, dem rechtmäßigen Thronerben Englands Gültigmachung ſeiner Anſprüche zu verſchaffen.“

„Und doch werden in England dieſe Anſprüche meiſt ſo gänzlich bezweifelt. Haben Sie nie davon gehört, daß der Prätendent ein untergeſchobenes Kind, der Sohn eines Müllers ſein ſoll?“

„Man hat dies auch an unſerm Hofe zu wiederholtenmalen behauptet, und ich ſprach vor Kurzem noch mit Sr. Majeſtät darüber. Da verſicherte mir der König, er habe die unbezweifeltſten Beweiſe von dem Leben, der Exiſtenz und der Aechtheit Jacob Stuarts erhalten, daß er nunmehr feſt entſchloſſen ſei, demſelben ſein heiliges Recht zu verſchaffen. Früher habe er nie

daran gedacht, jetzt sei es die unumgehlichste Pflicht für ihn geworden. Und nun könnt Ihr sicher sein, daß der Prätendent in Jahr und Tag König von England ist."

„Es kann in diesem Jahre sich Vieles ändern."

„Der König hat schon den Befehl gegeben, ein Heer von 72,000 Mann wirklicher Soldaten und 140,000 Mann Reserve theils zu werben, theils aus dem schwedischen Landvolke auszuheben. Bei der ersten Aushebung muß jeder dritte Bauer, bei der zweiten jeder fünfte Soldat werden. Jetzt wird aus allen Kräften angefaßt. Mit diesem Heere reißen wir Norwegen von Dänemark ab, Rußland erobert uns unsere deutschen Provinzen wieder und führt in eigener Person seine Flotte nach Seeland. Ist erst Dänemark, der treueste Bundesgenosse des Königs Georg, bezwungen, dann geht die Expedition gegen England selbst. Auch hat unser Gesandter im Haag den Auftrag erhalten, daß er durch den spanischen Gesandten einen Krieg des Königs von Spanien gegen Frankreich und Großbritannien zu erregen suchen soll. Spanien ist schon mit Beiden gespannt; der Cardinal Alberoni mag die Concessionen nicht mehr leiden, die Spanien vor fünf Jahren mit dem Negerhandel und der großen Portobello-Messe England im Frieden von Utrecht machen mußte, es möchte auch gern die italienischen Nebenländer, die es damals verlor, wieder haben, und haßt den Herzog-Regenten, als den Störer seiner großen

Plane. Frankreich iſt jetzt ſchwächer, als wir Alle glauben, und da der Herzog-Regent jeden Krieg, wie ein gebranntes Kind das Feuer, fürchtet und ſcheut, ſo gilt Frankreich in der ganzen Angelegenheit Null und Nichts.“ Flaxmann ſchüttelte ungläubig den Kopf; ein bittres Lächeln flog um ſeinen Mund.

„Ja, jetzt oder nie,“ fuhr der Feldmarſchall begeiſtert fort. „Und Sie ſcheint es nicht zu freuen, Kapitän, daß er endlich, der ſchändliche Uſurpator, geſtürzt, daß der rechtmäßige König von England auf ſeinen Thron erhoben werden ſoll? Sind Sie nicht ein eifriger Jacobit? Haben Sie Ihrer politiſchen Meinung wegen nicht Ihr Vaterland verlaſſen müſſen und Schutz in Schweden geſucht?“

„Das Alles iſt wahr, Herr Graf. Nur habe ich den Glauben an den Sieg der Sache der Stuarts verloren.“

„Nicht muthlos! Wie würde Kapitän Norcroß jubeln, wenn er hier wäre! Es war ſtets der größte Wunſch ſeiner Seele, einſt nach England zurückkehren und unter ſeinem rechtmäßigen Könige dort leben zu können.“

„Wir wollen's dem Himmel anheimſtellen, der wird's wohl fügen,“ ſagte Flaxmann, und beurlaubte ſich mit Juel, nachdem er der Frau Norcroß das Verſprechen gegeben hatte, an die baldige Abreiſe des Jungen zu denken und ihr denſelben zuzuſchicken, damit ſie

ihn noch beſonders inſtruire und mit Briefen, Geld und andern Nothwendigkeiten verſehe.

Flaxmann ging in die, neues, grünes Leben in üppiger Fülle ſproſſende Natur hinaus, fern von der Stadt und ihrem ihn betäubenden Gewühl. Die Maiſonne ſchlich und webte draußen um das weiche, grüne, mit duftenden Kränzen und Blumen behängte und geſchminkte Wiegenbettchen des neugebornen Frühlings als zärtliche Amme, und reichte dem kräftigen, wunderſchönen Säugling die lebensſtrotzende Bruſt, daß er ſich groß trinke an ihrer Strahlenmilch, und webte dem ſchon muthwillig gewordenen Knaben ein glänzendes Kleid von grünen Blättern und Blumenſchmelz, und ſchaffte gar fleißig an ſeinem Lager, und half getreulich ſeiner Mutter, der Erde, an des Wunderkindes Erziehung. Die Erde aber befahl den Bienen, ihm ihren Honig zu bringen, davon ward er noch ſtärker. Und er ſprang ſchon durch Hain und Flur, über Wieſen und Feld, der lebensfrohe Knabe, und rief, der Sprache noch nicht mächtig, einzelne Freudenlaute: Ai! und Mai! — es ſollte der Muttername ſein — und davon nannten ihn die Leute den jungen Mai.

Flaxmann, als er erſt fern war von den Menſchen, die ihn anwiderten, warf plötzlich alle ihn beängſtigenden Gefühle ab, that allen Kummer von ſich und alle eitlen Wünſche und Hoffnungen, die ihm die Bruſt zuſammengeſchnürt, wie ein enges, altmodiſches Gewand mit eiſerner Schnürbruſt, und lief dem tollen

Knaben Mai nach, wie ein wildes junges Pferd in auffprudelnder Lebensluſt, und verfolgte ſeelenvergnügt das Frühlingskind, das ihn lachend neckte und dem eifrigen Verfolger zum Scherz und herzlicher Beluſtigung ſich immer nahe ſtellte, ſo daß es der heitergewordene Seekapitän greifen konnte. Wenn nun dieſer begierig, das Kind zu haſchen und an ſein Herz zu drücken, haſtig zugriff und den Knaben gefaßt zu haben und feſtzuhalten meinte, dann hatte er immer nur eine duftende Locke des Knaben oder einen Fittig des leichten Gewandes oder die Sohle ſeines Fußes, und wenn er's betrachtete, ſo war die Locke ein Blumenſtrauß und das Gewand ein Blätterkranz und die Sohle ein Raſenbett. Dann warf ſich der glückliche Menſch auf das Bett am Bache nieder und ſchmückte ſich das Haupt mit dem Kranze und die Bruſt mit dem Strauße und lauſchte den Vögeln, die zum Lobe des Götterknaben ſangen, und horchte dem Bache, der geſchwätzig von Herkunft, Geburt und Alter des Knaben erzählte, weil er ſelbſt als Wäſcherin des Kindes angeſtellt war. „O wie fern, fern liegt mir nun Alles, was mich ſonſt quält!“ jauchzte da der junge Mann auf.

„Warum kann ich nicht hier bleiben in dieſem Paradieſe? Hier leben und ſterben? Warum muß ich zurück in den Brodem, der mich wie Peſthauch anqualmt und mich krank, todtkrank macht? Ach, es bleibt nicht immer Frühling! Es iſt auch ein Winter;

es iſt auch Eis für dies Herz, für die Welt in der Natur. Darum muß ich auch die Stunden der Kälte ertragen, darum kommen die ſchwarzbeflügelten Geiſter der Erdenwünſche auch in meine Seele und rauben ihr Farbe und Glanz. Aber fort mit allen thörichten Planen! Ich will nichts von der treuloſen Menſchenbrut. Auch die Liebe hat mich betrogen, verrathen. Fort Natter, Scheuſal, Dir vertraute ich zuletzt. Hier in der grünen Einſamkeit will leben auf dem Lande, oder ich will auf das Meer hinaus in die weite Waſſerwüſte, wo ich nichts ſehe als Himmel und Wellen, will kämpfen und ſterben. Aber ſo lange ich noch lebe, will ich des Lebens genießen; die Sonne lacht, der Bach rieſelt, der Wald iſt grün, die Vögel ſingen, das Reh ſpringt durch den Buſch, der Wurm ſonnt ſich, die Ameiſe ſchafft fleißig, Alles, Alles freut ſich des Lebens. Wohlan! ich will nicht zurückbleiben; ich will ihrem Beiſpiele folgen; ich will der großen Mutter Natur getreu ſein! Laßt mich vergeſſen, daß ich ein Weib geliebt, die meiner nicht werth war!" Aber in der Mitte hochaufſprudelnder Wonnenergüſſe tauchte doch ein trüber, ſchmerzlicher Gedanke mit auf, und er rief wohl: „O, Chriſtine, warum haſt Du mir das gethan? Warum Verrath begehen an dieſem Herzen?" Dann aber ſprang er auf, um nicht überwältigt zu werden von den Geiſtern des Schmerzes, und raſete wieder durch die grüne Flur, und jauchzte wieder am Meeresſtrand und in den grünen Buchten, und vergaß ſich und alle ſeine Sorgen.

So hatte er's ſchon oft getrieben, ſo trieb er's auch heute wieder. Freilich war König Karl mit dieſer ihm ganz unbegreiflichen Lebensweiſe ſeines Schützlings nicht zufrieden und ſchüttelte oft ſtreng und mißbilligend ſein ernſtes Königshaupt, freilich flüſterten die Miniſter, Generäle und Admiräle, daß der Flaxmann eigentlich zu nichts tauge und auch als Kaperkapitän noch nicht eine Priſe eingebracht und wahrſcheinlich dies Geſchäft nur ergriffen habe, um keinen Herrn weiter, als den König über ſich anzuerkennen; aber es blieb beim Alten und der Sonderling Flaxmann trieb ungeſtört, was er wollte. Heute kehrte er ſpät erſt zurück und trat in jenes Kaffeehaus, worin einſt Frau Ankarfield, die ehrenwerthe Barbiers Frau, geſchältet, und welches, ſeit es einen ſo merkwürdigen Einfluß auf ſein Leben ausgeübt, immer etwas Anziehendes für ihn gehabt hatte. Auch hatte er ſich mehr aus dieſer Anhänglichkeit, als weil dies Haus überhaupt viel von Schiffsleuten beſucht wurde und man alles Seevolk, vom Kapitän bis zum Schiffsjungen herab, dort treffen konnte, gewöhnt, ſeine Abendmahlzeit während der Dauer ſeines Aufenthaltes in Stockholm dort einzunehmen. Vielleicht trug auch dazu der Umſtand bei, daß der jetzige Schenkwirth und Beſitzer der Barbierſtube ein Engländer war.

Jenem unglücklichen, von Frau und Tochter, ſo wie von der Herrin, die er verrathen, verſtoßnen und gemißhandelten geſchwätzigen Peruckenmacher und Barbier aus Barnet in Altengland, Samuel Brandlov, war in dem

ehrenvollen Tode der Frau Ankarfield ein plötzlich hell-leuchtender Hoffnungsstern aufgegangen. Er hatte zuerst bei den ehrliebenden Erben der Seligen sich als Wirthschaftsführer, Haarkräusler und Bartscheerer verdingt, da er aber emsig und regsam gewesen war, und es verstanden hatte, seinen Pachtherrn die gewünschte Ehre in reichlichem Maaße zukommen zu lassen, so hatte er sich bald zum Besitzer der Kaffeewirthschaft und Barbierstube emporgeschwungen, und es fehlte dem Vielberedten so wenig an Zulauf, wie der Frau Ankarfield, ehrenwerthen Andenkens. Von keiner despotischen Frau mehr tyrannisirt, hatte er gelernt, einen eigenen Willen zu haben, und seit ihn die Noth gezwungen hatte, auf eigenen Füßen zu stehen, hatte ihn das Glück begünstigt und sein Wohlstand blühte in der Hauptstadt Schwedens schöner auf, als er ihn in der Provinzialstadt Altengland's zurückgelassen hatte. Zuweilen schenkte er zwar seiner unvergeßlichen Ehehälfte eine Thräne schmerzlicher Erinnerung und dies geschah in allen zweifelhaften Fällen und Lagen seines neuen Lebens, wo er ihren kräftigen Rath und die denselben unterstützende wohlmeinende That freilich gar sehr vermißte; aber waren solche gefährliche Stunden vorüber, so war's auch mit der Erinnerung vorbei und Meister Brandlov hatte schon oft daran gedacht, sein Auge auf irgend eine der heirathlichen Frauen Stockholms zu werfen, um zu einem zweiten Ehebündniß zu schreiten. Samuel war also noch unbeweibt. Als Flaxmann in die Wirthsstube trat, kam

ihm ſein Bootsmann mit freundlichem Gruße entgegen.

„Courtin," ſagte der neue Kapitän zu demſelben, „wann gedenkſt Du, daß wir wieder ausfahren?"

„Unſer Schiff iſt im Stand," verſetzte der Andere. „Ich dachte aber, Sie wollten die milde Frühlingszeit auf dem Lande genießen. Auf dem Meere hat man nichts weiter davon, als die liebe Sonne und den Wind."

„Ich habe mich anders beſonnen," erwiederte der Kapitän. „Gern blieb' ich wohl hier, aber ich möchte einem mir ſehr unangenehmen Antrage, den ich, würde er mir einmal gemacht, nicht wohl ausſchlagen könnte, gern ausweichen. Weißt Du nicht, wo's etwas zu thun giebt?"

„Wir können Kupfer laden und nach Holland bringen," verſetzte der Franzoſe. „Vielleicht erſchnappen wir auch einmal etwas Engliſches und Däniſches; unſere Leute ſind das Zugreifen von ihrem vorigen Kapitän, dem kühnen und hitzigen Norcroß, gewohnt, und wir dürfen ſie nicht zurückhalten."

„Du weißt," verſetzte Flarmann mit verdroſſenem Geſichte, „daß ich Dir Alles überlaſſe. Meinſt Du, daß es nöthig iſt, zu rauben und zu ſtehlen, wohlan, ſo ſei es! Aber laß' mich aus dem Spiele. Du ſollſt Alles beſorgen, wie zeither. Alſo nach Holland gedenken wir?"

„Wir könnten auch nach Rußland mit Eiſen. Dann brauchten wir die Landreiſe nicht nach Marſtrand zu

machen. Ueberhaupt ſeid Ihr noch nicht viel aus dem hieſigen Hafen ausgelaufen.“

„Gut, ſo wollen wir nach Rußland. Recht ſo!“ ſagte ein eben eintretender Fremder. „Dort giebt's jetzt für die Schweden zu thun. Guten Abend, meine Herren!“

Flarmann und Courtin ſahen auf, um beim trüben Schein der Lampe dem Grüßenden in das Geſicht zu ſchauen, deſſen Stimme ihnen bekannt vorkam; und wirklich erkannten ſie in ihm auch ſogleich den Kammerdiener des Baron Görz den Sohn dieſes Hauſes, ihren ehemaligen Unglücks- und Reiſegefährten Ankarfield, und ſtanden erfreut auf, ihn zu begrüßen und zu befragen, woher er komme.

„Woher anders, als von der Inſel Aland? In voriger Nacht Punkt 1 Uhr ſind wir abgefahren,“ verſetzte Jener vergnügt. „Der Friede iſt in vollem Zuge. Mein Herr iſt mit einem Schnellſegler vor einer Stunde hier angekommen; er hat die wichtigſten Papiere vom Zaar in der Taſche und iſt jetzt ſchon beim Könige, ſie zu überreichen. Ich will bei meiner Ehre drauf wetten — und unſer Einer hält was auf ſeine Ehre und iſt von Manchem unterrichtet, was andern guten Seelen nicht einfällt — ich will auf Ehrenwort den Frieden garantiren; der Baron hat ihn in der Taſche gebracht, ſag' ich, und ihn eben auf dem königlichen Schloſſe ausgepackt. Ich habe auch einen Blick hinein gethan.“

„Also der Frieden mit Rußland schon so weit?“ rief Flaxmann feurig überrascht, „da könnte sich in Kurzem Vieles am politischen Himmel ändern.“

„Freilich wird's das! Bei meiner Ehre! Wie lang ist's, daß wir uns nicht gesehen, Kapitän Flaxmann? Vier Wochen sind's höchstens, es war Ende April oder Anfangs Mai, daß Ihr in Aland war't und dem Baron Depeschen vom Könige brachtet.“

„Es sind noch nicht volle vier Wochen,“ sagte Courtin.

„Nun also. Was hat sich in dieser kurzen Zeit nicht geändert? Sur parole d'honneur! damals war noch an keine rechte Unterhandlung, geschweige an einen rechten Frieden zu denken. Damals waren die Häuser noch nicht alle fertig, die der Zaar ganz besonders für die Gesandten zur Betreibung des Friedensgeschäftes neu hat erbauen lassen — und Ihr habt sie ja gesehen — nicht weit vom Dorfe Wargath auf der Wiese. Wir mußten damals noch im Dorfe wohnen, und von den russischen Gesandten war erst einer, der Kanzleirath Ostermann, zugegen. Jetzt sieht das Ding anders aus. Die drei Häuser stehen so schmuck da, wie eine südermanländische Braut. Der andere russische Gesandte, der Generalfeldzeugmeister Bruce, wohnt in dem russischen Hause oben, der Kanzleirath unten; im schwedischen Hause wohnt der Graf Güllenborg oben und wir unten; der Secretair Rambke hat seine Stube hinten hinaus. Am 25. Mai ging der Lärm an, aber Alles in der

Stille im dritten Hause, dort sind die Zusammenkünfte hinter verschlossenen und verriegelten Thüren, aber unser Einer horcht durch zehn Schlösser, da legt man nachher Ehre ein, wenn man mehr weiß, als die Andern. Das Ding ist scharf betrieben worden; denn gestern Abend kam der Baron und sagte: „„Niels, wir müssen nach Stockholm!““ und heute Abend sind wir hier mit dem Frieden in der Tasche.“

„Es möchte doch wohl zu bezweifeln sein, daß die Sache schon so gut, als abgemacht wäre,“ sagte Flaxmann mit ungläubiger Miene. „So schnell pflegt die Diplomatik nicht zu handeln und zu schließen.“

„Abgemacht, sag' ich Euch!“ rief der Kammerdiener hitzig. „Nicht vergeblich setz' ich meine Ehre ein. Der Prätendent wird König von England, der König Stanislaus wird wieder König von Polen, und Norwegen wird schwedisch. Meint Ihr, ich hätte vergeblich französisch gelernt, oder nur die Befehle der Frau Baronesse und ihrer Tochter anzuhören? Nichts da! Mein Kopf ist so gut gemacht, wie der eines Andern, um in Friedenstractaten, Urkunden, Depeschen u. s. w. zu studiren. Oder meint Ihr, daß ich zum Friseur und Barbier geboren bin? Ich bin auch noch nicht als Kammerdiener gestorben. Mein ehrgeiziges Gemüth strebt noch etwas weiter und ich habe mir die Bahn selbst geöffnet.“

„Alles in Liebe und Güte, Herr Ankarfield,“ fiel jetzt Meister Samuel Brondlov dem hitzigen Sprecher

mit geziemendem Bückling in die Rede, „aber es will mich doch bedünken, als dürfte über ſothanen Punkt in Euerem hochverehrten und insbeſondere ſehr ſchätzenswerthen Kopfe, worin allerdings viel Ingenium zu verſpüren iſt, ein kleiner Error und Irrthum obwalten; ich meine mit Euerer gütigen Erlaubniß, ſehr geehrter Herr Kammerdiener, Eueren Tadel an der Kunſt, welcher ich mit Euch anzugehören die Ehre habe. Was mich betrifft, ſo mein' ich und will's beweiſen, es gehört ein großes Genie dazu, die Haare des menſchlichen Hauptes, ſowohl die des Schädels, als die des Kinnes, der Backen und der Lippen, mit Verſtand, Einſicht und Geſchicklichkeit, ſowohl modegerecht, als auch zur Zufriedenheit ihres Beſitzers, zu behandeln. Als ich noch in Barnet meine Barbierſtube hatte, erfreute ich mich einer großen Anzahl Kunden; ich will Euch nur die vorzüglichſten davon nennen: der erſte Bürgermeiſter, Doktor James Smit, der Baron —"

„Erſpart Euch doch ja die Mühe!" rief Flaxmann ungeduldig, der Kammerdiener aber, der auch gern allein gehört ſein wollte, tobte ſchon wieder dazwiſchen: „Glaubt Ihr denn nicht, daß mir meine treuen Dienſte, und vor allen die gewiſſenhafte Ueberlieferung der Kaſſe an den König viel Ehre gemacht und einen hohen Stein in's Bret meiner Verdienſte geſetzt hat? Nun, Ihr wißt es ja auch, was für Noth und Mühe, was für Drangſal und Fährlichkeiten ich des Geldes wegen ausgeſtanden habe. Dafür wird mir nun bald gelohnt werden. Ich ſtehe mit

meinem Baron auf dem beſten Fuße von der Welt und ich werde zu Geſchäften gebraucht, die nicht alle Kammerdiener verrichten.“

„Ihr ſeid ein abgeſchmackter Prahler!“ ſagte ein an der Ecke des Ofens ſitzender Matroſe, der entweder mit dem Kammerdiener, oder doch gleich nach ihm hereingekommen war und das ganze Geſpräch mit angehört hatte. Niemand hatte ſich um ihn bekümmert; er hatte ſeinen Krug Bier in aller Stille getrunken. Jetzt aber drehten ſich die Köpfe der Anweſenden nach ihm hin; einigen derſelben war dieſe Stimme bekannt vorgekommen; der erbitterte Sprecher ſaß aber im Hintergrunde in einer Ecke, über und über mit Schatten bedeckt.

„Coquin!“ ſchrie der Kammerdiener aufſpringend, „wie kannſt Du Dich unterſtehen, meine Ehre mit Deinen plumpen Händen anzugreifen? Wer biſt Du, Lump, daß ich Dich zur Strafe ziehe. Ich werde dem Herrn Baron dieſen Abend noch Anzeige machen, daß mir ein frecher Burſche hier meine Ehre beſudelt hat, und Du ſollſt aus der Stadt geſtäupt werden. Wer biſt Du?“

Da ſtand der Matroſe auf, ſchritt langſam vorwärts in die volle Hellung des Lichts und nahm, ſtatt aller Antwort, ſeine Kappe ab, ſtrich ſich die Haare aus der Stirne und ſprach: „Kennt Ihr mich?“

„Kapitän Norcroß!“ riefen mehre Stimmen zugleich überraſcht, und während Flaxmann, alles Frühere vergeſſend, den Langvermißten an die Bruſt drückte, kugelte ſich Samuel Brondlov zu den Füßen ſeines alten Bekannten.

„Ach, wie lange haben wir auf Euch geharrt, wie hat Euer liebendes Weib ſich geſehnt, Nächte und Tage um Euch geweint! O Norcroß, Ihr habt unrecht an ihr gehandelt!“

„Hat ſie ſich geſehnt?“ fragte Norcroß mit freundlichen Blicken. „Nun ſeht, Freund, dieſe Nachricht iſt mir der ſchönſte Willkomm aus Euerem Munde. Laßt die alten trüben Geſchichten ruhen! Ich will alles wieder gut machen. Nun ſagt, wie lebt Ihr? Was giebt's Neues in Stockholm?“

„Nun, Ihr habt ja von dem neuen Frieden mit Rußland eben gehört. Das iſt wohl das Neueſte in der Stadt.“

„Albernes Geſchwätze! Damit hat's noch Zeit,“ verſetzte Norcroß unwillig. „Aber, wo iſt das Großmaul?“ Vergebens ſah man ſich nach dem gewichtigen Kammerdiener um; er hatte ſich heimlich und unvermerkt auf und davon gemacht und Alle lachten herzlich über ſeine ſtille Retirade.“

„Der König hat faſt täglich nach Euch gefragt, Kamerad,“ berichtete Flarmann, „und befohlen, Euch bei Euerer Ankunft zu melden, daß Ihr Euch unverzüglich zu ihm verfügen möchtet.“

„Ich werde morgen dem Befehl Folge leiſten, ſobald ich erſt in einer andern Schale ſtecke.“

„Aber erzählt uns doch, wo Ihr ſo lange geblieben und welche Schickſale Euch betroffen haben.“

„Ihr müßt freilich mit einem kurzen Abriß zufrieden ſein; denn mein ungeduldiges Herz wird mich nicht lange hier dulden. Ich kam bloß, um zu lauſchen, wie es hier geht und ſteht, was meine Frau triebe, und wollte mich eigentlich nicht zu erkennen geben. Die Prahlereien des Bartkratzers brachten mich aber ſo in Harniſch, daß ich das Maul nicht halten konnte, ſondern losfahren mußte, wie ein wilder Bö.“

„Halten zu Gnaden, gnädiger Herr Kapitän,“ erlaubte ſich jetzt Meiſter Brondlov einzureden, „es giebt gewiſſe Dinge in der Welt, die allerdings und unbeſtreitbar zwei Namen haben, einen guten und einen ſchlechten, einen manierlichen und einen ungeſtalteten; aber ich meines Theils halte dafür und ſtehe nicht an, Euch mit geziemender höflicher Beſcheidenheit darauf aufmerkſam zu machen, ſintemal ich doch einige zwanzig Jahre mehr zähle als Ihr, und Ihr zwar ein ſehr berühmter und tapferer Seekapitän, aber doch höchſtens erſt dreißig Jahre alt ſeid, und ich demnach nicht zu verſtoßen fürchte, ſo ich mir ſolches erlaube — ja, was wollt ich doch ſagen? — richtig! ich ſprach von ſothanen zwei Namen und meinte, es ſei beſſer und anſtändiger, einem feinen Manne auch ziemender, den ſchönen, feinen, höflichen, manierlichen Namen zu gebrauchen. Dann giebt es auch noch andere Gründe, das Wort Bartkratzer für ſchlecht und verwerflich zu finden; denn bedenkt ſelbſt —“

„Erzählt uns, Kapitän Norcroß!“ rief Flarmann durch das Lachen der Uebrigen hindurch und Meiſter Brondlov — der es gar nicht anders gewohnt war, als unterbrochen zu werden und deshalb ſicherlich, ſprach er einmal, nicht eher ſchwieg, als bis ſich einer ſeiner Gäſte ſeiner erbarmte und ihn unterbrach, — Meiſter Brondlov ſchwieg mit einem ſelbſtzufriedenen Lächeln und horchte der Erzählung ſeines Landsmanns und einſt prätendirten Schwiegerſohns zu.

Mitten in des Kaperkapitäns Bericht ſeiner letzten Schickſale wurde die Thüre geöffnet und Juel Swale trat haſtig herein. Ohne ſich umzuſchauen, eilte er, ſchnell athmend, auf Flarmann zu und ſagte: „Kapitän, ſchon zwei königliche Boten haben Euch geſucht, der eine in Eurer Wohnung, der andere im Hafen auf dem Schiffe; Ihr ſollt ſo eilig als möglich zu des Königs Majeſtät kommen.“

„Da haben wir's,“ ſagte Flarmann verdrießlich. „Doch wird des Königs Majeſtät wohl warten, bis ich komme.“

Alle ſchwiegen, erſtaunt über dieſe unvorſichtige Aeußerung in einem öffentlichen Wirthshauſe, und Brondlov ſchnitt ſonderbar bedenkliche Geſichter dazu.“

Courtin, an deſſen Seite Juel getreten war, deutete jetzt ſtill mit dem Finger auf Norcroß, um den Schiffsjungen auf denſelben aufmerkſam zu machen. Juel warf ſeine Augen auf das Geſicht des bezeichneten Matroſen, ſtarrte ihn einen Augenblick lang unbeweglich an und

ſtürzte dann mit jener gewaltigen und hinreißenden Aeußerung des Affects, wie man ſie bei allen unverdorbenen Naturkindern trifft, gleich einem aus dem Hinterhalte auf ſeine Beute losbrechenden Tieger, auf Norcroß, warf ſich mit einem unarticulirtem Geheul zu den Füßen deſſelben, umſchlang krampfhaft mit beiden Armen die Knie des Kapitän, drückte ſein blühendes Geſicht in deſſen Schooß, ſprang dann wieder auf, klammerte ſich an Norcroß's Hals, küßte ihn auf die Stirn und Wangen und gab ihm, ſobald das Uebermaaß der Freude ihm nur erſt wieder den Gebrauch der Sprache verſtattete, die zärtlichſten Namen. Alle Anweſenden ſahen gerührt dieſem Schauſpiele zu und Flaxmann trocknete ſich die Thränen.

„Mein lieber, herziger Junge!“ rief Norcroß, „wie haſt Du gelebt? Bei welchem Kapitän dienſt Du?“

„Hier bei Kapitän Flaxmann; er hat an mir gehandelt, wie ein Vater, ich hab' ihn auch recht lieb, aber Euch, Kapitän, hab' ich doch lieber. Ihr fahrt doch bald wieder hinaus und nehmt mich mit? Nicht wahr? — Ach, aber mein lieber Brüllochſe liegt an der jütländiſchen Küſte tief in Meeres Grund. Aus ihm werd' ich keinen Kugelregen mehr auf die däniſchen Kartenhäuſer und Waſſerſchachteln hinausſchießen können.“ Und von der höchſten Freude ſchnell bis zur größten Trauer über den Verluſt ſeiner Kanone übergehend, begann der Junge, von den Schmerzen der Erinnerung gequält, laut zu weinen.

„Tröſte Dich doch, mein Junge!“ beſänftigte Norcroß ſeinen Jammer. „Du ſollſt auf dem neuen Schiffe, welches des Königs Gnade mir zuertheilen wird, die größte Kanone bekommen. Oder ich will Dir zum Troſte, zur Freude und zur Belohnung Deiner Liebe, Treue und gewiſſenhaften Dienſte einen andern Vorſchlag thun. Ich werde morgen mit des Königs Majeſtät reden und denſelben erſuchen, Dir für mein neues Schiff eine beſonders große Kanone gießen zu laſſen, und zwar mit Deinem Namen, durch erhabene Buchſtaben ausgedrückt, ſoll ſie benannt werden: Juel Swale Donnerſchütz. Biſt Du das zufrieden, Junge?“

„Juel Swale Donnerſchütz!“ rief der Burſche überraſcht und ſchlug die Hände zuſammen. Und ein Guß Freudenthränen folgte auf die Thränen des Schmerzes und außer ſich tanzte er durch die Stube und umarmte Alle, ſelbſt Meiſter Brondlov, der ſich mit Armen und Beinen dagegen ſträubte.

„Nun brauch' ich auch nicht nach Seeland zu reiſen, um mir den Kapitän zu befreien!“ jubelte der Junge und Flarmann erzählte Norcroß, daß ſeine Frau den Jungen habe nach Kopenhagen als Spion ſchicken wollen, um ihn aufzuſuchen oder ſichere Nachrichten von ihm einzubringen.“

„Das treffliche Weib! Wie wenig hab' ich ihre Tugend beachtet!“ ſagte Norcroß und erhob ſich. „Es iſt Zeit, daß ich gehe und mir ihre Verzeihung erflehe. Morgen ein Mehres! Gute Nacht, Juel! Stelle Dich

morgen bald bei mir ein.“ Brondlov machte ſeine Kratzfüße und Norcroß und Flarmann gingen Arm in Arm, der Letztere auf des Königs Hofburg, um neue Beſtimmungen über ſein verworrenes Schickſal zu vernehmen, der Erſtere, um in den ſtillen Tempel häuslicher ehelicher Liebe einzutreten, worin er bis jetzt noch ein Fremdling war. Und mit lautem Herzklopfen trat er die Stiege, die zu Dina's Wohnung führte; leiſe öffnete er die Thüre, ſein Athem ſtockte faſt, mit einer Leuchte kam ſie ihm entgegen, die Strahlen des Lichts fielen in ſein Geſicht; ſie ſchrie laut auf, die Leuchte entſank ihrer Hand und Norcroß hielt ſein Weib im Arme.

Viertes Capitel.

Einige Tage nach der Heimkehr des Kapitäns Mercroß beſchenkte ihn ſeine glückliche Gattin mit einem Sohne. Das Glück, welchem der raſtloſe Seefahrer lange vergeblich nachgejagt hatte, ſchien endlich freiwillig bei ihm eingekehrt zu ſein, aber nicht in ſeinem ſchwanken Schiffe, womit er es verfolgt hatte durch die Meere, und das nun hinabgeſunken war in die tiefe Nacht der Gewäſſer, ſondern in ſeinem feſten Hauſe, das er geflohen und verachtet, und wo er nimmermehr den ſehnlichſt gewünſchten Gaſt zu empfangen erwartet hatte. Und da ſaß er nun plötzlich als eine freundlich-lächelnde Frau, die die ſelig-zufriedene Kindbetterin wartete und pflegte, die den Säugling wiegte und den verwandelten Freibeuter ſorgſam als Magd bediente. Dina's Augen glängten von Wonne und der Thau des Gefühls perlte von ihren Wimpern und zerſchmolz vor ihres Gatten freundlichen Blicken, wie der Tropfen auf den Blätterſpitzen der Blume, wenn die Sonne ſie anlächelt. Und wenn er ihr nun wohl gar eine Bitte um Verzeihung hören ließ, die unwillkührlich aus ſeinem gerührten Herzen aufſtieg, dann deutete ſie

mit unendlicher Mutterluſt auf den Knaben an ihrer Seite und ſprach: „Du haſt mich unausſprechlich glücklich gemacht. Ein Blick ſo aus Deinen Augen, und wie Du mich noch nicht angeblickt haſt, ein ſolcher Blick wiegt Alles auf, was ich je von der Sehnſucht nach Dir erduldete.“

„Großer Gott!“ rief dann Norcreß wohl aus, „und einen ſolchen Engel konnte ich fliehen und verkennen! Ein böſer Zauber hat über mir gelegen.“ Und dazu wandelte er, zuweilen gar den Säugling auf dem Arme, in bequemer Haustracht durch die Gemächer ſeiner Wohnung und ließ die freundliche Juniſonne hereinſcheinen. Wer wohl hätte in dieſem Hausvater den kühnen Kaperkapitän, den allgefürchteten Freibeuter, John Norcreß, wieder erkannt, von deſſen Gewaltthaten die Wellen der Nord- und Oſtſee und die Ufer von acht Ländern, jedes in anderer Zunge, zu reden wußten? Aber wenn er ſo ſprach und das gute, ſanfte Weib hatte die Augen zum Schlummer geſchloſſen und beſtreifte ſein ſonnverbranntes Geſicht nicht mit ihren ſüßen Blicken, umſpann ihn nicht mit dem holdſeligen Lächeln ihres Mundes, dann war's ihm nicht ſelten, als ſteige im tiefſten Hintergrunde ſeiner Seele ein ernſtes, würdiges Frauenbild empor, welches ſich zur Gigantin erhob und ſich für die böſe Beſchuldigung, daß ſie eine Zauberin geweſen, die ihn umgarnt und verderbt, an ihm zu rächen verhieß. Er ſchloß die Augen mit unheimlichem Grauen und ſah das Nebelbild ſich verdichten, und wußte wohl, wer es war. Dann ſang auch eine Stimme

in ſeiner Seele an, laut und lauter zu reden, die ſprach: „Du ſchwacher, thörichter Menſch, iſt denn das Glück, welches Du jetzt genießeſt, wirklich jene hohe, lebensſprudelnde Wonne des Daſeins, nach der Du von Jugend auf gerungen, und die Dir aus Friederikens feuerſtrahlendem Auge in hoher Fülle ſeliger Gewährung entgegenſprang? Nennſt Du, Undankbarer, die Licht- und Silberblicke Deines Lebens böſen Zauber? Verdammſt Du, Thörichter, jene Tage, wo der Himmel über Deinem Haupte aufriß und Dir in die Glorie des reinſten Glanzes zu ſchauen vergönnt war, als das Meer unter Dir erglühte vom Widerſchein jener Himmelsblicke, als die Erde unter Deinen Füßen Dir ihre duftendſten Blumen aufpreſſen ließ, und die Liebe eines Genius der Erde Dir einen Kranz davon um Deine Schläfe wand, den Du, Unſinniger, für das Zauberneß einer argen Fee hältſt in Deiner jetzigen Verblendung? Iſt denn dieſe träge Ruhe das Glück, nach welchem Du geizteſt? Das hätteſt Du früher haben können und mit billigern Mitteln. Iſt denn dieſe ſpießbürgerliche Hausvaterſchaft das letzte Ziel Deiner kühnen Fahrten geweſen? Haſt Du darum Todesblitze um Dich geſchleudert, um endlich als ein glücklicher Ehemann Deine Nachkommenſchaft auf den Armen herumzutragen und in den Schlaf zu wiegen? Iſt Dein Name auf dem Meere furchtbar geworden, daß er nun Deinem Söhnlein als Popanz diene, um ihm das Weinen zu vertreiben? Und iſt denn jener ſanfte Engel, jenes gute, liebevolle Weib, iſt es denn wirklich ver-

mögend, Dir Dein Herz auszufüllen, das große, weite, stürmische Herz? Dir Deine Welt zu beleben, Deine Wünsche zu stillen, die Flamme Deines Geistes mit Gegenflamme zu umflackern? Ach, Nerreß, Du hast die Flamme gedämpft, aber sie wird bald um so riesiger hervorbrechen; Du betrügst Dich mit dem eitlen Scheine des Glücks; dies Glück kann Deine Brust nicht lange ertragen. Schon fängt es an, in Dir zu sieden und zu gähren; es wird losbrechen. Nerreß, dies sanfte Weib versteht Dich nicht. Ach, die Flammenbilder, strahlende Geburten Deiner wildtobenden Phantasie, werden von ihr für die stillen Glanzlichter süßer Gefühle gehalten. Sie kennt Dich nicht. Auf diesem Vulkane ruht die holde Schäferin und hält ihn für einen Blumenhügel und freut sich des üppigen Grases für ihre Lämmer. Wehe! Wehe! Ich hör' es brausen in seinen Tiefen; sie kennt diese Laute nicht; es steigt, es flammt, es bebt. Der Tag muß kommen, wo die Lavaglut, hochaufgewirbelt aus dem schwarzen Krater, über ihr unschuldiges Haupt als ein verzehrender Feuerstrom herniederbrechen und sie, die Aermste, vernichten wird! — Ach! ach! Schon beginnt der alte Gram an meiner Seele zu nagen. Fort! fort! Ich muß ihn in des Meeres schwellenden Fluthen ersäufen." Also sprach die Stimme in dem Armen, also sprach er selbst, und geschreckt von den Wirrbildern seiner Phantasie, floh er mit einem Schreckensschrei zu Dina's Bette, wie unter den Schutz einer hilfspendenden Aegide. Und das liebe Weib schlug die blauen Augen auf und

ſchaute ihn ſo verklärt an, daß der Friede wie ein Honigſtrom daraus in ſeine wunde Seele floß und er bald alle die ſchwarzen Gedanken vergeſſen hatte, und nicht mehr dran dachte, unglücklich zu ſein, ſondern von den Armen der Huldin umſchlungen, ſich ſelig pries.

Auf dieſe Weiſe waren ſchon mehre Wochen vergangen; Nennoſ ſchien ſich ganz der Pflege ſeiner Wächterin zu widmen, aber jene wahnende Stimme wurden heftiger und wiederholten ſich öfter, obgleich er tief in der Bruſt verſchloß, was ſie ihm zuflüſterten; ſie waren wie zudringliche Gläubiger; was er auch beginnen mochte, ſie zu verſcheuchen, ſie kamen, ſie ſchlichen ſich durch die kleinſten Ritze ſeiner Sinne in die Seele. Nur Dina's gemüthliche Stimme, nur ihre ſeelenvollen Augen konnten ſie verbannen; wenn ſie um ihn webte und ſchaffte in ſtiller, traulicher Wirkſamkeit, dann fühlte er ſich frei und leicht, und er ſah oft mit namenloſer Angſt zu ihr, aber wenn er einige Tage in ihrer Nähe verweilt hatte, dann ſchwand er ſich plötzlich von ihr hinweg, dann ergriff ihn ein höherer Geiſt, er gewahrte ſich wie Herkules im Dienſte der Omphale, er rannte fort und in ſeinen wüſten Kopf gegen die nächtlichen Geiſter, die ihn zum Licht treiben wollten, in Schauern ein. Das waren die beiden Seelen, die in ſeiner Bruſt kämpften; die eine leitete ihn zur ſtillen, gemüthlichen Ruhe, zum freundlichen Frieden des Hauſes, die andere wollte ihn auf Abenteuern forttragen in Kampf und Streit, in Sturm und Wetter, in wilde Luſt der

Bewegung, in das fiberische Toben der Kräfte, fort zu den schimmernden Palästen der Unsterblichkeit.

Obgleich Norcroß schon mehrmals bei dem Könige Audienz gehabt hatte, so war doch bis jetzt noch nicht viel von der Zukunft die Rede gewesen, sondern allein von der Gegenwart und Vergangenheit. Der Kapitän hatte dem Könige genauen und ausführlichen Bericht über seine Fahrten in Frankreich und Dänemark abstatten müssen, und der König ihm manches Zeichen seiner Gnade ertheilt. Norcroß selbst hatte noch keinen Fuß wieder in den Hafen gesetzt, und selten wieder daran gedacht, bald ein neues Schiff zu besitzen. Da sandte der König an dem Tage, wo Dina ihr Neugebornes dem Herrn zur Weihe darbrachte, ein kostbares Geschenk, auch der Feldmarschall Mörner beschenkte seine Base, so wie der Gouverneur Godenhielm, und der Erste ließ dabei verlauten, daß der König eine besondere Affectation für Norcroß gefaßt habe, demselben sehr wohl wolle und mit seiner Gnade vor allen Andern bedenken werde.

Als Norcroß am folgenden Tage sich bei dem Könige melden ließ, um seinen Dank abzustatten, kam ihm der Monarch freundlicher entgegen, als seine ernste Natur gewöhnlich zuließ, und nachdem der Kapitän seinen unterthänigsten Dank in geziemenden Worten ausgesprochen hatte, versetzte Karl huldreich: „Es war ja nur eine Kleinigkeit, Kapitän, und allein für Eure Hausfrau bestimmt. Und nun wißt Ihr doch, daß ich die Männer lieber mag, als die Weiber, und deshalb den brauchbaren

Männern auch lieber viel gebe, als den unbewährten Weibern wenig. Daraus mögt Ihr abnehmen, was ich wohl für Euch bestimmt haben möge."

„Da Ew. Majestät wünschen, daß ich rathen soll, ei nun, so bin ich des Glaubens, Sie haben mir ein neues Schiff bauen lassen, damit ich meinen alten Gesellen vergessen soll."

„Falsch geschossen. Das Schiff mögt Ihr Euch selbst bauen lassen nach Eurer eigenen Vorschrift. Laßt's Euch vom untersten Querholz bis Kiel bis zur äußersten Spitze neu herrichten, laßt Euch die Kanonen dazu gießen! Ihr sollt freien Willen haben. Aber Männer wie Euch, weiß der König von Schweden besser zu belohnen. Kapitän Nerreth, Ihr habt in den drei Jahren, die Ihr in meinen Diensten steht, der Krone Schweden ein unvermögliches Kapital eingebracht. Keiner von meinen Kapern und Commißionären hat so viel Prisen in meine Häfen geschickt, als Ihr — was sag' ich! Keiner den vierten Theil so viel. Ihr habt der schwedischen Flagge Respect verschafft in unsern Nachbarmeeren, und Eures Namen kennt man von der obersten Spitze von Finnmark an bis zum fernen atlantischen Ocean hinab; aber ich allein hab' Euch erprobt als einen braven, für meine Person und meine Sache gänzlich parteiten Mann, und was auch Eure Neider und heimlichen Feinde sagen mögen, ich weiß Euch zu schätzen, Kapitän Nerreth. Von heute an steht meine Schatzkammer Euch offen; zieht auf meinen Schatzmeister so viel Ihr zu Eurem Planen

braucht und um als ein Mann zu leben, den der König von Schweden seinen Freund nennt. Wenn das Jahr um ist, mögt Ihr mir Rechnung ablegen."

„Ich werde Ew. Majestät unbeschränktes Vertrauen zu rechtfertigen suchen."

„Das weiß ich, Kapitän. Dann will ich Euch ferner freigestellt sein lassen, ob Ihr fernerhin als Kaper die Meere durchstreifen, oder in meine Admiralität eintreten wollt. Ihr habt Euch durch Tapferkeit und Anhänglichkeit schon lange einen guten Platz in derselben verdient, und eine Commandostelle soll Euch nicht entgehen. Wählt, was wollt Ihr thun?"

In Norcroß begann in diesem Augenblicke ein heftiger Kampf. Plötzlich öffnete sich ihm die Aussicht auf ein Leben voll Ruhe und Bequemlichkeit. Als Mitglied der Admiralität konnte er das ganze Jahr über in Stockholm bleiben, die Freuden der Hauptstadt in steter Gesellschaft seines Weibes genießen, konnte sich, von des Königs Huld so reichlich bedacht, ein Landgut in der Nähe der Residenz kaufen, und seine Tage ohne Sorge und Bekümmerniß zubringen. Diese freundlichen Bilder führte der Geist des Friedens in seiner Brust rasch an seinem innern Auge in hellem Farbenglanze vorüber, aber der Geist der Bewegung, der wahrhaftige Lebensgeist, der die Welt erhält und alles Große erzeugt, überflügelte die freundlich beleuchteten Bilder mit seinen Flammengemälden der Schlachten, der Stürme, des ewig bewegten Meeres, seines

einzigen und wahren Abbildes auf Erden. Und er hörte im Geiste dem Donner der Kanonen, das Geräusch der Wellen, das Brüllen der Brandung, er sah Seeland aus den stürmischen Gewässern emporsteigen und ein herrlichst Weib an seiner Küste stehen, das ihm winkte und rief: Komm, ich bin ja endlich doch noch Deiner Kämpfe Preis! Da sprach er zum Könige:

„Auch diese Gnade werde ich mit Freuden annehmen, großmächtigster König und Herr, wenn Ew. Majestät einen förmlichen Seekrieg mit Dänemark und England beginnen. Dann giebt es zu thun für mich. So lange dies aber nicht der Fall ist, mögen Sie mir erlauben, noch wie vor auf die Kaperei auszuziehen. Ich kann die Ruhe und Behaglichkeit nicht wohl ertragen; die sechs Wochen, welche ich nun schon hier auf der faulen Haut gelegen habe, sind mir eine verhaßte Ewigkeit geworden."

„Recht so!" versetzte der König und schlug den Kapitän auf die Achsel, welches jedesmal ein Zeichen seiner höchsten Gnade war. „Ihr seid gerade wie ich, und deshalb mag ich Euch auch so gerne. Man muß mit dem Pfunde wuchern, was man erhalten hat. Nun, zum Seekrieg denk ich, dürfen wir nicht viel Zeit mehr kaufen. Ich stehe scharf mit England, und Dänemark soll diesen Herbst noch an mich denken. Habt Ihr mit Götz gesprochen?"

„Als der Herr Baron zum letztenmal von der Insel Hven hier war, hatte er kaum Zeit, meine gehorsamste

Aufwartung anzunehmen. Er konnte mir nur wenig Worte ſchenken.“

„Er hatte große Eile. Doch wird er Euch geſagt haben, daß wir Norwegen durchaus noch haben müſſen, eh' dies Jahr herum iſt. Zuerſt ſoll mir Frederikshald dran; es iſt der Schlüſſel zu Norwegen. Und eben laſſe ich Thrandjem erobern. Hab' ich's ſo von beiden Seiten, ſo entgeht mir kein Zoll breit Land. Mit dem Frühjahr wird der Seekrieg beginnen; denn der hannöverſche Churfürſt wird ſeinen in Gott geliebten Bruder, Schelm von Dänemark, beiſtehen. Nun, bis dahin könnt Ihr noch manchen guten Fang machen.“

„Ich denke doch, das Glück wird nicht an meiner Fregatte, ſondern an meiner Perſon haften. Und iſt's nicht mit dem wackern Schiff in Meeresgrund gefallen, ſo ſoll Ew. Majeſtät auch ferner mit mir zufrieden ſein.“

„Ihr wißt, wie ich dem engliſchen Geſandten heimgeleuchtet habe. Mir ſolche Anträge zu machen! Ich will, daß Jacob Stuart König von England werde, und es ſoll geſchehen. Ich habe ſeit der engländiſchen Unhöflichkeit Befehl gegeben, alle Schiffe mit der großbritanniſchen Flagge wegzunehmen. Iſt das nicht eine Prahlerei und Großthuerei: Großbritannien! Als wenn's mit England und Schottland ſchlechtweg nicht auch abgemacht wäre! Nun, wir wollen's ihnen vertreiben, Jacob der Dritte ſoll wieder König von England und Schottland heißen.“

„Dadurch werden Ew. Majeſtät Dero Verdienſten die Krone aufſetzen.“

„Alſo nehmt mir die engländiſche Flagge auf's Korn, Kapitän. Auf Euch rechne ich am meiſten. Sagt doch, was haltet Ihr von Kapitän Flarmann? Er iſt Euer Landsmann und Ihr kennt ihn ſchon lange. Wie iſt mir doch, habt Ihr ihn nicht nach Stockholm gebracht?“

„So iſt's, Ew. Majeſtät zu dienen.“

„Er war früher Major als Sohn des Lords Palmeſtone. Er hat gute Gründe, dieſen Namen zu haſſen. Ich verdenk' ihn nicht darum, daß er den Namen Flarmann in meinen Dienſten führt. Wißt Ihr etwas vom Geheimniſſe ſeiner Geburt?“

„Ich habe nicht die Ehre. Zwar hat mich Lord Palmeſtone mit ſeiner Freundſchaft, nie aber mit ſeinem unbeſchränkten Vertrauen beehrt, und ich fand es nicht für anſtändig, dasjenige von ihm zu erbitten, was er mir aus eigenem Antriebe verſagte.“

„Ihr thatet wohl daran, Kapitän. Glaubt Ihr wohl, daß er zum Seedienſt taugt?“

„Ew. Majeſtät darf ich meine wahre Meinung nicht verhehlen; Kapitän Flarmann iſt einer der edelſten Menſchen, die ich jemals näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe; er beſitzt ſehr viel Tugenden, und unter dieſen ſtrahlt die Tugend der Tapferkeit hervor. Ich könnte Ew. Majeſtät glänzende Beweiſe davon erzählen. Aber deſſen ohngeachtet paßt Kapitän

Flaxmann nicht zum Kriegsdienſt, weder zu Lande noch zu Waſſer, weder als Führer eines Linienſchiffes noch als der eines freien Kaperſchiffes, als Kapitän froher, tapfrer Jungen, die Kopf und Herz auf dem rechten Flecke haben, übrigens aber von der Welt nicht viel halten."

„Ihr mögt recht haben, aber woran fehlt's bei Eurem Landsmanne? Er iſt ja ſogar Euer Schüler im freien Seeweſen und mit Euch zuerſt auf die Kaperei ausgezogen."

„Es liegt wohl im Charakter des Kapitäns. Und wenn man auch lange mit ihm umgeht, man lernt ihn nie recht kennen und begreifen; denn was er heute liebt, verabſcheut er morgen, was er heute mit einer excentriſchen Begeiſterung erfaßt, daran geht er morgen kalt vorüber, und was ihm heute gleichgültig iſt, dafür raſet er andere Tage. Dabei beſitzt er eine Menge ungewöhnlicher Kenntniſſe, in denen er manchmal mit Liebe und Luſt arbeitet, die er aber dann wieder verachtet und liegen läßt. So hat er zu ſeinem Vergnügen und aus Wißbegierde Medizin ſtudirt, und ſich beſonders auf das Studium der Natur und ihrer Heilkräfte gelegt, ſo daß er Manches weiß, was unſern praktiſchen Aerzten fehlen dürfte; aber er wird es nie dazu bringen, ſeine Kenntniſſe zu irgend Jemandes Nutzen und Frommen anzuwenden. Ich habe ihn wohl, wenn er andre Sachen treiben ſollte, Tage lang botaniſiren gehen ſehen, aber wenn es darauf ankam, die Heilkraft

einer Pflanze zu bewähren, ſtudirte er Mathematik oder lief wie ein Verrückter umher. So thut er faſt nie, was er ſoll, iſt bei keinem Dinge mit ganzer Seele und zürnt dazu ewig mit ſeinem Schickſale."

„Ja, ja," verſetzte der König, „dieſe Unbeſtändigkeit des Charakters iſt ein Familienfehler in ſeinem Geſchlecht, vom Vater auf den Sohn vererbt; daran erkenn' ich ihn. Nun, wir müſſen ihn ſchon dabei laſſen, wozu er die größte Luſt hat, und ihn anders beſchäftigen, wenn er will."

„Dies können Ew. Majeſtät auch getroſt; denn ſein treuer Diener, Freund und Rathgeber, der Bootsmann Courtin, iſt ein geſchickter Seemann und führet das Schiff gut. Harmann hat ihm Alles übergeben und giebt nur den Namen her."

„Ich dank' Euch für Eure Mittheilungen, Kapitän," ſagte der König herablaſſend und winkte zum Abſchied mit der Hand. „Gott befohlen!"

Norcroß hatte nun wieder einen Gegenſtand für ſeine Thätigkeit, und der raſche Eifer, womit er ſich von Neuem zu regen begann, war ganz dazu geeignet, ihn weder den verſuchenden Geiſtern zu übergeben, noch jener troſtloſen Schlaffheit, die ihn im Umgange ſeines Weibes allmälig zu bedrohen begonnen hatte. Schnell traf er Anſtalten zum Bau eines neuen Schiffes, und ſetzte Zimmerleute, Weber, Schmiede und Stückgießer in Bewegung, indem er von einem zum andern lief, Alles ſelbſt anordnete, verbeſſerte, nachhalf; und oft ſah

man den König oder den Grafen Mörner, den General Armfeld oder den Baron Görz, wenn dieser von Aland zugegen war, oder andre der vornehmſten Herren vom Hofe und vom Militär mit ihm auf den Werften und in den Stückgießereien freundſchaftlich ſtehen, gehen und verkehren.

Norcroß galt zu dieſer Zeit ſchon allgemein für einen Günſtling des Königs, und da man wußte, daß er, beim Beginn des Seekriegs gegen Dänemark, in die Admiralität treten würde, ſo zweifelte Niemand daran, ihn in Jahr und Tag als Schout-by-Nacht oder Vice-Admiral zu ſehen, und wenn dieſe Meinung auf der einen Seite ihn mit kriechenden Schmeichlern umgab, ſo ſammelte auf der andern der Neid, einen Ausländer ſo bevorzugt zu ſehen, nur um ſo ſtärkeres Gift, um es bei ſchicklicher Gelegenheit über ihn zu gießen.

Schon damals beſtand die Partei, wenn auch in ihrer Tendenz und in ihren Nebenabſichten noch nicht ſo ausgebildet, wie fünf Monate ſpäter, aber ihrem Hauptzweck nach, die abſolute Macht des Königthums nämlich, ſeit Karl den Elften in Schweden beſtehend, zu ſtürzen und dem Reichsrathe, oder vielmehr der mächtigen Ariſtokratie des Reichs, die erſehnte Gewalt wieder in die Hände zu ſpielen. Karl der Zwölfte hielt die Großen ſeines Reichs mit der eiſernen Zuchtruthe ſeines Willens in den Schranken ihrer Ohnmacht zurück; dies empörte die reichen Adelsgeſchlechter, welche ſonſt Theil an der Regierung des Landes gehabt hatten,

und in ihren geſelligen Kreiſen wurde oft der frühere Zuſtand der Dinge von ihnen zurückgewünſcht. Dieſe Gemüthsrichtung blieb dem Könige nicht unbekannt, er aber, auf ſeine abſolute Macht und eigne Kraft vertrauend, kümmerte ſich nicht darum, und da ihm der talentvolle Kopf willkommen war, er mochte ein Ausländer oder geborner Schwede ſein, ſo wurden gar oft gute Stellen mit Ausländern beſetzt, ja, um die ihm verhaßte Eiferſucht des hohen Adels zu demüthigen, waren es nur Ausländer, die er die letzten Jahre über mit ſeinem Vertrauen beehrt hatte. Unter dieſen ſtand der geniale Schlitz von Görz oben an, ein Mann von ungeheuren Talenten und ganz der vertrauten Freundſchaft eines ſolchen Königs würdig.

Und gleichſam um ſeinem hohen Adel zu zeigen, daß es gar nicht der Bedienſtung in Schweden bedürfe, um in Schweden Alles zu ſein, ſondern allein des Willens, des Vertrauens des Königs, hatte er ſeinem Freunde Görz keine Miniſterſtelle ertheilt; Görz war und blieb Ausländer und doch lagen in ſeiner Hand die Zügel des Reichs, doch war er der allmächtige Lenker des Staats. Ein ähnliches Verhältniß fand mit dem Grafen von der Natte ſtatt. Und eben ſo ſchien es mit dem Freibeuter John Norcroß werden zu wollen. Man ſah in Schweden allgemein ein, daß der Friede mit Rußland ganz allein Görzens Werk war, man begriff, daß, wenn die Unterhandlungen auf der Inſel Aland das von Görz erwünſchte, für Schwe-

den höchſt günſtige Ende erreichten, Karl der Zwölfte, in Verbindung mit dem Zaar Peter, die zwei größten Fürſtengeiſter ihres Jahrhunderts im Verein, allen ſeinen Feinden furchtbar werden müſſe. Es war vorauszuſehen, daß, wenn dieſe gewaltige Naturen vereint nach einem Zweck hinſtreben würden, Dänemark verloren ſei und Georg der Erſte am längſten die großbritanniſche Krone getragen habe. Wer ſollte dann Damm ſein einer ſo ungeheuren Macht, von zwei ſo ungeheuren Geiſtern angeführet? Das kleine Dänemark? Seeland war ſogleich von einer ruſſiſchen Seemacht verſchlungen, Norwegen von Schweden beſetzt. Großbritannien? Die wilden Schotten waren Alle noch mit Leib und Seele dem vertriebenen Hauſe Stuart ergeben, welches einſt in ihren Bergen aufgeblüht, geglänzt und von ihnen aus nach England gezogen war. In England ſelbſt kannte man eine große Menge Anhänger der Stuarts, es war auf alle Torys zu rechnen; Irland wünſchte einen katholiſchen König. Es war alſo nichts gewiſſer, als daß bei Annäherung einer großen ſchwediſch-ruſſiſchen Macht der Sturz der beſtehenden Regierung ſogleich im Lande ſelbſt vollführet werden würde. Frankreich aber war durch die unſinnigen Kriege ſeines großen Ludwigs gänzlich erſchöpft, es konnte kaum in Betracht kommen, da auch der Herzog-Regent kein Mann von Charakterſtärke war. Alberoni's Feindſeligkeit in Spanien gegen Frankreich und England kündigte ſich ſchon von ſelbſt als einverſtanden mit des

Schwedenkönigs Planen an; um die im utrechter Frieden verlornen ſpaniſchen Nebenländer wieder zu gewinnen, um die verhaßte Quadrupelallianz Frankreichs, Großbritanniens und des deutſchen Reichs (auf Hollands Beitritt war gerechnet), welche ſeinen Plänen entgegenarbeitete, zu zerſtören, verſtand es ſich von ſelbſt, daß er mit Rußland und Schweden gemeinſchaftliche Sache machte, und den letzten Sproß der Stuarts nach Kräften unterſtützte, damit derſelbe den Thron ſeiner Väter wieder beſteige. Das deutſche Reich, endlich, oder vielmehr das Haus Oeſtreich in Kaiſer Karl VI. an deſſen Spitze, war durch den bis zum Juli dieſes Jahres fortgeſetzten Türkenkrieg ſehr geſchwächt und konnte unmöglich irgend einen Widerſtand von Bedeutung leiſten.

So ſchien es denn, als könne der Ausführung des großen Plans Görzens nichts mehr hinderlich ſein. Die Partei des hohen ſchwediſchen Reichsadels ſah mit Zittern dem Augenblicke entgegen, wo Görz und ſein Anhang zur Belohnung vom Könige alle hohen Stellen erhalten, wo der ſchwediſche Adel ganz zurückgeſetzt, wo ſein Glanz völlig erloſchen und auch nicht einmal der Schatten ſeiner ehemaligen Macht im Reichsrath verbleiben würde. Es konnte nicht fehlen, daß dieſe Stimmung der ſchwediſchen Großen in den Kabinetten von Windſor und Verſailles bekannt wurde, und daß, als Rückwirkung, franzöſiſche und engliſche Spione das ſtillglimmende Feuer in Schweden anzublaſen bemüht waren.

An der Spitze der antigörzischen Partei stand ein Graf Horn, durch vielfache Talente ausgezeichnet, aber vom Könige zurückgesetzt; es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß des Königs jüngere Schwester Ulrike Eleonore und deren Gemahl, der Prinz Friedrich von Hessen-Cassel, vom deutschen Kaiser gewonnen, eigentlich die Häupter der Unzufriedenen waren, und wenn auch nicht selbst handelten, doch handeln ließen.

Eingehüllt in den dichtesten Schleier des Geheimnisses waren übrigens die Berathungen dieser Partei schon eine Zeitlang gehalten worden, während eben so lange, eben so geheim und mit derselben Regsamkeit von der andern, der görzischen Partei, der schwedisch-russische Friede zu Aland betrieben wurde.

Norcroß's auftauchendes Gestirn that durch seinen scharfen Glanz den Augen der schwedischen hohen Adeligen weh; obgleich sie den König haßten, so gönnten sie doch dem Engländer seine Gunst nicht. Es wurden daher allerlei Versuche gemacht, ihn aus dieser Gunst zu verdrängen und zu stürzen.

Seit der Kaperkapitän mit seinem neuen Schiffbau beschäftigt war, bemerkte er oft einen Mann in seiner Nähe, bald auf den Werften, bald im Hafen, bald an andern öffentlichen Orten, der augenscheinlich seinen nähern Umgang suchte. Es war dies ein deutscher Edelmann, Namens von Wollstrupp und mit dem Prinzen Friedrich von Hessen-Cassel als Kammerherr nach Stockholm gekommen. Dieser Mann war Norcroß nicht

unbekannt; er war früher oft mit ihm in Gesellschaft gewesen und hatte sogar bei seiner Werbung um Fräulein Dina von Broke einen Nebenbuhler in ihm gesehen, späterhin ihn aber wenig mehr beachtet.

Wollstrupp war ein sehr feingebildeter Mann, hatte seine Studien mit gutem Erfolge absolvirt, hatte dem deutschen Reiche als Infanteriehauptmann mit Auszeichnung gedient und verfolgte mit eben so gutem Glück die schlüpfrige Hofbahn. In seinem geglätteten Wesen, in seiner gewandten, schmiegsamen Aalsnatur lag aber etwas für Norcroß Unleidliches, und so kam es auch, daß er ziemlich kalt gegen die Freundschaftsbewerbungen des deutschen Kammerherrn blieb. Inzwischen, wie dies oft zu geschehen pflegt, die Gewohnheit überschüttet und ebnet die ersten Eindrücke, und wen man täglich sieht, wird einem endlich leidlich, wenn er nur einige angenehme Seiten hat. Und dieser hatte Wollstrupp sehr viele; er war sehr unterrichtet und bewandert, sprach mit liebenswürdiger Eleganz, konnte Tage lang unterhalten, ohne daß man die mindeste Langeweile verspürte, und fällte in den meisten zweifelhaften Dingen ein scharfes, richtiges Urtheil.

Norcroß bemerkte einigemale, daß der Kammerherr sich in seinen Ansichten über die Politik des Tages der Quadrupel-Allianz geneigt zeigte, doch machte er sich daraus nichts, und that, als überhöre er dergleichen Aeußerungen ganz. Allmählig mußte er aber die alten Geschichten immer und stets wieder hören von der Un-

ächtheit des Prätendenten, von dem Verderben, in welches Karl XII. das Schwedenreich durch seine ungeheuren meist unglücklichen Kriege gestürzt habe, von den wohlmeinenden Absichten des Königs von Dänemark, sein Reich in Ruh und Frieden zu regieren, und seinen Wohlstand dauernd zu begründen, worin er stets von Schweden gestört werde, von dem herrlichen und staatsklugen Plane des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, die Schuldenlast zu tilgen und die Wunden des französischen Reiches zu heilen. Er sprach ferner von der Regierungsuntauglichkeit der Stuarts, zählte die Fehler derselben auf und pries die weise Regierung Georgs I. Er rügte die Zurücksetzung und Beschränkung, welche der schwedische Reichsrath vom Könige erdulden müsse u. dgl. m. Norcroß widerstritt ihm oft, der Kammerherr gab nach, mußte aber seine Meinung mit einer schlauen Dialektik zu vertheidigen, der Norcroß, der ungewandte Seefahrer, freilich nicht gewachsen war; und wenn er auch streng sein Glaubensbekenntniß vertheidigte, so mußte er doch gestehen, daß Wollstrupp das seinige in ein weit glänzenderes Licht zu setzen im Stande war. Uebrigens blieben Beide durch Wollstrupps feines Betragen trotz ihrer Meinungsverschiedenheit im guten Vernehmen mit einander.

Eines Tages waren sie wieder zusammen auf dem Werft — es war ein heißer Augusttag und der Bau des Schiffes schritt seiner Vollendung entgegen — da kam der Baron Görz, welcher Tags zuvor von Aland

gekommen war, in Begleitung des Kapitän Flaxmann ebenfalls dorthin, um Norcroß aufzusuchen. Norcroß und Flaxmann begrüßten sich mit Herzlichkeit; der Letztere war vor einigen Tagen erst von einer Seereise von Rußland zurückgekehrt und Beide hatten sich noch nicht wiedergesehen; Görz schüttelte Norcroß freundschaftlich die Hand.

Wollstrupp entfernte sich bald darauf mit höfischen Komplimenten und einer an Kriecherei gränzenden freundlichen Artigkeit. Als er fort war, sagte Görz: „Was habt Ihr doch mit diesem Manne, Norcroß? Hinter dieser Katzenfreundlichkeit steckt auch Katzenfalschheit. Ich mag die Leute nicht, die mir immer in's Gesicht grinzen. Ich muß Euch sagen, der Mensch scheint mir verdächtig."

„In der That mir auch," versetzte Norcroß. „Daß ich aber nichts mit ihm habe, möge Ihnen der Umstand bezeugen, daß wir in politischer Hinsicht ganz entgegengesetzten Richtungen folgen. Er ist ein Vertheidiger des schwedischen Reichsadels, der englischen Whigs und Hanoveraner, der französischen Orleaniden; aber er spricht über Alles so manierlich, daß man ihm nicht zürnen kann."

„Wirklich?!" sagte Görz bedenklich. Dann fuhr er nach einer kleinen Pause ernsten Nachdenkens fort: „Hört, Kapitän, thut mir doch den Gefallen, Euch scheinbar zu des Kammerherrn von Wollstrupp Ansichten zu neigen. Stellt Euch jedoch geschickt und nur

allmählig an, als ob Ihr überzeugt würdet, Ihr hättet erſt Unrecht gehabt. Es ſteckt etwas dahinter, das müſſen wir herauslocken."

„Mit Freuden!" erwiederte Norcroß. „Er iſt zwar ſchlau, aber er läßt ſich doch aushorchen."

„Wie weit ſeid Ihr mit Eurem Schiffe?" fragte der Baron.

„Kommen Sie und nehmen Sie es gefälligſt ſelbſt in Augenſchein. Es wird eben getakelt und morgen die letzte und größte Kanone dazu gegoſſen."

„Gewiß die für Juel Swale beſtimmte?" fragte Flarmann.

„Ihr habt es errathen, Herr Kamerad, die, welche ſeinen Namen mit dem ehrenden Beinamen Donnerſchütz führen ſoll. Er verdient's, der wackre Junge!"

„Gewiß, er verdient noch mehr. Und ich wette, er wird mit den Jahren den Lohn ſeiner Verdienſte erlangen."

„Ich habe ſchon von Kapitän Flarmann gehört, wer der Knabe iſt, von welchen Ihr ſprecht," ſagte der Baron Görz. „Er ſoll ein gutes Spiontalent haben und von Euch ſchon zu wichtigen Dienſten gebraucht worden ſein, Kapitän Norcroß. Vielleicht könnten wir die geiſtigen Gaben des pfiffigen Burſchen jetzt mit gutem Vortheil in Anſpruch nehmen. Wir ſind nämlich gekommen, Euch einen Antrag beſonderer Art zu machen, Norcroß. Die Friedensunterhandlungen mit Rußland gedeihen immer erfreulicher; jetzt eben kömmt

es darauf an, den Zaar von meiner Behauptung zu überzeugen, daß Schottland sogleich auf das Versprechen unseres Beistandes die Waffen gegen den Usurpator der englischen Krone erheben und in Masse aufstehen wird, sobald wir ihm das Signal geben. Es ist daher nöthig, daß ich einen geschickten Mann nach Schottland schicke, der die schottischen Baronen und Lairds unter einen Hut bringe, damit sie ein Document unterzeichnen, worin meine dem Zaar gegebene Versicherung bestätigt wird und dieselbe durch einen Gesandten dem Zaar überschicken. Wer wäre dazu passender, als Ihr? Ihr habt mir schon in ähnlichen Fällen zu meiner größten Zufriedenheit gedient, Ihr werdet auch dieses Geschäft pünktlich besorgen."

„Thut es zur Ehre unsers Vaterlandes," bat Flaxmann mit Wärme. „Es gilt ja die Wiedereinsetzung des rechtmäßigen Königs von England. Es gilt ja der Sache der Wahrheit und des heiligen Rechtes, für die Ihr immer entflammt seid. Der englische Thronerbe irret und duldet in fremden Landen, ißt das Gnadenbrod fremder Könige, während der Dieb seiner Krone sich in London brüstet. Ihr seid immer gleich mir für die Sache der Stuarts gewesen; nun ist der Augenblick gekommen, wo es gilt, Eure guten Grundsätze durch gute Handlungen zu bethätigen, wo Jeder, unserm Rechte Wohlgesinnte, aus allen Kräften wirken muß, das schön winkende Ziel mit erstreiten zu helfen. Der Zaar und Alberoni sind auf unserer Seite; gelingt

es, alle Jacobiten in Schottland, England und Frankreich zusammenzubringen, so kann der entscheidende Schlag bald geschehen und über das Jahr um diese Zeit ist Jacob III. König von England und Ihr, Freund Norcroß, Admiral der englischen Flotte."

„Ihr seid einmal wieder ein stark passionirter Jacobit," lächelte Norcroß auf Flarmann's feurige Rede; „ich weiß Zeiten, wo Ihr an allen politischen Händeln einen Ekel hattet."

„Rügt nicht die Schwachheit menschlicher Natur! Freilich ist in unser Leben ein ewiger Widerstreit gelegt. Greift doch in Eure eigene Brust und fragt Euch, ob bei Euch Alles ausgeglichen und ruhig ist, oder ob Ihr nicht auch hin- und hergerissen werdet von sich widerstrebenden Geistern."

Norcroß erschrak; er sah sein Spiegelbild; auch ihn zermarterte ein innerer Streit, obgleich von ganz anderer Art als der, welcher in Flarmann's Busen tobte.

„Die Sache der ewigen Wahrheit hat das heiligste Recht an uns," fuhr Flarmann begeistert fort, „und ihr müssen am Ende alle Gefühle der Menschenbrust unterthan sein. Und hat nicht Jacob Stuart Recht und Wahrheit auf seiner Seite? Auf! Norcroß, helft es ihm erkämpfen!"

„Ich war von je Englands rechtem König und Herrn mit Wort und That ergeben; auch jetzt soll ihm meine geringe Hülfe nicht entgehen. Der Prätendent kann stets auf mich rechnen, so wie Se. Majestät der

König von Schweden und Sie, Herr Baron. Bestimmen Sie mir die Zeit meiner Abreise und unterrichten Sie mich genau über die von mir zu besorgenden Geschäfte in Schottland."

„Ich geb' Euch Briefe an einige der reichsten schottischen Barone nebst genauen Instructionen. Euer Schiffsjunge wird Euch dabei von trefflichem Nutzen sein. Ende dieses Monats oder Anfang September spätestens müßt Ihr abreisen. Kann bis dahin Euer Schiff vollendet sein?"

„Gewiß, wenn ich den Bau eifrig betreibe."

„Wohlan, so betreibt ihn! Vier bis fünf Wochen habt Ihr in Schottland zu thun und könnt Ende October in Frankreich sein, wo ich Euch gleiche Aufträge an die dortigen Jacobiten ertheilen werde."

„Ich werde Alles zu Ihrer Zufriedenheit zu besorgen wissen, Herr Baron."

„Kehrt Ihr zurück, so ist die Zeit da, unsere Seemacht einzurichten, und Euer erwartet eine Commandeurstelle zum Lohn Eurer Verdienste."

Norcroß verbeugte sich tief und Görz reichte ihm noch einmal gnädig die Hand. Flarmann ging mit Görz wieder vertraulich davon.

Görzens Rath war nicht vergeblich gewesen. Norcroß spielte von diesem Tage an mit dem Kammerherrn von Wollstrupp seine Komödie. Zuerst hielt er in ihrem Streite ihm weniger als sonst die Widerpart, stellte sich dann mehr und mehr überzeugt und äußerte end-

lich, wenn ſich ihm nur eine Gelegenheit böte, vortheilhafter placirt zu werden, ſo ſei er gar nicht abgeneigt, die Dienſte des Königs von Schweden zu verlaſſen, der ihn trotz aller Freundſchaft ſchlecht bedacht habe. „Was hilft mir die freundliche Herablaſſung," ſagte er, „ich kann ſie beim Wechsler nicht zu Kleingeld machen und mir keinen Krug Wein davon kaufen. Obgleich man mir immer und immer vorſagt, der König ſei mein Freund, ſo bin ich doch Kaperkapitän, wie vor drei Jahren."

„Das iſt's ja eben, was ich Euch ſtets eingeredet habe, Kapitän," verſetzte der Kammerherr liſtig lächelnd, „ein Mann von Euren Kenntniſſen im Seeweſen, von Euren Reiſen und Erfahrungen, von Euren unberechenbaren Verdienſten um die Schatzkammer des Königs ſollte doch billig beſſer geſtellt ſein. Inzwiſchen gäb' es wohl andere Leute, die mit Freude Eure Verdienſte belohnen und mit der Krone der Vergeltung ſchmücken würden, es muß ja nicht der König von Schweden ſein."

„Ich wüßte nicht, wer weiter von mir Notiz nähme."

„Die Generalſtaaten würden z. B. Euch ſogleich ein Commando übergeben."

„Ich mag nicht abhängig ſein von wucheriſchen Kauf- und Handelsleuten. Behüte mich Gott vor ſolchem Krämerdienſt!"

„Die Krone Frankreich würde es ſich zur Ehre ſchätzen, Euch zu ihren Dienſtleuten zu zählen. Ich

denke, ein Admiralſchiff mit den drei Lilien geſchmückt, wäre auch keine unfreundliche Wohnung für Euch.“

„Das ließe ſich eher hören. Aber wo hätt' ich eine Ausſicht dazu?“

„Kapitän, ich verhehl' Euch nicht länger, daß ich von Frankreich beauftragt bin, tüchtige Männer für den See- und Landdienſt der franzöſiſchen Krone zu werben. Einer der vortrefflichſten Männer für den erſtern ſeid Ihr. Ich darf Euch eine Commandeurſtelle mit der gewiſſen Ausſicht auf baldige Beförderung anbieten. Ihr habt den Wunſch ſelbſt geäußert, franzöſiſche Dienſte zu haben, hier iſt ein ſchriftliches Inſtrument. Unterſchreibt daſſelbe gefälligſt und Ihr ſeid ſogleich Dienſtmann Frankreichs.“ Mit dieſen Worten zog er ein zuſammengefaltetes Papier aus der Taſche und überreichte es dem ſich freudig erſtaunt ſtellenden Kapitän. Zugleich war er auch mit einem Dintenfaß und Feder bei der Hand, welches er ebenfalls aus ſeiner weiten Rocktaſche geholt hatte, und machte auf dem Werktiſche eines Zimmermannes Anſtalten, ſich damit auszubreiten.

„Ich will's mir zu Hauſe mit Verſtand durchleſen und überlegen,“ ſagte Rorcroß und wollte das Papier einſtecken.

„Ich bitt' Euch, Kapitän,“ rief der Kammerherr ängſtlich, „leſt und unterſchreibt gleich jetzt. Ihr habt ja die ſchönſte Muße dazu.“

„Im Gegentheil bin ich durch Euren unerwarteten und mir ſo ſehr erwünſchten Antrag ganz zerſtreut. Ich muß mich wirklich erſt ſammeln, ehe ich etwas leſen kann. Ich bin jedenfalls der Eure und morgen ſchon habt Ihr das Inſtrument unterſchrieben zurück.“

„Aber eben ſo gut könnt Ihr's ja auch jetzt unterſchreiben, Kapitän. Was wollt Ihr zaudern? Ergreift Euer Glück ſchnell! Was bedarf es da des Ueberlegens? Hier iſt Dinte und Feder.“

„Aber, Herr Kammerherr, Ihr werdet mich doch nicht zwingen. In meinem Leben habe ich noch keinen Wiſch in einer Zimmermannswerkſtätte unterſchrieben, geſchweige ein ſo wichtiges Inſtrument. Ich muß es zu Hauſe leſen und unterzeichnen und damit Baſta! und wenn Euch ſo ſehr an Eile liegt, ſo kommt heute Abend zu mir, dann ſollt Ihr's mit der Unterſchrift zurückerhalten.“

„So will ich lieber jetzt gleich mitgehen!“

„Traut Ihr mir nicht, der ich Euch doch getraut habe? Wenn dies der Fall iſt, ſo nehmt Euer Papier wieder zurück, wie es iſt, und ich bleibe, wo ich bin. Hier iſt's!“

„Nein, ſo war es nicht gemeint. Ihr mißverſteht mich, Kapitän. Die Vorſicht und der Wunſch, Euch recht bald glücklich zu machen, veranlaßten mich zu ſolcher Eile.“

„Nun gut, ſo holt es dieſen Abend ab.“

Der Kammerherr ging, und Norcroß verfügte ſich unverzüglich mit dem Papier zum König, weil Görz nicht mehr in Stockholm, ſondern wieder nach der Inſel Aland zurück war. Der König ließ ihn ſogleich vor ſich und Norcroß unterrichtete ihn von des Barons Befehl in Betreff des Kammerherrn von Wollſtrupp und dem Erfolg derſelben, indem er ihm das ſo eben von letzterem erhaltene Inſtrument überreichte.

Der König durchlas die Schrift mit ſichtbarem Wohlbehagen und gab ſie dann mit den Worten zurück: „Görz gab Euch einen ſehr klugen Rath. Thut mir den Gefallen und unterſchreibt das Papier; wir wollen doch ſehen, was er hernach damit beginnen wird.“

Norcroß that nach des Königs Willen; am Abend holte der Kammerherr das Document und verſprach noch goldene Berge.

Am andern Morgen hatten ſich in der königlichen Stückgießerei auf dem Ritterholm, ohnfern dem Palaſte, mehrere Freunde des Kapitäns, eine große Menge Seeofficiere und eine noch größere Matroſen verſammelt. Norcroß gab nämlich in Juels Namen, deſſen Ehrentag heute war, ein kleines Feſt. Noch vor Tagesanbruch war die Kanone gegoſſen worden, welche des jungen Matroſen Namen führen ſollte. Die Gießerei war feſtlich ausgeſchmückt und mit Kränzen behangen, eine große Volksmenge, die von des Jungen Schlauheit und treuer Ergebenheit an ſeinen Herrn gehört hatte und ſich mit mancher Geſchichte von Juel trug, harrte am

Eingange. Unter dem Volk ſtand eine gemeine Frau, die Wittwe eines Schiffers, und um ſie drängten ſich die Menſchen und horchten ihren Reden, ſchluchzten und weinten auch ihr zu Gefallen, und trugen ihre Aeußerungen weiter, bis ſie von Mund zu Mund gingen. Es war Juels Mutter, die auf des Kapitäns Wunſch hierher gekommen war, ihrem wackern Jungen eine Ueberraſchung zu bereiten. Bald erſchien Kapitän Flaxmann mit einem Muſikchor, die Matroſen, welche mit Juel zuſammen auf dem Graf-Mörner gedient hatten, waren alle in neuen Jacken, blendend weißen Hoſen, mit hellrothen neuen Leibbinden und Bändern auf den Hüten, geſchmückt. Flaxmann ordnete ihre Stellung an. Juels Mutter wurde herbeigeholt und unter die Matroſen geſtellt.

Bald darauf trat Kapitän Norcroß mit ernſter Feierlichkeit in die Werkſtatt. Er hatte ſeine Staatsuniform an, an ſeiner Hand ging Juel in einen ganz neuen Matroſenanzug gekleidet. So wie er den Fuß in den innern Raum der Gießerei ſetzte, ſchallte ihm ein lautes Vivat ſeiner älteren Kameraden entgegen, das Volk ſtimmte mit ein und ſelbſt die Officiere ſchwiegen nicht. Das Muſikchor ſpielte dazu auf und Juel nahm höflich ſeinen Hut ab und dankte — ſelbſt in der höchſten Ueberraſchung — beſcheiden nach allen Seiten hin.

Der Kammerherr von Wollſtrupp hatte ſich ebenfalls eingefunden und drängte ſich gewohnter Maßen

an Norcroß. Dieſer beachtete ihn aber nicht. Hierauf ſagte er Juel ſade Schmeicheleien in's Geſicht, der Burſche aber ſah ihn mit großen Augen an und antwortete ihm mit keiner Sylbe.

Während nun die Muſik ein heiteres Matroſenlied aufſpielte, in welches die meiſten ſingend einſtimmten, wurde die Kanone noch im Mantel aus der Grube gehoben und in den Vordergrund gebracht. Nun erhielt Juel einen Hammer und Norcroß befahl ihm, den Mantel ſelbſt zu löſen. Im weiten Kreiſe umſtand ihn das Volk. Juel that, wie ihm befohlen war. Nach wenigen Schlägen ſprang der Mantel und die Kanone ſchälte ſich heraus. Sie ward mit Jubelgeſchrei begrüßt, die neugeborne Tochter des Kampfes, und die Gießer hoben ſie ſogleich auf ein bereitſtehendes Geſtell, ſo daß die Inſchrift von Allen geſehen werden konnte.

„Juel Swale Donnerſchütz!“ ſcholl's jetzt wie aus einem Munde und der überraſchte Knabe ließ den Hammer fallen und ſtarrte mit freudethränenden Augen auf den Namen. Da trat der Kapitär hinter ihn und hob ihn auf die Kanone, ſo daß er reitend darauf zu ſitzen kam. Und: „Vivat Juel Swale und Juel Swale Donnerſchütz!“ rief die Menge und des Knaben Mutter trat mit einem Blumenkranze heran und ſetzte ihm denſelben laut weinend auf den Kopf. Der Knabe ſank ihr ebenfalls weinend um den Hals und rief: „O lieb Mütterlein, nun iſt meine Freude vollkommen, daß ich Dich auch

hier ſehe. Das hat der Kapitän gethan. O wie dank' ich ihm!"

Hierauf kamen die Matroſen mit einer Lavette und hoben die Kanonen ſammt dem Knaben darauf und banden ihn mit Blumenketten feſt. Darauf gaben ſie ihm in jede Hand eine bunte Flagge und zogen unter Aufſpielung eines fröhlichen Marſches die Lavette an einem langen Schifftau, ihrer mehr als hundert, fort. Als ſie aber eben aus der Werkſtatt hinaus wollten, begrüßt vom Jubel des draußen harrenden Volkes, hieß es plötzlich: „Der König! Der König!" Und das Volk bildete eine breite Gaſſe, durch welche König Karl an der Spitze mehrerer Generäle und Admiräle hindurchſchritt. Alle Häupter entblößten ſich; eine tiefe Stille trat ein. Der König trat zu dem bekränzten Knaben heran und ſprach mit Würde:

„Mein Sohn, Du haſt Deinem König treu gedient, Dein König dankt Dir dafür. Sobald Kapitän Norcroß, nach meinem Wunſche, in die Admiralität tritt, biſt Du Marinekadet und ſtudirſt die Seewiſſenſchaften auf meine Koſten. Nimm einſtweilen dies als Lohn!" Und damit übergab er ihm einen vollen Geldbeutel. Juel bedankte ſich und die Menge brachte dem Könige ein donnerndes Vivat. Hierauf wandte ſich Karl an Norcroß, ſagend: „Euch, Kapitän, danke ich für dieſen Knaben mit dieſem Papier. Eure Feinde hatten es ſchlimm mit Euch vor. Jener Schurke dort," er deutete auf Wollſtrupp, „glaubte Euch ſicher zu

verderben, er hat nur dazu beigetragen, Euch in meiner Gunſt zu befeſtigen. Norcroß empfing das Document aus des Königs Hand zurück, welches man demſelben ſchon beim Lever überreicht hatte, um den Kaperkapitän zu ſtürzen, und er warf es dem erſchrockenen Kammerherrn mit den Worten vor die Füße: „Hier, Elender, nimm das Zeichen meiner tiefſten Verachtung! Du biſt nicht werth, daß ein Ehrenmann Dir weitere Aufmerkſamkeit ſchenkt.“ Der feige Kammerherr floh bleich und zitternd aus der Gießerei.

„Die Burſche zechen heute auf meine Koſten, Kapitän!“ ſagte der König und ging, vom Jubelruf des Volkes begleitet. Sogleich ergriffen die Matroſen das Tau und der lange Zug ſetzte ſich, unter Muſik und Geſang, in Bewegung, die Officiere folgten paarweiſe dem bekränzten Kanonenreiter, in großen Maſſen wälzte ſich das Volk um das ſeltſame Schauſpiel. Zur Rechten Juels ging Norcroß, zur Linken ſeine Mutter. Die Muſik zog voran. So ging's vom Ritterholm langſam bis zum Hafen hinab, wo ein großer Schmaus, Tanz und Spiel, bei Bechergeläute, die ſchöne Feierlichkeit beſchloß.

Vier Wochen darauf hatte ſich eines Morgens noch mehr Volk im Hafen verſammelt. Alles wogte und drängte ſich, und die Ufer des Meerbuſens waren weithin mit bunten Menſchenreihen eingefaßt. Der König zog mit ſeinem glänzenden Hofſtaate heran, er ſelbſt einfach wie immer. Im Hafen lag ein großes, neues

Schiff, leuchtend wie ein Sternbild. Der Wind ſpielte luſtig in den flatternden Wimpeln, auf dem Verdeck war nichts als Leben und Bewegung. Boote umſchwärmten es in großer Anzahl; es wurde von allen Seiten in Augenſchein genommen. In ſtolzer Ruhe lag das neue Meerhaus und ließ ſich von den Wellchen belecken, die wie in neugieriger Freude daran hinaufhutſchten. Eine prächtige Barke trug den König mit ſeinen Generälen, Admirälen und übrigen Hofſtaat an Bord der neuen Fregatte, welche heute getauft werden ſollte. Himmel und Meer ſchienen dieſen Tag durch das herrlichſte Sommerwetter feiern zu wollen. Die Sonne vergoldete mit Glutſtrahlen die Waſſer bis zum Grunde und umſpann das neue Schiff mit warmen Strahlen noch, gleichſam ſich freuend über den funkelnden Bau.

Der König ſtand auf dem Hinterdeck hoch und von allem Volke geſehen; Bänder wehten von den mit Blumenketten umwundenen Maſten herab. Das Muſikchor war auf dem untern Verdeck mit dem Hofſtaat und den Seeofficieren aufgeſtellt; Kapitän Norcroß, auf des Königs Befehl, vornan.

„Dieſe Fregatte ſoll heißen: Der Dänenfeind!“ rief der König laut. „Der Dänenfeind!“ flog's von Mund zu Mund auf dem Verdeck, über die Boote hin das Ufer entlang, bis der Donner der Kanonen den Ruf verſchlang. Juel Swale hatte das Recht, zuerſt zu ſchießen. Er weihte mit ſeiner Kanone das

Schiff ein. „Der Dänenfeind!“ jubelte er und legte die brennende Lunte auf; und der Donnerſchütz bewährte ſeinen Namen. Weithin rollte der Donner des Schuſſes über Land und Meer und das Echo der felſigen Holme wiederholte ihn und trug ihn bis zu den Thürmen der Hauptſtadt hinab. Drauf wurden die vierundachtzig Kanonen des Dänenfeindes nacheinander gelöſt, die Taue, welche das Schiff noch am Ufer gehalten hatten, gelöſt, die Ruder ſetzten ſich in Bewegung und unter Jubelgeſchrei und dem Schmettern der Muſik lief die Fregatte von Stapel. Unzählige Boote begleiteten ſie. Nach einer Stunde ließ ſich der König zurückrudern. Einer um den Andern von den Begleitern ſchied; endlich riß ſich Norcroß auch aus den Armen ſeines Weibes, und der Dänenfeind lief allein die noch ungewohnte Meerbahn ſtolz und ſicher, wie ein junges arabiſches Pferd, wenn es zuerſt die Rennbahn betritt.

Fünftes Capitel.

Der ſcheidende Herbſt fegte die Länder ſchon mit ſcharfem Beſen und peitſchte die Meere damit, als Norcroß, von Schottland herabſegelnd, nach dem Kanal einbog, welchen die Franzoſen den Aermel nennen, um in den Hafen von Calais einzulaufen. Theils auf ſeiner Fahrt nach Schottland, theils von dort nach Frankreich zu, hatte er verſchiedene treffliche Priſen gemacht und nach Schweden geſchickt, zum Beweis, daß das Glück mit dem Dänenfeind eben ſo gut über Meere wandle, wie mit dem Graf-Mörner, ſo lange nur der kühne Freibeuter ihr Führer ſei. Nun, da der October bereits begonnen, wollte er Görzens Befehle in Frankreich ausrichten, und hoffte, dies mit demſelben herrlichen Erfolg auszuführen, wie es ihm in Schottland geglückt war. Durch dieſe freundlichen Ausſichten hatte er ſeine alte Feſtigkeit und Ruhe wiedererlangt und arbeitete mit Eifer und Feuer in der Sache des Prätendenten, die er nun, und mit ihm alle ſeine Freunde und Parteigänger der Stuarts, bald zum Ziele gedeihen zu ſehen, mit freudiger Gewißheit hoffte. So gün-

Bis wie jetzt hatten die Aſpecten Jacob Stuart's noch nicht geſtanden und Jeder, der mit der Lage der Dinge vertraut war, mußte ihn ſchon ſtill als König von England anerkennen.

Die herbſtliche Sonne warf eines Spätnachmittags zum Abſchied den gekräuſelten Wellen ihr Glanzgold in den Schooß, da wurde auf dem Dünenfeind ferner Kanonendonner vernommen. Sogleich gebot der Kapitän Stille und bedeutete den Ausgucker, nach dem Gegenſtand zu ſpähen, von welchem die Schüſſe ausgingen. Dem Schalle nach kamen ſie von Steuerbord, und das Schiff wurde ſogleich rechts gedreht, und die Segel danach geſtellt. Bald fiel der Wind hinein und ſchwellte ſie, leicht und gefällig hüpfte der ſchöne Rieſenball nach der angegebenen Richtung hin, und nicht lange darauf rief der Matroſe im Maſtkorbe, daß er zwei Schiffe im Kampfe mit einander entdecke.

„Setzt noch ein Segel bei!“ donnerte der Kapitän. „Drauf und dran!“ Einen Augenblick darauf flog das Schiff, als wollte es Berge überſegeln.

Nach einer halben Stunde rief der Matroſe im Korbe: „Es iſt die ſchwediſche und däniſche Flagge!“ Nortroß viſirte mit ſeinem Glaſe und fand bald die Angabe des Burſchen beſtätigt. Aber es war, als ob der Wind abfallen wollte, und der Kapitän befahl mit Ungeſtüm, das Schiff in einen Segelwald zu hüllen und die Riemen zu ſtreichen. Da raſſelte die neue, ſchwere Leinwand herab und verdunkelte das Verdeck.

Der Wind fiel zwar noch hinein, hatte aber nicht Kraft genug mehr, ſie ganz aufzublähen.

„Wenn wir nicht eilen, ſo kommen wir ganz um den Wind, und können zuſehen, wie der Däne einen unſrer Kameraden verſchlingt. Friſch, Jungens, Ihr müſt mir den Wind erſetzen!“ Alſo rief der Kapitän und griff ſelbſt zu einer der ungeheuern Ruderſtangen, und die Arbeit begann mit erneuter Kraft, ſo daß ſie in einer Viertelſtunde den kämpfenden Schiffen in die Schußweite kamen.

Der Däne ſetzte dem Schweden gewaltig zu, dieſer wehrte ſich wacker. Auf beiden Seiten fiel Schuß auf Schuß und Maſten und Segel hatten's hier und dort ſchon empfunden. Nercreß hatte in aller Geſchäftigkeit noch nicht Zeit gehabt, ſich die Schiffe näher zu betrachten; er hatte vielmehr Alles dazu einrichten laſſen, um bei ſeiner Ankunft ſogleich an dem Kampfe Theil zu nehmen und den Namen ſeines Schiffes dadurch zu bewähren, daß er den Dänen in den Grund bohre. „Juel,“ rief er eben, „jetzt laſſ' Deinen Namensbruder ein Wörtchen mitreden, und füttere ihn nur fleißig, daß ihm die Stimme nicht ausgeht!“ Der Burſche triefte von Schweiß. In dem Augenblick, als Nercreß Befehl zum Feuern geben wollte, krachten auf der däniſchen Schmacke alle Kanonen. Der Dampf wälzte ſich über das Waſſer hin und legte ſich vor den ſchwediſchen Schoner ſo, daß man nichts erkennen konnte. Aber ein lautes und klägliches Geſchrei wurde von dorther vernommen. „Unſre

Schwerden dort haben Jemand von Wichtigkeit verlieren!“ ſagte Nerreß mit Ruhe; „ſchießt mir doch die kleine Poſtſchachtel zuſammen!“

Jetzt gab Feuer und die Maſſen des däniſchen Poſtbootes krachten zuſammen und legten ſich über das Verdeck. Als der Dampf verraucht war, ſah man, wie ſie die Segel ſtrichen, zum Zeichen, daß ſie ſich ergäben. Nerreß rief ihnen durch das Sprachrohr zu, näher heranzukommen, und augenblicklich wurde ſeinem Befehl Folge geleiſtet. Sogleich ließ er ein Boot ausſetzen und ſtieg hinab, um ſich in das genommene Schiff zu begeben. Seine Officiere begleiteten ihn, ſcharf bewaffnet. Die Treppe ward von der Schmacke herabgelaſſen, der Führer derſelben trat ihnen entgegen und legte Nerreß ſeine Waffen zu Füßen. Dieſer ſtieg an Bord des eroberten Schiffes, um ſeine Beute in Augenſchein zu nehmen.

„Habt Ihr Paſſagiere an Bord, Kapitän?“ fragte Nerreß.

„Ja. Es ſind ihrer ſechszehn, theils Franzoſen, theils Damen; doch ſind der Erſtern mehr. Ich glaube elf Franzoſen. Auch ſind ſogar zwei Damen dabei, die aus einem Bade in Frankreich kommen. Sie ſtehen oben und erwarten Euch.“

„Gut! Ihr werdet mir nachher Ihre Reiſepäſſe ausliefern.“ Nerreß trat auf das Verdeck und ging mit höflichen Geberden auf die Paſſagiere zu, welche ihn zitternd erwarteten. Aber als er herangekommen war, hemmte Beſtürzung ſeine Schritte, und in demſelben

Augenblick ließ auch einer der Damen einen Laut der Ueberraschung aus. Es war Friederike von Gabel in Gesellschaft ihres Vaters, des alten Vice-Statthalters, und Christine von Dev. Nerreth wollte reden, aber Friederike legte den Finger auf den Mund und bedeutete ihn, jetzt zu schweigen. Der Kapitän begrüßte also seine Gefangenen mit einigen allgemeinen Höflichkeitsformeln, aber kaum vermochte er, über Christinens abgezehrte Todtengestalt erschrocken, einige Worte hervorzustammeln, welche die Besorgnisse der Gefangenen über ihr Loos heben sollten. Hierauf ließ er sich die Reisepässe aushändigen, und bat diejenigen der Reisenden, welche es sich bequemer machen wollten, als in diesem zerschossenen, mit Blut und den Leichen einiger gefallenen Matrosen bedeckten Schiffe, ihm in seine Schaluppe zu folgen und sich mit ihm auf seine Fregatte zu begeben. Dieses gütige Anerbieten nahmen Alle ohne Ausnahme an, und die Damen waren die Ersten, welche in das Boot hinabstiegen, weil Christine sich von der blutigen Kampfesscene so sehr angegriffen fühlte, daß sie wie ein Schatten wankte und jeden Augenblick umsinken zu müssen glaubte.

Als Alle darin waren, bat Nerreth für einen augenblicklichen Verzug um Entschuldigung, indem er auch seinen Kameraden begrüßen und zusehen wollte, wie ihm die kleine Balgerei bekommen sei. Die Matrosen ruderten auf den Schweden zu, auf welchem es ganz ruhig geworden war. Nerreth stieg hinauf, Niemand kam ihm entgegen. Als er den Fuß auf das Verdeck setzte, lief ein

Matrose hastig vorbei. „Wie heißt Dein Kapitän?“ rief ihm Norcroß zu, der Bursche deutete aber stumm nach dem Hinterdeck; dort sah Norcroß Viele auf einem Haufen beisammen stehen. Mit einem sehr ängstlichen Gefühle ging er hinzu, und erkannte in der Vordergruppe den Franzosen Pierre Courtin, wie sich derselbe überbog; Norcroß drängte die umstehenden Matrosen zurück und vor ihm lag der Kapitän Flaxmann — der junge Lord Palmestone — schwer verwundet in seinem Blute. Eine Kugel hatte ihm den Unterleib zerrissen.

„Heiliger Gott!“ rief Norcroß schmerzlich aus, „mein Kamerad und Landsmann, mußte es so mit Euch kommen?“ Flaxmann erkannte seines Freundes Stimme und wandte die Augen nach ihm. Ein zufriedenes Lächeln flog über sein bleiches, schmerzzerrissenes Gesicht. Er winkte Norcroß zu sich herab und flüsterte: „Mein Kamerad, ich sterbe und es ist gut so. Eine wunderbare Ahnung kommt eben über mich. Wer waren die Damen auf dem dänischen Schiffe?“

„Eure Ahnung ist wahr!“ sagte Norcroß erstaunt.

„Führt sie hierher; ich will ihr verzeihen. Es mußte so kommen. Ich bin froh, daß es so gekommen ist.“

Norcroß zauderte.

„Ist Euch der Wille Eures sterbenden Freundes so wenig heilig?“ fragte Courtin schmerzlich. Ein Blick des Vorwurfs fiel aus Flaxmanns Augen auf den Unentschlossenen, und Norcroß ging mit unsicherm Schritt.

Im heftigsten Widerstreit seiner Gefühle war er wieder in die Schaluppe hinabgestiegen.

„Was fehlt Euch, Kapitän?“ fragte Friederike. „Ihr seid in den wenigen Minuten Eurer Abwesenheit gänzlich umgewandelt. Was ist mit Euch geschehen?“

Er wollte sie bei Seite ziehen und sagte so leis als er vermochte: „Des Schicksals Hand trifft uns hart. Der Führer jenes Schiffs ist Kapitän Flaxmann, unser Lord Palmestone, und, von einer Kugel tödtlich verwundet, liegt er im Sterben. Aber mich schaudert's, es auszusprechen, er ahnet, daß Christine auf dem dänischen Schiffe sei und wünscht dringend, sie zu sprechen und ihr zu verzeihen. Was sollen wir thun?“

Er hatte die letzten Worte, vom Schmerz überwältigt, mehr gestöhnt als gesprochen; ein lautes Schluchzen unterbrach ihn oft. Christinens aufmerksamem Ohre war nichts davon entgangen, und ob auch der wüthendste Schrecken durch ihre Seele zuckte, trat sie doch den Kapitän an, bleich, kalt und ernst, wie ein Schattenbild, und sprach: „Ich werde mit Euch gehen, Kapitän. Auch mir hat geahnet, was dort vorgegangen ist. Führt mich zu ihm!“ Durch ihr glänzend weißes Gesicht, in welchem die Augen tief und erloschen lagen, rann es leise und leiser wie Todesschauer und zuckte nur dann und wann wieder wie ein schwacher Lebensblick, der verlöschenden Flamme vergleichbar, wenn sie noch am glimmenden Dochte ausflackert.

„Was wird das werden?“ seufzte Morcroß tief auf.

„Das wißt Ihr nicht, Kapitän?" fragte Friederike ernst. „Hier wird der Himmel sich senken und die Erde ihm entgegen aufsteigen, bis sie sich berühren, küssen und umarmen. Der Hauch Gottes wird um unsre Schläfe fliegen, der Gedanke der Nichtigkeit alles Erdenlebens uns marternd überfallen, aber die Ahnung der Unsterblichkeit als ein tröstender, untrüglicher Stern in unsrer Brust aufgehen. Freut Ihr Euch nicht auf die nächsten Minuten? Die Vorahnung ihrer Wonnen durchbebt mich, dem heiligen Gefühle gleich, das mich überkommt, wenn ich an der Schwelle eines großen, prächtigen Tempels, einer gothischen Kirche stehe. Da ist mir auch so bänglich wohl, so wonne-schmerzlich. So, so ist mir auch jetzt. Noch etwas entzückend-beklommener. Ja, Norreck, wir werden im nächsten Augenblick in Gottes heiligstem Tempel stehen, und der Herr der Welten und der Länder wird uns selbst predigen. O Ihr wißt noch nicht Alles. Die Fittige des Todesengels rauschen um uns. Die Harfenaccorde der Ewigkeit zittern über das Meer her. Ja, in einem Accord wird sich's lösen! Freut Euch und weint mit mir. Der Gärtner geht auch über die Meere, sich Blumen zu pflücken. Seht, diese bleiche, kostbare Wasserlilie, sie ist reif. Schon hat sie seine Hand berührt, bald wird ihr Kelch sich senken. O, Norreck, unser harrt ein großer Augenblick!" Sie hatte dabei fest seine Hand gefaßt, ihre Pulse berührten sich; die seinigen flogen. So waren sie auf Flarmanns Schiff gestiegen; Christiane festen Schrittes voran. Sie schien von

Friederikens leiser Rede nichts vernommen zu haben. Ernst vor sich hinblickend wandelte sie weiter. Am Bord des Schoners angekommen, faßte sie Norcroß am Arme und führte sie zum Sterbelager ihres Geliebten. Die Matrosen wichen zurück. Courtin unterstützte dem Sterbenden mit der rechten Hand das Haupt.

„Kommst Du?“ lispelte Flaxmann, und versuchte, ihr die Hand entgegenzustrecken, aber er vermochte es nicht mehr; da unterstützte sie Courtin mit seiner Linken. Christine kniete an der einen Seite nieder und nahm die eiskalte Hand, Friederike an der Rechten, Norcroß vorn zu den Füßen des Sterbenden.

Christine legte ihre Wange an die Hand und sagte: „Sieh', es ist eine so kalt als die andre. Hast Du mir verziehen, mein Geliebter? Ach, ich habe Dein Leben zerstört!“

„Schweige davon, Christine,“ versetzte Flaxmann schwach. „Dir ist Alles verziehen. Du handeltest als bewußtloses Werkzeug einer höhern Macht, die, vielleicht zum Heile vieler Tausende, es also wollte. Leb' wohl, Christine! Aber Du bist so bleich! Oder täuscht mich mein dunkelndes Auge schon?“

„Gehe nur den lichtlosen Pfad voran; ich hoffe Dir zu folgen, eh' diese Sonne sinkt. Du wirst auch dort als mein Stern mir vorleuchten, wie hier.“

„Wie wird mir die letzte Stunde verschönt, und ob auch Schmerzen mich martern, der Anblick derer, die ich liebte, versüßt sie wieder. Ihr theuern Wesen zur Rech-

ren und Lieben, Ihr waret die beiden Blumen meines Lebens. Es war mir nicht vergönnt, eine zu pflücken. Die sanfte Blume preßt mir nach; o das erheitert die aus ihren Banden flatternde Seele noch einmal mit Sonnenblick! Und dort und hier meine Freunde, die treuen Theilnehmer meiner Leiden und Freuden, Norcroß und Courtin! Nie hätt' ich mir einen schönern Tod gewünscht."

Das Sprechen hatte den Sterbenden sehr angegriffen; er konnte kaum mehr durch Lispeln sich verständlich machen.

„Habt Ihr sonst noch etwas zu bestellen, Kamerad?" sagte Norcroß weich. „Ich schwör' Euch die pünktlichste Erfüllung Eures Willens zu."

Da versuchte Hartmann mit der auf seiner Brust ruhenden Hand die schon beim Verbande geöffneten Kleider zurückzuschlagen; er vermochte es kaum, und flüsterte Courtin zu: „Schneide das Tuch ab und gieb's ihm!" Courtin zog das rothe Büchlein hervor und zerschnitt mit seinem Schiffermesser die Schnur, mit welcher es an Hals und Brust befestigt war. Norcroß nahm die verhängnißvolle Schreibtafel aus Courtins Hand.

„Schwört mir, Kamerad," sagte der Sterbende mit der letzten Anstrengung seiner verstummenden Kraft, „dies Buch mit mir zu begraben, und nie einer Seele zu verrathen, was es enthält!"

„Ich schwör' es beim allmächtigen Gott und dem Gnadenwerke der Erlösung!" sagte Norcroß feierlich und hob die eine Hand gen Himmel, während er die andre in Hartmanns kalte Hand legte.

„Auch Ihr, meine Freundinnen," bat der Sterbende. „Ihr kennt den Inhalt; nie verrathe ihn Eure Zunge! Die Welt erfahre nie, daß ich geliebt."

„Meinen Mund wird bald der Tod verſiegeln, wie den Deinigen. Ich brauche Dir nichts zu ſchwören, mein Geliebter," ſagte Chriſtine.

„Und ich ſchwör' es Ihnen bei der unſterblichen Liebe, deren Auge mildfreundlich auf dieſe Scene ſchaut," ſagte Friederike.

„Außer Euch kennt nur der König und Görz den Inhalt des Etui's. Es liegt in ihren politiſchen Vortheilen, darüber zu ſchweigen. In ihrer Staatskunſt wird nun Schein werden, was bis jetzt Wahrheit war; ſie werden das Spiel fortſpielen. Meldet Görz meinen Tod."

„Es ſoll geſchehen, ſobald ich in Frankreich gelandet bin," verſetzte Norcroß.

„Lebt wohl! Lebt wohl!" ſtöhnte der Erſchöpfte. Der Schmerz der Wunde riß im Todeskampfe ihn noch einmal empor. Dann faßte er in jede Hand zwei der dargebotenen Hände, und drückte ſie. Es war der letzte Druck. Reden konnte er nun nicht mehr und auch ſich nicht mehr bewegen; aber ſeine Blicke flogen noch von Einem zum Andern und blieben endlich auf Chriſtinens Marmorantlitz hängen, bis das Auge brach. So hatte er ohngefähr eine Viertelſtunde gelegen und der Athem ging kaum noch bemerkbar aus ſeinem Munde; da hob

ſich plötzlich Kopf und Bruſt noch einmal. „Chriſtine!“ rief er, ſank zurück und war nicht mehr.

Vier Hände verſchränkten ſich über der Leiche, aber nur die beiden Männer weinten. Chriſtine ſah ſtarr und unverwandt in des Todten Antlitz. Friederike ſagte: „Herr, Du haſt mächtiger zu mir geſprochen, als mit Blitz und Donner, daß wir Staub ſind und unſre Hütte nur ein Zelt für den Wanderer. Dort wird unſre Burg ſein!“

Die Matroſen waren unterdeſſen auf das Verdeck niedergekniet und der Schiffskaplan ſprach ein Gebet für den Todten.

Die letzten Worte Harmanns waren dem Kapitän Norcroß unverſtändlich geweſen, wie überhaupt ſo Vieles im Leben deſſelben. Er hoffte darüber in der Schreibtafel Aufſchluß zu finden. Noch mehr zur Neugierde reizte ihn die Erinnerung an ſo manche Vorfälle mit der Schreibtafel und die ihm bekannte ängſtliche Sorgfalt, mit welcher der Verſtorbene darüber gewacht hatte. Das Schlüßlein hing an der Schnur und Norcroß öffnete das Schloß damit. Seine Augen fielen auf ein männliches und weibliches Portrait. Dieſe Züge waren ihm bekannt. Er entfaltete die Papiere und las — und las — und mit jedem Worte, das ſeine Augen verſchlangen, wurde er bleicher und bleicher; große Schweißtropfen traten auf ſeine Stirne, ſeine Hände zitterten, ſeine Füße wankten, es dunkelte vor ſeinen irrenden Augen. Tief aufathmend lehnte er

ſich an den Maſt; er ſammelte ſich wieder und vollendete. „Barmherziger Gott!“ rief er, ſich ſcheu umſehend, und dann zu Friederiken gewendet. „Barmherziger Gott!“ ſetzte er leiſe flüſternd hinzu, aus Furcht, von einem der nahen Matroſen gehört zu werden. „Er war es alſo?“

„Er war es!“ verſetzte Friederike feierlich.

„Und wußte es das Fräulein von Ove?“

„Sie weiß es!“

„O nun verſteh' ich Dich ganz, unglücklichſter aller Erdenſöhne!“ rief der Kaperkapitän weinend und faltete die Hände über der Leiche ſeines Freundes. „Alles iſt mir nun klar, was mir erſt unbegreiflich war, nun leuchtet mir Dein ganzes wunderliches Weſen ein. — Heil Dir, Du haſt es überſtanden! O noch einmal will ich Deine Hand küſſen, theurer Todter! Hätt' ich das je ahnen können! Friede, ewiger Friede Deiner Aſche!“

„Amen!“ ſagte Friederike und wandte ihre Sorgfalt auf Chriſtinen, die noch immer unbeweglich neben der Leiche kniete. Norcroß verſchloß das Etui wieder und verbarg es auf ſeiner Bruſt.

Unterdeſſen hatten die Matroſen einige ihrer gebliebenen Kameraden dem feuchten Wellengrabe übergeben und kamen nun auch, ihrem Kapitän die letzte Ehre anzuthun.

„Halt!“ rief Norcroß. „Wir werden mit dieſer Leiche eine Ausnahme machen. Nicht im Meeresſchooß, ſondern in geweihter katholiſcher Erde ſoll ſie ruhen, erſt eingeſegnet von einem Prieſter der römiſchen Kirche, wel-

cher der Verſtorbene ſo gut angehörte, als ich. Die Leiche ſoll auf die Fregatte gebracht werden; ich ſelbſt will ſie an die Stätte ihres Schlummers bringen."

„Ich fürchte und hoffe zugleich," ſagte Friederike, „Ihr werdet noch eine zweite Leiche mitnehmen. Chriſtinens tödtliches Bruſtübel iſt durch dieſe Kataſtrophe ſeinem Ende ſchnell zugeführt worden. Vielleicht will es ein mildes Schickſal, daß die, welche im Leben nicht vereint ſein konnten, nun im Tode vereint ſein ſollen. Ein Grab ſoll umfaſſen, was ein Bett nicht umfaſſen durfte."

„Ihr habt Recht! Nicht durfte! Und ſeht doch, welch milde und freundliche Erſcheinung würde der Friedensengel dem leidenden Mädchen ſein! Mit leichtem Fingerzug ebnet er ungeheure Klüfte und hebt den Raum auf, der Sterne von Sternen trennt. Der Tod vereint ja Alles; er wird auch ſie vereinen."

„Und ſie werden das Glück finden in andern Welten, was ſie hier ewig floh. Seht, unſeres geſchiedenen Freundes Charakter war unbeſtändig und ſchwankend, ganz ſo war ſein Schickſal; er war excentriſch, ſtellte Alles auf die Spitze; ſein Schickſal nicht minder. Und wie ſein Charakter und Schickſal, ſo war ſeine Liebe. Nichts Feſtes, nichts Beſtändiges, ein ewiger Spielball unerklärlicher Eindrücke; ein armer beklagenswerther Mann. Der Himmel hat es wohl mit ihm gemacht und wird es mit meiner Freundin nicht minder gut meinen. Er liebte ſie, und zu mancher Zeit gewiß mit

ſtarker Flamme, aber er wurde von ſeinen Planen ſich ſelbſt entriſſen und entfremdet. Sie liebte ihn feſt und treu; er war der Abgott ihres Lebens. Aber nachdem die Schwache jenen unfreiwilligen Verrath begangen hatte, war ihr Leben geſtört, ſie bildete ſich ein, ihn von der Bahn ſeiner künftigen Größe zurückgeſchleudert und verderbt zu haben. Dieſer Wurm des Gewiſſens zernagte die Blüthe ihres Lebens. Das heitre, lebensfrohe Mädchen war verwandelt. Aber, ſagt ſelbſt, Kapitän, war es nicht ein ungeheures, nicht genug zu beweinendes Geſchick, daß ſelbſt, wenn unſer Freund reüſſirt hätte, wenn er die Bahn gewandelt wäre, für die er beſtimmt ſchien, er doch niemals ihr die Hand zum Lebensbunde bieten durfte, ja mit jedem Schritte, welchen er ſeinem Ziele näher kam, mußte er ſich mehr von dem Herzen entfernen, das in heiliger Liebe für ihn ſchlug. Und ohne ſein Ziel zu erreichen, ohne ſich ſeinem Geſchick gerecht zu machen und ſich zu bewähren, hielt er ſich für unwürdig, ſie als ſein Weib zu umarmen. So ſtand ſein inneres und äußeres Glück im ſteten Widerſpruch, eins ſchloß das andre aus. Nur der Tod konnte mitleidig freundlich dieſe Widerſprüche löſen, nur der Tod dieſem Herzen Ruhe verſchaffen. Nie hätte es ſolche auf Erden gefunden.“

„Ach! unterliegen wir nicht einem ähnlichen Geſchick, Friederike? Oder iſt es wahr, was Sie mir vor ſechs Monaten in Kopenhagen ſagten, als ich Ihnen ſchier bewußtlos in meiner Bauerntracht geſeigt war,

daß Sie mich haßten? Nein, ich leſe keinen Haß in dieſen Augen!“

Er faßte ihre Hand und ſie ließ ſie ihm. „Wenn auch die Pflicht uns ewig trennen muß, Rorcroß, haſſen kann ich Euch nicht. Jene Worte gab mir die Liebe ein, die ängſtliche Beſorgniß, Euch ſo ſchnell als möglich zu entfernen. Ich ſah Euch in der größten Gefahr und Ihr ſchient keine Augen dafür, ſondern nur für mich zu haben; ich wollte ſie durch jene harten Worte auf den rechten Gegenſtand leiten.

„O Dank! Dank Ihnen für dieſe Wohlthat! Sie iſt der kühlende Thautropfen, auf die brennende Zunge des in der Sandwüſte irrenden lechzenden Wanderers geträufelt!“ ſtammelte Rorcroß und drückte einen leidenſchaftlichen Kuß auf Friederikens Hand.

„Auch hatte ich gehört,“ fuhr dieſe fort, „daß Eure junge Frau ein ſehr liebenswürdiges Weſen ſei, die Eure reinſte und vollſte Zuneigung verdiene. Ich wollte Euch zu ihr zurückführen, indem ich Euch von mir verſcheuchte. Schon zu jener Zeit war unſre Reiſe in die warmen Bäder von Bourbon-Lancy im nordweſtlichen Frankreich beſchloſſen. Sowohl Chriſtinens bösartige Krankheit, als die Schwäche meines alten Vaters geboten es. Ich glaubte aber nicht wieder nach Dänemark zurückzukehren. Unſre Aerzte hatten ſowohl Chriſtinen, als meinen Vater aufgegeben; ich aber hatte mich lange fortgeſehnt und wollte in Frankreich bleiben. Aber die Bäder bekamen Beiden wunderbar gut, und

wenn ſie ihnen die ſpärliche Lebensflamme auch nur um ein Weniges zu friſten vermochten, ſo reiſeten wir doch mit mehr Hoffnungen weg, als wir gekommen waren. Da führt uns ein unglücklicher Zufall, oder beſſer, ein günſtiges Geſchick jenem ſchwediſchen Schiffe entgegen. Unſer Kapitän verſucht erſt zu fliehen, da aber der ſchwediſche Schoner uns bald einholt, ſo nimmt er den gebotenen Kampf an. Durch Chriſtinens Seele zuckt jeder Schuß, ſie ſagte mit Gewiſſenheit, daß ſie erſchoſſen werden würde, und als der letzte Schuß von unſerm Schiffe geſchah, welcher wahrſcheinlich unſerm Freund das Leben geraubt hat, da ſank ſie ohnmächtig in meine Arme; innere Krämpfe zerarbeiteten ihre Bruſt. Ihr kamt dazu, Kapitän, als unſer Sieger."

„Und gehe wieder als der Beſiegte."

„Doch laßt uns unſere Chriſtine in Obacht nehmen! Ich fürchte faſt für ihren Verſtand. Sieht ſie nicht grauſenerregend aus? Ihre Blicke ſcheinen verſteinert zu ſein. Unmöglich können wir ſie neben der Leiche knieen laſſen. Ich will ſie anreden."

Sie ging noch zu der Knieenden hinzu und rief ihr zu: „Chriſtine, komm! Wir wollen uns auf das andre Schiff verfügen." Aber das Mädchen antwortete nicht, unbeweglich ſah ihr auf die Bruſt herabhängendes Haupt nach der theuern Leiche hin, die gefalteten Hände lagen auf Flaxmanns Bruſt, die ganze Geſtalt war vorgebeugt. „Chriſtine!" rief Friederike noch einmal und faßte ſie an der Achſel, um ſie aufzuheben. Doch,

kaum hatte ſie die Knieende berührt, als dieſe neben der Leiche niederſank. „Großer Gott!“ ſchrie Friederike auf, „ſie iſt ſchon todt!“

Norcroß ſprang hinzu und Beide beugten ſich über Chriſtinen herab, aber kein Athem fächelte mehr über ihre Lippen, die der letzte Krampf ſchmerzlich verzogen hatte. Die Augen waren gebrochen und ſtarr auf ihren Geliebten gerichtet. Ohne Schmerz war ſie hinübergegangen, und die Pſyche, nachſtrebend der verwandten, geliebten Schweſter, hatte in der Eile des Flugs die Bande ſchnell gelöſt und war der Voraneilenden nachgeflattert zu dem Lichtreiche der Zuſammenſtrömung Aller auf Erden getrennten Kräfte.

„Darum hatte ihr Auge keine Thräne für ihn,“ ſagte Norcroß, „es war ſchon von dem Glanze erleuchtet, in welchem er eben jubelnd eingetreten war.“

„Friede! Friede über ſie!“ rief Friederike, weinend und faltete die Hände zum ſtillen Gebet. Norcroß betete leiſe mit.

Als ſie ſich erhoben, ſtanden die Matroſen von allen drei Schiffen — auf allen hatte ſich die Nachricht von Flaxmanns Tod verbreitet und die meiſten Burſche hatten ihn gekannt und geliebt — nebſt den Paſſagieren in einiger Entfernung, alle hatten ihre Kappen und Hüte abgenommen und die feierliche Stille wurde nicht einmal vom Rauſchen des Windes im Takelwerk des Schiffes geſtört. Schlaff hingen die Segel an den Maſten herab. Der alte Vice-Statthalter von Gabel, Friederikens Vater,

ließ ſich auch heranführen und betrachtete die Todten, die nun ſo eng nebeneinander lagen, mit Thränen in den grauen Wimpern. Als er ſeine zitternde Hand ſegnend über ſie ausgeſtreckt hatte, trat Juel Swale heran. Bei der Nachricht von des Kapitän Flarmanns Tod hatte er die theuern Kleinodien eines ihm unvergeßlichen ſchönen Tages, jene Kränze und Blumengewinde, mit denen er als König ſeines Kanonenfeſtes geſchmückt geweſen war und die er in ſeinem Schreine mitgenommen hatte, herbeigeholt und mit auf den Schoner hinüber genommen, um — ein kindlich frommer Gedanke — den guten Kapitän, der im Leben die Blumen ſtets ſo ſehr geliebt hatte, damit zu ſchmücken. Aber nun gewann dieſe Handlung plötzlich eine viel höhere Bedeutung. Den Kranz drückte der ſchluchzende Knabe dem Todten auf die Schläfe, mit den welken Gewinden umſchlang er aber beide Leichen, und ſo ruhten ſie, durch welke Blumen vereint.

„Die friſchen Blumen des Lebens ſollten ihnen nicht zum Bande werden, aber die welken des Todes ſind es nun geworden," ſagte Friederike. „Die unverwelklichen des reinſten Lebens werden ſie ferner zuſammenketten. Und ſeht, mein Freund, auch eine Krone trägt er. Schon hat die ewige Liebe ihm Sterne um ſein unſterbliches Haupt gewunden, wie unſer Knabe dem Haupte ſeiner Aſche dieſen Blumenkranz."

„Ich danke Dir, mein Juel, in ſeinem Namen für Dein ſinniges Geſchenk!" ſagte Nerreſ und ſchloß den weinenden Knaben an's Herz.

„Ich ſagte Euch ja vorhin," erinnerte Friederike, „wir würden in einen heiligen Tempel treten. Seht, wie uns die Hand der Gottheit berührt hat. Ein ſeltſames Schickſal hat uns plötzlich in die dämmernden Vorhallen ſeiner Werkſtatt geführt, wir fühlen labend die Nähe ſeines ungeheuren Wirkens, ſein Hauch hat unſre zitternden Locken beſtreift, es ſteht rieſengroß unter uns, wir ſchaudern, aber es iſt uns wohl. Auch wir ſind groß geworden. Reicht mir die Hand zum Abſchied, Kapitän. Lebt wohl und gedenkt ſtets dieſer heiligen Stunde!"

„Wie?" ſagte Norcroß erſchrocken, „Sie wollen ſcheiden?"

„Können wir nach dieſer Stunde länger noch beiſammen bleiben, Norcroß? Fragt Euer eigenes Herz, es wird, es muß Euch antworten, wie mir das meinige."

„O Friederike, ich kann Sie nicht ziehen laſſen. Mein Herz iſt mit diamantnen Ketten an Sie gebunden."

„Wie wäre doch Alles ſchaal, was wir noch zuſammen erleben könnten! Nein, nein! Wir müſſen ſcheiden; es iſt nothwendig! Wir haben mehr zuſammengenoſſen, als ſonſt zwei Sterblichen, die ſich lieben, zu genießen vergönnt iſt. Was verlangt Ihr noch? Nichts, was mein geheiligtes Herz gewähren könnte. Meine Stirne fliegt mit reinen Aethergedanken in dem Aether, der die Sterne umfluthet, mein Athem trinkt den Aether, der die Sonnen küßt. Wollt Ihr mich zurückziehen in die dicke Nebelluft, wollt Ihr meine Stirn in den Staub beugen?

Nein, Norcroß, das könnt, das wollt Ihr nicht. Ihr laßt mich ziehen mit meinem Vater.“

„Zieh' denn in Gottes Namen, herrliches Weib! Stets warst Du größer, als ich. Ich ſtaune Dich an, ich verehre Dich, gleich einer Gottheit. Zieh' hin, Du bleibſt doch bei mir. Zwar könnte ich Dich zurückhalten; denn Du biſt meine Gefangene, aber welcher Frevler legte die freche Hand an ein Heiligenbild? Zieh' hin! Gott ſchütze Dich!“ Ein Thränenſtrom erſtickte die Stimme des rauhen Seemanns.

„Dieſe Leiche vertraue ich Euch an, mein Freund. Legt ſie in Frankreichs Boden in ein Grab mit jenem.“

„Es ſoll geſchehen. Es ſoll meine heiligſte Pflicht ſein. Und eh' ich ein Geſchäft treibe, ſoll dieſer Pflicht Genüge geſchehen. Ich ſchwör' es Euch zu. Hier iſt meine Hand.“

„Ich dank' Euch! Und nun noch Eins, Norcroß. Liebt Euer Weib, ſeid ihr treu, wie ſie es verdient. Es iſt wahr, es giebt etwas Höheres, als was man mit treuer ehelicher Liebe bezeichnet. In mancher Bruſt lodert das Feuer einer höhern, dem Himmel verwandteren Empfindung. Aber der Menſch iſt für die Erde geſchaffen, an dieſen Boden iſt er gebunden, hier ſoll ihm das friſche Reis grünen, das, um ſeine Schläfe geſchlungen, ſein Haupt mit Frohſinn erfüllt. Jene geiſtige Flamme brennt keinem irdiſch Glücklichen. Und wehe dem, der ſich ihrer Kraft hingiebt! Früh verzehrt ſie

ihn und entreißt ihn dem Kreiſe der lebensbunten Wirklichkeit, um ihn mit Schatten zu entſchädigen.“

„Wohl ihm!“ rief Norcroß. „Die heilige Glut, das nur für wenig Geiſter beſtimmte Göttergeſchenk, löſt nur die groben Bande, verzehrt nur den rohen Stoff. Das Weſen ſelbſt läutert und reinigt ſie und aus dem Brande jubelt es der Vollendung zu. Nein, Friederike, Du kannſt dieſe Flammen nicht verdammen, die Dir im Buſen angezündet wurden, wie mir. Sie ſind ja nur das Eigenthum höherer Naturen, ſie die reiche reine Feuerquelle all' ihres Glücks. Und iſt es nicht erhebend und entzückend zugleich, daß dieſe Quelle höchſter Wonne auch die Quelle unſerer phyſiſchen Vernichtung iſt? Mit jeder Schlacke, die abfallt, ausgebrannt von jener Himmelsflamme, wird der Geiſt leichter und freier, die Schwingen werden ihm mehr und mehr gelöſt, er regt ſie, ſtrebt aufwärts, jauchzt auf wie ein Kind dem Strahl des Morgenroths entgegen. O Sie können meine Glut nicht ſchelten!“

„Nein Norcroß, ich laſſe jede Maske fallen, ich preiſe mich glücklich, ſelig mit dieſer Flamme. Ja, ſie iſt der Schatz funkelnder Kleinodien einer ewig grünen, ewig reichen Natur. Ich liebe Dich, Mann meiner Seele, wie kein Weib auf Erden Dich lieben kann. Aber laß Dir das genügen! Ueber unſern Häuptern iſt noch nicht der lichte Morgen eines beſſern Tag's angebrochen, wie über dieſen hier. Uns ſchmerzen die Wehen, die uns die ſchneidende Morgenluft bereitet; doch

ſie ſind die Vorläufer des Morgens, die Verkünder des Tags. Bald werden auch wir ihn ſchauen. Geh' heim zu Deinem Weibe. Schaffe und ſorge, arbeite und mühe Dich ab, und erkaufe mit dem Wechſelwerk Deiner Hände die Ruhe, die Dir noth thut. Du wirſt ſie finden. Nur im Schaffen gedeiht der Menſch. Unſere Liebe bedarf nicht des Zuſammenlebens. Geh', geh'! Bet' und arbeite! Leb' wohl!"

„Leb' wohl!" ſagte Norcroß gefaßt; „ich ſehe, es muß ſo ſein."

Und ſogleich ließ er die geſchmückten Leichen auf einem Boote hinüber nach ſeinem Schiffe bringen, die däniſchen Gefangenen aber auf ihr Schiff zurückrudern, welches unterdeſſen ausgebeſſert worden war. Als Friederike in das Boot hinabſteigen wollte, da übermannte ſie die Allgewalt des Gefühls wie ihn, ſie ſanken ſich in die Arme, an die Bruſt, umſchlangen ſich und der erſte und der letzte Kuß brannte auf ihren Lippen, eine Götterfrucht, raſch gezeugt und gereift, Blüthe und Frucht zugleich, kein Kind der Erde.

Norcroß kehrte auf ſeine Fregatte zurück; Courtin erhielt den Befehl, die däniſchen Gefangenen an der jütländiſchen Küſte abzuſetzen und dann mit ſeiner Priſe in den marſtrander Hafen einzulaufen.

In der erſten Frühe des andern Morgens ſegelten die Schiffer entgegengeſetzten Richtungen zu und der Dänenfeind rief mit drei Kanonenſchüſſen noch ſeine Grüße den Scheidenden nach, und flog dann über die

Wellen dem Hafen von Calais zu. Dort angelangt, begrub er ſtill und feierlich mit Hülfe eines Prieſters die Leichen; ſie wurden in einen Sarg, in ein Grab gelegt. Die verhängnißvolle Schreibtafel ruhte wieder auf Flaxmanns Bruſt.

Denſelben Tag noch meldete er den Tod deſſelben dem Baron Görz und ſandte das Schreiben zur ſchnellen Beſorgung durch einen Eilboten an den ſchwediſchen Botſchafter in Paris, welchem er zugleich ſeine Ankunft in Frankreich meldete.

Sechstes Capitel.

Das Jahr neigte ſich zum Ende. Vergebens hatte Kapitän Norcroß ſchon ſeit Wochen Verhaltungsbefehle vom Baron Görz erwartet. Die mit dem Winter eingetretenen Stürme hatten die Verbindung der Länder theilweiſe unterbrochen, und dieſem Umſtande ſchrieb es Norcroß allein zu, daß er bis jetzt noch keine Antwort erhalten hatte. Er vertrieb ſich die Zeit mit kleinen Reiſen in das Land, auf welchen ihn Juel begleitete, und machte mit Kauf, Verkauf und Tauſch von Schiffen manches vortheilhafte Geſchäft. Doch konnte er eine ſehr trübe Stimmung ſeiner Seele mit keiner Zerſtreuung bewältigen, und mit dieſer trat er auch das neue Jahr 1719 an.

Nachmittags pflegte Norcroß ein Kaffeehaus zu beſuchen, wo er ſtets gute und zahlreiche Geſellſchaft und die beſten Zeitungen fand, auch brachte er die Zeit mit Sprechen und Leſen bis zum Abend zu.

Eines Tags — es war in der zweiten Woche des Januar — hatte er kaum ſein Schiff verlaſſen und war in das Kaffeehaus getreten, als ihm Juel haſtig

nachtrat und einen ſchwarzgeſiegelten Brief überbrachte, der ſo eben eingelaufen war. Norcroß erbrach das Schreiben und ſah, ſeiner Gewohnheit nach, zuerſt nach der Unterſchrift. „Vom ſchwediſchen Botſchafter in Paris," ſprach er leiſe vor ſich hin und fing an zu leſen. Aber plötzlich ſprang er bleich auf, ließ den Brief fallen und rief mit dem Tone des höchſten Schreckens: „Großer, barmherziger Gott! Unſer König iſt todt!"

„Wie, der Schwedenkönig? König Karl XII.? Der ſchwediſche Löwe?" riefen die Anweſenden, alle von jähem Schrecken, gleich dem Kapitän, ergriffen, durcheinander."

„Der ſchwediſche Botſchafter in Paris meldet es mir. Leſt ſelbſt! Am 11. December Abends um zehn Uhr hat man ihn in den Laufgräben von Frederikshall, welches er eben belagerte, erſchoſſen gefunden."

„Seltſam!" ſagten die Andern, und der nächſte Nachbar nahm den Brief und ſprach: „Man hat es in den Zeitungen geleſen, daß der König Karl der norwegiſchen Stadt hart zugeſetzt hat."

„Hier ſteht's eben im nordiſchen Courier," ſagte ein Andrer, „daß der König am ſiebenten December eine ſtarke Schanze von Frederikshall, die Güldenlöwe genannt, mit Sturm genommen und die Laufgräben geöffnet hat."

„Allzuſcharf macht ſchartig," ließ ſich ein Dritter vernehmen. „Hat man doch Wunder und Zeichen vernommen, wie's dieſer unruhige Kopf noch zuletzt getrie-

ben. Das Unmögliche hat er möglich gemacht, um ſeinen Zweck zu erreichen. Aber Du ſollſt den Herrn nicht verſuchen. Wer hat je gehört, daß man auch Reiſen zu Lande mit Schiffen macht? Na, er hat's gethan, um ſich Frederikshall, das Thor von Norwegen, zu verſchaffen. Von Strömſtadt aus hat er drei Meilen weit einen Damm landeinwärts bauen laſſen, bis in den Fluß Idefiort, und darüber hat er Galeeren, Scheerenböte, Doppelſchaluppen, Heer und Kanonen in den Fluß Idefiort transportiren laſſen. Auf dieſem iſt er ſtromabwärts geſegelt bis in den Swineſund, hat die däniſche Flotille dort auf's Haupt geſchlagen und die Belagerung der Stadt begonnen. Das war gerade den 18. November."

„Richtig, Gevatter, Ihr habt's gut gemerkt," lobte ein vierter Bürger. „Ihr ſeid überhaupt ein trefflicher Politicus und in der Geographie wohl bewandert. Was mich betrifft, ich kann die verfluchten nordiſchen Namen nicht ausſprechen. Ein franzöſiſches Maul macht allemal wunderliche Grimaſſen dazu. Jedoch erzählten ſie auch, der König Karl habe ſich eine Strohhütte noch an die Laufgräben bauen laſſen und ſtets drin gewohnt, um immer hübſch nah' zu ſein, wenn's was gäbe."

„Nun iſt er bezahlt und hat Ruhe! Er hat die Welt immer in Bewegung erhalten. Was doch nicht ſo ein Kopf vermag! Wie wird's nun werden in der Welt? Dem ruſſiſchen Zaar werden ſie auch das Leben

einmal ſo ausgeblaſen haben, wie wir unſerer Oellampe. Der hat ſich auch ein Bischen zu mauſig gemacht.“ Dieſes und Aehnliches räſonnirten und kannegießerten die ehrlichen Bürger; Norcroß hörte aber von all' ihrem Geſchwätze nichts. In tiefe Gedanken verſunken, ſtarrte er das unheilverkündende Papier an, ſein Herz war von einem ungeheuern Schmerze gebrochen und im Prisma deſſelben ſpiegelte ſich ſein Geiſt trüb vorahnend die traurigen Bilder ſeiner Zukunft ab. Und er ſtand auf und ging; er fühlte, daß er mit ſeinem Schmerze allein ſein mußte. Die gleichgültigen Geſichter ſeiner Umgebung waren ihm ganz unerträglich, und an dem einſamen Meeresufer wandelnd, weinte er ſeinem großen Könige eine männliche Thräne.

„So biſt auch Du hinweggerafft vom dunkeln Verhängniß', das über des Menſchen Wegen wie eine düſtere Wolke, wie ein lebendes Leichentuch hängt und aus dem dann und wann eine unſichtbare Rieſenfauſt herausragt und den Sterblichen, wenn er an der Schwelle langerſehnter Wünſcheerfüllung ſteht, hinaufreißt in ihre ſchauerliche Finſterniß. Eben wollteſt Du das Ziel umfaſſen und eine Kugel ſtreckt Dich nieder, wie meinen unglücklichen — Freund. O wie glücklich preiſe ich Dich nun, daß Du ihm vorangegangen biſt, der Dein einziger aufrichtiger Beſchützer war. Was wärſt Du ohne ihn erſt geweſen? Ihr habt den Kranz des Sieges nun errungen und ſeid weit dem Getümmel entrückt, was hier unten Euch umbrauſte, und fort

und fort toben wird, ſtets unterhalten vom Wahnſinn menſchlicher Leidenſchaften. Wie verſöhnend hat doch der Tod den heißen Streit vermittelt! Aber was hilft es dem wunden Herzen? Die Bosheit wird triumphiren; ſie lacht ſchon jetzt teufliſch in die Fauſt. Den Schlechten gehört die Welt und die größten Diebe werden ihre Kronen tragen."

Alſo von Wehmuth und Zerknirſchung wechſelsweiſe heimgeſucht, ging der tiefergriffene Mann zum Hafen hinab und ließ ſich auf ſein Schiff überſetzen.

„Kinder!" rief er, an Bord deſſelben tretend, „Burſche, unſer König iſt todt! Eine gottverfluchte Kugel hat ihn niedergeſtreckt."

Auf die augenblickliche Betäubung des Schreckens folgte ein dumpfes Klagegeheul über das ganze Schiff, und eine Stunde darauf war das ſchwediſche Wappenbild auf den Flaggen mit ſchwarzen Flören behängt, und über dem Verdeck lag die Stille der Trauer.

Einige Tage darauf wurde der Tod des Königs in den Zeitungen angezeigt und die widerſprechendſten Gerüchte darüber mitgetheilt. Es ging aber aus Allem klar hervor, daß Karl nicht von der Kugel eines Feindes gefallen ſei. Man hatte ihn mit halbgezogenem Degen, mit den Armen auf den Wall der Laufgräben geſtützt und gleichſam ſchlafend gefunden; eine kleine Oeffnung im rechten Schlafe, kaum für eine Flintenkugel groß genug, und die Vorladung des Schuſſes in

der Mündung der Wunde, bezeugten genugſam, wie nahe ihm der Mörder geweſen war.

Norcroß verſchlang die Zeitungsnachrichten über des Königs Tod und die Veränderungen, welche derſelbe ſogleich in Schweden hervorbrachte. Nach einigen Tagen brachte man ihm, als er auf das Kaffeehaus trat, ein Zeitungsblatt entgegen. Er durchflog es ſchnell und las zu ſeinem Schrecken: „Der Baron Schlitz von Görz iſt ſogleich auf höhern Befehl in Strömſtadt gefangen genommen und mit ſtarker Bedeckung nach Stockholm in's Gefängniß gebracht worden. Er war eben auf einer Reiſe von der Inſel Aland nach Frederikshall begriffen, um dem Könige Nachrichten von der baldigen Abſchließung des ruſſiſch-ſchwediſchen Friedens zu überbringen. Derſelbe ſoll, dem Vernehmen nach, Rechenſchaft über ſeine bisherigen Schritte ablegen. Auch iſt der Graf von der Natte gefänglich eingezogen, und auf des Commandeurs Gadenhielm und des Kaperkapitäns Norcroß Mittel und Fahrniß Beſchlag gelegt worden. Weil der Letztere vom Reichstag für einen höchſt gefährlichen Seeräuber erklärt worden iſt, ſo hat beſagter Reichstag einen hohen Preis auf deſſen Kopf geſetzt, wer ihn todt oder lebendig einliefert.“

Das Blatt flog auf die Erde; der ſtets muthige Kapitän ſah zitternd umher, und glaubte, alle Faſſung verlierend, ſich ſchon von Verräthern umgeben, die ihn ſeinen Verfolgern ausliefern wollten, um ſich den Preis zu verdienen. Einige ſeiner Bekannten traten zu ihm

heran, um ihm ihr Beileid zu bezeugen und ihn zu trösten, er aber vermochte den Sinn ihrer Rede nicht zu faſſen, nichts auf ihre Zuſprache zu antworten, und ging davon, um ſich zu ſammeln, aber der Schreck hatte Blei in ſeine Glieder gegoſſen und verwehrte ihm tyranniſch die Eile. So kömmt auch über den muthigſten Helden eine ſchwache Stunde. Norcroß hätte nicht gezittert, wenn eine Flotte ihre Feuerſchlünde auf ſeine Fregatte gerichtet hätte, um ſie mit Mann und Maus in den Grund zu bohren, aber der Gedanke, daß er, der ſeinem Könige ſo treu gedient, nun für einen Seeräuber gelten ſolle und daß ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt ſei, brachte ihn zum Leben und ſchier zur Verzweiflung.

Am rauſchenden Meeresufer fand er endlich mühſam ſeine Faſſung wieder. Aber nun kam auch die Wehmuth über ihn, wie eine empfindſame Mutter über ihr verwundetes Kind, und er rief ſchluchzend in die Schneegefilde und über das mit Eisdiamanten eingefaßte Ufer hin: „O, Norcroß, mit Dir geht es abwärts! Deine guten Tage ſind vorüber! Was lebſt Du noch? Der Zweck Deines Lebens iſt ja verloren. Geh', ſtürze Dich in den Kampf, vielleicht öffnet eine mitleidige Kugel Deine volle, bedrängte Bruſt! Ja, ich will ſterben!“ rief er dann männlich gefaßter, „aber nicht eher, bis ich meine frech beſchmitzte Ehre wieder rein und makellos ſehe. Ich habe dem König Karl gedient als ein Ehrenmann, ich will auch als ein ſolcher

untergehn. Die infamen Lügenmäuler will ich ſtopfen, die es wagen, mich einen Seeräuber zu nennen. Ich habe im ehrlichen Krieg gegen die Feinde meines Königs gefochten, niemals auf meine eigne Hand; nie habe ich den mindeſten Vortheil von meinen Siegen für mich ſelbſt gehabt, Alles iſt in den Schatz der Krone gefloſſen. Schweden hat den Nutzen davon genoſſen und dieſes Schweden nennt mich zum Dank einen Seeräuber. Nein, nicht Schweden iſt es, ſondern eine verfluchte Rotte, die auch den König ermordet hat; aber ich will mitten unter ſie treten, im vollen Gefühl meines beleidigten Rechts, wie ein zürnender Gott, ich will ſie mit meinen Blicken durchbohren, meine Worte ſollen ihnen wie Poſaunen in die Ohren klingen. Ich will meine Ehre retten und dann auf ewig von dem undankbaren Schweden ſcheiden."

Mit dieſem männlichen Vorſatze, den nur eine ſchuldfreie Bruſt im erhebenden Gefühle ihrer Verdienſte, ihrer gekränkten und darum um ſo ſtolzern Würde faſſen konnte, verfügte er ſich auf ſein Schiff und theilte ſeinen Officieren mit, was er hinſichtlich ſeiner in der Zeitung geleſen hatte, nebſt dem Entſchluß, unverzüglich nach Schweden abzureiſen und ſich ſeinen verläumderiſchen Feinden kühn zu ſeiner Vertheidigung unter die Augen zu ſtellen.

„Nach Schweden wollt Ihr zurück, Kapitän?" rief Juel erſchrocken. „Ach, dort hattet Ihr nur einen Beſchützer, und der iſt nicht mehr. Kein andrer Eu-

rer Freunde wird Euch dort mehr kennen und Eure Feinde werden Eure Meiſter werden und Euch verderben.“

„Nicht doch, Juel. Die Bosheit verſtummt vor dem reinen Blick der Unſchuld. Wenn ein ehrlicher Mann unter den Schwarm Schurken tritt, die eben ein Komplott gegen ihn ſchmiedeten, ſo ſenken ſie erſchrocken die Waffen nieder. Im Auge der Unſchuld liegt gar eine heilige, unbezwingliche Kraft.“

„Ach, Kapitän, ſie wirkt nur auf einen Augenblick, ſo lange die Betäubung der Schlechten dauert, erzeugt von dem Blitzſtrahle, der aus dem Auge der Unſchuld zuckt; wenn ſie ſich wieder zu ſammeln Zeit haben, iſt die Unſchuld verloren.“

„Ich werde vor die Königin Ulrike treten; ich werde mich rechtfertigen und dann Dienſte beim ruſſiſchen Zaar ſuchen. Aber mit befleckter Ehre kann ich nicht vor Peter treten. Willſt Du, daß ich wie ein feiger Böſewicht fliehen ſoll?“

„Ihr werdet nicht mit dem Leben davonkommen. Ihr habt unzählige Feinde.“

„Ich erinnere mich, eine alte Geſchichte geleſen zu haben. Ein tapferer Seekapitän, Namens Eracotus, wurde auch für einen Seeräuber erklärt; der römiſche Kaiſer ſetzte einen Preis von 25,000 Kronen auf ſeinen Kopf. Aber unverzüglich ſtellte ſich dieſer kluge und unerſchrockene Mann in eigner Perſon vor des Kaiſers Angeſicht und rechtfertigte ſeine Handlungen. Der großmüthige Kaiſer hielt ſein Verſprechen und ließ

dem Kapitän die auf deſſen Kopf geſetzte Summe auszahlen, und beehrte ihn noch überdies mit ſeinem Schutz und ſeiner Gnade. Wohlan denn, ich will mir den auf meinen Kopf geſetzten Preis auch ſelbſt verdienen!"

„Jener hatte es mit einem einzigen Manne, Ihr habt es mit einem großen Adel zu thun, deſſen Stolz und Gewaltthätigkeit lange von unſerm ſeligen König niedergehalten wurde, der aber nun auch um ſo blutgieriger die Opfer ausſucht, die er ſeiner lechzenden Rache zu ſchlachten gedenkt."

„Und wenn es mich auch das Leben koſten ſollte, Juel, ich gehe doch. Wie? Ich ſollte mein Weib und mein Kind im Stich laſſen? Schon hat man den Armen grauſam mein Haab und Gut genommen, ſie werden in Mangel und Elend ſein; ſoll ich, ihr einziger Freund, ſie auch verlaſſen? Nein, Juel, nein! Ich weiß, Du meinſt es gut mit mir; aber ich kann nicht anders! Ich höre den Hülferuf meines troſtloſen Weibes, höre das verzweifelte Wimmern meines Kindes. Soll ich das brave Weib zur Wittwe, ſoll ich den lieben Knaben zur Waiſe machen? Ich muß nach Stockholm!"

Juel legte ſein Haupt an des geliebten Herrn Bruſt, weinte und ſchwieg.

Am andern Morgen wurden die Anker gelichtet, und trotz der ſehr ſtürmevollen Jahreszeit trat Kapitän Norcroß ſeine Rückreiſe nach Schweden an. Die Fahrt war ſehr beſchwerlich und langſam. Ueberall, wo das Schiff anlegte, wurde dem Kapitän von allen wackern

Leuten abgeredet, nach Schweden zu gehen, ebenſo wie ihn in Calais alle ſeine Bekannten abzuhalten verſucht hatten. Er aber ließ ſich nicht irre machen und blieb feſt. Die Elemente ſelbſt ſchienen ihm alle nur mögliche Hinderniſſe in den Weg zu legen und faſt wäre er an den Küſten Jütlands zum zweitenmale geſcheitert, aber er blieb ſeinem Vorſatze unerſchütterlich treu und lief in den Hafen von Marſtrand ein.

Schweden war bei ſeiner Ankunft in einer ungeheuern Verwirrung. Der hohe Adel, im Geheim immer von der jüngern, falſchen Schweſter des Königs und von deren Gemahl, dem Prinzen von Heſſen-Caſſel, begünſtigt, hatte ſich, mit heftigen Discuſſionen, ſeines alten Wahlrechtes wieder bemächtigt, und der liſtige Graf Horn, plötzlich als Lenker und Organ der lange niedergehaltenen Ariſtokratie, an der Spitze derſelben ſtehend, lenkte die Wahl, mit ſchlauer Berückſichtigung ſeiner eignen Vortheile, auf die ſchwache Ulrike Eleonore. Selbſt für den vorausgeſehenen Fall, daß ſie ihren Gemahl als Mitregenten annehmen, oder ihm gar die Alleinherrſchaft übertragen würde, war der herrſchende Adel gedeckt; denn Prinz Friedrich war ein fürſtlicher Schwächling an Leib und Seele, lenkſam, nachgiebig, in kleinlichen Begriffen befangen, der ſich für die nüchterne Ehre, König von Schweden zu heißen, Alles gefallen ließ, kurz, ein König, wie ihn der hohe Reichstag ſich nicht beſſer wünſchen konnte. Der Erfolg hat ihre Vorausſetzung gerechtfertigt; die ſchwache

und unbedeutende Regierung König Friedrichs hat für ſein perſönliches Wollen und Thun, für ſein Eingreifen in die Räder des Staats, ſich keinen Platz in der Geſchichte verſchaffen können; man hört in jenen dreißig Jahren, während welchen er die ſchwediſche Krone trug, nur von den gewaltigen Kämpfen der Adelsparteien, von jenem weltberühmten Streit der Mützen und Hüte oder der Hornſchen und Gyllenborgſchen Partei, und der lächerliche König war nur das Spielwerk bald der einen, bald der andern, bald ſogar beider zugleich.

Das erſte Aufbrauſen des von Karls des Zwölften Rieſengeiſt ſich ſchwer gekränkt fühlenden Adels, nach der ſchändlichen Ermordung des Königs durch eine von ihm gedungene Meuchlerhand, glich dem eines wilden Roſſes, das, nachdem es lange durch Zaum und Sporn zugleich zur größten Wuth gereizt und doch auch gebändigt worden iſt, ſich plötzlich vom ſtrengen, geſchickten Reiter befreit ſieht, die läſtigen Zäume abſtreift und nun dahin raſt, wohin es ſeine Tollheit führt, und mit gewaltigem Huf zerſchmettert und zerſtampft, was ihm lange ein Aerger geweſen iſt. Es war in der erſten Zeit alſo an keine Ordnung in den Geſchäften zu denken, Alles ging tumultuariſch-chaotiſch durcheinander, und nur Rache, Rache lechzte Alles, im Durſt nach Rache an dem genialen Rathgeber des Königs, an dem großen Görz, von welchem ſie ſich in ihrer ganzen Erbärmlichkeit durchſchaut wußten, waren ſie Alle eins. Mit der nichtswürdigſten Parteilichkeit, mit dem empörendſten Unrecht, das die

Scheußlichkeit aristokratischer Gewalthaberei den Despotismus eines zur Geißel der Menschheit geschaffenen Adels in seiner ganzen nichtswürdigen Tiefe charakterisirt, wurde Görz der Proceß gemacht, er durfte sich nicht vertheidigen, er durfte die Berechnungen seiner Verwaltung nicht vorlegen; sie wußten es ja, die adligen Hunde, daß er für Schwedens Wohl gearbeitet hatte, daß er sich glänzend rechtfertigen konnte, aber sie wollten sein Blut lecken. — Schande der Menschheit, daß diese gottverfluchte Bande noch immer als Blutsauger an den Adern unserer Staaten liegt und das Mark des Bürgers und Landmanns verzehrt, begünstigt von unsern Fürsten, erbärmlichen Schwächlingen, gleich König Friedrich von Schweden! —

Aber auch der dritte Stand, bis jetzt noch niemals berücksichtigt, der Stand, der dem Staat Leben giebt, indem er ihn erhält durch die Arbeit seiner Hände, auch Bürger und Bauer regten sich und wollten beim Reichstage vertreten sein; dies verursachte tobende Zusammenkünfte, Zank und Streit, und eine ungeheure Bewegung ging von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, durch das ganze Schwedenreich.

Norcroß trat in Marstrand mitten in die Bewegung hinein. Alles staunte, den Mann zu sehen, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war, und die große Masse war sogleich für ihn gestimmt und sehr geneigt, ihm mit Auszeichnung zu begegnen. Seine nähern Freunde und Bekannte, welche die Lage der Dinge in Schwe-

den beſſer kannten, beſchworen den Kapitän Alle einſtimmig, ſein Schiff wieder zu beſteigen und ſo eilig als möglich die ſchwediſche Küſte zu fliehen, wo für ihn keine glückliche Tage mehr ausdämmern könnten. Aber je mehr man ihm zuredete, deſto heißer erwachte in ihm die Liebe zu Weib und Kind, deſto heftiger glühte das Verlangen in ihm auf, ſich zu rechtfertigen, ſeine Ehre zu retten. Er ließ alle ſeine Leute in Marſtrand zurück — ſelbſt Juel durfte ihn nicht begleiten — und reiſte allein nach Stockholm ab.

Es war ſchon Nacht, als er ankam. Am Thore nannte er furchtlos ſeinen Namen. Das Fuhrwerk ließ er in einem Gaſthofe zurück und ging zu Fuß nach ſeiner Behauſung. Ueber den Säugling hingebeugt ſaß Dina allein im Zimmer, als Peerreß raſch hereintrat. Ihr Schrecken war heftig. Aber ſelbſt mit zitterndem Armen zog ſie ihn an ihr vor Angſt hochaufwallendes Herz, ſelbſt mit bleichem Munde gab ſie ihm den Kuß der Liebe. Aber dann rief ſie mit bebender Stimme: „Peerreß, um Gotteswillen, was willſt Du hier? Mich noch einmal heimlich ſehen und Dein Kind, und dann Schweden auf ewig verlaſſen? Oder uns heimlich mit Dir nehmen? Ja, ja das Letztere, Du wollteſt nicht ohne uns Deine Ferſe auf ewig dem Lande zukehren, wo unſer nur Unglück wartet. Aber warum Dich ſelbſt hierher wagen? Warum Dein theures Leben auf's Spiel ſetzen? Warum ſelbſt in die Löwengrube Deiner Feinde hinabſteigen? Du konnteſt

uns ja einen Boten ſchicken, und ich wäre Dir nachgeſegelt bis an's Ende der Welt.“ So koſete ſie furchtſam und freudig zugleich und ſtreichelte ihm das bärtige Kinn dazu und zog ihn zur Wiege, wo ſein kleines Ebenbild ſchlummerte. Er hatte ſie aufſtehen laſſen und betrachtete ſie dann mit düſter-wehmüthigem Blicken. „Nicht alſo, Dina,“ ſprach er dann. „Zwar bin ich gekommen, Dich aus dieſem Lande hinwegzuführen, was außer Dir nichts Angenehmes mehr für mich hat; aber nicht heimlich, nicht wie ein mitternächtlicher Dieb will ich herein- und hinausgehen und Dich ſtehlen, als wärest Du eines Andern Eigenthum. Auch will ich nicht allein Dich mir hier holen, ſondern auch meine Ehre. Nicht feig bin ich geflohen vor den verſteckten Angriffen meiner Feinde, nein, ich bin aus freiem Antriebe gekommen, mich ihnen gegenüber zu ſtellen, Stirn gegen Stirn, Aug' in Auge. Sie ſollen ſehen, daß Nercreß ein Mann von unerſchütterlichem Muth und unbefleckter Ehre iſt.“

„Weh' uns, dann biſt Du verloren!“ kreiſchte Dina auf. „Sie werden Dich fangen, wie den gemeinſten Verbrecher; ſie werden Dir das Leben nehmen, wie dem abſcheulichſten Böſewicht!“

„Tröſte Dich, Kind, ſie werden es nicht thun. Noch iſt das Recht nicht untergegangen in der Menſchen Bruſt, und ſelbſt den Schurken ergreift ein Schrecken, wenn es leuchtend in ſeiner Engelsgeſtalt

ihn entrirt und mit gebieterischem Blick Anerkennung fordert."

„O, John! Du bist im Irrthum. Hier triumphirt die Bosheit. Wer soll Dich retten, wenn sie Dich in den Kerker werfen, wie den Baron Görz, dessen Freund und Helfershelfer sie Dich allgemein nennen? Du weißt nicht, was hier vorgegangen ist."

„Ich weiß Alles, liebes Weib. Aber der meiner Ehre angethane Schimpf hätte mich aus dem entferntesten Winkel des großen Oceans hierher getrieben und bestände der Reichstag auch aus lauter blutdürstigen Tigern."

„Aber Du bist uns Dein Leben schuldig, mir, Deinem Kinde!"

„Die Ehre gilt mir mehr als das Leben."

„So höre denn: Der Kammerherr von Wollstrupp hat sich an mich gedrängt und mir zugeschworen, so wie Dich ihre Spione erwischten, in welchem Lande Europa's es auch immer sei, so wäre Dein Tod gewiß. Ach, und auf diese Bestimmtheit gründete er ein Recht zu seinen frechen Anträgen, die ich Dir zu wiederholen erröthen muß. Da empfand ich recht mit tiefen Schmerzen, daß mein Vetter, der Graf Werner, nichts mehr galt. Sein Todfeind, der Graf Horn, ist hier der allmächtige Gott."

„Und dieser Nachtvogel, dieser Schurke Wollstrupp, wagt sich auch wieder an's Tageslicht hervor!"

„Fürchte ihn! Du hast ihn beleidigt, er ist ein entsetzlicher Mensch.“

„Ja, ja, die Sonne Schwedens ist untergegangen, und alle lichtscheuen Fledermäuse, alles böse Nachtgeflügel und finsternißliebende Gewürm kriecht nun aus den Winkeln und Löchern hervor, in welchen es früher verkrochen war. Doch ruhig nur, mein theures Weib, wenn sich ein Licht zeigt, so flieht das Volk schreiend in seine alten Hinterhalte.“

„John, John! Du bist keine Sonne, die die Nacht verdrängen könnte, Du bist nur der Mond, der sein Licht von der Sonne erhielt. Die Sonne ist ausgelöscht und Du bist lichtlos geworden. Oder Du bist nur eine stille Leuchte, deren bescheidener Strahl gerade alles Nachtgesittig heranzieht und um sich versammelt, damit sie mit roher Gewalt darauf stürmen und es verlöschen.“

„Nun, so will ich lieber sterben, als beschimpft leben.“

Vergebens umschlang Dina seinen Hals, vergebens weinte sie Thränenströme; er war und blieb fest.

Und es war wirklich so, wie Norreys vorausgesagt hatte. Seine unzähligen Feinde staunten theils über sein Erscheinen, theils erschraken sie über sein festes, furchtloses Auftreten in Stockholm. Mit der freien Stirne der Unschuld erschien Norreys an allen öffentlichen Orten, machte viele Besuche, sprach mit Ruhe und Bestimmtheit von seiner kritischen Lage, und stellte

ſah endlich, als man gar keine Notiz von ihm nehmen zu wollen ſchien, mit der Würde des gekränkten Selbſtbewußtſeins vor den Grafen Horn, Haupt und Lenker des Reichstags, mit klaren Worten von demſelben verlangend, daß ihm vor dem ganzen verſammelten Reichstage eine öffentliche Vertheidigung und Rechtfertigung aller ſeiner Handlungen während ſeiner Dienſtzeit in Schweden geſtattet würde, die ihm ja von Gottes- und Rechtswegen gebühre. Der Graf entſchuldigte ſich ſchien mit den ungeheuern Geſchäften, welche die gänzliche Umänderung der Regierungsform mit ſich bringe, doch würde ihm dieſe Erlaubniß von Seiten des Reichstags gar nicht verſagen, obgleich er ein Anhänger und Anhänger einer politiſchen Meinung ſei, welche in Schweden jetzt ihre Bedeutung gänzlich verloren habe.

„Excellenz,“ ſagte Nercreß mit einem feſten Blick, welcher den gräflichen Schurken durchbohrte, „ich hänge der Wahrheit an und dem Rechte, und es iſt fürwahr ſehr ſchlimm, wenn dieſe in Schweden ihre Bedeutung ganz verloren haben.“

„Ihr ſeid ſehr kühn!“ ſprach der Graf lächelnd, „Aber einem Ehrmann mag es ſchon hingehen, der zumal ſo hoch in der Gunſt des verſtorbenen Königs ſtand.“

„Künftig werde ich mich auch gar nicht mehr kümmern, was in Schweden noch Bedeutung hat und was nicht. Meine Ehre will ich zurück. Starke Hände haben ſie mir in Schweden genommen, ſeit ſich zwei An-

gen geschlossen, die mir mehr galten als nun das ganze Schwedenreich. Meine Ehre will ich wieder und dann gehen."

„Macht doch aus jener Bekanntmachung nicht so viel!" versetzte der Graf fein. „Sie ist in der ersten Aufwallung der Gemüther, wo noch Alles drunter und drüber ging — Gott weiß, von wem — gemacht worden."

„Gut! So soll sie der Reichsrath zurücknehmen und mich für einen ehrlichen, braven Mann erklären, der der Krone Schweden drei Jahre lang mit Treue und Eifer gedient hat. Weiter verlang' ich ja nichts."

„Tröstet Euch nur! Dies werdet Ihr bald erlangen, Kapitän Norcroß. Habt nur noch eine kleine Weile Geduld, bis wir aus dem Gröbsten sind, dann soll es auch an Eure Sache kommen."

Norcroß ging und wartete Wochen lang; aber es kam nicht daran. Bald wurde er inne, und die Meinungen seines Weibes und einiger ihm gleichgesinnter Freunde bestätigten ihn darin, daß er mit geheimen Spionen umgeben war. Zwar versuchte er es noch einigemale, durchzudringen, aber es gelang ihm nicht. Daß er auf diese Weise scheitern müsse, hatte er freilich nicht geglaubt; aber die Bosheit hat stets die List zur Gefährtin gehabt, die Unschuld nur die ruhige Ueberlegung. Schlau hatte die erstere berechnet, daß Norcroß dadurch am besten geschlagen sei, wenn man ihn ungehört hinhalte. Er werde ungeduldig und heftig werden, und sich in der Heftigkeit vergessend, gegen

die bestehende Regierung vergiften. Dann hatte man die triftigsten Gründe, ihm zu Leibe zu gehen. Leider gelang dieser nichtswürdige Plan nur zu gut.

Je roher und gewaltiger diese Parteiwuth gegen den Freiherrn von Götz unter seinem Richter und den Beisitzern des Reichstags sich offenbarte, und je weniger man sich Mühe gab, auch nur die Maske von Rechtlichkeit festzuhalten, um so dringender riethen Neuneck's Frau und Freunde ihm zur Flucht, um so fester und fremder wurden seine scheidenden Freunde. Die kleinen und engherzigen Seelen, auf denen leider der himmlische Vater die große Hälfte des Menschengeschlechts zum Besten der Despoten, Tyrannen des Adels und der Geistlichkeit gemacht hat und die den Hüteigen gleichen, die alle und ohne Ausnahme nach derselben Richtung im großen Zuge schwimmen, ihre dicken Köpfe, die eigentlich nur Köpfe zählen nicht sind, ihre erbärmlichen Wetterfahnen, die sich gefällig dem kleinsten Lüftchen bequemen, und die gnädigen Herren der Menschheit auslassen, all' ihres wüthigen, unbedeutende Volk wendete sich mit bedenklichem Achselzucken, mit tückischen Mienen und geheimnißvollem Geflüster von dem vor Kurzem in Schwaben noch hochgefeierten Kapitän. Er sah sich bald gänzlich verlassen und allein stehend; denn sein unbändiger Stolz ließ nicht zu, daß er sich Jemandem näherte.

In diesem unglaublichen und für Neuneck schier unerträglichen Zustande waren mehre Wochen verabge-

gangen und im Stillen fing er an, zu bereuen, daß er dem Rath seiner Freunde nicht gefolgt und nach Stockholm gegangen war. Jetzt hielt ihn eigentlich nur Görzens Prozeß zurück. Da erfüllte die Stadt plötzlich das Gerücht von dem Todesurtheil des Barons und der schleunigen Vollziehung desselben.

Das war ein Donnerschlag für Norcroß und für Alle, die noch Sinn für Recht und Billigkeit in der Brust trugen. Das hatte man doch nicht geglaubt, daß der Wahnsinn der Rachgierde die Seelen der ungerechten Richter so weit treiben könnte, einen offenbaren Mord im Namen des Rechts an dem verdienstvollen Manne zu begehen. Jetzt sah Norcroß ein, welch ein Loos auch seiner wartete; seine Freunde hatten schon bestimmt von seiner baldigen Verhaftung gehört, er gab ihren und seines höchst besorgten Weibes Bitten endlich nach und entschloß sich zur Flucht aus dem Lande der Sünden, wo die blinde Rache, nicht die blinde Gerechtigkeit das Richterschwert führte. Mit der größten Behutsamkeit machte er heimlich Anstalten zur Abreise mit Frau und Kind. Er wollte wieder nach Frankreich zurück, wo er sich von mächtigen Freunden Schutz und Unterstützung versprechen durfte. Aber schon war es zu spät. Seine Absicht konnte den lauernden Spionen seiner Feinde nicht mehr entgehen. Er hatte an öffentlichen Orten die Gewaltschritte der Regierung hart und bitter getadelt und seine Worte dabei nicht mit dem Kam-

[illegible] entgegnete; [illegible] genug, um an ihn zu kommen.

Das Schiff lag im Hafen zur Abreise fertig, in der Nacht sollte der Anker gehoben werden. Sein Weib am Arme führend, dicht in Mäntel gehüllt, mit einer einzigen Dienerin, welche den Knaben trug, trat Norcroß Abends spät in den Hafen. Aber kaum hatte er dem seiner im Boote wartenden Matrosen einen Wink gegeben, als er sich plötzlich von bewaffneten Leuten umringt sah.

„Im Namen des Königs! Kapitän Norcroß, Ihr seid Staatsgefangener!“ rief eine schadenfrohe Stimme und Norcroß erkannte beim Scheine der herbeigekommenen Fackeln den Kammerherrn von Wollstrupp in dem Sprecher. Dina schrie laut auf, aber der Kapitän wurde von ihrer Seite gerissen, fortgeführet und in einen unterirdischen Kerker geworfen.

Hier hatte der tapfere Kaperkapitän mehrere Tage gelegen, ohne von Jemand weiter beachtet worden zu sein, als er aus dem stark vergitterten Fenster wahrnahm, wie auf dem nicht weit entfernten freien Platze, den er übersehen konnte, ein Gerüst aufgebaut wurde. Er blieb nicht lange im Zweifel über den Zweck desselben. „Ha, das ist der Altar, der Opferheerd der Rache, welchen die wutherglammten Priester dieser unmenschlichen Göttin bauen, da soll das unschuldige Opfer geschlachtet werden, hier soll der Mann fallen, welcher gewagt hat, die angemaßten Vorrechte eines habgierigen

Adels anzutaſten, der es nicht dulden wollte, wie Einzelne ſich für berufen ausgaben, von Gottes Gnaden den Schweiß und das Blut ihrer Brüder zu verſchwelgen. Nun ſo opfert ihn dann, wie Ihr Euern König gemordet habt, ſchlachtet auch mich, weil ich Beide liebte und ihnen treu diente, aber der Geiſt der Vergeltung wird früh oder ſpät über die Häupter Eurer Enkel als der erzürnte Genius der Zeit dahin fahren und ſie Euch im Fluge mit dem Schwerte abmähen, welches ihm zur Verſöhnung der von Euch mit Füßen getretenen Menſchheit der Allmächtige ſelbſt in die Hände gegeben hat.“

Der Altar wurde geſchmückt, mit Leichentüchern behangen; der Tag kam, die geduldige Menſchenmaſſe, das mit Blindheit und thörichter Furcht geſchlagene Volk umfluthete das Schaffot; ernſt und würdig trat der Mann hinauf, der gewiß einer der größten ſeines Jahrhunderts war, der mit ſeinen hohen Geiſtesgaben und ſeinem vortrefflichen Herzen einen Staat auf die höchſte Spitze ſeines Glücks zu führen im Stande war, der den beſten und heiligſten Willen gehabt hatte, Schwedens wohlthätiger Genius zu werden; er legte ohne zu zittern ſein Haupt dem Beile des Henkers hin, welches diesmal der gottverfluchte Haß des nur ſeinen Vortheil begehrenden, nur auf ſeine nichtswürdigen Bevorzugungen eiferſüchtigen Adels führte. Görz ſtarb unter dem Beil des Henkers, und Rorcroß weinte in ſeinem Kerker dem

gräßlichen Looſe des Guten und Schönen auf Erden verzweifelte, ſchmerzensbittere Thränen.

Die Rache war befriedigt; aber ein allgemeines Murren ging durch das ganze Land; es wurden in Schweden ſehr mißbilligende Stimmen von außen vernommen. Die Stimme in der eignen Bruſt erwachte und man fürchtete ſich im Reichsrath allgemein, die Sache des Kaperkapitäns vorzunehmen; man ſcheute ſich, jene unangenehmen Dinge, von denen man lieber gar nicht geſprochen haben wollte, noch einmal in Erinnerung zu bringen. Die Herren fühlten, daß eine zweite Uebereilung nicht gutgeheißen werden könne, ſie begriffen aber auch eben ſo leicht, daß, wenn ſie dem gefangenen Norcroß Gelegenheit zur öffentlichen Vertheidigung geben würden, er ſich völlig rechtfertigen und dadurch nur noch mehr gewinnen als verlieren werde; endlich lief es ihren Grundſätzen ganz zuwider, den Kapitän auf freien Fuß zu ſetzen, weil ſie dadurch eine groſe Blöße gegeben haben würden. Darüber verſtrich eine Zeit um die andere; der arme Kaperkapitän war endlich ganz vergeſſen.

„Norcroß ſchmachtete in ſeinem Kerker. Frühling und Sommer gingen vorüber, er hatte mit keiner menſchlichen Seele weiter, als mit ſeinem Kerkermeiſter ein Wort geſprochen. Tage kamen und gingen, und Verzweiflung kam und ging. Sein Herz erbitterte ſich täglich und ſtündlich mehr gegen die Menſchen, er fraß all' den bittern und entſetzlichen Gram in ſich hinein und

verſchluckte ſeine blutigen Thränen. Aber dieſe Stürme des Grams, dieſe Blitze der Wuth, dieſe Fluth der Thränen vertilgten zuletzt alles menſchliche Gefühl in ſeiner Bruſt und verſteinerten ſein Herz, ſo daß keine ſanfte Regung mehr in ihm aufzukommen vermochte. Oft wenn er in den einſamen Mitternächten ſich auf ſeinem Strohlager ſchlaflos wälzte, da fluchte er zähneknirſchend gräßliche Flüche über die Menſchen aus und ſchwur hoch und theuer bei den ewigen Sternen, die ihr Licht in ſein Gefängniß goſſen, Rache zu nehmen, furchtbare Rache an Allem, was ſich zur bevorzugten Menſchenklaſſe zählte. Dann malte ſich ſeine wilde, gräßlich lebendige Phantaſie die Bilder der Rache aus, wie ſein Schwert auf die adligen Schädel herabfahren, wie ſeine Kanonen die adligen Bluthunde zuſammenſchießen, wie er ſeine Hände jubelnd in dem warmen Herzblute des adligen Sündenvolks waſchen wollte. Morcroß hatte ſich an dies ausgelaſſene Spiel ſeiner Phantaſie gewöhnt, es war gewiſſermaßen der Nahrungsſtoff ſeines Lebens und ohne dieſelben wär' er entweder ein Raub des an ſeiner Geſundheit zehrenden Grams und der ungeſunden Lebensart oder der über ſeine Seele wie geſpenſterreiche Mitternacht mit Rabenfittigen heranziehenden Verzweiflung geworden. So ſorgt die Natur oft höchſt wunderbar und unbegreiflich für ihre Kinder. Der Gedanke, ſich den Kopf an der Mauer ſeines Kerkers oder an den Eiſenſtäben des Fenſters einzuſtoßen, der ihn wohl zuweilen heimgeſucht hatte, kam nicht mehr in ſeine

Seele; der Genius der Rache beleidigter Unschuld erhellte ihm mit flackernder Fackel die Nacht und verscheuchte alle Unbilden derselben.

Auch der Herbst neigte sich schon seinem Ende zu. Schon ganzer neun Monate hatte Norcroß im Gefängniß gelegen. Vergebens hatte er seinen Kerkermeister zu gewinnen, vergebens durch ein kühnes Durchbrechen zu entfliehen gesucht. Das Erstere war stets an der eisernen Gleichgültigkeit eines Menschen, der an gar nichts Interesse nimmt, weder am Guten noch am Bösen, weder an der Erde, noch am Himmel, das Zweite an der Höhe des Thurms gescheitert, auf welchem der Kapitän saß.

Da trat eines Morgens — es war zu Ende Octobers — ein niedliches, ohngefähr sechszehnjähriges Mädchen in das Gefängniß, um ihm den Krug mit frischem Wasser zu füllen und das Frühstück zu bringen. Sie grüßte freundlich und sagte: „Mein Vater ist krank geworden in dieser Nacht, deshalb nehmt's doch nicht übel, Herr, daß ich komme und Euch bediene. Der Vater will nicht, daß ein Knecht herein soll zu Euch, er sagte, das wäre ein Schimpf für Euch, denn Ihr wäret ein englischer Edelmann und ein gar berühmter Seefahrer und Freund des verstorbenen Königs. Deshalb müssen mir die Knechte nur aufschließen und dann draußen auf mich warten. Ihr seid doch nicht unwillig?"

„Ei, liebes Kind, von Herzen froh bin ich, daß ich einmal ein anderes Gesicht sehe und eine andere

Stimme reden höre, als die Deines Vaters. Wirſt Du mich denn ſo lange bedienen, als Dein Vater krank iſt, und täglich zu mir kommen?"

„Ei, verſteht ſich! Aber ich denke doch nicht! Denn ſeht, es könnte wohl bald ein junges Bürſchlein ſtatt meiner kommen, ein blutjunges hübſches Kerlchen. Hi, hi! Ihr werdet mich ſchon verſtehen."

„Dein Schätzchen wohl, Du blauäugiger Schelm?" ſagte der Kapitän von einem ihm wohlthuenden Gefühle durch die kindlich offnen, zutraulich freundlichen Reden des lieben Mädchens angeweht.

„Ei freilich!" kicherte ſie. „Der Vater war immer dawider und meinte, der Burſch ſei noch viel zu jung und ich auch, aber er iſt ſechszehn Jahre alt und ich bin's auch. Iſt das nicht ein hübſches Alter, und wir lieben uns recht herzlich; ja ich fühle und bin der feſteſten Ueberzeugung, daß ich meinen Jungen nicht lieber haben könnte, wenn ich hundert Jahre alt würde. Er hat ſich dem Vater ſchon vielmal angeboten als Knecht und will nicht einmal Lohn haben, nur mit der Bedingung, daß, wenn er ſechs Jahre redlich gedient, ſo ſolle der Vater mich ihm zum Lohn geben. Es wird ja wohl eher ſchon Rath dazu werden. Aber ſo lang' der Vater den Dienſt ſelbſt verſehen konnte, wollte er nichts davon wiſſen; jetzt, da er krank darnieder liegt, wird er mich ſchon eher anhören. Erſt will ich ſehen, wie's mit ſeiner Krankheit läuft. Aber nächſter Tage ſprech' ich gewiß mit ihm. Dieſen Abend will ich's erſt

meinem Geliebten mittheilen und deſſen Meinung darüber hören.“

„Thu' das, mein liebes Kind,“ ſagte Morcroſ. „Dir blüht ja des Lebens Mai in ſeiner ſchönſten Blüthe. Liebt Euch und ſeid glücklich. Dann bedient Ihr mich abwechſelnd; denn ich möchte nicht, daß Du Deinen Anblick mir ganz entzögeſt.“

„Das will ich auch nicht, weil Ihr ſo gut ſeid, und mir alles Schöne wünſchet.“

Am andern Tage trat die Kleine munter und froh herein und rief gleich: „Der Alte hat nachgegeben; er hat Ja geſagt; wie bin ich froh und glücklich! Ich möchte vor Freuden tanzen und Euch umarmen. O freut Euch doch auch mit mir! Ach, Ihr ſeht ſo ernſt und finſter drein. Denkt doch, mein Geliebter kommt in's Haus. Heute ſchon und dieſen Abend ſoll er Euch ſchon bedienen und Euer Abendbrot bringen. O ich bin ganz närriſch in den allerliebſten ſchönſten Jungen verliebt! Es hätte mir kein größeres Glück widerfahren können, als daß mein Vater krank geworden iſt und den Dienſt nicht mehr verſehen kann. Ihr ſollt aber auch froh ſein, Herr; deshalb hab' ich Euch eine Flaſche recht guten ſtarken Wein' mitgebracht und auch ein viel beſſeres Frühſtück, als Ihr, der Vorſchrift nach, erhalten ſollt. Da eßt und trinkt, und freut Euch mit mir!“

„Das will ich, Du herziges Mädchen! Komm, Dein junger Geliebter ſoll leben! Er bringt ja auch junges friſches Leben in meinen Kerker.“ Und das lang'

entbehrte Labsal des Weins ſchlürfend, wurde dem Unglücklichen wohl. Bald erfüllte der lichte Weingott die Wände des Kerkers mit bunten Bildern, rief Harmonien aus den feuchten Steinen und bekränzte endlich das erheiterte Haupt des Gefangenen mit einem friſchen Kranze von Weinlaub und Mohnblumen, die ihm die Schläfe kühlten und ſanft in Schlummer wiegten, um ihm die Seligkeit baldiger Befreiung in ſchöner Verahnung zu verkünden. Er ſah einen lieben befreundeten Engel in das düſtere Kerkergemach treten, ihn an der Hand nehmen und hinwegführen über Land und Meer, weit von dannen und immer weiter. Und ſie ſchritten über die Meere und ihre Füße wurden nicht naß. Der wohlbekannte Engel ſprach aber immer freundliche Worte.

Als Norcroß aus ſeinem langen erquickenden, von himmliſchen Traumbildern angefüllten Schlaf erwachte, neigte ſich der Spätherbſttag bereits ſeinem Ende. Der Kapitän rief ſich mit einer Wehmuth, wie er ſie noch nicht empfunden, ſeit er im Gefängniß lag, die Einzelnheiten des Traumes noch einmal in die Seele zurück, da knarrte die Thüre und ein Jüngling trat herein. Norcroß konnte die Geſichtszüge wegen der ſchon eingetretenen Dämmerung nicht erkennen, aber er bemerkte, daß der junge Menſch die Thüre hinter ſich wieder ſorgfältig verſchloß und dann mit raſchen Schritten auf ihn zueilte. Da richtete der Kapitän ſein Auge ſchärfer auf den neuen Wärter, der eben ſtumm und zitternd die Arme ausbreitete und an ſeines geliebten Herrn Bruſt ſank.

„Juel!“ rief dieſer überraſcht. „Biſt Du's wirklich, mein lieber Herzensjunge? Juel biſt Du's?“ und zitterte vor Freuden und drückte den Burſchen innig und feſt an ſein hochaufwallendes Herz und küßte ihm begierig Stirn und Augen und Wangen und Mund. Ich habe ja eben von Dir geträumt, Junge! Da warſt Du ein Engel.“

„Ja, ich bin's!“ rief der Burſche Freudenthränen vergießend. „Ja, ich bin's, mein theurer Herr und Meiſter, und bin gekommen, Euch zu befreien, Euer Engel zu werden.“

„Du mich befreien, Junge? Biſt Du toll geworden? Wie willſt Du das anfangen?“

„Ach lieber Herr, angefangen habe ich es ſchon vor ſechs Monaten. Jetzt will ich's ja zu Ende bringen.“

„Nun, ſo laß doch hören, Du ſchlauer Schelm. Welche Anſtalten haſt Du denn getroffen? Ich traue ja Deiner Klugheit Alles zu. Du biſt in einer guten Schule geweſen und wirſt gewiß in allen Dingen Deinem Lehrmeiſter Ehre machen.“

„Wir erfuhren Euer trauriges Schickſal bald in Marſtrand,“ erzählte der Burſche; „ach! ich hatte es Euch vorausgeſagt. Wir erhielten auch ſofort einen andern Kapitän auf dem Dänenfeind, das Schiff wurde umgetauft und Ulrike genannt, und wir unter die Marine geſtellt. Ich konnte dieſe Dinge nicht ertragen; mein Herz ſehnte ſich nach Euch, ich trauerte um Euch. Wie oft habe ich unſere letzte Reiſe verwünſcht! Wenn Ihr des Königs

Karl Anerbieten angenommen hättet, in die Admiralität zu treten, so wären wir jetzt Alle geborgen."

„Freilich!" seufzte Norcroß. „Ich hätte Euter und Euren. Wer aber hätte auch so etwas glauben sollen?"

„Ich entwischte," fuhr der Bursche fort, „und kam hierher zu Eurer Gemahlin. Aber sie konnte sich selbst nicht trösten, wie sollte sie mir Trost geben? Sie lebt von der Unterstützung ihres Vetters, des Grafen Mérner, und hat weiter keinen Freund. Sie weinte bitterlich, daß der Wollstrupp, der jetzt höher gestiegen ist, ihr immer böse Anträge mache und ihre Untreue zur Bedingung Eurer Befreiung mache, aber sie schwur, daß sie ihn stets mit Abscheu zurückweise und Euch eher im Kerker verschmachten lassen wolle, als Euch mit solcher Schmach eines ganzen Lebens loskaufen. Aber einen andern Anschlag zu Eurer Befreiung wußte sie nicht zu geben, alle rechtlichen Mittel und Wege waren von ihr und dem alten Grafen schon vergebens versucht worden.

Da beschloß ich dann in meinem Herzen, auf meine eigene Hand zu handeln. Zuerst mittelte ich Euer Gefängniß aus, umschlich den Thurm und maß dessen Höhe. Ich dachte auch schon an Leitern, Durchbrechen und dergleichen Dinge; da bemerkte ich eines Tages bei einem solchen Katzenschliche ein junges Mädchengesicht aus einem Fenster des an dem Thurm hängenden weißen Hauses nach mir schielen. Ich grüßte freundlich und erhielt freundlichen Dank. „Wie?" dacht' ich, „wenn

vielleicht durch dies unſchuldige Geſchöpfchen ein Weg zu Deinem lieben Herrn auszumitteln wäre? Wer mag ſie ſein?“

Ich ging mehr um das Haus; das Kind kam, um Waſſer am Brunnen in einem Kruge zu holen. Es war Abend, ich ging ihr nach und redete ſie an. Das Geſpräch war bald in vollem Gange und nach einer Stunde wußt' ich, daß ſie die Tochter des Kerkermeiſters ſei, daß ihre ältern Brüder in die Welt gegangen ſeien, weil der Vater ſo ſtrenge gegen ſie geweſen, daß die Mutter ſchwach und kränklich ſei, kurz, ich erfuhr die ganze kleine Geſchichte des Hausweſens Eures Kerkermeiſters. Ich ſah wohl, daß ich dem Mädchen gefiel, und verſprach alle Abend zu kommen; und ich kam alle Abend. Bald fing es auch unter meiner Matroſenjacke an unruhig zu werden; ich fühlte, daß ich Janen gut war. Sie aber war ſterblich in mich verliebt. Was war natürlicher, als daß wir Pläne machten, wie wir hübſch zuſammen leben möchten, und daß mir nichts erwünſchter ſein konnte, als in das Haus des Kerkermeiſters und hernach endlich zu Euch zu kommen. Ich ging ſelbſt zu dem Alten; ich ſteckte mich hinter Janens Mutter, ſchmeichelte ihr und war gegen Beide die liebe Freundlichkeit ſelbſt. Aber es half Alles nichts, der Alte war ein unbearbeitbarer Klotz. Jane begehrte mich nun zum Manne, ſie hatte die Mutter auf ihrer Seite. Auch dies ſchlug nicht an. Unterdeſſen verſtrich die Zeit und eine andere Verlegenheit begann mich zu drücken;

meine kleine Kaſſe ging nämlich zu Neige und ich mußte, ſo ſehr ich mich auch einzurichten verſtand, doch täglich von der Schnur leben. Deshalb mußte ich mich im Ernſt verdingen. Ich fand einen Dienſt in der Nähe Eures Kerkers als Laufburſche bei einem reichen Kaufmann. Jane hatte mir dieſes Plätzchen verſchafft. Ich ſah Euch oft am Fenſter aus der Ferne und ſuchte mich Euch durch Zeichen bemerkbar zu machen; aber Ihr habt niemals darauf geachtet. Inzwiſchen ließ ich die Hoffnung nicht ſinken und arbeitete immer ſtill und vorſichtig an mancherlei Plänen zu Eurer Befreiung, die ich Euch ein andermal, wann mir längere Zeit bei Euch zu verweilen vergönnt ſein wird, erzählen will, d. h. auf einem ſtattlichen Schiff, auf welchem wir — ſo Gott ſeinen Segen giebt, und das wird er; ich vertrau' auf ihn! — bald in das weite, freie, ſchöne Meer hinaus ſchwimmen wollen. Ja, glaubt nur, Kapitän, es hat mir ungeheure Mühe gekoſtet, das verfluchte Landleben und nun vollends das zweimal verfluchte Stadtleben gewohnt zu werden. Nun der Umgang mit meiner lieben armen Mutter hat mir's ja doch ein Bischen verſüßt. Aber faſt wär' ich geſtorben vor langer Weile und andrer Plage. Aber ich weiß ja, Euretwegen hielt ich noch Schlimmeres, ja das Allerſchlimmſte aus, was überhaupt ein Menſch nur auszuhalten vermag."

„Lieber, lieber Junge!" rief Norcroß und zog Juel wieder an ſeine Bruſt. „Doch weiter!"

„Nun, es wird nicht viel mehr ſein. Ich lag der Jane und ihrer Mutter immer in den Ohren, mich in's Haus zu bringen, und dieſe Beiden dem Alten, und da Alles nichts half, prakticirte ich dem Alten vor einigen Abend ein Stück Alaun aus meinem Kaufmannsladen in die Bierſuppe. Daran hat er ſich denn richtig, wie ich vorausſetzte und zuverſichtlich hoffte, krank gegeſſen und in ſelbiger Nacht noch ſchlimme Dinge angerichtet. Das hat nun gleich geholfen; die Weiber ließen nicht nach, bis ich im Hauſe war, und ich ließ nicht nach, bis ich hier war bei Euch, mein geliebter Kapitän."

„Aber was ſoll nun werden, mein Junge?"

„Etwas ſehr Einfaches. Morgen des Tags verſchaff' ich mir durch Eure Gemahlin Geld für Euch; ich miethe ſodann ein Boot, welches bis zu Mitternacht bereit iſt. Dann öffne ich Euch zur rechten Zeit den Kerker, wir fliehen auf das Boot und rudern, daß uns die Hände bluten. Eh's Tag wird, ſind wir im Meere. Dann wird uns Gottes Vaterhand weiter führen."

„Aber ohne mein Weib, mein Kind?"

„Ihr könnt ſie nachkommen laſſen, wenn Ihr erſt einen feſten Platz habt; ſie hält Niemand."

„Und ſie nicht einmal erſt ſehen? Mein Herz zieht mich zu ihnen."

„Das Herz muß ſchweigen; auch das meinige. Ihr könntet Euch verrathen."

„Du haſt Recht, lieber Juel. Aber was wird's aus Deiner Jane? Sie iſt ein liebenswürdiges Kind! Willſt Du ſie nicht mitnehmen?"

„Wohin denkt Ihr? Sie könnte uns ja zur Stelle verrathen. Was wird's aus ihr?" ſagte der Burſche leiſe und leiſer und ſeine Stimme wankte und ſein Auge füllte ſich mit Thränen. „Sie muß hier bleiben und wird ſchon einen andern Geliebten finden," ſetzte er dann raſch, ſich ſelbſt ermuthigend, hinzu.

„Armer Junge! Du willſt mir auch noch Deine erſte Liebe opfern? O die gilt ja mehr als das Leben. Und das Mädchen liebt Dich zu heftig. Das Herz wird ihr brechen."

„So muß es brechen!" weinte der Jüngling laut. „Ihr ſeid mir doch mehr werth, als ihr Herz. Um Euch ließ ich die Welt zu Grunde gehen."

„Die erſte Liebe iſt mehr als die Welt. Jüngling, ich weiß Dein Opfer zu ſchätzen. Du ſtehſt groß vor mir da, wie ein nie geſehener Held. Komm an mein Herz, edler, vortrefflicher Menſch! Nenne mich Bruder. Ich bin's!"

„Mein Bruder!" ſtammelte Juel an des Kapitäns Bruſt. Ein heiliger Augenblick flog an ihnen vorüber, der ihre Herzen mit Zaubergewalt größer machte.

Am andern Morgen beſorgte Juel in heimlicher Stille Alles, wie er es gelobt hatte. Die Nacht ſtieg herauf; mit Vorſicht brachte er die Schlüſſel des Kerkers und Hauſes bei Seite. Als die Schlafenszeit

kam, drückte er Janen einen innigen Kuß auf die Lippen; ſie bemerkte ſeine Bewegung und fragte theilnehmend: „Was fehlt Dir, Juel?“ Aber er blieb ſtark, obgleich ihm der Schmerz die Kehle zuſchnürte.

„Mir iſt wohl!“ ſagte er endlich, als ſie ihm mit weicher Hand die Haare aus der Stirne ſtrich. „Geh' ſchlafen, Jane!“

„Nein, Du weinſt und ich gehe nicht eher, bis Du mir geſagt haſt, warum?“

Nun mußte er das gute Weſen belügen, ſo weh es ihm auch that.

„Meine Mutter iſt geſtorben. Du haſt ſie ja gekannt.“

„Ei, ſie war ja vorgeſtern noch bei dem Kaufmann drüben. Armer Junge! Nun, ich will Dich um ſo lieber haben. Schlaf wohl!“

„Schlaf wohl, mein Engel! — Und lebe wohl! Vielleicht auf ewig wohl! Du ſchöne Blume!“ flüſterte er heiß weinend hinter ihr her. Dann ging er auch in ſeine Kammer. Mit Herzklopfen zählte er hier die Stunden bis zu Mitternacht. Am Tage hatte er ſich ſchon mit Norcroß verabredet. Die Stunde ſchlug; leiſe, zitternd ſchlich der Jüngling auf Socken die Stiege hinauf. Das Knarren der Thüre konnte unten nicht mehr vernommen werden. Glücklich kamen ſie in's Freie. Die Schlüſſel warf Juel in die Hausflur. In ſchnellſter Eile ſtürzten ſie nach dem Orte, wo das Boot hielt. Die Riemen wurden aus allen Kräften

gestrichen und die aufgehende Sonne sah die beiden Flüchtlinge schon weit, weit von Schwedens Hauptstadt, auf der glänzenden Fläche der Ostsee schwimmen. Rastlos ging die Fahrt.

„Wohin, mein theurer Bruder? Wohin nun?“ fragte Juel.

„Nach Frankreichs gesegnetem Lande!“ versetzte Norcroß. „Dort winkt mir neues Glück. Wir segeln jetzt nach einem deutschen Hafen, und von dort reisen wir zu Lande nach Paris. Dort wird sich's finden.“

„Und Gott wird uns segnen!“ rief der Jüngling.

Siebentes Capitel.

An der westlichen Küste der Insel Seeland liegt ohnfern blühender Dörfer ein hohes, stattliches Gebäude von alterthümlichem Ansehen. Es hat das Aeußere eines uralten-Klosters aus den Zeiten der Kreuzzüge, und seine stufigen Giebeldächer, seine zackigen Spitzsaulen, seine gothischen Bogen und Verzierungen an den gewölbten Pforten und runden, tiefen Fenstern, belehren den Wanderer bei näherer Besichtigung bald, daß ihn seine, vom ersten Anblick dieses Hauses hervorgerufene Vermuthung nicht getäuscht hat. Er gewahrt noch das alte geschweifte Pförtlein in der hohen Mauer mit dem Glockenzug, er betrachtet mit Ehrfurcht die Basreliefs der Heiligenbilder zu beiden Seiten der Pforte, an welchen die Stürme der Zeit, freilich nicht ohne Spuren ihres Daseins hinterlassen zu haben, verüber gebraust sind. Im Hofe wiederholen sich die theils gut, theils schlecht erhaltenen Gebilde der Gottesmutter und ihres Sohnes, der Heiligen in verschiedener Gruppirung, Calvarienberge und zur Rechten sah man an dem unregelmäßig gebauten linken Flügel des Gebäudes

die hohen Fenſter aus buntgemalten, runden Scheiben, Sternen u. ſ. w. beſtehend, der Kirche, während auf dem kleinen, aber hohen rechten Flügel und im Hauptgebäude mehre Reihen Zellen neben- und übereinander hinliefen. Es war dies das alte St. Clarenkloſter, einſt von einer frommen Königin Dänemarks geſtiftet, nach der Einführung der lutheriſchen Lehre in Dänemark aber von der Gemahlin Chriſtians des Vierten in ein Stift für unverheirathete adlige Damen verwandelt und reich dotirt. Die Gegend, in welcher das Stift lag, war keineswegs ſo einſam, wie ſie wegen Mangel an Städten und Verkehr hätte ſcheinen können; denn nur eine ſehr kleine Strecke vom Kloſter entfernt war eine ſtark frequentirte Ueberfahrt nach Fünen über den großen Belt, der hier, zwiſchen den beiden Inſeln hindurch, ſeine ſchäumenden Waſſer drängt. Alle Reiſenden, die aus Schleswig und Jütland, zum Theil auch aus Holſtein, nach Kopenhagen, oder von da dorthin zurück gingen, paſſirten die Straße am Kloſter vorüber nach den Schifferhütten, welche am Ufer in beträchtlicher Anzahl angebaut waren, um ſich überfahren zu laſſen. Dadurch kam viel Leben und Bewegung in die Umgegend, und es war gar nichts Seltenes, daß Reiſende im Stift einſprachen, um Verwandte, Bekannte und Freundinnen unter den Stiftsdamen aufzuſuchen. Auch ſaßen dieſe an ſchönen Tagen meiſt auf dem eigends dazu hoch über die Mauer hinausgebauten Altan im Kloſtergarten, und

muſterten mit Blick und Wort die vorüberziehenden Fremden.

Vier Jahre nach den zuletzt erzählten Begebenheiten ſchritt eines Frühlingstages in der Mittagsſtunde ein rüſtiger Mann auf der Straße von Kopenhagen her. Ein dichter Bart hatte ſich ihm um Kinn und Lippen gekrauſt, ein franzöſiſcher Strohhut ſchützte ihn vor der Sonne, aber nichts deſtoweniger war ſein ſchönes Geſicht braun gebrannt. Seine einfache Kleidung zeigte einen Seemann an, obgleich er, bis auf die feine, um ſeine Hüften gebundene Schärpe, kein Abzeichen eines Seeofficiers weiter trug. Als er in die Nähe des Kloſters kam, mäßigte er ſeine Schritte und betrachtete zuweilen ſogar mit vieler Aufmerkſamkeit das Aeußere des Gebäudes, die Mauer des Gartens und die übrige Umgebung. Je näher er kam, deſto langſamer ging er; es war, als zaudere ſein Fuß gerade am Ziele, als ſcheue er ſich, die Hand nach dem Kleinode auszuſtrecken, nach deſſen Beſitz er über Meere und Länder geeilt, als bange ihm nun vor dem Augenblick, den er ſich als Inbegriff höchſter Erdenſeligkeit geträumt hatte. Sinnend blieb er ſtehen, beide Hände auf den Reiſeſtab geſtützt, den er trug, und nur das lebendige Auge eilte von Giebel zu Giebel, von Fenſter zu Fenſter, und doch ſchien es, als nehme er nicht ſowohl Antheil an dem Kloſtergebäude ſelbſt, als beſchäftige ſich vielmehr ſein inneres Auge mit andern Bildern, die, aus der Vergangenheit hervortretend, ihn

mit dem ſüßen Wahn erfüllten, langvergangene Freuden noch einmal zu genießen.

Endlich trat er an die Pforte; aber er zog nicht an der Glocke, vielmehr ſchweifte ſein Auge die Straße weiter entlang bis zu den Schifferhütten der Ueberfahrt, und weiter hin über den Belt, und ſuchte am hohen Horizonte die ferne, in Nebel gehüllte, Inſel Fünen. Es blieb demnach zweifelhaft, ob das Stift wirklich das Reiſeziel des Wanderers war, oder aber, ob er, nur von einer flüchtigen Laune nach der Pforte hingezogen, ſeinen Stab ſpäterhin noch weiter zu ſetzen gewillt war. Er lag im Kampfe mit ſich ſelbſt und verſank in tiefes, tiefes Nachdenken. Sicherlich würde er noch lange darin verweilt und zur Oeffnung der Pforte wahrſcheinlich gar keine Anſtalt gemacht haben, ſondern nach einiger Zeit weiter des Wegs gezogen ſein, wenn nicht plötzlich die Thüre von innen geöffnet worden und eine freundliche Mädchengeſtalt herausgetreten wäre.

„Was ſteht Ihr hier, Mann?“ fragte die Jungfrau, mehr in ſchwediſcher als däniſcher Mundart. „Wollt Ihr zu einer der Stiftsdamen oder habt Ihr ein anderes Begehr?“

Der Klang dieſer Stimme kam dem Wanderer bekannt vor; er ſuchte und fand mit ſcharfem Blick auch in dem Geſichte der Fragerin Züge, deren er ſich erinnern zu müſſen glaubte; aber er konnte nicht damit

fertig werden und antwortete: „Wohnt hier ein Fräulein aus Kopenhagen, Namens Friederike von Gabel?“

„Jeſus Chriſtus! Ihr ſeid es ja, Herr Kapitän Norcroß!“ rief das Mädchen und ſchlug die Hände zuſammen. „Kennt Ihr mich denn nicht mehr, gnädiger Herr?“

„Ich habe Dich wohl ſchon geſehen, Dich auch reden hören, aber doch weiß ich nicht, wer Du biſt.“

„Ei, denkt nur an Euer Gefängniß auf dem Stockhau in Stockholm, an Euern alten Kerkermeiſter und deſſen Tochter.“

„Ach, Du biſt Jane, das arme Kind. Wie aber, um des Himmelswillen, kommſt Du aus Stockholm hier in dieſen Winkel der Inſel Seeland?“

„Ei, hat Euch denn Eure Frau nichts von mir erzählt?“

„Doch, doch, liebes Kind! Wie war's doch? Du kämſt zu ihr, nachdem ich entflohen war, und ſie behielt Dich einige Zeit bei ſich.“

„Ei freilich! Mein Vater hatte mich ja fortgejagt und mir ſtreng befohlen, ich ſolle ihm nicht wieder vor die Augen kommen. Da fiel mir in meiner großen Herzensangſt nichts weiter ein, als zu Eurer Frau zu laufen und ſie um Hülfe anzuflehen. Da erfuhr ich denn auch, wer eigentlich Juel war und weshalb er in unſer Haus ſich gedrängt, der Schelm! Aber lieb hatte er mich doch und ich bin ihm auch treu geblieben. Nun ſeht, als ich einige Zeit bei Eurer Frau gedient

hatte, da kam ein vornehmes Fräulein aus Kopenhagen nach Stockholm — ſie hatte wohl mancherlei da zu beſchicken — ſie zu beſuchen und kennen zu lernen. Eure Frau kannte ſie ſchon dem Namen nach; denn es war das Fräulein von Gabel. Sie wurden recht gute Freundinnen. Aber was erzähl' ich Euch bekannte Dinge? Eure Frau hat Euch gewiß das Alles umſtändlicher mitgetheilt, als ich's zu thun vermag."

„Ja, ich weiß es, liebe Jane. Das Fräulein blieb drei Wochen in Stockholm."

„Und als ſie abreiſete, nahm ſie mich mit ſich, als ihre Dienerin; denn ſie hatte großen Wohlgefallen an mir gefunden und wollte nicht, daß ich Euretwillen Uebels leiden ſollte. Ich ging auch gern mit ihr und hatte ſie lieb. Was hatt' ich denn auch in Stockholm zu verlieren? Juel war fort und ich dachte mir, daß er niemals mehr nach Schweden reiſen werde. Es hat mich nicht gereut, denn ich hab' es gut bei dem Fräulein. Nach Jahr und Tag, als ihr Vater, der Herr Vice-Statthalter, geſtorben war, trat das Fräulein hier in den Stift als Ordensdame' und nahm mich mit ſich. Seht, Herr Kapitän, ſo bin ich hierher gekommen."

„Und wie befindet ſich das Fräulein?" fragte Norcroß mit zitternder Stimme.

„Sie lebt ſtill und eingezogen. Nur zu gewiſſen Zeiten, meiſt alle vier Wochen, hat ſie ihren böſen Tag, da iſt ſie gerade wie toll. Entweder ſchließt ſie ſich den ganzen Tag in ihr Zimmer ein, aber dann

hört man ſie laut heulen, ſchreien, rufen und toben, ſie wirft Tiſche und Stühle umher und ſchlägt um ſich, als habe ſie es mit dem böſen Feinde zu thun und wolle ſich denſelben vom Leibe abhalten, oder ſie läuft am Ufer des Belts auf und ab, und Niemand darf ihr in den Weg kommen, ſonſt tractirt ſie die Leute mit Prügeln, die, weil das Fräulein gar ſtark iſt, eben Keinem gut ſchmecken. In dieſem wahnwitzigen Zuſtande hört man ſie oft Euren Namen rufen."

„Meinen Namen?" ſprach Norcroß erſchrocken, und als das Mädchen bejahend nickte, ſprach er mit gefalteten Händen: „Daß ſich Gott ihrer und meiner erbarme! Das iſt's, was mich mit Geiſterſtimmen hierher ruft, was mich mit unſichtbaren, aber furchtbar ſtarken Ketten hierher zieht."

„Die übrigen Tage," fuhr Jane fort, „iſt ſie ganz vernünftig, unterhält ſich mit den andern-Stiftsdamen, arbeitet und erzählt mir aus ihrem Leben; und da ſpricht ſie gar gerne von Euch, Herr Kapitän."

„O Gott!" ſeufzte Norcroß.

„Nun, kommt nur herein. Die Damen ſind eben noch bei Tiſche. Ich will Euch auf ihr Zimmer führen und ihr eine heimliche Freude machen." Mit dieſen Worten zog Jane den Kapitän durch die Pforte und den Hof, die Treppe hinauf über eine Gallerie hin und endlich in ein einfach-ſchönes Zimmer. Das Erſte, was Norcroß erblickte, waren ſeine Kleider, welche er der Madame Kragenlund, der gefälligen Kaffeewir-

thin im Wagen gelaſſen hatte, als er in dem von ihr erhaltenen Anzuge floh, und er verwunderte ſich nicht wenig, wie dieſe Kleider, ein Schlafrock, eine Schärpe, ein Paar Matroſenbeinkleider, in das Zimmer einer Stiftsdame kommen möchten, und doch trieb ihr Anblick ihm das Blut in größeren Wellen nach dem Herzen. Mit einem bänglichen Gefühl ſetzte er ſich nieder; Jane war ſchon fort, ihrer Herrin den Beſuch eines Fremdem zu melden. Nicht lange darauf rauſchte es draußen auf der Gallerie, die Thüre ging auf und Friederike trat herein. Es war noch ihre hohe herrliche Geſtalt, aber der köſtliche Reiz der Jugend war aus ihren tiefgefurchten Zügen gewichen, die hehre Glut ihres Auges war ein wildes Feuer geworden.

„Norcroß!“ rief ſie im Tone des Vorwurfs. „Was wollt Ihr ſchon wieder in Dänemark? Was hier in dieſer abgeſchiedenen Klauſe? Treibt Euch Euer böſer Geiſt hierher?“

„Ich weiß nicht, ob mein böſer oder guter,“ verſetzte er, „aber ein mächtiger, furchtbar mächtiger Geiſt iſt's, der mich in Ihre Nähe treibt, mein Fräulein, und dem ich unmöglich zu widerſtehen vermag. Er läßt mir nicht Ruhe, nicht Raſt, nicht Frieden, nicht Heiterkeit, er peitſcht mich über Land und Meer, und wo irgend ein ſtilles Glück mir blühen könnte, da jagt er mich ſogleich in grimmiger Wuth von dannen und treibt mich in Noth und Elend.“

„Armer, armer Freund!“ ſeufzte Friederike.

„Nur in Ihrer Nähe verläßt er mich, nur wenn ich in Ihr Auge ſehe, iſt mir wohl, und die Genien der Ruhe ziehen in meine Bruſt ein. Und daß es ſo ſei und auch ſo ſein müſſe, habe ich ſtets geahnet und immer hat mir eine Stimme zugeflüſtert: Geh' zu ihr! Nur bei ihr kannſt Du ruhig und glücklich werden. Und da habe ich denn länger das Leben nicht ertragen können, von Ihnen getrennt, und ich bin gekommen, Sie anzuflehen, wie eine Heilige. Erlauben Sie mir, daß ich von Zeit zu Zeit von Kopenhagen herüber zu Ihnen kommen und ein Paar Stunden in Ihrer Nähe zubringen darf; ich flehe Sie um dieſe Gnade an, wie ein bis auf den Tod hungriger Bettler um ein Stückchen Brot. Mein Leben hängt von Ihrer Gewährung meiner Bitte ab; ich kann, ich kann nicht leben fern von Ihnen; das Licht muß erlöſchen, wenn es nicht dann und wann Oel aus Ihren Blicken, aus den lebendigen Worten Ihres Mundes ſaugt, womit es ſeine Flamme nähre. Wollen Sie nun einen fremden Mann, der ſein Leben von Ihnen erfleht, unerhört zurückweiſen? Nein, das vermögen Sie nicht! Geſchweige denn mich, Ihren Freund, Ihren Geliebten."

Schweigt, Norcroß!" rief Friederike mit abgewendetem Geſicht. „Woran wagt Ihr mich zu erinnern? — Aber ſagt, was wollt Ihr in Kopenhagen? Euer Name iſt dort verhaßt, gebrandmarkt. Wollt Ihr Euch dem Beile des Henkers, dem Ihr in Schweden entgangen ſeid, leichtſinnig in Dänemark überliefern?"

„Niemand außer Ihnen weiß Beſtimmtes über jenen Plan, der mir hier Verderben bringen könnte. Wenn auch damals Manches in Dänemark davon verlautet iſt, ſo iſt man doch nirgends auf den rechten Grund gekommen und ich kann es überall dreiſt läugnen. Auch ſind ja ſchon faſt ſechs Jahre verſtrichen; die Verhältniſſe haben ſich alle ſo ſehr geändert, daß Niemand recht mehr an jenen fabelhaften Plan denkt.“

„Ihr ſcheint Euch die Sache leichter vorzuſtellen, als ſie mir vorkommt; indeſſen angenommen, der beabſichtigte Prinzenraub wäre vergeſſen, was wollt Ihr in Dänemark?“

„Mein eigentlicher Zweck iſt, in Ihrer Nähe zu ſein, mein Nebenzweck, däniſche Dienſte zu nehmen, um mein und der Meinigen Leben friſten zu können; denn ich bin arm geworden und muß auf Erwerb denken.“

„Seid Ihr aber auch deſſen ſo gewiß, daß Ihr däniſche Dienſte erhalten werdet?“

„Ich werde dem Könige einen großen Plan vorlegen, deſſen Ausführung mich in Gunſt und Brot und Ihre Nähe bringen wird.“

„Darf man dieſen Plan erfahren?“

„Sobald ich zu deſſen Ausführung eile. Verzeihen Sie mir, nicht eher.“

„Ich ehre Euer Schweigen. Wo lebt jetzt Eure Frau und Euer Kind?“

„In Paris bei dem Herzoge von Ormund, der, aus England vertrieben, in Frankreichs Hauptſtadt ſich aufhält.“

„Wie, war die Tochter des Herzogs von Ormund nicht Eure Geliebte, wie Ihr einmal erzähltet?"

„Die reizende Henrica war meine Geliebte und iſt jetzt der Schutzgeiſt meines armen verlaſſenen Weibes, meines halbverwaiſten Kindes. Der Himmel ſegne ſie dafür, wie ſie es verdient."

„Norcroß, ich werde Euch nicht anders zu mir zu kommen erlauben, als in Geſellſchaft Eurer Frau. Habt Ihr alſo gewiſſe Ausſichten auf Anſtellung in Kopenhagen und wünſcht Ihr mich dann jezuweilen zu ſehen, wohlan, ſo laßt Eure Frau kommen. Sie iſt meine Freundin geworden, als ich ſie bei meiner, durch Familienangelegenheiten nothwendig gewordenen, Anweſenheit in Stockholm beſuchte. Sie ſoll die Prinzeſſin Henrica von Ormund nicht hier vermiſſen. Schreibt ihr das."

„Sie wird mit Freuden in Ihre wohlthuende Nähe eilen, mein Fräulein; denn ſie theilt die hohe und innige Achtung, die ich für Sie hege."

„Sie iſt ein treffliches Weib, und ich liebe ſie ſehr. Ihre reine, anſpruchloſe Seele hat niemals die Grenzen der Weiblichkeit um ein Haar breit überſchritten. Wollte Gott, ich könnte dies von mir auch ſagen!" Sie ſtrich ſich mit der Hand über die Stirne, als wollte ſie dort düſtere Gedanken wegſtreichen. Dann fuhr ſie plötzlich, wie ſich ſelbſt bezwingend, fort: „Aber ſo erzählt mir doch etwas von Euern Schickſalen! Bis zu Eurer Flucht aus dem Gefängniß in Stockholm habe ich dieſelben theils durch Eure Frau, theils durch meine Jane erfahren.

Theilt mir doch mit, wie es Euch von jener Zeit an bis dieſe Stunde ergangen iſt.“

„Ach, ich bin weit umhergeweſen in dieſen vier Jahren, das Glück — das heißt Ehre und Reichthum — hat mir mehrmals gelächelt, aber nicht Ruhe; und was iſt Glück ohne Ruhe? Sonnenglut ohne kühlenden Schatten. Ruhe nur ſind' ich bei Ihnen, und in Ihrer Nähe wird mir das ſchönſte Glück erblühen.“

„Erzählen Sie!“ unterbrach Friederike ſeine Expectorationen etwas unwillig.

„Ich kam damals auf einem deutſchen Schiffe mit meinem Jungen nach Frankreich. Wir landeten im Hafen von Dünkirchen, und ich verſäumte nicht, meinen Landsmann und alten Beſchützer und Freund, den Herzog von Ormund, welcher ſeit einigen Jahren hier wohnte und viel Vertrieb mit dem in Bar ſur Aube lebenden Prätendenten unterhielt, aufzuſuchen und ihm meine Aufwartung zu machen. O Gott, wie empfing mich Henrica mit der alten Herzlichkeit! In meinem Herzen aber waren die Gluten erloſchen, die ſie einſt angefacht, das Feuer, das mich verzehrt, hat einer andern Sonne ihr Daſein zu verdanken.

Der Herzog zeigte ſich nicht minder gütig gegen mich, als ſeine Tochter. Er drang mir ſogleich Wohnung und Unterhalt in ſeinem Hauſe auf; ich brauchte für gar nichts zu ſorgen. Inzwiſchen war es mir doch unerträglich, ganz unthätig da zu liegen, und überdies ängſtigte mich die Sorge um die Meinigen, die ich den hämiſchen An-

griffen meiner Feinde in Stockholm bloßgeſtellt wußte. Zu jener Zeit hatte der miſſiſippiſche Handel in Frankreich den höchſten Gipfel der Vollkommenheit erreicht. Alle franzöſiſchen Häfen lagen voller aus Amerika kommender Schiffe, und die reiche Ladung brachte reichen Gewinn. Eine große Menge höchſt mittelmäßiger Köpfe und ſonſt auch unbedeutender Menſchen, machten täglich ein großes, ja ſchier unglaubliches Glück; der herbeiſtrömende Reichthum war unermeßlich. Ich kannte alle die Vortheile und Kunſtgriffe, welche damals im Schwunge gingen, ich kannte die Schwäche des Grundes, auf welchen dies Glück gebaut war; und ob ich gleich niemals Neigung zum Handelsweſen gehabt hatte, ſo entſchloß ich mich doch, um nur etwas zu treiben und Geld zu verdienen, Antheil an der miſſiſippiſchen Handels-Geſellſchaft zu nehmen, und meiner Frau zu ſchreiben, daß ſie unverzüglich nach Dünkirchen abreiſen möchte. Allein der Herzog von Ormund, welcher über meine eigentliche Beſtimmung im Klaren war, rieth mir ſehr ernſtlich von dieſem Vorhaben ab und bat mich dringend, mich mit dieſen Leuten nicht einzulaſſen, weil ich ſonſt des Aergers und Verdruſſes kein Ende finden und gewiß nur im Böſen von ihnen kommen würde. Der brave Prinz zeigte ſich mir als ein wohlwollender Vater; ich fand bald, daß er Recht habe und ſein Rath ſehr gut gemeint ſei, und ich folgte ihm.

Der Herzog that mir vielmehr den Vorſchlag, ein Kriegsſchiff der franzöſiſchen Flotte zu führen, und ver-

sprach mir, sich dergestalt bei dem Herzog-Regenten für mich zu verwenden, so daß mir ein solches gar nicht entgehen könne. Sei mir dies aber nicht gelegen, so möchte ich eine Bedienstung an seinem kleinen Hofe annehmen und lebenslänglich bei ihm verbleiben.

Ich muß gestehen, weder das Eine, noch das Andere stand mir an. Nur ein Gefühl durchflammte wie ein heiliges Feuer meine Brust, es war das Bedürfniß der Rache an meinen Feinden in Schweden, und da nach den veränderten Umständen der Krieg zwischen Rußland und Schweden mit erneuter Heftigkeit und Erbitterung auszubrechen drohte, so ging mein ganzes Streben dahin, in russische Dienste zu kommen, damit ich Gelegenheit hätte, meine Racheplane auszuführen."

„O ich kenne das Gefühl unbefriedigter Rache," sagte Friederike, „es nagt wie Gift an der Seele. Ich habe es empfunden."

„Um jene Zeit ging der Herzog mit seinem Hofstaate wieder nach Paris. Dort betrieb ich durch den russischen Gesandten meine Angelegenheit, und hatte bald die Freude, zu erfahren, daß Hoffnung zu einer Anstellung beim neuen russischen Seewesen für mich vorhanden sei. Der Herzog widersetzte sich zwar meinem Vorhaben und fragte mich oft, was ich nur unter dieser wilden und ungeschliffenen Nation thun wollte? Aber ich ließ mich nicht davon abbringen.

Inzwischen war mein Entschluß und auch die Ursache desselben nicht unbekannt geblieben; ich scheute mich

auch gar nicht, meinen glühenden Haß gegen die Gewalthaber laut und überall auszusprechen. Es war kein Wunder, daß man dem schwedischen Gesandten Sparre Alles hinterbracht hatte. Dieser Mann bildete sich ein, es stände in seiner Macht, mich zu hindern, daß ich nicht in des Zaars Dienste trete, weil ich ein schwedischer Unterthan sei. Er ließ mir dies mit mancherlei Drohungen zu wissen thun, die ich natürlicher Weise verlachte und mit spitzigen Repliken erwiederte, so daß es zwischen uns zu großer Erbitterung kam. Da nun Sparre einsah, er werde nichts gegen mich ausrichten können, so steckte er sich hinter den englischen Gesandten in Paris und brachte ihn, in Betreff meiner, auf seine Seite. Dieser Letztere ließ mir einst sagen, er habe gehört, daß ich Willens wäre, bei der spanischen Flotte Dienste zu nehmen; er untersage mir dies, kraft der Gewalt, die er über mich, als einen gebornen Unterthan des Königs von Großbritannien, habe. Darauf antwortete ich, daß mir dergleichen niemals in den Sinn gekommen sei, selbst wenn ich es aber vorgehabt habe, so würde ich, als mein eigner Herr, Niemand in der Welt darum befragt haben. Die Wirkung dieser Antwort hatte ich bald zu verspüren. Auf einem Spaziergang auf den Boulevards wurde ich in der Abenddämmerung von Häschern ergriffen und auf die Festung Fort l'Evêque geschleppt. Dort erhielt ich ein elendes Loch zur Wohnung, aber die französische Höflichkeit erlaubte nicht, daß ich als ein Verbrecher gehalten würde, son-

dern als ein braver, rechtlich gesinnter Mann, der sich unter die List und Gewalt seiner Feinde schmiegen mußte.

Einige Tage nach meiner Gefangennehmung kam meine Frau mit meinem Sohne nach Paris. Auch ihr begegnete man überall mit Artigkeit, zuvorkommender Hochachtung, und — da mein Schicksal allgemein bekannt worden war — mit Mitleid, und trug ihr vielfach an, sich für mich zu verwenden. Sie ließ es auch nicht an Bitten und Vorstellungen fehlen; die Theilnahme, welche sie fand, kam mir zu gut. Vor allen aber rastete der Herzog von Ormund nicht eher — und das vorzüglich auf Henrica's Antrieb — bis er mir die Freiheit wieder verschafft hatte. Die Wachen der Gesandten war vernichtet, sie mußten mich zu ihrem großen Aerger schon nach einigen Wochen wieder auf freiem Fuße sehen. Ich umarmte mein Weib in des Herzogs Hause, wo auch sie wohnte, und wir Beide erhielten schöne Beweise der edelsten Freundschaft vom Herzog sowohl, als auch von seiner Tochter.

Aber nicht die Bitten und Thränen meiner Frau, nicht Henrica's Bitten, nicht des Herzogs Vorstellungen, nichts in der Welt konnte mich jetzt vermögen, meinen Vorsatz, nach Rußland zu gehen, aufzugeben. Die neue schwedische Niederträchtigkeit des Gesandten Sparre gegen mich hatte Oel in die Flamme meines Hasses und meiner Rache gegossen. Ich ließ Frau und Kind in Paris beim Herzog und empfahl sie dem Schutze des Allmächtigen. Ich selbst ging mit einem Schiffe

nach Petersburg. Der Zaar Peter nahm mich sehr gnädig auf; er erinnerte sich meiner sogleich von der Jagd her, wo ich das Vergnügen hatte, Sie, mein Fräulein, zuerst kennen zu lernen, jener unvergeßlichen Jagd, die der dänische Kronprinz dem russischen Zaar gab, und wo ich, von fremdem Willen getrieben, der Sonne mich zuerst nahete, die mich nachher versengte."

„Nur weiter! Wir wissen ja!" sagte das Fräulein mißmuthig.

„Peter nimmt bekanntlich alle Fremden gern in seine Dienste; er schätzt sich glücklich, unter zweifen einen brauchbaren Mann zu finden. Kaum hatte ich ihm meine bösen Schicksale in Schweden, nach Karls XII. Tode, erzählt, als er mir sogleich eine Kapitänsstelle bei der Flotte antrug. Diese Gnade machte mir sogleich viele Feinde, vorzüglich unter den Eingebornen. Aber die Gunst des Zaars und des Herzogs von Holstein, der mich von Schweden aus gut kannte und mir viele Beweise seiner Neigung zu mir gab, machte mich gänzlich sicher.

Alle die Seeleute, welche sich durch meine schnelle Erhebung zurückgesetzt glaubten, und denen ich sonach ein Dorn im Auge war, arbeiteten heimlich, mich zu verderben, und wandten sich deshalb an den Vicеadmiral Gordin, um ihn zu gewinnen und gegen mich aufzubringen. Dies war nicht schwer; denn er war ein Schotte von Geburt und glaubte schon deshalb alle gebornen Engländer ex officio hassen und verfolgen zu müssen. Hernach zogen sie aber auch alle Kapitäne und Kapitänlieutenants auf

ihre Seite, welche gewesen wären. Alle diese Leute mochten nicht wissen, daß ich ein Schiff vom ersten Range führte und beim Zaar und seiner nächsten Umgebung freien Zutritt genoß, die sie doch nicht anders als nur mit großer Mühe sprechen konnten. Aber ich kann nicht läugnen, mein Name war vor mir in Rußland bekannt geworden und der Zaar brauchte keinen Menschen zu fragen, wer ich wäre und was ich früher getrieben. Er war sehr wohl davon unterrichtet.

In dieser Zeit, nämlich im Herbste 1721, kam aber zu meinem größten Verdrusse der Friede mit Schweden zu Stande. Alle meine Hoffnungen wurden dadurch vernichtet. Zwar hätte ich in einer sehr glänzenden Lage in Rußland bleiben können; denn als nach dem für ihn höchst vortheilhaften Nystädter Frieden mit Schweden der Zaar den Titel als Kaiser und den Namen Peter der Große annahm, hätte es von meiner Seite nur eines Wortes bedurft, so wäre ich Commandeur geworden und hätte Haus und Landgut bekommen. Aber ich sah keine meinem milden Gemüthe angemessene Beschäftigung für mich, und Ruhe oder ein friedliches Geschäft war mir unerträglich. Was sollte mir ein gemächliches Leben? Wenn die Geister der Rache und leidenschaftlicher Liebe über die Erde jagen, dann zünden sie den Boden an, auf dem er ruhig hausen will.

Ich muß gestehen, ich faßte einen Widerwillen gegen den Zaar, als er sich selbst Peter den Großen nannte; auch schien mir's nicht ohne Grund, als ob er sich ganz verwandelt habe; wenigstens zeigte er sich nicht mehr gegen

mich so leutselig als erst, und ich mußte Aeußerungen von ihm hören, die ich an jedem Erdengott verabscheue. Ich nahm also ohne Weiteres meinen Abschied und reisete nach Frankreich zurück.

Kaum hatte ich wieder einige Wochen bei meiner Frau zugebracht, als mir von mehren Seiten glänzende Anerbietungen gemacht wurden. Mein Name war wie ein Licht aus seiner Unbedeutendheit hervorgetaucht und in mehr als einem europäischen Kabinette war von mir die Rede. Früher schon, eh' ich nach Rußland gegangen war, hatte mir der Cardinal Alberoni nicht allein große Summen bieten lassen, wenn ich in Dienst der spanischen Krone treten würde, sondern er ließ sie mir auch unverzüglich auszahlen. Noch glänzender waren die Versprechungen, die er mir nun machte, nachdem er durch Frankreichs Einfluß in Ungnade bei seinem König gefallen war. Dadurch wurde ich in den Stand gesetzt, ein eigenes Haus zu machen und brauchte nicht mehr von der Gnade des Herzogs von Ormund zu leben. Ich hatte sehr viel Freunde und Bekannte in Paris, und täglich strömten Menschen bei mir ein und aus, die meine Bekanntschaft machen wollten.

Hierauf erhielt ich zu meinem großen Erstaunen ein sehr höflich abgefaßtes Einladungsschreiben vom Hause der Lords in London, mit den nöthigen Sicherheitspässen zur Hin- und Rückreise. Das Oberparlament schrieb mir, man finde sich bewogen, mir wegen meiner künftigen Bedienstung sehr großmüthige Vorschläge zu thun, die mir gewiß sehr annehmbar sein würden. Es lag nicht im

Pläne des Cardinals Alberoni, mich damals gleich zu beschäftigen; ich hatte, wie schon oft erwähnt, nicht Ruhe noch Rast in mir, solange war ich auch bisher nicht, zu erfahren, was die Herren, die stets meine ärgsten Feinde gewesen waren, also umzustimmen vermocht hätte, mich über Vorschläge zu hören, obgleich ich keinen bezweifelte, sie möchten nun sein, welche sie wollten, annehmen konnte und mochte; endlich war mir diese Gelegenheit sehr erwünscht, mein Vaterland, meine Jugendfreunde wieder zu sehen und mich nach dem Schicksale meiner Mutter zu erkundigen. Ich hatte ja die festeste Zusicherung einer völligen Sicherheit in Händen und ergriff die sich mir darbietende Gelegenheit mit Freuden, einmal nach England hinüber zu schwimmen. Es war zu Anfang Decembers, als ich nach London kam und mich vor das Haus der Pairs stellte. Ihr Anerbieten bestand in nichts Geringerm, als ihnen den Prätendenten lebendig in die Hände zu liefern. Durch ihre Spione hatten sie nämlich erfahren, daß ich mich jüngsthin sehr mißfällig über diesen vorgeblichen Sohn Jacobs II. ausgesprochen hatte. Es ist wahr, ich hatte in der Hitze des Gespräches über diesen Gegenstand jüngsthin Aeußerungen gethan, die dahin gingen, daß ich, wenn ein starker Anhänger an die Sache der Stuarts ich auch gewesen wäre, doch niemals mich für die Sache des Prätendenten erklären würde, und daß es mir überhaupt jetzt ganz gleichgültig sei, wer in England herrsche. Solche Worte waren nach London verbreitet — denn ich war überall observirt — und die Herren Lords grün-

beim Hoffnungen darauf, die ich zu rechtfertigen keineswegs gewillt war. Als ich ihnen meine Meinung rund heraussagte, daß ich mich zur Ausführung ihres Planes niemals würde gebrauchen lassen, suchten mich einige Lords erst durch große Versprechungen, Schmeicheleien und Ehrenbezeigungen zu gewinnen, hernach aber durch Drohungen zu erschrecken; ich blieb bei beiden standhaft. Als ich mich nun anschickte, London wieder zu verlassen, wo ich einige Wochen mit einer Menge alter Bekannten in Saus und Braus gelebt hatte, erhielt ich plötzlich einen gar wunderlichen Besuch.

Mrs Roſamunde Palmerſtone trat in mein Zimmer, freundlich wie die Maienſonne und angethan mit aller möglichſt zuſammengedrängten Liebenswürdigkeit. Ohne viel Umſtände ſprach ſie von ihrer heftigen Leidenſchaft zu mir, die ſie früher zu Feindſeligkeiten veranlaßt habe, die aber nun, ſobald ſie von meinem Aufenthalt in London vernommen, in ihrer ganzen Stärke wieder erwacht ſei. Ich möchte alles Geſchehene vergeſſen und der Herr ſowohl ihrer Perſon als ihres Vermögens werden. Man brauche ja, um recht glücklich zu ſein, des ehelichen Bundes nicht, es ſei ſogar durch die Erfahrung hinlänglich beſtätigt, daß die Ehe dem wahren Glück zweier in Liebe brennender Herzen hinderlich in den Weg trete. Die mir angeborne Artigkeit gegen das weibliche Geſchlecht, die ich ſelbſt dem verworfenſten Individuum gegenüber nicht verläugnen kann, erlaubte mir nicht, ihr ſo auf dieſen Antrag zu

antworten, wie die beispiellose Unverschämtheit desselben wohl verdient hätte. Ich sagte ihr blos, daß meine Verhältnisse mich nöthigten, England schnell wieder zu verlassen. Darauf erwiederte sie, sie wolle mit mir reisen bis an's Ende der Welt. Sie verlange ja weiter nichts von mir, als nur in meiner Gesellschaft zu leben; sie wolle sich ganz an meinen Willen binden u. s. w. Ohne mich auf die Untersuchung einzulassen, wie wahr und aufrichtig diese ausgesprochenen Gesinnungen sein möchten, dachte ich in jenem Augenblicke nur an mich selbst und meine leidenschaftliche Liebe zu Ihnen, mein Fräulein, und erwog die Möglichkeit, daß ich über kurz oder lang in dem Falle sein möchte, um die Gunst Ihrer Gesellschaft betteln zu müssen, wie Rosamunde um die meinige bettelte, und dieser Gedanke ließ mich alle Härte gegen sie vergessen. Ich sagte ihr, daß wir die Sache näher besprechen wollten, daß ich ihr einen Besuch machen werde, jetzt eben aber eine Vorstellung beim Minister habe, und so brachte ich sie glücklich fort. Eine Stunde darauf hatte ich London im Rücken und eilte nach Lancashire.

Nun komme ich an eine Scene, die ich Ihnen nicht rührend genug schildern kann. Ich sah nämlich meine Mutter wieder; sie kannte mich nicht mehr, aber als ich mich zu erkennen gab, stürzte sie, außer sich vor Freude, mir an die Brust und herzte und küßte mich, wie sie mir vor zwanzig Jahren gethan hatte. Sie sah gesund und wohl aus und befand sich in ihrem besten

Jahren; ſie ſtand in zwei und funfzigſten Jahre und konnte noch immer für eine ſehr angenehme Frau gelten. Der Wohlſtand, in welchen ſie durch ihre zweite Heirath gekommen war, hatte ſie gut conſervirt. Der alte Edelmann, ihr Gatte, ein guter beſchränkter Mann, freute ſich ebenfalls ſehr über meine Ankunft in ſeinem Hauſe und ſchätzte es ſich für eine groſſe Ehre, mich recht anſtändig zu bewirthen; denn der Ruhm meines Namens war bis in ſein einſames Haus gedrungen. Ich mußte ihm und meiner Mutter, die vor Freuden gar nicht wußte, was ſie Alles anſtellen ſollte, meine Schickſale erzählen und ich fand an ihnen ſehr theilnehmende Zuhörer. Ich muß ſagen, daß mir einige Tage in ſo reiner Glückſeligkeit verſtrichen, wie ich ſie auf Erden noch wenig genoſſen habe. Es war mir in der Nähe der lieben Frau, die mich geboren und erzogen, als ſchwiegen alle Stürme in meiner Bruſt, und als wolle der lang entbehrte Frieden im Sonnenglanz meines nun anbrechenden heitern Lebenstages einziehen in meine Bruſt, um ſie, die von ſo vielfachen Schmerzen zerriſſen und verwundet war, zu kühlen und zu heilen. Ich erzählte den Alten viel von meiner Frau und dem Knaben, den ſie mir geboren, und ſie weinten Thränen der Freude, und meine Mutter ſehnte ſich ſehr, ihren Enkel zu umarmen und zu küſſen. Mein Stiefvater that mir endlich den Vorſchlag, mein Weib und Kind nach England kommen zu laſſen und bei ihm zu wohnen. Er wolle mich an Kindes Statt annehmen

und zum Erben ſeines nicht unbeträchtlichen Vermögens einſetzen. Kaum war er mit ſeinem wohlgemeinten Antrage fertig, als es mir war, als ſeien plötzlich alle die entſchlummerten Geiſter der Unruhe in mir aufgewacht und fingen an, mich mit erneueter Kraft zu quälen und von dannen zu treiben. Die alte gewaltige Sehnſucht nach Ihnen, Friederike, der alte Wunſch nach Rache an meinen Feinden in Schweden, ſtiegen wie Vampyre aus ihren Gräbern, ſchälten ſich aus dem Leichentuche, in welche ſie das häusliche Glück und die mir durch mütterliche Liebe gewordene Zufriedenheit einiger Tage gehüllt hatten, und begannen ihre alte Kraft an mir auszuüben. Nichtsdeſtoweniger kam mir der Antrag meines Stiefvaters ſo lockend vor; die aufrichtigen Thränen, womit meine Mutter mich beſchwur, bei ihr zu bleiben und der Troſt, die Freude ihres Alters zu werden, rührten mich ſo ſehr, daß ich ernſtlich beſchloß, mein wildes Gemüth zu bezwingen, ihrer Bitte zu willfahren und die Meinigen nach England kommen zu laſſen. Ich dachte mir nun ſchon nicht anders, als daß ich in dem Lande, in der Gegend mein Leben einſt beſchließen würde, wo es begonnen hatte. Und hatte ſich denn nicht auch der Grund, welcher mich daraus vertrieben hatte, gehoben? Zwar hielt ich den König Georg noch eben ſo für einen Thronenräuber, wie erſt, aber ich kannte keinen Menſchen auf der Welt, der ein näheres Recht an die engliſche Krone gehabt hätte, als eben er. Das machte mich gegen die Regierung ganz gleich-

gültig. Die Freude meiner Eltern über meinen Entſchluß war unbeſchreiblich groß. Ich machte ſchon Anſtalten, meine Frau zu benachrichtigen und dem Cardinal Alberoni aufzuſagen, da ſchickte der Präfect der Landſchaft in Mancheſter einen geheimen Boten an meinen Stiefvater — beide waren ſehr gute Freunde — mit dem gutgemeinten Winke, ich möchte mich ſo ſchnell als möglich aus dem Staube machen, weil er dieſer Tage beſtimmt den Befehl von London erhalten werde, mich feſtzunehmen und gefangen nach der Hauptſtadt zu führen. Eine vornehme Dame habe nämlich dort Klage gegen mich erhoben, und da ich mich den Wünſchen des Parlaments nicht gefügt, ſo ſei es um ſo geeigneter, mich die Strenge des Geſetzes fühlen zu laſſen. Das war wieder ein Gewitterſchlag aus ſcheinbar heiterm Himmel. Ich wußte wohl, woher er kam und er erinnerte mich noch zur rechten Zeit, daß ich nicht wagen dürfe, auf Erden an Ruhe und häuslich ſtilles Glück zu denken, ſondern daß meine Beſtimmung eine ganz andere ſei, welcher gehorſam zu folgen ich mich denn auch ohne Weiteres anſchickte, zumal ich von der Gerechtigkeit meiner Richter in London nicht viel zu erwarten hatte, die ja durch dieſe ſchöne Gelegenheit ein Häkchen erhalten hatten, wo ſie mich mit einem Scheine von Recht faſſen, mir den Proceß machen und ihre Rache befriedigen konnten. Ich nahm von meinen erſchrockenen Eltern Abſchied; meine Mutter zerfloß in Thränen, ihren ſchnell aufgefaßten Lieblingsplan ſo un-

erwartet gestört zu sehen. Ich konnte ihr keinen Trost geben, ich war selbst tief erschüttert, und mit zerfleischten Herzen gingen wir von einander. In Liverpool bestieg ich ein französisches Schiff und entkam wieder glücklich nach Frankreich. Hier fand ich neue Geldsummen und Briefe von Alberoni, aber auch zu gleicher Zeit einen Brief vom König von Schweden. Er war von des Königs eigner Hand unterschrieben und mit dem Reichssiegel bedrückt, und enthielt das Versprechen, daß ich in den Diensten des Königs gebraucht werden sollte, eine Sache von der größten Wichtigkeit auszuführen. Mein verlornes Eigenthum werde mir sogleich bei meiner Ankunft zurückgestellt werden, ich stehe unter des Königs Schutz und genieße vollkommene Sicherheit meiner Person und Güter, die mir durch dies Document, so wie durch die beiliegenden Pässe zugesichert und verbürgt seien. Ich war über solches Anerbieten nicht wenig verwundert, wie Sie sich denken können, doch hörte ich bald, daß sich gegen den allmächtigen Herrn eine starke Gegenpartei gebildet habe, an deren Spitze der Graf Gyllenborg stehe. Mir leuchtete ein, daß dies die schönste Gelegenheit sei, an meine Feinde an Ort und Stelle anzukommen, und überdies durfte ich mich ja auf das königliche Gelöbniß meiner Sicherheit verlassen. Ich dachte mit wahrer Wollust daran, mitten unter meine zähnefletschenden Gegner zu treten und sie zu höhnen. Meine Frau wünschte selbst sehr, wieder in ihrem Vaterlande zu sein und in ihrem Geburtsorte zu woh-

nen, an welchem ihr ganzes Herz hing. Sie wollte aber nicht ſogleich mit mir reiſen, ſondern erſt abwarten, ob ich auch ein ſicheres Auskommen in Schweden finden würde. Ich machte meine Anſtalten, mit dem neuen Frühling nach Schweden zu reiſen; das ewige Herumſchwärmen gewährte mir ja allein noch einiges Vergnügen. Das Geld aber achtete ich nicht, es war ja ſpaniſches und leicht verdient. Aber es war, als ſollte ich keinen Beſchützer behalten; denn kurz darauf erhielt ich die Nachricht von dem gänzlichen Sturze dieſes allmächtigen Miniſters. Er war eigentlich ſchon ein Jahr vorher durch die bekannte Laura Piscateri bei ſeinem Könige in Ungnade gefallen, wie Sie wohl wiſſen werden, er hatte aber geglaubt, durch geſchickte Ausführung eines großen Planes ſich wieder hinein zu ſetzen, und dieſe Ausführung hatte er durch mich bewirken wollen und mich deshalb ſo fleißig unterſtützt. Nun aber war Alles aus und ich hatte auf nichts mehr zu rechnen. Deshalb war ich auch geneigt, auf die Vorſchläge des Königs von Schweden einzugehen.

Das Anliegen des engliſchen Parlaments an mich war unterdeſſen in Paris auch bekannt geworden, ich hatte deſſen kein Hehl gehabt, da hingen ſich nun die Jacobiter ſchaarenweiſe an mich und ließen ſogar ein Tedeum für mich ſingen, daß ich ihnen ihren trefflichen Prätendenten nicht entführt habe. Ich verachtete ihren Abgott und ſie; denn meiſt ſind es feige, nichtsnutzige Menſchen, die, trotz ihres großen Geſchwätzes, doch nie-

mals etwas für ihren vermeintlichen Königssohn thun. Wie der Herr, so die Knechte. Ich ließ das Volk gehen und schwieg; denn wenn ich auch die Wahrheit gesagt hätte, sie wären toll geworden, hätten mir nicht geglaubt und mich verketzert und verfolgt.

Im April des vorigen Jahres reiſete ich dann nach Schweden ab. In Stockholm angekommen, ſtellte ich mich vor den König, der mich freundlich aufnahm und mir eröffnete, daß ich dem Zuge der Auswanderer nach Madagascar vorſtehen und dort eine bedeutende Charge bekleiden ſollte. Dies war mir zu hören ſehr erfreulich. Ich muß Ihnen aber auseinanderſetzen, was es mit dieſem Zuge für eine gar wunderliche Bewandtniß hatte.

Noch zu Lebzeiten des höchſtſeligen Königs Karl XII. und, wenn ich nicht irre, zwei Jahre vor dem unglücklichen Ende des großen Monarchen, wandten ſich die Beſitzer von Madagascar an ihn, um ihm die Hoheit über dieſe große afrikaniſche Inſel anzutragen und ſich dafür ſeinen Schutz zu erbitten. Dieſe Beſitzer aber waren nichts weiter, als eine Geſellſchaft europäiſcher Freibeuter, Leute, faſt aus allen europäiſchen Nationen, welche Schifffahrt treiben; die meiſten davon waren aber Schweden und Dänen. König Karls großer Geiſt verachtete ihren Antrag nicht ganz und dachte daran, ihnen ein von ſich abhängiges Oberhaupt zu geben und ſie bei demjenigen Eigenthum zu ſchützen, welches ſie durch ihre perſönliche Tapferkeit erobert hatten. Der König hat ſogar einmal flüchtig über die Madegaſſen mit

mir gesprochen, gleich nachdem sie ihre Gesandtschaft an ihn geschickt hatten, und vielleicht war wohl gar bei seiner nähern Umgebung davon die Rede gewesen, daß ich zum Herrn und Fürsten von Madagascar geeignet sei; etwas dergleichen läßt sich wohl aus dem mir gemachten Antrage seines Nachfolgers schließen. Als die Sache wieder aufgegriffen wurde, hatte sich gewiß dieser und jener von den Großen des Reichs an den Plan des Königs Karl erinnert, dadurch war auch ich den Leuten wieder in's Gedächtniß gekommen und aus diesem Umstande ist das gnädige Handschreiben des Königs Friedrich zu erklären. Durch seine andern großen Pläne und letzten Kriege war König Karl's Blick ganz von Madagascar abgezogen worden, die hülflosen Leute hatten sich also an Dänemark, Schutz flehend, gewendet, und hier war es vorzüglich ein Mann, den sie für sich zu gewinnen wußten. Sie kennen ihn, mein Fräulein, es war der ehemalige französische Generalpächter Jean Henri Huguetan, der nunmehrige Graf Gyldenstern, Ritter des Danebrogordens und Günstling des Königs von Dänemark. Durch diesen Mann suchten sie auf den König zu wirken, welchem sie die Oberhoheit über Madagascar und die ihnen ebenfalls gehörige Insel St. Marie antrugen, ihm Tribut zu geben versprachen und begehrten, daß er sie dafür mit zwei Fregatten vertheidige. Allein der stolze König dieses Landes war nicht so klug und weitsehend, wie der Schwede Karl; er wollte mit Leuten nichts zu thun haben, die von allen europäischen

Nationen verachtet würden, und schlug ihr Gesuch ab. Nach König Karls Tode wandten sie sich nun an den neuen Schwedenkönig. Die Gyldenberg'sche Partei stimmte für die Unternehmung; sie hielt die Insel für einen herrlichen Ort, Leute dort aufzubewahren, die ihr zuwider seien; sie vermochte auch den König, an mich zu schreiben. Die Horn'sche Partei war dagegen, und als ich nach Stockholm kam, wogte der Kampf beider Parteien hin und her. Der schwache König war heute gyllenbergisch gesinnt und den andern Tag hornisch; hunderterlei andere Dinge, die für Schweden weit wichtiger waren, als Madagascar, waren ebenfalls zwischen den Parteien streitig, und diese Nebensache wurde über dem steten Streit ganz vergessen. Die Horner mochten den König wohl auch wieder herumgekriegt haben, kurz ich lag bis zu Ende des vorigen Jahres, neun ganzer Monate, in Stockholm und am Ende wurde doch nichts daraus. Gewiß würde ich viel eher wieder abgereist sein, wenn ich nicht den Zug nach Madagascar mit ganzer Seele ergriffen hätte; es war mein höchstes Verlangen, das Ziel aller meiner Wünsche, der König jener herrlichen Insel zu sein. Ueberdies hatte ich nicht die mindeste Aussicht auf ein Unterkommen, Alberoni's Geld ging stark auf die Neige und ich erhielt von einigen Gönnern in Stockholm stets die schönsten Vertröstungen. Der Graf Gyllenberg selbst sprach mehreremale mit mir darüber, gab mir einiges Geld und bat mich, noch Geduld zu haben, er werde den Zug doch durch-

ſetzen; aber er ſetzte nichts durch. Dies machte mich höchſt mißmuthig; auch hatte ich noch andere Verdrießlichkeiten mit meinen Feinden, an denen mir niemals Gelegenheit ward, mich ſo recht nach der glühenden Begierde meines Herzens zu rächen. Der alte wüthende Menſchenhaß erwachte wieder in meiner Bruſt; ich hätte das Weltmeer vergiften mögen, damit alles Leben ſich den Tod trinke.

Im Sommer kam auch der Schiffer Früß aus Kopenhagen zu mir nach Stockholm, der während meiner Gefangenſchaft auf dem Holm in Kopenhagen mein gütiger Schließer und Oberprofoß geweſen war. Es war ſpäterhin — Gott weiß durch welchen Zufall oder Umſtand; bekannt geworden, daß ich Norcroß geweſen ſei — Früß war ſehr hart beſtraft und ſeines Dienſtes entſetzt worden; die gefällige Madame Kragenlund, die mir fortgeholfen, hatte ebenfalls eine bedeutende Geldſtrafe erleiden müſſen."

„Ich habe ihr dieſelbe erſetzt," fiel hier Friederike ein. „Ich konnte nicht zugeben, daß Euretwegen Jemand zu Schaden komme. Auch der alte verſoffene Früß hat Unterſtützungen von mir erhalten. Freilich zu ſeinem Dienſte konnte ich ihm nicht wieder verhelfen, den er auch mit Recht verloren hatte und zu welchem er gänzlich untauglich war. Die Kaffeewirthin hat mir für die Strafgelder Eure Kleider ausgeliefert; denn als ſie hörte, daß Ihr ſchon beweibt ſeid, wollte ſie nichts mehr von Euch wiſſen, ſelbſt Eure Kleider nicht ſehen,

Sie hängen noch hier, wie ſie mir dieſelben ausgeliefert hat. Auch kann ich Euch ſagen, wie Euer wahrer Name bekannt geworden war; einer Eurer Mitgefangenen hatte Euch gekannt und ſpäter, als Ihr entwiſcht wart, verrathen, wer Ihr eigentlich geweſen ſeid."

„Früß hielt ſich an mich," fuhr Norcroß fort, „und hatte guten Grund dazu; denn er hatte mich in meiner Gefangenſchaft ausnehmend wohl behandelt und ich ihn durch meine Flucht von Dienſt und Brot gebracht. Es ging mir ſehr zu Herzen, daß ich ihn in ſeinem hohen Alter in einem ſo erbarmungswürdigen Zuſtande ſehen mußte. Damit ich ihm nun einigermaßen zu etwas behülflich ſein möchte — denn ich ſelbſt konnte ihm nicht viel geben — ſo ging ich mit ihm zum Oberſten der königlichen Trabanten und bat denſelben, daß er dieſem unglücklichen alten Mann erlauben möchte, einmal früh Morgens mit mir zum Könige zu gehen. Der Oberſtlieutenant Bourmann, der Andern gern diente, wenn es in ſeiner Macht ſtand, gab hierzu die Erlaubniß, und ich nahm Früß mit mir in des Königs Gemach. Der König begegnete ihm freundlich und ließ ſich ſein Unglück erzählen. Indem trat der Graf Löwenhaupt, einer meiner Gegner, herein. Da war nun Niemand weiter als genannter Oberſtlieutenant Bourmann zugegen und ich. Der Graf nahm den König beim Arme und führte ihn in's nächſte Zimmer, woraus ich nicht viel Gutes für Früß und mich ahnete. Wenige Minuten darauf kam er allein

zurück und ſagte zu mir mit zornigem Geſicht, wie ich mich unterſtehen könne, ſolch einen Mann, wie der Schiffer Früß, vor die Augen eines Königs zu bringen? Ich hatte eine derbe Antwort gleich bei der Hand, aber er wollte ſie nicht hören und verließ uns augenblicklich. Früß war ſehr niedergeſchlagen über den ſchlechten Zuſtand ſeiner Sachen und ich verwirrt über des Grafen impertinentes Betragen. Ich ſuchte Früß zu tröſten und verſprach ihm, Alles für ihn zu thun, was in meinen Kräften ſtehe. Ich lief alſo gleich zum General Arnold, däniſchen Geſandten in Stockholm, und bat ihn dringend, daß er doch ſeinem unglücklichen Landsmann helfen möchte. Der General ſagte, daß er nichts für ihn thun könne. Drauf erwiederte ich, daß ihm Unrecht geſchehen ſei, und gab mich ſelbſt als den Flüchtling zu erkennen, um deſſentwillen Früß in's Elend gekommen ſei. Ich erzählte den Verlauf der Sache, der Wahrheit gemäß, und vermeldete zugleich, daß ich jener Kapitän Norcroß wäre, welchen man, da der Krieg noch währte, in Verdacht gehabt habe, daß er den Kronprinzen von Dänemark habe rauben wollen. Ich hielte dafür, daß die Falſchheit dieſes Verdachtes nunmehr genugſam am Tage liege; und da ich zeither von der heftigſten Sehnſucht gequält wurde, in Ihrer Nähe zu leben, mein Fräulein, ſo fragte ich den ſich mir ſehr freundlich zeigenden General, ob ich wohl mit Sicherheit nach Dänemark reiſen könne, um des Königs Majeſtät einen höchſt wichtigen Vorſchlag zu

thun, welcher durch mich leicht ausgeführt werden könne, und zu welchem der König das Vermögen in Händen habe. Er antwortete hierauf: Ich ſetze meines Königs und meine eigne Ehre zum Pfande, daß Sie in Dänemark ſicher ſein ſollen. Niemand in unſerm Lande ſoll die Macht haben, Ihnen ein Leid zuzufügen. — Ich redete noch viel mit dem General darüber, und er munterte mich ſehr zu meinem Unternehmen auf. Ich fühlte auch in meinem Innern, daß ich bald etwas Tüchtiges thun müſſe, wenn ich nicht ganz mit mir ſelbſt zerfallen wolle. Was es nun auch immer ſei, es mußte einen großen Charakter haben. Meine Seele war in Nacht und Haß gehüllt.

Nach einiger Zeit hielt ich bei dem Könige von Schweden um einen Reiſepaß an, und gab vor, da aus dem Zug nach Madagascar doch nichts würde, nach England hinüber zu gehen. Der König, um ſein an mir begangenes Unrecht wieder gut zu machen, war ſo gnädig, mir außer dem Paß noch einen Brief an den König von Großbritannien mitzugeben, von welchem ich freilich keinen Gebrauch machen konnte. Meine Abreiſe verzog ſich aber bis zu dieſem Frühjahr. Der General Arnold, der mir unterdeſſen ſehr gewogen geworden war, gab mir einen Brief an Ihren Bruder mit, mein Fräulein, an den Vice-Admiral und Kammerherrn von Gabel."

„Da ſeid Ihr freilich an den Rechten addreſſirt worden," ſagte Friederike mit Spott.

„Ich kam nach Kopenhagen, es ſind nun drei Wochen, und verfügte mich ſogleich zum Kammerherrn und Vice-Admiral von Gabel. Er empfing mich freundlich und bekräftigte, was mir General Arnold verſprochen hatte; überdies fügte er noch das eigne Verſprechen hinzu, daß er mir, meinem Geſuch zufolge, Gelegenheit verſchaffen wollte, den König zu ſprechen.“

„Traut ihm nicht, Norcroß!“ warnte Friederike. „Es giebt keinen falſchern Menſchen, als meinen Bruder. Er weiß, daß Ihr derſelbe ſeid, der mich vor ſieben Jahren raubte, und wird Euch das nie verzeihen, ſondern vielmehr heimlich an Euerm Untergange arbeiten. Doch weiter!“

„Ich wartete dem Kammerherrn zu verſchiedenenmalen auf und erwartete jedesmal, das mir verheißene Glück zu genießen; aber es kam nicht dazu, und er machte hunderterlei Ausflüchte. Vielmehr ſuchte er von mir herauszulocken, welchen Vorſchlag ich dem König zu thun habe; aber ich ſagte ihm nichts. Auch Andre ſuchten an mir zu forſchen, doch eben ſo vergeblich. Zuletzt ſtellte ich dem Kammerherrn vor, daß ich wenig Geld mit nach Kopenhagen gebracht, und nicht Willens wäre, mich hier in große Schulden zu ſetzen, er möchte mir alſo rein herausſagen, ob ich Hoffnung haben könnte oder nicht. Er verſetzte: „Eure Unkoſten ſollen Euch nicht nur wieder erſtattet werden, ſondern Ihr ſollt noch überdies eine anſehnliche Belohnung für Euern guten Willen erhalten.“ Hierauf ſtellte ich dem

Kammerherrn vor, daß ich ganz zuverläſſig wäre benachrichtigt worden, daß mich Spione umgingen, daß ich alſo nicht länger in Kopenhagen bleiben könne, indem es mir ſchaden würde, wenn zu Jedermanns Wiſſen käme, ich führe etwas Großes im Schilde, ehe ich mit meinem Anſchlage ſo weit gekommen, daß es in Niemandes Macht mehr ſtünde, denſelben zu nichte zu machen. Ich wäre alſo geſonnen, als ein Reiſender nach Helſingoer zu gehen. Sollte etwas vorfallen, ſo möchte er mir's wiſſen laſſen; wo nicht, ſo würde ich Dänemark wieder verlaſſen. Eigentlich lag mir weniger daran, nach Helſingoer zu gehen, als nur ohne Aufſehen aus Kopenhagen und zu Ihnen zu kommen, Friederike. Ich hatte ausgekundſchaftet, wo Sie lebten, als ich Sie zu meinem Schrecken nicht mehr in Kopenhagen fand. Es trieb mich mit Allgewalt fort. Ich mußte Sie ſehen, Sie ſprechen. Mein heißeſter Wunſch iſt erfüllt, mag nun werden, was da will. Ich habe den Wagen halben Wegs verlaſſen; er fuhr nach Helſingoer; ich aber bin zu Fuße hierher gewandert, und hier bin ich und flehe um Gnade."

„Ich fürchte, Norcroß, Ihr habt ſehr unbeſonnen gehandelt, daß Ihr Euch in ein Land gewagt habt, wo Euer nichts Gutes warten kann. Seid verſichert, daß jeder Eurer Schritte belauert wird. Man hat auch mich in Verdacht gehabt, aber mit Blicken hab' ich ſie niedergeſchmettert, die feigen Knaben. Jetzt wagt ſich Keiner mehr an mich. Aber Euch kann es

um ſo eher Verderben bringen, wenn ſie erfahren, daß Ihr in irgend einem Verhältniſſe zu mir ſteht.“

„Ich fürchte nichts, wenn ich Ihnen nahe ſein darf. Mein gefährlichſter Feind iſt der in meiner Bruſt. Und dieſer iſt geſchlagen und beſiegt, und liegt ohnmächtig, gefeſſelt von der Gewalt Ihrer Blicke.“

„Ihr habt nicht wohlgethan, Kapitán. Wir hatten auf ewig Abſchied genommen; wir hätten uns nicht wiederſehen ſollen. Nun habt Ihr die unterirdiſchen Geiſter beſchworen, wundert Euch nicht, wenn ſie heraufſteigen und Euch mit Rabenflug umkreiſen. Mir bangt vor Euch! Mein eigner Bruder wird Euch verderben. Hört meinen Rath: Flieht eilig aus dieſem Lande, wo Euch niemals ein Glück blühen kann.“

„Nur mit Dir, Friederike!“ rief Norcroß und ſtürzte zu ihren Füßen.

„Seid Ihr raſend? Denkt an Weib und Kind!“

„Mag mich der Tod hier treffen. In Ihrer Nähe ſterben wird mir Wonne ſein.“

„Armer Unglücklicher!“ ſagte Friederike, beugte ſich und drückte ihm einen Kuß auf die hohe Stirne.

Achtes Capitel.

Der Kanzleirath Bredal, ein verſchmitzter Menſch, wurde in des Kronprinzen Zimmer eingeführt. Der Kammerherr Gerd von Raben — jetzt Kammerherr und Geheimerath, und mit Orden geſchmückt — und der Kammerherr von Gabel waren bei dem Königsſohne ſchon zugegen.

„Was habt Ihr mit dem verwegenen Menſchen ausgerichtet?“ fragte die Hoffnung Dänemarks.

„Er iſt nicht in die Schlinge gegangen, königliche Hoheit,“ verſetzte der Kanzleirath mit devotem Bückling und ſpitzbübiſchem Lächeln. „Zwar traf ich ihn in Helſingoer, allein er verſicherte, daß er die Stadt nicht verlaſſen würde, wenn er nicht das ſchriftliche Verſprechen des Herrn Kammerherrn von Gabel ſähe, daß er mit des Königs Majeſtät würde reden können.“

„Nun, ſo gebt ihm das Verſprechen, Gabel, und wenn er kommt, nehmen wir ihn beim Kopfe,“ ſagte der Kronprinz herriſch.

„Dies geht unmöglich, königliche Hoheit. Ein ſolches Verfahren würde General Arnold nicht gut heißen

und ſeinen Poſten gewiß augenblicklich niederlegen; denn Arnold gab dem Norcroß das Verſprechen der Sicherheit, und ſetzte ihm des Königs und ſeine Ehre ein, und Arnolds Wort muß ſogar einem Freibeuter gehalten werden. So lange Norcroß nicht freiwillig in's Gefängniß geht, dürfen wir ihm kein Haar krümmen."

„Ihr müßt Eure Sache ſehr unklug angefangen haben, Bredal!" ließ der Kronprinz dieſen an.

„Ew. königliche Hoheit halten zu Gnaden, ich that Alles, was in eines Mannes Kräften ſteht, um ihn zu bewegen, daß er nach Bornholm ſich freiwillig in Arreſt verfügen möchte. Ich gab vor, es ſolle ja blos eine Spiegelfechterei ſein, um die Aufmerkſamkeit des Königs auf ihn zu ziehen, und er werde dadurch ſeinen Zweck jedenfalls ſchneller und ſicherer erreichen, als wenn er ſich auf das ungewiſſe Warten lege. Ich zeigte mich ihm als ſein innigſter und theilnehmendſter Freund, ich gab ihm Geld, zog mit ihm umher, machte ihn auf alle Weiſe treuherzig, aber ſo oft ich mit meinem Antrage herausrückte, wies er denſelben entſchieden zurück."

„Auch den Vorſchlag, welchen er meinem königlichen Vater thun will, habt Ihr nicht von ihm herausgelockt?"

„Ich bedaure! Aber Norcroß iſt ſehr ſchlau und giebt die Sache für ein Geheimniß aus, das er nur des Königs Majeſtät melden könne. Das Einzige,

was ich von ihm erfahren habe, iſt, daß er ſchon einigemale im königlichen Frauenſtift beim Fräulein Friederike von Gabel, des Herrn Kammerherrn Schweſter, geweſen iſt, und ſich ſehr von ihr geliebt glaubt."

„Freund," platzte jetzt der Kammerherr von Raben heraus, „nun laßt den Schurken niederſchießen, oder ich vergreife mich mit eigner Hand an ihm."

„General Arnolds Wort muß in allen Fällen heilig gehalten werden; nicht dieſes Schurken wegen, der meine Familie mit Schande bedeckt, ſondern des Generals wegen. Wir können nichts thun, als den gefährlichen Freibeuter ſo ſchnell als möglich aus dem Lande zu ſchaffen."

„Nicht eher, als bis wir wiſſen, was er dem Könige ſagen will," bemerkte der Kronprinz.

„Das können wir leicht erfahren," verſicherte Gabel, „ohne des Königs Majeſtät mit dieſem Erz-Spitzbuben zur Laſt zu fallen."

„Wie ſo?" fragte der Kronprinz.

„Wir laſſen einen von Eurer Hoheit Lakaien die Perſon des Königs vorſtellen. Wenn es etwas Erhebliches iſt, ſo können wir's nachher immer ausführen; außerdem muß er ſogleich das Land räumen."

„So ſoll es geſchehen!" ſagte der Kronprinz. „Dabei haben wir auch noch ein kleines Vergnügen. Schreibt ihm nach Helſingoer, daß er ſich ſogleich hierher verfügen ſoll."

„Wie Ew. königliche Hoheit befehlen," lispelte der Kammerherr ſich verbeugend und ging.

„Pfui über die Gabel!" rief Raben, als der Bruder ſeiner ehemaligen Braut fort war, „mich zu verſchmähen und ſich mit einem Freibeuter, einem Seeräuber abzugeben, mit einem gemeinen, verworfenen Menſchen. Pfui! Jetzt rächt ſich ihr Stolz fürchterlich an ihr und tritt ſie in den Koth. Einen Seeräuber einem Kammerherrn vorzuziehen! Pfui!"

„Tröſte Dich, Raben; Du haſt nicht allein einen Korb von ihr erhalten, und am Ende mag ihr Geſchmack doch ſo übel nicht ſein. Und wenn Norcroß wirklich jener vermeintliche Engländer iſt, der ſie uns einmal auf eine ſo originelle Weiſe von der Jagd entführte und nach Stockholm brachte, fürwahr, ſo iſt ihr Geſchmack ſo übel eben nicht."

Aber trotz des Kronprinzen Tröſtung rief der Kammerherr und Geheimerath: „Pfui!"

Und er ging und traf ſeine Anſtalten, um auf ſeine eigne Fauſt eine kleine Privatrache an Norcroß zu nehmen.

Sobald dieſer nämlich auf Gabels Einladung nach Kopenhagen gekommen war, in der Hoffnung, den König zu ſprechen, ließ ihn Raben mit ſeinen Kreaturen umgeben, und hintertrieb es beim Kronprinzen ſo lange als möglich, daß die beſprochene Komödie nicht geſpielt wurde. In eigner Perſon verfügte er ſich auf das Kaffeehaus der Frau Kragenlund, von deren Handel

mit Norcroß er gehört hatte, er ließ ſich ſogar herab, dieſer noch immer liebenswürdigen Frau den Hof zu machen, Alles, um ſie gegen Norcroß aufzuhetzen und ſie zu einer Klage gegen denſelben zu vermögen. Nun hatte freilich Frau Kragenlund gar nicht den mindeſten Rechtsgrund zu einer Klage gegen Norcroß; denn die Strafgelder hatte ſie vom Fräulein von Gabel zurückerhalten, und wegen eines gebrochenen Eheverſprechens konnte ſie wiederm nichts anhängig machen, weil ſowohl ſie, als auch er, verheirathet war; inzwiſchen brachte Raben, mit Hülfe anderer Schurken, doch etwas heraus; ſie ſolite ihn verklagen, daß er ſie um einige Pretioſen beſtohlen habe. Ehe es aber dazu kam, ging geraume Zeit hin, und Raben verſuchte unterdeſſen auf anderm Wege, Norcroß etwas anzuhängen und ihn zu verderben. Er beauftragte ſeine Leute, welche ſich auf Gaſſen und öffentlichen Plätzen, in Wirthshäuſern und im Hafen an den Kaperkapitän drängen, und ihn durch ein gaſtfreies Benehmen für ſich gewinnen mußten, ihn zu verleiten, daß er ſich irgend heftige Aeußerungen über den König von Dänemark, oder Schweden, oder England erlaube, oder ſonſt eine Unvorſichtigkeit begehe, die ihn den Händen der Polizei überliefere.

Aber obgleich Norcroß wegen Geldmangel die Freigebigkeit ſeiner Geſellſchafter benutzte, ſo war er doch ſtets ſo ſchlau, die Schlingen, die ihm gelegt wurden, zu merken, und benahm ſich ſo pfiffig, daß er den König lobte und herausſtrich, wenn die Andern ſchimpf-

ten, daß er Alles entſchuldigte, was die Andern tadelten. Kurz, er wußte ſich ſtets ſo gut zu ſalviren und einige andere Erbärmlichkeiten mit ſeinem perſönlichen Muthe und ſeiner Unerſchrockenheit zurückzuſchrecken, daß alle ihn umgebenden Schufte vor ſeinen Piſtolen eben ſo großen Reſpect hatten, wie vor ſeiner Schlauheit.

Norcroß hatte endlich dem Kammerherrn von Gabel erklärt, er werde abreiſen, wenn ſein Geſuch nicht gefördert werde; da ſchritt der Kronprinz mit ſeinem Anhange dazu, den ſchlauen Kaperkapitän zu betrügen.

Eines Morgens wurde ein Diener des Kronprinzen, welcher in der Geſtalt mit dem Könige einige Aehnlichkeit hatte, herausgeputzt und inſtruirt, was man um ſo eher wagen konnte, da man durch den Kanzleirath Bredal herausgebracht hatte, daß Norcroß den König noch nie geſehen. Es verſammelte ſich eine Anzahl vertrauter Hofleute von des Kronprinzen Anhang, um dem Luſtſpiele beizuwohnen und zu erfahren, was doch der weltberühmte Freibeuter wohl Wichtiges zu entdecken habe.

Hierauf ſchickte Gabel ſeinen Diener zu Norcroß, um ihn ſchleunigſt holen zu laſſen. Dieſer war eben im Begriff abzureiſen, er wollte noch einmal zu Friederiken, den Stern ſeines Lebens, um ſich aus den Strahlen deſſelben Stärke zu trinken, er wollte ſie bitten, ſich ſeiner Frau und ſeines Kindes anzunehmen, welchen er auf Friederikens Begehr nach Frankreich geſchrieben hatte, daß ſie nach Dänemark kommen ſoll-

ten, damit, wenn er fort ſei, um ſich ein Glück zu ſuchen, die Seinigen nicht dem Mangel und dem Elende Preis gegeben ſein möchten; er wollte ihr ſeine hülfloſe Lage offen darlegen, wie man dem Herzensfreunde zu thun pflegt, und dann wieder fort nach Frankreich reiſen, wo er immer noch ſeine beſten Freunde wußte.

Allein Gabels Bote, welcher ihm ſagte, des Königs Majeſtät ließe ihm befehlen, ſogleich vor Höchſtdenſelben zu kommen, indem der König mit ihm ſprechen wolle, änderte plötzlich ſeinen Vorſatz. Wenn der Menſch an der Ausführung eines nothgedrungenen, entſcheidenden Planes ſteht, und eine zufällige Einwirkung von außen, gerade im letzten Augenblicke der Wahl, ihm irgend eine günſtige Ausſicht auf ein beſſeres Glück giebt, ſo iſt er gar leicht geneigt, dies für eine göttliche Fügung zu halten, und wähnt darin die Erfüllung aller ſeiner Wünſche, das Ziel all ſeines Strebens zu ſehen. Er vertraut blindlings auf die Unfehlbarkeit der Beſtimmung des Schickſals und giebt ſich den ſüßeſten Hoffnungen hin.

So ging es auch dem ſonſt ſo mißtrauiſchen, ſchlauen und vorſichtigen Norcroß in dieſem Falle. Er träumte plötzlich goldne Tage und ſchmeichelte ſich nicht allein, ſein eignes Glück auf feſte Grundlagen zu bringen, ſondern auch Andern wieder aufhelfen zu können. Sein dankbares Herz dachte an den alten verlaſſenen

Schiffer Früß in Stockholm. Und augenblicklich ſchickte er nach einem Schreiber, um eine Bittſchrift zu Früß's Gunſten an den König aufſetzen zu laſſen. Hiermit verſtrich einige Zeit und die luſtige Geſellſchaft des Kronprinzen glaubte ſchon, Norcroß habe etwas von dem Handel gemerkt und werde nicht kommen. Schnell wurde alſo der Kanzleirath Bredal abgeordnet, und erhielt ſogar einen Wagen des Kronprinzen, mit dem Befehl, den Kaperkapitän durchaus mitzubringen. Norcroß war eben noch mit dem Schreiber beſchäftigt, und erſtaunte nicht wenig, daß man ſeiner jetzt ſo preſſirt verlange, da er doch früher ſo lange vergeblich um eine Audienz gebeten habe, und ihm nun ſogar noch einen königlichen Wagen ſchicke. Dieſer Umſtand machte ihn bedenklich; aber er konnte ſeinen Argwohn doch unmöglich ausſprechen und überhaupt weiter gar nichts thun, als mitfahren. Der Wagen hielt im königlichen Schloſſe vor der Wohnung des Kammerherrn von Gabel. Norcroß wurde von Bredal hineingeführt. Eine große Anzahl Hofherren war hier verſammelt, welche den berühmten Freibeuter alle mit dreiſt-neugierigen Blicken brutaler Hofſchranzen betrachteten. Freilich war ihnen in ihren Kreiſen noch kein Mann von ſolchem Genie, ſolchem Unternehmungsgeiſt, ſolchem Muth und ſolch außerordentlichen Schickſalen vorgekommen. Gabel empfing den Kaperkapitän mit gewohnter glatten Freundlichkeit, führte ihn in ein Nebenzimmer und ſagte zu ihm:

„Kapitán, unſer König verlangt mit Euch zu ſprechen. Ich bitte Euch deswegen, daß Ihr die Wahrheit vor Sr. Majeſtät ausſagen wollt. Ihr könnt es ohne Furcht thun; denn er iſt ſehr gnädig und wird Euch ohne die wichtigſten Urſachen ſeinen Zorn nicht fühlen laſſen.“

„Wenn ich vor gekrönten Häuptern ſtehe,“ verſetzte Norcroß, „ſo verbietet mir die Ehrfurcht, etwas anders als die ſtrengſte Wahrheit zu ſagen; aber wenn ich mit Andern ſpreche, ſo ſage ich nicht Alles, was ich weiß, ſondern nur das, was ich ohne meinen Nachtheil entdecken kann. Denn wenn ich Dinge von Wichtigkeit einem Jeden offenbaren wollte, der ſie zu wiſſen verlangt, ſo würde ich unvorſichtig handeln und verdiente alle die ſchlimmen Folgen, die daraus nothwendig entſtehen müſſen. Könige allein haben das Recht, einen Blick in das Innerſte meines Herzens zu thun. Jedoch bitte ich Ew. Excellenz, daß Sie zugegen ſein wollen, wenn ich mit Sr. Majeſtät rede, und Alles anhören, was ich ſagen werde, aber mit dem Bedinge, daß Sie es keinem einzigen Menſchen entdecken.“

„Deſſen mögt Ihr verſichert ſein!“ ſagte der Kammerherr.

„Ferner habe ich noch das zu erinnern, daß, wofern Se. Majeſtät meinen Anſchlag verwerfen ſollte, Alles für todt und nichtig angeſehen werden muß, und gleichſam als wäre niemals davon die Rede geweſen. Wenn hingegen mein Vorſchlag gutgeheißen und für

nützlich und thunlich angenommen wird, und ich in Stand gesetzt werde, denselben auszuführen, so gelobe ich Ew. Excellenz, daß meine Erkenntlichkeit gegen Sie jederzeit Ihrer mir geleisteten Gefälligkeit angemessen sein wird."

„Es ist schon gut, Kapitän," versetzte der Kammerherr von Gabel lächelnd, „wir wissen Alle, daß Ihr ein sehr ehrlicher Mann seid."

Hierauf wurde Norcroß von einigen der anwesenden Herren im Schloß weiter hinauf nach den königlichen Zimmern geführt. Gabel ging voraus, die Andern folgten. Man machte ihm nun weiß, er befinde sich im Antichambre des Königs; es war aber das des Kronprinzen. Gabel ging in das innere Gemach hinein und nach einigen Minuten wurde Norcroß auch hineingerufen. Die hintern Thüren standen auf und dorthin hatte sich der Kronprinz mit seiner Gesellschaft versteckt. Der Diener, welcher den König spielte, war ziemlich gut angeputzt, aber der Kerl erschrak doch vor des Kaperkapitäns unerschrocknem Ansehn, vor dem kühnen Blicke des feurigen Auges, welches den furchtbaren Kampf der Elemente auf dem empörten Meere und das Feuer der wilden Seeschlacht mit Ruhe zu überschauen gewohnt war, und der Mensch zog sich, von seinen eignen Nichtigkeit, einem solchen Manne gegenüber, plötzlich erfaßt, scheu zurück. Norcroß schien ihn auch gar nicht zu beachten, sondern ging gerade auf den Kammerherrn von Gabel los.

„Dies ist Se. Majestät der König!“ sagte dieser sogleich zu dem Kaperkapitän, auf den erschrockenen Diener deutend und diesen mit einem gebieterischen Blicke befehlend, daß er besser in seiner Rolle ausharren solle. Norcroß betrachtete den vermeintlichen König verwundert und zweifelhaft. Der Gedanke an Betrug fuhr ihm durch die Seele und machte ihn schier verwirrt.

Auf einen zweiten befehlenden Blick des Kammerherrn, begann der Pseudo-König mit zitternder Stimme: „Ihr habt Unsern Pardon und königliche Gnade.“

„Ich erkenne Ew. Majestät Großmuth in tiefster Ehrfurcht an,“ versetzte Norcroß, über diese Anrede verdutzt. „Was in dem letzten Kriege zwischen Ew. Majestät und des höchstseligen Königs von Schweden Majestät, dessen verpflichteter Diener ich war und welchem ich in allen, den Krieg angehenden Befehlen, unbedingt Folge zu leisten hatte, von mir geschehen ist, kann nicht auf meine Rechnung geschrieben werden; denn ich habe für den König gehandelt, welchem ich meine Dienste verkauft und Treue geschworen hatte. Ich würde für Ew. Majestät, wäre ich in Höchstdero Diensten gestanden, eben so gethan haben. Ich muß gestehen daß ich im Krieg und unter den Waffen erzogen bin, und daß das Waffenhandwerk meine einzige Kunst ist. Doch aber glaube ich in keinerlei Hinsicht etwas versehen zu haben. Denn wenn ich auch Andre ihres Lebens beraubt habe, wenn mich mein hitziges Blut auch zuweilen zu kühnen Thaten getrieben, so geschah

es doch Alles nur darum, weil meine eigene Ehre es mir vorſchrieb und das rechtmäßige Kriegsgeſetz es mir erlaubte. Wohl ſind mir von meinen Herren und Vorgeſetzten viele wichtige Anſchläge und Pläne anvertraut worden, doch habe ich ſie ſtets als heilige Geheimniſſe bewahrt und Niemandem offenbart. Wohl weiß ich aber, wie viele Feinde ich habe, ſowohl in Schweden, als in England, Frankreich und auch in Ew. Majeſtät Staaten, von welchen einige ſo ſehr auf mich erbittert ſind, daß ſie mir nach Ehre und Leben trachten, und keine Gelegenheit ungenützt vorüberlaſſen, um ihren verruchten Anſchlag gegen mich in's Werk zu ſetzen."

„Lebt deshalb in gänzlicher Sicherheit," ſagte endlich der Königsfigurant, welcher während der langen Rede, womit Norcroß ſeine große Verlegenheit zu bemänteln ſuchte und faſt kein Ende finden konnte, dagegen Muth bekommen hatte. „Niemand ſoll die Macht haben, Euch in Unſern Staaten etwas Arges zuzufügen. Was auch geſchehen ſein mag, es ſei Euch verziehen. Nun ſagt Uns, welchen wichtigen Vorſchlag Ihr Uns zu machen habt. Wir werden Euch ein geneigtes Ohr ſchenken und, nach Befinden der Umſtände, Euch Unſere königliche Entſchließung und ſonſtige Verfügungen wiſſen laſſen."

„Ich habe ein Jahr lang in ruſſiſchen Dienſten geſtanden," begann Norcroß mit etwas gedämpfter Stimme „und als Kapitän eines Schiffes oft und viel Gelegenheit gehabt, um die Perſon des jetzigen Kaiſers zu ſein und deſſen Lebensgewohnheiten täglich und ſtünd-

lich zu beobachten. Auch ist mir jede Bucht im finnischen Meerbusen bekannt und mit der Gegend um St. Petersburg bin ich so vertraut, als wär's meine Vaterstadt. So weiß ich nun, daß Peter alle Morgen, noch in der nebligen Frühe auf den Schiffszimmerplatz dicht am Meere zu gehen, und ehe noch die Arbeitsleute kommen, Alles in Augenschein zu nehmen pflegt. Der Zaar hat alsdann niemals mehr als zwei Personen bei sich, und er ist in ganz schlichten Kleidern, so daß, wer ihn nur in seiner hohen kaiserlichen Pracht gesehen hat, ihn hier schwerlich wieder erkennen würde. Wenn mir nun Ew. Majestät eine geboppelte dänische Schaluppe, mit sechszehn bewaffneten Leuten besetzt, anvertrauen wollten, so würde ich, mit Ew. Majestät höchster Genehmigung, von der Zollbude gerade nach St. Petersburg übergehen, mich Nachts auf dem Zimmerplatze geschickt verstecken und früh die Gelegenheit ersehen, den Zaar in die Schaluppe zu locken, mich seiner dort bemächtigen und herüber nach Kopenhagen als Gefangenen bringen. Damit wäre aller Krieg zu Ende und ganz Dänemark geholfen." Als der Königsspieler auf diesen höchst sonderbaren Antrag nichts antwortete und auch nichts zu antworten wußte, fuhr Norcroß, dadurch wieder verlegen gemacht, fort: „Sollte übrigens Ew. Majestät an diesem Vorschlage kein Wohlgefallen finden, so erlaube ich mir, Höchstdenenselben noch ein zweites Project vorzulegen. Die russische Flotte wird unter des gewaltigen Kaisers eigener Leitung alle Tage größer und

bedeutender, und wenn Ew. Majeſtät dieſer ſo emſig betriebenen Vergrößerung ruhig zuſehen, ſo wird Dänemark in wenigen Jahren ſchon mit Schrecken gewahren, worauf das Alles hinausläuft, auf nichts Anderes nämlich, als auf Beſiegung und gänzliche Unterjochung aller nordiſchen Reiche. Ich habe es oft aus Peters eignem Munde gehört, daß er ſich ſchmeichelte, bald in allen ſchwediſchen, däniſchen, engliſchen und deutſchen Häfen zu befehlen und bei ſeinen ungeheuern Mitteln und ſeinem großen Unternehmungsgeiſte, iſt ihm dies ſo unmöglich eben nicht, wie es auch für den erſten Blick unbegreiflich ſcheinen möchte. Es iſt daher zur Sicherheit Dänemarks höchſt nothwendig, daß die wachſende Uebermacht der ruſſiſchen Flotte in ihrem Keime zerſtört werde. Niemand in Ew. Majeſtät Staaten kann dies beſſer bewerkſtelligen, als ich, Niemand hat das Einſehen, Niemand den Muth dazu. Auf Ew. Majeſtät Befehl ſtecke ich die ganze ruſſiſche Flotte in Brand, daß auch kein Segel davon übrig bleiben ſoll, und Dänemark und alle andere nordiſchen Reiche ſind gerettet. Belohnt will ich nicht eher ſein, als bis ich das Werk gethan; dann aber bitte ich um eine feſte Anſtellung beim Seeweſen."

Der Pſeudo-König, froh, daß ſeine ängſtliche Rolle zu Ende ging, ſagte: „Wir werden Uns die Sache überlegen und Euch dann Unſern Willen wiſſen laſſen." Er winkte mit der Hand und Norcroß wurde hinausgeführt. Der Kronprinz trat hervor und ſagte, mehr erſchrocken, als ſpaßhaft: „Dieſer Norcroß iſt der verwegenſte Menſch,

der mir jemals zu Gesicht gekommen ist; erst hat er Eure Schwester gestohlen, Gabel, dann hat er mich stehlen wollen und nun will er gar den russischen Peter stehlen. Ich bitte Euch, schafft, daß dieser gefährliche Kerl aus dem Lande kommt. So lang' ich ihn in Dänemark weiß, hab' ich keine frohe Stunde mehr, weil ich immer fürchten muß, er stiehlt mich oder den König, oder wohl gar uns Beide und fährt uns nach Petersburg hinüber. Mir grauft entsetzlich vor ihm. Gebt ihm einiges Reisegeld; ich will's aus meiner Schatulle bezahlen, und laßt ihm dafür ein Document unterschreiben, daß er bei Gefängnißstrafe sich niemals mehr auf dänischem Grund und Boden betreten lasse. Ich fürchte mich vor ihm, wie ich mich noch vor keinem Menschen gefürchtet habe."

„Ich auch!" sagte Raben und schaute mit einem furchtsamen Blick nach der Thüre, ob vielleicht der gräßliche Freibeuter nicht gar mit blankem Degen wieder hereinstürzen und sich durch ein allgemeines Gemetzel für den ihm gespielten Betrug rächen möchte.

Moerreß kam mit sich selbst zerfallen in seine Wohnung an; es gereute ihn sehr, nur ein Wort von seinem menschenfeindlichen Plänen entdeckt zu haben. Aber noch denselben Abend wurde er durch die Ankunft seines Weibes und Kindes in Kopenhagen erfreut. Sie ließ ihn in den Hafen holen, und bald umarmte der unglückliche Kaperkapitän mit einem Gemisch von Freude und Wehmuth die gute Dina, welche seinetwegen wieder weite Reisen gemacht hatte. Mit der heiligen Inbrunst ehelicher Liebe

umſchlang ſie den Freund ihrer Seele, von welchem ein widriges Schickſal ſie ſchon ſeit längerer Zeit getrennt hatte, als ſie mit ihm hätte zuſammenleben können. Ihre Thränen floſſen reichlich, ach! und Nerreß war wenig im Stande, ſie zu tröſten; denn noch niemals waren — ſeiner eignen Anſicht nach — ſeine Sachen ſo ſchlecht beſtellt, ſeine Ausſichten ſo kümmerlich geweſen, als eben jetzt. Die Freude des Wiederſehens, nach ſo langer Trennung, wurde dem Kapitän durch die ſtille Beängſtigung getrübt, Weib und Kind in einer Stadt, in einem Lande zu ſehen, wo ihnen ſo leicht Widerwärtigkeiten zuſtoßen konnten, gegen die ſie zu ſchützen, er weder Macht noch Mittel hatte, und wo ſie ſeinetwegen von Vielen würden gehaßt, ja wohl gar verfolgt werden. Der einzige Stern in der Nacht ſeines Kummers war Friederike von Gabel; auf ſie vertraute er, als auf ſeinen Engel in der Wüſte. Eine andere bittere Empfindung, die ſich in das Gefühl ſeiner Freude ſtahl, war, daß ihm der blondgelockte Knabe an Dina's Hand mit blühenden Wangen und ſchon ſo groß, daß er wohl für ſieben bis acht Jahre gelten konnte, obgleich er erſt eben fünfe geweſen war, ihn nicht mehr kannte, und die Mutter ſchon fragte, ob denn der bärtige Mann der Vater ſei, von welchem ſie ſo viel geſprochen? Sein widriges Geſchick hatte den Kapitän ſeinem eignen Kinde entfremdet und er hätte Thränenſtröme des bitterſten Schmerzes über dieſen Umſtand weinen mögen.

Es war demnach nicht die hehre, ungetrübte Freude, welche das Wiederſehen zweier verbundenen Herzen nach

langer Trennung zu den schönsten Augenblicken des Lebens macht, es war nicht die hohe Wonne häuslichen Umfangs, mit welcher Mercreß seine Dina in seine ärmliche Wohnung führte, nicht die hohe herrliche Vaterfreude, mit welcher der Kapitän sein ihn schon anblickendes und seine Liebkosungen nicht erwiderndes Kind auf sein hartes Lager trug. Und mußte der Gedanke einen Mann nicht sehr verstimmen, der Wohlleben gewohnt war und sein Weib bis jetzt noch an nichts hatte Mangel leiden sehen, der Gedanke, daß mit ihr nun die Noth bei ihm einziehe, daß er nicht wisse, wovon er sie ernähren solle!

Schon am andern Morgen entschloß er sich zu einem Schritte, zu welchem ihn nur eben die Noth zwingen konnte. Niemals hatte er sich mit dem Handel beschäftigt und wenn er den bedeutendsten Gewinn vor Augen gesehen hatte, niemals hatte er die geringste Neigung dazu verspürt, ja seinem wilden Gemüthe war eigentlich aller Speculationsgeist zuwider und verhaßt, und er mochte auch die Kaufleute nicht wohl leiden. Jetzt aber, da all' sein Geld verzehrt war, da es ihm an allem Nöthigen mangelte, da trieb ihn die ärgste der Sorgen, die Nahrungssorge, die Sorge für Weib und Kind, irgend ein Handelsgeschäft zu etabliren. Bekannt genug waren ihm die Wege, durch den Seehandel bald viel Geld zu verdienen, aber er mußte ein Kapital zum Anfang, er mußte ein eigenes Schiff haben. Er schrieb also sogleich an einen sehr reichen Kaufmann in Dünkirchen, welchen er im Hause des Herzogs von Dermund kennen gelernt und der ihm oft

gegeben hatte, ein Handelsetablissement mit auf gemeinschaftliche Kosten zu unternehmen. Er erbot sich, einen Contract mit ihm einzugehen und fragte an, ob er Wechsel auf ihn ziehen dürfe, und setzte seinem Plan überhaupt in ein klares Licht. Dieser Plan war, ein altes morsches Schiff zu kaufen, und damit nach fremden Erdtheilen mit den Producten nordischer Länder zu fahren, dort zu tauschen, zu verkaufen, einzukaufen. Nerreth hatte das feste Vertrauen, daß das Unglück ihn nicht weiter verfolgen könne, daß er auf der See nicht versinken oder zu Grund gehen werde, und in diesem Glauben hatte er ein Schiff im Handel, welches jeden Augenblick zu versinken drohete.

Der Brief ging noch denselben Tag ab, in fünf bis höchstens sechs Tagen konnte die Antwort da sein. Bis zu dieser Zeit wußte Nerreth nichts Besseres zu thun, als seine Frau dem Fräulein von Gabel zuzuführen. Er miethete fast mit dem letzten Reste seiner Baarschaft einen Wagen und fuhr nach dem Stifte.

Es war ein sehr rührender Anblick, als Dina in Friederikens Armen lag, herzlich begrüßt von der edlen Jungfrau, und in des Kapitäns Augen traten einige Thränen. Dina weinte viel, sie kannte Friederikens Leidenschaft für Nerreth. Es war für sie ein höchst wehmüthiger Gedanke, daß sie dem irdischen Glücke zweier Menschen im Wege stehen mußte, welche augenscheinlich für einander geschaffen waren, und zugleich erfüllte sie Friederikens deutlich gezeigte Liebe zu ihr, die Sorgfalt, mit welcher das Fräulein jedem ihrer Wünsche zuvorkam, mit einer so feinen

hohen Freude, die ebenfalls in Himmelsthau aufgelöst, als Thränen der Liebe, der Freundschaft, als Zeichen eines seltsamen Bundes, auf Beide herabfielen.

Norcroß machte der Freundin kein Hehl aus seiner Lage, und sie tröstete Beide mit Wort und That. „Ich bin die unumschränkte Herrin meines Vermögens," sagte sie, „es steht Euch zu Gebot, Kapitän. Was ich bis zum Ende meines Lebens brauche, erhalte ich hier im Stifte, dessen Einkaufssumme schon lange von mir gänzlich abgetragen ist. Sucht Euch mit dem zu helfen, was ich Euch bieten kann. Ich brauche Euch nicht zu versichern, daß ich mein Eigenthum ganz als das Eurige betrachte; Ihr wißt das ohnedies."

„Ich wußte das erst," versetzte Norcroß; „denn ich kenne Ihre Großmuth. Erlauben Sie mir aber, daß ich nicht eher von derselben Gebrauch mache, bis mir alle andere Mittel fehlgeschlagen sind. Gönnen Sie mir die Genugthuung gegen mich selbst, mich so lange durch eigne Kräfte zu erhalten, als möglich. Was ich nun vor der Hand für mich selbst ausschlage, erbitte ich für meine Dina und meinen Johann von Ihnen. Wenden Sie diesen Ihre Gunst zu, bis ich mir wieder ein eigenes Glück erworben habe."

„Sie ist meine Freundin schon, sie soll meine Schwester sein. Ich habe ohnedies oft sehr trübe Tage, da wird sie mich erheitern und die finstern Dämone verscheuchen, welche, wenn ich allein bin, Gewalt über mich bekommen." Norcroß dachte an Janens Erzäh-

lung und schauderte. „Vorzüglich wünsche ich diesen holden Knaben stets um mich zu haben. Ich liebe ihn von ganzer Seele. Heute noch werde ich Anstalten treffen, das größte jener Fischerhäuser an der Ueberfuhrt recht anständig für Dich einrichten zu lassen, Dina, weil Du, als nicht zum Stifte gehörig, nicht hier im Hause wohnen kannst. Am Tage sind wir immer zusammen; entweder Du bist bei mir, oder ich bin bei Dir. Du wirst auch unter den übrigen Stiftsdamen sehr edle theilnehmende Herzen finden, die Dir mit Freundschaft und Liebe entgegenkommen werden. Ferner wirst Du Dich unter den gutmüthigen Fischerleuten, die Dir Alles, was sie Dir an den Augen absehen können, zu Gefallen thun werden, sehr wohl befinden. Und meine liebe Jane soll endlich Deine Bedürfnisse besorgen, wie sie die meinigen besorgt. Wir wollen ein recht heiteres, zufriedenes Leben führen."

„Edle Seele!" rief Dina, und drückte die Freundin an das dankbare Herz; der Knabe aber sprang muthwillig an Friederiken empor und küßte sie scherzhaft auf den Mund.

Es wurde denn auch sofort rasch zur Ausführung des Planes geschritten, und in der Einrichtung der neuen kleinen Wirthschaft waren schnell einige Tage verstrichen. Norcroß reiste allein nach Kopenhagen zurück, um dort den Brief seines Dünkirchner Handelsfreundes zu erwarten. Dieser traf auch bald genug ein. Der Kaufmann schrieb, Norcroß solle nur die nöthigen Wechsel

ziehen, er werde ſie acceptiren und honoriren. Dieſer Brief war, ehe er Norcroß eingehändigt wurde, erbrochen geweſen, und ſeine Feinde hatten daraus zu ihrem Aerger geſehen, daß der gefürchtete Kaperkapitän immer Mittel und Auswege habe, um ſich Geld zu verſchaffen.

Norcroß ging nun wieder frohen Muthes nach der Rhede, wo ein ziemlich großes Schiff baufällig lag, und auf welches er ſchon geboten hatte, um ſich zum Herrn deſſelben zu machen. Während er nun daſtand und mit dem Eigenthümer des Schiffes eben Handels einig werden wollte, kam wie von ohngefähr der Kanzleirath Bredal daher. „Ei, ſieh' da!“ rief er, „Kapitän Norcroß auch wieder hier? Vergeblich hab' ich Euch in Kopenhagen geſucht. Wo habt Ihr denn die Tage über campirt?“

„Ich machte eine kleine Reiſe,“ verſetzte dieſer kurz.

„Aha, ich weiß ſchon. Ihr macht dem ſchönen Fräulein von Gabel den Hof.“

„Und wenn auch. Wer könnte etwas darüber haben?“

„Bei Leibe nicht. Ich wollt' Euch nur rathen, Kapitän, Euch zeitig aus Kopenhagen fort zu machen. In allem Ernſt, Ihr habt hier vielfältigen Anſtoß gegeben, und es ſind Euch viel Prügel zugedacht. Vorzüglich ſoll es der hanover'ſche Geſandte, Herr Baron von Botmar, auf Euch abgeſehen haben. Macht Euch fort. Ich rath' es Euch.“

„Ich begreif' Euch nicht, Herr Kanzleirath. Ich kenne den Herrn Baron von Botmar nicht und habe

ihm nie ein Leids gethan; warum ſoll er mir ein ſolches thun? Uebrigens habe ich das Verſprechen, beſiegelt mit der Ehre des Königs, daß mir hier nichts geſchehen darf. Wer hat die Macht in Dänemark, einen freien Mann prügeln zu laſſen? Ich habe gelernt, mich zu wehren, Herr Kanzleirath; und hier ſtecken ein Paar Piſtolen, deren Kugeln, ſo viel mir bekannt iſt, ihr Ziel noch niemals verfehlt haben."

„Ich ſage Euch aber, Ihr müßt fort aus Dänemark. Des Königs Majeſtät will Euch nicht länger dulden. Eure Anſchläge haben dem Könige ſehr mißfallen."

„Man wird mich ſo lange dulden müſſen, bis ich Geld habe. Ohne Geld kann man keine Reiſe machen."

Bredal ging fort, trotzig und ſtolz, und Norcroß verfügte ſich in ſeine Wohnung. Er war noch nicht lange zu Hauſe, als Bredals Diener hereintrat und berichtete, daß ſein Herr den Kapitän Norcroß zu ſprechen begehre. Dieſer folgte dem Diener ſogleich, wiewohl voll Grimm und Galle, ſich ſo hin- und her jagen laſſen zu müſſen, ohne irgend einen Erfolg vor Augen zu ſehen.

Als der Kapitän in des Kanzleirathes Stube trat, ſah er auf einem Tiſche eine Menge kleines Silbergeld weitläufig umherliegen, ſo daß es ihm auf den erſten Blick vorkam, als ſei es eine bedeutende Summe. Dabei lag ein beſchriebenes Papier.

„Ihr klagtet vorhin, daß es Euch an Reiſegeld fehle," ſagte Bredal barſch, „des Königs Gnade übermacht Euch

dort eine Summe, jedoch mit dem ausdrücklichen Befehl, Kopenhagen und die däniſchen Staaten binnen vier und zwanzig Stunden zu verlaſſen und Euch niemals wieder in denſelben betreten zu laſſen."

„Ich erfahre hier eine ſonderbare Behandlung," verſetzte Norcroß über dieſe Anrede beſtürzt.

„Keine andere, als Ihr verdient. Nehmt das Geld und unterſchreibt die dabei liegende Quittung. Wie? Ihr zaudert noch? So wird man Euch mit Gewalt und ohne Geld auf ein ſchwediſches oder engliſches Schiff bringen und Euch in eins jener Länder führen, deren Unterthan Ihr ſeid, Englands der Geburt, Schwedens Euern Dienſtverhältniſſen nach."

„Norcroß war bleich geworden und bebte vor Zorn; es wurde ihm ſchwarz vor den Augen. Er griff nach der Quittung und las: „Dreißig Reichsthaler." – „Einem Bettler reicht man ſolch ein Lumpengeld," ſagte er, „aber ich will ſterben, wenn das eines Königs Wille iſt. König Friedrich wird an mich und meine Vorſchläge denken — wenn es anders der König war, woran ich ſehr zweifle — aber dann wird's zu ſpät ſein. Mit dieſem Gelde werde ich kaum den Miethlakaien bezahlen können, deſſen ich mich während meines Aufenthaltes in Kopenhagen bedient habe. Ich merke wohl, man weiß hier nicht mehr, wer Kapitän Norcroß iſt." Und ohne die Quittung weiter durchgeleſen zu haben, unterſchrieb er ſie, und überſah dem-

nach die Bedingung, daß er ſeinen Fuß nie wieder auf däniſches Land ſetzen ſolle. Er ſtrich das Geld ein, ging, miethete ſich einen Wagen und fuhr ſogleich aus der Stadt nach dem Schiffe.

Am andern Morgen kam die Klage der Frau Kragenlund zum Ausbruch, und Raben wollte berſten vor Verdruß, daß der Vogel ausgeflogen ſei. Inzwiſchen bewirkte er doch ſo viel, daß Norcroß Name, ohne Verhör und Unterſuchung, in Kopenhagen als der eines gemeinen Diebes gebrandmarkt wurde.

Der Kapitän langte in der Hütte ſeines Weibes an. Ihm war der Troſt geblieben, daß ſie wenigſtens verſorgt ſei. Da aber trat ihm der Schrecken in ihrer Geſtalt entgegen. In der verwichenen Nacht war Friederike von bewaffneten Leuten aus dem Bette geriſſen und davongeführt worden. Die andern Stiftsdamen behaupteten, man werde ſie wohl nach Kopenhagen in das Irrenhaus gebracht haben; wenigſtens wollte die Eine und die Andere von ihren Familien ſchon einige Tage vorher etwas der Art erfahren haben. Auch war mehre Tage vorher ein Arzt aus der Reſidenz im Stifte geweſen und hatte ſich angelegentlich nach den Zufällen befragt, welche Friederike zuweilen gehabt hatte.

Norcroß ſtand wie vernichtet. „Unſere guten Tage ſind ſchon lange vorüber, Dina," ſagte er, „und dem Unglück iſt ein Anrecht an uns geworden, das ſich im-

mer furchtbarer geltend macht. Komm, wir wollen uns mit unſerm Kinde nach Frankreich betteln.“

Sie erreichten, mit ſchwerem Kummer im Herzen und mitleidig unterſtützt von den Stiftsdamen, den Hafen von Helſingoer, und mit dem erſten Schiffe, welches nach Frankreich ging, eilten ſie dieſem ihren zweiten Vaterlande zu.

Neuntes Capitel.

An einem Maimorgen des Jahrs 1726 trat der Kammerherr von Raben, zierlich geſchmückt, die Bruſt voll Orden, zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit raſch und unangemeldet in das Schlafzimmer des Kronprinzen von Dänemark.

„Was haſt Du vor?“ rief ihm der Schläfer mit halbgeöffneten Augen zu und dehnte ſich üppig in den weichen Pfühlen.

„Königliche Hoheit!“ rief der Kammerherr. „Der verfluchte Freibeuter Norcroß iſt wieder in Kopenhagen.“

„Norcroß? Der Engländer? Der ſchwediſche Kaperkapitän?“ rief der Kronprinz zuſammenfahrend und die Augen weitaufreißend. Aller Schlaf war von ihm gewichen, alles Wohlbehagen geflohen.

„Derſelbe!“ verſetzte Raben in einem beklemmten Tone. „Er iſt ſchon zweimal beim General Arnold geweſen, und geſtern gegen Abend ſogar in Friedrichsburg im Vorzimmer Sr. Majeſtät des Königs, welchen er durchaus hat ſprechen wollen. Ein Lakei hat ihn aber erkannt und abgewieſen; da hat er faſt Gewalt

gebraucht, um in des Königs Zimmer zu kommen. Der ganze Hof iſt darüber in Allarm.“

„Der ſchreckliche Norcroß wird mich doch nicht etwa noch ſtehlen wollen?“ wimmerte das königliche Blut und zitterte an allen Gliedern. „Ja, ja, den hat die ruſſiſche Kaiſerin geſchickt, die wilde Katharina, damit er mich ſtehlen ſoll. Raben, rette mich!“

„Ich werde mir ein großes Verdienſt daraus machen, mein Leben für Eure königliche Hoheit zu wagen. Wir wollen gleich an den König berichten; ich will mir eine Compagnie ausbitten, damit wollen wir ihn fangen.“

„Thu' das, lieber Raben. Doch nein; ich will ſelbſt mit dem Könige reden. Komm, hilf mich ankleiden; und geh' Du zum Kanzleirath Bredal und laß Dir den von Norcroß unterſchriebenen Schein aushändigen. Verſtehſt Du? Und den Schein bringſt Du in das Vorzimmer des Königs. Ich werde ihn Dir abfordern laſſen.“

Raben ging, aber nicht allein zu Bredal, ſondern auch auf das Kaffeehaus der Madame Kragenlund, und benachrichtigte ſie, daß der berüchtigte Freibeuter plötzlich wieder in Kopenhagen erſchienen ſei, und ſie nun ihre Klage von Neuem anzuſtellen habe. Die Frau ſchien das Intereſſe an der Sache verloren und keine Luſt dazu zu haben, aber des Geheimenraths Befehl und die Erinnerung an geleiſtete Gefälligkeiten brachten ſie doch dahin, nach ihrem Advocaten zu ſchicken.

Von da verfügte ſich Raben in das Haus ſeines Freundes und Collegen, des Kammerherrn und Vice-Admirals Gabel. Dort wohnte ſeit einiger Zeit eine vornehme Dame aus England, welche mit dem Hauſe derer von Gabel durch Bande der Verwandtſchaft verknüpft war. Schon die Väter hatten ſich gekannt und verbunden; der erſte Urſprung der gegenſeitigen Verbindung war die Vermählung des Prinzen Georgs von Dänemark mit der Königin Anna, Selbſtherrſcherin von England, geweſen; dann hatten Heirathen unter den Familien das Freundſchaftsband zu einem Bande des Bluts verwandelt. Dieſer Dame galt Rabens Beſuch mehr, als dem Kammerherrn Gabel ſelbſt.

„Mylady!“ rief er in ihr Zimmer tretend, „ich bin ſo glücklich, die zärtliche Neigung, mit welcher Sie mich beglücken, durch eine herrliche Nachricht zu belohnen. Wahrlich, ich wollte, es wäre heute unſer Hochzeitstag, um Sie mit dieſer köſtlichen Kunde ſo früh, gleichſam zum Brautgeſchenk, zu überraſchen.“

„Und welche iſt ſie, Herr Bräutigam?“ fragte die Engländerin aufſtehend.

„Ihr Landsmann, der verdammte Freiherr John Rocroſ, iſt vorgeſtern mit einem franzöſiſchen Schiffe in unſern Hafen eingelaufen, und hat ſich in einer Herberge an der Ecke der Strandſtraße einlogirt. Dort iſt er ſchon von mehren meiner Leute geſehen worden.“

„Ja, das iſt eine herrliche Nachricht!“ jubelte das Weib und umarmte den Kammerherrn.

„Die Zeit iſt endlich gekommen, wo der Schändliche für alle die Bosheit, die er an Ihnen und mir verübt hat, büßen muß. Er läuft uns ſelbſt in's Netz, oder vielmehr ſein Schickſal führt ihn uns zu, damit wir unſre Rache an ihm kühlen ſollen. Und ſo recht aus Herzensgrund wollen wir uns an ihm rächen.

„Rächen! Rache an ihm!“ rief die Lady.

„An meinem Arme ſoll Lady Palmeſtone in den Kerker treten, wo er ſchmachtet, und gemeinſchaftlich wollen wir uns an den Qualen dieſes abſcheulichen Menſchen weiden.“

Ein Kuß belohnte ihn für den Einfall; aus Roſamundens Augen ſtrahlte wilde Schadenfreude, grün und feurig wie aus den Augen einer Katze, die eben ein ſingendes Vöglein gefangen hat, und nun in ihren Tatzen hält, um ſich an der Angſt des Opfers zu weiden, eh' ſie es hinwürgt und verzehrt.

„Eilen Sie!“ rief ſie dann, „daß er Ihnen nicht entwiſcht.“

Am Nachmittage deſſelben Tages ging aus des Königs Kabinet der Befehl an den Commandanten von Kopenhagen, Grafen Sponeck, den Kapitän Norcroß ohne Aufſehen und viel Umſtände arretiren zu laſſen und der fernern Befehle gewärtig zu ſein.

Norcroß — bleich und vom Schickſale hart berühret — ſaß in ſeiner Herberge, ſinnend über neuen Plänen und von dem ungeſtümen Verlangen ſeines Herzens nach Friederiken arg gequält, welches Beides ihn dennoch wieder in

das Land getrieben hatte, wo er ſo übel behandelt worden war, als ein Kapitän der Linienſoldaten hereintrat und nach Norcroß fragte. Als ſich dieſer zu erkennen gab, berichtete der Kapitän einen Gruß vom Grafen von Sponeck, welcher die Ehre zu haben wünſchte, den Kapitän Norcroß zu ſprechen.

„Verzeiht, mein Herr,“ verſetzte Norcroß, „wer iſt dieſer Herr Graf, welcher mich zu ſprechen wünſcht?“

„Er iſt Stadtcommandant.“

„Gut; ich werde morgen das Glück haben, demſelben aufzuwarten. Vermeldet ihm dies mit meinem Gegengruß.“

„Ich muß Euch ſehr bitten, mir ſogleich zu folgen,“ ſagte der Soldat höflich. „Es iſt dem Herrn Grafen ſehr viel daran gelegen, jetzt mit Euch zu reden. Es ſind Dinge von Wichtigkeit, die er ſchnell mit Euch verhandeln will.“

Norcroß wurde von einer dunkeln Ahnung durchflogen, daß dieſer Beſuch nicht zu ſeinem Vortheile ausſchlagen möchte. Doch beſchloß er, mit dem Kapitän zu gehen. In des Commandanten Wohnung wurde Norcroß ſogleich vor dieſen, einen feurigen Mann in den mittlern Jahren, geführt, der ihn mit den Augen durchbohren zu wollen ſchien.

„Wie lange ſeid Ihr ſchon hier in der Stadt?“ fragte der Graf.

„Es iſt heute der vierte Tag.“

„Woher kommt Ihr?“

„Von Dünkirchen.“

„Habt Ihr Reiſepäſſe?“

„Hier ſind meine Päſſe der franzöſiſchen Regierung und der Marine.“

„Ihr habt Euch vor drei Jahren ſchon eine Zeit lang hier aufgehalten, und damals mit einem Reiſegelde die Weiſung erhalten, nicht wieder in das Königreich Dänemark zu kommen. Wie könnt Ihr Euch nun unterſtehen, Euch dennoch wieder innerhalb der Stadtmauer ſehen zu laſſen?“

„Mir iſt ein ſolches Verbot nicht bekannt,“ verſetzte Norcroß betreten.

„Wie? Wollt Ihr Eure eigne Handſchrift abläugnen? Habt Ihr nicht ſelbſt unterſchrieben, Dänemark nie mehr zu beſuchen?“ Mit dieſen heftigen Worten hielt der Graf dem Kaperkapitän die Quittung über die von Bredal erhaltenen dreißig Thaler hin. Norcroß las und ſtaunte.

„Dieſe Unterſchrift rührt allerdings von mir her,“ ſagte er endlich kleinlaut, „aber die in der Quittung enthaltene Bedingung iſt mir bis jetzt unbekannt geweſen. Ich habe ſie damals nicht geleſen.“

„Elende Ausflüchte! Geleſen oder nicht, es war Euch bekannt, daß Ihr nicht wieder nach Dänemark kommen ſolltet. Was hat Euch doch wieder hierher getrieben?“

„Excellenz,“ bat Norcroß auf's demüthigſte. „Haben Sie Mitleiden mit einem ſehr armen, unglücklichen, aus ſeinem Vaterlande vertriebenen, heimathloſen Manne! Ich will Ihnen Alles erzählen. Als ich vor drei Jahren,

vom Unglück ſehr hart verfolgt, von hier nach Dünkirchen ging, legte ich mich auf die Handelſchaft; da ich aber kein eignes Vermögen mehr hatte, und nur mit fremdem Gelde verkehren konnte, auch die Sache nicht mit rechter Luſt und Neigung trieb, ſo brachte ich nichts vor mich; ich durchſtreifte die Meere und hatte wenig Gewinn. Dies Frühjahr endlich ſcheiterte ich mit meinem Schiffe und rettete nichts als das nackte Leben. Ich war des Handels ſo müde, daß mich die Nachricht von einer plötzlich in der Oſtſee erſchienenen Flotte, deren Zweck man nicht kenne, mit Freude und Hoffnung erfüllte. Ich wußte ſogleich, daß es eine ruſſiſche Flotte ſei und auch was ſie beabſichtige. Ich hatte es ja damals Sr. Majeſtät, dem Könige dieſes Reichs, vorausgeſagt; meine Prophezeihung ſchien ſich ganz bewähren zu wollen, und obgleich ſie damals ungnädig aufgenommen wurde, ſo glaubte ich mich doch nun darauf berufen zu dürfen, um ſo mehr, da ich auch jetzt noch Mittel und Wege anzugeben weiß, um die drohende Gefahr abzuwenden. Denn ich getraue mich, die Bäuerin von Marienburg eher zu überliſten, als den großen Peter, ihren verſtorbenen Gemahl. Dieſen Gedanken ergriff ich mit Lebendigkeit; ich baute darauf, daß die nordiſchen Mächte jetzt Leute genug brauchen würden, um ihre Flotten auf den Kriegsfuß zu ſetzen, und da ich einmal zum Seeſoldaten geboren bin, ſo ſchied ich von Frau und Kind und ſegelte nach Amſterdam, in der Hoffnung, dort ein Schiff zu finden, welches mich mit in den Norden nähme. Ich fand auch wirklich ein ſolches,

aber es war beſtimmt, nach Chriſtiania in Norwegen zu ſegeln. Wollte ich wohl oder übel, ſo mußte ich mit; mein Verlangen war groß und eine andre Reiſegelegenheit nicht da. Wir gingen unter Segel und langten nach kurzer und glücklicher Reiſe in Chriſtiania an. Dort ſprach man von nichts als von den neuen Unruhen, von den Kriegsausſichten und den verſchiedenen Bündniſſen der hohen Mächte, namentlich von dem des Königs von Dänemark mit dem König von Großbritannien gegen die ruſſiſche Kaiſerin. Zu meiner Freude ging auch bald ein Schiff nach Kopenhagen ab, und ſo bin ich denn hierhergekommen, Sr. Majeſtät, dem Könige, meine Dienſte anzubieten; ſollte Höchſtderſelbe aber keinen Gebrauch davon machen wollen, ſo bin ich gewillt, mich an den hier anweſenden großbritanniſchen Vice-Admiral mit der Bitte zu wenden, daß er mir die Rückkehr in mein Vaterland vermittele. Ich habe meine frühere politiſche Meinung ganz geändert, und möchte bei meiner reich gewordenen Mutter leben, deren Erbe ich einmal ſein werde. Dies iſt die Abſicht geweſen, die mich hierher geführt. Ich bitte daher, Ew. Excellenz wollen mich gnädigſt entlaſſen."

Alſo ängſtlich und zagend ſprach der einſt ſo kühne und muthige Kaperkapitän, der auf der Oſt- und Weſtſee arg gefürchtete Freibeuter. Dem Adler war der Flügel gebrochen; er kroch im Staube; die Noth und Erbärmlichkeit des Lebens hatte ihm auch das edle Haupt niedergedrückt, und er vermochte nicht einmal mehr nach der Sonne zu ſchauen, geſchweige denn ihr entgegen zu ſtürmen.

„Ihr habt mir etwas verſchwiegen, Kapitän," redete der Commandant etwas milder. „Man vermuthet nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, daß Ihr noch einen andern Grund haben könntet, weshalb Ihr hierhergekommen, nämlich eine Leidenſchaft zu dem im hieſigen Irrenhauſe verwahrtem geiſteskranken Fräulein von Gabel, die Ihr einſt tollkühn geraubt und von der Inſel entführt habt."

Des Kapitäns Mund verzog ſich ſchmerzlich lächelnd. „So iſt es doch wahr," ſagte er, „ſie haben den edelſten und erhabenſten Geiſt, der jemals ein Weib belebte, unter die Tollen und Wahnſinnigen geſperrt? Gott mag dieſe Schuld nicht an denen rächen, die ſie begangen haben. Da aber die Sachen ſo ſtehen, ſo mögen Sie es immer wiſſen, Herr Graf, die heftige Sehnſucht meiner Seele, über die Sie vielleicht lächeln mögen, das glühendſte Verlangen, Friederiken von Gabel wieder einmal zu ſehen, die ſeit zehn Jahren einen heiligen Zauber über mein Herz übt, hat mich mit hierhergetrieben. Die alte Unruhe meiner Seele, die mich unglücklich gemacht hat, ſchweigt in ihrer Nähe. Ich wollte einmal ganz ledig, ganz frei von allem Erdenwuſt ſein, vor meinem Heiligenbilde niederknien und Ruhe, Himmelsſeligkeit aus ihrer großen Engelsſeele in mein wildbewegtes, trübes Gemüth ſaugen. Nun, da iſt ſie in das Irrenhaus geſperrt. Es iſt auch gut, und ich gehe wieder, mit ein wenig Marter mehr in meinem Herzen, als ich mitgebracht habe. Was hat das aber auf ſich? Niemand kümmert ſich darum; es iſt nichts daran gelegen."

Der Graf war ernſt und nachdenkend geworden, vielleicht überkam ihn eine höhere Lebensahnung, vielleicht wehte ihn ein wehmüthiges Gefühl an, wie es die Geſchäfte ſeines Stadtcommandos noch nicht mit ſich gebracht hatten. Er winkte mit der Hand und ſagte: „Es iſt gut. Ihr könnt gehen.“

Norcroß glaubte ſich nun ſchon in Freiheit, bedankte ſich und eilte froh hinaus. Als er aber an die Treppe kam, ſtand ein Sergeant mit vier Soldaten da, die dem Erſchrockenen die blitzenden Bajonette entgegenhielten.

„Ihr müßt Euch gefallen laſſen, mein Herr,“ ſagte der Unterofficier mit der größten Artigkeit, „mit mir auf die Hauptwache zu ſpazieren. Ich habe Befehl dazu erhalten, und Ihr werdet alſo deshalb nicht auf mich böſe ſein.“

„Ich ſehe wohl, daß ich thun muß, was Ihr von mir begehrt,“ verſetzte Norcroß beklommen, „es mag mir nun gefällig ſein, oder nicht. Weshalb ſollte ich auf Euch einen Groll werfen? Ich kenne Euch nicht, und Ihr ſeid gewiß nicht mein Feind. Ich werde ohne Widerſtand mitgehen.“ Seufzend folgte er dem Sergeanten, in der Mitte der Soldaten, auf die Hauptwache. Hier erhielt der Unglückliche eine kleine Kammer neben der Wachſtube als Wohnung angewieſen, worin ſich weiter nichts als ein Strohſack zum Lager, ein hölzerner Stuhl und ein gleicher Tiſch befand. Das einzige Fenſter war ſtark vergittert und die doppelte Thür mit Eiſenbändern und Schlöſſern belegt. Hier

mußte er drei lange Wochen ſitzen, ohne das Mindeſte über ſein ferneres Schickſal zu vernehmen. Er wäre ruhig geweſen, wenn man ihm das Glück der Einſamkeit vergönnt hätte. Aber rohe Soldaten machten ſich eine Freude daraus, ihn ſtets zu umlagern, zu verhöhnen, zu plagen. Er trug ihren Spott, ihre niedrigen Aeußerungen geduldig; aber ſein Herz blutete, verblutete ſich und ſank endlich in einen entkräfteten, todtmatten Zuſtand. Sein einziger Wunſch, der noch wie ein helles Fünkchen in der ſchaurigen Nacht ſeines Herzens leuchtete, war, von Friederiken etwas erfahren zu können; er erkaufte mehre Soldaten mit ſeinem letzten Gelde, aber ihr Bemühen war umſonſt; ſie vermochten ihm nicht die kleinſte Kunde von ihrem Befinden zu bringen.

In der letzten Woche des Juni fuhr eines Tages ein Karren vor die Hauptwache. Ein halbes Dutzend ſchwerer Dragoner umſchwärmten ihn. Norcroß wurde auf den Wagen geſchleppt, angebunden und auf das Kaſtell Friedrichshafen gebracht. Hier warf man ihn in eins der elendeſten Löcher, voll Moder und Geſtank, in welches kein Blick von Gottes freundlicher Sonne fiel, durch welches kein friſcher Hauch der freien Himmelsluft zu wehen vermochte. Als der Peſtgeſtank dieſer Gruft den unglücklichen Kapitán anwehte, erbleichte er und ſank ohnmächtig nieder. Im bewußtloſen Zuſtande wurde er hineingeſchleppt. Krank an Leib und Seele wachte er auf; ein wüthender Ekel ſetzte ihm zu;

er hoffte zu ſterben, wenn auch an unſäglichen Schmerzen. Aber er ſtarb nicht. Er lebte und lag drei Tage und drei Nächte auf feuchtem, ſtinkendem Boden, auf hartem Stein; täglich wurde ihm einmal ein Stück grobes Commisbrot und ein Napf mit Waſſer durch ein Loch gereicht. Sein Unrath blieb in dem entſetzlichen Kerker. Mit thränender Bitte, die Steine zu rühren vermocht hätte, flehte er den Profoß an, beim Commandanten des Kaſtells, General von Stöcken, ihm doch wenigſtens den Genuß von etwas friſcher Luft zu verſchaffen. Er ließ den General beſchwören, ihm eine ſehr ſtarke Bedeckung mitzugeben und ihn nur auf dem Hofe täglich eine halbe Stunde umhergehen zu laſſen, er wolle auch nicht einen Finger breit weiter gehen, als ihm erlaubt würde. Aber er erhielt erſt keine Antwort, und als er zu ſehr lamentirte, ließ ihm der General ſagen, er habe hier gar nichts zu erlauben; alles dies geſchehe auf ſtrengen Befehl Sr. Excellenz, des Herrn Geheimenraths von Raben, welchem die officielle Oberaufſicht über ihn übertragen worden ſei. Das war ein Donnerſchlag für den unglückſeligſten Gefangenen. Er konnte gar nicht begreifen, was er dieſem Herrn Geheimenrathe müſſe zu leid gethan haben.

Eines Tages wurde ſein Kerker geöffnet und er vom Profoß hervorgerufen. Da zitterte plötzlich der Flügelſchlag der Hoffnung durch ſeine Seele. Ein lichter Strahl der Sonne fiel durch die offene Thüre in ſeinen Kerker, ein lichter Gedanke an Freiheit in ſeine

Seele. Bebend vor Freude ſchwankte er der Thüre zu. Aber ſeine Kleider waren ſo zerriſſen, daß ſein bloßer Leib überall durchblickte. Bart, Haupthaare und Nägel waren ihm ſo ſehr gewachſen, ſein todtfahles Geſicht hatte ein grauer Moder überzogen, der ſich auch ſtark an die ihn umflatternden Lumpen angehängt hatte, und ſo kroch er, ſich mit den Händen an der Wand haltend — denn er war ſehr ſchwach auf den Beinen — heraus. Er hörte den Schrei einer weiblichen Stimme, aber die ungewohnte Helle blendete ſein Auge, die friſche Luft griff ihn ſo ſehr an, daß ihm die Sinne zu vergehen drohten. Er ſank kraftlos an der Mauer herab und ſaß am Boden. Als er ſich wieder erholt hatte, ſah er einen ſehr reich, ſchier mit Putz überladenen Mann vor ſich ſtehen, deſſen Bruſt mit dem Danebrog- und Elephantenorden geſchmückt, deſſen Geſicht und Auge aber ſo flach und unbedeutend war, daß ſich Norcroß kaum erinnerte, es ſchon einmal geſehen zu haben. Sechs Soldaten mit ſcharf geladenem Gewehr und auf Norcroß gefällten Bajonetten, waren im Hintergrunde aufgeſtellt, dieſen Ehrenmann, der Niemand weiter war, als der Geheimerath Gerd von Raben, gegen die etwaigen Angriffe des gefangenen Freibeuters zu ſchützen und das Entfliehen deſſelben zu verhindern. Die Gemahlin des Geheimenraths war, bei Norcroß's Anblick, von einem furchtbaren Schrecken ergriffen, entflohen. Vielleicht ſchlug ſie plötzlich das lang betäubte Gewiſſen und preßte ihr den Schrei aus, welchen

Norcroß noch gehört hatte. Er ahnete nicht, daß die giftige Natter in ſeiner Nähe ſei.

Gerd von Raben meinte — eine Meinung, die das Adelsdiplom allen Schwachköpfen beibringt — er müſſe ſeinen Witz, auf Koſten des Unglücklichen, geltend machen. „Seht," ſagte er grinzend, „jetzt gäbt Ihr, mit der närriſchen Friederike von Gabel im Tollhauſe, ein gutes Geſpann. Es iſt wahr, Ihr ſeid für einander geſchaffen."

Norcroß erloſchenes Auge blitzte auf, als ſein Ohr vom Schalle des geliebten Namens getroffen wurde. Es ruhte dann mit einem gewiſſen Mitleiden auf Rabens ſchaalem Geſichte.

„Ja, ſeht," fuhr der Geheimerath ſelbſtgefällig fort, und ſpielte mit den Ordenskreuzen an ſeiner Bruſt, „dieſes alberne Geſchöpf ſchlug meine Hand aus, um ſich an Euch wegzuwerfen, dafür hat ſie Gott geſtraft und ihr den Verſtand verwirrt."

Norcroß ſchauderte über die Meinung des beſternten Mannes von Gottes Strafgericht, und ſchwieg, aber in ſeiner Bruſt entzündete ſich an der Nichtswürdigkeit dieſes Menſchen wieder das Fünkchen eines beſſern Selbſtgefühls, das ihm allmälig wieder Kraft und Vertrauen gab.

„Herr," ſagte er mit feſter Stimme, „ich kenne Sie nicht, und weiß nicht, womit ich Sie gekränkt habe, daß Sie mich unter aller Menſchlichkeit behandeln laſſen. Sie ſind ein vornehmer Mann, das ſeh'

ich; und wenn das Fräulein von Gabel nicht ſo gegen Sie handelte, wie Sie wünſchten, ſo trage ich nicht die Schuld davon. Hören Sie die verzweifelte Bitte eines Mannes, der ein beſſeres Loos verdient hätte, laſſen Sie mich todtſchlagen oder gönnen Sie mir täglich etwas friſche Luft und nächtlich ein Strohlager! Wenn Sie den mindeſten Glauben an eine ewige Vergeltung haben, ſo laſſen Sie mich nicht vergeblich wimmern."

„Ihr ſollt es beſſer haben," ſagte Raben und ging triumphirend von dannen, denn der Adler, den er gefürchtet, hatte vor ihm als Wurm im Staube gekrochen. Noch denſelben Tag erhielt Norcroß eine Prieſche mit etwas halb vermodertem Stroh und die Erlaubniß, täglich eine Viertelſtunde, unter ſtarker Bedeckung, vor dem Kerker auf- und abgehen zu dürfen. Aber die Pritſche war ſo ſchlecht zuſammengefügt, daß er die Nacht über ſich an der Wand halten mußte, aus Furcht, daß, wenn er ſich umwendete, ſie zuſammenbrechen würde. Tags darauf wurde ein Diener in ſeinen Kerker geführt, welcher ihm zwanzig Dukaten mit einer Quittung einhändigte, welche letztere er von Norcroß unterſchrieben zurück verlangte. Dazu brachte er ihm eine Bleifeder mit. Norcroß konnte unmöglich begreifen, von wem ihm dieſe Wohlthat zukomme. Denn daß er von Roſamunde Palmeſtone Geld zur Unterſtützung erhalten werde, daran konnte er nicht denken. Aber es war von ihr; ihr erwachtes Gewiſſen hatte ſie

zu dieſer Handlung der Milde vermocht. Seine Rührung war groß. Er behielt auch die Feder, welche ihm faſt eben ſo viel Vergnügen machte, wie die Dukaten. Er kaufte ſich Papier und ſchrieb allerlei, kaufte ſich ganze Kleider und legte die Lumpen ab, und konnte einen Kerl bezahlen, der ihm das Gefängniß vom Unflath ſäuberte und ihm ſelbſt Haare, Bart und Nägel ſtutzte, daß er nur wieder ein menſchliches Anſehn erhielt.

Norcroß hatte neuen Muth erhalten, und dachte daran, ſich ſelbſt zu befreien. All ſein Sinnen und Denken ging nun darauf hin, und ſeine Schlauheit bemerkte die kleinſten Umſtände, die ihm dienen konnten. So gewahrte er bei ſeinem täglichen kleinen Spaziergang, daß an der Seite ſeines Gefängniſſes hin — welches zur ebnen Erde gelegen war — die Treppe nach dem zweiten Stockwerke des Hauſes führte. An dieſes Haus ſtieß unmittelbar, und nur durch eine einzige Wand geſchieden, die Kirche des Kaſtells.

Im Gefängniß meditirte Norcroß nun Tag und Nacht, wie er es am klügſten anfangen möchte, durchzubrechen. Sein Fenſter war klein und hoch an der Wand des Kerkers, ſo daß er nur mit großer Mühe dazu konnte. Ueberdies fand er, daß es mit außerordentlich dicken Eiſenſtangen verwahrt war. Es war alſo nicht daran zu denken, daß er durch das Fenſter konnte. Für weit möglicher hielt er es, ein Loch durch die Wand auf die Treppe zu graben. Von der Treppe gedachte er entweder ein friſches Loch gegen den freien

Platz hinaus zu arbeiten, oder die Treppe hinauf zu laufen bis unter das Dach und von hier auf das Gewölbe der Kirche durchzubrechen, oder auch auf das Dach zu ſteigen und, im äußerſten Falle, vom Kirchthurm herabzuſpringen. Das Leben war ihm gleichgültig und er wollte es darauf hin wagen, den Hals zu brechen. Der ſchrecklichſte aller möglichen Zuſtände war ihm ſeine elende Gefangenſchaft.

Als er ſich nun den zu machenden Weg ausgeſonnen hatte, erſuchte er den Profoß, ihm einen recht großen gekochten Hinterſchinken zu kaufen, weil er einen unbeſchreiblichen Appetit dazu verſpüre. Die Geberin des Geldes hatte ausdrücklich befohlen, ihm an Eſſen und Trinken verabfolgen zu laſſen, was er wünſche; ſie werde, wenn dieſe Summe aufgezehrt ſei, für ſeinen weitern Unterhalt Sorge tragen. Der Schinken kam; Niemand konnte daraus einen Verdacht ſchöpfen. Nocroß aß erſt das Fleiſch ab, dann machte er den Knochen, an welchem ihm vorzüglich lag, mit dem Meſſer ſcharf und ſpitzig. Hierauf drehte er von dem Stroh, auf welchem er zu liegen pflegte, einen ſtarken Strick. Da er aber fürchtete, derſelbe möchte nicht haltbar genug ſein, ſo zerriß er ein Bettlaken, welches ihm auf Betrieb ſeiner Wohlthäterin gereicht worden war, und wand die Stücken um das Strohſeil. Endlich brach er ſeine Pritſche von einander, um das eine etwas ſpitzige Bein derſelben ebenfalls zu benutzen. Nach dieſen vorläufigen Anſtalten griff er Abends rüſtig und

mit glühendem Muthe zur Arbeit, als es auf dem nahen Kirchthurme zehn Uhr ſchlug. Mit dem Schinkenbein, einer alten abgebrochenen und halb verroſteten Scheere, die er bei ſeinem täglichen Spaziergang im Kothe auf dem Hofe gefunden und unbemerkt zu ſich geſteckt hatte, und mit dem Bein der Pritſche durchbrach er in Zeit von einer und einer halben Stunde furchtbar angeſtrengter Arbeit die Wand, welche aus mürbem feuchten Sandſtein und Kalkgerülle beſtand. Als er nur erſt das kleinſte Loch hatte, um mit der Hand durchzugreifen, ſo riß er mit Rieſenkraft, die ihm ſeine Lage lieh, die Steine heraus und hatte das Loch bald ſo groß, daß er mit dem Körper durchſchlüpfen konnte. Nun zog er ſeinen Ueberrock aus und kroch durch das Loch. Er war im bloßen Hemde, Beinkleidern und leinenen Strümpfen. Seinen Rockelor zerrte er durch das Loch nach. Die übrigen Kleider ließ er zurück.

Nun war er zwar auf der Treppe, aber zu ſeinem Schrecken ſah er hinter ſich die Hausthüre, welche in ſtark bewohnte Caſernen ging, vor ſich aber Trepp auf eine zweite Thüre. Die Dunkelheit der Nacht ließ ihn nicht viel erkennen; er tappte und fühlte, daß auch dieſe Thüre verſchloſſen ſei. Sie mußte er durchaus öffnen, wenn er zum zweiten Stockwerk hinauf wollte. Er fing alſo an, ſich mit dem Rücken, nach den Angeln zu, dawider zu ſtemmen, und aus Leibeskräften zu heben. Es glückte, die Thüre ſprang aus dem Schloſſe und fuhr ohne großes Geräuſch auf. Er ging hindurch, be-

trachtete ſich das Local und ermaß im Geiſte die mögliche Höhe von hier bis hinab in den Graben. Er fand es für das Gerathenſte, hier ein zweites Loch zu graben, und holte, kurz entſchloſſen, ſeine ſchlechten Werkzeuge herbei. Aber hier fand er eine weit ſchlimmere Arbeit. Dieſe Steine waren hart und dürre, der ſie verbindende Kalk weit ſpröder. Doch Norcroß ließ ſich durch nichts abſchrecken; mit der Zahl der Hinderniſſe ſtieg ſein Muth. Die Mühe war unſäglich, eh' er nur ein kleines Loch grub; denn das Schinkenbein hatte ſich auch noch abgeſtumpft und mit der Scheere vermochte er demſelben nicht viel Schärfe wieder zu geben. Er vergoß Ströme von Schweiß und blutete unter den Nägeln hervor, aber er raſtete nicht einen Augenblick, und fühlte auch keine Schmerzen. Als die Thurmglocke zwei Uhr ſchlug, war er bis an den äußerſten Stein. Nun trat wieder eine neue Schwierigkeit ein. Dieſer Stein war nämlich von außen in die Mauer eingeſetzt und konnte alſo nicht hineinwärts gezogen werden. Norcroß mußte alſo auf die Gefahr hin, ein nicht unbedeutendes Geräuſch und die ohnfern auf dem Walle ſtehenden Wachpoſten aufmerkſam zu machen, den Stein von innen hinaustreten. Er legte ſich alſo auf die Treppenſtufen rücklings und trat mit voller Kraft drei bis viermal wider den Stein, bis er hinausfuhr und in den Graben hinabſtürzte. Den Kopf durch das Loch geſteckt, horchte der Kapitän aufmerkſam hinaus, aber ruhig und lautlos lag die Nacht vor ihm, nur eintönig unterbrochen durch den regel-

näßigen Pendulſchlag der nahen Thurmuhr. Die dunkle Tiefe unter ſeinem Blick gähnte ihn ſchauerlich an, zum erſtenmal grauſte ihm vor dem Gedanken, ſich hier hinabzulaſſen. Aber ſogleich beſtrafte er ſein Herz für die Feigheit und entſchloß ſich, eher zu ſterben, als ſich auf's Neue greifen zu laſſen. Hurtig machte er das Loch etwas geräumiger, band inwendig das Strohſeil an dem Treppenbalken feſt und hing es hinaus. Den Rockelor ließ er an dem Hauſe gerade hinabgleiten, damit, wenn der Strick zerriſſe, er nicht allzuhart fallen möchte, zog dann die Beinkleider aus, legte ſie zuſammen und band ſie, wie eine Schlafmütze um den Kopf, um ſich vor einer Kopfcontuſion zu ſchützen. Einen Dukaten und fünf und dreißig Stüverſtücke, die er von dem erhaltenen Gelde noch übrig hatte, wickelte er ſich in die Haare und band das Geld mit ſeinen langen Locken feſt. Hierauf kroch er, mit den Beinen zuerſt, im bloßen Hemde durch das Loch, und ließ ſich ſchnell aber vorſichtig am Stricke hinabgleiten, indem er ſich mit den Fußzehen an der Wand hinabhalf. Der Strick hielt glücklich und Norcroß kam auf die Erde zu ſtehen. Schnell warf er den Rockelor über ſich, die Beinkleider nahm er unter den Arm, und lief mit Windeseile hochklopfenden Herzens quer über den großen Platz, um an den Graben des Caſtells zu gelangen. Aber kaum war er funfzig Schritte von der Kirche entfernt, da rief ihn eine Schildwache an! „Wer da!“ Schrecken und Angſt legten dem Kaperkapitän die Antwort: „Officier!“

in den Mund. Der Soldat ſchien damit ganz zufrieden zu ſein und ſchwieg. Aber Norcroß verdoppelte ſeine Schritte und huſchte, einem Geſpenſt gleich, durch die Nacht hin. Wie eine Katze lief er den Wall hinauf und gelangte auf der andern Seite bis an die Mauer des Walls. Jetzt warf er den Rockelor von ſich, gebrauchte die Beinkleider wieder als Kopfbedeckung, wickelte das Hemd dicht um die Lenden und ſprang in den waſſergefüllten Graben hinab. Der Graben war ſeicht und der muthige Springer fiel weich in den Schlamm, aus welchem er ſich mit leichter Mühe losarbeitete und durchwatete bis an das gegenſeitige Ufer, dem Ende des Kaſtells gerade gegenüber. In wilder Haſt rannte er nun über die Strecke Landes bis an das Ufer des Meeres. Die Wellen des Sundes rauſchten dumpf vorüber. Einen Augenblick beſann ſich der Flüchtling; dann war ſein tollkühner Entſchluß gefaßt. Er bedachte kurz: „Kleider haſt Du nicht, alſo biſt Du Jedem verdächtig, der Dir zu Lande begegnet. In höchſtens zwei Stunden bricht der lichte Tag an, Deine Flucht wird auf dem Kaſtell bemerkt, die Trommeln werden gerührt, die Kanonen gelöſt und eh' Du ein Paar Stunden Wegs nach Helſingoer zugelaufen biſt, weiß man es ſechs Meilen weit, daß ein Gefangener entſprungen iſt. Zum Verbergen iſt aber nirgend eine Gelegenheit. Endlich biſt Du der ſchlechteſte Fußgänger, wohl aber der beſte Schwimmer. Auf dem Waſſer hat Dir das Glück ſich immer lachender gezeigt, als auf dem Lande. Es

iſt auch beſſer, Du verläſſeſt däniſchen Grund und Boden ſo ſchnell als möglich. Zehn Wochen haſt Du in einem Grabe geſchmachtet, jetzt willſt Du Dich dem Meere in die Arme werfen. Es iſt gewiß mitleidiger, als die Menſchen. Denn entweder zieht es Dich hinab in ſeine Tiefe und bettet Dich kühl und weich — und ſo iſt Dir geholfen und Du haſt ein Grab, wie es einem Seemanne gebührt — oder es trägt Dich glücklich hinüber nach der Inſel Ween, und Du biſt gerettet.“ Und als er dieſes gedacht, warf er ſich an dem öden Meerſtrande in den Sand und erhob ſeinen Blick und faltete ſeine Hände empor, und betete brünſtig und heiß durch die Nacht hindurch zu den Sternen hinauf, die einzeln, aber freundlich, durch das zerriſſene Gewölk hindurch ſchimmerten. Er dankte für die Rettung bis jetzt, er flehte den Urgeiſt um fernere Rettung oder einen gnädigen Tod an. Sein Leib glühte fiebriſch von der ungeheuern Anſtrengung, der Angſt und Eile der Flucht. Schneidend ſtrich die kalte Morgenluft über das Meer her. Norcroß warf noch einen Blick nach oben, und ſprang dann von dem Ufer hinab in die Brandung. Eiskalt war das Waſſer. Er glaubte, das Blut würde ihm erſtarren. Doch muthig fing er an mit Händen und Füßen zu arbeiten; er tauchte aus der Tiefe empor und begann das Werk. Aber jetzt ſchien es, als habe das Element, dem er ſtets treu gedient, ſich gegen ihn verſchworen. Ein ſtarker Sturm brauſte von Nordoſt herab ihm entgegen und brachte das Waſſer in wilde

Gährung. Die Wellen erhoben ſich Häuſer hoch und rollten dem kühnen Schwimmer zu. Der Wind blies ihm heftig in's Geſicht. Da glaubte er ſich verloren und ergab ſich ruhig in ſein Geſchick. Aber zugleich loderte, von Furcht und Hoffnung angefacht, die Flamme des Muthes wieder hoch auf in ſeiner Bruſt. Er gelobte ſich, alle Kräfte anzuſpannen, und er kämpfte über zwei Stunden lang mit unbegreiflichen, faſt übermenſchlichen Kräften. Des Tages Licht ging über ihm matt und weinerlich auf; ſchon hatte er zwei Drittheile des Wegs zurückgelegt, da fing die Flamme allmählig an zuſammenzufallen, er verſpürte leiſe eine Abnahme ſeiner Kräfte. In dieſem Augenblicke entdeckte er in einer kleinen Entfernung ein Fiſcherboot mit vier Männern, und rief ihnen zu, ſo ſtark er vermochte. Sie gewahrten ſeiner auch bald, ruderten auf ihn zu und zogen ihn aus dem Waſſer. Es waren Fiſcher, die auf ihr Tagewerk ausfuhren. Da ſie aber ſahen, daß der Gerettete keine Kleider anhatte, ſchöpften ſie Verdacht gegen ihn und erklärten ihm rund heraus, ſie wollten ſich ſeinetwegen keine verdrießlichen Händel zuziehen und müßten ihn wieder in das Meer hinauswerfen. Morenas legte ſich auf's Bitten und erweichte wenigſtens das Herz eines dieſer Männer. Dieſer ſagte zu den Andern: „Laßt Ihr was! Wir wollen nicht unmenſchlich an dieſem Manne handeln, mag er nun ſein, wer er will und wohl auch etwas verbrochen haben, weshalb er nackt und bloß flüchten muß. Wir wollen ihn nahe an die

Küſte vom Wern führen und ihn dann vollends an die Inſel ſchwimmen laſſen. Wir wollen ihn nicht kennen und nicht von ihm gekannt ſein!“

Neuerdings ſchenkte vor Freude und Dankbarkeit den Leuten das in ſeine Haare gebundene Geld, ſie gaben ihm dafür ein Stück Brot und einen Schluck Branntewein, wodurch er ſich ſtärkte, ſo daß er, ohngefähr funfzig Schritte vom Ufer der Inſel, auf ihr Begehr, wieder in's Waſſer ſpringen und dem Ufer zuſchwimmen konnte. Doch wurde es ihm noch ſehr erſchwert, eh' er auf die Füße zu ſtehen kam, indem die See gewaltige Wellenſtöße an das Land anſchleuderte. Endlich kam er auf's Trockene. Jetzt nahm er die Füße wieder allein in Anſpruch und lief in großer Haſt bis an die nächſten Häuſer. Die Bauern ſtutzten über den Mann im triefenden Hemde ohne alle weitere Bekleidung und liefen neugierig zuſammen. Er aber bat ſie flehentlich um einige alte Kleider, indem er vorgab, von Kapern rein ausgeplündert und in's Meer geworfen zu ſein.

„Kleider wird Euch die gnädige Frau ſchon geben,“ ſagten die Bauern, „ſie iſt gar gut und wir können nichts entbehren.“ Mit dieſen Worten führten ſie ihn im bloßen Hemde auf das Gutshaus. Dort wohnte die Gemahlin des Oberſtlieutenants von Landéſtierna, Commandanten von Helſingburg, welche zu ihrem Vergnügen hier auf ihrer Beſitzung lebte, während ihr Gemahl nach Stockholm auf den Reichstag gereiſt war. Ein Diener brachte dieſer edlen Dame die Nachricht von

dem übeln Zuſtande eines geplünderten Schweden, der draußen ſtehe und auf ihre Gnade warte. Sie ließ ihm ſchnell von den Kleidern ihres Mannes reichen, ein Hemd, ein Paar ſchwarze Hoſen mit der dazu gehörigen Weſte, einen blauen Rock, Strümpfe, Schuhe und Hut. Hierauf ließ ſie ihn ſpeiſen und befahl, daß man ihm ein Nachtlager gebe und des andern Morgens ihn in einem Boote nach Helſingburg überſetze, wohin er begehrte. Als ſich Norreſs am andern Tag früh für die Gnade bedankte, ſteckte ihm der Diener auch noch einige Thaler in die Hand und mit leichtem Herzen trat der Kapitän nach ſo viel Zähnlichkeiten, nach einigen Stunden, glücklich an die ſchoniſche Küſte. Getroſten Muthes ging er in eine Herberge und ließ ſich eine Flaſche Madeiramalvaſier geben, um ſich nach den überſtandenen Leiden etwas gütlich zu thun. Lange hatte er das afrikaniſche Traubenblut nicht gekoſtet. In derſelben Herberge kehrten ſpäter ein Zöllner von Friedrichshall und ein Bürger von Kopenhagen ein, welche von Norwegen herabkamen und nach Kopenhagen wollten. Dieſe Leute, Schmeichler und Fuchsſchwänzer aus der unterſten Hefe des Volks, thaten weiter nichts, als während der Mahlzeit, die Norreſs mit ihnen gemeinſchaftlich genoß, von der Frömmigkeit, Gnade, ſanften Regierung u. ſ. w. ihres Königs zu reden, ſo daß ſie denſelben zu einem Gott erhoben. Norreſs hörte erſt ſchweigend zu, trank aber heftig ſeinen Wein, bis ihm dieſer zu Kopfe geſtiegen war; da platzte er endlich heraus und

ein Strom giftiger Reden auf die Erbärmlichkeit der dänischen Regierung, auf den König, den Kronprinzen, die Räthe, goß sich aus seinem Munde. Nebenbei fiel ihm des Dänenkönigs treuer Verbündeter, der König von Großbritannien ein, und seine Galle ergoß sich auch über dieses Namen. Er nannte den brittischen König einen Stehler, den Dänenkönig aber den Hehler, und bediente sich in der Wuth, in welche ihn das abgeschmackte Geschwätz der beiden dänischen Unterthanen und der zu hastig genossene starke Wein versetzt hatten, der unanständigsten Redensarten. Der Bürger erinnerte ihn mit geziemend wichtiger Philistermiene, er solle bedenken, was er spräche, von gekrönten Häuptern dürfe man nicht also despectirlich reden. Ein König habe immer Recht, er möge thun was er wolle; ein anderes Menschenkind dürfe sich darüber nicht zu äußern unterstehen. Diese Erinnerungen goßen vollends Oel in die Flamme. Necreß wurde nur noch wüthender und schwur Stein und Bein: er wolle den König und den Kronprinzen von Dänemark noch aus Kopenhagen oder aus Friedrichsburg, aus ihren Schlössern herausstehlen und davonführen, und ihnen auf offenem Meere die Rache für das, was sie ihn hätten erdulden lassen, zu kosten geben. „Ich habe den Kronprinzen schon einmal stehlen wollen," rief er. „Aber bei Gott! was ich vor zehn Jahren unterlassen habe, will ich noch ausführen."

„So seid Ihr der berüchtigte Freibeuter John Necreß!" rief der Friedrichshaller Zöllner und sahe entsetzt

vom Stuhle empor. Der kopenhagener Bürger hatte sich die Ohren zugehalten, um die ihm entsetzlichen Reden nicht zu hören, welche für seine Knechtsseele gräßlicher waren, als die ärgsten Gotteslästerungen.

„Kennt Ihr den Namen?“ jubelte Nerreß wild auf. „Ich bin's! Bin der gefürchtete Freibeuter. Und das erschreckt Euch so, daß Ihr wie Kinder vor dem Popanz in den Schatten zusammenfahret und aufschreit. Aber wartet, ich will Euch noch zeigen, was Nerreß vermag.“

„Woher kommt Ihr denn eigentlich?“ fragte der Zöllner, als er sich ein wenig erholt, gesammelt und überzeugt hatte, daß der berüchtigte Freibeuter nicht wie ein Menschenfresser aussehe. Und Nerreß erzählte mit schwerer Zunge, wie er aus dem Gefängniß in Friedrichshafen entsprungen sei.

„Und weshalb seid Ihr denn arretiert worden?“

„Weiß ich's! Ich ging zum König nach Friedrichsburg, um meine Dienste anzubieten, da haben sie mich durch den Stadtcommandanten festnehmen und in ein so abscheuliches Loch legen lassen. Die Schurken! Aber ich gedenk's ihnen noch, so wahr ich John Nerreß heiße. Ganz Dänemark soll über mich noch erbärmlich werden.“

Er tobte zum größten Gaudi seiner Zuhörer noch eine kurze Zeit so fort, dann aber wurde er von der größten Müdigkeit und dem Weingeiste dergestalt überwannt, daß er in einen tiefen Schlaf [illegible] und zu Bette getragen werden mußte.

Am andern Morgen trat er verlegen in die Kammer des Zöllners und Bürgers und bat, sie möchten doch ja kein Aufhebens von dem machen, was er gestern Abend geredet, es sei Alles in der Trunkenheit geschehen. Er versuchte die Leute zu rühren und durch schlaue, verstellte Reden für sich zu gewinnen, gleichsam als ahne er, welche schlimme Folgen seine Unvorsichtigkeit für ihn haben werde. Der Bürger verstopfte ihm sein Ohr; der Zöllner fertigte ihn kurz ab und sagte: „In vino veritas.“ Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre Norcroß von ihm aus der Thüre geworfen worden.

Denselben Tag noch reis'ten die Beiden ab, und als sie nach Kopenhagen kamen, war ihr erster Gang zum Stadtcommandanten, Grafen Schoneck, bei welchem sie sofort Anzeige machten, wo sie den Kaperkapitän Norcroß getroffen und welche verbrecherische Aeußerungen sie von ihm vernommen hätten. Der Graf ließ Alles sogleich zu Protocoll bringen und überschickte das Aktenstück ohne Säumen dem Könige. König und Kronprinz, Hof und Stadt gerieth in Schrecken; die beiden Erstern glaubten sich schon in den Händen des gräßlichen Freibeuters, und eine große Furcht kam über sie. Schnell wurde der Stadtadjutant, Kapitän Barford, mit einem Briefe des Königs an den Vice-Commandanten, Lieutenant Crassov in Helsingburg abgeschickt, worin der Letztere dringend ersucht wurde, den aus dem Kastell entwischten John Norcroß sogleich wieder gefänglich einzuziehen. Der Zöllner und Bürger aber wurden auf das Schloß

zum geheimen Rath von Raben gerufen, wo sie ihr
Aussage noch einmal wiederholen mußten. Der Kron
prinz saß hinter einer spanischen Wand und schaudert
sich vor Entsetzen über die Worte des Freibeuters.

Um Norrroß war indessen in Helsingburg viel Be
gehr. Kaum hatte das Volk von seiner Ankunft un
außerordentlichen, schier wunderbaren Rettung vernom
men, als es haufenweis zuströmte, um ihn z
sehen. Die Herberge, wo er lag, war stets gestopf
voll Menschen; man hielt ihn frei, man beschenkte ih
mit Geld, und vorzüglich waren die Seeleute stolz au
ihn; die Soldaten liebten ihn. Der Lieutenant Crassev
Vicecommandant von Helsingburg, hielt es für Pflicht
die Ankunft des berühmten Freibeuters nach Stockholm
an den König und den Reichstag zu melden. Abe
Tags darauf erhielt er schon den Brief des Königs von
Dänemark, und ließ darauf Norrroß gefänglich einziehen
und vor sich bringen. Norrroß leugnete kein Wort von
dem, was er im Weinrausch gesprochen hatte, ja er
hatte die Kühnheit, dem Lieutenant in's Gesicht zu be
haupten: jene Reden seien nichts als pure Wahrheit ge
wesen, und wenn er, der Lieutenant, ihn deshalb ge
fangen setzen und vielleicht gar den Dänen ausliefern
wolle, so solle seine Macht dazu nicht groß genug sein,
denn er werde jedenfalls entfliehen, entweder mit oder
ohne seinen Körper. Mit dem todten Leichnam möge
man nachher anfangen, was man wolle. Norrroß hatte
gute Vertröstungen von den Soldaten; und als er einige

Auge auf der Hauptmache gesessen und sich in Essen und Trinken wohl gethan hatte, war er einer Morgens verschwunden, und kein Mensch wußte wissen, wie es gegangen sei.

Seine Freunde hatten ihm gerathen, nach Stockheim zu gehen und die Gnade des Königs anzuflehen. Dies that er auch. Zu Fuße wanderte er fort. In Engelheim fand er einen Mann, der ihm Geld gab und eine große Strecke Wegs fahren ließ; so viel hatten die Leute Respect vor dem Namen Roccroß. So kam er denn wieder in die Hauptstadt Schwedens. Der Ruf war ihm schon vorausgegangen, und Menschenmassen kamen herbei, ihn zu sehen. Man sagte ihm auch, daß der König befohlen habe, ihm in Helsingborg eine beträchtliche Summe auf Rechnung der Schadenersatz auszuzahlen; Rechtsgelehrte boten ihm an, den Lieutenant Crassow in Helsingborg vom Dienst zu bringen, wenn er einen Proceß gegen denselben anfangen wollte; aber er lehnte dies ab, und hatte nur Eine im Auge, sich eine Anstellung bei der Flotte zu erbitten, um Frau und Kind kommen zu lassen und fernerhin ein ruhiges Leben zu führen. Er fand eine Menge Freunde und Unterstützung bei schriftlichen Gesuch, welches er beim Könige einreichte; aber zugleich erhoben sich auch seine mächtigen Gegner mit Macht und Gewalt beim König gegen eine solche Anstellung des Verbannten. Und so hatte er denn auch bei Monaten weiter nichts erzielt, als daß ihm der königliche

Cabinetssecretär Törner eine ansehnliche Summe Reisegeld auszahlte, jedoch mit der Weisung, das schwedische Reich ungesäumt zu verlassen und nie wieder zu betreten. Solch' große Furcht hatte man auch in Stockholm vor ihm.

Er war eine öffentliche Person geworden. Man erzählte sich von ihm an allen Orten, in jedem Hause die wunderlichsten, oft fabelhaftesten Dinge. Jeder wollte etwas Außerordentliches von ihm mittheilen und so wurden Mährchen auf Mährchen von ihm erfunden. Seine Freunde übertrieben sein Lob, seine Feinde seinen Tadel. Alles drängte sich ihm zu, um ihm zu rathen, und nahm Antheil an ihm. So rieth man ihm auch jetzt wieder, in russische Dienste zu gehen. Man verwendete sich für ihn bei dem russischen Gesandten Baltewin in Stockholm, und als Norcroß selbst kam, wurde er von demselben sehr gnädig aufgenommen und dem eben in Stockholm anwesenden außerordentlichen russischen Botschafter Dolgoruki zugeführt. Dieser wollte einen solchen berühmten und erfahrenen Mann nicht fahren lassen und versprach ihm russische Dienste; aber es lag kein russisches Schiff da, und Norcroß erhielt zehn russische Dukaten Wartegeld. Von der andern Seite drängte ihn die Polizei; er erhielt einen schwedischen Paß aus der Stadtkanzlei und mußte mit einem Schiffe, welches nach Pstad ging, absegeln. Von da ließ er sich später, ohne einem bestimmten Plan zu haben, mitten im Winter nach Stralsund überfahren.

Zehntes Capitel.

Und wiederum ſaß Kapitän Norcroß vor dem Dammthore in Hamburg, in jenem ſchmutzigen Kaffeehauſe, und ſpielte mit liederlichen Geſichtern, zu denen jedoch das ſeinige jetzt paßte, Baſſet. Er hatte Glück und gewann viel Geld. Ihm gegenüber hatte ein waheres Spitzbubengeſicht, roth und ſpitzig, mit lauernden Augen, verſchlagenem, eingekniffenen Mund, ſchnüffelnder Naſe und langen Diebsfingern, den Platz eingenommen.

„Ihr ſeid wohl öfter ſchon in dieſem Wirthshauſe geweſen, Kapitän?“ ſagte der Kerl und lächelte ſeinen Kameraden am Tiſche zu.

„Ich glaube, es ſind im verwichenen Herbſte zehn Jahre geweſen, daß ich das letztemal hier war,“ verſetzte Norcroß.

„Ja, ja ſo iſt's, denn im Winter vorher war ich erſt in ſchwediſche Dienſte getreten. Ja, damals war es goldne Zeit für mich, Freund. Na, das ſind vergangene Tage! Mit dem König Karl haben ſie mir mein Glück todtgeſchoſſen, und ich hab' es zu nichts wieder bringen können.“

„Damals verſpielte hier ein junger Menſch all ſein Geld und auch eine goldne Doſe, die Ihr ihm abkauftet. Er wurde däniſcher Rekrut, aber wie man nachher hörte, hattet Ihr das Rekrutenſchiff aufgebracht und nach Stockholm geführt.“

„Ja, die Doſe iſt fort, das Schiff iſt fort und der junge Mann iſt todt.“

„Todt? Ich traf ihn ſpäter in Stockholm, dann wieder in Jütland und zuletzt in Kopenhagen. Ich glaubte einmal, er wäre in einer Mördergrube in Jütland erſchlagen worden, aus der ich mit Lebensgefahr entſprang.“

„Wart Ihr auch in jener Nacht darin? Er kam glücklich durch; ſpäter blieb er als ſchwediſcher Kaperkapitän. Ich wollte, die Kugel hätte mich getroffen!“

„Vor zehn Jahren waren auch noch zwei Eure Leute mit hier, ein dicker und ein dürrer Mann.“

„Meiſter Habermann und mein Lieutenant Gad der Eine iſt geſtorben, der Andre verdorben. Es iſt ein elendes Leben!“

„Und wohin gedenkt Ihr jetzt, Kapitän Norreyß?“

„Nach Holland. Ich will den Krämern dienen um's liebe Brot; ſo weit hab' ich's endlich gebracht. Ich warte nur auf Briefe aus Amſterdam; dann will ich fort.“

Der Spion wurde während des Geſprächs jenes lange, kupferrothe martialiſche Geſicht durch die Fenſterſcheiben anſichtig, welches hereinlugte wie vor zehn

Jahren, und er ſtand auf und ſchob wieder wie damals das Fenſter zurück und flüſterte hinaus: „Ich hab' ihn richtig eingekreiſt; er ſteckte am Berge in einem ſchlechten Loche, wo ich ihn freilich nun und nimmer geſucht hätte; aber jetzt ſitzt er hinne und freut ſich des Baaren, was wir ihm haben zufließen laſſen. Wir ſind ſchon die beſten Freunde."

„Mordelement!" rief Lieutenant Kreuz, und ſtrich ſich vor Freude den ungeheuern Schnauzbart, „das iſt ein Gaudium, daß uns dieſer Burſche in's Garn gelaufen iſt. Daran kann ich was verdienen und für Dich bleibt noch genug übrig, um vier Wochen lang in Saus und Braus zu leben. Aber Du mußt Deinem Meiſterſtück die Krone aufſetzen. Komm ſchnell heraus, ſchlechte Seele! Du ſollſt mir ſogleich einen Brief an den Großkanzler von Reventlau in Kopenhagen ſchreiben und demſelben berichten, daß Nerreß hier in Hamburg iſt; wenn ſie ihn drüben haben wollten, ſo würd' ich ihn hier feſtnehmen und hinüberführen laſſen. Verſtanden? Und mit dem Brief ſetzeſt Du Dich zu Pferde und reiteſt was Du kannſt, und reiſt durch Holſtein über Fünen nach Seeland. Und wenn Dir das Pferd zuſammenbricht, ſo kauf' ein andres. Geld ſollſt Du mit auf den Weg haben, ſo viel Du brauchſt, und noch mehr."

Der Spion ging und jagte nicht lange nachher auf einem muthigen Hengſte nach Altona zu.

Kreuz aber warf ſich in ſeine koſtbare Staatsuniform, ſetzte die beſte Perücke auf, nahm den reich betreßten Hut unter den Arm, den Stock mit hohem goldenen Knopf in die Hand, und hing den ſchönſten Degen über; alſo herausſtaffirt ging er nach dem Kaffeehauſe.

Es dauerte nicht lange, ſo ſaß er am Spieltiſche und bot Norcroß eine Partie an, die dieſer mit Höflichkeit annahm. Norcroß gewann abermals und wurde immer heiterer. Er ließ ſich Wein geben und ſprach viel mit ſeinem Gegenmann. Plötzlich ſagte Einer der Umſtehenden, wie von ohngefähr:

„Kapitän Norcroß, Ihr habt heute viel Glück.“ — Da blickte ihn Kreuz wie hoch verwundert an, und ſagte mit ſcheinbar höchſt freudigem Erſtaunen: „Haben meine Ohren recht gehört? Wie? Ich hätte wirklich die Ehre, mit dem berühmteſten aller Seefahrer auf unſrer Weſtſee, mit dem Kaperkapitän Norcroß zu ſpielen?“

„Ich bin John Norcroß, vormals ſchwediſcher Kaperkapitän,“ ſagte dieſer geſchmeichelt. Kreuz ſtand ſogleich auf und machte die Honneurs ſo devot, als ob er vor dem Könige ſtände. „Welch hohes Glück iſt mir widerfahren! Mordelement, das hätt' ich mir nicht träumen laſſen, daß ich mit dem Manne, den ich ſo hoch verehre, zum Spiel käme! Herr, ich hab' Eure Thaten ſtets bewundert, erlaubt, daß ich Euch meine vollkommenſte Hochachtung an den Tag lege.

Die Ehre, welche mir heute widerfährt, muß auf absonderliche Art gefeiert werden. Mordelement! Ich kenne mich vor Freuden nicht. Kapitän John Norcroß, erlaubt, daß ich den Zipfel Eures Rockes küsse!"

„Macht doch nicht solche Umstände, Herr," versetzte Norcroß immer mehr geschmeichelt — war doch die zweifelhafte Berühmtheit seines Namens das Einzige, wovon sein niedergedrückter Geist noch zehrte. —

„Darf ich mich unterstehen, Euch, hochverehrter Herr Kapitän, zu einem kleinen Feste einzuladen, welches ich, vor Freuden über das Glück, so mir heute durch die Bekanntschaft mit Eurer berühmten Person widerfahren ist, allen hier Versammelten zu geben nicht unterlassen kann?"

„Ihr seid sehr gütig, Herr, meiner Wenigkeit halber ein Fest zu geben."

„Wenn König Karl von Schweden noch lebte, so wärt Ihr jetzt Schout-by-Nacht oder Vice-Admiral, vielleicht gar Admiral der Flotte, und nichts Geringeres hätten Eure Heldenthaten verdient. Wirth, schafft den besten Wein aus Euerm Keller! Schafft an, daß sich die Tische biegen."

„Aber, mein Herr, mit wem hab' ich denn die Ehre, hier bekannt zu werden?" fragte Norcroß.

„Ich heiße Kreuz und war einmal Lieutenant unter dem Regimente Prinz Karl, welches jetzt das Lalandische heißt. Hab' auch Manches durchgemacht; freilich, zu solcher Berühmtheit des Namens hab' ich's

nicht bringen können; doch können wir einander schon was erzählen.“

Erzählen war nun eben Norcroß's Leidenschaft. Beim besten spanischen Weine saßen sie bald zusammen und tranken und erzählten bis in die späte Nacht. Kreuz schimpfte wacker mit auf die Dänen und auf den dänischen Dienst, auf König und Regierung, und dadurch fühlte sich Norcroß noch mehr zu ihm gezogen, und als die besten Freunde schieden sie von einander.

Am andern Morgen suchte Kreuz Norcroß in seinem Quartier auf; sie gingen zusammen, fuhren zusammen, aßen und tranken zusammen, und wie sie's heute getrieben, so trieben sie's morgen und alle Tage. Norcroß befand sich wohl dabei, das Leben kostete ihm nichts und Kreuz schwatzte ihm vor, er habe, als gebürtiger Holländer, Einfluß bei den Generalstaaten, und wolle ihm zu einer guten Anstellung verhelfen. Norcroß faßte ein solches Zutrauen zu Kreuz, daß er demselben sein ganzes Herz offenbarte.

So verstrich die Zeit, bis der Spion von Kopenhagen zurückkam; er brachte nicht nur einen Brief an Kreuz mit, worin demselben für seinen Diensteifer sehr gedankt und eine große Belohnung versprochen wurde, wenn er Norcroß einliefere, sondern auch einen an den dänischen Residenten in Hamburg, worin diesem anbefohlen wurde, dem Lieutenant Kreuz zur Habhaftmachung des Norcroß in Allem behülflich zu sein, und endlich noch einen dritten Brief an den Major Juel

in Glückſtadt, mit dem Befehl, Norcroß in Empfang zu nehmen, wenn ihn Kreuz brächte, und weiter nach Kopenhagen zu ſchaffen. Solche Anſtalten machte der zitternde Dänenkönig, eines Mannes habhaft zu werden, der ihm der gefährlichſte in der Welt ſchien.

Kreuz verſchaffte ſich nun vom hamburger Stadtmagiſtrat einen Arreſtzettel. Hamburg hatte nämlich das Recht, daß Niemand in ſeinen Mauern arretiet werden durfte. Zu dieſem Behufe mußte man einem vom Magiſtrat ausgeſtellten Arreſtzettel beim Officier einer Thorwache vorzeigen; dann wurde die darauf bezeichnete Perſon, wenn ſie vorüberging, angehalten und feſtgenommen.

Kreuz hatte den Zettel im Dammthore ſchen abgegeben und zechte noch mit Norcroß auf dem Kaffeehauſe. Dann gingen ſie zuſammen nach der Stadt zu. Da fiel Norcroß ein, daß er ſich bei ſeiner Wäſcherin, die neben dem Kaffeehauſe wohnte, etwas friſche Wäſche für den folgenden Tag mitnehmen müſſe; er bat alſo Kreuz, ein wenig zu warten. Dieſer ſchlenderte nach dem Thore zu und gab den Soldaten ein Zeichen; als nun Norcroß eilig kam, redete ihn Kreuz an und hielt ihn auf. In demſelben Augenblick wurde Norcroß umzingelt und in die Wache gezogen.

„Na, Brüderlein!“ lachte Kreuz, „wir haben Dich glücklich gefangen. Es hat mir Mühe genug gekoſtet. Aber wie die Arbeit war, ſo wird auch der Lohn ſein. Es iſt ihnen in Kopenhagen ſehr viel an Dir gelegen.“

Da gingen dem unglücklichen Kapitän die Augen auf; er sah, wie schändlich er hintergangen war. Die Wuth darüber raubte ihm für Augenblicke die Sprache; er konnte nichts weiter, als dem Lieutenant in das Gesicht speien.

„Hund!“ rief dieser. „Mordelement! Dich soll ein vierundzwanzigpfündiges Donnerwetter hundert Klafter tief in den Erdboden schlagen. Ich will Dich fuchteln!“ Er schlug ihm unter furchtbaren Schimpfreden mit der flachen Klinge über Kopf, Brust und Rücken. Norcroß sagte kein Wort, aber in seinen Zügen sah man den Widerglanz der in ihm tobenden Hölle. Kreuz schickte sogleich Boten ab. Am andern Abend kam ein Kapitän mit zwei Unterofficieren und sechs Gemeinen, vom Generalmajor Juel in Glückstadt abgeschickt, um Norcroß abzuholen, welches am folgenden Morgen geschah. Auf einem Wagen wurde er nach Altona gebracht, und hier von der dänischen Regierung kreuzweis an Hand und Fuß mit Ketten geschlossen. In diesem Zustande kam er nach Glückstadt auf die Festung.

Das Erste, was man hier mit ihm vornahm, war, daß man ihn ganz auskleidete, um zu erfahren, ob er irgend ein Werkzeug bei sich führe, eine Scheere, ein Messer u. dgl., und ihm dasselbe abzunehmen. Es fand sich nichts. Man war seinetwegen in steter Furcht, daß er sich losmachen und entkommen möchte, vorzüglich auch deshalb, weil allgemein das Gerücht verbreitet

war, er sei früher mit einem Zauberer und Hexenmeister in der engsten Freundschaftsverbindung gewesen und habe denselben auf seinen Wasserreisen mit sich geführet. Diesem Teufelskerl verdanke er nicht nur die vielen Prisen, die er früher gemacht, sondern auch die Kunst, sich unsichtbar und aus jedem Kerker, aus jedem Bande frei zu machen; er habe seine Seele selbst dem Teufel verschrieben und dieser helfe ihm gewiß u. dgl. m.

In dieser abergläubischen Furcht bestärkte Norcroß seine Umgebung durch schlaue, hingeworfene Aeußerungen noch mehr. Schon unterwegs hatte er öfters gedroht, er werde sich doch frei machen, und wenn sie ihn in Ketten schmieden ließen, und auf der Wache sagte er, es sei ihm ein Leichtes, die schwersten Eisen zu zerbrechen, und jeden Augenblick, wenn er nur wollte, auf freien Fuß zu kommen. Die Thoren sahen nicht, daß ihre Furcht und stets wachsame Besorgniß den unglücklichen Mann ergötzte und ihm einige heitre Augenblicke verschaffte. Der Generalmajor Juel ließ ihn in die Kapitänsstube setzen, anschließen und mit drei Mann vom holsteinischen Regiment und einem Lieutenant bewachen. Außerdem stand Tag und Nacht noch eine besondre Schildwache mit bloßem Degen zu Häupten der Pritsche, an welche er gefesselt war.

Nichtsdestoweniger wurde er alle Morgen genau untersucht, ob es seiner Teufelskunst nicht etwa geglückt sei, sich ein Instrument zu verschaffen, womit er seine Ketten zerbrechen könne. Und all' dieser Maßregeln unge-

achtet, erwärtete der Commandant und die ganze Beſatzung der Feſtung alle Morgen die Nachricht zu erhalten, Kapitän Norcroß ſei in der Nacht mit Teufels Hülfe zum Fenſter hinausgeflogen.

Nach einigen Verhören in Glückſtadt, die von einer eigends dazu verordneten Commiſſion geleitet wurden, ſollte Norcroß unter ſicherer Bedeckung nach Kopenhagen gebracht werden. Jedermann fürchtete ſich, dieſen Befehl zu vollziehen, da wandte ſich der Generalmajor an den Lieutenant Kreuz, und dieſer übernahm das ſchwierige Geſchäft willig und mit Freuden. Es war für Norcroß die ärgſte Pein, von dieſem Menſchen transportirt zu werden, deſſen Anblick, wie er ſich oft ausdrückte, ihm der widerlichſte und gräßlichſte ſei. Er pflegte den Lieutenant auch nie anders zu nennen als Judas Iſcharioth, und ſpie jedesmal aus, wenn ihn derſelbe anredete. Kreuz lachte darüber und ließ ihn nur feſter ſchließen, nannte ihn ſein Brüderlein und trank ſtets auf ſeine Geſundheit. Man machte die ausgeſuchteſten Anſtalten, das Entwiſchen des Gefangenen unterwegs zu verhindern, weil er ſtets drohete, ſie würden ihn doch nicht nach Kopenhagen bringen.

Ehe er auf den Wagen vor der Hauptwache geſetzt wurde, zog man ihm alle Kleider aus und unterſuchte dieſelben auf's Sorgfältigſte, aber man fand nichts bei ihm. Nichtsdeſtoweniger bemerkte einer der Wache haltenden Unterofficiere des Nachts in Tolſtid, zwiſchen Flensburg und Hadersleben, daß Norcroß auf der Streu, ſo eng

r auch geſchloſſen war, anfing an ſeinen Feſſeln zu arbei-
n. Der Unterofficier machte Lärm, Kreuz kam und ließ
ie Taſchen des Gefangenen ſogleich wieder unterſuchen,
orin man denn auch nicht nur eine abgebrochene Scheere
nd zwei ſtumpfe Scheermeſſer, ſondern auch die Papiere zu
wei Pulvern bei ihm fand, die er entweder ſchon an den
etten verbraucht oder auf den Boden geſtreut hatte, um
ie Wache zu betäuben. Wie er zu dieſen Dingen gekom-
nen, geſtand er durchaus nicht. Kreuz ließ ihn abprügeln
nd nur noch genauer beobachten.

So brachte man ihn glücklich bis in ein Boot, worin
über den kleinen Belt nach Fünen hinübergebracht
erden ſollte. Als das Boot mitten auf dem Strome
ar, ſtellte er ſich an, als ob er an einer heftigen Kolik
tte. Kreuz mußte ihm erlauben, daß er ſich an's Ende
s Boots begeben durfte. Aber kaum war er dort, ſo
ob er plötzlich dem Boote einen ſo ſtarken Druck, daß
auf der andern Seite hoch empor flog und köpfte. Wäre
ner der Ruderer nicht ſchnell auf die andere Seite ge-
rungen, ſo wäre das Boot umgeſchlagen, und wahr-
heinlich Alle ertrunken.

Kreuz wüthete mit Mund und Hand gegen ihn, und
arf ihn mitten in's Boot platt auf das Geſicht und ſo
ußte er nicht nur bei der Ueberfahrt über den kleinen,
ndern auch über den großen Belt liegen. Ebenſo ver-
blich waren noch einige Verſuche des Freibeuters zur
lucht zu Lande. Kreuz ließ ihn nicht aus den Augen,
nd brachte ihn nach Kopenhagen. Für ſeine Mühe er-

hielt der herkuliſche Lieutenant vom König eine Compagnie beim ſchleswigſchen Regiment zu Fuß. Er hatte ja dem Hofe einen ſo ſehr wichtigen Dienſt erwieſen.

Ueberall, in der Stadt und auf dem Lande, liefen die Menſchen in große Haufen zuſammen, als ſie von der Einbringung des berüchtigten Norcroß's hörten. Er war in Aller Augen zum Wunderthiere geworden, und die Paſtoren predigten Sonntags darauf im ganzen Lande von ihm, und dankten Gott im Kirchengebete, daß man den Verbündeten des Teufels glücklich mit Eiſen und Banden bewältigt, und ſchrieben es der bannenden Kraft des Gebets zu, daß er ſich nicht durch den Schornſtein auf und davon mache.

Der unglückſelige Seefahrer wurde wieder auf das Kaſtell Friedrichshafen in ein noch ſcheußlicheres Gefängniß geſetzt, als ſein voriges war; eine große Unterſuchungsbehörde wurde ſeinetwegen geſchaffen und an der Spitze derſelben ſtand der Geheimerath von Raben. Nach langem und höchſt umſtändlichem Unterſuchen lautete das vom König beſtätigte Urtheil dahin, daß der ſogenannte engliſche Kapitän, John Norcroß, ſeines Gleichen an Bosheit und Gottloſigkeit nicht auf der Welt habe. Seine groben Verbrechen gegen drei Könige würden in jedem andern Lande nur durch Vergießung ſeines ſchändlichen Blutes geſühnt werden können, des Königs von Dänemark Majeſtät wolle aber Gnade für Recht an ihm ergehen laſſen, und mildere daher das Todesurtheil in Gefängnißſtrafe Zeit ſeines

Lebens. Hierauf wurde er in ein ſehr feſt verwahrtes, aber helles und der friſchen Luft zugängliches Zimmer geſetzt. Die Milderung des Urtheils hatte er allein Roſamunden zu verdanken. Aber nie erfuhr er etwas davon. Zu ſeinem Unterhalte erhielt er täglich vier Stüber.

Kaum hatte Norcroß einige Wochen in ſeiner Kammer geſeſſen, als der allmächtige Drang nach Freiheit wieder in ſeiner Bruſt ſo ſtürmiſch aufloderte, daß er aus Sehnſucht krank wurde. Es gab für ſein unruhiges, heftiges Gemüth nichts Schrecklicheres als die Grabesruhe des Gefängniſſes. Er kannte nur ein höchſtes Gut: Freiheit; er hatte nur ein Verlangen: Freiheit; er hatte nur einen Gedanken: Freiheit; er träumte nur einen Traum: Freiheit!

Noch einmal winkte ihm der Engel mit dem grünen Kranze. — Liſt, die einzige glückliche Bekämpferin der Gewalt, kam ihm wieder zu Hülfe, um ihn den eiſernen Händen gottverfluchter königlichen Despotie zu entführen.

Es war gerade die Zeit des grünen Gartenſalats und Norcroß gab vor, daß er ein großer Freund davon ſei. Er bat alſo, man möchte ihm täglich für zwei Stüber Sallatkraut, Eſſig und Oel bringen, er wolle ſich den Sallat dann ſelbſt bereiten. Vorzüglich wünſchte er viel Oel. Man willfahrte ihm; Niemand ſchöpfte daraus Argwohn. Nun zerſchlug er ſeinen Waſſerkrug, jedoch ſo, daß die untere Hälfte ganz blieb; die Scher-

ben der obern Hälfte warf er dem Profoß hin, und dieſer trug ſie weg, ohne ſie weiter anzuſehen und brachte einen neuen Krug. In der unteren Scherbe ſammelte Norcroß nun alles Oel, welches er zum Sallat empfing, und aß dieſen ohne Oel. Die Scherbe verbarg er ſorgfältig unter ſeiner Pritſche. Dann forderte er einmal wieder ein Stück grüne Seife, um ſich damit zu waſchen, und auch dies wurde ihm verabreicht. Als er nun des Oels genug hatte, entkleidete er ſich ganz und wuſch ſich erſt mit Waſſer und Seife, wobei er die Seife ganz dick auftrug, hernach beſchmierte er ſich den Körper vom Kopfwirbel bis zur Ferſe mit Oel; hinter den Ohren und auf den Armen trug er dann noch einmal Seife auf, ſo daß er ſo glatt und ſchlüpfrig war, wie ein Aal. Nachdem er dies vollbracht, hing er ſeinen Rock ganz los über die nackten Schultern und knöpfte ihn oben am Halſe zu. Ueber den Rock hing er einen alten geflickten Rockelor, in welchem er zu ſchlafen pflegte.

In dem Gange vor ſeinem Gefängniß hatte ſtets ein Officier mit ſechs Mann die Wache, und alle Tage, Nachmittags um drei Uhr, mußte ein Juſtiz-Sergeant in das Gefängniß, um nachzuſehen, daß noch Alles unbeſchädigt und im vorigen Zuſtande ſei. Der Sergeant war ein alter, kraftloſer Mann und dies Geſchäft ſeine einzige Dienſtverrichtung. Der wachehaltende Officier mußte ihm dazu jedesmal das Gefängniß auf- und zuſchließen.

In dem bereits beſchriebenen Aufzuge wartete Norcroß an der Thüre, als die Zeit da war, wo der Sergeant einzutreten pflegte. Endlich raſſelten die Schlöſſer, die Thür ging auf. In demſelben Augenblick rannte Norcroß den alten Mann mit dem Kopfe dermaßen vor die Bruſt, daß dieſer ohnmächtig rückwärts taumelte, und den Officier, der ihm aufgeſchloſſen hatte, mit in ſeinen Fall dahinriß. Beide lagen am Boden, der Lieutenant ſchrie, aber Norcroß war ſchon wie ein Blitz mitten durch die, der Verdauung pflegenden, Soldaten hindurchgefahren und zur Treppe hinab. Ein gewaltiger Lärm entſtand; die ſechs Soldaten ſtürzten übereinander her, die Treppe hinab, der Lieutenant hinterdrein und Alle gaben ein ſo wüthendes Geſchrei von ſich, daß man es in der ganzen Feſtung hörte. In der ohnfern gelegenen Hauptwache wurden die Soldaten aufmerkſam; ſie ſahen den barfüßigen Norcroß über den Plan dahinraſen und ihre Kameraden hinterdrein; da brach die ganze Hauptwache auf und lief ihm nach, der bereits den Wall erklimmte. Ein ſchnellfüßiger Kerl unter den Soldaten kam ihm endlich ſo nahe, daß er ihn bei den fliegenden Rockelor erwiſchte; aber ſogleich ſprang vorn der Knopf ab, der Kerl hielt den Rockelor in der Hand und Norcroß gewann wieder einen Vorſprung. Jetzt that ſich ein zweiter Läufer hervor, der ihn bald beim Rockſchooß faßte, da riß auch der Rockknopf, der Soldat purzelte rücklings den Wall herab und Norcroß ſprang ganz nackt weiter. Endlich

gelang es einem Dritten, ihn, gerade als er oben auf der Ebne des Walles war, hurtig am Arme zu erfaſſen; aber dem Kerle glitſchten die Finger von dem Oele ab, er vermochte nicht feſtzuhalten, und Norcroß fuhr wie der Sturmwind ihm durch die Hände und ſprang den Wall hinab in den Waſſergraben. Schon jubelte er, da faßte ihn, als er ſich eben unter das Waſſer tauchen und hurtig hinübereilen wollte, eine Rieſenfauſt bei ſeinem langen Zottelhaar, welches abzuſchneiden er leider vergeſſen hatte, und wie er auch riß, zerrte, um ſich ſchlug und biß, die Fauſt hielt feſt und hielt ſo lange, bis die Soldaten herbeikamen. Dieſe Fauſt gehörte einem ſtarken Kerl, welcher auf der nahen Baſtion Schildwache geſtanden hatte. Dort hatte er das furchtbare Geſchrei vernommen und den nackten Kerl geſehen, dem die ganze Wache lärmend auf dem Rücken lag. Dies veranlaßte ihn, ſeinen Poſten zu verlaſſen und von der andern Seite herbeizulaufen; er ſetzte dem Flüchtling ſogleich in den Graben nach und hielt ihn feſt.

Mit Spott und Hohngelächter wurde der vor Wuth ſchäumende Norcroß wieder heraufgezogen und alſo nackt trieben ſie ihn unter Zulauf aller Bewohner des Kaſtells nach dem Gefängniß zurück. Da geberdete er ſich wie ein Raſender, vermaß ſich hoch und theuer und rief: „Und Ihr Hunde ſollt mich doch nicht halten! Und wenn mich auch der König in einen Vogelbauer ſtecken ließe und ganz Dänemark legte ſich davor, mich zu bewachen, ſo will ich doch entkommen.“ Und in

ſolchem Trotz verharrte er mehre Tage lang, immer dieſelbe Drohung, mit Verwünſchungen gegen den König ausſtoßend.

Als der Geheimerath Raben dem Könige dieſe Geſchichte erzählte, und zugleich berichtete, wie höhniſch Norcroß über alle Anſtalten ſich ausließe, die man, ihn feſtzuhalten, auch machen möchte, ja ſelbſt, wenn man ihn auch in einen Vogelbauer ſetzte, da gefiel es Sr. Majeſtät hohem Herrſcherwillen, die ſehr edlen, wahrhaft königlichen Worte von ſich zu geben: „Norcroß hat ſich ſelbſt ſein Urtheil geſprochen. Wohlan denn! Man ſoll ihn in einen Vogelbauer ſetzen und dann wollen wir zuſehen, ob er ſeine Drohung wahr macht.“

Der Kronprinz freute ſich kindiſch; denn nun brauchte er doch ſich nicht mehr allzuſehr zu fürchten, daß ihn der wilde Freibeuter ſtehle, und die Höflinge beklatſchten und bejubelten den herrlichen Einfall ihres königlichen Herrn.

Der Commandant, General von Stöcken, erhielt ſogleich einen vom Könige ſelbſt unterzeichneten Befehl, einen ſolchen Bauer aufbauen zu laſſen und Norcroß hineinzuſtecken. Der erhabene Befehl des großen Dänenkönigs wurde ohne Zögern vollführt. Der Bauer wurde in des Kapitäns Gefängniſſe gebaut, drei und ein halb Schritt lang, drei Schritt breit; er beſtand aus vier Zoll dicken ganz viereckigen Eichenbalken, die vier Zoll breit von einander von der Decke des Zim-

mers bis zum Boden liefen. Unten war der Bauer mit ſtarkem Eichenholz unterlegt und einen Viertelfuß über die Erde erhöht. Eine ſtarke eiſerne Stange lief quer hindurch, an welche ſeine Fußkette angeſchloſſen wurde, ſo daß dieſelbe daran auf- und abſpielen konnte, ohne den Gefangenen an der Bewegung zu hindern. Im Bauer ſtand die Pritſche und ein Tiſch. Hier hinein wurde der einſt ſo kühne gewaltige Freibeuter geſteckt. Ein König, ſo edel wie die Götter der Erde, die Hirten der Völker alle, übte alſo ſeine ſchlechte Rache an einem Manne, der von der Natur zu etwas Herrlichem beſtimmt war. Seht, ſo handeln die Könige der Erde zu allen Zeiten!

Die Verzweiflung, die Tag und Nacht in des elendeſten Mannes Geiſt wühlte, ſtumpfte ihn endlich ab.

Der Bauer wurde überdies noch mit Schlöſſern verwahrt und nicht eher geöffnet, als bis der Profoß den Nachtſtuhl heraustrug. Selbſt die Klappe, durch welche er das Eſſen erhielt, war mit einem Vorlegeſchloß verwahrt. Stets hielt ein Unterofficier vor dem Bauer Wache, und dieſer wurde von dem Officier in das Gefängniß eingeſchloſſen. Die Wache vor der Thür blieb ebenfalls. Wöchentlich zweimal mußte dem Könige Nachricht gegeben werden, ob er noch feſt ſäße.

Kurze Zeit darauf kam Norcroß's Gemahlin nach Kopenhagen. Sie hatte in Frankreich von ihres Mannes Unglück gehört und wollte vor dem König einen

Fußfall thun. Sie wurde aber nicht vorgelaſſen. Hierauf kam ſie auf das Kaſtell und begehrte ihren Gemahl zu ſprechen, aber auch dieſe Bitte wurde der Armen abgeſchlagen. Der Commandant ließ ſie mit ihrem neunjährigen Sohne vielmehr ebenfalls in ein Gefängniß werfen, und erſtattete ihretwegen Bericht an den König. Das königliche Reſcript lautete: der Polizeimeiſter in Kopenhagen ſolle ſie in einem Boot nach Schonen hinüberführen laſſen, dazu ſollte ihr etwas Geld zur Reiſe mitgegeben werden, mit dem ſtrengen Befehl, daß ſie das däniſche Reich bei Strafe eines ewigen Gefängniſſes nie wieder betreten ſollte. Sogar vor dem ſchwachen Weibe des eingekerkerten Freibeuters fürchteten ſich die königlichen Seelen. Hierauf wurde die weinende Dina mit ihrem Kinde auf einem Fahrzeuge nach Landskrona gebracht. Sie hat den geliebten Gatten nie mehr geſehen.

Die erſten Jahre über wurde durchaus Niemand zu dem Gefangenen gelaſſen. Endlich erlaubte man es Hofleuten, den ſeltſamen Vogel in ſeinem Käfig zu bewundern. Da ging nun das hohlköpfige, erbärmliche Volk geſpreizt und geſchmückt um den Bauer herum und begaffte den wilden Mann darin. Er that als ſäh' er's nicht. Später verlangten auch andere Leute, aus beſſern Abſichten, dieſelbe Vergünſtigung und erhielten ſie; nach drei Jahren, als der König todt war, — wurde es endlich Jedermann erlaubt, den berüchtigten Freibeuter in ſeinem Vogelbauer zu ſehen, und die Menſchen ſtrömten haufenweiſe dahin.

Das Volk ergötzte ſich vorzüglich an des Freibeuters merkwürdiger Geſellſchaft im Käfig. Er hatte nämlich in ſeiner Einſamkeit ſich die Zeit damit vertrieben, Mäuſe, die ſich unter dem Boden des Vogelbauers ihr Neſt gebaut hatten, zu füttern und aufzuziehen. Die Jungen that er in eine Schachtel, bis ſie zahm waren, hernach ließ er ſie um ſich herum laufen. Dies Völklein vermehrte ſich bald und er hatte ihrer täglich über ſechzig zu ernähren. Sie hatten ſich ſo an ihn gewöhnt, daß, wenn er ihnen mit dem Munde pfiff, ſie ſchnell aus allen Löchern hervorgerannt kamen, und rings im Kreiſe um ihn herum ſtanden. Dieſe Thierchen gewann Norcroß immer lieber, während er die Menſchen immer mehr haſſen und verachten lernte. Sie waren ſeine Freunde, ſeine täglichen Geſellſchafter, die Verſüßer ſeiner Schmerzen, die Vertreiber ſeiner Verzweiflung. Wenn ihn der Unmuth zu übermannen drohete, dann pfiff er ſeinen Mäuſen und wurde wieder ruhig.

Hernach wenn Leute kamen und ihn baten, ihm auch wohl ein Geſchenk reichten, damit er ſich Wein und gute Eßwaaren kaufen möchte, ſo ſetzte er eine kleine Schachtel auf den Boden, worin er oben ein kleines rundes Loch geſchnitten hatte. Hierauf pfiff er, da kamen die Mäuſe hurtig und krochen durch das Loch in die Schachtel, bis ſie ganz voll und gedrang war. Dann machte er den Deckel auf und zeigte die zuſammengeballten Mäuſe den Umſtehenden.

Drei Jahre nach des Kapitäns Gefangennehmung ſtarb der König von Dänemark. Als nun der fromme furchtſame Chriſtian der Sechste an die Regierung kam, wollte er ſeine Frömmigkeit auch an Norcroß beweiſen. Der Commandant mußte dem Kapitän vorſchlagen, wenn er ein eidliches Document unterſchreiben wolle, worin er ſich verpflichte, ſich niemals an Dänemark zu rächen, inſofern er einmal ſeine völlige Freiheit wieder erhielte, ſo ſolle der Bauer hinweggenommen werden und er wieder das Zimmer zum Gefängniß erhalten. Aber Norcroß ballte die Fauſt und rief: „Eher will ich im Vogelbauer ſterben, als eine ſolche Schmachſchrift unterſchreiben.“ — Da fürchtete ſich der neue fromme König wiederum ſehr und Norcroß blieb im Bauer. Nun aber wurde es erlaubt, daß Jedermann zu ihm gelaſſen wurde.

Und ſo geſchah's denn auch, daß eines Tags eine in ſchwarze Tücher gekleidete hohe Frauengeſtalt, in Begleitung eines Mannes, in das Zimmer und vor den Käfig trat. Norcroß ſtarrte ihr in's Geſicht und ſagte dann halb beſtürzt: „Friederike!“

„Kennt Ihr mich, Unglücklicher?“ lächelte die Dame ſchmerzlich. „Müſſen wir ſo uns wiederſehen?“

„Dahin iſt's mit mir gekommen,“ jammerte Norcroß und deutete auf den Bauer und den Eiſenſtab, an welchem ſeine Fußkette auf- und ablief. „Aber wie iſt mir denn,“ redete er weiter, „hat man Sie denn

nicht auch in einen Käfig geſteckt, mein Fräulein, und ich glaube gar meinetwegen?“

„Ei freilich, mein Geliebter,“ flüſterte ſie durch die Eiſenſtäbe, „mein abſcheulicher Bruder hat mich für wahnſinnig ausgeſchrieen und in's Irrenhaus ſtecken laſſen; da hab' ich lange Jahre in einem Stübchen geſeſſen, das nicht größer und vergittert war, wie Euer Bauer. Ich habe immer nach Euch gefragt und auch oft erfahren, wie's Euch ging. Endlich hab' ich erbeten, daß ich zuweilen ausgehen darf, aber den Irrenwärter geben ſie mir immer mit. Seht, dort ſteht er bei Eurer Wache. Das iſt nun Friederikens Begleiter.“

„O das iſt aus uns geworden!“ ſeufzte Norcroß tief auf. „Sieh', welch ein erbärmlich Ding das Menſchenleben iſt. Solche Früchte bringt es den kühnſten Träumen. Friſch und ſtraff ſprang ich mitten hinein, wie ein Halbgott. Das konnten ſie nicht vertragen. Da haben ſie mich denn in einen Vogelbauer geſetzt. Ha! ha! man muß lachen darüber, weil es der Thränen nicht werth iſt.“

„Die Gewalt der Könige, der ſchändliche Despotismus hat Euch und mich in den Staub geworfen,“ erwiederte Friederike. „Das ſind die Segnungen der Könige auf Erden!“

„Und unſere ſchöne Liebe!“ ſagte Norcroß.

„Wird einſt noch ſchöner leuchten,“ entgegnete Friederike. „Ich liebe Euch noch eben ſo heilig, als ſonſt, wenn's auch oft in meinem Kopf wie Feuersglut

brennt und ich nicht weiß, was ich rede und thue. Es iſt mir oft, als wär't Ihr bei mir. Dann ſprech' ich mit Dir. Nicht wahr, mein ſchönes Liebchen, mein kühner Seeheld? Hörſt Du die Wogen brauſen, die Brandung donnern? Sieh', wie Dein Schiffchen durch die Wellen ſchießt. Ha! ha! Herrlich! Göttlich! Umklammere mich, mein Geliebter! Hu, wie tobt der Sturm! Wie raſt das Meer! Das iſt Wolluſt! Sei doch nicht ſo heftig! Du haſt ja ein Weib. Norcroß, Norcroß halte mich!"

Sie kreiſchte immer lauter, Norcroß ſah ſie beſtürzt an. Der Irrenwärter ſchrie: „Hoho! Sie fängt an und rappelt!" und rief Soldaten von der Wache. Sie wurde gepackt und fortgefüht.

Bald darauf hörte Norcroß, ſie ſei geſtorben.

Einige Jahre darauf hatte der gefangene Kapitän wieder einen ihm lieben Beſuch. Ein ſchlanker ſchöner Mann mit einem netten Weibe am Arme trat in das Zimmer. Norcroß kannte ſie nicht. Da gab ſich ihm der junge Mann als Juel Swale zu erkennen. Und Norcroß weinte Freudenthränen, Juel aber Thränen des bitterſten Schmerzes über das gräßliche Loos ſeines Herrn und Meiſters. Das Weibchen aber war Jane, ſeine Frau. Er erzählte ſeinem unglücklichen Kapitän, wie er nach Madagaskar gegangen und dort reich geworden, hernach nach Schweden zurückgekehrt und als Bootsmann auf einem Linienſchiff angeſtellt worden ſei. Da habe er Janen ihm noch treu gefunden und gefreit.

Einen ganzen Tag blieb Juel, dann nahm er unter Thränen Abſchied. Aber noch oft ſah er ſeinen geliebten Kapitán. Denn ſechszehn Jahre ſaß Norcroß im Käfig, dann wurde er auf Fürbitte der Königin Mutter herausgelaſſen und der Bauer weggeräumt. Er bedankte ſich nicht für dieſe Gnade. Sein Bart war ſo lang, daß er ihm bis zu den Füßen ging. Die Unruhe ſeines Gemüths verließ ihn nie. In den Boden des Bauers hatte er eine tiefe Spur getreten. Wüthend wurde er, daß man alle ſeine Mäuſe verjagt hatte. Ja, er begehrte trotzig ſeinen Bauer wieder.

Nachdem er aus dem Bauer gekommen, vertrieb er ſich die Zeit damit, daß er kleine Schachteln von Kartenpapier verfertigte und mit Goldpapier überzog. Inwendig hinein klebte er einen Zettel, worauf ſein Name geſchrieben ſtand, und unter den Zettel legte er ein Haar ſeines langen Bartes. Auch ſtrickte er Geldbeutel von bunter Seide. Am Ende derſelben in den Knoten knüpfte er ebenfalls ein Haar ſeines Bartes. Beutel und Schachteln pflegte er denen zu ſchenken, die ihn beſuchten. Er erhielt dafür ein Gegengeſchenk, wofür er ſich gute Lebensmittel kaufte.

Auch ſein Sohn beſuchte ihn ſpäter. Da aber derſelbe ein Tuchweber geworden war, ſo wollte der Vater nichts von ihm wiſſen. Mehrmals ſchenkte er ihm ſeine Baarſchaft, hernach bat er aber, daß man den unadligen Menſchen nicht mehr zu ihm laſſen möchte, der ſo gar nichts vom Geiſte ſeines Vaters geerbt habe.

Dina war früh vor Kummer geſtorben.

Vierzehn Jahre lebte Kapitän Norcroß noch im Kerker, ſein braunes Haupthaar und ſein langer Bart waren ſilberweiß geworden, aber aus den Augen ſprühete immer noch das alte Feuer. Er hatte noch ſeine Lebensgeſchichte ausgearbeitet. Dann überfiel ihn eine Krankheit, an welcher er ſtarb. Er war ein ſiebenzigjähriger Greis geworden und hatte ein und dreißig Jahre im däniſchen Kerker geſeſſen. Zwei däniſche Könige waren unterdeſſen geſtorben und der Dritte folgte ihm nur wenige Jahre hinterher.

Bis zum letzten Athemzuge hatte er die Hoffnung nicht aufgegeben, ſeine Freiheit wieder zu erlangen. Da zerbrach der Tod, der mächtige Befreier, die Stäbe ſeines Kerkers und die Seele eines großen Mannes flatterte frei empor aus langer ſchmählicher Gefangenſchaft.

Ende des dritten und letzten Theils.

Der Diplomat.

Novelle

von

Ludwig Storch.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

1834.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Für Manche!

Mit sehr großem Vergnügen habe ich vernommen, daß hie und da gewisse Leute, vorzüglich des schönen Geschlechts, sich über manche Stellen in meiner Novelle: „Malers Traum," die unser gesellschaftliches Unwesen etwas scharf rügen, bitter beklagt und weidlich auf mich geschimpft haben. Ja, es freut mich, daß sie sich getroffen fühlen, diese edeln Seelen, und zu ihrem Troste sei ihnen gesagt, daß ich sie wirklich gemeint habe. Ich hasse nichts mehr, als diese ekelhaften gesellschaftlichen Coterien, die stinkenden Gräber alles bessern öffentlichen Lebens; ich hasse die Menschen, die sich die planmäßige Ausbildung des erbärmlichsten Kleinigkeitsgeistes zum großen Ziel

gesetzt, deren faulendes Außerleben sich um Klatschen, Kartenspielen und Thee dreht; ich hasse diese enge, ängstliche Bürgerwelt voll scheinheiliger Lumpe, voll breitmauliger Gesellen, die nur immer sich selbst und ihre großen Verdienste um Welt und Menschheit im Auge haben, die ewig über Freiheit radotiren, schwadroniren, räsonniren, und zu Hause von einem „lieben Gänschen“ geleitet, mit ekelhafter Breite den Liberalismus zur ungenießbaren Wassersuppe brauen. — Ihr Vertheidiger der Menschenrechte, die Ihr stündlich die ersten Pflichten gegen Euere Nebenmenschen versäumt, die nicht zu Euerer Coterie gehören, Ihr gewaltigen Verlanger der Preßfreiheit, die Ihr wüthet, wenn auf Euere Gemeinheit von fern allegorisch in einem Buche oder Blatte hingedeutet wird, Ihr lärmenden Jacobiner, die Ihr Euch so willig unter den Pantoffel Euerer dummen klatschigen Weiber schmiegt, Ihr sehr redlichen Männer, die Ihr unsinnige Schulden macht, ohne daran zu denken, wovon Ihr sie bezahlen wollt; und Ihr, liebe Frauen, die Ihr so gern Andern die Ehre abschneidet, und, obgleich sehr pochend

auf Euere Tugend und mit Euerer scheinbaren Kälte kokettirend, so baar und blos seid von der wahren Ehre und Würde des Weibes: — Ihr seid auch in diesem Buche gemeint. Die gassenbreite Werthlosigkeit Eueres von Eigendünkel über und über vollgepfropften Ich's hatte ich im Auge, als ich es schrieb; Deine windelweiche, brühedünne, langsam breitfließende, matte Geistes- und Herzensthätigkeit, Du liebes Völklein, schwebt mir noch bei Ausarbeitung einer andern Novelle vor, die ich eben unter der Feder habe. Darin will ich Euch feiern, Ihr holden Frauen, die Ihr statt des Geistes ein inhaltleeres Fluidum habt, das bei jeder Gelegenheit in die Breite geht, statt des Gefühls, eine kränkelnde Empfindelei, die nur in Bezug auf die Wichtigkeit Euerer eignen Person rege wird, statt bescheidner Tugend, stolze lautschreiende Prüderie und aufgeblasene Tugendhaftigkeit, die sich nach süßen heimlichen Sünden sehnt; darin will ich Euch treffen, Ihr langweiligen liberalen Schreier, die Ihr zu den Füßen der Fürsten um ein armseliges Titelchen winselt, und wenn Ihr's erbettelt habt, übermüthig

auf Euere Brüder und Freunde herabsieht; Euch einige Egoisten, die Ihr um ein Paar Thaler die Menschenliebe verkauft; Euch alle, Ihr Lumpe! freut Euch; Einstweilen lest den „Diplomaten“ und ärgert Euch!

Der Verfasser.

I.

Um Mitternacht hielt der Postwagen vor dem geräumigen Gasthofe zu L., und die ermüdeten Reisenden sprangen in ziemlicher Anzahl heraus, den ihnen angewiesenen Zimmern und den wohlbereiteten Betten zueilend, um für die Strapatzen, welche sie sich von ihrem heftigen Unfenthalte versprachen, neue Kräfte zu sammeln.

Ein junger Mann, der mit auf dem Wagen gesessen war, fragte einen dienstthuenden Kellner hastig: „Kann man nicht eine Liste der bereits angekommenen Gastgäste haben? Ist nicht ein Herr von Reinecke darunter?“

„Die Liste soll sogleich in Ihren Händen seyn, mein Herr. Auch ist ein Herr von Reinecke hier schon vorgestern eingetroffen.“

„Bleiben Sie!“ rief der Fremde hastig dem

Vorübergehenden nach. „Wo liegt Herr von Reineke?“

„In diesem Hause No. 17.“

„Kann ich vielleicht ein Zimmer neben dem Seinigen erhalten?“

„Sie sollen No. 18. haben; doch müssen wir eilen, daß das Zimmer nicht vielleicht anderweitig besetzt wird.“

Der Fremde lief hastig; sie kamen noch zur rechten Zeit. Eben sollte das Zimmer für ein Paar Damen eingerichtet werden. Er erhielt No. 18. und lag bald zu Bette.

Ein schmelzendes Adagio schlich sich nach einigen Stunden mild und sanft in das Ohr des Schläfers; er erwachte und horchte mit Entzücken den holden Tönen einer der neuesten und beliebtesten großen Musikschöpfungen.

Mit einem süßen Wohlbehagen erhob sich der junge Mann aus dem Bette und kleidete sich an; dann öffnete er das Fenster. Würzige Düfte, von den nahen Kastanien- und Lindenbäumen ausgesandt, wogten herein. Der Blick flog schwelgend über den schönen Boulevard hin.

Da lag es ſo reizend, ſo freundlich hell, ſo ſonnlich glänzend, das liebliche L., wie der koſtbare Brautſchmuck, das flimmernde Kleinod, das die Braut oben aus dem Schreine hervorzieht, und das heute, an ihrem Ehrentage, zum erſtenmale auf ihrem Alabaſterbuſen hüpfen ſoll, ſo jungfräulich, wie er ſelbſt; und wie die Edelſteine, gehoben und verſchönt von der reichen güldnen Einfaſſung, gleichſam hellern Glanz ausſtrömen und das bräutlich trunkne Auge nur noch höher entzücken, ſo prangten die niedlichen und geſchmackvollen Häuſer noch mehr, eingefaßt von den blüthentragenden Sträuchen der zahlreichen Boskets, von der Menge Bäume, von dem friſch grünen Raſenteppich und all den herrlichen Anlagen umher, und das Auge des jungen Mannes badete ſich eine geraume Zeit in der Fluth bunter Bilder, die ſich ſeiner Ueberraſchung entgegendrängte.

Die Fülle der Tonphantaſie, die noch immer in ſein Zimmer rauſchte, und das lachende Bild der Gegend in friſchen Morgenglanz getaucht, ſchmolzen in ſeiner Seele zuſammen, und es wurde

ihm offenbar, daß Gegend und Muſik ſich einander ergänzten und erklärten.

Die Töne verſtummten; der junge Mann dachte daran, daß er auch leibliche Speiſe zu ſich nehmen müſſe. Er ſchellte, bat ſich vom eintretenden Kellner das Frühſtück aus, und fragte zugleich: „Was war das für eine ſchöne Muſik?“

„Es iſt hier Sitte, daß jeder Badegaſt am Morgen nach ſeiner Ankunft von einer Morgenmuſik begrüßt wird.“

„Eine löbliche Sitte. Iſt Herr von Reinecke ſchon munter?“

„Ich habe ihm ſo eben das Frühſtück gebracht.“

„So bringen Sie das Meinige ebenfalls auf ſein Zimmer.“

Sobald ſich der Kellner entfernt hatte, ordnete der Fremde ſeinen ſehr eleganten Anzug und klopfte bald darauf an die Thüre von No. 17. Auf ein etwas barſches „Herein!“ trat er nicht ohne eine kleine Schüchternheit in das Zimmer. Sein Blick fiel auf einen mehr kleinen als mittelgroßen Mann von unterſetztem Bau, glänzend ſchwarzem lockigen Haar, ſtarken Augenbrauen,

unter denen ein ſchwarzes ſehr geiſtreiches Auge hervorſtach, ſtarkem Schnurrbart, Backen- und Kinnbart, alles von brennend ſchwarzer Farbe. Der dunkle Teint des Geſichts und ein faltiger Zug über die Wangen ließ den Beſitzer vielleicht älter erſcheinen, als er wirklich war. Er ſchien aber ſechs und dreißig bis vierzig Jahre alt zu ſeyn. Herr von Reinecke war noch im tiefſten Negligée; aus dem Schlitz des äußerſt feinen und ſchneeweißen Hemdes ſah eine braunſtarke Bruſt, über und über mit grauſen ſchwarzen Haaren bewachſen, hervor.

Seltſam ſtach die Geſtalt des Eintretenden gegen die des Bewohners dieſes Zimmers ab; denn während dieſer, wie eben beſchrieben, gleichſam als verkörperte Mannskraft erſchien, ſo hatte jener viel Weiches und faſt Weibliches in ſeiner Erſcheinung. In dem weißen, von ſanfter Röthe überhauchten Geſichte lag etwas Einſchmeichelndes, und wenn auch die Züge deſſelben gerade kein feſtes Bild vom Charakter des jungen Mannes geben konnten, ſo waren ſie doch ſehr geſchickt, für ihn zu gewinnen. Auſſerdem war in

ſeinem Weſen eine gewiſſe Zierlichkeit und Gewandtheit, was ſich vorzüglich in der ſorgſamen Pflege ſeines blonden, künſtlich gelockten Haupthaares, in ſeiner ſehr gewählten modernen Kleidung, in Gang, Haltung und Bewegung ausſprach.

Der Eingetretene näherte ſich dem Bewohner von No. 17. mit einer leichten, anſtändigen Verbeugung und trat faſt näher an ihn heran, als ſchicklich war. Die Blicke beider wurzelten einen Augenblick in einander, dann ſagte der Erſtere zu Herrn von Reinecke mit einem angenehmen ſchier ſchelmiſchen Lächeln flüſternd: „Alcibiades!“ In dem neugierigen Geſichte des Herrn von Reinecke zuckte plötzlich ein Freudenſtrahl auf; er ergriff haſtig die Hand des jungen Mannes und ſagte ebenſo: „Godoy!“ und ſogleich umarmten ſich beide, wie ſich ein Paar Hofleute, die ſich perſönlich kennen lernen, nachdem ſie ſich ſchon lange dem Namen nach gekannt haben, umarmen, und was dieſer Begrüßung an herzlicher Innigkeit abging, das erſetzte ſie durch eine gewiſſe Wärme, die zur Erreichung egoiſtiſcher Zwecke Theil an einem Andern nimmt. Inzwiſchen

ſchien von Seiten des jüngern Mannes doch mehr Aufrichtigkeit obzuwalten, als von der des ältern.

„Herr von Loſewitz!“ ſagte Reinecke mit derjenigen verbindlichen Artigkeit, welche in Dienſtverhältniſſen der Niedere dem Höhern meiſt erzeigt, aber dabei noch mit einem Anſtrich von Schmeichelei, die nicht die Beigabe edler ſelbſtſtändiger Charaktere iſt, „Herr von Loſewitz, ich freue mich ſehr, Sie perſönlich kennen zu lernen. Die Gnade Ihres Herrn Vaters —“

Der Kellner trat ein und brachte das Frühſtück für Herrn von Loſewitz, und der Sprecher verſtummte auf einen Wink deſſelben. Kaum ſahen ſie ſich wieder allein, als der junge Mann flüſternd ſagte: „Ich muß Sie bitten, mich nicht bei meinem Familiennamen zu nennen; ich habe Gründe, einen andern Namen hier zu führen, ſo gut, wie Sie, und in meinen Päſſen ſteht: Lieutenant von Müllersdorf, außer Dienſt.“

„Gut denn, mein Herr von Müllersdorf. —“

„Und um die Aufmerkſamkeit, die ſich vielleicht mit uns beſchäftigen könnte, in jeder Hinſicht

zu täuſchen, bitte ich Sie, mich für Ihren alten Bekannten, meinetwegen für einen Univerſitäts-freund, auszugeben.“

„Mit Freuden, mein neuer alter Freund.“

„Sie hören, daß meiner Sprache Niemand mein Vaterland abmerken ſoll; ich habe darauf ſtudirt, ein wenig zu berliniſiren.“

„Ein Diplomat muß alles lernen. — Sie haben mir noch nichts von Ihrem Herrn Vater geſagt,“ fuhr Reinecke fort, und warf einen ſtechenden Blick auf den jungen Mann.

„Zuerſt mußte ich doch Ihre Bekanntſchaft machen und Sie über unſre Stellung hier unterrichten. Das Uebrige wird ſich alles finden. Ich habe Aufträge, ſehr wichtige Aufträge von meinem Vater an Sie, und vielerlei mit Ihnen abzuhandeln und abzuſchließen. Einſtweilen mag mein Vater ſelbſt zu Ihnen reden.“ Mit dieſen Worten zog er ein kleines Porteſeuille aus der Bruſttaſche, und nahm ein mit Ziffern und andern wunderlichen Charakteren beſchriebenes Blatt heraus. Reinecke ſuchte ebenfalls ein Taſchenbuch hervor, zog aus demſelben einen kleinen Zettel,

entfaltete und hielt ihn neben den Brief. Dieſes Zettelchen ſchien den Schlüſſel zum Verſtändniſſe der Zifferſchrift zu enthalten. Ein wohlgefälliges Lächeln verbreitete ſich bald über das Geſicht des Leſers, und mit einem von Freude und Pfiffigkeit gemiſchten Ausdruck fiel dann ſein Auge auf den Ueberbringer.

„Sie ſcheinen mich fragen zu wollen,“ ſagte hierauf der junge Mann, der hier unter dem Namen von Müllersdorf auftrat, „ob ich den offnen Brief geleſen habe? Allein ich verſichere Sie, daß ich von meinem Vater noch nicht in dieſe diplomatiſche Schriftſprache eingeweiht wurde, folglich nichts verſtehen kann.“

„Sie ſollen Alles erfahren,“ verſetzte Reinecke.

„Nun, mein Vater hat mich auf Sie vertröſtet.“

„Ihr Herr Vater war beim Herzoge A. v. Z. in Karlsbad, wie er mir ſchreibt,“ fuhr Reinecke leſend fort, „und hat Sie an den Marcheſe nach Marienbad geſchickt?“

„So iſt's!“

„Wie fanden Sie den Marcheſe?“

„Er befand ſich in dem kleinen Gefolge des Prinzen F. von Z., ſchien ſich der beſten Geſundheit zu erfreuen und benahm ſich äuſſerſt gütig gegen mich.“

„Erwähnte er vielleicht meiner?“

„Gewiß, und zwar mit vielem Lobe. Und als er von mir hörte, daß ich nach L. reiſen würde, um perſönlich mit Ihnen zu verhandeln, bat er mich, Ihnen zu ſagen, daß er ebenfalls bald hier ſeyn werde.“

„Wie aber ſteht es mit der Geſundheit des Prinzen F.? Hat ſich ſein Zuſtand gebeſſert?“

„Der Marcheſe verſicherte mir im Gegentheil, daß er ſich verſchlimmert habe. Die Perioden, in welchen des liebenswürdigen Prinzen Geiſt gleichſam wie mit einem Nebelflor umſchleiert iſt, ſind jetzt von größerer Dauer und kehren öfter wieder, als während ſeines letzten Aufenthaltes in Rom.“

„Schlimm! ſehr ſchlimm! Und unſern ſchönen Plänen ganz zuwider!“ rief Reinecke aus. „Der Prinz hätte nicht wieder in das dumpfe Deutſchland zurückkehren, er hätte in ſeinem heitern

Rom bleiben ſollen. Für ihn wäre es beſſer geweſen, er wäre Cardinal geworden, wozu ihn der Papſt beſtimmt hatte. Aber da Herzog A. ohne männliche Deſcendenz bleibt, ſo kann Prinz F. hier bei weitem mehr nützen. Der Plan war ſo ſchön, und doch ſcheint er zu ſcheitern.“

„Mein Vater war nach den verſchiedenen Unterredungen mit dem Herzoge A. in Karlsbad nicht Ihrer Meinung. Auch der Marcheſe ſah in der Krankheit des Prinzen kein beſondres Hinderniß, und meinte, die Individualität der beiden fürſtlichen Brüder ſey ſo ſtreng verſchieden, daß ſich A. doch auf keinen Fall von F. würde haben beſtimmen laſſen. Es müßten ganz andre Triebfedern in Bewegung geſetzt werden, ſagte er, um einen Fürſten von ſo höchſt ſonderbarem und abnormen Charakter für die große Sache zu gewinnen, wie Herzog A.; doch ſchien's, als ob der Marcheſe ſich über dieſen Punkt nicht deutlich gegen mich erklären wollte.“

„Ich brenne vor Begierde, die Bekanntſchaft dieſes Herzogs zu machen, denn ich habe zu viel Sonderbares von ihm gehört,“ ſagte Reinecke.

„Erfuhren Sie nichts über seine Heimkehr? denn es wird Ihnen durch Ihren Herrn Vater bekannt seyn, daß wir beide bestimmt sind, den Herzog bei seiner Rückkehr aus Karlsbad in seiner Residenz zu empfangen, und daß dies der Grund ist, weshalb gerade L. zum Orte unsres Zusammentreffens gewählt wurde."

„Ich weiß Alles," versetzte Müllersdorf. „Doch, Liebster, ich dächte, für den Anfang hätten wir über unsre geheimen Angelegenheiten genug geplaudert; ich sehne mich, den schönen Badeort zu durchwandern und auch von andern Dingen mit Ihnen zu sprechen. Begleiten Sie mich."

„Mit Vergnügen!"

Während Reinecke mit Ankleiden beschäftigt war, blickte Müllersdorf auf den immer lebendiger werdenden Platz vor dem Hause und ergötzte sich an der Frische der Bergluft, die morgentlich kühl ihm entgegen wogte. Da bemerkte er zwei Damen, die eben den rechten Bogengang um die Fontaine herauf kamen, und auf das Badehaus zuschritten. Ihr sehr gewählter, fast kostbarer Morgenanzug hielt zuerst seine Blicke

feſt, aber ihre reizenden Geſichter, ihr herrlicher Wuchs, die Grazie ihrer Bewegungen feſſelten ſie vollends ganz, und ließen ihn ſelbſt die Schönheit der Gegend auf Augenblicke vergeſſen. Irgend ein Entzücken verkündender Ausruf Müllersdorfs lockte Reinecke ebenfalls an's Fenſter, doch kaum hatte er die Damen erblickt, als ſein Auge mit jenem argwöhniſchen lauernden Ausdruck, den es unbelauſcht anzunehmen pflegte, an dem freudeverklärten Geſichte ſeines neuen Freundes hing, und in die Züge ſeines eignen Geſichtes ſich eine gewiſſe Bitterkeit miſchte, die einen ſtarken Kontraſt zu dem ſüßen Lächeln des Andern bildete. Reinecke wandte ſich ab, um ſeine Toilette zu vollenden, Müllersdorf aber blieb am Fenſter, bis die Damen in's Haus getreten waren, jeden ihrer Schritte mit ſtrahlendem Auge verfolgend.

„Wahrhaftig!“ rief er dann zu Reinecke gewendet, „dieſer junoniſchen Geſtalten wegen allein ſchon dank' ich es dem Geſchicke oder vielmehr der diplomatiſchen Geheimnißkrämerei, daß ſie mich nach Bad L. geführt hat, das Vergnü-

gen, Ihre persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben, mein Freund, die Annehmlichkeiten der Reise und die Reize der hiesigen Umgegend jetzt gar nicht mitgerechnet; denn in der That, die unvergleichliche Schönheit der einen Dame nimmt mir vor der Hand den Kopf ganz ein."

„Und welche von den beiden Huldinnen hat denn das große Glück, in so ungeheurer Eile das Herz eines so sehr hoffnungsvollen jungen Mannes gewonnen zu haben?" fragte Reinecke nicht ohne ironische Betonung.

„Die zur Rechten war die Sonne, die Andre nur ein Stern. Ich beschwöre Sie, Freund, kennen Sie die Schöne?"

„Sie sind noch kein Diplomat!" warnte Reinecke mit verbissenem Aerger. „Viel zu stürmisch! Viel zu offen! Lassen gleich Alles errathen. Ich werde meine Lektionen gleich diesen Morgen mit Ihnen anfangen müssen. Nicht in den Geschäfts-Angelegenheiten allein muß der Diplomat Diplomat seyn; nein, in allen Angelegenheiten des Lebens; denn das ganze Leben mit all' seinen Kreisen und Feldern gehört seiner Wirksamkeit

an, alles fällt in's Geſchäft. Geſetzt nun den Fall, ich wäre ein Heimlicher von der feindlichen Partei, ich würde ſogleich Ihre wildaufbrauſende Neigung zu jener Dame zu meinem Vortheil benutzen und gewiß mit Glück benutzen."

„Sie ſind es ja aber doch nicht!" rief der blonde Jüngling ärgerlich. „Man wird doch unter Freunden dem begeiſterten Erguß der Natur freien Lauf geſtatten, und wo man ſich unbelauſcht weiß, das Herz offen reden laſſen dürfen?"

„O wie ſehr recht hat Ihr Herr Vater, wenn er mir ſchreibt, daß Sie über die Grundelemente der Diplomatie noch nicht im Klaren ſind! Nein, mein junger Freund, nie dürfen Sie daran denken, jenem rohen Götzen zu huldigen, den man ſo gewöhnlich Natur nennt. Laſſen Sie dieſen unwürdigen Götzendienſt dem gemeinen Volke, der unverſtändigen Maſſe. Gönnen Sie ſeine Verehrung gutmüthigen Schwärmern, überſpannten Phantaſten, denen es beliebt, ſich Künſtler zu nennen, wie die Dichter und Verſemacher, die Maler und Farbenkleckſer, Tonſetzer und Muſikanten, laſſen Sie dieſe Narren unverſtandnes,

unverdautes Zeug von Natur, Recht, Wahrheit in den Tag hinein faſeln, laſſen Sie die leichtbewegte dumme Menge ihnen zuweilen einigen kleinen Beifall zuklatſchen, der ihnen eine kindiſche Freude ohne Nachhalt und Bedeutung bereitet! Wir, wir ſind die Herren der Welt, die wir jene unbehülfliche Natur verachten und auf den Flügeln des ſcharfen Verſtandes uns zur wahren Kunſt erheben. Ja, mein Freund, der Diplomat, der Staatsmann iſt der wahre Künſtler; er übt die höchſte Kunſt, die des Umgangs. Sie will wohl ſtudirt, ſie will fleißig betrieben und ſtets mit Luſt und Eifer ausgeübt ſeyn, eh' man Meiſter in ihr wird. Die erſte Regel aber iſt, die Sie noch nicht zu kennen ſcheinen: ſich niemals von einer Aufwallung hinreißen zu laſſen, ſich gegen Niemand ſelbſt in der ſcheinbar unbedeutendſten Sache — es iſt nichts unbedeutend in der Welt — bloszugeben, nicht gegen Geliebte, Weib, Verwandte, Freund. Die Diplomatie erkennt nur ſich ſelbſt als weſentlich an; von Liebe, Freundſchaft ꝛc. weiß ſie nichts, oder es ſind ihr

nur unwesentliche Begriffe, ihr untergeordnete Kategorieen des Verstandes, die sie zu ihren grossen Zwecken zu benutzen strebt und meist trefflich benutzt. Um also die erste Regel gleich in einen praktikabeln Satz zusammen zu fassen und mit wenig Worten in ihr ein Grundaxiom der diplomatischen Kunst aufzustellen, was Sie sich gefälligst tief in die Seele einprägen und in Blut und Saft verwandeln mögen, dürften folgende Worte hinreichen: Suche Aller Blößen zu erforschen und zu benutzen, und hüte dich, dir selbst eine zu geben. Aus diesem Haupt- und Grundsatz lassen sich gleich folgende Nebensätze ableiten: Rede nie die Wahrheit, gieb dich niemandem, wie du bist."

„Ich bitte Sie um Gotteswillen!" unterbrach hier der junge Mann den Redefluß Reinecke's, der mit dem Eifer und dem Lehrton eines Privatdocenten, der seiner Sache gewiß ist, auf ihn einkanzelte. — Müllersdorf hatte bis jetzt in sich versunken und vergebens unangenehme Gefühle bekämpfend, mit dem Rücken an die Fensterbrüstung gestanden. — „Hören Sie jetzt auf! Ich

habe für die erſte Lektion ſatt und genug und werde an dieſer viel zu thun bekommen. Ein anderes Mal, wenn ich mich geſammelt habe und beſſer dazu aufgelegt bin, nehme ich mir die Freiheit, einiges darauf zu erwiedern; denn Sie dürfen keinen Tertianer in mir vermuthen, der ſein Penſum eifrig memorirt, ohne nach Sinn und Inhalt deſſelben zu fragen. Jetzt ſagen Sie mir lieber, wenn Sie es anders im Stande ſind, wer war die reizende Dame, die meine undiplomatiſche Expectoration hervorrief?“

„Schon dieſe Frage beweißt, wie wenig noch die erſte Regel bei Ihnen Wurzel geſchlagen hat. Doch weil wir noch nicht länger als zwei Stunden beiſammen ſind, ſo will ich ſie Ihnen hingehen laſſen und beantworten. Jene Dame iſt die Comteſſe Helena Villaplotzky, eine Polin, wie Sie aus dem Namen hören; die Andre iſt ein Fräulein von Grünewald, wie es mir ſcheint, die Geſellſchaftsdame der polniſchen Gräfin.“

„Iſt mir's doch, als hätt' ich ſchon von der Comteſſe gehört?“

„Es iſt leicht möglich, denn ſie war — wenn auch nur kurze Zeit — in ***."

„Ich bin auf ihre nähere Bekanntſchaft begierig."

„Sie wird Ihnen wenig helfen," lachte Reinecke gezwungen; „denn, wie man gehört hat, iſt die Comteſſe Braut, und erwartet hier ihren Verlobten."

„In aller Heiligen Namen! Ich habe nichts dawider," verſetzte Müllersdorf, ohne eine unangenehme Empfindung, die Reinecke's Nachricht in ihm hervorgerufen, ganz unterdrücken zu können.

Sie gingen und traten in's Freie heraus. Die freundliche Sonne ſchmückte die Gegend mit Farbenglanz, und wie ein hingezaubertes kleines Paradies, breitete ſich das ſchöne L. vor ihnen aus. Das Herz des gemüthlichen Jünglings wallte über vor Entzücken und alle Diplomatie vergeſſend, rief er: „O ſehen Sie nur an, wie allerliebſt hier ſchon die Ausſicht iſt, wie unvergleichlich herrlich muß ſie erſt von einer der umliegenden Berghöhen ſeyn!"

„Sehr ſchön!“ ſagte Reinecke, indem er hinter Müllersdorfs Rücken ſein Portefeuille aus der Taſche zog und den erhaltenen Zifferbrief noch ein Mal durchmuſterte.

Der Andre überließ ſich unterdeſſen ganz dem angenehmen Eindruck, welchen das vor ihm liegende lebendige Landſchaftsbild auf ihn machte. Und wirklich war der Anblick werth, von fühlenden Herzen aufgenommen und genoſſen zu werden. Das Dorf mit ſeinen meiſt kleinen Hütten und rothen Ziegeldächern zog ſich ſüdöſtlich vor ihren Augen hin, theilweiſe hinter beblümten Hügeln und grünen Büſchen verſteckt, daran reihten ſich weſtlich, und näher dem wonnetrunknen Beſchauer, die neuern ſtädtiſchen Häuſer, der Geſundbrunnen ſelbſt auf einem Plane, rechts davon die einfach ſchönen Gebäude des Theaters und des herzoglichen Sommerſchloſſes, ſo wie der übrigen fürſtlichen Bauten. Weiter weſtlich wurde die grüne Ebne vom Fluſſe durchſchnitten und eine ſchöne mit ſtolzen Bäumen garnirte Chauſſée durchſchlängelte ſie, wie ein breites weißes Band, das ſich um den mit grünen Stoffen geſchmückten

Leib eines holden Weibes legt. Zur Linken der romantiſch düſtre Erdfall mit ſeiner ſchauerlichen Grotte, ſeinen ſchlanken hohen Bäumen, unter deren kühlem rauſchenden Blätterdache, umgeben von einem weiten Kranze abentheuerlicher Felsſtücke die Badegeſellſchaft Mittags ſpeiſt, begrüßt von der ſtarken plätſchernden Quelle, die unter der bedeutungsreichen Sphinx aus dem Felſen hervorſchießt, weiter hinunter das dichte grüne Laubholz, gleichſam lockend und rufend mit ſeinen grünen Blätterzungen, ſich in ſeiner Dämmerung den ſchwärmeriſchen Gefühlen der Einſamkeit zu überlaſſen. Dicht vor des Schauers Augen der grüne Abhang mit den beiden Halbkreiſen der Auffahrt und in ihrer Mitte die hochaufſteigende Fontaine, die ihr kryſtallklares Waſſer in Perlen- und Staubregen verwandelt, worin die Strahlen der Sonne ſich zu den lieblichen Regenbogenfarben brachen, in das weite, von Schwänen und Enten durchfurchte Baſſin zurückgab. Den Hintergrund bildeten die mäßigen ſonnumglänzten Berge, die ihre theils waldbewachſenen, theils kahlen Häupter recht jugendlich friſch in die blaue

Himmelsluft des heitern Morgens ſtreckten, um ihre Nahrung daraus zu trinken.

Als ſich Müllersdorf beim Weitergehen wandte, erblickte er auch die auf der nördlichen Seite auf einem Bergrücken gelegene Ruine der alten Burg L., welche dem neuen Bade den Namen gegeben hat, und wie ein ernſter Greis Lauf die heitere Luſt und Leben durchſtrömte Jugend ſeines Taufpathen herabſah. Rechts von der Ruine begrenzten wieder nahe grüne und ferne blaue Berge den entzückten und doch immer nach neuen Genüſſen gierigen Blick des jungen Mannes.

„Hier iſt liebliche Kraft und kräftige Lieblichkeit vereint!“ rief Müllersdorf endlich aus; „wahrlich, die ganze Gegend mit ihrem romantiſchen Zauber iſt wie zur Liebe und zum Liebesgenuß geſchaffen, und führt deshalb mit vollem Rechte ſeinen ſchönen Namen. Diplomaten ſollten hier ihre Zuſammenkünfte nicht halten.“

„Es kommt im menſchlichen Leben durchaus nicht auf die uns umgebenden Objecte zur Begründung von Glück, Ehre und Wohlſein an,“ begann jetzt Reinecke wieder, durch die letzte

Aeuſſerung Müllersdorfs aufmerkſam gemacht, indem er ſein Taſchenbuch einſteckte, „ſondern lediglich auf unſre Subjectivität. Hat dieſe ihre feſten Grundlagen ein Mal in ſich ſelbſt gefunden und vagirt nicht ohne Zweck und Ziel in die troſtloſe Weite hinaus, ſo iſt ihr das Object, welches nicht eben ihr Ziel iſt, oder zur Erreichung ihres Zieles in keiner Hinſicht nützlich und dienlich ſeyn kann, gänzlich einerlei. Dieſer allerdings ſchönen Gegend iſt es ganz gleichgültig, ob hier Schwärmer und verrückte Köpfe zuſammenkommen, um Unſinn zu ſchwatzen, oder Männer von Gewicht und Anſehen, verſtändige Leute, um das Beſte der Welt zu berathen; dieſen letztern Männern iſt es aber auch einerlei, ob ſie in einer polniſchen Ebne oder in einem italieniſchen Berggarten berathen und denken, wenn nur ihrer Bequemlichkeit nichts abgeht. Sie haben über dieſen Gegenſtand falſche Begriffe, mein Freund.“

2.

Die Unterhaltung wurde durch das Blaſen des Thürmers unterbrochen, welcher mit dieſem Zeichen die Ankunft neuer Fremden ankündigte, und nicht lange darauf ſahen die Beiden einen ſchwerbepackten Reiſewagen, von vier Pferden mühſam gezogen, auf das Badehaus zufahren.

„Mich ſoll es ſehr freuen,“ ſagte Müllersdorf, dadurch vom Gegenſtand des Geſprächs abgezogen, „wenn es hier in dieſem kleinen Paradieſe recht lebendig wird. Durch eine Anzahl ungebundner Leute, die alle ſteifen Formen und alle drückenden Verhältniſſe daheim gelaſſen haben, wird das Leben des Einzelnen erſt in jene bunten Regenbogenfarben der Sorgloſigkeit und Heiterkeit getaucht, von denen es ganz durchdrungen ſeyn muß, wenn es nicht ſchaal werden ſoll; und wahrlich! ich habe mir vorgenommen, mich hier ein Mal, ledig alles läſtigen Zwanges, der mir in W. wie ein Joch auf dem Nacken liegt, munter und fröhlich zu bewegen, wie ein Fiſch im Waſſer.“

Reinecke machte ein mißbilligendes Geſicht und wollte etwas ſagen, Müllersdorf ließ ihn aber gar nicht zum Worte kommen, ſondern rief, ihn fortziehend: „Und zum Beweis ſehen Sie gleich meine Neugierde, zu erfahren, welche Geſtalten jenem wandernden Hauſe wohl entſteigen werden. Vielleicht ein guter ehrwürdiger Mann aus der alten Zeit, mit Perrücke und Zopf, mit langem goldbeſchlagnen ſpaniſchen Rohre und Klappenſtiefeln oder Schnallenſchuhen, mit einer Bratenweſte und einem dreieckigen Hute; oder ein zarter Seladon der neuern Zeit, ein Hofmann, der ſich in allen Moden gefällt, und deshalb das alte Erbſtück von Wagen nicht abgeſchafft hat; oder auch ein ehrlicher Landedelmann in beſter Qualität; ein wohlconditionirter Kaufmann; ein ſpindeldürrer Oberbeamter, dem die Niederträchtigkeit an der Stirne ſteht, oder ein hochnaſiger Ariſtokrat, der ſich ärgert, daß der liebe Herrgott auch der bürgerlichen Canaille gewogen zu ſeyn verſprochen hat und ſich von derſelben ſo gemein behandeln, ja ſogar duzen läßt.“

„Abſcheulich! Ganz unwürdig und plebey!“

murmelte Reinecke halb verſtändig und mit unterdrücktem Aerger, den er nicht auslaſſen konnte, weil der Wagen heran gekommen war und ein dienſtfertiger Kellner bereits den Schlag geöffnet hatte. Ein langer, ſehr einfach in einen blauen Ueberrock gekleideter Mann ſtieg mit Hülfe des Kellners zuerſt heraus; ihm folgten zwei rothwangige artige Mädchen, die mit jener unbehülflichen Grazie dem Wagen enthüpften, wie man ſie wohl bei Landſchönen zu finden pflegt, an welche ſie auch durch ihren etwas bunten und überladnen Putz — am Reiſeanzuge um ſo auffallender — erinnerten. Den Schluß des Zugs machte ein hübſcher bleicher Mann, der ſorgfältig modern gekleidet war, das eiſerne Kreuz trug und an einem Krückenſtocke mühſam ging. Reinecke wandte ſich bei ſeinem Anblicke raſch um, und kehrte ihm den Rücken zu.

Der alte lange Herr war kaum zum Wagen heraus, als er ſich auch mit dem freundlichſten Geſicht an Müllersdorf wandte, grüßend an die kleine Filzmütze griff und dem jungen Manne, der, an den breiten Stamm einer Kaſtanie ge-

lehnt, ſeinen Betrachtungen über die Ausſteigenden nachhing, mit lachender Geberde eine Priſe Tabak aus einer ungeheuern Muſcheldoſe darbot, ihn dann auf die Schulter klopfte und zutraulich ſagte: „Nun, junger Herr, was ſagen Sie zu den verwetterten demagogiſchen Umtrieben? Was die Teufelsjungen auf den Univerſitäten doch Alles aushecken! Die ***ſche Regierung fühlt ihnen aber gut auf den Zahn. Ich denke, ſie haben's eingebrockt, werden's wohl auch auslöffeln müſſen. 's iſt ihnen platterdings nicht zu helfen. Was? —"

Als der Sprecher aus dem Stillſchweigen des Angeredeten deſſen Erſtaunen merkte, fuhr er lachend fort: „Na, nichts für ungut, junger Herr! Ich bin ſo ein alter ehrlicher deutſcher Degenknopf und liebe das alte Gleis, wenn's auch nicht immer ganz eben geht — 's thuts ein Mal nicht in dieſer unvollkommnen Welt — und Sie ſind vielleicht auch Einer von den jungen tollen Weltverbeſſern; ich kann's nicht wiſſen. Sehen Sie, ich unterhalte mich gern mit Leuten, die etwas verſtehen, und Sie ſehen mir gerade ſo

aus. Viel Zeremonien ſind nicht meine Sache; deshalb mach' ich mich gern an jedem Orte, wohin ich komme, ſogleich mit den Leuten bekannt, und wenn Ihnen das nicht unangenehm iſt, ſo laſſen Sie mich hier im ſchönen L. in Ihnen gleich den Erſten finden, zwiſchen dem und mir alles Fremdthun aufhört. Uebrigens mögen Sie ein Demagog ſeyn oder ein Fürſtendiener, es gilt mir gleich; denn mit Voltaire ſage ich auch: Alle Arten ſind gut, die Langweiligen ausgenommen. Was? —"

„Unſtreitig muß ich es mir als ein ſehr glückliches Ereigniß anrechnen," verſetzte Müllersdorf, „das mir die Ehre Ihrer Bekanntſchaft ſo ſchnell verſchafft, und ich bin nie geſonnen, die Hand zurückzuweiſen, die mir ein braver Mann zum nähern Vereine bietet, zumal, wenn er weit älter iſt, als ich, und ſo würdig, ſo gaſtlich, ſo freundlich ausſieht, wie Sie, mein werther Herr."

„Allerliebſt geſprochen, mein lieber junger Freund!" rief der Fremde, und hätte den neuen Bekannten in der Freude ſeines Herzens faſt umhalſt. „Hier iſt meine Hand! Mein Herz hängt

dran. Wir werden gute Freunde, das seh' ich schon. Ich bin der Baron von Hohmannsdorf, Gutsbesitzer in der preußischen Provinz Sachsen; die bei den Blitzmädels da sind meine Töchter; die dort in der Thüre steht, ist die älteste, Charlotte, und Braut des jungen Mannes, des Lieutenants von Wittenbach, der das eiserne Kreuz auf der Brust sitzen hat, ein braver Kerl ist und von einem Streifschuß ein Bischen hinkt." Hier unterbrach er sich selbst, indem er dem Postknecht, welcher mit dem Bedienten den Wagen abpackte, zurief: „Schwager, nehm' er sich in Acht, daß er mir von meinen Gläsern keines zerschlägt. Sie sind zwar gut eingepackt, aber solch unwirsche Hände zerbrechen wohl Stein und Stahl. Die Hutschachtel nicht so herumgeworfen! Potz Wetter! ich kenn' euch schon, ihr Sakramenter! Ihr behandelt Alles, wie euer Pferdegeschirr." — Dann wandte er sich wieder zu Müllersdorf und fuhr mit der vorigen Freundlichkeit fort: „Ja, lieber junger Freund, mit Leuten dieses Schlags hat man seine Müh' und Noth. Solch Volk fängt Alles dumm und verkehrt an, und macht

dabei doch, Gott weiß! was für Ansprüche. Die alten französischen Narrenspossen von Freiheit und Gleichheit rumoren den Burschen immer noch im Kopfe. Die Franzosen haben doch stets nur Unheil in der Welt angerichtet. Was hat ihnen all der alberne Lärm geholfen? Jetzt sind sie heilfroh, daß ein Bourbon nur wieder auf dem Throne und der Adel der dummen Canaille wieder auf dem Dache sitzt. Wahrhaftig, es ist nicht zu bestreiten, was das alte goldne Sprichwort sagt — und die alten Sprichwörter soll man in Ehren halten —: auf ein grobes Klotz gehört allzeit ein grober Keil. Was?"

„I nun," versetzte Müllersdorf, „es wäre vom lieben Herrgott recht schön, wenn er alle Nichtadligen und Armen zu groben Klötzen gemacht hätte, fürwahr, dann hätte der Adel ein unbestrittnes Recht, grobe Keile zu seyn. Nun ist aber, meiner bescheidnen Lebenserfahrung nach, die Sache gar oft umgekehrt, die Klötze sind unter den Adligen und die Keile, grobe und feine, unter den Bürgerlichen. Ich finde aber nöthig, zu dieser Bemerkung hinzuzusetzen, daß ich der

altadligen Familie von Müllersdorf entsprossen und kaiserlich östreichischer Offizier bin."

„Müllersdorf!" rief Herr von Hochmannsdorf, machte große Augen und zog das Maul schief, eh' er aber dasselbe zum Sprechen aufthat, drängte sich Reinecke zwischen beide und sagte mit geläufiger Zunge:

„Es ist nicht zu läugnen, in der rohen Natur liegen die Elemente chaotisch durch einander, und dies ungeordnete Verhältniß ist sich gleich im Reiche der Materie, wie der Idee. Aber der Mensch hat seinen Verstand dazu, daß er ordne, klassificire und sich des rohen Stoffes so bemeistere, daß er unter seiner Hand ein ganz andrer wird. So entsteht die Kultur. Es ist heilige Pflicht, diese Ordnung beizubehalten und nicht zuzulassen, daß die Welt wieder in das alte Chaos zurückstürze. Lassen Sie mich ein Beispiel vom Ackerbau brauchen. Die Natur hat die Erde geschaffen, hier Land, dort Meer, dort Felsen ꝛc.; auf dem Lande wachsen Kräuter, Sträuche, Bäume, alles bunt durch einander. Allein nichts bringt rechten Nutzen; es ist keine Ordnung, keine

Klaſſification in der Natur. Nun kommt der Ackermann, der reutet und pflügt und vertilgt alle Sträuche, Blumen, Bäume auf ſeinem Acker, um allein die ihm nützliche Saat darauf zu gewinnen. Damit iſt ja keineswegs geſagt, daß die Sträuche, Kräuter ꝛc. zu nichts tauglich wären. Denn nun kommt der Gärtner und pflanzt Obſtbäume, Gemüſe, Heilkräuter, der Luſtgärtner legt den Blumengarten an, der Jäger den Wald, und jedes Gewächs wird an ſeinen Ort verwieſen. Die Natur hat Alles hervorgebracht, des Menſchen Verſtand aber erſt Ordnung geſchaffen. Ganz daſſelbe Verhältniß iſt in der geiſtigen Welt des Menſchen. Die Natur ſchafft die Menſchen ohne Unterſchied, das iſt nicht zu läugnen; des Menſchen Verſtand hat aber die Klaſſen gemacht, zum Heil der Menſchen ſelbſt. Da iſt der Adel, der Bürger-, der Bauernſtand, da iſt das Militair, die Prieſterſchaft; und über allen der Fürſt. Die höhern Stände ſind ihrer Natur nach die Gebildeten; damit iſt nicht behauptet, daß unter den Menſchen der andern Stände nicht manche witzige Köpfe ſich verfinden. Allein das Geſetz

der menschlichen Ordnung hat sie von vorn herein aller der Rechte beraubt, welche die höhern Stände, gemäß diesem Gesetze, genießen und es ist der strafbarste Frevel, solche Rechte vernichten zu wollen."

„Aber ist es nicht ein noch weit ungeheurer Frevel, den Schöpfer also zu hofmeistern!" rief Müllersdorf in seinem heiligen Zorne; Reinecke warf ihm aber einen verweisvollen Blick zu, und er schwieg ferner.

„Ich glaube sie ganz begriffen zu haben, mein werther Herr," wandte sich Hochmannsdorf zu Reinecke. „Sehen Sie, ich sage immer, der Mensch hat die allergrößte Aehnlichkeit mit dem Hunde, das Menschengeschlecht mit dem Hundegeschlecht. Es ist dort ein großer Unterschied, wie hier. Zum Beweis: es gibt englische Doggen, Bullenbeißer, Fleischerhunde, Wind- und Jagdhunde, Hühnerhunde, Pudel, Schäfer- und Hirtenhunde, Hofhunde, Hausehunde, als Dächse, Möpse ꝛc., Schooshunde, Staatshunde. Na, da dächt' ich, sähe man doch den Unterschied klar und deutlich. Hunde sind sie alle; aber lichter

Himmel! welch ein Unterſchied iſt doch zwiſchen einer edlen Dogge und einem miſerabeln Schäferhund? Wie lebt ein Bologneſerhündchen herrlich und in Freuden, während der arme Hofhund an der Kette in der Hundehütte liegt und Froſt und Hitze, Hunger und Durſt ertragen muß! Ebenſo iſt's mit den Menſchen. Menſchen ſind wir alle; aber es iſt ebenfalls ein großer Unterſchied. Der Adel iſt die Race der Doggen und Bullenbeißer —"

„Und Fleiſcherhunde!" fiel Müllersdorf ein. „Ihr Vergleich iſt vortrefflich, Herr von Hochmannsdorf!"

„Nicht wahr!" lachte dieſer ſelbſtgefällig. „Nun ſehen Sie, wie ſo ein tüchtiger Bullenbeißer und Fleiſcherhund keine Umſtände macht mit einem kneffigen Mops, einem dürren hungrigen Schäferhund, einem wedelnden Pinſcher, alſo ſoll ein braver Edelmann auch wenig Umſtände mit ſolchem Volke machen." — Er deutete auf Poſtillon und Bedienten. „Da iſt der Lieutenant, mein Schwiegerſohn, der verſteht's aus dem Fundament, mit dem Gelichter gehörig umzugehen. Flüche und Schimpfworte hat er gleich

eine ganze Schwadron bei der Hand, und wenn das nicht gleich zieht, so liegt der Bestie der Knittel auf dem Rücken. Auf diese Weise und mit seiner großen Thätigkeit hat er mir auch meine Güter alle in die schönste Ordnung gebracht und mir die Oekonomie wieder herrlich eingerichtet. Ich und meine selige Frau — Gott sey ihr gnädig! sie war eine excellente Frau, aber von der Wirthschaft verstand sie so wenig, wie ich vom Griechischen — wir hatten mehr Schulden, als Haare auf dem Kopfe; da nahm mir der liebe Gott die Frau und schickte mir dafür meinen braven Schwiegersohn zu; nun steht bei mir Alles im schönsten Flor und Niemand in der Welt kann sagen, daß ich ihm einen Groschen schuldig bin. Was?"

In diesem Augenblick trat der Lieutenant aus der Thüre des Badehauses und rief: „Aber zum Donnerwetter! Schwiegervater, wo bleiben Sie denn? Lottchen läßt Ihnen sagen, Sie möchten doch ein Mal aufhören zu schwatzen. Der Postknecht will ja sein Trinkgeld haben."

„Herrgott!" rief der Alte fortspringend,

„das hätt' ich über dem Plaudern schier vergessen. Ei, ei, wie werden die Kinder böse seyn! Nun auf baldiges Wiedersehen, Ihr lieben Herren!“ Mit langen Sätzen eilte er in's Haus.

Lachend brach nun Müllersdorf heraus: „O Narrheit und kein Ende! Und doch in dieser Narrheit, Verschrobenheit und Verkehrtheit ein frischer Lebenskern durchschimmernd, eine unverderbene, biedre Natur, ein Herz ohne Falsch. Das Bild ging gut und schön aus des Schöpfers Hand hervor, die Menschen haben es aber mit ihrem Schmutz überzogen und schier unkenntlich gemacht.“

„Der Mann hat allerdings viel Abgeschmacktes und Lächerliches an sich,“ sagte Reinecke, „aber selbst das, was Sie den Schmutz der Menschen nennen, ist keineswegs so schlimm, als Sie es schildern. Als Edelmann hat Herr von Hochmannsdorf sehr viel Ehrwürdiges für mich. Ich möchte jetzt nicht den Streit wieder aufgreifen; denn ich habe mich überzeugt, daß Sie, wie mir Ihr Herr Vater schreibt, von ganz falschen Grundprincipien erfüllt sind. Sie scheinen viel Sinn

für Verse zu haben; ich werde Ihnen hinter Lage noch die Werke eines Friedrich Schlegel, eines Ludwig Tieck, Adam Müller zu verschaffen wissen, um Sie durch diese großen und hochgefeierten Dichter von der gemein schwärmerischen Lebensansicht abzubringen, die Ihnen inne wohnt und Sie am Verständniß der ersten Lehren der Staatskunst hindert."

„Sie werden einen schlimmen Schüler an mir haben," lachte Müllersdorf, „und mein Vater hätte mich lieber einen Oekonomen werden lassen sollen, wie ich wünschte, als einen Diplomaten. Doch ich bin sein einziger Sohn, und es ziemt mir, seinen heißen Wunsch zu erfüllen."

„Aber erklären Sie mir das Räthsel, daß der einzige Sohn eines so ausgezeichneten Staatsmanns so wenig Neigung zu der glänzenden Carriere haben kann, die ihm die Geburt schon öffnete und die Andre mit ungeheurer Mühe sich erst eröffnen müssen."

„Das Räthsel ist leicht gelöst," versetzte Müllersdorf: „ich hatte eine gute, fromme, sanfte, brave Mutter; sie war ein edles Weib in der

edelſten Bedeutung des Wortes, aber ſie war der Macht der Verhältniſſe unterlegen und hatte meinen Vater heirathen müſſen. Sie war Proteſtantin. Die Fülle ihrer ganzen Liebe trug ſie auf mich über, die bis zu meiner Geburt in ihrer Bruſt vergraben geweſen. Ich glaube, ſie hatte früher einen andern Mann geliebt. Nie hab' ich etwas Beſtimmtes darüber erfahren. Dieſe Frau hat mich erzogen und mir ihre Grundſätze eingeprägt. Iſt Ihnen mein Weſen nun noch ein Räthſel?"

„Die Weiber ſind zu vielem zu gebrauchen," decirte Reinecke; „aber die meiſten leben nur in einer phantaſtiſchen Gefühlswelt, und man iſt albern genug, gerade dieſe, die am ſchlimmſten mit dieſer Geiſteskrankheit befallen ſind, die Edelſten, Vortrefflichſten zu nennen, weil ſie die Leidendſten, Weinerlichſten ſind, und ſolch' Weſen wieder die Schwäche eines falſchen Mitleids mit ſeinem widrigen Gefolge in andrer Menſchen Bruſt erweckt. Das ſogenannte Gefühl hat uns die Welt verderben und der Verſtand hat vielleicht nun Jahrhunderte zu thun, um wieder auf-

zubauen, was das Gefühl ſeit funfzig Jahren blindlings über den Haufen geworfen hat. Es iſt ſchier nicht anders, als wäre die ganze Generation angeſteckt. Zur Zeit des glorreichen Ludwigs des Vierzehnten war von dieſer Krankheit noch nichts in der Welt; die unübertrefflichen Meiſterwerke der franzöſiſchen Literatur aus jenem goldnen Zeitalter ſind rein von dieſem trüben Wuſte. Die Welt wurde mit Verſtand verſtändig regiert; die Diplomatie war die Meiſterin der Erde, und es fiel Niemandem ein, ihr dies wohlerworbne uralte Recht ſtreitig machen zu wollen. Die Weiber waren von ganz anderm Schlag. Jetzt will Alles philoſophiren, moraliſiren, meiſtern; die Weiber fühlen und wollen mit ihrem Gefühl den Verſtand zurechtweiſen. Sie ſtecken die Männer an und erziehen zum Unglück der Welt Kinder, wie Sie, mein Freund, deſſen herrliche Anlagen wahrlich eine beſſre Bildung verdient hätten."

„O wie dank' ich meiner Mutter dieſe Erziehung!" rief Müllersdorf; „und hat ſie mich auch nicht zu einem Diplomaten gebildet, ſo bin ich

doch durch sie ein Mensch geworden. Ihnen aber rathe ich, auf die zweite, wahrscheinlich noch vacante Tochter des Herrn von Hochmannsdorf zu speculiren, denn sicherlich ist diese nicht von der Gefühlskrankheit angesteckt."

Reinecke erwiederte lachend: „Da können Sie recht haben. Aber mögen in diesem Hause die Verhältnisse noch so wunderlich seyn, eine bestimmte Ordnung ist doch darin. Und das bestätigt wieder meinen Lehrsatz: Das Einzelne muß dem Ganzen geopfert werden, die Ausnahme muß in der Regel untergehen. Wenn nur Ordnung und Gesetz bestehen und — sey aus Furcht oder Ehrfurcht — anerkannt werden, so ist's gut; wie sie bestehen, das muß uns einerlei seyn. So scheint es, kommandirt in diesem Hause der Schwiegersohn den Vater; die Braut befehligt dem Liebhaber, sie selbst wird vielleicht von der jüngern Schwester regiert, die sonach das Pantoffelregiment von unten herauf über Alle ausübt, und doch herrscht scheinbar der Vater; denn er hat die ausübende Gewalt in den Händen: das Geld, und Alle sind hinsichtlich dessen an

ihn gewiesen, der sogar die acht Groschen Trinkgeld für den Postillon auszahlen muß. Ist es in unserm Staatsleben nicht eben so? Der Diplomat herrscht und lenkt vielleicht von einer untern Stufe die feinen Fäden der Maschine mit geschickter Hand. Der Fürst *scheint* zu herrschen; er besitzt die Gewalt. Und also besteht die Ordnung, und durch sie die Welt."

„Ein schöner Wirrwarr in der Familie, im Staat, in der Welt, wenn Trägheit, Schwäche, Dummheit, Gutmüthigkeit und Furcht vor der Gewalt nicht Alles wieder ausglichen! So bin ich überzeugt, setzt es zuweilen einen kleinen Zank unter dem Völkchen dieser Familie; allein die Gutmüthigkeit des Alten und der Pantoffel der Jungen stellt bald die alte Ordnung wieder her, und der consequente Despotismus der häuslichen Diplomatie waltet dann wieder wie früher über dem Ganzen. Doch lassen wir die guten Landfräulein mit dem ehrlichen aristokratischen Herrn Papa und dem fluchenden Schwiegersohne, und sehen wir uns lieber nach der reizenden Polin um; denn an ihrer Bekanntschaft liegt mir mehr

als an der von hundert Hochmannsdorfen mit Töchtern und Schwiegersöhnen.“

Reinecke folgte; doch sprach sein Gesicht offenbaren Unwillen über die Denk- und Handlungsweise des Jünglings aus.

3.

Müllersdorf traf den Oberkellner des Badehauses an und befragte sich nach der polnischen Gräfin, welche Zimmer sie bewohne, wann sie gewöhnlich ausgehe und wohin, ob keiner von den fremden Herrn sie begleite oder ihr Besuche mache, ob sie Musik treibe, viel lese, munter oder still sey? und der höfliche Kellner antwortete auf Alles mit größter Gefälligkeit, gleichsam als kenne er die Gräfin seit Jahren und habe ihre Lieblingsneigungen studirt. Müllersdorf wollte wieder gehen, als der Gesprächige noch beibrachte, daß er diesen Morgen für die gnädige Comtesse einen Wagen besorgt habe, und dieselbe sich eben zur Abreise nach M. anschicke, wo sie wahrscheinlich

einige Tage verbleiben werde; denn ſie laſſe den Wagen leer zurückkehren. Mit dieſem Beſcheid, der ihn eben nicht beſonders erfreuete, kehrte der Jüngling wieder in's Freie zurück, um Reinecke einzuholen, welcher langſam auf der Chauſſee nach dem Dörfchen G. hingeſchlendert war. Bald verfolgten ſie gemeinſchaftlich denſelben Weg und in ein Geſpräch über den Gegenſtand verwickelt, welcher ſie beide hier zuſammengeführt hatte, war die Zeit unvermerkt an ihnen verübergeſtrichen und ſie bereits eine große Strecke vom Bade entfernt, als ein ihnen raſch nachfahrender Wagen ihrer Unterhaltung plötzlich eine andre Wendung gab. Indem nämlich Müllersdorf in die halboffne Chaiſe blickte, erkannte er mit freudigem Erſtaunen die beiden Damen, nach deren Bekanntſchaft er nun ſchon ſeit einigen Stunden große Sehnſucht trug, und grüßte mit zuvorkommender Freundlichkeit. Die Damen dankten und flogen vorüber; doch bemerkte Müllersdorf nicht ohne Freude, wie ſich die Jüngere und Schönere noch einmal herausbog, um ſich nach ihnen umzuſehen.

„Glückliche Reiſe, ihr Huldinnen!“ ſagte

Müllersdorf mit einem Anfluge chevalesker Schwärmerei. „Die Comtesse reis't nach M., und bleibt wahrscheinlich mehre Tage dort," wandte er sich an seinen Gesellschafter.

„Gottlob!" holte Reinecke tief Athem; „ich befürchtete schon, Sie würden für alle diplomatische Verhandlungen unfähig werden und sich in die Gräfin verlieben. Alle Anstalten dazu haben Sie schon gemacht. So wenig ich nun auch die Liebe tadle; denn sie ist wegen Erhaltung des Menschengeschlechts nothwendig, so kann und darf sie doch ein vernünftiger Mann nicht anders als ein Vergnügen betrachten, das ihn nach gethaner Arbeit erheitere und ergötze, und ich muß den thörigt schelten, der die Zeit, die er auf bessere und nützlichere Dinge verwenden sollte, im Umgange der Frauen mit liebeluden Plaudereien vergeudet."

„Sie sprechen von der Liebe wie ein Diplomat, oder richtiger, wie ein Blinder von der Farbe," sagte der junge Mann in seiner harmlosen Fröhlichkeit; „und es ist köstlich für mich, Sie das Alles im vollsten Ernste sagen zu hören, und die

Liebe mit dem Spazierengehen, Reiten, Fahren, Tanzen, Eſſen, Trinken und andern diverſen Vergnügungen in eine Klaſſe geworfen zu ſehen.“ Und ſomit ließ er ſeiner Lachluſt freien Lauf. Reinecke ſah aber zu ſolchem Beginnen ziemlich ſauer, und hatte ſchon Worte auf der Zunge, die nicht wie Höflichkeiten ausſahen, als Müllersdorf plötzlich aus dem Lachen in ein wildes Schreien überging und mit beiden Händen vorwärts deutete. Ueberraſcht blickte Reinecke die Straße entlang und ſah einen fahrenden Frachtwagen und eine liegende Kutſche. Wirklich hatten ſich beide Fuhrwerke bei einer Krümmung des Wegs begegnet und der Kutſcher die Kehr zu kurz genommen. Der ſchwer beladene Frachtwagen war wohl ſtehen geblieben, das leichte Fuhrwerk aber umgeworfen worden. Reinecke hatte ſich durch ſeine Lorgnette kaum von dieſer Thatſache überzeugt, als er auch ſeinen Zögling ſchon mit wilden Sätzen gleich einem Gaſſenbuben dahin rennen ſah. Ein lauter Fluch flatterte wie eine Schwefelflamme zwiſchen ſeinen Zähnen hervor; ſein Geſicht verzog ſich zur ſcheuslichen Fratze.

Er ſtreckte die geballte Fauſt dem laufenden Freunde nach, und wanderte, ſo ſchnell als es ſeine Anſicht von Anſtand und Würde erlaubten, hinter her.

Müllersdorf war in einigen Minuten ſchon an dem Wagen, und kam gerade zur rechten Zeit, um den Damen aus dem fragmentirten Reiſehäuslein herauszuhelfen. Das hart berührte Rad war nämlich gebrochen. Die Gräfin hatte ſich die Hand verſtaucht, hüpfte aber lachend über ihren Unfall heraus, und verbreitete ein wahres Witz- und Scherzfeuer um ſich. Ihre Begleiterin war dagegen ſehr beſtürzt, konnte gar nicht begreifen, wie die Comteſſe über ſolch ein Unglück noch ſo ausgelaſſen ſey und that ſogar empfindlich. Dies gab der Gräfin aber nur zu noch wildern Ausbrüchen ihrer Laune Veranlaß, und es dauerte gar nicht lange, ſo führte ſie mit Müllersdorf auf der Straße ein köſtliches Lachduett auf; denn beide lachten ſo herzlich und ſo aus vollem Halſe, daß man ſie für Tollhäusler hätte halten können.

In der That wußte der unterdeſſen herbei-

gekommene Reinecke ſo wenig, wie das verdrieß-liche Fräulein, was er von den beiden Lachern denken ſollte. Er hatte den Hut gezogen und ei-nige Verbeugungen gemacht, die Niemand erwie-derte, während Müllersdorf mit bedecktem Haupte vor dem höchſt liebenswürdigen Mädchen ſtand und mit ihr wie mit einer längſt Bekannten umging.

„Das ſind' ich doch höchſt ſonderbar," ſagte der geiſtvolle Diplomat mehr zu ſich ſelbſt, als zu den Andern.

„Sie können es nicht ſonderbarer finden, als ich, mein Herr," wandte ſich das beleidigte Fräu-lein zu ihm, und beide machten mit dieſen weni-gen Worten Partei gegen die Lacher.

Die junge Gräfin wandte ſich mit bezaubern-der Laune zu ihrer Begleiterin und ſagte: „Sie wiſſen, Amalia, daß ich eine enthuſiaſtiſche Lieb-haberin des Sonderbaren bin. Alſo nicht viel vernünftelt, wenn ich bitten darf, ſelbſt wenn Sie etwas höchſt ſonderbar finden! Grollen Sie, wenn es doch ein Mal nicht ohne Groll abgehen ſoll, mit dem Himmel und unſerm ungeſchickten Kut-

ſcher; mir aber gönnen Sie die Freude, eine kleine Sonderbarkeit erlebt zu haben.“ Hierauf wandte ſie ſich an Müllersdorf, nahm ohne Ziererei deſſen dargebotenen Arm und fuhr lachend fort: „Was wäre das Leben ohne Sonderbarkeiten ſo nüchtern und ſchaal! Ein Menſch, der das Unglück hat, nichts Sonderbares erlebt zu haben, gehört mehr der Thierwelt an. Das Sonderbare erhebt uns zu Göttern. Das Sonderbare iſt des Lebens Stolz und Würze. Und Bekanntſchaften, die ich auf eine ſonderbare Weiſe mache, pflegen mir ſtets lieber zu ſeyn, als andre, die mir täglich auf die miſerabelſte gewöhnlichſte Weiſe entgegen laufen und die ich den dritten Tag rädical vergeſſen habe, während ich mir von jenen viel verſpreche.“

„I nun,“ verſetzte Müllersdorf, „ohne mir gleich von vorn herein Lobreden halten zu wollen — denn das wäre abgeſchmackt ſonderbar, und dieſe Art Sonderbarkeiten lieben Sie gewiß ſo wenig wie ich — ſo kann ich Ihnen doch die Verſicherung geben, daß Sie heute gut gefahren ſind, obgleich Sie der Kutſcher umgeworfen hat; denn

Sie hätten keinen sonderbarern Kauz finden können, als meine Wenigkeit, und ich habe damit ein Recht erlangt, Ihnen nicht mehr gleichgültig zu seyn, schöne Unbekannte."

„Vorausgesetzt, daß sich Ihre Behauptung als wahr erweis't. Was können Sie zum Beispiel gleich jetzt zur Unterstützung derselben anführen, nur um mir einen Vorgeschmack Ihrer Sonderbarkeit und einen Begriff von der Art derselben zu geben?"

Müllersdorf besann sich einen Augenblick, schaute dann rückwärts, und als er Reinecken mit dem Fräulein im eifrigen Gespräche und ziemlich weit entfernt hinter sich sah, flüsterte er der Gräfin mit geheimnißvollem Tone zu: „Ich bin nicht der, der ich scheine, aber ich bin der, für den ich gelte. Während mein Schein trügt, ist er zugleich Wahrheit. Was ich vorstelle, ist Lüge, aber was ich scheine, bin ich doch. Ich bin der treueste und wärmste Anhänger meiner Gegner, und der glühendste Hasser meiner Freunde. Und doch bin ich kein Widerspruch, doch kein zweideutiger, doch kein schlechter Mensch. Das

Merkwürdigſte aber iſt, daß ich Ihnen das Alles in der erſten halben Stunde unſrer Bekanntſchaft ſage, bevor ich weiß, zu welcher Fahne Sie geſchworen haben. Doch ſagt mir Ihr Auge, Ihre ganze Geſtalt, daß Sie den lichten Mächten angehören."

„Allerdings ſehr ſonderbar!" verſetzte die Gräfin, „und weit ſonderbarer, als ich erwartet hätte, weit ſonderbarer als Alles, was mir bis jetzt vorgekommen iſt. Ihr offnes ehrliches Geſicht aber ſagt mir, daß Sie keine Lüge zu machen im Stande ſind. Sie haben mein ganzes Intereſſe erregt, mein Herr; darf ich mir Ihren Namen ausbitten?"

„Ich heiße Moritz von Müllersdorf."

„Darf ich wohl auch hoffen, ein Mal den Schlüſſel zu dem Räthſel zu erhalten, welches Sie mir jetzt ſind?"

„Vielleicht, wenn Sie ihn nicht ſelbſt finden," ſagte Müllersdorf mit einem zärtlichen Blick auf die Gräfin, der ihr, wenn ſie anders ſich auf Blicke verſtand, genugſam andeuten mußte, welch' einen tiefen Eindruck ſie auf ihn gemacht habe.

„Ich bin sehr begierig, „des Pudels Kern“ zu sehen,“ rief sie lebhaft aus, aber auf einen Wink ihres Begleiters, den sie sogleich verstand — Reinecke und das Fräulein waren dicht herangekommen — änderte sie plötzlich den Ton der Stimme, und fuhr erzählend fort: „Und so zwingt uns denn das unerbittliche Schicksal, von der beschlossnen Irrfahrt heute abzustehen; und was die unsterblichen Götter in ihrer Weisheit ein Mal verweigert, das soll man frevelhaft nicht zum zweiten Mal von ihnen begehren. Wir sollen die Freiheit vor Ankunft der Tante mäßig genießen, und das ist auch gut. Dann thut es mir nicht zu ungewohnt, wenn sie mir auf dem Dache sitzt; und das soll, so Gott will, recht bald geschehen.“

„Wie aber kommt es, daß eine so besorgte Tante eine so lose Nichte allein vorausreisen läßt?“ fragte Müllersdorf.

„Das hat so seine Ursachen, die sich nicht gut angeben lassen,“ lachte die Comtesse schelmisch. „Ich will Ihnen im Vertrauen und heimlich etwas davon merken lassen,“ fuhr sie so laut

fort, daß es die Hinterhergehenden deutlich hören mußten, indem sie mit den Augen nach ihrer ernsten Begleiterin deutete: „die fromme Tante hat einen geistlichen Freund, mit welchem sie sich oft beschaulichen Betrachtungen hingiebt; mit diesem heiligen Manne macht sie auch die Reise nach dem Bade L., wenn derselbe noch einige Geschäfte wird abgemacht haben, und sie befürchtete mit Recht, manche mir angebornen bösen Eigenschaften, als da sind Muthwille, Neckſucht, Fröhlichkeit, Stichelſucht u. dgl. m. möchte sie in ihren frommen Uebungen stören. So hat sie's für besser gefunden, mich mit Fräulein Grünewald voran reisen zu lassen, in welcher sie mir aber, wie Sie bereits zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, eine gute Wächterin und Lenkerin bestellt hat."

„Spotten Sie nur," Comtesse," rief jetzt die Grünewald von hinten ärgerlich und mit gereizter Stimme; „die Frau Gräfin Klattau hätte mir kein schlimmeres Geschäft übertragen können, als Ihren zügellosen Muthwillen zu bändigen."

„Nicht böse seyn! nicht böse!" rief die Comtesse mit hinreißender Gutmüthigkeit, indem sie

ſich umwandte, und wie ein um Verzeihung bittendes Kind dem Fräulein liebkoſend die Wangen ſtreichelte. „Ich will nicht muthwillig ſeyn und Sie mit Vorſatz nicht wieder unwillig machen.“

Das Fräulein hätte von Stein ſeyn müſſen, wenn ſie dieſer rührenden Bitte widerſtanden wäre; verſöhnt reichte ſie der Comteſſe die Hand, in deren Augen ein Paar Perlen glänzten, Zeuginnen des reinſten und ſchönſten Gefühls; gleich darauf hüpfte dieſe wieder ſchäkernd auf die Wieſe, um ſich eine Blume zu pflücken, mit der ſie ihren Buſen ſchmückte.

In Blick, Gang, Rede und Bewegung hatte ſie eine ſo unbeſchreibliche Anmuth entwickelt, daß Müllersdorf ſich geſtehen mußte, nie ein reizenderes weibliches Weſen kennen gelernt zu haben; dabei zeigte ihr Witz von ſcharfem Verſtand, ihre Thräne von tiefem Gefühl und all' ihre Aeußerungen von einem vortrefflichen Gemüthe. Müllersdorf fühlte, daß das unbegrenzte Wohlgefallen, das er an der Polin fand, zur heftigſten Leidenſchaft werden könnte, wenn ihn nicht die fatale Gewißheit, daß ſie hier ihren Verlob-

ten erwarte, in den Schranken der Mäßigung zurückhielte.

Als sie am Badehause angekommen waren, dankte die Comteſſe für geleiſteten Beiſtand, und eilte auf ihr Zimmer, um ſich umzukleiden. Müllersdorf bemerkte, daß ſein Begleiter mit dem Fräulein von Grünewald ebenfalls recht bekannt geworden ſeyn müſſe; denn er drückte ihr die Hand nicht ohne zärtliche Galanterie.

4.

Mittag war vorüber und es wurde zur Tafel im Erdfall geblaſen. Die zerſtreueten Gäſte verſammelten ſich unter den hohen laubigen Bäumen, um in der ſchattigen Kühle derſelben das fröhliche Mahl gemeinſchaftlich einzunehmen. Selten pflegt ein Gaſt ſich von der löblichen Sitte des Zuſammenſpeiſens auf dem herrlichen kühlen Platze unter dem dichten Blätterdache, das die heftigſten Sonnenpfeile als Schild und Panzer von den Schmauſenden abhält, auszuſchließen,

und daher ſieht man hier Alles verſammelt, was der übrige Tag in einzelnen Parteien zerſtreut hält.

Der Baron von Hochmannsdorf, der Lieutenant von Wittenbach und ſeine Braut waren die Erſten, welche an die zierlich aufgeputzte Tafel traten.

„Kinderchen,“ begann der Alte in ſeiner Jovialität, „wohin ſetzen wir uns nun? Ich denke, hübſch in die Mitte. Was?“

„Warum nicht gar!“ entgegnete Charlotte mit einem unwilligen Blicke auf ihren Vater und das runde Geſichtchen in Falten ziehend. „In der Mitte kann ich mir die Leute nicht alle gehörig betrachten. Wir wollen an dem einen Ende der Tafel Platz nehmen, damit ich hübſch Alles überſchauen kann.“

„Das können wir ja thun,“ ſagte der Baron. „Es iſt ſogar recht ſchön ſo. Sei nur nicht böſe, mein Kind. Aber wo bleibt denn Luischen? Was?“

„Das weiß der Teufel!“ nahm jetzt der Lieutenant von Wittenbach das Wort; „ich glaube, das Blitzmädchen iſt verliebt. Vorhin ſprach ſie

in einem sehr rührenden Tone zu mir, der junge Offizier — heißt er nicht Müllersdorf? — sei ein sehr angenehmer und hübscher Mann. Solch ein Wort hab' ich noch nicht von ihr gehört. Drauf hat sie stets auf eine Stelle gesehn, als wollte sie Trüffeln suchen, wie mein Nero, und träumt zum Tag hinein. Gott soll mich strafen! es ist so was los bei ihr."

„Nun, nun, Zeit wär's ja auch. Was?" schmunzelte der Alte.

„Aber, Karl," schmollte die Braut, „kannst du dich denn des lästigen Fluchens selbst hier an diesem öffentlichen Orte nicht enthalten, wo stets fremde Menschen um uns herum sind, die dich für den rohesten Soldaten halten müssen? Es ist abscheulich!"

„Du wirst noch einen Heiligen aus mir machen," erwiederte der Lieutenant pikirt. „Tabak soll ich nicht rauchen, das Schnupfen ist ekelhaft, ein Spiel Schafskopf ist gemein, meinen Schnaps hab' ich mir abbrechen müssen; einen gutgemeinten Soldatenfluch soll ich nicht mehr

ausſtoßen. Ei ſo ſoll doch das Wetter drein ſchlagen!“

„Pfui, Karl!“ ſchmollte Charlotte und rümpfte das Stumpfnäschen, „aus deinen Reden muß ich leider abnehmen, daß du mich nicht liebſt, wie du ſollteſt und ich wünſche.“

„Nun ſo ſoll doch gleich —“ rief der Lieutenant aufbrauſend, brach aber plötzlich, ſich ſelbſt bekämpfend, ab und ſetzte in einem faſt wehmüthigen Tone hinzu: „O über euch Weiber! Was haben deine Augen doch aus mir gemacht, Charlotte!“

„Herr Gott!“ eiferte der alte Baron jetzt dazwiſchen, „ſo ſeid doch nur vernünftig, ihr Kinderchen! Wer wird ſich hier an der table d'hôte zanken! Der Menſch muß ſeine Leidenſchaften beherrſchen, und vorzüglich die Frauen, für die es eigentlich unſchicklich iſt, Leidenſchaften zu haben, und die unſre Vorbilder in aller Tugend und Demuth ſeyn ſollten. O Lotte, hab' ich dich etwa ſo erzogen, daß du ſchon vor dem Brautbette dich mit deinem künftigen Herrn und

Gemahl wie eine widerſpenſtige Katze herumhäkelſt! Was?“

„Ach, Vater!“ verſetzte Charlotte ärgerlich, „fangen Sie ein Mal zu lamentiren an? Das iſt niemals zum Aushalten. Liebende zanken ſich immer und vertragen ſich doch gut.“

„Ja wohl, Papachen,“ bekräftigte der Schwiegerſohn. „Irae amantium sunt recreatio amoris, ſagte unſer alter Rector, wenn er uns ein Mal recht abgekanzelt hatte. Ich und Lottchen verſtehen uns ſchon. Nicht wahr, du kleiner Bausback?“ Mit dieſen Worten küßte er ſie kräftig auf die rothe Wange, und der Streit war geendet, um ein Paar Augenblicke darauf in andrer Form wieder zu beginnen; denn eben kam Luiſe.

Die übrigen Gäſte hatten ſich auch allmählig eingefunden; Reinecke und Müllersdorf fehlten noch. Luiſe beſah ſich mit einer gewiſſen ländlichen Ungezogenheit die Gäſte der Reihe nach, und wandte ſich dann verdrießlich mit den Worten zu den Ihrigen: „Hier in dieſem Luftzuge ſoll gegeſſen werden? Das ſteht mir gar

nicht an; ich dächte, wir speis'ten auf unserm Zimmer."

„Wie du willst, mein Kind," sagte der Vater, „wir alle sind's zufrieden. Nicht wahr, Kinderchen? Was?" —

„Mit nichten, Fräulein Schwester," nahm Charlotte das Wort, „wir werden hier im Freien mit der Gesellschaft speisen, und uns nicht in Ihre wunderliche Laune fügen. Es geht ja kein Lüftchen hier."

„Ei seht doch das Fräulein Braut!" erwiederte Luise spitzig; „Sie geruhen blos hier zu speisen, um sich sehen zu lassen, und mit den Herren in der Gesellschaft nach Lust und Vergnügen zu kokettiren."

„Ist's doch um des Kukuks zu werden!" rief Wittenbach dazwischen. „Luise, ärgern Sie mein Lottchen nicht mit solchen Anzüglichkeiten!"

„Ei über den Ritter von Bräutigam, der so keck die Ehre seiner Pantoffelkönigin vertheidigt!" stichelte Luise fort, spöttisch lachend. „Aber schon gut. Ihr wollt euch widersetzen! Dafür weiß ich schon ein probates Mittelchen. Wo wollen

wir eſſen, oben oder unten? Nach der Beantwortung dieſer Frage werde ich meine Gunſt ſchenken oder entziehen.“

„Ich ſpeiſe mit dir, wo du willſt, mein Töchterchen,“ bat der Baron, „nur mache weiter keinen Lärm. Aller Augen ſind ja auf uns gerichtet.“

„Ich thue, was mein Lottchen will,“ ſagte der Lieutenant; und Lottchen, vom Vater mit einem bittenden Blick angeſtoßen, flüſterte: „Und ich thue einer ſo guten Schweſter auch ſchon etwas zu Gefallen; und das kleine Vergnügen, in Geſellſchaft zu ſpeiſen, opfere ich der Heiterkeit unſrer Luiſe gern auf.“

In dieſem Augenblicke traten Reinecke und Müllersdorf an die Tafel, um ſich niederzuſetzen. Nach einem glühenden Blicke auf den Letztern rief Luiſe, zu ihrer Schweſter gewendet: „Ihr habt die Probe herrlich beſtanden, und ich muß dich vorzüglich küſſen, lieb Lottchen. Nun will ich hier eſſen und euch mit dieſem Entſchluß eine kleine Freude machen.“

„O ihr allerliebſten Kinderchen!“ rief der alte

Baron entzückt: „Welch ein glücklicher Vater bin ich! wenn doch nur die gute selige Mutter uns so beisammen sehen könnte! Was?“ —

„Na, Papa,“ bedeutete ihn der Lieutenant, „weinen Sie nur nicht wie ein Kind; das schickt sich doch an der offnen Tafel wahrlich nicht!“

Der Kellner brachte die Suppe, und die Unterhaltung der Familie gerieth in's Stocken. Müllersdorf und Reinecke hatten an Herrn von Hochmannsdorf Platz genommen; Luise war außer sich vor Freude, den jungen allerliebsten Mann in solcher Nähe zu sehen. In diesem Augenblicke kam auch die polnische Gräfin mit ihrer Begleiterin und setzte sich an Luise, dem Herrn von Müllersdorf gegenüber. Die Comtesse hatte eine Toilette gemacht, die ihrer jugendlichen Belebtheit und muntren Liebenswürdigkeit sehr angemessen war; ihre eben nicht großen dunkelbraunen Augen schossen in jeder Minute unzählige rasche Blitze nach den sie umgebenden Gegenständen, und jeder schien in das innere Mark des Getroffenen dringen zu müssen; ihre Bewegungen waren schnell und gewandt, aber äußerst graziös,

dabei natürlich, scheinbar nachläſſig und dennoch ſtets voll bezaubernder Anmuth und hinreißender Liebenswürdigkeit.

Die übrige Tiſchgeſellſchaft hatte ſich allmälig eingefunden und umſaß die Tafel ſehr zahlreich. Von der Plattform des nahen Felſens ertönte eine ſchöne Ouvertüre; man begann zu ſpielen und würzte die Gerichte mit fröhlicher Unterhaltung. Müllersdorf war in den Anblick der reizenden Comteſſe vertieft, und bemerkte die feurigen einladenden Blicke nicht, welche Luiſe von Hochmannsdorf ihm zuwandte; die Polin ſchien ſeine Aufmerkſamkeit nicht ohne innres Wohlgefallen zu bemerken. Inzwiſchen war aus ihrem Geſichte jede Spur von Muthwillen und Schalkheit verſchwunden; Müllersdorf wollte ſogar einige Male ſich überreden, als bemerke er in den Augen und auf den Wangen der Comteſſe Spuren von zahlreich vergoſſenen Thränen. Eine Unterhaltung wollte anfangs zwiſchen beiden nicht zu Stande kommen; die ſchmelzenden Accorde der Muſik ſchienen das, was ſie ſich zu ſagen hatten, weit reiner und ſchöner auszuſprechen, als es

ihre Worte vermocht hätten. Beide horchten den Tönen; beide schienen sie allein zu verstehen, während die übrige Gesellschaft sie unbeachtet ließ, allein den gastronomischen Ergötzungen und Hoffnungen hingegeben.

Der in Gefühlen schwelgende junge Mann wurde plötzlich aus seinen Träumen emporgerissen, indem er sich bei'm Namen rufen hörte, und als er den Kopf nach der Gegend wandte, woher der Schall kam, sah er, daß der alte Baron von Hochmannsdorf ihn mit geschwätziger Freundlichkeit haranguirte.

„Mein Herr von Müllersdorf, mein lieber Herr von Müllersdof," begann er, „ich kann unmöglich unterlassen, Ihnen zu sagen, wie sehr lieb ich Sie habe; nein, nein, junger Freund, Sie können's nicht glauben, mit welcher Affectation ich Ihnen zugethan bin, obgleich ich Sie erst einige Stunden kenne. Aber ich bin's nicht allein, der Sie in's Herz geschlossen hat, meine ganze Familie hat ein Gleiches gethan; mein Schwiegersohn liebt Sie brüderlich, nicht wahr, Lieutenant? Und da Ihr Kameraden seyd, so dächt'

ich, Ihr tränkt Brüderschaft. Ja, ja, das wollen wir nachher bei'm Dessert machen. Lottchen ist Ihnen auch gut, das heißt wie ein honettes Fräulein, das einen so respectabeln Bräutigam hat, wie Herrn von Wittenbach, einem jungen hübschen Edelmanne gut seyn darf; aber Luischen dort, das schelmische Luischen hat sich ordentlich in Sie vergafft. Nicht wahr, mein Püppchen? Was?"

„Aber, Papa!" rief Luischen mit hochrothglühendem Gesichte im Tone des Vorwurfs und wußte nicht, wohin sie die Augen wenden sollte.

„Was schwatzen Sie doch nur ein Mal für ungereimtes Zeug!" sagte Charlotte zu gleicher Zeit, und warf dem alten fröhlichen Herrn einen Blick strengster Mißbilligung zu.

„Aber sind Sie denn des lichten Teufels, Schwiegerpapa?" gromelte Wittenbach durch den Bart.

„Nun, nun, so geht's, wenn man die Wahrheit sagt," lachte der Alte in seiner unverwüstlichen Laune. „Aber der Name Müllersdorf hat mich heute recht fröhlich gemacht, und wenn ich

fröhlich bin, da bin ich aufrichtig und ſage, wie mir's unter dem linken Knopfe waltet. Was?"

„Dies iſt eine ſo treffliche Eigenſchaft, Herr Baron," verſetzte Müllersdorf, nachdem er ſich einigermaßen von ſeinem Erſtaunen erholt hatte, „daß ich Sie ſchon deßhalb lieben würde, ſelbſt wenn mir Ihre Perſönlichkeit nicht ſo gaſtlich entgegengekommen wäre. Sie ſind ein Biedermann, und die Liebe eines ſolchen iſt mir ein unſchätzbares Gut; aber bis jetzt habe ich noch nichts gethan, womit ich mir dieſe Liebe verdient hätte."

„Ich ſage Ihnen ja, daß ich Ihren Namen ſo unbeſchreiblich liebe, und weil Sie dieſen mir ſo theuern Namen führen, deshalb lieb' ich Sie auch. Es hätte mir nichts Angenehmeres widerfahren können, als einen Müllersdorf hier zu finden, und daß Sie gerade der erſte Mann in L. waren, den ich zu Geſicht bekam, der Erſte, der mir entgegen trat, als ich aus dem Wagen ſtieg, das iſt mir eine Bürgſchaft recht heitrer und froher Tage hier, und wer kann wiſſen, ob's nicht noch was Schöneres zu bedeuten hat? Was?"

„Und wie kommt, wenn ich fragen darf, mein

Name und die Besitzer desselben zu Ihrer ehrenwerthen Liebe, Herr Baron?“

„Sehen Sie, junger Freund, es hat mir ein Mal ein Müllersdorf, der mein Jugendfreund war, einen großen, sehr großen Freundschaftsdienst erwiesen, so groß und trefflich, wie Sie sich's kaum vorstellen können; er ist aber von der Art, daß er sich nicht zur öffentlichen Mittheilung eignet. Soll ich nun die Müllersdorfe nicht lieben? Was?“

„Ein wahrer Freundschaftsdienst,“ versetzte Müllersdorf, „ist etwas so Seltenes, und die lebendig erhaltene Dankbarkeit ist noch weit seltner, daß ich die Liebe zu meinem Namen nur mit der größten Hochachtung erwiedern kann.“

„Sehen Sie, mein Freund, zu Ihnen fühl' ich mich ganz besonders hingezogen; da Sie wirklich eine große Familienähnlichkeit mit meinem Freunde haben, so daß, wenn ich Ihnen so recht in die Augen sehe, mir's plötzlich zu Kopfe wird, als wär' ich um dreißig Jahre jünger und mein Freund säße mir gegenüber. Soll ich Sie deshalb nicht ganz besonders lieben? Was? —

Aber, Herrgott, was fällt mir ein! Sollten Sie vielleicht ein Sohn meines Freundes seyn? Himmlischer Vater, ich glaub' es fast! Ja, ja, es muß so seyn! Sagen Sie mir schnell, ich beschwöre Sie, wie heißt Ihr Vater? wo lebt er? was ist er? Was? —"

„Mein Vater?" versetzte der junge Mann nicht ohne Verlegenheit, die er vergebens zu verbergen suchte. „Mein Vater ist Civilbeamter im Oesterreichischen Schlesien und heißt Franz Xaver von Müllersdorf."

„O weh!" sagte der Baron; „das thut mir recht leid; denn Sie sind kein Sohn meines Freundes, aber vielleicht ein Neffe von ihm. Er hieß Ludwig Heinrich von Müllersdorf, und war königlich preußischer Hauptmann der Infanterie. Eine Zurücksetzung, die er erfahren, kränkte ihn so sehr, daß er die Dienste seines Königs quittirte und in russische trat. Seit jener Zeit habe ich nichts wieder von ihm gesehen; er war ein gar vortrefflicher Mensch. Mich verschlug das Schicksal auch von Berlin; alle meine Verhältnisse änderten sich. In den Befreiungskriegen

ſoll er als ein bedeutender ruſſiſcher Militär mit durch Deutſchland nach Frankreich gezogen ſeyn und wieder zurück, das hab' ich erſt ſpäter erfahren. O wären Sie ſein Sohn, junger Freund, und irgend in Verhältniſſen, die der Hülfe eines Mannes bedürften, damit ich an Ihnen vergelten könnte, was er an mir gethan! Iſt er nicht Ihr Onkel? Was?"

Der alte Mann wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge, und lächelte den jungen dabei doch freundlich an.

Im Geſichte des Letztern war eine ſchöne Rührung ſichtbar geworden; er blickte ſo ſelig lächelnd auf den braven alten Mann, und dann glitt ſein Blick zu der ſchönen Gräfin hinüber und traf auf ein Paar Augen, die da ſprachen: „Ich verſtehe dich! Tief in meinem innerſten Leben iſt mir eine herrliche Ahnung aufgegangen, was du mir biſt und ſeyn wirſt, du trefflicher Jüngling." Dann ſagte Müllersdorf kaum vernehmbar leiſe: „Ihr Freund war auch nicht mein Onkel."

„So kennen Sie ihn wohl gar nicht? Was?

„Ich kenne ihn nicht," verſetzte der Jüngling wehmüthig, und mußte ſich ſchnell abwenden, um nicht zu weinen. Die Gemteſſe hatte die Thränen in ſeinem Auge allein geſehen.

„Ich dächte, wir ſtießen zuſammen auf das Wohlſeyn meines biedern Freundes an," ſprach Hochmannsdorf. „Iſt er auch nicht Ihr Verwandter, ſo iſt er doch Ihr Namensvetter, und das laß ich mir nicht ausreden, daß Sie ausſehen, wie er vor dreißig Jahren ausſah. Alſo auf ſein Wohlſeyn, wenn er noch lebt, und auf ſanfte Ruhe und fröhliche Urſtänd, wenn ihn der Raſen deckt! Was?"

Er erhob ſein Glas, Töchter und Schwiegerſohn thaten desgleichen. Müllersdorf griff haſtig nach dem ſeinigen, und unwillkührlich hatte die Gemteſſe auch ihr Glas genommen, und hob es empor. Alle ſtießen mit allen an, Luischen vorzüglich recht zierlich mit Müllersdorf; als aber die Gläſer der Gräfin und Müllersdorfs zuſammen klangen, wurzelten ihre Blicke in einander; ſie ſahen ſich bis in die tiefſte Seele hinab, und ſprachen in dieſem Augenblicke unendlich viel mit

einander. In Müllersdorfs Wein fiel eine Thräne, als er trank; ihre Schwester perlte an der langen seidnen Wimper der Gräfin.

Reinecke schien sich um die Unterhaltung wenig zu bekümmern; er sprach anfangs mit dem Fräulein von Grünewald von ihrem heutigen Unfall, dann von der Schönheit des Badeorts, und verabredete mit ihr eine Partie nach der eine Stunde weit entfernten Lutherseiche und dem Gerbersteine, einem romantischen Felsen in der Gegend jener Buche. Sie wählten den nächsten Sonntag dazu, um auch zugleich alle Schönheiten des herzoglichen Sommerschlosses A. zu genießen und die nahe Bergblöße zu besuchen, welche nur Sonntags erleuchtet wurde. Nur je zuweilen flog Reineckes Blick lauernd über die übrigen hin, und daß er auf Alles, was Müllersdorf mit Hochmannsdorf gesprochen, wohl Acht gehabt, bewieß seine spätere Äußerung gegen den Ersten, so bald sie allein waren: „Sie haben ihre Rolle ganz trefflich gespielt; man hätte Sie wahrlich für einen Müllersdorf halten können. Nur so fortgefahren, und Sie werden bald gute Fortschritte in der

Diplomatik machen.“ — Nur Müllersdorfs Rührung, nur die Thränen im Auge desselben hatte er nicht gesehen, weil er ihm zur Seite gesessen.

Der Lieutenant von Wittenbach hatte schon lange ein scharfes Auge auf Reinecke gehabt; endlich sagte er: „Der Herr dort neben Herrn von Müllersdorf hat die frappanteste Aehnlichkeit mit einem Berliner Universitätsfreund von mir. Ich will verdammt seyn, wenn — das männliche Aussehen und den Bart abgerechnet — dieser jenem nicht gleicht, wie ein Ei dem Andern. Kennen Sie den Herrn neben Ihnen, Herr Kamrad?“

„Er ist bei'm ***schen Gesandtschaftsrecier angestellt und heißt von Reinecke,“ versetzte Müllersdorf gleichgültig.

„Nun, bei meiner Ehre! es ist toll, wie sich Menschen gleichen können! Ich hätte meinen Kopf verwetten wollen, der Herr von Reinecke sey mein alter Bekannte Spangenheim; denn sogar den Ton seiner Stimme hat er, wie ich so eben gehört habe.“

Bei Nennung dieses Namens stutzte es

Reinecke's Gesicht grimmig, über Müllerdorfs Mund glitt ein kaum bemerkbares Lächeln. Gleich darauf stand Reinecke auf und entfernte sich. Müllerdorf sah der schönen Gräfin in die Augen und blieb wie angewurzelt sitzen. Es war ihm, als müsse sie ihm irgend etwas Wichtiges mittheilen. Weder des Barons Gesprächigkeit, noch Luischens Freundlichkeit vermochten ihn mehr zu fesseln; doch als bald darauf die Gemahlin sich erhob, um sich zu entfernen, war auch seines Bleibens nicht mehr bei der Tafel, und den zärtlichen Bitten des alten Hochmannsdorfs, einige Flaschen mit ihm auszustechen, hartnäckig widerstehend und Blutwallungen verschützend, eilte er fort und verlor sich bald in den laub[illegible]en Gebüschen des nahen Hains, wo er sich mit heftiger Inbrunst dem Sturme der Gefühle überließ, welcher in seiner Brust mächtig auf- und abwogte. Erst als es zu dämmern begann, kehrte er wieder scheinbar ruhig und gefaßt in das Badehaus zurück und suchte die Gesellschaft des Diplomaten auf.

5.

Einige Tage darauf waren Abends wieder mehre Wagen mit Badegästen aus der Nähe und Ferne angekommen. Schon war es sehr zahlreich und im Badehause gebrach es an Platz. Man mußte sich in Privathäuser einmiethen. Noch waren die Koffer nicht abgepackt, als es leise an Nr. 17 anpochte, und dem Bewohner dieses Zimmers, der den schwarzen Kopf aus der Thüre steckte, ein kleines Billet in die Hand gedrückt wurde. Schnell, wie sie gekommen war, hüpfte Mariane, die Zofe der Comtesse Villaplotzsky und des Fräuleins von Grünewald, wieder von dannen und eilte über die Straße. Reinecke las den Zettel: „Die Gräfin Glattan ist vorhin mit dem Marchese angelangt. Machen Sie beiden diesen Abend noch die Aufwartung, doch muß ich Sie, aus Vorsicht, erst noch sprechen. In einer halben Stunde erwarte ich Sie auf der Terrasse hinter dem Badehause. Ihre Amalie."

„Endlich!" rief der Diplomat aus, und rieb sich vergnügt die Hände dazu. „Endlich wird

mein Waizen zu blühen beginnen. Es hat mir zeither nicht glücken wollen, und dieser Losewitz mit seiner geleckten Gestalt, mit seinem geschmeidigen Wesen, ist mir, statt ein Beförderungsmittel zu seyn, ein Hinderniß gewesen; doch ein Kerl wie ich, fürchtet sich vor dergleichen nicht. Wenn ich seinen mächtigen Vater nicht brauchte, wollte ich den albernen Knaben bald weit genug aus dem Wege geschleudert haben. So aber muß ich alles durch Schlauheit bezwingen. Sie ist die Göttin, der ich diene."

Während dieses Selbstgespräches hatte er sich angekleidet. Langsam schlenderte er den Berg hinauf; Blick und Schritt hatten etwas Triumphirendes. Nicht lange darauf begegnete er dem Fräulein von Grünewald, und beide gingen bergauf dem Walde zu, dessen Krone die schöne Ruine der Burg L. ist.

„Verlieren Sie nur," sprach das Fräulein, „um aller Heiligen willen, das Eine niemals aus dem Auge, daß Sie bei der Gräfin den Gefühlvollen spielen, vorzüglich in Sachen der Religion, wovon sie sich am liebsten unterhält. Sie gibt sich

gern für eine Schwärmerin aus. Sie hat ſich, wie ich Ihnen ſchon geſagt, mehre Male mißbilligend darüber ausgeſprochen, daß Sie in Ihren Briefen an den Marcheſe und ſie ihre Religionsangelegenheit ſo trocken und oberflächlich behandelt haben. Hätte ich Sie früher gekannt, ſo würden Sie nicht in dieſen Fehler verfallen ſeyn. Suchen Sie ihn nun auf alle Weiſe wieder gut zu machen."

„Laſſen Sie mich nur gewähren, verehrtes Fräulein," entgegnete Reinecke mit Galanterie, und mit Selbſtgefühl ſetzte er hinzu: „und trauen Sie meinem Kopfe zu, daß ich, zumal von Ihnen geleitet und auf alle Vortheile aufmerkſam gemacht, mir keinen derſelben entgehen laſſe. — — Fürwahr, mein Fräulein," fuhr er nach einer Weile mit einſchmeichelndem Tone fort, „nicht ohne Schaamerröthen muß ich mir, Ihnen gegenüber, geſtehen, daß ich die Güte, die Sie mir in ſo reichem Maße gezeigt, noch mit gar nichts verdient habe, ja daß ich ſo indiscret geweſen bin, in den wenigen Stunden, die der Umgang mit Ihnen allein mir ausgefüllt hat, nur von

mir und meinen Angelegenheiten mit Ihnen zu ſprechen. Aber reumüthig habe ich den feſten Vorſatz gefaßt, meiner Wünſche mit keinem Worte wieder bei Ihnen Erwägung zu thun, bevor Sie mir nicht offenherzig geſagt haben, wie und womit ich einen Theil meiner Schuld bei Ihnen abzutragen im Stande bin.“

„Laſſen Sie uns vor der Hand davon ſchweigen, mein Herr,“ verſetzte Fräulein von Grünewald mit einiger Verwirrung. „Damit Sie aber meine eifrige Theilnahme an Ihrem Schickſale nicht falſch verſtehen, mögen Sie die Verſicherung hinnehmen, daß dieſe Theilnahme erſt in ihrer ganzen Stärke erwachte, als Sie mir die Entdeckung machten, Sie ſeyen der der Comteſſe Helena beſtimmte Mann. Wenn ich früher dem Herrn von Reinecke, in welchem ich nimmermehr Helenens zukünftigen Gatten vermuthet hätte — denn die Comteſſe kennt nur Ihren wirklichen Namen, und die Gräfin Klattau pflegt mich nicht zur Mitwiſſerin ihrer Geheimniſſe zu machen — wenn ich alſo Herrn von Reinecke irgend eine Theilnahme bewieß, ſo hatte dieſe ge-

wiß mir im geſellſchaftlichen Verkehr und dem zufälligen Umſtande ihren Grund, daß Sie bei unſerm Unfalle mit dem Wagen zugegen waren, und mir Geſellſchaft leiſteten, während Herr von Müllersdorf ausſchließlich die muntre Comteſſe unterhielt.“

„Was aber, wenn ich bitten darf, konnte dieſe Theilnahme ſo ſteigern und aus der Allgemeinheit herausreißen, als ich mich Ihnen anvertraute, geleitet von einem richtigen Scharfblicke, der mich in Ihnen eine Freundin erkennen ließ?“

„Schon dieſes edle Vertrauen allein,“ ſagte Amalie zögernd.

„Ich bitte um Entſchuldigung, gewiß nicht allein. Vergelten Sie mir Vertrauen und Offenherzigkeit mit Vertrauen und Offenherzigkeit. Laſſen Sie uns eine heilige Allianz ſchließen, uns gegenſeitig nach Kräften zu unterſtützen. Keins von Beiden wird dabei zu Schaden kommen. Hier iſt meine Hand zum Bunde und die Verſicherung, daß meine wahren Freunde mir über Alles gehen.“

Amalie heftete den Blick auf den eifrigen Sprecher; er ertrug die forschende Schärfe desſelben ruhig und ſagte: „Ich meine es aufrichtig!“

„Nun denn, ſo falle die Scheidewand, die ich erſt ſpäter ſinken laſſen zu dürfen glaubte,“ flüſterte das Fräulein. „Es ſey kein Geheimniß zwiſchen uns. Wenn ich Sie auch perſönlich nur erſt einige Tage kenne, ſo iſt mir die Stärke Ihres Geiſtes doch ſchon lange bekannt und ich weiß, daß ich es mit einem Manne von feſtem Charakter zu thun habe. Der Marcheſe ſowohl als die Gräfin waren ſtets Ihres Lobes voll, und ich bin mehr als ein Mal Zeuge geweſen, daß der Erſtere mit Enthuſiasmus von Ihnen ſprach und der Gräfin höchſt günſtige Urtheile des Herrn von Loſewitz über Sie mit dem Bemerken referirte, daß Sie vom Himmel zu einer großen und glänzenden Laufbahn beſtimmt zu ſeyn ſchienen.“

„Sie entzücken mich mit dieſem Berichte, mein Fräulein,“ rief Reinecke freudeglühend und drückte ihr im ungewohnten Aufſchwunge ſeiner Seele die Hand ſtürmiſch. „Doch weiter! weiter!“

„Es wäre also mindestens sehr unklug, sich einen Mann nicht durch kleine Gefälligkeiten und Dienstleistungen zu verbinden, der bereits die Carriere eingeschlagen hat, die ihn zur künftigen Größe führt, zumal wenn man so schöne Gelegenheit dazu hat, wie mir dargeboten wird. Glauben Sie mir, ich bin nicht mädchenhaft einfältig genug, um nicht zu begreifen, daß ich mir ein Recht auf Ihre Dankbarkeit erwerbe, und nicht zu berechnen, daß die Prozente dieser Dankbarkeit mit Ihnen selbst steigen, und mich mit Ihrer eignen Größe emporheben.“

„Schön und stolz!“ sagte Reinecke geschmeichelt. „Aber dies Alles setzt ein unbegrenztes Vertrauen in meine Redlichkeit voraus; denn wie leicht könnte der mächtige Schuldner Kapital und Zinsen vergessen.“

„Ich habe ein solches Vertrauen zu Ihnen, und zwar aus dem Grunde, weil ich so etwas von Ihrem Geiste in mir verspüre. Wär' ich ein leichtfertiges, muthwilliges, oder sentimentales, schwärmerisches Ding, wie die meisten meines Alters und Geschlechts, so würde ich Ihnen

wahrſcheinlich nicht vertrauen, aber auch nicht ſolche Pläne machen. Mit dem Talente ſind natürlich auch die Eigenſchaften deſſelben verbunden. Ich habe einen hochſtrebenden Geiſt, wie Sie; es iſt ihm alſo auch die Eigenſchaft verliehen, andern gleichbedingten Geiſtern nahe zu treten, ihnen zu vertrauen und im Bunde mit ihnen die Bahn zu betreten, die allein zu wandeln, er vielleicht zu ſchwach oder zu verzagt wäre. Hätte ich mich in Ihnen getäuſcht, ſo wäre die Ueberzeugung, daß Sie kein großer Mann wären, nicht zu theuer durch die, einem undankbaren Schurken geleiſteten Dienſte erkauft. Von einem gewöhnlichen, mittelmäßigen Kopfe verlange ich keine Dankbarkeit, und Sie wären ein ſolcher, wenn Sie mir ſie verweigern könnten. Es wäre Ihnen eben ſo wenig übel zu nehmen, wenn Sie einem Mädchen von gewöhnlichem Schlage ſich niemals dankbar bezeigten, und ich würde Sie abermals für einen untergeordneten Kopf halten, wenn Sie die Aeußerungen der Dankbarkeit auf ein ſolches Geſchöpf übertrügen. Der Mittelmäßigkeit ſind Leute von unſerm Geiſte nichts

ſchuldig; nur gegen die Größe muß der Große auch groß ſeyn; die Kleinen und der Mittelſchlag verſtehen die Größe ohnedies nicht zu ſchätzen und zu beurtheilen.“

„Vortrefflich philoſophirt!“ rief Reinecke aus. „Wahrlich, mein Fräulein, wäre Helenens Beſitz nicht der Zauberſchlüſſel zu der diamantnen Pforte meiner künftigen Größe, ich würde um dieſe Hand bitten, die ſo kühn und ſicher nach dem Höchſten greift.“

„Nimmermehr! Wo denken Sie hin? Wir würden beide die beſten Kräfte vergeuden, um nur auf die erſte Staffel der Leiter zu kommen, die zu Macht, Anſehn und Reichthum führt, und wenn wir ja mit Mühe und Noth höher klimmten, würden wir kaum mehr im Stande ſeyn, uns unſeres Glücks zu erfreuen. Nein, im vollen Beſitz der Jugendkraft muß man die goldnen Gaben genießen. Helene ſtellt Sie, ohne Ihre Mühe, gleich auf die oberſte Sproſſe.“

„Und an ſich denken Sie nicht?“

„Ich zähle ja, wie ich Ihnen bereits geſtanden, auf Ihre Dankbarkeit. Wenn — — nun

es wird die Zeit kommen, wo ich mich über diesen Punkt deutlicher erkläre. Sie kommt bald; denn ich bin der Dienstbarkeit herzlich müde, in welche mich meine Armuth verwiesen hat. Aber das mittellose Fräulein von Grünewald wird die Dame so gut spielen können, wie die reichgeborne Frau Gräfin Klattau. Doch davon ein ander Mal ausführlicher. Jetzt wollte ich Ihnen nur noch sagen, daß Sie bei der Gräfin auf eine baldige Verlobung mit Helenen dringen möchten; denn ich glaube bemerkt zu haben, daß Herr von Müllersdorf einen starken Eindruck auf sie gemacht hat. Sie spricht sehr viel von ihm und das mit weniger Muthwillen, als von andern Männern; witzelt oder ironisirt sie über ihn, so geht daraus gerade am klarsten hervor, daß er ihr nicht gleichgültig ist. Also eilen Sie! Jetzt ist's noch Zeit."

„Ich danke Ihnen für den gütigen Wink; das Saamenkorn fällt auf ein lockeres Land; ich habe an meinem Freund Aehnliches bemerkt."

„Ich muß gestehen, ich möchte durch die Eile

Ihrer Verbindung mit Helenen an Herrn von Müllersdorf eine kleine Rache nehmen.“

„Rache? hat er Sie beleidigt?“

„Wenn Sie das weibliche Herz kennen, so werden Sie wissen, daß es die größte Beleidigung für daſſelbe iſt, einem neben ihm ſtehenden weiblichen Weſen die untrüglichſten Zeichen der Huldigung dargebracht und ſich ganz unbeachtet zu ſehen. Herr von Müllersdorf hat, ſo oft wir auch noch mit ihm zuſammen trafen, mich ganz überſehen, und wenn mir ſowohl mein Geiſt als auch mein Spiegel ſagten, daß ich wenigſtens des Bemerkens werth ſei, ſo würde es an und für ſich ſchon eine unverzeihliche Unhöflichkeit ſeyn.“

„Fürwahr, Herr von Müllersdorf verdient von Ihnen mit gleicher Gleichgültigkeit behandelt zu werden,“ bemerkte Reinecke mit einem plötzlich hellen und vieldeutigen Blick auf Amalia. „Wie, wenn ich das Werk meiner Dankbarkeit gleich damit begänne, Ihnen die Gelegenheit zu ſolcher ſchönen Rachebefriedigung zu verſchaffen? wenn ich mit Geſchicklichkeit ſeine Blicke auf Sie

leitete? wenn ich ihm die Augen für Ihre Vorzüge öffnete?“

Amalia's Wangen glühlten über und über; ihr Blick ſchweifte in Verwirrung umher.

„Und wenn vielleicht dieſer einfache Lieutenant Müllersdorf nur die Maske einer wichtigern Perſon wäre, groß genug, um den Plänen dieſes außerordentlichen Mädchenkopfes zur Baſis künftiger Macht und Glanzes zu dienen, und nicht zu groß, um aus conventionellen Gründen eine Hand zu verſchmähen, die für ihn zu handeln geſchickt wäre und ihm den Mangel jener pſychiſchen Kraft erſetzen könnte, die nöthig iſt, ſich auf der Höhe zu behaupten? wenn“ —.

„Halten Sie ein! Welche Ausſicht eröffnen Sie mir! Mir ſchwindelt's. Wer iſt Müllersdorf? Ich beſchwöre Sie!“

„Es wäre wider meine Grundſätze, Ihnen zu ſagen, wer er iſt. Es ſei Ihnen genug, zu erfahren, daß er die Carriere ſchon betreten hat, die ich jetzt einſchlagen will, daß Rang und Geburt ihm Vortheile von vorn herein geſichert haben, die ich mit ungeheuerer Mühe theils erſtrebt

habe, theils noch erſtreben muß, und daß er einer Gefährtin bedarf, wie Sie, um ſtark und würdig ſeinen Weg zu gehen. Amalie, hab' ich jetzt die rechte Saite in Ihrer Seele angeſchlagen? Müllersdorf iſt Ihnen nicht gleichgültig, Ihr Herz hegt Gefühle für ihn, die mehr erzielen als Rache, ſelbſt wenn Sie ſich deſſen auch nicht klar bewußt ſind."

„Sie enthüllen ſchonungslos die innerſten Falten meines Herzens!" rief das Fräulein.

„Haben Sie mir nicht Vertrauen gelobt?"

„Aber fühlen Sie nicht, wie ſich ein weibliches Herz ſträubt, ſich mit ſeiner Schwäche blos zu geben? Doch Sie haben mich durchſchaut und eigentlich den glimmenden Funken zur Flamme angefacht. Ja, ich liebe Ihren Freund, aber mein Herz iſt von Groll gegen ihn erfüllt."

„Auch gegen Helenen?" fragte Reinecke ſcharf betont.

„Ja, auch gegen ſie, weil ſie das Glück hatte, ihm zu gefallen."

„Deſto beſſer für mich. Sie werden bei der Gräfin Klattau und bei'm Marcheſe alle Hebel

in Bewegung ſetzen, um meine Verbindung mit Helenen zu beſchleunigen.“

„Das werd' ich mit Freuden.“

„Und ich werde dafür erkenntlich ſeyn und Ihnen meinen jungen Freund zuführen.“

Ein feuriger Händedruck lohnte dem Diplomaten. Sie kehrten zurück und trennten ſich am Fuße des Bergs.

6.

In Escarpins, ſchwarz ſeidnen Strümpfen, dergleichen kurzen Beinkleidern mit goldnen Schnallen geziert, an den Aermeln des feinen Fracks zierlich gefältete Manſchetten; die Finger voll brillanter Ringe, mit eleganter Cravatte und Chemiſette, das ſchwarze Haar und den Bart ſorgfältig geordnet, ſaß der junge Mann, der im Bade L. unter dem falſchen Namen eines Herrn von Reinecke aufgetreten war, zwei Stunden nach der Unterredung mit dem Fräulein von Grünewald, auf dem Sopha in einem geräumigen

Zimmer, worin manches noch nicht ſeine rechte Stelle gefunden hatte, neben einer hohen ſtattlichen Frau, deren Schönheitsblüthe ſchon leiſe zu welken begonnen hatte, wahrſcheinlich aber ſo lang als möglich durch künſtliche Mittel erhalten worden war und noch erhalten wurde. Aus großen majeſtätiſchen Augen blickte ſie mit ſichtbarem Wohlgefallen auf den Beſuch hin. Die ganze Geſtalt hatte viel Imponirendes, und da ſie gewiß nicht älter als vierzig Jahre war, ſo hatte ſie keineswegs die Anziehungskraft verloren; denn die wahren Kenner und Verehrer des andern Geſchlechts, die Beſitzer des beſten Geſchmackes, die Sachverſtändigen und Gourmands in der Liebe, finden bei Frauen vom fünf und dreißigſten bis zum fünf und vierzigſten Jahre erſt den höchſten und reizendſten Genuß des Umgangs.

„Sobald Sie eine ziemlich genaue Liſte der ruchloſen Demagogen und ihrer abſcheulichen Verbindungen, die ſich in alle Stände verzweigen ſollen, liefern können," fuhr die Dame in ihrer Unterhaltung fort, „haben Sie gewonnenes Spiel.

Sie werden ſich den Miniſter außerordentlich verbinden; es ſteht Ihnen bei'm Miniſterium des Aeußern eine treffliche und für Ihr Talent geeignete Stelle offen, und ich gratulire Ihnen zum Adelsdiplom."

„Ich erlaube mir, unterthänig zu bemerken, gnädigſte Frau Gräfin, daß ich noch mehr zu liefern im Stande bin, als eine Namensliſte mit genauer Angabe der Verbindungen; ich kenne die Geſetze und Statuten dieſer Verbindungen, bin von ihren Zwecken, ihren verwegnen Entwürfen, Wünſchen und Hoffnungen unterrichtet. Ich bin in Beſitz ſchätzbarer Dokumente, die als Belege dienen und über alles ein helles Licht verbreiten werden."

„Charmant!" rief die Gräfin. „Ich ſehe Ihre Bruſt ſchon mit Orden geziert; denn auch Ihr Fürſt wird ſich Ihnen nicht minder dankbar bezeigen. Doch um Ihnen nichts zu verhehlen, mein junger Freund, muß ich geſtehen, daß Sie mir zu viel Ehrgeiz zu beſitzen ſcheinen. Es kommt mir vor, als ſei er die alleinige Triebfeder aller Ihrer Handlungen."

„Ich muß unterthänig um Entschuldigung bitten, wenn ich meiner gnädigen Frau Gräfin hierin zu widersprechen mich unterstehe. Keineswegs will ich läugnen, daß der Drang, mich hervorzuthun, in meiner Brust waltet; er ist ja der Vater aller großen Thaten. Aber er ist nicht mein höchstes Motiv, er ist nicht der heilige Leitstern auf den labyrinthischen Pfaden meines Lebens. Nein, es lebt ein Drang in mir, der nicht irdischer Natur ist, und der, seinem göttlichen Ursprunge gemäß, alles auf den Himmel bezieht und mir das Reich Gottes stets als letzten und höchsten Zweck all meiner Handlungen vorhält. Ja, gnädige Frau, der wahren und alleinigen Kirche Christi in der That und Wahrheit mit all' meinen Kräften zeit meiner irdischen Laufbahn zu dienen, ist mein glühendster Wunsch und das Endziel meiner Bestrebungen."

„Ha, dann sind Sie mir doppelt werth und theuer!" rief die Gräfin im Aufwallen hohen Entzückens aus. „Ein Streiter für den Herrn, ein Winzer in seinem Weinberge, ist der höchsten Ehren würdig, und meine Liebe und Hoch-

achtung für Sie steigert sich auf den höchsten Grad. Aber sagen Sie mir, warum haben Sie sich uns noch nicht von dieser Ihrer schönsten Seite gezeigt, warum mir Ihr Innerstes selbst damals nicht enthüllt, als Sie mir schrieben, Sie wären entschlossen, zur katholischen Kirche überzutreten? Sie gaben dazu so gar keine höhern Gründe an, es stand so trocken in Ihrem Briefe da, daß ich nicht glauben konnte, Sie thäten den wichtigen Schritt aus innrer Ueberzeugung und göttlicher Erleuchtung."

„Das Herz des Menschen, gnädige Frau Gräfin, gibt sich nur dem persönlich verehrten Herzen mit gänzlicher Offenheit und Rücksichtslosigkeit hin. Die Religion ist mir das Heiligste; wie könnte ich es wagen, meine innersten Gefühle darüber, den begeisterten Aufschwung meiner davidschen Phantasie Briefen an hohe Gönner anzuvertrauen, die ich zwar hoch verehre, denen ich aber noch nicht in's Auge geschaut und darin eine heilige Glut für Gottes Sache erblickt, aus deren Wesen mir noch nicht die Ueberzeugung entgegen gesprungen ist, daß sie gleich mir für

das Heil des Himmels und der Erde entflammt sind? Klänge es nicht wie Prahlerei mit den heiligsten Dingen, wie Koketterie mit dem Glauben und seinen innern Segnungen? Wer dergleichen in Briefen an ihm persönlich Unbekannte zur Schau stellen kann, der besitzt den wahren Glauben, die göttlichste Begeistrung für die Religion nicht, sondern er gebraucht sie nur als Mittel zum Zweck, hängt sie als Lockspeise vor, und schmückt sich damit, wie mit einer schönen Maske. Dieses ist und kann nicht meine Sache seyn. So wie ich aber des Glücks theilhaftig wurde, Ihnen gegenüber zu stehen, gnädigste Frau Gräfin, so wie ich in den frommen Spiegel Ihrer herrlichen Seele blickte und neben all' den Vollkommenheiten, die mir schon aus Ihren verehrten Briefen und anderweitigen Berichten bekannt waren, auch jene gottbegeisterte Sehnsucht nach dem Himmel und seinem seligen Vorschmack auf Erden im reinen Glauben darin wahrnahm, die auch in meiner Seele glüht und mich, gleich Ihnen, über die Nichtigkeit aller irdischen Dinge emporhebt, da tönte es in allen Tiefen

und Höhen meines Seins wider: Sie ist auch eine Auserwählte! Und mein Herz erschloß sich Ihnen, unaufgefordert von Ihnen durch Worte, aber hingerissen und mit heiliger Gewalt gezwungen von Ihrem ganzen, dem meinigen so nah verwandten Wesen.“

„Vortrefflich!“ rief die Gräfin aus, und überließ Reinecke ihre Hand, die er auch nicht verfehlte mit glühenden Küssen zu überdecken. „Nie hätt' ich geahnet, welch ein Glück mir aus Ihrer persönlichen Bekanntschaft erblühen würde! Wie wird sich der Marchese freuen, wenn er Sie ganz kennen lernt, der ohnedies von den glänzenden Eigenschaften Ihres Gästes eingenommen ist! Sie sind einer der wenigen, vom Himmel am reichsten ausgestatteten Menschen, in denen Geist und Seele, Verstand und Gefühl gleich mächtig wirken und schaffen, und Sie reihen sich als ein würdiges Glied an unsern großen G., an unsern trefflichen S. an, mit denen ich Sie bald bekannt machen werde. Ja, mein lieber Freund, das Gefühl, das religiöse Gefühl ist das Höchste, was der Mensch vom Himmel em-

pfangen hat; glücklich die, welchen, gleich uns, eine reiche Gabe davon zu Theil wurde, denen es vergönnt iſt, ſich auf den Morgenrothfittigen hehrer Begeiſtrung ſchon hier, während ihr Leib noch in den Banden irdiſcher Unvollkommenheit ſchmachtet, zu des Himmels jubeltönenden Räumen, in heiliger Vorahnung, zu erheben, und mit Wonneſchauern in den Empfindungen zu ſchwelgen, welche allein das höchſte religiöſe Gefühl hervorzubringen vermag!“ —

„Dieſe Ueberzeugung iſt mir nach langem Kampfe, wie eine glänzende Sonne aus Nacht- und Regengewölk, aufgegangen. Aufgewachſen in den engen und nüchternen Begriffen der proteſtantiſchen Kirche, war ich erſt thörigt genug, mich gegen die beſſre Erkenntniß meines Geiſtes zu ſträuben und der heiligen Macht des himmliſchen Lichts gleichſam mit trotziger Gewalt Thür' und Fenſter zu verſchließen. Ich drückte als ein ſeinen Lehrern folgſamer Knabe die Augen meines Geiſtes zu, ſo feſt ich vermochte, um nichts zu ſehen, aber ſelbſt durch die verſchloſſnen Augenlieder hindurch drang die Kraft ſeiner Strah-

len in meine Seele und entzündete dort den reichlich aufgehäuften Zunder. Bald brannte die Flamme des wahren Glaubens lichterloh in mir, ihre Gluth trieb mir die Augen auf, und nun sah ich plötzlich in das Strahlenmeer der himmlischen Glorie und erkannte mit Schrecken, daß ich zeither in Nacht und Irrthum gewandelt war. Jetzt sah ich mit klarem Geiste, in welch' engen Kreisen sich meine Kirche drehe und welche kleinlichen Verhältnisse sie auf das Leben übertrage. Sie gemahnte mich nun wie ein allzuknappes und kleines Gewand für meinen Riesenleib, als tödtende Form für die glühende Lebendigkeit meiner Seele. Ich fühlte eine ungeheuere Sehnsucht in mir erwachen; ich wußte nicht wonach, aber ich ahnete, daß weder die protestantische Kirche, noch das engherzige bürgerliche Leben, in welchem ich meine Tage verseufzte, im Stande seyn könnten, mein heißes Verlangen zu befriedigen. Mit diesen unklaren Gefühlen wurde ich vom Schicksal nach Rom geworfen. Ich kam — wie Ihnen vielleicht durch den Herrn Marchese bekannt seyn wird — als Sekretär eines außerordentlichen Ge-

ſandten an Seine Heiligkeit dorthin. Dort hatte ich das Glück, die Bekanntſchaft des Herrn Marcheſe zu machen, als ich von einem deutſchen Maler im Hauſe des Prinzen F. v. Z. eingeführt wurde. Damals lag ich gerade in der Kriſis; ich kämpfte und ſtritt mit mir; es ward mir ſehr ſchwer, die alten tiefeingewurzelten Vorurtheile zu beſiegen. Hätten den Herrn Marcheſe nicht Geſchäfte von Rom abgerufen, würde meine geiſtige Wiedergeburt gewiß früher ſtattgefunden haben; ſo aber war ich mir wieder allein überlaſſen. Doch begriff ich immer mehr, daß im geiſtigen Menſchen etwas begründet iſt, was über alles Erkennen und Verſtehen hinausgeht, und was ſeine Ruhe und ſeinen Troſt nur in den Regionen der gläubigen Phantaſie finden kann und muß. Nun erwachte in mir ein tiefer Ekel gegen Kirche, Prediger und Predigten der Proteſtanten; ich ſah darin endlich nur den Glauben all ſeines ſchönen Schmuckes, ſeines ſchwellenden Fleiſches, ſeines ſtrömenden Blutes, ſeines warmen, geheimnißvoll herrlichen Lebens, ſeines geiſtigen Aufſchwungs und überhaupt all ſeines

Schönen, Erhabenen und Geiſtigen entkleidet, ſo daß nichts weiter geblieben, als ein lebloſes ſcheußliches Gerippe. So lang' ich in Rom noch von den heiligen Tönen des päpſtlichen Meßgeſangs umrauſcht war, malte ſich mir das Bild meines Zuſtandes nicht ſo deutlich aus, aber ich hatte noch nicht lange wieder in Deutſchland gelebt, als ich mir's klar bewußt wurde, was mir fehle. Ich wurde Katholik, ohne die Weihe zu empfangen. Meine Verbindung mit dem Herrn Marcheſe dauerte fort, das politiſche Intereſſe verband ſich mit dem religiöſen; und ich konnte den Wunſch nicht länger unterdrücken, von ſeiner heiligen Hand die Weihe zu empfangen."

„Und dies ſoll hier in heimlicher Stille, nur in Gegenwart einiger rechtgläubigen Seelen geſchehen," ſagte die Gräfin mit leuchtenden Augen, „und nicht lange wollen wir dies heilige Feſt hinausſchieben; ich freue mich darauf, es recht herzinnig und in Gott verſenkt zu begehen. Und damit wir den Himmel auf eine würdige Weiſe mit der Erde verbinden, wollen wir an

demſelben Tage Ihre Verlobung mit meiner Helene feiern.“

„Wie beglücken Sie mich mit dieſem Vorſatze, gnädigſte Frau Gräfin!“ rief der Diplomat mit einem affectirten ſchmachtenden Augenaufſchlag und küßte die Hand der Gräfin, die er gleichſam im Sturme der Ueberraſchung wieder ergriffen hatte, mehremals hintereinander feurig. Mit lächelndem Wohlgefallen ruhten die Augen der vornehmen ſtolzen Frau auf ihm.

„Haben Sie ſich ſchon mit meiner Niece bekannt gemacht, Herr Sekretär?“ fragte ſie.

„Ich bin von ihrer Schönheit und von ihrem Geiſte gleich ſtark entzückt; ich war dieſer Tage oft mit ihr zuſammen. Doch von unſerer gegenſeitigen Beſtimmung hab' ich ihr nichts merken laſſen.“

„Daß ſie ihren Künftigen hier finden ſoll, iſt ihr bekannt. Alſo vorbereitet iſt ſie. Schwärmeriſche Liebe dürfen Sie nicht von ihr erwarten, ſie iſt ein muthwilliges, flatterhaftes Ding, ohne tiefes Gefühl, ja ſogar ohne Sinn für das Hohe und Herrliche im Leben. Die Liebe hat ſie alſo

auch nie gekannt, nie hat sie sich viel aus den Männern gemacht, nie irgend einem den geringsten Vorzug gewährt, es müßte denn gewesen seyn, um ihn zum Besten zu haben. Sie sehen, ich verkaufe sie Ihnen nicht unter dem Schleier."

„Ich werde ihre kleinen Schwächen ertragen," sagte der Sekretär geschmeidig; „Helene ist jung und bildsam; ich werde sie nach meinen Grundsätzen erziehen."

„Ich wünsche Ihnen Glück dazu. — Doch, mein liebster Freund, gehen Sie, den Marchese in seiner Wohnung aufzusuchen. Er wird diese Aufmerksamkeit von Ihrer Seite gütig aufnehmen. Die Zofe meiner Niece soll Ihnen sein Logis zeigen. Ich hoffe, Sie morgen wieder bei mir zu sehen. Gute Nacht. Die Ruhe thut mir nach der Reise noth."

Reinecke küßte noch einmal die weiche, volle Hand devot und verließ das Zimmer.

7.

Ein ſtattlicher Mann von mittlerer Größe mit einem ſchönen würdigen Geſichte, worin ein Paar kluge Augen funkelten, erhob ſich aus dem Lehnſeſſel, eilte auf den eintretenden Reinecke zu, und begrüßte ihn freundlich und mit vornehmer Herablaſſung, welche der devoten Kriecherei des Diplomaten vollkommen angemeſſen war.

„Nach zwei Jahren herzlich gegrüßt!“ ſagte der Marcheſe Ricconi. „Sie haben wirklich den Air eines ſehr vornehmen Mannes ſich angeſchafft.“

„Ich komme, den letzten Anſtrich, die edelſte Politur von Ihnen zu erlangen, hochwürdiger Herr,“ ſagte Reinecke geſchmeidig; „oder vielmehr durch Ihre ſegensreiche Hand das wirklich zu werden, was ich jetzt nur ſcheine.“

„Waren Sie ſchon bei der Gräfin?“

„Ich komme eben von der Gnädigen.“

„Wie weit ſind Sie mit Helenen?“

„Ich hoffe, es ſoll Alles trefflich gehen.“

„Gut denn! Des ſchönſten Lohnes ſind Sie gewiß, junger Mann; wie ſelten Einem Ihres

Alters und Standes, ſtehen Ihnen die herrlichſten Ausſichten offen; ſuchen Sie ſich um dieſes köſtlichen Preiſes ſo würdig als möglich zu machen; ſuchen Sie die gute Meinung, welche Leute von Bedeutung von Ihnen haben, glänzend zu rechtfertigen und unſre Hoffnungen hinſichtlich Ihrer zu erfüllen.“

„Ich werde mich ganz Ihrer Leitung übergeben, mein Vater.“

„Im Allgemeinen ja! Im Beſondern nein! Nicht eine Maſchine in meiner oder eines Andern Hand ſollen Sie ſeyn, und Ihr regſamer Geiſt verbürgt mir, daß Sie das niemals ſeyn werden. Sie ſollen ſelbſt denken, ſelbſt handeln, in den ſchwierigſten Fällen ſogar nach Ihrer eignen Einſicht entſcheiden. Sie ſollen kein untergeordnetes Glied des Bundes für die große Sache werden, ſondern ein leitendes.“

„Sein Sie verſichert, daß ich Ihren Erwartungen entſprechen werde.“

„Das glaub' ich; und hätten Ihre bisherigen Leiſtungen uns nicht dieſe Ueberzeugung gegeben, ſo würden wir Ihnen nicht dies unbegrenzte Ver-

trauen ſchenken. Bald, ſehr bald wird die Zeit Ihrer Wirkſamkeit beginnen. Ich habe Ihnen bereits durch Herrn von Müllersdorf Einiges wiſſen laſſen. Iſt er von allen Ihren Forſchungen unterrichtet?“

„Noch nicht von allen. Ich muß bekennen, die Grundſätze und Anſichten des jungen Mannes haben mich vorſichtig gegen ihn gemacht. Das Beſte und Vorzüglichſte, den Schlüſſel zu dem Hauptgeheimniſſe, ſpare ich deshalb für Ew. Hochwürden auf.“

„Sie ſind zu ängſtlich. Ich kenne den jungen Mann. Der Wein der Jugend brauſt in ihm; wenn er ausgegohren hat, wird's ein reines, treffliches Getränk. Vertrauen Sie ihm Alles an, liefern Sie ihm alle Papiere aus, machen Sie ihn mit allen Gefahren und verborgenen Schlingen der Demagogen bekannt. Ich kann mich unmöglich mit dieſen rein diplomatiſchen Angelegenheiten befaſſen; ich habe genug auf dem Felde Gottes zu ſchaffen. Und für dieſe Arbeit nehme ich Ihre ganze Kraft in Anſpruch. Ich komme jetzt aus dem Karlsbade, wohin ich einige Aufträge des

Prinzen F. von Z. an seinen Bruder, den Herzog A. von Z. brachte. Ich verlebte mehre Tage in der Gesellschaft dieses höchst originellen Fürsten, und habe ihn, wenn mich nicht alle Zeichen trügen, sehr für mich eingenommen. Die Fäden sind bereits angelegt, doch nach ganz andern Seiten hin, als ich mir früher dachte. Sie nun sind dazu bestimmt, das Gewebe zusammen zu ziehen; aber mit Kummer habe ich schon daran gedacht, daß Sie allein es nicht vollbringen werden."

„Erklären Sie sich deutlicher, wenn ich bitten darf, hochwürdiger Vater."

„Der Herzog weiß, daß ich Priester bin; man kann ihm so etwas ohne alle Gefahr sagen; er weiß sogar, daß ich mich bestrebe, ihn zur katholischen Kirche zu bekehren; denn sein scharfer Verstand läßt ihn die feinsten Pläne gleich an den ersten Zeichen und Andeutungen errathen. Aber damit ist weder etwas gewonnen, noch verloren. Der Herzog findet es sehr natürlich, daß die katholische Kirche deutsche Fürsten in ihren zärtlichen Mutterschoos zurückzuziehen trachtet, aber er findet es eben so natürlich, dieser zärtlichen

Mahnung nicht zu folgen. Das kommt daher, weil er überhaupt alle Formen haßt, aber ich habe wahrgenommen, daß er den nüchternen Protestantismus noch mehr haßt, als unsre Form, eben weil derselbe nüchtern, und der Herzog eine hochpoetische, fast hyperphantastische Natur ist. Es ist daher unsre Aufgabe, seine ungeheuere, oft in wunderbaren gigantischen, unbegreiflichen Auswüchsen hervorbrechende Phantasie auszufüllen und zu beschäftigen; doch müssen wir höchst vorsichtig seyn, irgend etwas Mystisches oder Preciös-Jesuitisches beizumischen. Der Herzog kennt alle diese Kunstgriffe zu genau und würde uns nur verlachen. Selbst ein bloßer Anklang an diese Theaterkünste würde Alles verderben. Der Herzog ist der wunderbarste, eigenthümlichste Mensch, der mir je vorgekommen; also müssen wir auch einen ganz besondern und eigenthümlichen Weg einschlagen, um ihn zu gewinnen. Nichts Gewöhnliches spricht ihn an, und selbst am Ungewöhnlichen geht er kalt vorüber, wenn es nicht durch scharfe Contraste hervorspringt; außerdem dient es ihm nur zum Gegenstand seines scharfen, beis-

senden Witzes, womit er Alles, Gewöhnliches und Ungewöhnliches, Hohes und Niedres, Großes und Kleines, wie mit einer Salzlauge übergießt. Er hat nicht eine Ader von der gutmüthigen Herzlichkeit, von der frommen Begeistrung seines Bruders. Was der Prinz rührend findet, das findet der Herzog schaal; was der Prinz schön heißen würde, würde der Herzog langweilig nennen. Was ihm gefallen soll, muß im höchsten Grade pikant seyn, und wie er die besten Speisen mit den stärksten Essenzen überschüttet, um sie nur genießbar zu machen, so müssen auch seine geistigen Genüsse mit den stärksten geistigen Essenzen versetzt seyn. Die protestantische Kirche kann ihm in ihrer Dürftigkeit dergleichen nicht bieten; die katholische hat Reizmittel für solche übersättigte Geister, aber es gehört der rechte Mann dazu, sie dem Herzog A. zu bieten. Haben wir diesen Mann, so haben wir auch den Herzog. Ich bezweifle aus mehr als einem Grunde, daß Sie, mein Freund, bei all Ihrer diplomatischen Geschicklichkeit, doch der Rechte zu diesem höchst schwierigen Geschäfte sind."

„Und worin müßten denn die außerordentlichen Eigenſchaften dieſes Rechten beſtehen?“ fragte Reinecke etwas ärgerlich, ſeine Tauglichkeit als Proſelitenmacher in Zweifel gezogen zu ſehen.

„Es verſteht ſich, daß wir ganz offen mit einander reden, und einander nichts übel nehmen. Eine übertriebene Empfindlichkeit wäre hier ganz am falſchen Platze. Wir arbeiten gemeinſam dem großen Zwecke entgegen und beſitzen wir ſelbſt die Mittel nicht, ihn zu erreichen, ſo müſſen wir ſie aus allen Kräften außer uns ſuchen. Der Mann, den wir brauchen, muß zwei unerläßliche Eigenſchaften haben; er muß jung und ſchön ſeyn, er muß einen ächt poetiſchen Geiſt haben, d. h. nicht mittelmäßig ſentimental, wäſſrig gefühlvoll, weinerlich, gewöhnlich, ſondern ſcharf, verſtändig, genial, hochbegabt wie unſer Tieck, unſer Schlegel, wie Jean Paul, mit dem der Herzog in enger Verbindung iſt. Seine Phantaſie muß hinreißend ſeyn, ſie muß die des Herzogs in ihren Grundtiefen aufzuregen verſtehen, wie ein Sturm den Bodenſatz des Meers, ſie muß ſie überflügeln und auf die Punkte hinzulenken wiſſen, welche in un-

freer Kirche den Herzog feſſeln können. O Prinz F—'s Bekehrung in Rom war Kinderſpiel gegen dies Gigantenwerk; aber dennoch iſt es möglich, und es muß vollbracht werden. Nie war es meine Sache von einem halbvollendeten Werke der ſich häufenden Schwierigkeiten halber abzuſtehen."

„Jung und ſchön, poetiſch und genial," wiederholte Reinecke, wie in Gedanken. „Kaum darf ich mich rühmen, etwas von der letztern all dieſer ſchönen Eigenſchaften zu beſitzen. Aber wozu jung und ſchön, wenn ich auch das „poetiſch" zugebe?"

Der Marcheſe — oder vielmehr der Weltgeiſtliche — lächelte und ſagte dann: „Der Herzog hat den Geiſt und die Bildung eines griechiſchen Dichters; ſeine herrlichen, griechiſche Klaſſicität athmenden Idyllen, die er unter dem Namen Hyllenion herausgegeben hat, ſtellen ihn faſt über Theokrit, nur iſt er nicht ſo einfach, es fliegt ihm modern romantiſche Schwärmerei an, daher die wunderbar glänzende Farbenmiſchung; es iſt alles prächtig. Und doch trotz dieſem ſcheinbaren Widerſpruch iſt ſein Weſen antik. Er liebt die Schön-

heit der Form bis zum Enthusiasmus, und plastische Schönheit geht ihm über Alles. Er vergißt über der plastischen schönen Form oft nach dem Geist zu fragen. Darum liebt er auch, gleich den weisesten und größten Männern des alten Griechenlands, schöne Männer um sich zu haben; es muß in seiner Umgebung Alles Harmonie seyn und sein ästhetischer Sinn wird durch jede Störung desselben beleidigt. Aber ich habe nur schöne Männer um ihn gesehen, keinen poetisch genialen, ja überhaupt nur geistreichen; es sind lauter Leute vom gewöhnlichsten Schlage. Ich habe aus dem Herzoge die tiefe Sehnsucht, das geistige Bedürfniß nach einem jungen schönen Mann, der zugleich genial ist, herausgefühlt. Wir müssen ihm denselben zuführen. Einem solchen Götterjüngling wird sich bald des Herzogs ganze begeisterte Liebe zuwenden; er wird ihn auf den Adlerflügen der Poesie der Erde rauben und in seinen Olymp entführen. Wir aber haben damit unser Spiel gewonnen. Begreifen Sie nun, was ich mit jung und schön, poetisch und genial will?"

„Vollkommen!" versetzte Reinecke nachdenk-

lich. „Ich kenne ſogar einen Mann, der dieſe Eigenſchaften in einem hohen Grade beſitzt.“

„Und wer wäre der?“ rief der Weltprieſter haſtig.

„Nun eben der junge Mann, mit welchem ich jene diplomatiſchen Angelegenheiten zu verhandeln angewieſen worden bin, und dem wir den Namen eines Herrn von Müllersdorf geben. Er iſt jung und ſchön, gewandt, genial, und hat eine poetiſche Natur, wie Sie wünſchen.“

„Wirklich? wirklich? in der That?“ rief der Geiſtliche.

„Nur ein zwiefaches Hinderniß ſteht hinſichtlich ſeiner der Ausführung dieſes Planes im Wege, nämlich die Grundſätze des jungen Mannes —“

„Grundſätze? Narrenspoſſen! Ausſichten auf Reichthum, Ehrenſtellen, Macht u. dg. werfen alle ſolche albernen Rückſichten über den Haufen. Laſſen Sie mich mit ihm reden! Ich habe Mittel in Händen, ihn zu beſtimmen, daß er ohne viel Widerreden in unſere Plane eingeht. Daß wir die Leitung über ihn behalten, daß namentlich

Sie in ſeiner Nähe bleiben und ihm die Schritte vorzeichnen, verſteht ſich von ſelbſt.“

„Ich werde mir von Ew. Hochwürden die nöthigen Inſtruktionen ausbitten.“

„Es bedarf keiner nähern Inſtructionen. Wir haben zwei Wege zu verfolgen, um uns den Beſitz des Fürſtenhauſes von Z. zu ſichern. Der erſte iſt, den Herzog A. zu gewinnen, ihn dann zu einer Scheidung von ſeiner Gemahlin und zur Verbindung mit einer katholiſchen Fürſtin zu vermögen, damit männliche Leibeserben erzielt werden, oder den Prinzen F. mit einer ſolchen Fürſtin zu verehelichen, und auf dieſem Weg einen Thronerben hervorzubringen. Leider ſcheint F. dazu nicht mehr tauglich. Der erſtere Weg iſt daher der ſichrere, obgleich auch der ſchwierigere, aber eben deshalb iſt er von mir gewählt worden. Iſt der Himmel günſtig — und ich hoffe, er wird ſeinen Beiſtand zu ſolch einem edeln und trefflichen Werke nicht verſagen, — ſo gründen wir in dieſem ſchönen und fruchtbaren Lande unſre Macht dauernd. Von D. aus bevölkern wir das reiche A. mit unſern Prieſtern, und von Z. aus können wir in der

Umgegend zum Heile der alleinigen Kirche Gottes vieles ſchaffen. Und ſo geſchehe es. Amen!“

8.

Der Poſtbote hatte Briefe an Herrn von Müllersdorf gebracht. Sie verurſachten ihm die größte Unruhe, und lange lief er in ſeinem Zimmer auf und ab, wie einer, der vergebens nach einem Entſchluß ringt. Hierauf ſetzte er ſich nieder und ſchrieb, aber bald ſprang er auf, zerriß das beſchriebene Blatt und ſteckte es mechaniſch in die Taſche. Tauſenderlei wunderliche Gedanken durchkreuzten des jungen Mannes Kopf, und, auf das endloſe Meer der Vermuthungen hinausgeſchleudert, vom Sturme der Sehnſucht und der bangen Erwartung umhergetrieben, verlor er Anker und Segel, Steuer und Kompaß, und gab ſich der muthloſen Verzweiflung einer Lage hin, die freilich verwikkelter und bedrängter war, als nur irgend Jemand ahnen konnte, und die leider! noch verwickelter und bedrängter werden ſollte. Um ſich die ſchwerbelaſtete Bruſt in etwas zu erleichtern, beſchloß

er, noch einen einsamen Spaziergang zu machen, und sogleich eilte er in wilder Hast aus Zimmer und Haus. Er lenkte seine raschen Schritte nach dem düstern Platze hin, welcher seiner Stimmung am angemessensten war, aber im Erdfall stieß er auf mehre mit fröhlichen Leuten besetzte Tische, deren Kreise durch helle Ampeln, deren Köpfe aber vom feurigen Weingeiste erleuchtet waren. Er wollte sich schnell, ohne sie weiter in Augenschein zu nehmen, an ihnen vorbei drücken, als er sich plötzlich am Rocke festgehalten fühlte und beim Namen gerufen hörte. Aergerlich wandte er sich um, und gewahrte die Familie von Hochmannsdorf am nächsten Tische versammelt.

„Nein, so kommen Sie mir nicht vorüber, Freundchen," schmunzelte der alte Baron in seligster Laune, indem er ihm einen Stuhl zwischen den seinigen und den seines Luischen schob. „Hier ist gut seyn und besser als irgend anderswo. Lassen Sie sich nieder! Wo auch wollen Sie noch in der Nacht umherlaufen? Was?"

„Ein nothwendiger Gang zur Erholung — Bewegung, die mein körperlicher Zustand verlangt

— frische Luft — die Schönheit des Abends,“ stammelte Müllersdorf, ohne den Stuhl anzunehmen, sondern stets im Begriffe, davon zu rennen.

„Hier bei einer Flasche Elfer können Sie sich besser erholen, als auf jedwedem Spaziergang,“ versetzte der Baron, blind für Müllersdorfs Verlegenheit, taub für den ängstlichen Ton desselben, „und in der Nacht geht man nicht spazieren, man müßte denn mit einem heimlichen Liebchen selbander laufen. Hätten Sie etwa so ein edles Wild auf dem Rohre? Was?“ Und damit zog er den jungen Mann auf den Stuhl.

„Herr von Müllersdorf eine Geliebte? Hier im Bade?“ fragte Luise mit jener unbeholfenen Albernheit, die Grund und Absicht der Frage sogleich verräth.

„Und wer könnte die Glückliche seyn?“ zirpte Charlotte mit süßer Koketterie.

„Hol' euch der Satan!“ fuhr der Lieutenant Wittenbach dazwischen. „Hat ein ehrlicher Kerl, vorzüglich ein Soldat, gleich eine Geliebte, eine glückliche Geliebte, wenn er sich Abends einen

galanten Scherz auf einer Promenade erlaubt? Tolles Zeug! Nicht wahr, Herr Kamrad?“

„Bei mir iſt weder das Eine, noch das Andre der Fall,“ verſetzte Müllersdorf, und ſuchte ſich, ein Mal gefangen, in ſeine Lage ſo gut als möglich zu ſchicken.

„Freuet euch mit den Fröhlichen!“ krähete der alte Baron, und hielt dem Feſtgehaltnen ein volles Glas Wein hin. „Sehen Sie, Freundchen, Sie ſollen auch den Grund erfahren, warum ich heute Abend ſo ſeelenvergnügt bin. Heute Nachmittag iſt nämlich eine innig geliebte Freundin unſres Hauſes, die meine Kinder lange nicht geſehen hatten, weil ſie weit von uns im Baierſchen lebte, hier eingetroffen und hat uns allen die größte Freude mit der Erklärung gemacht, daß ſie ferner mit uns haushalten will. Ich habe die Ehre, ſie Ihnen hier vorzuſtellen. Madame Bergmann, dieſer junge Herr iſt Herr Lieutenant von Müllersdorf, ein ſehr guter Freund unſrer Familie. Was?“

Eine ſchöne, bleiche Frau in Trauerkleidern, nicht älter als höchſtens achtundzwanzig Jahre,

die der zerſtreute Müllersdorf erſt jetzt ſich gegenüberſitzend bemerkte, verneigte ſich ſtumm. Sein Blick flog über ſie hin, kehrte aber auch ſogleich frappirt zu ihr zurück und blieb mit einem dem Jünglinge anfangs ſelbſt unerklärlichen Staunen, das eine unheimliche Beimiſchung von Grauen hatte, an ihren Zügen hängen, die keineswegs etwas ſo Außerordentliches, Seltſames und Staunenswerthes in ſich trugen. Madame Bergmann war eines von den Geſichtern, welche reizend ſind, ohne ſchön zu ſeyn, die aber ſtark markirte und von den gewaltigen Trieben der Seele ſcharf ausgeprägte Züge haben, und die man, ein Mal geſehen, nie wieder vergeſſen kann. Ihre hervortretenden Augen ſprachen von viel feiner Sinnlichkeit der Beſitzerin und die aufgeworfnen Partieen an den Mundwinkeln beſtätigten dieſe Ausſage. Der Mund ſelbſt war herrlich geſchnitten und vom zarteſten friſchen Roth, die Lippen glichen kleinen weichen Kiſſen, vom Liebesdrange geſchwellt, eine Reihe weißer Zähne dahinter war wie der koſtbare Marmorzaun um einen blühenden üppigen Roſengarten zu ſchauen, ihr

Wuchs hob ſich entzückend ſchlank und regelrecht, und die Hand, welche auf dem Tiſche ruhete, hätte jeder Bildhauer zum Modell benutzt. Und doch waren es all dieſe Reize nicht, welche Müllersdorfs Blicke ſo gewaltig feſſelten, wie hätte auch er, jetzt, dieſen Abend, Sinn für weibliche Reize haben können, und wenn es die vollendetſten geweſen wären! Es war der plötzlich als grauenhafte Wirklichkeit in's Leben geſprungene Traum der Erinnrungen, deren Gegenſtand lang ſchon im Grabe moderte, und nun ihm doch gegenüber ſaß, blaß und geiſterhaft, aber von Fleiſch und Blut. In höchſter Aufgeregtheit, worein ihn der unerwartete und furchtbare Anblick der Fremden verſetzt hatte, ſtürzte er ein Glas Wein um's andre hinab, und antwortete auf alle Fragen Luischens verkehrt, ſo daß das gute Kind immer beſorgter wurde, Herr von Müllersdorf möchte ſich ſtehenden Fußes in Madame Bergmann verliebt haben, weil er ſie unverwandt mit glühenden Augen anblickte. In halber Verzweiflung goß ſie ſich ein Glas Wein auf den Schoos, indem ſie Müllersdorf den Tel-

ler präsentirte, und gab ihm auf den Kopf schuld, er habe es umgeworfen, um nur seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Müllersdorf fuhr wie aus einem Traume auf, griff hastig in eine Rocktasche, dann in eine andre und endlich in eine dritte, aus welcher er sein Tuch hervorzog und damit das nasse Kleid des Fräuleins abtrocknete, unzählige Entschuldigungen hervorstammelnd. Luise, glücklich von seiner Hand berührt zu werden und bei diesen Berührungen in heimlichen sinnlichen Genüssen schwelgend, ließ ihn ruhig gewähren, und fühlte ein noch nie empfundenes wollüstiges Vergnügen durch alle Nerven beben, als er ihre Hand faßte und fest und glühend preßte, und wie in Verwirrung ein halbes Dutzend Küsse darauf drückte. Wer war seliger als die liebe Unschuld! wie segnete sie den herrlichen Einfall mit dem Weine, der ihrem Geschicke, wie sie meinte, plötzlich eine andre Wendung gegeben hatte! Und — wie höchst wunderbar sind meist die Fügungen des Himmels! — gerade dieser plumpe Einfall des verliebten und nach Liebesgenuß und Liebeständelei schmachtenden Kindes

gaben einem Geschicke von weit größerer Bedeutung eine andre Wendung, löſ'te den verworrenen Knoten in Müllersdorfs Leben und zertheilte die furchtbaren Wetterwolken, die ſich, mit faſt unabweisbarem Unheil geſchwängert, über ſeinem Haupte zuſammengezogen hatten, und jeden Augenblick loszubrechen und ihn zu vernichten droheten. Als er nämlich in der höchſten Verwirrung nach ſeinem Taſchentuche ſuchte, zog er in unvorſichtiger Haſt unvermerkt das vorhin beſchriebene und durchriſſene Papier heraus; das zuſammengedrückte Blättchen flog empor und fiel zu den Füßen der Madame Bergmann nieder. Sie allein bemerkte es, hob es auf, und ſteckte es, außer Stand, der Erbſünde des ſchönen Geſchlechts, der Neugierde, zu widerſtehen, in ihr Etui.

Müllersdorf gewann es endlich über ſich, Madame Bergmann anzureden und ſie zu fragen, ob ſie ſich bereits Einiges von den Schönheiten des Badeorts betrachtet habe, aber kaum hatte ſie die erſten Worte geſprochen, als der junge Mann zuſammenfuhr und halb laut zu Luischens Ver-

wundrung mit zitternden Lauten ſagte: „Großer Gott, auch ihre Stimme iſt es! Ich werde wahnſinnig.“ Scheu rückte Luischen ab und flüſterte ihrer Schweſter etwas in's Ohr; dieſe lachte aber herzlich und meinte, es werde ſo ſchlimm nicht ſeyn.

Zum Glück für den ſeltſam befangenen jungen Mann enthoben ihn die Geſchwätzigkeit des alten Baron und die reichlich ſtrömende Fluth von Flüchen und ungezognen Redensarten des Lieutenants der Verbindlichkeit, ſelbſt viel zu reden, und er hatte faſt nichts weiter zu thun, als Luischens naive Zudringlichkeit abzuwehren, was ihm indeſſen nur zur Hälfte gelang; denn eh' er ſich's verſah, fühlte er ihre Hand wieder in der ſeinigen, und wußte nicht, wie er dazu gekommen war. Deſto aufmerkſamer horchte er auf jedes Wort, was Madame Bergmann ſprach, deſto ſchärfer betrachtete er ihre Züge, obgleich ein Schauer um den andern ſeine Gebeine durchrieſelte. Von den ſeltſamſten Gefühlen gefoltert, konnte er endlich die Frage an die Fremde nicht unterdrücken, woher ſie gebürtig und wer ihre

Eltern geweſen, und mit freundlicher Gefälligkeit erzählte ſie ihm, daß ſie eine geborne B—erin, ihr Vater der vor dritthalb Jahren verſtorbene Hofrath Ritter geweſen ſey, daß ſie die Mutter zu früh verloren habe, um ſich ihrer erinnern zu können. Nach ihres Vaters Tode habe ſie einen weitläufigen Verwandten, einen Regierungsaſſeſſor in A—ch, geheirathet, deſſen Vater noch zur Zeit des p—iſchen Beſitzthums dieſes Ländchens von B. dorthin verſetzt worden ſey; vor einigen Monaten ſey aber ihr Gatte geſtorben und daher die Trauerkleider, die ſie trage.

Müllersdorf fühlte ſich der Fremden durch dieſe Mittheilungen zwar menſchlich näher gebracht, aber er konnte ſeine Verſtimmung trotz dem in Fülle aufgenöthigten Wein nicht beſiegen, und Müdigkeit vorſchützend, beurlaubte er ſich von der Geſellſchaft, alle Flüche Wittenbachs über ſein baldiges Entfernen, alle Bitten des Baron und alle einladenden Blicke Luiſchens unbeachtend laſſend, und raunte noch eine Zeit lang, von den widerſtrebendſten Gefühlen durchſtürmt, in der ſternhellen Nacht umher.

9

Er war kaum in ſein Zimmer getreten und hatte ſich von dem nachfolgenden Kellner Licht geben laſſen, als Reineke, eine kleine Mappe unter dem Arm, mit der freundlichſten Geſchmeidigkeit grüßend, über die Schwelle ſchritt.

„Wiſſen Sie ſchon, daß der Marcheſe Ricconi dieſen Abend gekommen iſt?“ fragte er.

„Noch nicht. Haben Sie ihn ſchon geſprochen?“

„Ich komme ſo eben von ihm. Er erwartet morgen Ihren Beſuch. Auch habe ich heute Briefe von *** erhalten. Neue Verhaftungen ſind dort vorbereitet, und es wird nöthig ſeyn, daß Sie die vollſtändige Liſte aller Verbindungszweige ſchnell an Ihren Herrn Vater beſorgen, damit nicht die Rädelsführer und Hauptleute der Verſchwörung gewarnt dem ſtrafenden Arme der Gerechtigkeit entgehen.“

„Sobald ich alle Ihre Papiere habe, werde ich ſelbſt reiſen, und mit Courierpferden nach W. fliegen.

„Dies scheint nicht im Plane Ihres Herrn Vaters zu liegen, wie aus seinem Briefe an mich hervorgeht, noch wünscht es der Marchese. Der Letztere glaubt Ihnen eine vortreffliche Carriere am Hofe des Herzogs A. von Z. eröffnen zu können, oder er ist vielmehr fest überzeugt, daß sich Niemand zum Busenfreunde des Herzogs besser schicken werde, als Sie, und er hat Ihnen diese glänzende Stelle zugedacht. Der Herzog ist ein prachtliebender, sehr gebildeter, äußerst belesener Fürst, selbst genialer Dichter, Kunstkenner, ein trefflicher Humorist und angenehmer Gesellschafter. Sie werden stets um seine Person seyn, sich seines nächsten und innigsten Umgangs zu erfreuen haben."

„Und Ihre Papiere?" fragte Müllersdorf mit angstbeklemmter Stimme.

„Schicken Sie morgen mit einem Courier an Ihren Vater."

„Morgen schon?"

„Die Sache drängt; Eile thut noth; und je eher, desto besser."

„Es wäre doch weit gerathener, ich machte

die Reiſe ſelbſt. Sie ſind ſtets ſo vorſichtig und jetzt wollen Sie dieſe höchſt wichtigen Papiere einem fremden Menſchen anvertrauen, der ſie meinem Vater bringen ſoll. Eh' Herzog A. aus Karlsbad heimkehrte, wäre ich wieder hier." Dieſe Worte waren mit ſo auffallender Aengſtlichkeit geſprochen, daß Reinecke ſtutzig wurde; zum Glück ahnete er aber den wahren Grund der ſtarken Gemüthsbewegung des jungen Mannes nicht, ſonſt würde er ihm ſchwerlich die Papiere überlaſſen haben. Beruhigend antwortete er: „In dieſer Hinſicht machen Sie ſich keinen Kummer. Einer von des Marcheſe Leuten macht die Reiſe."

„Aber muß es denn ſeyn? Müſſen denn alle dieſe edlen jungen Männer vernichtet werden, durch den Eishauch der Macht?" rief jetzt Müllersdorf von ſeinem überwallenden Gefühl weit über die Ufer der Mäßigung und Beſonnenheit hinausgeriſſen.

Reinecke maß ihn einige Augenblicke mit dem höchſten Erſtaunen, bis er in die Worte ausbrach: „Was fällt Ihnen ein? Sprechen Sie in Fieberhitze?"

Müllersdorf hatte ſich gemäßigt, und fuhr fort: „Wir ſind jetzt unter uns, Mann gegen Mann, Freund dem Freunde gegenüber, Sie ein anerkannt geiſtreicher Mann, in den Geſchäften bewandert, mit unſerm Staatsleben bis in ſeine kleinſten Adern wohl vertraut, ich der Sohn eines mächtigen Staatsmanns und beſtimmt, den Grundſätzen der Stabilität, welchen mein Vater huldigt, zu folgen; ſollte es mir nicht vergönnt ſeyn, meine Anſichten über jenes Ihnen bekannte Staatsleben als Menſch gegen den vernünftigen geiſtreichen Menſchen auszuſprechen, ohne befürchten zu müſſen, daß derſelbe etwas Geiſtloſes in Schutz nehme?“

„Immerhin, reden Sie! Ich werde den jungen unerfahrenen Freund in Ihnen hören, und Ihnen als erfahrner Freund antworten.“

„Ich denke, die Erfahrung hat mit den abſtracten Lehren der Philoſophie und Staatsweisheit nichts zu thun.“

„Verzeihen Sie! die Staatsweisheit hat nichts mit abſtracten Lehren zu thun, ſondern allein mit rein concreten Dingen.“

„Aber die Philoſophie, darunter verſtehe ich jetzt die Ausbildung der menſchlichen Vernunft nach ihren eignen in ihr uranfänglich begründeten Geſetzen, nachdem dieſelben ausgemittelt worden ſind, und die daraus abſtrahirten Lehren über alle Gegenſtände der irdiſchen Welt, dieſe Philoſophie iſt die einzige Lehrerin der Menſchheit, ſie iſt die Erzieherin des Geſchlechts und die Leiterin des in ihm und allen Geſchlechtern liegenden Triebes nach Verbeſſerung, nach vorwärts ſchreitender Entwicklung, noch Vervollkommnung in idealer und materieller Hinſicht. Die Religion iſt nur die Amme des Menſchen; ſie reicht ihm zur Stärkung und Erhaltung die himmliſche Milch ihrer Bruſt. Unſer angebornes, innerſtes, heiligſtes Gefühl, unſre Vernunft, Philoſophie und Religion, alle ſagen uns, daß Vorwärtsſchreiten Lebensbedürfniß des Menſchen, daß Stillſtand ſchon Rückſchritt iſt, und daß durch eine verkehrte Folge der Geiſt vertrieben wird und die todte Form bleibt. Es iſt klar, die Menſchheit entwächſt der Vormundſchaft, wie der einzelne Menſch. Die alte Welt mit ihren Göttern und Fabeln, ihren

Königen und Helden, ihren großen, wunderbaren Kämpfen und traumhaften Märchengebilden, was war ſie anders als die ſüße, liebe Kinderzeit der Menſchheit, die Zeit, welche am Fabelhaften und Außerordentlichen mit kindlichem Vergnügen hängt? Da bedurfte die kleine Märchen bildende, Märchen lebende Menſchheit gar ſtarker Führer, und Alexander und Cäſar und die gewaltigen Könige und Kaiſer, die Volksführer und Conſuln, die Machthaber und Dictatoren waren da recht an ihrem Platz. Das Mittelalter iſt die Jünglingszeit. Mit der Kraft in der Bruſt erwachte die Liebe, und die erſte Liebe iſt nicht ohne Schwärmerei, daher Kampf und Minne, überhaucht vom roſenfarbnen Dufte der Romantik. Eine liebende Mutter wacht noch über des Jünglings oft thörigten Schritten; ihr ſtammelt er ſeine Wonnen vor, ihr klagt er ſeinen Schmerz, ihr bekennt er ſeine Fehler; ſie übt mütterliche Gewalt über ihn aus. Es iſt die Mutter Kirche. Da bedurfte er auch eines Vaters, eines Lenkers auf ruhmwürdige Wege, damit ihn der Drang nach Kampf nicht falſche Straßen führe, eines mächtigen

Beherrſchers des unſtäten, unſichern Jünglingswillens, eines gewaltigen Herrn, der den Träumer zuweilen aus den ſüßen Liebesträumen zu Kampf und That emporrüttele. Und der Vater, der Lenker, der Beherrſcher, der gewaltige Herr, das war das Kaiſerthum, das Königthum des Mittelalters, und ein Karl der Große, die Ottonen, die Hohenſtaufen waren die rechten und tüchtigen Väter der Jünglingswelt. Doch die Mutter verlangte zu viel Herrſchaft über den Jüngling, ſchier mehr als der Vater, beide kamen in Streit, und die Mutter ſiegte mit Weiberliſt, bis der Jüngling, zu Verſtand gekommen, ſich ſelbſt gegen ihre ungebührliche Herrſchaft auflehnte. Da erblicken wir ſchon hie und da das Streben, ſich loszureißen von kirchlicher und weltlicher Gewaltherrſchaft; aber der Jüngling war noch nicht feſt und männlich genug, ſein Streben beruhte nicht auf Bedürfniß und Ueberlegung, ſondern entſprang aus einem auflodernden Eifer, der von keiner Conſiſtenz und Dauer war. Die Uebergangsperiode vom Jünglings- in das Mannsalter iſt durch ſtarke Kämpfe bezeichnet, wie alle

Uebergangsperioden in der Weltgeſchichte. Zuerſt drückt den jungen Mann die ſchmähliche Feſſel der Mutterherrſchaft, der Weibergewalt, er kämpft ein halbes Jahrhundert gegen ſie, die Welt wird zerrüttet und erſchöpft ob des grauſamen Kampfes, und die Jünglingskraft wird ſo geſchwächt, daß, als ſie ſich endlich der Muttergewalt glücklich entzogen, ſie aus Ohnmacht und Erſchöpfung die jetzt um ſo willkührlichere und despotiſchere Gewalt des Vaters ertragen muß. Ruhig erduldet der kranke Jüngling es auch, wenn ein würdiger, edler, großer Mann die Vaterſtelle ausfüllt, wenn nicht zu verkennen iſt, daß der weiſe Vater es gut meint mit dem männlich gewordnen Jünglinge, daß der Vater nicht durch eigenſinnigen, rohen Despotismus, durch Machtbefehle, wie man ſie unverſtändigen Kindern giebt, die noch keine Einſicht in ihr Wohl und Wehe haben und ihre Handlungen noch nicht nach den Geſetzen der Vernunft einrichten können, den verſtändigen, von hohen Einſichten, heiligen Gefühlen und dem Bewußtſein ſeiner Kraft und ſeines Werthes erfüllten jungen Mann reizt, beleidigt und tief

in der Seele verwundet, krz, wenn man einsieht, daß der Vater den Geist des Sohnes verstanden hat, und ihn nur leise und kaum bemerkbar leitet, wo jener vielleicht im noch nicht ganz gedämpften Jugendfeuer fehlt und strauchelt. Solch ein Vater seiner Zeit war Friedrich der Große; er verstand den Sohn, und der Sohn gehorchte dem Vater. Aber die leidige Existenz allzu schwacher Väter führte dem Jünglinge gar bald die feste Ueberzeugung vor die Seele, daß er ein Mann, ein verständiger, selbstständiger Mann, der Vater aber, der gute Vater, ein schwacher Greis geworden sei, der jedoch, in dem Verhältnisse, wie sein Geist und Körper an Kräften abnehme, noch in alter kindischer Eitelkeit und affectirter Willensbeharrlichkeit die Herrschaft über den männlichen Sohn unbeschränkt und mit gleicher Willkühr ausüben wolle, wie er sie einst über das Kind und den Knaben geübt. Der Mann lächelte und ließ den Greis aus kindlicher Liebe und Gewohnheit sein Wesen treiben, so wie er ja auch die uralte kraftlose Mutter noch zuweilen keifen ließ, wenn ihre Lunge es erlaubte, und

ihr den Schein von Macht, in dem sie vegetirte, gern gönnte. Soll der Mann ferner in den Verhältnissen leben, in welchen sich das Kind einst glücklich befand, oder müssen sie seinen Jahren angemessen werden? Sagen Sie?"

„Ich habe Sie mit allem Fleiße ausreden lassen und nicht ein Mal unterbrochen," nahm jetzt Reinecke das Wort, der ruhig auf dem Sopha gesessen und dem eifrigen Sprecher mit gespannter Aufmerksamkeit bis zuletzt zugehört hatte. „Sie werden mir erlauben, das Recht, welches ich Ihnen freiwillig zugestanden, nun auch für mich in Anspruch zu nehmen. Zuerst muß ich Ihnen das Compliment machen, daß Ihr Vergleich schön und poetisch war; aber „aller Vergleich hinkt", ist ein uraltes Sprichwort; der Ihrige ist nicht ausgenommen. Es liegt zu weit außer meinem Zwecke, mich auf Ihre Kindes- und Jünglingszeit einzulassen; Sie haben unsre Zeit zuletzt den mündigen Mann genannt, d. h. mit andern und erklärenden Worten: den einsichtsvollen, verständigen, sich seiner rechten Einsicht und seines klaren Verstandes wohlbewußten

Mann, der mit der Einsicht den guten Willen verbindet, und den Willen durch kräftige That unterstützt und ausführt. Ein solcher Mann bedarf allerdings weder einer Mutter, noch eines Vaters, noch endlich gar eines Vormundes zu seinen Handlungen. Lassen Sie uns zusehen, wie Ihr Vergleich auf unsre Zeit paßt. Wenn wir von unsrer Zeit reden, so haben wir's, um umständlich deutlich zu seyn, mit den jetzt lebenden Menschen zu thun. Diese Menschen sind verschieden nach Geschlecht, Alter, Stand. Lassen Sie uns jede Klasse nach ihren Abtheilungen durchgehen, und den Geist jeder einzelnen erforschen, um daraus ein Gesammtresultat zu ziehen, und dieses dann neben Ihren Vergleich zu halten, damit wir sehen, wie ähnlich oder unähnlich es ihm ist. Ich werde dabei auch die Frauen nicht aus dem Auge lassen, obgleich man ihrer in der Regel bei solchen Gelegenheiten nicht erwähnt; aber ein kluger Diplomat weiß die Rolle, die sie in der Welt spielen, nach ihrem vollen — wenn auch meist versteckten — Werthe zu würdigen. Lasse Sie uns aber mit den Ständen beginnen

und die Kategorien Geſchlecht und Alter dieſem Begriffe, als von uns angenommenem Hauptbegriffe, unterordnen. Wir theilen die Maſſe demnach in Adel, Geiſtlichkeit, Bürger und Bauer. Den Adel theile ich in Hof- und Fürſtendiener, in reiche Lehnsträger und Güterbeſitzer, und in denjenigen Adel, der Staatsämter bekleidet. Unter Geiſtlichkeit iſt katholiſche und proteſtantiſche wohl zu unterſcheiden; während die erſtere ſelbſtſtändig iſt, ſind die Individuen der letztern eigentlich nur Staatsdiener. Unter Bürger iſt wieder ein großer, vielleicht der größte Unterſchied. Denn hier ſteht die ungeheuere Maſſe der Staatsdiener und Beſoldeten, der handel-, gewerbe- und ackerbautreibenden Klaſſe gegenüber. Aus allen dieſen Ständen, die Geiſtlichkeit ausgenommen, iſt das Militär gebildet, und macht einen Stand für ſich aus. Der Bürger- und Bauernſtand iſt der Natur der Dinge und der menſchlichen Vernunft gemäß der Hauptſtand im Staate, obgleich er nicht dafür gilt; Handel, Gewerbe und Ackerbau ſind die drei Träger des Staats, ihretwegen iſt eigentlich der Staat da, der Fürſt iſt da, ſie zu re-

gieren, d. h. im eigentlichen Sinne: lenken, leiten, zu den beſten Zwecken hinführen, und ſie nicht, um ſich vom Fürſten regieren, d. h. im falſchen, despotiſchen Sinne: ausſaugen, ſchwächen zu laſſen. Der handel- und gewerbetreibende Bürger und der Bauer ſind der Vernunft nach die Hauptperſonen, auf ihren Geiſt kommt alles an; iſt er reif, mündig, ſtark, ſich ſeiner Kraft und Herrlichkeit bewußt, ſo iſt unbeſchränkte Monarchie Despotismus und Alles iſt in unſern Staaten, wie Sie behaupten, verkehrt und ſchlecht. Faſſen wir drum den Geiſt des Bürgers näher in's Auge, und geſtehen Sie mir offen, ob ich Wahrheit rede, wenn ich dieſen Geiſt näher zu bezeichnen unternehme. Was dem Beobachter zuerſt und vorzüglich in die Augen ſpringt, iſt das verzweifelt lächerliche und bis zur ekelhafteſten Abgeſchmacktheit getriebene Drängen des Bürgerſtandes in die höhern Stände und die damit verbundene Vergnügungsſucht. Der Bürger ſucht keineswegs mehr, wie ſonſt, ſeinen Ruhm und ſeine Luſt in der dauerhaften Güte ſeines Händewerks; nein, er ſucht eine eitle Ehre darin, für

mehr zu gelten, als was er zu seyn scheint, nämlich ein ehrlicher, braver Handwerker, er ist sich der hohen Bedeutung, der ersten Stelle keineswegs bewußt, welche der Bürger im Staate einnimmt; er will es an Kleiderpracht, an Aufwand und Modethorheit dem Adligen gleich thun, aber er spielt den unterthänigen wedelnden Hund bei diesem; er schätzt es sich für die größte Ehre, irgend eines Umgangs, und sollte es sogar ein sehr demüthigender seyn, von den sogenannten vornehmen Leuten gewürdigt zu werden; er kleidet seine Töchter, wie Pariser Modedamen, er schickt sie in Institute unter die Töchter der höhern Stände, er läßt sie Französisch plappern lehren und ist entzückt, wenn sie irgend Unsinn über eine Rossinische Oper, deren Ouvertüre sie dürftig auf dem theuer erkauften Flügel klimpern, schwatzen und Göthe tadeln und langweilig finden, und von Byrons wüster Zerrissenheit sich angezogen fühlen. Seine Söhne läßt er nicht etwa ein gutes Handwerk, das nach der alten Lebensweisheit einen „güldnen Boden" hat, lehren, Gott bewahre! das wäre ja eine Schande. Sie müssen

ſtudiren, Jäger, Kaufleute, Apotheker oder ſonſtige Künſtler, als Muſiker, Maler, Schauſpieler werden. Es wird nicht gefragt, ob ſie Beruf zu der Kunſt oder Beſchäftigung haben, der ſie ihr Leben weihen ſollen; es geſchieht ja nur, um vornehmer zu werden. Daher die Schaaren mittelmäßiger Köpfe unter unſern Candidaten der Theologie, der Jura, der Medicin, die mit übermäßiger Anſtrengung ſich die Formen in den engen Kopf gezwängt, um die Examina zu beſtehen, und hernach den Behörden, deren oberſte Stellen meiſt mit Adligen beſetzt ſind, den Patronen, Protectoren, Gönnern und ſonſtigen vornehmen Leuten, vor den Füßen herumkriechen, Speichel lecken, Achſel tragen, Maul ſchwatzen, Hofiren, ſich niederträchtig behandeln, zu allen Schlechtigkeiten brauchen laſſen, die Machthaber noch auf Schliche und böſe Wege zur Befriedigung ſinnlicher Begierden und rohen Egoismus aufmerkſam machen, woran dieſe von ſelbſt vielleicht gar nie gedacht, um ſich nur Gunſt zu erwerben, einzuſchmeicheln, und endlich ein dürftiges Dienſtchen zu erſchnappen. Wären dieſe Leute ehrliche und

regsame Handwerker geworden und hätten nur diejenigen aus ihrer Mitte, denen der Schöpfer die Seele mit dem Aetherstrahl des Genies erhellte, jene höhere Bahn wandeln lassen, zu welcher sie berufen sind, sie hätten sich die Würde der Menschheit unbefleckt erhalten, sie könnten das Haupt aufrecht tragen und fühlten ihre Brust vom edelsten Bewußtsein geschwellt. Die Hauptschuld dieses kleinlichen elenden Unwesens liegt an den Frauen. Diese Bürgermodeweiber tragen in der Dummheit ihrer Lebensansichten den ersten Keim zur Verderbtheit der Zeit. Ihre Götter sind Luxus und Vergnügen, und ihre Töchter erziehen sie in diesem Götzendienst mit Eifer und Treue. Ach, es ist nichts Ekelhafteres, als solch' eine halbgekochte, sentimentale, kokettirende Bürgersfrau, während es nichts Schöneres und Anziehenderes giebt, als eine würdige, bescheidene, thätige, ihrem Haushalte mit Verstand vorstehende Bürgersfrau. Aber die Männer sind schwach; denn Schwachheit, nicht Stärke, ist die Farbe des Jahrhunderts, die Männer sind mit ergriffen vom Fieber der Vornehmthuerei, und während

die Frau, wenn ſie noch jung und hübſch iſt, einem vornehmen adligen Galant Gehör giebt, ſtolz und beneidet, kriecht der Mann vier und zwanzig Jahre ſpäter vor den Füßen des Präſidenten, Oberkammerherrn, Hofmarſchall, um dem Candidaten Juris, dem Sohne ſeiner Ehehälfte, der vielleicht dieſem Präſidenten ꝛc. ſein Leben verdankt — denn der Gnädige war ſonſt als Auscultator, Kammerjunker ꝛc. der Anbeter der guten Frau — ein elendes Dienſtchen zu erſchmeicheln. Das ſind nun unſre modernen, wohlhabenden Bürger; die alten ſind in ſpießbürgerlichen Vorurtheilen, reichsſtädtiſchen Abgeſchmacktheiten und ſtabilen Kleinigkeiten ſo eingefroren, daß nur der Tod ſie loseiſen kann. Der unbemittelte Bürger iſt zu ſehr von künſtlicher, durch Sperren, Mauthen, Abgaben ꝛc. hervorgebrachten Nahrloſigkeit gedrückt, daß ihm die Sorge für das tägliche Brot alles Intereſſe für die öffentlichen Angelegenheiten raubt. Der wüthende Druck der Armuth, die mehr und mehr überhand nehmen muß, weil die Nahrungsquellen immer mehr vertrocknen, würdigt den Menſchen

faſt zum Thiere herab. Der Bauer wird vom Feudalweſen geiſtig niedergehalten, und verſchmäht mit ärgerlicher Hartnäckigkeit jedes Mittel zur Verbeſſrung. Stumpfſinn und Kleinigkeitsgeiſt ſind die Elemente ſeines Weſens; das jüngere Volk iſt unzüchtig und vergnügungsſüchtig gleich dem Städter.

Springen wir hier zu den Kaufleuten und Krämern und endlich zu den Beamten über! Kann man irgendwo etwas Erbärmlicheres finden, als den deutſchen Krämerdünkel? Was ſalbadert ſolch ein Gewürzhändler den ganzen Tag zu Hauſe und in Geſellſchaft über die trivialſten Dinge, über die weſenloſeſten, unbedeutendſten Kleinigkeiten, die am Ende alle darauf hinauslaufen, daß die Frau des Bierbrauers A. einen ſchönern Shawl beſitzt, als ſeine Frau, daß das naſeweiſe Töchterchen des Sekretärs B. auf dem Balle mehr Tänzer hatte, als ſeine eigne, daß der Bürgermeiſter ein ſchlechter Kerl ſei, weil er ihm in der letzten Rathsſitzung nicht die gebührende Ehre angethan, und was dergleichen endloſer, kraftloſer, ſaftloſer, aber doch dünner, miſerabler

Waſſerbrei mehr iſt. Oder glauben Sie die liebe hoffnungsvolle Jugend von einem beſſern Geiſte beſeelt? Betrachten Sie ſich doch dieſe winzigen, windigen Bürſchlein, die mit Elle und Wage hantieren! In ſich ſelbſt verliebte Gecken, äffen ſie in Kleidung, Gang, Ziererei und Narretei die engliſchen gentlemen und fashionables nach. Welch andern Gedanken hat ſolch dummer Junge wohl im Kopfe als ſein werthes Ich? Wie trägt er nur ſich überall zur Schau! Wie ſucht er einen Ruhm darin, der größte Zieraffe zu ſeyn! Und ſehen Sie doch, wie die ganze Stadt den lieben, ſüßen Jüngling anſtaunt! Wie alle Frauenherzen ihm zufliegen! Wie man die glückliche Jungfrau beneidet, der er einen holdſeligen, ſchmachtenden Blick ſchenkt, die er im rauſchenden Tanze an ſein großes Herz ſchließt! Er iſt der Gegenſtand des Damengeſprächs, ſeine Worte werden referirt und bewundert, ſein Anzug gemuſtert und belobt, ſein Anſtand, ſeine Bildung geprieſen; man rühmt es, daß er Glaurens Werke angeſchafft, in Maroquin gebunden mit Goldſchnitt verziert und den Damen leiht; man findet,

daß er ſich nach den Kraftgeſtalten dieſes großen Dichters gebildet. Er gilt dem ganzen jüngern Geſchlecht als ſonnlich vorleuchtendes Beiſpiel. Er iſt der Gott des Tags.

„Wir wenden uns von dieſem ekelhaften Bilde und treten in die Häuſer der Beamten. Die laue, kraftloſe Mittelmäßigkeit des Geſchäftslebens hat ihre ſchmutzgraue, unſcheinbare Fahne zum Fenſter herausgeſtreckt. Betrachtet ſich etwa einer dieſer Menſchen, dieſer Maſchinenköpfe, als Diener des Staats? Schon dieſer einzige Gedanke würde den Mann aus ſeiner ſchläfrigen Erbärmlichkeit herausreißen. Sein Aemtchen hat er durch Gunſt erbettelt, erſchlichen, was Wunder, wenn er der Knecht, der Spürhund ſeines Gönners, ſeines Obern bleibt? Wie tief bückt ſich der Schreiber vor dem Reviſor, wie unterthänig krümmt ſich der Reviſor vor dem Sekretär, wie zieht der Sekretär mit unterthänig grinſendem, hofirendem Lächeln den Hut vor dem Rath, wie ſcherwenzelt und leckt in tiefſter Unterwürfigkeit, um Gunſt und Gnade bittend, der Rath vor dem Miniſter! Und der Miniſter gewährt lächelnd, ſchlägt freund-

lich ab, iſt huldreich. Der Rath aber behandelt den Sekretär mit Impertinenz; der Sekretär den Reviſor mit Inſolenz, der Reviſor den Schreiber mit Stupenz. So beleckt und despotiſirt ſich dies Lumpenvolk unter einander. Kein großer Gedanke zittert durch die mit ſchwerem, dichten Nebel erfüllten Köpfe dieſes mattherzigen Haufens, dieſer Machwerke Gottes, als er ſchläfrig und ermüdet war nach der Schöpfung der Napoleone, Kante, Schiller. Sie ſind wie ein gewöhnlicher Gedanke, bis zum Ekel in hundert preciöſen Formen wiederholt, ſie ſind wie die franzöſiſchen Luſtſpiele, haben einen brillanten Schein, ſind aber mattherzig und kraftlos und haben alle eine Phyſiognomie, die von ſo wenig Eigenthümlichkeit iſt, daß man ſie in der nächſten Minute ſchon vergißt, nachdem man ſie zum hundertſten Mal geſehen hat. Betrachten Sie ſich dieſe „Beſen, Beſenmänner, die der vorwitzige Lehrling des Meiſters“ ſchuf, die geſpalten ſich verdoppeln und Waſſer tragen, immer Waſſer in den ekelhaft wäſſrigen Keſſel unſrer Staatsgeſchäfte, und aus welchem die Geſetze, die heilſamen Verordnungen für „des

Volkes Wohl“ als Dünste emporsteigen, betrachten Sie diese Leutchen nun in ihren häuslichen Kreisen. Das alte Lied: Vergnügungssucht, Luxus, Egoismus, Streben nach sogenannter Vornehmheit, Kleinigkeitsgeist, Frauenherrschaft, alle Nuancen liebenswürdiger Nichtswürdigkeit. Die widrigen — o bis zum tiefsten Ekel erbärmlichen Frauen schließen sich in Kasten ab, und üben mit der Schärfe ihrer Zungen ein wahres Terroristengericht über alles, was noch edel und groß aus dieser Jämmerlichkeit hervorragt. Vom Adel und vorzüglich von den adeligen Frauen verachtet und über Achsel angesehen, rächen sie sich, gleich ihren Männern, für diese erfahrne Unbill, an den Frauen der gewöhnlichen Bürger, Handwerker ꝛc. und treiben die Klatscherei, Verläumderei, Hetzerei nach Privilegien. Da haben Sie denn das getreue Bild dieser Bürgerkanaille. Die unausstehlichsten Exemplare darunter sind die sogenannten Geldaristokraten, meist aufgeblasene, hohlköpfige, flegelhafte Menschen, die ihren Mammon oft mit Lug und Trug, Schelmerei und Betrügerei, Wucher und Schinderei zusammen getrieben, die mit ihrem

Dreibätzerverſtand alles verachten, alles überſehen, aber mit lächerlicher Unverſchämtheit von Allen Reverenz und Scherwenzelei verlangen. Und zollt ihnen nicht etwa das breiweiche, lauwarme, waſſerſuppige Volk den begehrten Tribut? — Sagen Sie, Freund, hab' ich recht gezeichnet oder nicht?"

„Sie haben leider recht gezeichnet, wenn auch mit allzuſchwarzen Farben ausgemalt, und zu ſtark aufgetragen," verſetzte Müllersdorf ſeufzend und ſtark abgekühlt von der Glut ſeiner Begeiſtrung.

„Gut denn!" fuhr Reinecke in ſeiner eiſigen Kälte fort. „Was iſt dies Volk werth? Regiert, tyranniſirt zu werden, oder ſelbſt zu regieren, zu tyranniſiren? Würden Sie das Regiment lieber in der Hand eines unſrer Fürſten, ſamt ſeinem Adel, der, wie wir gleich hören werden, noch vieles vor der Erbärmlichkeit des Bürgers voraus hat, oder in den Händen ſolcher Schildbürger, Schöppenſtädter, Böotier, ſolcher ekelhaften Kleinigkeitskrämer, ſolcher von ſtinkendem, windigem Egoismus aufgeblaſenen Geldariſtokraten wün-

ſchen? Können Sie ſich denken, daß ein reichgewordener Fleiſcher, den Wanſt voll Fett und den Kopf voll Dummheit, das Präſidium in der Republik führte; er würde ja mit ſeinem Beile wegräumen, was ſeiner Frau nicht anſtände, den Kaufmann, deſſen Frau ſich nicht genug vor ihr beugte, die Bäckersfrau, die ſich eben ſo viel dünkte! O über all das Miſere! —

„Doch wir haben den Bauernſtand mit Armuth und Dummheit, den Bürgerſtand, außer Armuth und Dummheit, mit Hochmuth und Kriecherei, Prahlerei und unterthäniger Demuth geſtempelt geſehen; laſſen Sie uns nun den Adel betrachten! Durch Geburt, Reichthum, angeerbte Rechte in den Genuß äußerer Vorzüge geſetzt, wird es den beſſern Köpfen des Adels — und er iſt gerade nicht arm daran — gar bald leicht, einzuſehen, weß Geiſtes Kind dies Bürgervolk iſt. Wollen Sie verlangen, daß er die ihm angebornen Rechte, — ſo vernunftwidrig ſie immerhin ſind — aufgebe und jenen elenden Menſchen abtrete? daß er verrückt wäre? Wäre der Bürger ſtark genug, mit Muth und Beharrlichkeit zu

fordern, was ihm gebührt, der Adel würde nicht lange die Kraft haben, es ihm zu verweigern. Während also der Adel gezwungen ist, mit Verachtung auf das Bürgerthum herabzusehen, das sich ja selbst unter einander verachtet und verhetzt, lebt er, der Adel unter sich selbst im besten Vernehmen. Die Leute halten beisammen, weil sie ein gemeinsames Interesse haben. Der Bürgerstand sollte sich eine Lehre daraus ziehen, ein Beispiel daran nehmen. Ihr Interesse ist, die lang genossenen Vortheile sich ferner zu sichern und die Formen aufrecht zu halten, die sie zum Herrn der Völker machen. Glauben Sie denn, andre Adlige sähen nicht so gut, wie Sie, ein, daß ihnen diese Rechte nicht gebühren, daß sie durch Genuß dieser Particularrechte den allgemeinen Menschenrechten Hohn sprechen? Aber wollen Sie denn dem Adel darum verdenken, wenn er, trotz dieser Einsicht des Unrechtes, sich dennoch seine Vortheile zu wahren sucht? Der Fürst ist der Träger dieser Rechte, der Beschützer dieser Vortheile, was Wunder, wenn der Adel sich um den Fürsten drängt, und ihm weiß macht, er sei der Beschützer

des Fürſten? Was Wunder, wenn man die adligen Herrn als Hofſchranzen katzenbuckeln, als Kammerherrn vor Prinz und Prinzeſſin kriechen ſieht, dieſelben Herrn, die eine Stunde vorher vielleicht ein Geſetz für den Staat geſchaffen, oder wenigſtens den Namen dazu hergegeben, oder das Amt eines Cenſors über die herrlichſten Gedanken eines Genies, das für die Verbeſſerung der Welt geſchrieben, ausgeübt, und die beſten Stellen daraus geſtrichen? Das Inſtitut des Adels iſt längſt veraltet; die Nachkommen beſitzen die Kraft der Väter nicht mehr; das Alles geb' ich Ihnen zu; aber ſie ſitzen im Vortheile und ſind noch immer klug genug, ſich denſelben zu ſichern. Sie ſind groß, weil die Andern klein ſind. Unter einer Reihe Maulwurfshügel iſt ein Düngerhaufe ein Berg. Die adligen Frauen nun vollends ſind von dem horribelſten Dünkel beſeſſen; ſie haben zehntauſend Teufel der Eitelkeit, des Hochmuthes, Stolzes, der Aufgeblaſenheit, Klatſchſucht und Niederträchtigkeit im Leibe, und ſitzen, wie Minos und Rhadamanthus in der Unterwelt, mit unerbittlicher Strenge zu Gericht, alles verdammend,

was kein „von“ vor seinen Namen kleckst. Dennoch ist unter dem Adel noch die meiste Bildung, die beste Lebensweisheit, die größte Schlauheit; die Fürsten sind an den ihnen huldigenden Adel gewöhnt, der Bürger ist zu schlecht, als daß der Fürst populär werden könnte. In Summa: die Farbe des Adels ist also Kriecherei gegen die Fürsten, Hochmuth gegen den Bürger, gesellige Verträglichkeit unter sich. — Hab' ich recht gezeichnet, mein altadliger Freund?“

„Sie haben recht gezeichnet, und dies Mal nicht zu stark aufgetragen!“ versetzte Müllersdorf.

„Ich werde mich nun kurz fassen können; denn wir haben es nur noch mit dem Priester- und Soldatenstande zu thun. Die höhere katholische Geistlichkeit besteht größtentheils aus Adligen, und hat mit diesen gemeinsame Interessen. So wie der Weltliche von Adel wünscht und trachtet, sich seine Vortheile im Staate zu sichern, so wünscht und trachtet der Geistliche von Adel, seine reichen Pfründen in der Kirche zu behaupten; und so lange sie ihm Niemand nimmt, wird er sie behaupten. Es wird sie ihm aber Niemand

nehmen; denn die Welt ist zu kraftlos, und ein zweiter Napoleon wird schwerlich geboren. Ein kluger Kopf wird dem Besitzer nicht verdenken, wenn sich derselbe in seinem Besitzthume zu behaupten sucht, sey dieses nun vernunftgerecht oder vernunftwidrig. Von der niedern katholischen Geistlichkeit kann hier gar nicht die Rede seyn, sie besteht aus den Ausfüllsteinen des großen Gebäudes.

„Die protestantische Geistlichkeit hat neben dem Lehramte auch das Bildungsgeschäft; sie ist aus dem Bürgerstande, meist aus dem niedrigsten, hervorgegangen, und hat deßhalb selbst wenig Bildung; aus Furcht das Aemtlein, in dem man so behaglich faullenzen kann, zu verlieren, predigen und lehren die Herrn Pastoren, was man von oben her gern sieht. Das Militär endlich ist erst die wahre und dauerhafteste Stütze der Fürstengewalt. Der Bürgers- und Bauerssohn läßt sich willig zur Maschine des gemeinen Soldaten herabwürdigen; der Offizier ist von Adel. Großer Gott, und welch ein Geist ist unter diesen Offizieren! Worte reichen nicht hin, die

Nichtswürdigkeit deſſelben klar zu machen. Gibt es wohl im weiten Kreiſe der phyſiſchen Schöpfung etwas Abgeſchmackteres, Albernéres, Unausſtehlicheres, als ſolch ein neugebackener Lieutenant. O wie entzückend lächerlich ſind dieſe Drathpuppen in den erſten fünf Minuten! wie langweilig ſind ſie in den zweiten! wie eckelhaft in den dritten! wie unausſtehlich-widrig in den vierten! Dies Volk in bunten Farben hat keinen Begriff vom Staate.

„Hier, mein Freund, haben Sie das verſprochene Bild unſerer Zeit. Es bleibt mir nur noch übrig, der Ausnahmen, der ruhmvollen Ausnahmen von dieſem ſchwarzen fratzenhaften Bilde zu erwähnen, die ſich in allen Ständen finden, deren, wie ich glaube, ſogar nicht wenige ſind, die ſich aber dennoch als ein kleines, zerſtreutes, machtloſes Häuflein unter der großen Maſſe verlieren. Die meiſten hellen und wohlbeſtellten Köpfe findet man unter den Gelehrten. Die meiſten Gelehrten aber ſind Stubenſitzer, kennen die Welt nicht, ſind einſeitige Pedanten; der Philolog oder Wortknausler verachtet in ſeinem thörigten Hoch-

muth alle andern Gelehrten, alle Stände, die ganze Welt; eine griechiſche Partikel oder ein lateiniſcher klaſſiſcher Styl iſt ſein Gott; der Staat exiſtirt nicht für ihn und der Sultan wär' ihm als Herrſcher ſo lieb wie der Metzgermeiſter, deſſen ich vorhin erwähnte. Von ſolchen Pedanten rede ich nicht, ſie ſind Nullitäten. Ich rede von den wahren Gelehrten, die die Humanitätswiſſenſchaften in ſich aufgenommen, den Saamen derſelben auf ihren empfänglichen fruchtbaren Boden ausgeſtreut, ihn gehegt und gepflegt und die Früchte davon wohl angewandt haben. Dieſe Männer von klarem Sinn und Verſtand und von unverhärtetem Herzen haben einen dreifachen Weg vor ſich, und jeder von ihnen wird einen derſelben wandeln. Entweder ſie werden, nachdem ſie Dummheit und Schlechtigkeit lange genug die Herrſchaft über die irdiſchen Dinge haben führen ſehen, ſich, um ſich ferner nicht mehr zu erärgern, einer gänzlichen Gleichgültigkeit über politiſche Dinge hingeben und in den Armen der Wiſſenſchaft Troſt, Beruhigung, Erſatz und Heiterkeit finden, und in dieſen Armen endlich

ſanft entſchlummern. Dazu gehört ein phlegmatiſches Temperament, und das hab' ich nicht. Oder ſie werden an den öffentlichen Dingen, am Staat und deſſen Regierung ſtets das lebhafteſte Intereſſe nehmen, aber der dauernde Triumph der Dummheit und Schlechtigkeit, der Sieg des böſen Princips wird ihnen einen ſteten wüthenden Schmerz bereiten, der ſich auf zweierlei Art, entweder tragiſch oder ſatyriſch, äußert. Im erſtern Falle wird das edle Herz ſich verbluten, ach! und wie viele haben ſchon dieſen bittern Kelch geleert. Das ſind die Melancholiker, und auch dies bin ich nicht. Im letztern Falle werden ſie ihrem Unmuth Luft machen, ihrer Aemter entſetzt, ihres Vermögens beraubt, in den Kerker geworfen oder aus dem Lande gejagt werden. Ich bin auch kein Choleriker. Den dritten Weg nenn' ich mit Recht den klugen; und alle wahrhaft geſcheidten Köpfe ſind ihn gewandelt. Er iſt der, mit Schalkheit, Liſt, Verſchlagenheit und all den Mitteln, welche der Himmel ſeinen Lieblingen gegeben, über Dummheit und Bosheit zu triumphiren, und von der Welt, die doch ein

Mal nicht anders iſt, den möglichſt größten Nuzzen zu ziehen. Das iſt der Weg des ſanguiniſchen Temperaments, und ein Sanguiniker bin ich. Ich verachte die Bürgerkanaille, das Adelspack, ich verachte das Pfaffenvolk, die Soldaten; meine Bruſt iſt bis oben voll Menſchenverachtung. Aber nicht vergebens hat mir Gott Genie verliehn; ich brauche es dazu, ſie alle zu übertölpeln. Wären die Menſchen, wie ſie ſeyn ſollten, glauben Sie mir, ich wäre der Liberalſte; aber iſt denn dies erbärmliche Volk werth, daß man zum Märtyrer für daſſelbe werde? Nein, himmter mit ihnen unter meine Füße und über ihre Köpfe, heimlich hohnlachend, hinweg! Ich bin geſchaffen, ſie zu beherrſchen und mir ein ſchönes, bequemes, großes Leben zu bilden. Sie ſehen, mein Freund, ich habe Ihnen Alles zugegeben, was aus Ihrem glühenden Liberalismus entſpringt, und jeder verſtändige Mann wird Ihren Ideen eben als Ideen Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Nur machen Sie um Gotteswillen nicht den Verſuch, ſie zu Begriffen zu ſtempeln und als ſolche der Wirklichkeit anzupaſſen! Sie wä-

ren sogleich verloren mit Ihrem schönen Talente, mit Ihren Ansprüchen auf Lebensglück. Wenden Sie dieses Talent lieber an, den besten Wein zu erlangen, der auf die Tafel der Herrn gesetzt wird, und stellen Sie Ihre Füße ruhig mit auf das Sklavenvolk, das unter dem Tische liegt, und nach den Brosamen schnappt, die wir hinabwerfen. Das Volk will es ja nicht besser, es kann es, wegen seiner Beschränktheit nicht besser wollen. Der einzelne Mann von Talent kann dem Strome keine andre Richtung geben, seine Klugheit muß sich darauf beschränken, indem er mit dem Strome schwimmt, immer hübsch oben zu bleiben, oder in ein bequemes Schifflein zu kommen. Auch haben Sie in Befolgung dieser Lebensklugheit sehr große Vorgänger. Unter den Dichtern nenn' ich Ihnen nur Goethe, Tieck, die Schlegel; sind sie nicht die größten, und gehören sie nicht zu unsrer Partei? Goethe hat all das Lumpenvolk, literarisches und andres, bürgerliches und adliges, stets tief verachtet, während er sich doch von ihm anbeten, sich adeln und zum Minister machen ließ. Wenn er des

Volks je erwähnte, hat er's anders gethan, als mit Hohn und Spott? Und glauben Sie wohl, Goethe hätte weniger klar und vernünftig über dieſe Dinge gedacht, als Sie, über Dinge, die doch auf der Hand liegen? Betrachten Sie unſern großen Tieck mit ſeinem eminenten Talente; er huldigt dem Adel, dem Katholicismus, er kriecht ſcheinbar vor dem Hofe, während er alle ironiſirt; das Volk aber verachtet er. Er iſt ſächſiſcher Hofrath und wird nächſtens geadelt werden. Soll ich etwa von der Dichterzunft reden? Wir haben von Körnern geſprochen, laſſen wir das leere Stroh und die Spreu! — Nun ſagen Sie ſelbſt, haben die Jeſuiten jemals etwas anders gethan, als mit ihren klugen Köpfen die Menſchen verachtet — und nichts beſſres ſind ſie werth — und über ſie geherrſcht, wie's den klugen Köpfen zukommt? Den geraden Weg erkennt aber der Dümmſte, es iſt nöthig, krumme Pfade zu bilden; auch gehört nicht viel Talent dazu, einen geraden ebnen Weg zu wandeln, das Genie bricht ſich durch Wildniſſe, über Berge und durch Felſen Bahn. Die Jeſuiten waren

eine Verbindung der klügsten Menschen, und der Kluge wird stets einzeln dieselben Zwecke verfolgen, die sie verbunden erstrebten. Nur in Masse läßt sich mehr erreichen. Die Welt aber wird in diesem Gleise fortwandeln, bis das ungeheuere Mißverhältniß, welches aus der zunehmenden Armuth und der in gleichem Grade zunehmenden Vergnügungssucht und Luxusmanie sie in ein andres, vielleicht beſſ'res wirft. Bis dahin laſſen Sie uns, als kluge Köpfe, von den Verhältniſſen, wie sie sind, so viel als möglich profitiren. Ich bin mit dem Bilde unsrer Zeit fertig; oder soll ich etwa noch von den edeln Musensöhnen sprechen, von den Burschenschaften und Demagogen? Du lieber Gott, die Sache ist zu unbedeutend, und hilft mir und andern klugen Leuten nur rasch einige Stufen weiter. Ich bin unter ihren Verbindungen gewesen, ich habe die thörigten Knaben kennen gelernt. Sie vertrauten mir ganz, die unschuldigen Kinder. Glauben Sie mir, einige der wildesten dieser langhaarigen, breitbärtigen, deutschberöckten Bursche werden wir in zehn Jahren als Kammerherrn, Jagd-

junker, als Hofräthe, Hofsecretäre, Regierungs- und Consistorialräthe, als Censoren und Aufpasser sehen, und sie werden sich schämen, einst solche Esel gewesen zu seyn, die mit dem Dolch in der Faust auf offnem Markte allen Despoten den Untergang geschworen haben. Die schlimmsten und wüthendsten Demagogen werden die kriechendsten Fürstendiener werden. Den übrigen Faselhansen, die den Nibelungenhort aus dem Rheinstrome, die alte deutsche Kaiserkrone, hervorholen wollen, den Altdeutschthümlern und Wartburgsnarren lasse man ihr Spielwerk, und versteigt sich ja einer bis zum Meuchelmord eines fremden Spions, so ist auch das von keiner Bedeutung. Sie werden alle um desto eifrigere Patrioten seyn, d. h. das Vaterland oder den Staat in dem Sinn genommen, wie ihn Ludwig XIV. nahm. Dies Strohfeuer wird schnell verlodert seyn und nachher desto eisigere Kälte, desto tiefere Nacht eintreten.

Nun, junger Freund, ich frage Sie auf Ihr Gewissen, hab' ich Wahrheit gesprochen und hal-

ten Sie unſre Zeit noch für den vernünftigen, thatkräftigen Mann?“

„Ich halte ſie noch immer dafür, aber für einen mit Ketten ſchwer und ſchier unerträglich belaſteten. Er wird ſie abſchütteln.“

„Er wirſt einſt; aber vielleicht gehen Jahrhunderte hin, eh' es geſchieht. Wir wollen den klugen Weg gehen und den Nachkommen überlaſſen, was ſie thun wollen. Uebrigens habe ich Ihnen heute Abend mein ganzes politiſches Glaubensbekenntniß offen und ohne Hehl vorgelegt, um Sie zu überzeugen, daß ich keineswegs ſo unliberal bin, als ſie glaubten, aber auch daß der Liberalismus für unſre Zeit Perlen vor die Säue geworfen iſt. Ich habe Ihr Talent erkannt und Sie lieben und ſchätzen gelernt; unſer Intereſſe verlangt, daß wir Hand in Hand gehen: daher meine Offenheit. Der dichteſte Mantel der Verſchwiegenheit ſey über den heutigen Abend gedeckt für ewige Zeit. Dies verſpricht mir der liberale Sohn des unliberalen Miniſters.“

„Mit Hand und Wort!“ ſagte Müllersdorf und reichte ihm die Hand.

„Und morgen gehen die Demagogenlisten an Ihren Vater ab.“

„Ich werde einen sehr großen Brief dazu schreiben. Mitternacht ist schon lange vorüber. Der Brief wird mir den größten Theil des Tages wegnehmen. Die Stafette kann erst übermorgen abgehen.“

„Es mag seyn, obgleich mir's nicht lieb ist,“ sagte Reinecke, gute Nacht wünschend, und ließ den Jüngling mit seinen schweren Sorgen allein.

10.

Müllersdorf hatte, nach einigen Stunden unruhigen Schlafs, mehre Stunden wieder mit Schreiben zugebracht, ohne in seiner Zerstreutheit den Mangel des gestern beschriebenen Blattes zu bemerken. Die Angst, die sich auf seinem Gesichte ausdrückte, die Schweißtropfen auf seiner Stirne, die Seufzer, die oft aus der Tiefe seiner Brust aufstiegen, alles dies zeigte deutlich von einer Art Verzweiflung, die bei jungen Leu-

ten auf unglückliche Liebe deutet. Später machte er dem Marcheſe Ricconi ſeine Aufwartung. Die Mittheilungen, die ihm der verkappte Pfaffe machte, waren keineswegs geeignet, das bedrängte Herz des Jünglings zu beruhigen; denn als er ging, verzog ein bitter wildes Hohnlächeln ſein Geſicht, während ſein Herz über die Nichtswürdigkeit blutete, die ihm ſo eben angemuthet worden war. Er nahm all ſeine Geiſtesſtärke zuſammen, um ſich zu faſſen, und Liſt durch Verſtellung zu überliſten. So traf er denn auch, als man zur Tafel blies, ſeinen Freund Reinecke an und begleitete denſelben zum Erdfall. Beide berührten nichts gegeneinander von der Viſite bei'm Marcheſe, überhaupt ſchien es, als ob eine Spannung zwiſchen ihnen beſtehe, ſo freundlich ſie auch zuſammen thaten; Müllersdorf wenigſtens fühlte, trotz ſeiner vielfach in Anſpruch genommenen Geiſtesthätigkeit, aus Reinecke etwas Unſicheres heraus, was er der Reue zuſchrieb, die derſelbe wohl über die Expectorationen des verwichnen Abends empfinden könnte. Der redliche junge Mann ahnete nicht, daß ſelbſt dieſe

Mittheilungen nur gemacht worden waren, ihn zu kirren und zu umstricken.

„Sie werden mir freundschaftlichst verzeihen," sagte Reinecke auf dem Wege, „wenn ich heute meinen Platz neben dem Marchese nehme; unsre Verbindung erfordert es."

Sie trafen den Marchesen, die Gräfin Klattau, welche Müllersdorf nicht kannte, die Comtesse Villaplotzsky und das Fräulein von Grünewald schon unter den Bäumen auf- und abgehend. Reinecke wurde vom Marchese und der Gräfin auf's freundlichste empfangen, Müllersdorf erhielt nur stumme Verbeugungen; desto freundlicher benahm sich das Fräulein von Grünewald gegen ihn, und er hatte, nur um in Helenens Nähe zu seyn und diese mit in die Unterhaltung hinein zu ziehen, bereits ein Gespräch mit ihr begonnen, als ihn ein so schmerzlicher und von blutiger Wehmuth getränkter Blick Helenens traf, daß er, durchbort und zerrissen von unseligen Ahnungen, kurz abbrach und sich zur Tafel verfügte. Das wilde Auf- und Abwogen seiner Kummergefühle drohte ihm die Besinnung

schmerzte; verwundert wandte er den Kopf, es war die Hand der schönen Wittwe, er sah ihr in's Gesicht und fuhr zusammen; es war von Todtenbläße überzogen, verzerrt und entstellt, und mit starren, glanzlosen Augen blickte sie auf Reinecke, schrie mit einem verzweifelt schmerzlichen Tone laut: „Spangenheim!“ und sank mit convulsivischen Zuckungen in Müllersdorfs Arme.

Dieser Auftritt gab zu allgemeiner Bewegung Veranlaß, der alte Baron war schnell aufgesprungen und der Armen zu Hülfe geeilt, Wittenbach rief fluchend: „Spangenheim! mich soll der Teufel holen, er ist's! sie hat recht! Aber was soll's bedeuten?“ Charlotte und Luise schrieen laut und andre Damen stimmten ihnen bei, als sie die von den heftigsten Convulsionen verdrehten und umhergeschleuderten Glieder sahen und das Angst- und Schmerzensgestön der Kranken vernahmen. Die ganze Tafelgesellschaft hatte ihre Sitze verlassen, alles drängte um die Unglückliche herum, der Badearzt kam, ihr Hülfe zu leisten, man legte sie auf Tücher, Shawls ꝛc. unter einen Baum. Von ihr flogen die Blicke der An-

weſenden auf Reinecke, der, bei ihrem Anblick heftig erſchrocken, die Farbe gewechſelt, dann mit ſichtbarer Mühe nach Faſſung ringend, ſich wieder an die Gräfin gewandt hatte, um das Geſpräch fortzuſetzen. Aber man ſah auf ihn, deutete auf ihn, flüſterte ſich zu, und die Gräfin ſagte endlich: „Sie ſind verrathen; Ihr Name iſt mehremals genannt worden. Kennen Sie das ohnmächtige Weib?“

„Ich weiß in der That nicht — vielleicht eine Bekanntſchaft aus früherer Zeit, als ich noch in der Finſterniß wandelte — Gott weiß, — eine Ueberraſchung, mich hier unter andern Verhältniſſen zu ſehen,“ ſtammelte Reinecke, und erhob ſich. Auch Helene war aufgeſtanden und nach der Kranken geeilt. Er näherte ſich der Gruppe, zog Müllersdorf bei'm Rocke heraus, und flüſterte ihm zu: „Ich beſchwöre Sie, gleich nach der Tafel einen Spaziergang mit mir zu machen!“

Die Kranke wurde gleich darauf in einer Sänfte davongetragen; die Familie Hochmannsdorf folgte ihr, die übrige Geſellſchaft ſetzte ſich

nieder, und auch Müllersdorf nahm seinen Platz wieder ein. Helenens Auge hing fragend an ihm; der grimme Schmerz war aus ihrem Gesichte verschwunden, ein Hoffnungsstrahl hatte ihn vertrieben und die Züge desselben wieder belebt und verklärt.

Reinecke konnte seine Befangenheit nicht los werden; der kleine Vorfall hatte den großen Diplomaten niedergedrückt und die stärksten Weine des Marchesen vermochten ihn nicht wieder aufzurichten.

Nach Tafel begab sich Müllersdorf in das Wäldchen, und Reinecke suchte ihn bald dort auf, nachdem er sich von seiner Umgebung beurlaubt hatte.

„Himmel und Hölle!“ rief er, alle diplomatische Moderation vergessend, „welch ein verfluchter Streich ist mir begegnet! Ich bin außer mir! Ich habe geglaubt, der Teufel hätte mir ein Phantom vor die Augen gezaubert, um mich an der Schwelle meines Glücks zu erschrecken; aber ach! es ist kein Phantom. Diese schreckliche Constanze ist plötzlich wie aus der Erde gewachsen,

um mich zu verderben. Sie, beſter Freund, müſſen mir helfen! Auf Sie hab' ich mein ganzes Vertrauen geſetzt. Wir ſind ja ſo innig verbunden, meine Lage erfordert ſchleunige und kräftige Hülfe, Sie ſind der Einzige, der mir helfen kann. Sie müſſen — müſſen! —"

„Aber was ſoll ich denn thun?" fragte Müllersdorf den wildbewegten Sprecher.

„Sie müſſen ſich in dies Weib, in dieſe Conſtanze raſend verliebt ſtellen und ſie entführen, heute lieber als morgen."

„Entführen? die kranke Frau? Und wozu?"

„Aus dem Wege, mir, meinem Glück aus dem Wege! Ich könnte wahnſinnig werden, wenn jetzt — jetzt — wo alle meine Saaten ſo herrlich aufkeimen, von ſolch' einem Teufelsweibe die Blüthe derſelben verhindert, vernichtet würde. Sie muß fort! Sie müſſen ſie fortſchaffen! Sie darf nicht mit der Comteſſe Helene, nicht mit der Gräfin Klattau bekannt werden, ſonſt bin ich verloren."

„Aber ſo erklären Sie mir doch; ich verſtehe von dem allen nichts. Ich habe Ihren wahren Namen von dieſer Frau ausrufen hören, ſie in

Zuckungen verfallen sehen; ich sehe jetzt Sie ausser aller Fassung, und das Sonderbarste ist, daß ich gestern Abend bei'm Anblick dieser Frau von einer ähnlichen Ueberraschung, wie Sie, befallen wurde."

„Auch Sie?" rief Spangenheim — denn so hieß der entlarvte Herr von Reinecke wirklich. — „Sind auch Sie von dieser Hexe bethört? Hat sie's Ihnen früher auch angethan? Kennen Sie Constanzen?"

„Ich kenne sie nicht; aber ich glaubte den Geist meiner verstorbnen Mutter vor mir zu sehen."

„Wie? lebt denn Ihre Mutter nicht mehr? Ihr Vater hat mir doch mehremals von seiner Gattin geschrieben."

„Es ist seine zweite Frau," versetzte Müllersdorf verwirrt. „Aber so klären Sie mich doch auf! Erzählen Sie doch!"

„Wohlan denn, ich will Ihnen so ruhig, als ich vermag, mein Schicksal mit dieser Constanze mittheilen. — Von der Entwicklung meiner Verstandeskräfte an fühlte ich mich wie zur Diplomatie geschaffen, und gewann immer mehr die

Ueberzeugung, in diesem Zweige des öffentlichen Wirkens einst etwas Tüchtiges leisten zu können. Es war natürlich stets mein heißester Wunsch, eine Laufbahn, die meinen Talenten und Neigungen so ganz entspräche, dereinst betreten zu können. Alle meine Schritte waren darauf hingerichtet. Bald erkannte ich die Narrheit, die Dummheit, die Schlechtigkeit der Menschen; ich sah dieses würdige Triumvirat seine eiserne Herrschaft über die ganze Menschheit erstrecken; ich sah, wie die klugen Köpfe davon Nutzen zogen und sich Macht und Reichthum erwarben. Ich glühte, dasselbe zu thun. Allein meine äußern Verhältnisse, meine bürgerliche Geburt, die dürftige Lage meiner Eltern, der Mangel aller Protection, waren Hindernisse, die mich zu dem Entschlusse zwangen, Rechtsgelehrter zu werden; doch malte mir irgend ein Schimmer von Hoffnung — ich weiß nicht woher — stets noch die Seligkeiten des Staatslebens in goldnen Träumen vor. Ich hatte noch kein Jahr auf dem Bureau eines der ersten Advocaten gearbeitet, als ich vor Ekel an diesem erbärmlichen Leben sehr krank wurde. Nur

der feſte Entſchluß, Alles daran zu ſetzen, um einſt meiner wahrhaften Beſtimmung leben zu können, rettete mich vom Tode. Mit der Geſundheit erwachte eine unzähmbare Gluth zum Wiederaufbau rieſiger Entwürfe in meiner Seele. Ich wollte kein Mittel ſcheuen, um zum Ziele zu gelangen, und alle Feſſeln abſchütteln, die mich an meine elende Lage ketteten. Zu meinem Unglück war ich nämlich mit einem bürgerlichen Mädchen verlobt, ihre Eltern waren vieljährige Bekannte der meinigen. Thörigte Sinnlichkeit und jugendliche Uebereilung hatten einen Bund zu raſch geſchloſſen, welchen die beiderſeitigen Eltern dringend gewünſcht, und der ſie mit Freude erfüllte, aber deſſen feſte Knüpfung mich auf ewig von der Bahn geſchleudert hätte, die doch allein zu meinem Heile führte. Ich fühlte bald, wie wenig Emilie für mich paßte, aber unbewachte Augenblicke hatten mich näher zu ihr geführt, als unſre Kirche gut heißt, und dieſer unbeſonnene Schritt erweckte Rückſichten in mir, die ich gewiß thörigt genug geweſen wäre, nie aus den Augen zu verlieren, wenn mich jene Krankheit nicht nieder-

geworfen hätte, und ich in Folge meines Entschlusses nicht jene Ausarbeitung nebst Bittschrift an den ***ischen Gesandten geschickt hätte, die er so gütig war, für meisterlich zu erklären, die seine Aufmerksamkeit auf mich zog und mir bald eine Anstellung auf seinem Bureau verschaffte. Emilie, das alberne Kind, träumte nun schon von Heirathen; meine Seele glühte aber, mich aus der untergeordneten Stellung rasch und kühn empor zu arbeiten. Auf dem Bureau lernte ich den Hofrath Ritter kennen, einen Mann von Einfluß, aber so wunderlichem Charakter, so viel Albernheit, daß nur ein Alles wagender, sich in Alles schmiegender und fügender Glücksritter, wie ich damals war, sein Günstling werden konnte. Ich gewann Zutritt in Ritters Hause, ich wurde ihm unentbehrlich. Vieles von meinem beginnenden Glücke hatte ich Ritters Pflegetochter Constanze, derselben, die Sie heute gesehen haben, zu verdanken, die ich damals für seine Tochter hielt, die es aber nicht ist, wie ich kurz vor Ritters Tode aus seinem eignen Munde gehört habe. Constanze war jung und schön, von feurigem

Temperament, sie vermochte Alles über ihren Vater; was Wunder also, daß ich mir viel Mühe gab, ihre Gunst zu erlangen? Vielleicht hätte ich sie sogar lieben gekonnt, wenn es mir damals überhaupt möglich gewesen wäre, etwas anders zu lieben, als das glänzende Ziel, nach welchem mich Lust und Ruhmbegierde trieben. Es war nothwendig, daß ich mich der Schlinge entledigte, die ich mir früher selbst um den Hals gelegt, damit sie sich nicht zusammenzöge und mich festhielte; ich mußte mir die sentimentale Emilie vom Halse schaffen. Es war eine verwünschte Geschichte. In der größten Verlegenheit kam mir ein guter Gedanke bei. Ich erklärte nämlich meiner Geliebten, mein geistiges Bedürfniß sowohl, als die Verhältnisse meiner Carriere, nöthigten mich, zur katholischen Kirche überzutreten, die ich für die einzig wahre halte — ich hatte nämlich schon damals gewisse Hoffnung, eine Gesandtschaftsreise nach Rom mitmachen zu können; wozu mir Ritter verholfen — und ich hielte mich für verpflichtet, ihr diesen Entschluß mitzutheilen. Da hätten Sie den Schrecken, die Thränenfluth, die Bitten, die

Beſchwörungen und alle übrigen Verſuche des Mädchens ſehen und hören ſollen, mich von dieſem, ihrem Glauben nach, durchaus verdammlichen Schritt zurückzuhalten! Es gab einen Aufſtand in meiner Familie; meine alten Eltern kamen außer ſich, meine Geſchwiſter, Emiliens Eltern, Alles ſtürmte auf mich ein, man beleidigte mich, verfluchte, verwünſchte mich, nannte mich einen Ungläubigen, einen Freigeiſt, und was die Beſchränktheit der Lebensanſicht den albernen frommen Leuten alles eingab, und ich nahm davon ſchickliche Gelegenheit, mich ihrer Aller zu entledigen. Als Emilie einſah, daß Alles vergeblich war, mich von meinem Entſchluſſe abzubringen, ſo erklärte ſie mir nach einigem Kampfe: ein Mann ohne Religion ſei auch ohne Liebe; auch könne ſie Niemand achten, der aus ſeiner Kirche heraus zu einer andern überträte, und daher ſei unſre Trennung nothwendig. Mein Plan war gelungen; aber ich war nur frei geworden, um in andre und feſtere Bande zu gerathen; denn ich erreichte leider bei Conſtanze Ritter noch weit mehr als meinen Zweck, welches

mir eben so unangenehm war, als das gänzliche Verfehlen desselben. Constanze gestand mir nämlich eines Tags, als wir allein waren, ihre Neigung — ohne eine Erklärung von mir abzuwarten, zu welcher sie mich für zu schüchtern hielt — mit einer leidenschaftlichen Gluth, die mich erbeben machte. Durch dieses unerwartete, sonderbare und unweibliche Geständniß gerieth ich in eine höchst kritische Lage; zurücktreten konnte ich nicht mehr, alle meine Hoffnungen, die eben in der schönsten Blüthe standen, wären schnell verwelkt und abgestorben. Also war ich gezwungen, ihr Liebe zu heuchkln, die ich nicht für sie empfand. Sie nahm meine Kälte, die ich ihr nicht wohl verbergen konnte, für naturell, und glaubte meinen Worten; sie überhäufte mich mit den stürmischen Ausbrüchen ihrer stets bewegten, liebeglühenden, nach Liebe schmachtenden Seele. Sie war ganz Gluth, ganz Sinnlichkeit, sie dauerte mich oft, aber ich konnte mich doch nicht ändern. Meine Sinnlichkeit wurde natürlich unter den heftigen Aeußerungen der ihrigen, unter Umarmungen und heißen Küssen des Mädchens aufge-

regt, und ohne daß ich es selbst gewollt und geahnt, erhielt unser Umgang eine sinnliche Tendenz. Oft war mir dieses Verhältniß drückend; denn schon war ich im Sekretariat des Gesandtschaftsbureaus angestellt, und ganz andre Dinge, als ein schwaches sinnliches Mädchen und fade Liebeleien, beschäftigten meine Aufmerksamkeit, alle Geisteskräfte erfordernd. Der alte Ritter sprach endlich sehr deutlich mit mir von meiner Verbindung mit Constanzen, sobald ich das Patent als zweiter Gesandtschaftssekretär in der Tasche haben würde. Die peinlichste Verlegenheit, in die mich seine Rede versetzt hatte, ließ mich nur eine kurze beifällige Antwort hervorstammeln, und Alles schien darauf in Richtigkeit zu sein. Constanze sah mich als ihren künftigen Gemahl an, und hielt jede Fessel jungfräulichen Anstandes für überflüssig. Zum zweiten Male sah ich im Geiste die schöne Blüthe meiner Hoffnungen verdorren, überglüht von demselben erbärmlichen Steppenwind der Gewöhnlichkeit — heirathen, immer nur heirathen sollte ich, und mir dadurch mein Leben verderben. Was wohl konnte

es mir zur Erreichung meiner kühnen Plane helfen, daß Constanze die alleinige Erbin des reichen Ritters war? Geld kann Vieles, aber doch nicht Alles. Was half es, daß sie jung, schön, feurig war? sie stammte aus keinem hochadligen Geschlechte, und ihr bürgerlicher Name drückte mich in meine Unbedeutendheit zurück, aus der ich mich kaum etwas erhoben zu haben so glücklich war. Doch der Himmel hatte ein Einsehens mit meiner Noth, und erbarmte sich derselben gnädig, indem er den alten Ritter durch einen Schlagfluß aus dieser Zeitlichkeit, für die er ohnedies nicht mehr taugte, zu sich in die ewigen Freuden nahm. Der sterbende Mann fügte unsre Hände zusammen und entdeckte mir, daß Constanze sein Pflegekind sei, und ich an unserm Hochzeittage ihre Abkunft durch ein gerichtlich deponirtes Dokument erfahren würde. Ich bezeigte keine Lust, es zu erfahren; ich war der Fessel los und athmete wieder freier. Auch fand ich keinen Grund, mich ferner gegen Constanzen zu verstellen. Die endliche Reise nach Rom gab mir die beste Gelegenheit, mich von ihr zurückzuziehen und unsre Ver-

bindung zu lösen. Von Rom aus schenkte ich ihr reinen Wein ein. Als ich wieder nach B. kam, lebte sie nicht mehr da; ich hörte ein Mal, sie sei im Baireuthischen verheirathet."

„Aber was hat das Alles mit der Comtesse Helene Villaplotzsky gemein, der Sie doch vorhin so ängstlich erwähnten?" fragte Müllersdorf sehr gespannt.

„Mein Himmel! diese Helene, dieser Sproß eines altgräflichen Hauses, ist ja meine Verlobte, meine Braut, ist die herrliche Staffel, auf der ich in den Himmel meines Glücks steigen will! Begreifen Sie denn nicht, daß mir diese Constanze Alles verderben kann, wenn sie mit Helenen und der Gräfin Klattau zusammenkommt und bekannt wird? Darum Hülfe! Schleunige Hülfe! und dies Höllenbild aus dem Wege!"

„Sie also sind der Bräutigam, den die Comtesse hier erwartet?" rief Müllersdorf höchlichst erstaunt.

„Ei freilich! und da mir die politische Vorsicht ein Mal gebot, hier unter einem fremden Namen aufzutreten, so benutzte ich diesen Umstand,

um mich Helenen, die mich nur dem Namen nach kannte, zu nähern und ihre Neigung zu erwerben, was mir freilich weniger geglückt zu seyn scheint, als Ihnen, mein Freund.“ Die letzten Worte waren nicht ohne Gift gesprochen.

„Von mir haben Sie gar nichts zu befürchten,“ versetzte Müllersdorf. „Ich bin mit einer sehr reichen und sehr schönen Erbin eines böhmischen Adelshauses verlobt, wie Ihnen mein Vater wahrscheinlich auch geschrieben hat.“

„O dann schwinden alle meine Besorgnisse!“ rief Spangenheim. „Gestern hab' ich Helenen zuerst als Braut begrüßt; in einigen Tagen soll unsre Verlobung gefeiert werden, da wirft mir ein böser Dämon diese Constanze in den Weg. Aber Sie Einziger helfen mir das Hinderniß beseitigen; und dann mit vollen Segeln in den Hafen des Glücks! Sobald ich das Adelsdiplom in der Tasche habe, wird die reizende Helene meine Frau, die für sich arm, aber die Erbin der steinreichen Klattau ist; und daß das Diplom nicht lange ausbleibt, dafür wird Signore Ricconi schon bestens sorgen.“ Hierauf legte der schlaue Diplo-

mal dem jungen Manne einen Plan vor, wie derselbe Constanzen entfernen sollte. Dieser hörte nur mit halbem Ohre darauf und versprach Alles, was jener begehrte. Als aber Spangenheim sich entfernte, um der Gräfin seine Aufwartung zu machen und etwaigem Unglück vorzubeugen, da lief Müllersdorf wie ein Verzweifelter, händeringend und tief seufzend, durch den schweigenden Hain.

11.

In der Wohnung der Familie Hochmannsdorf war noch Alles in großer Bewegung. Madame Bergmann, zwar von dem Krämpfen verlassen, schien doch schwach und gleichsam tiefsinnig. Der alte Baron war so besorgt um sie, pflegte sie mit eigner Hand, verließ sie keinen Augenblick und nannte sie, sich vergessend, so oft seine liebe Constanze, daß es seinen Töchtern auffallen mußte.

„Ich glaube gar, die Madame, von der uns der Papa immer so viel vorgesprochen, ist seine Geliebte, und er hat in seinem Alter einen dum-

men Streich gemacht," ſagte Charlotte, das Näschen rümpfend, im Nebenzimmer.

„Mich ſoll der Blitz erſchlagen, wenn ich nicht auch ſchon Lunte gerochen," verſetzte ihr Verlobter. „Alter ſchützt vor Thorheit nicht; aber wir dürfen's nicht zugeben."

„Ei freilich nicht. Wie er nur mag dazu gekommen ſeyn?"

„Das weiß der Teufel!"

„Die Geſchichte mit dem Spangenheim gibt uns wahrſcheinlich gute Gelegenheit, den albernen Plan des Alten zu zerſtören."

„Da kommt uns der Spangenheim recht in den Wurf. Ich hatt' es ja gleich geſagt, daß der braune, ſchwarzbehaarte Kerl Spangenheim ſei; der Menſch iſt mir in B. genug vor den Füßen herum gekrochen. Er pflegte ſich an Alle anzuſchmieren, die kein bürgerliches Blut in den Adern hatten, und nun kannte mich der Hundsfott nicht mehr und ſollte durchaus ein Herr von Reinecke ſeyn, ſo daß ich wirklich an ihm irre wurde. Ich werde mit dem Burſchen hinſichtlich unſrer Madame Bergmann reden, und iſt die Luft irgend

nicht rein, ſo ſchaffen wir ſie uns vom Halſe. Müllersdorf könnte uns über den Spangenheim einigen Aufſchluß geben. Lupus in fabula, da kommt er.“

Der Genannte trat befangen, ſchier ängſtlich herein, und wurde vom Lieutnant und Charlotten ſogleich ins Gebet genommen; er hatte aber wenig Luſt, ſich in Erklärungen einzulaſſen, und behauptete deshalb, dieſen Mann nur als Herrn von Reinecke, **iſchen Legationsſekretär zu kennen. Hierauf erkundigte er ſich mit der frühern Befangenheit nach Herrn von Hochmannsdorf und wurde in ein andres Zimmer gewieſen, wo die Kranke lag, der Baron und Luiſe nun ſie beſchäftigt. Die Letztere wurde bei Müllersdorfs Anblick über und über roth, ſchlug die Augen ſittſam verſchämt nieder, und knirte zu verſchiedenen Malen. Der Baron rennte den Eintretenden mit dem freundlichſten Gruße an und führte ihn zu Madame Bergmann.

„Auf Ihren Zuſpruch habe ich gehofft,“ ſprach die bleiche Frau, „Sie ſind heute Zeuge eines ſonderbaren Auftritts geweſen; ich bin Ihnen

darüber eine Erklärung ſchuldig, aber noch mehr, ich wünſche ſehnlichſt einige Aufſchlüſſe über den Mann, deſſen Anblick mir den Ausbruch eines Uebels zuzog, welches ſein treuloſes, abſcheuliches Verfahren gegen mich hervorgebracht hat.“

Auf einen bittenden Blick des Vaters entfernte ſich Luiſchen; Müllersdorf nahm an Conſtanzens Lager Platz, und ſie begann: „Ihr Auge, Ihr offnes Geſicht, Ihr ganzes Weſen, Herr von Müllersdorf, ſagt mir, daß ich einen edeln jungen Mann vor mir habe, der unmöglich mit der tiefen Nichtswürdigkeit eines Buben etwas gemein haben kann, den man mir Ihren Freund genannt hat. Ich beſchwöre Sie, Herr von Müllersdorf, kennen Sie dieſen Spangenheim oder Herrn von Reinecke näher? Legen Sie meine dringende Frage nicht für das Ergebniß weiblicher Neugierde aus.“

„Ich kenn' ihn,“ verſetzte Müllersdorf. „Ich weiß auch, daß er Alles das iſt, was Sie ihn nennen. Aber eine merkwürdige Verkettung von Umſtänden hat mich hier an ihn gebunden.“

„Groſſer Gott!“ ſeufzte die junge Wittwe.

„Ich befürchte unbescheiden zu werden, wenn ich Sie mit meinen Fragen beläſtige. Aber die Stimme des Herzens ruft mich dazu auf; es drängt mich, Andre zu retten aus den Schlingen dieſes Teufels, in die ich ſelbſt gefallen bin. O ich könnte Ihnen eine ſchöne Anzahl Menſchen nennen, die dieſer gleißneriſche Böſewicht unglücklich gemacht hat! Auf ihm ruht der Fluch ſeiner armen rechtſchaffenen Eltern, die Verachtung ſeiner Geſchwiſter und Bekannten. Ein Tuchhändler, Namens Keyſer ließ ihn ſtudiren, weil ſeine Eltern, Bekannte des genannten Keyſer, zu unbemittelt waren und er gute Talente an dem jungen Spangenheim entdeckt hatte. Zum Dank verführte er die einzige Tochter ſeines Wohlthäters, verleitete ſie, ihren Vater zu beſtehlen und ihm das Geld zuzuſtecken, und machte ſich dann auf die nichtswürdigſte Weiſe von ihr los, indem er erklärte, er werde katholiſch werden. Das Mädchen härmte ſich über ihr betrogenes Vertrauen, den Verluſt ihrer Unſchuld todt; ſie ſtarb am gebrochnen Herzen, eine liebe, ſanfte, herrliche Seele. Ich erfuhr ihr Schickſal leider zu ſpät, als auch ich ſchon be-

trogen und verlaſſen war, aber ich konnte ihr die letzten Tage ihres Lebens noch verſüßen. Spangenheims Eltern fuhren mit Kummer belaſtet zur Grube; er trat nicht an ihr Sterbebett. Mich hatte er zum Schlachtopfer auserſehn, ich ſollte das Mittel werden, ihn zu heben. Es glückte ihm nur zu gut, mich für ſich einzunehmen. Er beſitzt eine teufliſche Verſtellungskunſt. Dadurch gelang es ihm, der Liebling meines ſchwachen Vaters zu werden, der uns verlobte. Doch Spangenheim hintertrieb unſre prieſterliche Verbindung ins Geheim, der Schändliche, während er mich überredete, ihm mein erſpartes Geld und noch andres von meinem Vater zu übergeben. Plötzlich ſtarb mein Vater, und ſpäter iſt der ſchwarze Verdacht in meiner Seele aufgeſtiegen, Spangenheim habe ihn aus dem Wege geräumt. Man ſagte zwar, er ſei an einem Schlagfluß geſtorben, ich aber habe davon nichts bemerkt. Spangenheim verließ mich und ging nach Rom. Ich war Mutter von ihm. Ich ging nach Baireuth zu Verwandten meines Vaters; dort vereheligte ich mich, nachdem ich ein todtes Kind geboren hatte. Dies

iſt die kurze Geſchichte meiner langen Leiden; aber noch viel anderes Böſe hat er gethan.“

„Ich kannte Ihre Geſchichte, verehrte Frau, aus ſeinem eignen Munde, und ich war für Sie ſchon eingenommen,“ ſagte Müllersdorf tief bewegt. „Glauben Sie mir, ich haſſe dieſen Böſewicht, aber ich darf es ihm heute noch nicht ſagen. Zu ihnen hab' ich großes Vertrauen; denn Sie tragen die Geſtalt einer Frau, der ich ſtets das größte Vertrauen ſchenkte. Spangenheim ſteht im Begriff, neues Unglück zu ſtiften. Er hat ſich in die Gunſt einer gewiſſen Gräfin Klattau, einer Deutſch-Polin, geſchlichen, die Gott weiß welche Zwecke durch ſein Talent beim **iſchen Hofe erſtreben will, und deshalb hat ſie ihm ihre ſchöne Nichte, die Comteſſe Helene von Villaplozky, verlobt.“

„Um Gottes willen!“ ſchrie Conſtanze auf, „iſt das dieſelbe Comteſſe, an die — — — — die —“ Sie verſtummte verwirrt.

„Sie wohnt blos einige Zimmer von uns mit einem Fräulein von Grünewald,“ fiel der alte Baron ein. „Wir haben ſie Ihnen ja dieſen Mor-

gen gezeigt, als Sie ſich ſo angelegentlich nach ihr erkundigten. Was?“

„Ganz recht! dieſelbe!“ ſagte Conſtanze. „Herr von Müllersdorf, ich flehe Sie um die Gefälligkeit an, die Comteſſe zu einem kleinen Beſuch bei mir zu vermögen. Bieten Sie Alles auf, ſie mir bald zuzuführen; es hängt das Lebensglück mehrer Menſchen davon ab, daß es ſchnell geſchieht.“ Mit einer gewiſſen freudigen Unruhe hing ihr Auge an Müllersdorfs Zügen, der ihr ſogleich zu willfahren verſprach, ſich aber erſt mit jener wiederkehrenden ängſtlichen Verlegenheit an den alten Hochmannsdorf wandte. „Herr Baron,“ ſagte er, „ich wünſche Sie einen Augenblick in einer für mich ſehr wichtigen Angelegenheit allein zu ſprechen, dürfte ich Sie um geneigtes Gehör bitten?“

„I Goldfreundchen,“ rief der Alte ſchmunzelnd und warf den vielſagendſten Blick auf Conſtanzen, „mit dem größten Vergnügen. Wir wollen erſt eine Priſe zuſammen nehmen, dann geht das Mundwerk noch ein Mal ſo gut.“ Und ſeine große Muſchelboſe dem Befangenen hinhaltend, öffnete er das Nebenzimmer, jagte Luischen in die Kranken-

ſtube, und begann gleich: „Na, liebſter Müllersdorf, ich hoffe, Sie haben mich kennen gelernt. Ich bin ohne Umſtände und kann Umſtände nicht leiden. Ihr armes Sündergeſicht dauert mich. Ich will Ihnen die Zunge löſen. Verliebte Leute ſind ſchüchtern und wiſſen's nicht beim rechten Ende anzufaſſen, weil ſie ihren Verſtand nicht beiſammen haben. Ich bin auch verliebt geweſen; zu verſchiedenen Malen total verliebt; daher kenn' ich das von Grund aus. Na, ich verſteh' mich aber auch auf die Verliebten. Sie ſind in mein Mädchen verliebt und mein Luischen iſt in Sie verliebt. Da haben wir's! Ich hab's euch beiden abgemerkt. Sie wollen das Mädel heirathen, und das find' ich in der Ordnung. Daß Sie zuerſt zum Vater kommen, iſt löblich. Und weiß Gott! ich bin ſo vergnügt, ich könnte die ganze Welt an mein ehrliches deutſches Herz drücken; denn es iſt immer der ſtille Wunſch dieſes meines Herzens geweſen, eine meiner Töchter mit einem Müllersdorf verheirathen zu können. Iſt das nicht der Freude werth, daß mein Wunſch ſo herrlich in Erfüllung geht. Was?"

Sprachlos vor Ueberraſchung und Erſtaunen ſtand Müllersdorf vor dem Baron, und mochte wohl nicht das klügſte Geſicht zu der Freude des alten Mannes machen; aber er war ſo befangen, es verließ ihn ſo ſehr alle Ueberlegung, daß er nicht ein Mal im Stande war, etwas auf das Barons Expectorationen zu antworten. Dieſer aber war weit entfernt, die ungeheuere Verlegenheit wahrzunehmen, welche ſich doch deutlich genug auf des jungen Mannes Geſicht ausdrückte, vielmehr fuhr er wonnetrunken fort: „Wiſſen Sie was, liebſter Müllersdorf, der Unfall mit der Bergmann hat uns alle zu ſehr conſternirt; auch muß ich mein liebes Kind erſt ein Bischen auf Ihren heißen Wunſch vorbereiten, das ſoll nicht etwa heißen, daß ſie nicht in Sie verliebt wäre; ganz verliebt, verſeſſen iſt ſie, ſag' ich Ihnen; aber nur des Anſtands wegen. Kommen Sie dieſen Abend! Sie ſind mein Gaſt im Erdfall. Dort will ich eure Hände zuſammenlegen, und da wollen wir eins trinken. Verſtanden? Da wollen wir Verlobung halten. Was?"

Müllersdorf hatte den Hut genommen und

ſich empfohlen; er war ſchon im Freien und wußte es nicht; ſein Kopf brannte fiebriſch: die Verwicklung ſeines Schickſals hatte den höchſten Grad erreicht. Wo er ſich hinwandte, Hinderniſſe, Verſtrickungen, Unheil drohende Zukunft, nirgend ein Ausweg. Zuerſt fuhr ihm der unmännliche Gedanke durch den Kopf, wie er war, zu fliehen und nur die von Spangenheim erhaltenen Papiere mit zu nehmen, aber gleich darauf erinnerte ihn ſein edleres Selbſt an Helenens gräßliches Schickſal — ach! und er fühlte in ſeiner Bruſt die heiligſten Flammen für ſie lodern. Sollte er ſie dem ſchurkiſchen Diplomaten überlaſſen! Aber furchtbar gedrängt von allen Seiten zu einem Entſchluß, ſollte nicht Alles verloren gehen, wofür er zeither gekämpft und was er ſo mühſam errungen, war er doch unfähig, einen ſolchen zu faſſen. Er fand ſeine Lage ſo ſeltſam verwickelt, daß er zu glauben anfing, es müſſe irgend etwas Außerordentliches ſich ereignen, wenn er gerettet werden ſollte, nicht ahnend, daß dies Außerordentliche ſchon geſchehen war und das verlorne Blatt Papier bereits die feſte Grundlage zum

Bau seiner Rettung und seines künftigen Glücks bilde.

Es war bereits Zeit zum Theater, und die schaulustige Menge strömte schon dem Musenhause zu, als Müllersdorf der Comtesse Helene ansichtig wurde, die mit dem Fräulein von Grünewald ebenfalls das Theater besuchen zu wollen schien. Mit bescheidener Höflichkeit begrüßte er sie und begleitete sie bis an das Haus. Auf ihre Bitte, mit in ihrer Loge Platz zu nehmen, da die Tante mit ihren Freunden, dem Marchese und Herrn von Reinecke, Betstunde halte und das Theater heute noch nicht besuche, trat Müllersdorf mit ein. Sie mußte es ihm angesehen haben, daß er ihr etwas allein zu sagen wünsche; denn sie schickte die Grünewald gleich darauf fort, ihr einige Erfrischungen zu besorgen. Kaum hatte sich diese entfernt, als Helene sich zu ihrem Begleiter wandte: „Wie befindet sich die Kranke?“

„Sie ist besser und läßt Sie dringend um eine Unterredung auf diesen Abend bitten; was sie Ihnen zu sagen habe, sey von der größten Wichtigkeit für Sie und Andre.“

„Ich verstehe," versetzte Helene. „Lassen Sie sich nichts merken. Ich werde mich nach dem ersten Akte entfernen und nicht wiederkommen." Eben trat die Grünewald wieder herein, ein Kellner folgte ihr mit Eis. Man unterhielt sich unbefangen; das Fräulein attachirte sich an Müllersdorf und schien es im Eifer der angenehmen Unterhaltung gar nicht zu bemerken, daß die Comtesse fehlte, oder dieser Umstand war ihr sehr angenehm. Nach dem Theater begleitete er sie nach Hause, verfügte sich dann auf sein Zimmer, und schrieb ein Billet an den Baron mit den wenigen Worten: „Ich kann heute Abend Ihr Gast unmöglich seyn: morgen um acht Uhr bitte ich Sie um einen kleinen Spaziergang, um Ihnen meine Gründe sagen zu können." Hierauf machte er Alles zu seiner Abreise fertig, und als dies geschehen, durchstrich er noch bis in die späte Nacht die Umgegend. Bei seiner Zurückkunft übergab ihm der Kellner ein zierliches Billet. Er erbrach es und las: „Morgen früh um vier Uhr erwarte ich Sie bestimmt im Erdfall in der Gegend, wo die Quelle unter der Sphinx aus

dem Berge strömt. Ich habe sehr wichtige Dinge mit Ihnen zu verhandeln.

Constanze Bergmann.

Er hatte das Billet kaum aus der Hand gelegt als Spangenheim auf sein Zimmer trat, um zu erforschen, wie weit der Plan der Entführung Constanzens gediehen sey. Müllersdorf wußte weiter nichts zu erwiedern, als daß er heute bei ihr gewesen und ihr die Cour gemacht, welches auch sehr beifällig von ihr aufgenommen worden sey.

„Nun, so verfolgen Sie Ihr Ziel rasch," sagte Spangenheim. „Ueberreden Sie sie, morgen Vormittag einen Spaziergang mit Ihnen zu machen, welches ihr sehr zuträglich seyn werde; machen Sie ihr die eklatanteste Liebeserklärung, machen Sie, was Sie wollen und was Ihnen Ihr Genie eingiebt, nur damit wir reussiren; führen Sie sie die A—steiner Straße. In der Allee vor dem Gasthofe zum Hirsch steht von neun Uhr ein Wagen für Sie bereit. Thun Sie, als mietheten Sie den Wagen, sie wird Ihnen

nicht abschlagen, mit Ihnen spazieren zu fahren. Ist sie erst drinne, so geht der Wagen bis E. Dort steigen Sie im Gasthofe zum halben Mond ab und geben Constanze für eine Geistesirre aus. Uebermorgen bin ich dort und benutze mir zu Gebote stehende Autoritäten, um sie einsperren oder weiter bringen zu lassen."

Müllersdorf versprach Alles pünktlich so zu erfüllen.

„Darf ich mich unterstehen, Ihnen die Reisekosten anzubieten?" sagte Spangenheim und legte eine volle Börse auf den Tisch; der Andre nickte schweigend und holte aus tiefer Brust Athem, wie einer, der plötzlich eine große Angst los wird.

„Noch Eins!" sagte Spangenheim. „Die Depeschen für Ihren Herrn Vater siegeln Sie mir zusammen; ich werde sie Ihnen morgen abfordern. Uebermorgen mit dem Frühesten, wenn nicht schon morgen Nachmittag, geht einer von des Marchese Dienern als Staffete nach *** ab. Gute Nacht!"

Der junge Mann ſiegelte noch ein Paket ein, und legte ſich dann lächelnd und weniger unruhig als früher zu Bette.

12.

Der Morgen war eben im Begriff, ſeine hellen Augen aufzuthun, als Müllersdorf, der die ſeinigen in dieſer Nacht noch nicht geſchloſſen hatte, bereits unter den Bäumen des Erdfalls wandelte, und mit gierigem Wohlbehagen die friſche Luft einſog, welche aus den Wipfeln derſelben herabzuſtrömen ſchien. In dem von Fels- und Berghöhen eingeſchloſſenen, mit ſtolzen Bäumen bepflanzten Raume, deren in einander verſchlungenen dichten Kronen nur wenig Himmel durchblicken ließ, war die Dämmrung noch dichter als unter freiem Himmel, und die Sonne noch nicht aufgegangen; Müllersdorf bemerkte deshalb ein Paar weibliche Geſtalten nicht, welche ſich vorſichtig näherten, und in der Gegend, wo die Quelle unter der Sphinx hervorſtürzt, hinter

den Bäumen verschwanden. Der junge Mann würde sie schwerlich selbst am hellsten Tage bemerkt haben; denn in Gedanken vertieft, rannte er auf und ab, oft eifrig mit sich selbst sprechend, heftig gestikulirend und zuweilen nach der Uhr sehend.

Bald darauf trat eine der dicht verschleierten Damen wieder hervor, und eilte auf Müllersdorf zu. Als dieser sie gewahrte, ging er ihr höflich entgegen; sie schlug den Schleier zurück, Constanzens bleiches Gesicht blickte ihm theilnehmend entgegen; ein süßer Schauer erfaßte ihn.

„Dank, tausend Dank, daß Sie da sind!“ begann sie. „Die Einladung klang zwar sehr abentheuerlich und Gott weiß, was Sie von einer Frau denken mögen, die Sie den dritten Tag nach Ihrer Bekanntschaft zu solcher verdächtigen Stunde bestellt, allein Sie sollen besser von mir denken, alle Räthsel sollen sich Ihnen lösen. Es ist nur gut, daß Sie da sind; ich wäre verzweifelt, wenn Sie meine Bitte nicht berücksichtigt hätten. Um mich mit Ihnen aber sogleich au fait zu setzen und alle weitläufigen Präliminarien zu

erſparen, müſſen Sie wiſſen, daß ich im Beſitz dieſes zerriſſenen Papiers bin.“ Mit dieſen Worten hielt ſie ihm das Blatt mit ſeiner Handſchrift hin, welches er im Unmuth zu ſich geſteckt, verloren und ganz außer Acht gelaſſen hatte.

„Großer Gott!“ ſtammelte er erbleichend. „Dieſe Schrift war für keines Menſchen Auge beſtimmt; wie ſind Sie dazu gekommen?“

Conſtanze erzählte mit kurzen Worten und Müllersdorf ſchauderte über ſeine Unvorſichtigkeit.

„Es wurde mir nicht ſchwer,“ fuhr die ſchöne Wittwe fort, „aus der Anrede und dem Zuſammenhange zu errathen, an wen dieſer Brief gerichtet war; ich erkundigte mich geſtern Vormittag nach der Comteſſe Helene, ich ſah ſie, hörte ſie und begriff Ihren Brief. Nur war ich in Zweifel, ob das Blatt in meiner Hand ein Brouillon und die Reinſchrift in die Hände der Comteſſe gelangt, oder ob es der Brief ſelbſt und nicht an ſie abgegeben worden ſei. Daß das Letztere der Fall iſt, habe ich geſtern Abend von der herrlichen Helene ſelbſt erfahren.“

„Wie? ſie weiß! um Gottes willen! Sie haben ihr den Brief mitgetheilt?“

„Hören Sie mich ruhig an, und tadeln Sie mich dann, wenn Sie es vermögen. Ich will mich Ihren Vorwürfen gern ausſetzen, wenn ich nur Ihr Glück erzielen und dem Tiger das Lamm aus den Klauen reißen kann. Mißverſtehen Sie mich nicht, wenn ich Ihnen das offne Geſtändniß mache, daß ich gleich vorgeſtern Abend, als ich Sie kennen lernte, ein lebhaftes Intereſſe für Sie empfand; ohne leidenſchaftliche Beimiſchung, war es blos das lebendige mir wohlthuende Gefühl, ich könnte Ihre Freundin im edelſten und ſchönſten Sinne des Wortes werden. Ich ſage noch ein Mal: mißverſtehen Sie mich nicht; denn ich bin ja wenigſtens ſechs Jahre älter als Sie. Ihr Brief verrieth mir etwas, das meinen Antheil an Ihnen auf's Höchſte ſteigerte; doch davon und von mir ein ander Mal; jetzt nur von Ihnen und Ihrer Angelegenheit! Ihr Brief war in einer verzweifelten Stimmung geſchrieben, das ging aus ſeiner Zerriſſenheit hervor. Mit grollenden Ausbrüchen gegen Ihr

Geschick gestehen Sie der Comtesse Ihre glühende Liebe und reissen sich mit blutendem Herzen von ihr los, weil Sie wissen, daß sie verlobt ist, und Ihre Verhältnisse Ihnen nicht gestatten, an eine Verbindung zu denken. Aber Sie haben ihr auf dem Balle versprochen, das Räthsel zu lösen, das Sie ihr in der launigen Stunde der ersten Bekanntschaft vorgelegt; Sie lösen es, und nehmen auf ewig von ihr Abschied. Der Brief erfüllte mich mit Unruhe; ich sah in dem Zufall, der ihn mir in die Hände gebracht, einen Fingerzeig der Vorsehung, daß ich Ihre Retterin werden sollte. Aber so wie ich gestern von Ihnen erfuhr, daß dieser entsetzliche Spangenheim der Verlobte der Comtesse sei, da erkannte ich meine Bestimmung klar, Ihnen und Helenen eine Retterin zu seyn. Ich bestrebte mich, sogleich den Pflichten dieser Bestimmung getreulich nachzukommen; ich enthüllte gestern Abend Helenen die ganze tiefe Nichtswürdigkeit ihres Bräutigams; ich fand schon einen großen Widerwillen gegen ihn in ihrer Seele vor, durch meinen getreuen Bericht wurde er zum tiefsten Abscheu; sie

ſchauderte über die Schrecken des gräßlichen Abgrundes, an deſſen Rande ſie ſtand. Ich nannte Ihren Namen, Herr von Müllersdorf, während mein Auge mit der Schärfe der Beobachtung an dem reizenden Geſichte der jungen Gräfin hing, und an dem Blitz ihres Auges, dem flüchtigen Erröthen ihrer Wangen, und noch ſo manchen kleinen Andeutungen, die nur eine Frau ſieht, überzeugte ich mich, daß Sie wieder geliebt ſeien. Ich ſprach mehr von Ihnen und ſie erzählte mir die Art und Weiſe ihrer Bekanntſchaft mit Ihnen, von dem Räthſel Ihrer Perſon, von Ihren gemeinſchaftlichen Spaziergängen und von dem Balle, wo ſie Ihnen ſo heftig zugeſetzt, ihr des Räthſels Löſung zu geben. Ich rückte ihr näher und warf hin, daß ich im Stande wäre, ihr einen Blick hinter den Schleier thun zu laſſen. Sie lag mir mit Bitten an; ich erzählte die Geſchichte meines Blattes und übergab es ihr. Mit flammenden Augen überflog ſie es, bald füllten ſie ſich mit Thränen, und die arme, geängſtigte verrathene und verkaufte Helene erkannte ſchnell in mir die rettende Freundin; ſie flüchtete laut ſchluch-

zend an meine Brust, und bekannte mir ihre Liebe zu Ihnen. Ich weinte die Thränen einer Mutter auf die Holde herab. In diesem Augenblicke trat unser guter alter Papa mit seinem freundlichsten Gesichte herein, und verkündete uns, daß er eben Alles zu einer fröhlichen Abendmahlzeit im Erdfall besorgt, wozu er uns höflich einlade; es werde die Verlobung seines Luischens mit Herrn von Müllersdorf gefeiert. Helene unterdrückte kaum einen Schmerzensschrei; es durchzuckte sie wild, sie erbleichte und flüsterte mit ersterbenden Lippen: „Großer Gott!“ Ich selbst war wie vernichtet und erkundigte mich nach den nähern Umständen, wovon ich nichts gesehn noch gehört, und mußte zu meinem Erstaunen von dem alten Herrn vernehmen, Sie seien sterblich in Luisen verliebt und hätten, als Sie vorhin bei ihm gewesen, in geziemender Form um sie angehalten. Dann stürmte er in seiner Freude fort, um dies und jenes noch zu arangiren. Kaum war er hinaus, so brach Helenens Schmerz in Thränen aus. Ihre Gefühle schienen von der Freundin, die sie eben gefunden,

Rath und Troſt zu erwarten; denn, wie ſie mir ja eben geſtanden, hatte ſie kein treues Herz auf der Welt, dem ſie ſich hätte mittheilen dürfen; aber ich ſelbſt war ſo an Ihnen irre geworden, daß ich kaum etwas zu ihrem Troſte ſagen konnte. Das Eine behauptete ich, erſt Sie ſelbſt ſprechen zu müſſen. Helene war eben im Begriff zu gehen, als der Baron wieder bei uns eintrat, aber dies Mal mit einem ſehr einfältigen Geſichte, ein Billet in der Hand. Es war das Ihrige. Von uns verlangte er eine Erklärung, warum Sie nicht zu Ihrer Verlobung kommen wollten. Luischen kam weinend, Charlotte ſcheltend, der Lieutenant fluchend und ſchwörend, er wolle ſich mit Ihnen auf Piſtolen und Säbel duelliren. Ich konnte aus der ganzen Geſchichte nicht klug werden, aber in Helenens Augen ſah ich einen Hoffnungsſtrahl aufblitzen, eh' ſie von mir ging. Und ich bin nun da, Sie förmlich zu inquiriren, was iſt an der famöſen Geſchichte?"

„Die edle Freundſchaft, die Sie für mich zeigen, verehrungswürdige Frau, rührt mich faſt zu Thränen," verſetzte Müllersdorf; „aber ſie

harmonirt ſo ganz mit der theuern Geſtalt, die Sie tragen, daß ich von beiden bewogen werde, Ihnen das unbedingteſte Vertrauen zu ſchenken. Ja, Verehrteſte, ich vermag es für keinen bloſen Zufall zu halten, daß Sie meiner vortrefflichen unvergeßlichen Mutter ſo ſehr gleichen, ſo daß mich Ihr erſter Anblick mit grauſigem Erſtaunen erfüllte. Ich glaubte ſie ſelbſt in verjüngter, vielleicht in Engelsgeſtalt zu ſehen. Darum will ich Ihnen denn auch mein ganzes Herz eröffnen, wie ich meiner Mutter gethan haben würde: Sie haben mich ja ſo mütterlich-freundlich, theilnehmend darum angeſprochen, und auch ich habe Niemand, an deſſen mitfühlende Bruſt ich meinen Schmerz legen könnte: Hören Sie alſo! Mein Geſchäft hier war, Schlangenliſt zu überliſten. Es gelang mir. Aber ſo bald ich die nöthigen Papiere in den Händen hatte, mußte ich fort; denn ich konnte die Maske nicht lange erhalten; ich war jeden Augenblick in Gefahr, verrathen zu werden. Da ging mein Herz in Flammen für Helenen auf. An jenem Ballabende, wovon ſie Ihnen erzählt, fühlte ich die

Ueberzeugung, daß ich nur sie würde lieben können. Die süße Gewalt der Leidenschaft berauschte mich, und in diesem Rausche versprach ich ihr selbst die Lösung des Räthsels, das ich ihr war, zu geben. Auch ich glaubte zu bemerken, daß sie mich liebe. Die wunderlichsten Dinge fuhren mir durch den Kopf. Ich wollte sie entführen; aber dazu fehlte mir Geld; ich bin arm und ohne Aussicht, eine Frau ernähren zu können. Doch was hofft die Liebe nicht Alles! Lächeln Sie immerhin über meine kindischen Hoffnungen und Schlüsse; ich glaubte, die Glücksgöttin müßte mir eben so gewogen seyn, wie die Göttin der Liebe; ich glaubte, das Schicksal müsse sich mir günstig zeigen, ich müsse im Pharao wenigstens so viel gewinnen, um Helenen entführen, sie anständig unterhalten und mir eine Stellung suchen zu können, die meinen Wünschen angemessen sei. So fasselte ich. Das Schicksal sprach meinen Träumen grimmig Hohn. Als Helene nach Hause war, trat ich an den Spieltisch, und — verlor meine ganze nicht unbeträchtliche Baarschaft, mein ganzes Vermögen. Meine Verlegenheit bis schier

zur Verzweiflung zu steigern, erhielt ich vorgestern Abend alle nöthigen Papiere von Spangenheim, das Letzte und Wichtigste hatte er noch immer zurückbehalten, wahrscheinlich weil ich ihm Gelegenheit zum Mißtrauen gegeben hatte. Die erwachende, all mein Sein erfüllende Leidenschaft hatte mich meine Rolle einige Male vergessen lassen. Jetzt mußte ich fort. Aber mir fehlte alles Geld. Noch schrecklicher war mir der Gedanke, Helenen verlassen zu müssen, da ich gestern erfuhr, daß sie diesem nichtswürdigen Spangenheim zur Beute werden sollte, daß sich dieser ihrer nur zu seiner eignen Erhebung zu bedienen gedachte. War mein Zustand schon Tags vorher trostlos gewesen, so wußte ich ihm nun keinen Namen zu geben, da ich Briefe von meinen Freunden erhielt, die mir meldeten, daß mehrere von ihnen, die begütert waren, in's Gefängniß geführt worden, andre geflohen seien, und ich mich sehr zu beeilen habe, wenn meine Mission noch die gehofften Früchte bringen solle. Schon vorgestern faßte ich den Entschluß zu fliehen, und in diesem Zustande schrieb ich den Brief an

Helene; ich hielt ihr mein Verſprechen, ich löſ'te das Räthſel; in der Nacht noch wollte ich fort, zu Fuße wandern und mir durch den Verkauf meiner Uhr die dürftige Subſiſtenz verſchaffen. Doch noch war der Brief nicht vollendet, als ich meinen Entſchluß als thörigt verwarf, und vielmehr beſchloß, erſt mich in Beſitz der wichtigſten Papiere zu ſetzen, dann Helenens Bräutigam wo möglich kennen zu lernen. Ich zerriß den Brief und ſteckte ihn ein, um ihn Abends am Licht zu verbrennen. Das Schickſal hat ihn in Ihre Hand geführt. Denſelben Abend erhielt ich die Papiere, geſtern erfuhr ich, wer Helenens Verlobter war, Alles drängte mich, ich mußte fort. Jetzt beſchloß ich, mich Helenen zu entdecken, ihr über Spangenheim reinen Wein einzuſchenken, und wenn ich ſie mit mir einverſtanden ſähe und wir keinen anderen Rettungsweg wüßten, ſie zur Flucht zu überreden. Dann wollte ich ſie auf die Beſitzung eines meiner Freunde bringen, der eine ſehr liebenswürdige, gebildete Frau hat, und dort ſollte ſie leben, bis ich im Stande ſeyn würde, ihr meine Hand vor dem Altare zu reichen. Dies war mein

Plan, aber Geld gehörte dazu. In der Angst meines Herzens fiel ich auf den Baron; ich faßte Muth, und ging, ihm meine Verlegenheit zu klagen und ihn um Vorschuß einer Summe zu bitten. Deßhalb ersuchte ich ihn in Ihrem Beiseyn um eine Unterredung unter vier Augen; aber kaum sind wir im Nebenzimmer, als der wunderliche alte Mann, sich die große Verlegenheit, die er mir angesehen, ganz anders erklärend, voraussetzt, ich sei gekommen, um seine Tochter anzuhalten, und mir dieselbe, alle Weitläufigkeiten zu ersparen, ohne Weitres förmlich an den Hals wirft. Ich kann mich nicht entsinnen, die mindeste Veranlassung zu solcher Voraussetzung gegeben zu haben; aber mein Erstaunen und die Rücksicht, dem alten Manne nicht sogleich wehe zu thun, legten mir Schweigen auf. Ich habe ihn um eine Unterredung um acht Uhr diesen Morgen gebeten, wo ich dann offen mit ihm reden will. So, verehrte Frau, stehen meine Angelegenheiten."

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihr Vertrauen; in wenigen Stunden sollen Sie sich überzeugen, daß ich desselben nicht unwürdig bin. Mit dem

alten Baron laſſen Sie mich ſelbſt reden; ich vermag mehr über ihn, als Sie, und kann mehr zu Ihrem Lobe ſagen, als Sie ſelbſt. Seyn Sie deshalb außer Sorgen. Und nun empfangen Sie aus der Hand Ihrer Freundin den koſtbaren Juwel, nach deſſen Beſitz Sie geſchmachtet." Hiermit führte ſie ihn hinter die nahe Baumgruppe, wo, im Schatten des Felſen verſteckt, die zweite verſchleierte Dame ſtand. Sanft zog ſie der Erröthenden den Schleier zurück und: „Helene!" rief der Jüngling in freudigſter Ueberraſchung. Schweigend ſtanden ſie ſich dann gegenüber, die Welt war für ſie verſchwunden; jedes wußte ſich vom Andern geliebt, und dieſes große Gefühl füllte alle Räume ihrer Seelen aus. Wonnelächelnd betrachtete Conſtanze die beiden Liebenden; dann flüſterte ſie vor ſich: „Und dieſe herrliche Blume hätte der Schändliche brechen ſollen, der meine Blüthe pflückte? Ich habe ein gutes Werk gethan." Und zu Helenen ſich wendend: „Es wird Ihnen ſchwerlich ein Wort von unſrer Unterhaltung entgangen ſeyn, Comteſſe, und Sie ſehen ihn rein und gerechtfertigt vor ſich." Und

zu Müllersdorf: „Es hat mir Mühe genug gekoſtet, ſie geſtern zu dieſem Gange zu überreden, und dieſen Morgen noch hatte ich meinen Kampf. Jetzt werden Sie's beide mir Dank wiſſen."

„Herrliche Frau!" rief der junge Mann, „womit hab' ich mir Ihre Gunſt erworben?"

„Das ſollen Sie erfahren, wenn — — doch jetzt koſ't eine Stunde mit einander. Ach, dieſe Augenblicke ſind die ſchönſten, die ihr erlebt! Ein Gifthauch überbrühete die erſte Stunde meiner jungen Liebe; ich hielt einen Baſilisken im Arm, ohne es zu wiſſen. Geht, meine Theuern, dieſen Pfad nach dem Haine hinab, ich werde die Wächterin eueres Glückes ſeyn, und euch vor jeder Störung ſchützen."

Ein freundlicher Sonnenblick lohnte der Gütigen aus Helenens ſtrahlendem Auge. Aber erſt als ſie mit dem Geliebten allein war in der grünen Umzäunung von Sträuchen, Bäumen und Felſen, lehnte ſie die Purpurwange an des Theuern Geſicht, um ſie zu kühlen; und Auge tauchte in Auge, Odemwelle verſchlang gierig Odemwelle, bis Lippenpaar, Gluth und Kühlung zugleich

ſpendend und empfangend, an Lippenpaar hing, und das Entzücken ihrer Seelen in himmliſche Vergeſſenheit ihres Selbſts verrann.

13.

Bei der Gräfin Klattau war zum Frühſtück ſervirt; ſie ſtand mit Spangenheim in einem Fenſter und zwar entzückt über die Sympathie ihrer Seelen, die ſich in den ſchwärmeriſchen, eben von ſeinem beredten Munde ſtrömenden Ergießungen über Religion und Metaphyſik kund that. Mit kühnen poetiſchen Worten malte er ihr die herrlichſten Bilder aus der Welt der Gefühle vor, und ſie ſchwelgte in den Empfindungen, die er herbeirief.

Fräulein von Grünewald trat ein und fragte, ob die Comteſſe noch nicht hier ſei? Die Gräfin fand kaum Zeit, ihr dieſe Frage verneinend zu beantworten, und hörte nicht darauf, daß Helene ſchon vor einer Stunde erklärt habe, hierher ge-

hen zu wollen, während ſie ihr eine Arbeit aufgetragen, welche ſie an's Zimmer gefeſſelt.

Bald darauf kam der Marcheſe. Man ſetzte ſich. Der Letztere erzählte, er habe eben den jungen Müllersdorf mit der geſtern über der Tafel krank gewordnen Dame in einen Wagen ſteigen ſehen und ihnen glückliche Reiſe gewünſcht. Spangenheims Geſicht verklärte ſich; er trank haſtig einige Gläſer, und wurde ſehr fröhlich. Helenens Ausbleiben fiel nach beendigtem Frühſtück auf; allein der weinluſtige Diplomat wußte ja, daß ſeine Feindin ihm bei Helenen nicht mehr ſchaden konnte, und ſo blieb er ruhig. Erſt als Helene auch nicht bei der Mittagstafel erſchien, ſahen ſich Spangenheim, der Marcheſe und die Gräfin wechſelſeitig befremdend an, und Fräulein von Grünewald erhielt den Auftrag, die Comteſſe zu ſuchen. Dieſe erkundigte ſich bei ſämmtlichen Badegäſten; man hatte ſie wohl geſehn, wußte aber nicht, wohin ſie gerathen ſei. Endlich fiel es Spangenheim auf, daß die Familie Hochmannsdorf ſich gar nicht über die Abweſenheit der Madame Bergmann beklagte, und er unterſtand

ſich, nach ihr zu fragen; „ſie iſt verreiſ't!“ antwortete der alte Baron gegen alle Gewohnheit kurz. „Wo denn aber iſt Herr von Müllersdorf?“

„Auch verreiſ't!“ verſetzte Spangenheim ebenſo.

„So wird ja wohl die Comteſſe ebenfalls verreiſ't ſeyn. Was?“ höhnte der Alte, der heute eine grimmige Laune hatte. Doch Niemand von der Gegenpartei legte Werth auf dieſe Worte. Man trennte ſich und Spangenheims Unruhe ſtieg von Stunde zu Stunde. Die Gräfin ſprach gegen Abend den Gedanken aus, der ſie, ſie folternd, ſchon lange gequält hatte, Helene könne ſich ein Leids angethan haben, und als das gräßliche Wort ein Mal heraus war, warf es ſchier alle mit ſeiner unterirdiſchen Kraft zu Boden. Spangenheim rennte wie ein Verzweifelter umher, und ſuchte die Comteſſe in Teichen und Flußgräben; Leute wurden ausgeſchickt, das ganze Bad kam in Aufruhr. So verging die Nacht. Die Gräfin brachte ſie zerknirſcht am Hausaltare betend zu, um die Stimme ihres Gewiſſens zu beſchwichtigen, die ihr laut vorwarf, ſie habe das Kind ihrer einzigen Schweſter in den Tod ge-

jagt; Spangenheim wild umherlaufend, fluchend und tobend und ohne alle Aufmerkſamkeit auf ſeine zwiefache Rolle, die des Diplomaten und des Religionsſchwärmers, die Grünewald ihn verwünſchend, daß er ihr nicht Wort gehalten und Müllersdorf mit einer Andern davongegangen, der Marcheſe ruhig, nach eingenommener guter Mahlzeit, in ſeinem Bette ſchlafend.

Die Sache machte natürlich das größte Aufſehen; man war am folgenden Tage mit nichts weiter beſchäftigt. Die Gerichte invigilirten und gegen Mittag verbreitete ſich Licht. Bei der Tafel fehlte die Familie Hochmannsdorf, und man erfuhr, daß ſie dieſen Morgen plötzlich abgereiſ't ſei und hie und da habe Karten abgeben laſſen. Wie ein Blitzſtrahl traf dieſe Nachricht Spangenheim. Faſt zu gleicher Zeit wurde von den Gerichten gemeldet, daß Tags vorher, um neun Uhr früh, hinter dem Dorfe G., eine Viertelſtunde vom Badeorte, eine Dame von dem Ausſehen und in der Kleidung der Abhandengekommenen, in einen Wagen geſtiegen ſei, worin bereits ein junger Herr und eine Dame geſeſſen. Die Flüchtige

habe ein Bewohner des Dorfes über eine halbe Stunde hinter einer Hecke warten ſehen. Spangenheim wurde von dieſer Nachricht faſt zu Boden geworfen. Nun erfuhr er auch von der Grünewald, daß Helene aus dem Theater gegangen. Er hatte Licht, aber eins blieb ihm völlig unerklärlich, wie nämlich der Sohn des loyalen, ſervilen Loſewitz, der angehende Diplomat, ſo gegen einen Mann handeln konnte, der ihm an Geiſt weit überlegen war und der in Staatsgeſchäften ſich bald unentbehrlich machen werde. Er ſchwankte nach Hauſe. Mechaniſch griff er nach dem von dem jungen Manne erhaltnen Paket, welches mit Staffete an deſſen Vater geſchickt werden ſollte. Das Siegel fiel ihm auf; es war das der Familie Loſewitz, welches ihm wohl bekannt war. Ein ſiedend heißer Gedanke ſchoß plötzlich durch ſeinen Kopf wie ein feuriger Pfeil; er riß das Paket auf, und — Makulatur fiel ihm entgegen. Das war der gräßlichſte Schlag. Er raffte ſich auf und tobte wie ein Raſender zum Marcheſen: „Ha, meine Ahnung hat ſich fürchterlich erfüllt!“ brüllte er. „Der ſchändliche

Loſewitz iſt uns und ſeinem Vater ungetreu geworden und mit Helenen geflohen. Er kehrt nicht zurück, wie ich Ihnen noch heute ſagte; er hat mich, wie ſeinen Vater, betrogen.“

„Aber was wollen Sie denn vom jungen Loſewitz?“ fragte der Marcheſe befremdend. „Iſt der Sohn unſres Loſewitz hier geweſen?“

„Nun wiſſen Sie denn nicht, daß der ſogenannte Müllersdorf eigentlich der Sohn meines Gönners war?“ fragte Spangenheim erſtaunt.

„Hat er Ihnen das ſelbſt geſagt?“ gegenfragte der Marcheſe.

„Ei freilich! Er hat mir ja einen Brief ſeines Vaters überbracht, er hat die Parole richtig angegeben und über alle unſre Verhältniſſe nicht anders geſprochen, als wie ein genau Unterrichteter. Sie ſelbſt haben ihn ja für den jungen Loſewitz anerkannt.“

„Ich niemals; ich habe ihn ſtets für einen Herrn von Müllersdorf gehalten, und ihn auch in *** als ſolchen kennen gelernt. Ich ſah ihn mehrmals in Geſellſchaft des jungen Loſewitz, an den er attachirt war, und deſſen Vater von ihm,

als einem sehr brauchbaren Kopfe, sprach. Es ist jammerschade, daß ich ihn nun nicht zu meinem Plane hinsichtlich des Herzogs A. von Z. benutzen kann."

„So ist ein fürchterlicher Betrug vorgegangen," tobte Spangenheim; „ich bin um meine Papiere und habe meine Geheimnisse auf Ihr Geheiß an einen Feind unsrer Sache verrathen."

„Hätten Sie mir doch früher davon gesagt, daß Sie den Müllersdorf für den Losewitz hielten. Jetzt ist's zu spät; und ich bedauere nur das Scheitern meines schönen Planes."

„Ich werde sogleich nach *** reisen, um den schlimmen Folgen dieses Betrugs vorzubeugen."

„Thun Sie das; sonst möchte es mit Ihrer diplomatischen Laufbahn ein Ende seyn. Da uns ohnedies die Lockspeise genommen ist, so können wir vor der Hand nicht zur Ausführung unsres Planes schreiten. Sie allein können, wie ich Ihnen schon bewiesen habe, die Erfordernisse nicht erfüllen. Bringen Sie uns von *** ein andres Exemplar mit. Ich werde mit der Gräfin hier bleiben und den Prinzen F. erwarten." —

Spangenheim wollte die Flüchtigen aber erſt verfolgen und machte ſich auf den Weg nach E. Sein Aerger war grenzenlos, keine Spur von Müllersdorf und ſeinen Begleiterinnen zu finden, und als er verdrießlich zurückkehrte, erfuhr er, daß der Kutſcher den entgegengeſetzten Weg hatte fahren müſſen. Er mochte vor Wuth berſten, daß er den Flüchtigen auch noch den Wagen gemiethet und mit ihrer Flucht einverſtanden geweſen, ja daß ſie auf ſeinen dringendſten Wunſch vor ſich gegangen war.

Am andern Morgen reiſete er, von den Segenswünſchen der Gräfin begleitet, mit Extrapoſt nach *** ab.

14.

„Nun ſagt mir nur, Erzgalgenſtrick von Menſchen, was für telle, unbegreifliche Streiche Ihr treibt? Ich hab' aus Conſtanzens Gerede noch nicht klug werden können und mir den ganzen Weg über den Kopf zerbrochen, wie wohl die

Sache zuſammenhängen möge, aber nichts heraus-gebracht. Was?“ Alſo redete der Baron von Hochmannsdorf, kaum auf ſeinem Gute Silber-bach aus dem Wagen geſtiegen, wo er und ſeine Familie von Müllersdorf, Madame Bergmann und der Comteſſe Helene freundlich empfangen wurden, den Erſtern an, und dieſer führte ihn ſo-gleich in den Garten mit dem Verſprechen, ihm klaren Wein über alles einzuſchenken, was er nur zu wiſſen begehren würde. Der alte neugie-rige Mann ließ ſich das gefallen. Sie ſetzten ſich auf eine Bank, und Müllersdorf begann: „Die Zeit drängte ſo ſehr zu unſrer Flucht, daß ich Conſtanzen überlaſſen mußte, Ihnen zu entdecken, was ihr durch Zufall über mich bekannt worden war. Durch ſie haben Sie denn auch erfahren, daß ich wirklich der Sohn Ihres von Ihnen ſo ſehr geliebten Freundes bin.“

„Ich weiß,“ unterbrach Hochmannsdorf den jungen Mann mit Thränen im Auge. „Gott hat's wunderbar gefügt. Ich ſah dir's übrigens gleich an, lieber Junge; denn du haſt deines Va-ters Geſtalt und Weſen. Dein Läugnen war

machte mich irre. Nun sag' mir nur erst etwas von meinem herzinnigen Freunde! Was?"

„Mein Vater ist schon vor einigen Jahren gestorben; ich studirte eben in Breslau und hatte gerade die Reise mit zu dem Wartburgfeste gemacht. Ergriffen von dem Aufschwunge der deutschen Jugend, gehörte ich mit Leib und Seele, mit glühender Begeistrung der Sache der Demagogen an. Die Krankheit meines Vaters rief mich nach Warschau, wo er mit seinem Regimente stand. Der Haß, den er in seiner Brust gegen die Russen trug, in deren Dienste ihn Gott weiß welch' ein trübes Schicksal geführt hatte, bewog ihn, mich, den er und meine Neigung zum Militär bestimmt hatten, in ***ische Dienste zu schicken. Er hatte bereits das Nöthige verfügt; eine Lieutenantsstelle war mir zugesagt, als sein Brustübel sich verschlimmerte und er in meinen Armen verschied. Nachdem ich seine Verlassenschaft geordnet, ging ich nach ***, meine Stelle anzutreten. Dort machte ich die Bekanntschaft eines jungen Herrn von Lesewitz, Sohn eines vornehmen und angesehnen Diplomaten. Der

Stolz des Vaters wollte ihn ebenfalls zum Diplomaten bilden, und er sollte einst eine bedeutende Carriere machen; Lust und Talent führten den Sohn ganz andre Wege. Leidenschaftlich für Poesie, Theater, Musik eingenommen, dem Vergnügen bis zur Ausschweifung ergeben, von seinem Vater verzärtelt und verzogen, trieb er sich mit Dichtern, Schauspielern, Musikern herum und fand einen großen Genuß darin, diese Leute zu regaliren. Auf diese Weise vergeudete er große Summen, die ihm sein in ihn verliebter Vater gern gab, sobald er sich nur zu einigen diplomatischen Arbeiten verstand, die der Alte von ihm forderte. Das Leichte und Angenehme arbeitete er gern, das Schwierige mußte ich ihm ausarbeiten. Gleiche Neigung zur Poesie, zum Theater ꝛc. hatten uns zusammengeführt. Durch meine gelungenen Arbeiten machte er Furor, erhielt Geld und — wir wurden die innigsten Freunde. Es konnte aber doch nicht fehlen, daß er mit seinen Ansichten und Aeußerungen oft gegen seinen Vater verstieß, und dann mußte ich jedes Mal wieder gut machen, was er verdorben hatte. Um

jene Zeit kam einer meiner innigſten Univerſitäts-freunde, einer der eifrigſten Demagogen zu mir, und ich erfuhr mit Schrecken, in welcher Gefahr meine Freunde und die Sache ſchwebten, welcher ich ſo innig ergeben geweſen war. Mein zeithe-riges Leben hatte mir jenes Intereſſe aus den Augen gerückt, aber ich war noch der Alte. Mein Freund machte mich darauf aufmerkſam, wie viel ich in meiner jetzigen Stellung meinen Freunden nützen könne, und ich ſchied mit dem Verſprechen von ihm, Alles, was mir möglich, zu thun, und ſtets mit ihm im Briefwechſel zu bleiben. Dies bewog mich denn auch, den ſchon einige Mal zurückge-wieſenen Antrag des jungen Leſewitz, meine mili-täriſche Carriere aufzugeben und eine Bedienſtung im Bureau ſeines Vaters anzunehmen, näher in Berückſichtigung zu ziehen und endlich darauf ein-zugehen. Der Sohn machte mich mit dem Vater bekannt, ich fertigte auf den Wunſch des Letz-tern Probearbeiten und kam bei ihm in Gunſt. Auf dem Bureau lernte ich bald das Weſen der Diplomatie kennen, und nur der Gedanke, daß ich meinen Freunden nützen könne, unterdrückte

den Ekel gegen meine Beschäftigung in mir. Ein Mensch, der bei der **ischen Gesandtschaft in B. als zweiter Sekretär angestellt war, ein geborner B—ner, Namens Spangenheim, erregte bald meine Aufmerksamkeit im höchsten Grade. Er denuncirte strafbare Verbindungen in den **ischen Staaten und versprach vieles zu entdecken, wenn man ihn befördern wollte. Vom jungen Lesewitz erfuhr ich, daß ein italienischer Marchese, Nicconi mit Namen, seinem Vater jenen Spangenheim besonders empfohlen habe. Man nahm Rücksicht auf seine Anträge, zumal jener Marchese den von Lesewitz und vielen Andern unterstützten Plan hatte, den Herzog K. von S. zur katholischen Kirche zu bekehren, wozu sich dessen Bruder, der Prinz F., schon in Rom bekannt hatte. Dazu sollte jener Spangenheim auch gebraucht werden. Von all diesem wußte ich etwas, aber durchaus nichts Zusammenhängendes, nichts Vollständiges. Ich hatte den Marchese nur einige Mal in *** gesehn; dann wurde ich vom jungen Lesewitz, und statt seiner, diesen Sommer nach Marienbad mit einem Auftrage an ihn ge-

ſandt, wo er ſich mit dem Prinzen F. von Z. aufhielt. Zu derſelben Zeit erhielt mein kunſtliebender Freund von ſeinem Vater den Befehl, nach Bad L. zu reiſen, dort die auf die Demagogenverbindungen bezüglichen Papiere von genanntem Spangenheim in Empfang zu nehmen, ſich die Badezeit über des genauen Umgangs dieſes Mannes zu befleißigen und von ihm zu profitiren, ihn in Gemeinſchaft mit dem Marcheſe, der auch bald dorthin kommen werde, noch ein Mal gründlich zu prüfen, ob derſelbe zu den großen Zwecken, zu welchen man ihn zu benutzen gedenke, zu gebrauchen ſei, und wenn er ſich als brauchbar bewährt, einige Zeit mit ihm am Hofe des Herzogs A. von Z. zu leben, der eben in Karlsbad ſei, oder die Papiere nach *** zu bringen und Marcheſe und Spangenheim in Z. beim Herzoge zu laſſen. Nichts konnte meinem Freunde ungelegner kommen; denn er hatte ſeiner Geliebten, einer Opernſängerin, verſprochen, die Badezeit mit ihr in Franzensbrunn zuzubringen, und er hätte eher Alles dran geſetzt als dieſen romantiſchen Plan aufzugeben. Dies war auch der

Grund geweſen, weshalb er mich nach Marienbad geſchickt, während ſein Vater nicht anders glaubte, als er ſei, dem erhaltnen Befehl gemäß, ſelbſt dorthin gereiſt. Ich that ihm den Vorſchlag, auch die Reiſe nach Bad L. für ihn, ohne Wiſſen ſeines Vaters, zu unternehmen und ſtatt ſeiner die Geſchäfte mit Spangenheim abzumachen. Er nannte mich ſeinen Engel, umarmte mich, gab mir Geld und wirkte mir Urlaub zu einer Reiſe nach Schleſien zu meinen Verwandten aus. Die Hoffnung, für meine theuern Freunde etwas Wichtiges thun zu können, beſeelte mich zu dem Unternehmen, von deſſen Mißlingen am Ende nicht ſehr viel abhing. Ich reiſte mit allen Inſtruktionen des jungen Loſewitz nach Bad L., enthüllte mich dort dem Sekretär Spangenheim, der, theils weil er Verrath fürchtete, theils weil er ſich in der Adelsſphäre gefiel, als Herr von Reinecke aufgetreten war, als Herr von Loſewitz, der unter dem falſchen Namen von Müllersdorf auftrete, aus denſelben Gründen, die ihn auch zum Pſeudonymen beſtimmt hätten. Er glaubte dies und mußte es glauben. Aber ein wunderbares Schick-

sal führte mich dort mit der Comtesse Helene Villaplotzsky zusammen. Ich sah, ich liebte sie. Der Verlust meines Geldes am Pharaotisch brachte mich schier zur Verzweiflung. Ich erfuhr, daß Helene als Sklavin auf den Markt geführt wurde, um diesem verworfnen Spangenheim, der sich mir in seiner tiefsten Nichtswürdigkeit zeigte, als Preis für Schurkendienste zugeschlagen zu werden. Ich fand meinen eignen Namen auf der Liste der Demagogen; ich erfuhr schlimme Dinge, und beschloß, nicht wieder nach *** zurückzukehren. Ein Brief nahm mir alle Aussichten auf Geld, da trat ich in Ihre Wohnung, um mich Ihnen zu entdecken. Gott weiß, wie Sie mich mißverstanden —"

„Stille, stille davon!" sagte der Baron, „das ist eine sehr alberne Geschichte, von der man nicht viel erzählen muß. Was?"

„Constanze, das edle Weib, wurde meine Retterin, wurde Helenens Engel. Doch Sie kennen die Größe ihres Edelmuthes noch nicht. Da Helene arm ist, und ich ohne Vermögen und Anstellung, so hat Constanze mir die Benutzung ihres beträchtlichen Fonds bis an ihr Lebensende über-

laſſen und mir verſprochen, mich oder meine Kinder zum Erben einzuſetzen; denn nie und in keinem Falle will ſie wieder heirathen. Wir wollen ein Gut in der Nähe kaufen, es ſelbſt bewirthſchaften und dort gemeinſchaftlich wohnen. Womit ich mir die unbegrenzt großmüthige Gunſt dieſer trefflichen Frau erworben, kann ich nicht begreifen; doch hat ſie mir verſprochen, daß ich es gleich nach Ihrer Ankunft, Herr Baron, erfahren ſoll, und ſo ſehe ich denn mit Begierde dem Augenblicke entgegen, wo ſie den Mund öffnen wird."

„Höre, Müllersdörfchen, ich will Dir's verrathen," ſagte der Baron lächelnd; „denn ich weiß es doch eigentlich noch beſſer als ſie. Nur laß mir die demagogiſchen Narrenspoſſen! Das kann ich nicht vertragen. Komm, wir wollen ein Glas Wein auf die Geſundheit unſers guten Königs trinken. Was?"

„Mit der größten Freude; doch nicht eher, bis Sie mir erzählt und meinen Wunſch nach Licht in dieſer Sache befriedigt haben. Ich laſſe Sie nicht eher von der Stelle."

„Nun meinethalben auch. Wir sind ein Mal allein, und solch ein Bekenntniß läßt sich nur unter vier Augen ablegen; vorzüglich wenn ein alter Mann einem jungen Beichte sitzt.

Ich war bei der Regierung angestellt und hatte noch kein Vermögen; denn mein reicher Onkel, dessen einziger Erbe ich war, lebte noch. Er war pensionirter Rittmeister und führte mich in das Haus des ebenfalls pensionirten Obersten von Königshofen ein, der auf seinem Gute wohnte, mit dem Wunsche, mir von den beiden heirathsfähigen Töchtern des Hauses eine auszulesen. In diesem Hause lernte ich Deinen Vater kennen, mein Junge, der damals Premierlieutenant war. Wir wurden bald die besten Freunde." —

„Königshofen?" unterbrach ihn Müllersdorf. „Meine Mutter war ja eine Königshofen."

„Ganz recht. Höre nur weiter. Friedrike und Karline waren beide hübsch, munter, einnehmend, kurz allerliebste Dinger. Sie gefielen mir beide gleich wohl; die Wahl that mir so wehe, daß ich mich für keine bestimmen konnte. Ich entdeckte dem Onkel meine große Verlegenheit. Er lachte

und meinte, hier müsse das Alter entscheiden, und — mein Onkel war alt, aber immer noch der Rittmeister — am andern Tage wurde ich mit Friedriken, der Aeltesten, verlobt, und vier Wochen darauf war sie meine Frau. Kaum hatt' ich sie, als ich inne ward, daß ich eigentlich Karlinen liebte und aus ihrem Trübsinne merkte ich bald, daß ich von ihr mehr geliebt wurde, als von meiner Frau. Diese war Deinem Vater gut, aber die Sache war nicht mehr zu ändern. Mir aber ging's sehr schlimm; bald war ich zum Tollwerden in meine Schwägerin verliebt; ich hatte nicht Ruh' noch Rast, fast hätt' ich mich erschossen, da Werthers Leiden eben Furor machten. Es war eine böse Geschichte. Ich war krank, meine junge Frau besorgt um mich — sie hatte keine Ahnung von meinem Uebel — die Aerzte riethen den Aufenthalt auf dem Lande; meine Frau fuhr mit mir zu ihren Eltern. Da steckte mein Krankheitsstoff; ich war kaum eine Woche in Karlinens Gesellschaft, so blühete ich wieder auf. Was halfen alle angelernten Dinge, was alle Formen des bürgerlichen Lebens, unsre Herzen

flogen einander zu, und das meinige lebte jetzt erst auf; wir verstanden uns, liebten uns, und — cetera quis nescit? — Ich bitte Dich, lieber Junge, sei nicht voreilig, richte nicht streng! In Sachen des Herzens ist weder der steifzopfige Verstand, noch die prude Klugheit Richter. Karoline war eins der edelsten und trefflichsten Geschöpfe Gottes, ein Engel, der in irdischer Gestalt über die Erde schritt, aber der Erde ihren Wegezoll an Leidenschaft und Schmerz zahlen mußte. Du hast sie gekannt, Moritz, segne ihr Andenken mit mir; sie war Deine Mutter." Das Auge des Greises hatte sich mit Thränen gefüllt, er nahm die Kappe ab und blickte mit verklärtem Gesichte, so daß er sich fast nicht mehr ähnlich sah, in die Bläue des Himmels; seine Lippen bebten, als glitte ein kaum gedachtes, nur gefühltes Gebet über sie. Müllersdorf weinte heilige Thränen; es war ihm, als schwebe der Geist seiner Mutter an ihnen vorüber.

„Unsre Leidenschaft hatte Folgen; ich verlor fast den Kopf. Was konnte alles daraus entstehen, wenn nicht bei Zeiten vorgebeugt wurde.

Der unverſöhnlichſte Zorn meiner Schwiegereltern und meiner Frau, wahrſcheinlich Scheidung von der Letztern, Verſtoßung Karlinens, Enterbung meiner von Seiten meines Onkels, Verluſt meines Dienſtes, kurz ein unüberſehbares Elend. Da that mir ein treuer Freund noth. Ich hielt Deinen Vater dafür, entdeckte ihm meinen grenzenloſen Kummer, und hatte mich nicht geirrt. Der Edle that, was Tauſende nicht gethan haben würden; er entſchloß ſich ſogleich — Karlinen zu heirathen. Karline wurde mit dieſem Entſchluſſe bekannt gemacht; die Geängſtigte willigte in Alles, um nur dem drohenden Verderben zu entgehen. Für die edelmüthige Aufopferung mußte ich dem Freunde nur verſprechen, Karlinen nie wieder zu ſehen, und das Kind, welches ſie zur Welt bringen würde, erziehen zu laſſen. Er mochte dieſem Kinde weder ſeinen Namen geben, noch es um ſich haben. Ich verſprach, was er begehrte. Hierauf verfügte er ſich zu meinem Schwiegervater und bekannte ſich, auf die Gefahr eines heftigen Sturmes hin, zu meiner Schuld. Einige Wochen darauf war Karline ſeine Frau; auf ſein

Nachſuchen wurde er in eine entfernte Garniſon verſetzt; geſchrieben haben wir uns viel, aber geſehn haben wir uns nicht wieder. Er war ein eigner feſter Charakter: doch Du haſt ihn gewiß genau gekannt. Die Schwiegereltern erhielten die Nachricht, Karlinens erſtes Kind ſei gleich nach der Geburt mit Tod abgegangen; mir meldete mein theuerer Schwager, daß ſie ein Mägdlein zur Welt gebracht, welches in der Taufe den Namen Conſtanze erhalten habe.

Der Hofrath Ritter in B. war mein Vorgeſetzter und Freund. Seine Frau, ein liebes Weſen, aber kinderlos und voll Sehnſucht, ein Kind, vorzüglich ein Töchterchen, zu beſitzen. Ich entdeckte mich dem Ritterſchen Ehepaare, ohne zu geſtehen, daß Karline des Kindes Mutter ſei. Mein Vorſchlag, das Kind zu erziehen, wurde von der lieben Frau mit Freuden genehmigt. Conſtanze kam in Ritters Haus; ſie wurde an Kindes Statt angenommen und hat ihren Adoptiv-Vater beerbt. Was ſie mir war, ſo wie die ganze Geſchichte meiner Jugendvergehung, hat ſie erſt nach Ritters Tode erfahren. Dein Vater war nach Rußſ-

land gegangen; nach Jahren erfuhren wir, daß Karline gestorben. Meine Frau hat nie begreifen können, weshalb eine Trennung zwischen uns eingetreten war. An der Quelle des Lichts ist auch ihr Alles klar geworden. Meine Bedienstung gab ich später auf und kaufte mich hier an. Den Verstoß am menschlichen Gesetz habe ich durch langen Schmerz gebüßt. Beide Schwestern sind eingegangen in das Land des Friedens. Von dort lächelt Dein Vater in ihrer Mitte auf uns herab. Die Abendsonne sendet milde Strahlen auf mein Haupt; ein schönes Abendroth verklärt mein Antlitz; ich habe meines Freundes, Karlinens Sohn, gefunden, und er ist mein Sohn geworden. Komm an mein Herz, Junge!"

Greis und Jüngling lagen in schöner Umarmung, da traten Helene und Constanze durch die Gartenthüre. Mit tiefer Rührung wandt sich Müllersdorf aus des Barons Armen, eilte auf Constanzen zu und drückte sie heftig an seine wogende Brust. Sie las in seinen Augen, daß er Alles wußte. Zu Helenen gewendet, lispelte

der bewegte Mann: „Sie iſt meine Schweſter!“ Staunend umſchlang ſie Helene von der andern Seite. —

* * *

Es wird dem Leſer nicht unlieb ſeyn, über die Schickſale der Perſonen, welche ſeinem geiſtigen Auge vorüberſchritten, in Kurzem noch Folgendes zu erfahren:

Moritz von Müllersdorf fand bald ein ſchönes Landgut in dem geſegneten Thüringen, und bezog es mit Gattin und Schweſter. Dieſe beiden Engel erheiterten ſein Leben; Helene ſchmückte es mit den heitern bunten Kränzen der Freude, Conſtanze ſchlang die Schleier ſanfter Wehmuth hinein, und gab dem poetiſchen Gemüthe ihres Bruders dadurch erſt den rechten Genuß. Denn dem Dichter ſind die leis umwölkten Tage lieber, als die, deren Sonnenglut drückt.

Für Luischen fand ſich ein braver Gutsbeſitzer aus der Nachbarſchaft, der keine Anſprüche zu machen berechtigt war. Sie feierte mit Charlotten und Müllersdorf zugleich Hochzeit. Es

war ein schöner Tag; und so viel auch Wittenbach trank, er fluchte nicht ein Mal; denn er hatte es Charlotten am Morgen heilig und theuer versprochen. Uebrigens erfuhren weder Charlotte und Luise, noch ihre Eheherrn den wahren Zusammenhang des Verhältnisses zwischen ihrem Vater und Constanzen, und konnten sich nie erklären, warum der alte Herr mit so unbegrenzter Liebe an Madame Bergmann hinge, wenn sie auch den lächerlichen Argwohn aufgegeben hatten, daß der Greis die junge Frau heirathen werde. Und wirklich war Constanze des Barons liebste Tochter; er sah in ihr den Lichtblick seines Lebens verkörpert; ja ein Jahr darauf zog er zu ihr, und starb nach mehren Jahren heitrer Ruhe in ihren Armen.

Dann und wann gingen Nachrichten aus *** ein, und Müllersdorf und seine liebenswürdige Frau erfuhren in einzelnen Briefen eine Reihe Jahre hindurch, was hier zusammengefaßt wird.

Spangenheim wurde, eh' noch das Jahr 1821 verstrich, der Gatte der Gräfin Klattau, erhielt das Adelsdiplom und eine einträgliche Anstellung

auf dem Büreau des Herrn von Losewitz. Diesen alten Diplomaten wußte er so für sich einzunehmen, daß er ihm in Haus und Herzen die Stelle des Sohns einräumte, weil dieser, für seinen Leichtsinn etwas hart behandelt, von dannen gegangen war und in einer Stadt Norddeutschlands unter fremdem Namen als Barytonist auf der Bühne wirkte. Stets für die Kunst begeistert, ist er ihr treu geblieben und hat sich Lorbeern errungen. Er besucht fast jährlich seinen Freund Müllersdorf, und dann belachen sie zusammen ihre diplomatische Carriere.

Auch der schöne Plan des Marchese Ricconi scheiterte gänzlich. Im Mai des folgenden Jahres starb der Herzog A. von Z. plötzlich. Prinz F., immer geistesschwächer, überlebte ihn nur um einige Jahre. Das Fürstenhaus starb mit ihm aus. Der Himmel zerschlug mit zürnender Faust das schimmernde Luftschloß des intriguanten Pfaffen; er kehrte nach Rom zurück. Später hat man mehrmals die Behauptung gemacht, er sei eigentlich ein Deutscher, Namens Ricken, gewesen.

Dem Fräulein von Grünewald verschaffte Spangenheim, zum Lohn für treu geleistete Freundschaftsdienste, einen Mann aus seinem Büreau, als er selbst an der Spitze eines solchen stand. Vor einigen Jahren trat der brauchbare Diplomat in das Ministerium eines kleinern Fürsten; zwei Monate darauf ließ er sich von seiner alten Frau scheiden, heirathete ein blühendes Fräulein aus einem der ältesten Adelshäuser des Landes, und wußte sich in der Gunst seines Fürsten zu erhalten.

Der Fluch des Ahrahn.

Novelle.

Herausgegeben

von

Ludwig Storch.

Erster Theil.

Gotha, 1835.

Verlag von Carl Neumann.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Der Fluch des Urahn.

Novelle.

Herausgegeben

von

Ludwig Storch.

Erſter Theil.

Von der öſterreichiſchen Grenzſtadt Salzburg aus führt eine Straße über das Salinenſtädtchen Reichenhall, deſſen ergiebige Salzquellen eine wahre Goldgrube für Baiern ſind, über hohe Gebirge, durch die Gebirgs-Päſſe Loſer und Luftenſtein, und von da nach dem ſalzburgiſchen Diſtrikte Pinzgau. Seitwärts von der Straße bleibt der feſte Paß Strub, der durch die letzten Kriegsereigniſſe im Jahre 1809 und beſonders durch die in genanntem Jahre daſelbſt vorgefallene Verwundung des baieriſchen Feldherrn Grafen von Deroi, bei der heldenmüthigen Erſtürmung des Engpaſſes durch die baieriſchen Truppen, eine hiſtoriſch-militäriſche Berühmtheit erlangt hat.

Die berchtesgadner Alpen, von dem gewerbfleißigen Städtchen Berchtesgaden, das ſich mit

seinen freundlichen Reizen an deren Fuß lehnt, so genannt, bilden hier eine lange Kette von Gebirgen, die sich weiter hinein an die eigentlichen Tyroler-Alpen anschließt.

Wem die gütige Mutter Natur ein fühlendes Herz für ihre tausendfältigen, zauberreichen Bilder in die Brust geschaffen, wer je beim Anblick einer schönen Gegend von erhebenden Gefühlen bewegt wurde, der tritt von heiligen Wonneschauern durchrieselt, auf dem Wege durch das reizende Pinzgau in die wild-schauerlichen Felsklüfte und malerischen Bergthäler der Berchtesgadner-Alpen.

Ueber der Salinenstadt Reichenhall steht ein großes festgebautes Schloß gleichen Namens, das, mit Wällen und Schießscharten versehen, ein mehr drohendes, als freundliches Ansehen bietet. Dieses Schloß Reichenhall wurde zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts von Herzog Ludwig I. von Baiern erbaut, zum Schutze der darunter liegenden Stadt, gegen die Anfälle ihres Gegners und Herrn, des Erzbischofs von Salzburg, mit dem

die Einwohner Reichenhalls in einen Streit gerathen waren, worauf die Stadt, nebſt den beiden Ufern der Saale, die nahe bei Reichenhall vorbeifließt, an Baiern fiel.

Eine kleine Stunde von Reichenhall, an der Straße, die hier ſchon tiefer ins Gebirge führt, erheben ſich auf einem ziemlich hohen Berge die Ruinen der ehemaligen Pankrazenburg, deren zwar ſpärliche, aber großartige Ueberreſte von der Bedeutſamkeit ihrer ehemaligen Beſitzer zeugen.

Es iſt merkwürdig, daß ſich der alte Schloßgarten, zwar im verwilderten Zuſtande, bis jetzt erhalten hat; da grünt noch die Peterſilie, ſproßt der Schnittlauch auf, und zwiſchen verworrenen Epheuranken erhebt ihr ſtolzes Haupt die goldgeſtirnte Sonnenblume. Mit ehrfurchtsvollem Schauer weilt der Blick des Wanderers auf dieſen ehrwürdigen Zeugen ehemaliger Größe, und ein wehmüthiges Gefühl beſchleicht ſein Herz bei dieſer ernſten Mahnung an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen.

Unweit der Pankrazenburg liegt ein kleiner See, dessen reizende Ufer mit einzelnen Gehöften besetzt sind, und den die Straße in anmuthigen Krümmungen umzieht. Einzelne freundliche Bauernhöfe und kleine Salinenhäuschen blicken hie und da aus dem lachenden Grün hervor, und gewähren einen äußerst gemüthlichen, heitern Anblick.

Die Straße windet sich nun in mannigfachen Schlangenlinien immer weiter und tiefer in das Gebirgsland, und bald umweht eine frischere, balsamische Luft die strebende Brust, und kühlt die brennende Stirne, wenn die Strahlen der Sonne allenthalben von den matten Steinwänden zurückprallend, auf den Scheitel fallen.

Allmählig nimmt die Gegend ringsumher einen ernstern, wild-romantischen Charakter an; die himmelanstrebenden Felsen, zwischen denen schäumende, brausende Wasserfälle in malerischer Schönheit aus schwindelnder Höhe in die Tiefe stürzen, und dem Auge ein entzückendes, erhabenes Schauspiel bereiten, — getreu den Charakter je-

nes kräftigen Gebirgsvolkes ausſprechend — die ſchwarzen Nadelhölzer auf den dicht bewaldeten Bergrücken, welche hier allenthalben den Blick begrenzen, die Bergbäche und Forellenwaſſer, die ſich zwiſchen den düſtern Felſen hindurchſchlängeln, wie einzelne Sonnenblicke durch das aufgethürmte Gewölk eines rauhen Herbſttages: dies Alles iſt geeignet, das Gemüth mit reichen und ſtarken Gefühlen zu erfüllen, die dem Alltagsleben in der Stadt ewig fremd bleiben.

Hat man den Gebirgspaß Luftenſtein im Rükken, ſo zieht ſich die Straße eine kleine deutſche Meile lang, fortwährend zwiſchen hohen Felſen hindurch, über kurze Wieſen und anmuthige Thäler hin, bis ſie plötzlich ſich um eine Felſenecke biegt, und hier dem überraſchten Auge eine dem Pinſel Claude Lorrain's würdige Landſchaft eröffnet.

Ein enges, düſteres Thal durch eine Gruppe wilder Gebirge und chaotiſch übereinander gethürmter Felſenmaſſen eingeſchloſſen, verſetzt uns mit einem Male in das Reich des Fabelhaften.

Ein himmelhoher Berg aus Granit und Marmor, an deſſen Vorderſeite der ſchwarze Schlund einer ungeheueren Höhle gähnt, tritt vor Allem dem Wanderer gigantiſch entgegen; den ſchmalen Thalgrund entlang fließt ein ſilberklarer Bach, über welchen eine hölzerne Brücke nach der ſchauerlichen Höhle leitet. Hoch oben auf der Plattform des Berges, die mit rieſigen ſtämmigen Tannen, Fichten, Buchen und vorzüglich häufig mit dem Zirbelnußbaume bewachſen iſt, finden ſich noch die Spuren eines alten Mauerwerks vor, welche von dem Volke die Lamprechtsburg genannt werden, und — der alten Sage nach — durch einen unterirdiſchen Gang mit der Höhle am Fuße des Berges zuſammenhängen ſollen; deshalb wird dieſe auch von den Landbewohnern der Umgegend „Lamprechts-Ofenloch" genannt. Hat man nun aber nach vielen Mühſeligkeiten den Berg erſtiegen, ſo tritt eine neue nicht minder anziehende, aber eigentlich noch ſchönere Scene vor das ſchauluſtige Auge. Den Gipfel des Berges bedecken, zer-

ſtreut umhergeworfen, die ſpärlichen Mauerreſte der ehemals ſtattlichen Burg; läßt man den Blick weiter ſchweifen, ſo gewahrt man gegenüber einen zweiten, den ſogenannten Hirſchberg, der ehemals mit ſeinem mächtigen Nachbar durch eine kühne Brücke verbunden geweſen ſein ſoll; auch zeigen ſich wirklich an der einen Seite des Berges die eingekerbten Stellen, wo die Grundlage der Verbindungsbrücke geruht zu haben ſcheint. Weiterhin ſchimmert durch das hundertfältige Grün das hellrothe Ziegeldach der neuerbauten Kirche des Dörfchens Weißbach, das, von freundlichen Gärten und Feldern umgeben, einen auffallenden Kontraſt bildet gegen die nackte, unfruchtbare Gegend rings um die Lamprechtsburg. Außerhalb des Dorfes Weißbach ſteht an der Landſtraße, die ſich an der Lamprechtshöhle vorbei, um den Berg und nach Weißbach hinzieht, ein einzelnes Wirthshaus, die Frauenwieſe genannt, wo man ſich von den Strapatzen der Reiſe und des Bergkletterns wieder erholen kann. Hier erkundigt ſich ge-

wöhnlich der Reisende genauer nach der berüchtigten Höhle, forscht nach dem Ursprunge ihrer volksthümlichen Benennung, und vernimmt nicht ohne Erstaunen die wunderbare Sage, die sich unter den Landbewohnern jener Gegend von Enkeln zu Enkeln vererbt und erhalten hat, und die die folgenden Blätter zwar mit romantischer Ausschmückung, doch treu der alten Tradition, berichten.

1.

Im dreizehnten Jahrhundert ſtand die Lamprechtsburg in ihrer höchſten Blüthe, und das Geſchlecht der Wildgrafen von Lamprechtswyl beſaß den ganzen Pinzger-Gau, deſſen Benennung ſpäter in Pinzgau verkürzt wurde, als kaiſerliches Reichslehn erb- und eigenthümlich, auſſer kaiſerlicher Majeſtät nur ihren Afterlehnsherrn, den Erzbiſchof von Salzburg, über ſich erkennend. Die Macht der von Lamprechtswyl war überdies noch durch einen ebenmäßigen Reichthum an irdiſchen Glücksgütern erhöht, und in ganz Tyrol waren ſie die mächtigſten Kronvaſallen, denen ſelbſt die Grafen von Tyrol, — das Stammgeſchlecht jenes Alpenlandes, — welchem das Statthalteramt über die Provinz Tyrol erbeigen übertragen war, in Bezug auf Reichthum, Macht und An-

sehen kaum die Spitze bieten konnten. Dieses Verhältniß der zwei mächtigsten Familien Tyrols zu einander hatte schon frühzeitig den Grund zu einer gegenseitigen Spannung gelegt; es bestand eine uralte Feindschaft zwischen beiden Häusern, von dunkeln, fabelhaften Sagen gar seltsam ausgeschmückt, und die Grafen von Tyrol, denen die wachsende Macht und der zunehmende Reichthum der von Lamprechtswyl ein Dorn im Auge ward, versäumten keine Gelegenheit, das einzige Uebergewicht, welches sie vermöge ihres Statthalteramtes über Jene sowohl, als über den ganzen Adel der Provinz hatten, besonders den Erstern recht fühlbar zu machen, um deren etwaige Anmaßung damit niederzudrücken. Jedoch war dies, wie gewöhnlich in solchen Fällen, gerade das verkehrte Mittel, den Zweck zu erreichen, und das Ansehen der Wildgrafen von Lamprechtswyl, die sich wenig um das ohnmächtige Treiben der Grafen von Tyrol bekümmerten, erhöhte sich von Tag zu Tag um so mehr, da die übrigen Rittergeschlechter Tyrols in dem kräftigen Gegengewichte der von

Lamprechtswyl ihre einzige Stütze gegen den übermüthigen Stolz der kaiserlichen Statthalter von Tyrol sahen, und daher sich um so fester an Jene anschlossen.

Die Wildgrafen hatten ihren Sitz auf der Lamprechtsburg, die nach ihnen genannt ward, und sich wegen ihrer außerordentlich festen Lage ganz dazu eignete, einer der mächtigsten Familien des Landes zum Wohnsitz zu dienen. Einen zweiten nicht minder festen Wohnsitz besaßen sie in der Pankrazenburg bei Reichenhall, und da die Stadt und deren Umgegend unter dem unmittelbaren Schutze der Wildgrafen von Lamprechtswyl standen, und diese gleichsam eine oberherrliche Gewalt über sie ausübten, die nur dem obersten Ausspruche des Erzstifts Salzburg unterlag, so war die Pankrazenburg, vermöge dieser Stellung ihrer Besitzer und ihrer vortheilhaften Lage, wo möglich von noch wichtigerer Bedeutung, als die Stammburg selbst.

Wildgraf Eppo von Lamprechtswyl war in dem Zeitpunkte, in welchen die Geschichte dieser

Volksſage fällt, der Beſitzer aller dieſer Güter und Burgen, Erb- und Lehnsherr des geſammten Pinzgaues, Gerichtsherr zu Reichenhall und Bannerherr der gefürſteten Grafſchaft Tyrol. Er war ein gerader, biederer Rittersmann, wie ſie jene kräftige Zeit vielfach erzeugte. Kampf und Schlacht waren ſeine Luſt, und er ſelbſt als der Tapferſten Einer weit und breit genannt. Er hatte mit einer ſchlichten, deutſchen Hausfrau, deren Schönheit und Engelsgüte den rauhen Krieger gefeſſelt, und ſeine ſchroffen Seiten etwas abgeſchliffen hatte, in glücklicher Ehe zwei holde Töchter erzeugt; die Geburt der zweiten jedoch raubte der Mutter das Leben. Eppo, der, trotz der Sitte damaliger Zeit und ſeines eignen, etwas rauhen Charakters, ſein Weib herzlich geliebt hatte, war untröſtlich über ihren frühen Verluſt. Als man ihm die neugeborne Tochter, die unſchuldige Urſache des Todes ihrer Mutter, auf den Arm legte, wandte er ſich kalt ab von dem armen Kindlein, und ſtieß es mit den Worten: „Ich will ſie nicht ſehen, die Mörderin meines geliebten Weibes!“

von ſich; und als nun vollends, bei dem zunehmenden Wachsthum der verwaiſten Editha, ſich zeigte, daß die Aermſte blind geboren, und unrettbar das Licht des Tages für ſie verloren ſei, da wurzelte der Haß gegen die Unglückliche feſt in der harten Bruſt des Vaters, der nun ſeine ganze Liebe der Erſtgebornen — Katharina — zuwandte, die, gleich einer üppigen Roſe, in voller Schönheit heranwuchs, während die kleinere Editha, zwar nicht minder ſchön, jedoch wenig gepflegt, dem beſcheidenen Veilchen gleich, im Verborgenen empor-keimte.

Katharina, deren zunehmende Schönheit des Vaters Augenweide ward, fühlte, von Kindheit auf geſchmeichelt und bewundert, recht gut den Vorzug, den ſie vor ihrer überall hintenangeſetzten Schweſter hatte, und machte dieſen bei jeder Gelegenheit geltend, was der armen Editha manche Kränkung zuzog, die dieſe aber, im beſcheidenen Gefühle ihrer Geringfügigkeit, demüthig und mit ſtiller Ergebung ertrug. So wurde das Gemüth der beiden Schweſtern ſich täglich ungleicher, je-

mehr sie zu Jungfrauen reiften, und bald sollte ein besonderer Umstand dazu beitragen, den Zwiespalt zwischen den Schwesterherzen noch fühlbarer zu machen.

2.

Es war an einem schwülen Sommertage, als die fünfzehnjährige blinde Editha von Lamprechtsmyl, geführt von ihrer Zofe, die zugleich ihre Amme gewesen, der einzigen Person, die dem lieblichen Mädchen von Herzen zugethan war, nach der Mittagstafel einen Spaziergang durch das, an den Burgfrieden der Pankrazen-Veste stoßende Wäldchen machte, um unter dem kühlen grünen Dache der Birken und Linden Schutz gegen die stechende Mittagssonne zu suchen. Unter mancherlei Gesprächen gelangten sie in die Nähe der Pankrazen-Klause, die seit mehren Jahren durch den Tod ihres Erbauers, eines frommen Mönches,

unbewohnt und verödet war. Wie erstaunte daher die Zofe, als sie schon von fern unter der Thüre der Klause, auf der bemoosten Steinbank, einen hohen, ehrwürdigen Mann sitzen sah, der, in ein härenes Gewand gekleidet, emsig in einem großen Buche zu lesen schien. Betroffen hielt die Dienerin ihre Schritte inne, ungewiß, ob sie ein wirklich lebendes Wesen vor sich habe, oder eine Erscheinung sie äffe. Dem blinden Mädchen war die Ueberraschung ihrer Führerin aufgefallen, und sie wandte den lichtlosen Blick derselben zu, mit der Frage:

„Was hast Du, Gerberge? Du zitterst ja! Was fehlt Dir?"

„Ach! Fräulein," stammelte die bebende Zofe, „es ist nichts — ich weiß selbst nicht was, es ist — — dort! — —"

„Um Gott!" schrak Odilia auf, „was gibt es dort? Sprich, Du erschreckst mich!"

„Nicht doch!" erwiederte Jene; „sei ruhig, es ist nichts. Ich dachte nur, — — Ihr kennt ja die Klause, von der ich Euch oft erzählt habe;

ſie war ſeit des frommen Hieronymus Tode immer leer, — und nun — —"

„Und nun?" wiederholte das Fräulein in ängſtlicher Spannung.

„Ja nun," verſetzte Gerberge leiſe, „nun ſitzt auf einmal ein alter Mann vor der Thüre, der gerade ſo ausſieht, wie der Verſtorbene — —"

Eben ſchlug der Bezeichnete ſein Buch zu, und wollte ſich in die Hütte begeben, da gewahrte er die beiden verſchleierten Frauengeſtalten, und ſogleich ging er auf ſie zu, die ängſtlich Zurückweichenden mit frommem Gruße anredend.

Er war ein großer, ſtark gebauter Mann, mit edlen Geſichtszügen, funkelnden Augen, und einem langen, herabhängenden, ſchon hie und da gebleichten Barte, während das Haupthaar noch dunkel ſein ehrwürdiges Antlitz umwallte. Er ſchien an die ſechzig Jahre zu zählen, und ſchwere Leiden hatten tiefe Furchen in ſeine Stirne gegraben. Vielleicht hatte früher ſeine Hand das Schwert ſtatt des Roſenkranzes geführt, denn aus ſeinem Weſen ſprach viel edle Ritterlichkeit, die ſich un-

willkührlich dem ihn betrachtenden Auge aufdrängte und Ehrfurcht einflößte.

„Gott grüße Euch!" redete der Klausner die beiden Frauen mit einer wohlklingenden Stimme an; „was führt Euch hierher?"

„Wir — wir luſtwandelten blos," erwiederte die Joſe, die ſich nun, als ſie ſah, daß ſie es mit einem wirklichen Menſchen zu thun hatte, wieder erholte, — „und da wir hier Niemanden vermutheten, ſo war es uns überraſchend —"

„Mich hier zu finden," fiel der Eremit ein; „das glaube ich gerne. Indeß iſt es nicht meine Schuld, daß Ihr von meinem Hierſein nicht unterrichtet ſeid, indem ich von dem edlen Burgherrn, Ritter Eppo von Lamprechtswyl, bereits ſeit acht Tagen die Erlaubniß mir ausgewirkt habe, hier in dieſer einſamen Hütte meine Wohnung aufzuſchlagen."

„Der Vater verkehrt nicht mit mir," liſpelte leiſe die Blinde, indem ſie ihre glanzloſen Augen nach der Gegend hinwandte, wo der Fremde geſprochen; „wir wiſſen nichts davon."

Mit theilnehmenden Blicken hatte der Klausner die holde Jungfrau angesehen; jetzt trat er näher, und ergriff ihre Hand, die sie ihm zögernd überließ, indem er mit bewegter Stimme ausrief:

„Armes, schuldloses Geschöpf! Du trägst unverdient ein schweres Leid; der Herr hat Dir eine harte Prüfung auferlegt, der Du allein am Ende unterliegen müßtest. Zu Deinem Heile hat die Vorsehung mich hierher berufen. Ja, ich will Dein Führer sein durch die labyrinthvollen Gänge dieses Daseins. Unter meinen Schutz sollst Du fliehen, zarte, unschuldige Taube, wenn raubgierige Geier ihre Krallen nach Dir ausstrecken."

Wie schmerzstillender Balsam flossen diese Worte in Editha's Brust; sie neigte ihr liebliches Haupt den süßen Tönen entgegen und Thränen entquollen den lichtlosen Augen. „Ich danke Dir, guter Mann, wer Du auch sein magst," sagte sie kindlich, „Du hast mir wohl gethan, wie noch kein Mann auf Erden."

Und noch lange wechselten sie herzliche Worte,

bis die verlängerten Schatten die beiden weiblichen Wesen nach der Burg zurückwinkten.

3.

Seit dem Erscheinen des fremden Ereniten in dem Burggebiete des Wildgrafen war mit der blinden Tochter desselben eine merkliche Veränderung vorgegangen. Wurde Editha auch nicht zu den niedrigen Arbeiten des weiblichen Gesindes herabgewürdigt, — dies gestattete der Stolz ihres Vaters nicht, — so war sie doch wenigstens ganz unbeachtet und sich selbst überlassen geblieben, — war selbst in die wenigen weiblichen Beschäftigungen, die damals schon zu der Erziehung angesehener Edeldamen gehörten, uneingeweiht, und weil die Natur ihr die goldne Hülfe des Lichts versagt, weil ihr Vater ihr das Herz verschlossen, so hatte sich auch Niemand um ihre Ausbildung bekümmert.

Desto auffallender war es, als man allgemein an der bisher vernachläßigten Jungfrau täglich neue, wie durch die Einwirkung einer geheimen Zauberkraft hervorgerufene Eigenschaften und Vollkommenheiten bemerkte; und selbst der Vater, der sich mit der ihm unlieben Tochter wenig zu schaffen machte, konnte sein Erstaunen hierüber nicht bergen. Ohne daß man begreifen konnte, wie es möglich, spielte Editha seit einiger Zeit die Laute, das damalige Lieblingsinstrument der Edelfrauen, mit seltener Kunstfertigkeit, und wußte ihr Spiel mit solch rührenden Melodieen ihrer von Natur schönen Stimme zu begleiten, daß beinahe sämmtliche Bewohner der Burg der blinden Sängerin, die Allen durch ein Wunder begabt schien, eine Art von Ehrfurcht erwiesen. Die meisten Herzen wurden ihr eigen, und der melodische Glanz der Tonkunst schien das unglückliche Schicksal der Jungfrau übergolden zu wollen. Selbst der rauhe Vater horchte zuweilen gern den süßen, zauberreichen Klängen, die sein Herz so seltsam ansprachen und unsichtbare Liebesfäden von diesem weicher

und empfänglicher gewordenen Vaterherzen zu der unſchuldig leidenden Tochter hinüberſpannen.

Das einzige Weſen, in welchem dieſes Alles eine ganz entgegengeſetzte Wirkung hervorbrachte, war Katharina, die begünſtigte Tochter, das ſtolze Edelfräulein von Lamprechtswyl. Sie, die von Jugend auf gewohnt war, allein die Huldigungen Aller, die ſie umgaben, zu empfangen, und die Schweſter ſtets ſich nachgeſetzt zu wiſſen, ſie ſah jetzt mit neidiſchen Blicken auf dieſe neuen Vorzüge der von ihr Verachteten, und — obgleich ihrer wirklich blendenden Schönheit ſich bewußt — mußte Katharina ſich dennoch geſtehen, daß ihre Schweſter in dieſer Hinſicht ebenfalls nicht ſtiefmütterlich von der Natur begabt ſei. Dieſes Gefühl, verbunden mit dem Neide über der Schweſter neuen, ihr von der Muſik verliehenen Reiz, erfüllte ihre ſtolze, ehrgeizig-eitle Bruſt mit Groll gegen die ſanfte Editha, und ſie ſchwor es ſich zu, die Verhaßte auch in dieſer, wie in jeder Hinſicht, wo nicht zu übertreffen, doch wenigſtens zu erreichen, und dies um ſo mehr und eher, als ſie ſchon

die für sie so bittere Erfahrung gemacht, daß nicht allein der Vater die bisher Verstoßene gütiger behandelt, sondern auch mehre junge Edle, die sich bei der Prachtliebe und Freigebigkeit des reichen Wildgrafen öfter auf der Burg einfanden, ihre Huldigungen zwischen den beiden Schwestern zu theilen begonnen hatten.

4.

Im Schatten einer breitästigen Linde saß eines Nachmittags Bruder Martin — so hieß der fremde Klausner — und war, wie gewöhnlich, in sein Legendenbuch vertieft, als eilende Schritte durch das nahe Laubholz rauschten, und bald darauf die schöne Katharina von Lamprechtswyl vor dem frommen Manne stand, der jedoch durch die blendende Erscheinung des reizenden Fräuleins, das heute zum ersten Male ohne prunkende Begleitung seiner einsamen Zelle zusprach, sich nicht stören ließ,

und nachdem er einen forschenden Blick auf die vor ihm Stehende geworfen, ruhig weiter las. Empfindlich durch diese anscheinende Gleichgültigkeit, redete Katharina den in sein Buch Vertieften etwas spöttelnd an:

„Ihr seid sehr beschäftigt, frommer Vater, wie ich sehe?"

„So ist es," versetzte der Klausner und las ruhig weiter.

„Und wißt," fuhr die Gereizte fort, „daß es sehr unhöflich ist, eine Dame und noch dazu die einzige Tochter Eures Schutzherrn gleich einer gemeinen Dirne, so vor Euch stehen zu lassen! Ich werde meinen Vater fragen, ob der Ruf der Frömmigkeit zu solch anmaßender Geringschätzung berechtigt." Und rasch wandte sich die Stolze, und rauschte dem nahen Gebüsche zu; doch blieb sie noch einmal stehen, um zu sehen, welchen Eindruck ihre Drohung auf den Eremiten machen werde.

Dieser schlug jetzt gelassen sein Buch zu, und winkte dem Fräulein näher zu treten. Obgleich höchlich erzürnt, gehorchte sie dennoch.

„Ich weiß die Absicht Eures Besuchs," he
der Einsiedler ernst und langsam an, das ausdruck
volle Auge fest auf die Gräfin richtend, welche d
ihrigen etwas verwirrt zur Erde senkte. „I
weiß," fuhr er fort, „daß Ihr kommt, um v
mir zu fordern, was ich Euch nie gewähren werde.

Zürnend blickte Katharina auf den Sprech
den, und ihre Wangen rötheten sich dunkel; ab
ohne hierauf zu achten, sprach Jener weiter:

„Katharina von Lamprechtswyl! Ihr wa
delt auf bösen Wegen; kehrt um! noch ist es Zei
Ihr seid im Begriffe, sehr Thörichtes von mir
begehren. Glaubt Ihr, daß ich mich der Sün
schuldig machen werde, Euch die Mittel zum Ve
derben Eurer leiblichen Schwester an die Hand
geben? — Ihr nanntet Euch vorhin die ei
z i g e Tochter des Wildgrafen, aber ich sage Eu
Ihr seid weniger Eures Vaters Tochter, als jen
unglückliche Geschöpf, das Ihr, statt schwesterli
zu bemitleiden und zu trösten, mit böser Lust
verderben sucht. Was für die sanfte Editha Ba
sam auf die Wunden ihrer Seele, würde für

stolze Katharina tödliches Gift werden, und nicht allein sie selbst, sondern Alle, die mit ihr umgehen, verderben. Katharina, hütet Euch! Ich durchschaue Eure Pläne. Bessert Euch, und dann kommt wieder zu mir, wenn Ihr meines Rathes, meiner Hülfe bedürft. Für jetzt gehabt Euch wohl. Der Himmel sei mit Euch, und lenke Euer Herz zum Guten, auf daß die schöne Pflanze nicht im giftigen Hauche des Lasters frühzeitig verdorre." — Mit diesen Worten ging der Alte in seine Klause, die er hinter sich verschloß.

Die getäuschte Katharina zitterte an allen Gliedern vor Wuth und Rache. Heiß rollte das Blut durch ihre Adern, und hielt sie aufrecht, wenn die beschämende Behandlung, die der Stolzen hier widerfahren, sie zu Boden zu schlagen drohte. Nachdem sie so einige Zeit im wechselnden Kampfe der widerstreitenden Gefühle wortlos gestanden und mühsam nach Fassung gerungen, behielt endlich der Durst nach Rache die Oberhand, und die schönen Augen funkelten grimmig dem Eremiten

nach, während der scheußlichste Hohn die reizend
Gesichtszüge verzerrte.

„Wohlan denn, hartköpfiger Alter!“ rief
mit verbissener Wuth. „Wir wollen sehen, w
am längsten und letzten trotzt! Du sollst mit D
nem grauen Schädel den Schimpf bezahlen,
mich bis tief ins Innerste verwundet hat. U
diese Blindschleiche, das heuchelnde Schooßkind
alten Gleißners, soll zuerst meine Rache fühlen.

Mit schnellen Schritten und ohne sich um
sehen, verließ die Aufgeregte den Ort, wo
stolzes Herz von der ersten Demüthigung,
von einem widerhakigen Pfeile durchbohrt wor
war, der für immer festsaß und ihre Brust
schwarzgalligen Plänen erfüllte..

5.

Die Veste Tyrol, das alte Stammschloß der Grafen gleichen Namens, liegt an der Mündung eines bedeutenden Sees, im südlichen Alpenlande Tyrols, auf einem steil überhängenden Felsen, und beherrscht die Gegend rings umher. Das Schloß zeichnete sich durch eine erstaunenswerthe Festigkeit, von Natur und Kunst erzeugt, besonders aus.

Graf Walter von Tyrol, Oberhaupt der gräflichen Familie, und kaiserlicher Erbstatthalter der Provinz Tyrol, war ein Mann von unersättlichem Ehrgeiz, Stolz und eiserner Beharrlichkeit, die nicht selten in grausame, ungerechte Härte ausartete. Obgleich bereits im Greisenalter, war er noch ziemlich rüstig, und vorzüglich ein unermüdeter Jäger. Nach dem Tode seines edlern Weibes, die ihn zu zähmen verstanden, gab sich der Graf den Einflüsterungen seines Stolzes und Ehrgeizes hin; dabei fröhnte er der Jagd und dem Trunke. Seinen Sohn Rudolf liebte er als den

Stammhalter seines Hauses, den Erben seines Namens und seiner Reichthümer, und ließ ihn in Allem unterrichten, was die damalige Zeit von einem angesehenen Edlen forderte.

Junker Rudolf hatte das vier und zwanzigste Jahr erreicht, und war an Geistes- wie an Körpergaben gleich ausgezeichnet. Vom Vater hatte er die feste Männlichkeit, von der Mutter das fühlende, weiche Herz geerbt, und die sanften, edlen Züge der Mutter belebte das kühne, blitzende Auge des Vaters. Zugleich war er in den Waffen trefflich geübt, ein geschickter, kecker Jäger, und konnte lesen und schreiben, was ihn, damals eine große Seltenheit, unter seinen Standesgenossen auszeichnete.

Der junge Graf war sehr früh mit dem feindseligen Verhältnisse zwischen seinem und dem Hause Lamprechtswyl bekannt gemacht worden, sein Vater suchte ihn täglich mehr in diesem Vorurtheil zu bestärken, und machte es ihm zur Pflicht, nie mit Einem aus jenem verhaßten Hause in eine freundschaftliche Verbindung zu treten, ja er for-

derte den Jüngling auf, alles anzuwenden, um den mächtigen Gegner zu schwächen und wo möglich zu stürzen. Rudolfs edles Herz empörte sich gegen diese Zumuthung, und er befolgte mit nicht geringer Anstrengung den harten Befehl seines Vaters, sogar das Gebiet des von Lamprechtswyl zu meiden, um so mehr, da sowohl die Prachtliebe und der ritterliche Sinn des Wildgrafen Eppo, Rudolf bekannt, als auch das Gerücht von der hohen Schönheit seiner Töchter zu seinen Ohren gedrungen war; beides Dinge, die den Ehrgeiz und die feurige Einbildungskraft des ritterlichen Jünglings in helle Flammen setzten, denen der kindliche Gehorsam für des Vaters Gebot nur noch schwachen Widerstand leistete.

Eines Morgens ritt Rudolf nach dem, mehre Stunden von der Stammveste Tyrol entlegenen Mönchskloster St. Zeno, um dort den frommen Pater Ambrosius, den ehemaligen Burgkaplan seines Vaters, heimzusuchen, wie er gewöhnlich einige Male in der Woche zu thun pflegte. Der Jüngling hing an dem ehrwürdigen Greise, der

sein Erzieher gewesen, und den edlen Keim in der Brust des Knaben gepflegt und zur Reife gebracht, mit herzlicher Liebe und innigem Vertrauen, obgleich seines Vaters Wille denselben gezwungen, sich wieder ins Kloster zurückzuziehen, da der menschenfreundliche Pater einige Versuche zur Versöhnung des Grafen von Tyrol mit dem Wildgrafen von Lamprechtswyl gewagt, die ihm die Mißgunst des Erstern zugezogen hatten. Seitdem war ein Anderer an seine Stelle getreten, der in Allem das Gegentheil des frommen Ambrosius war, und des alten Grafen Gelüsten und Leidenschaften schmeichelte. Der schlaue Pfaffe benutzte die Gunst des Alten, in der er sich durch seine heuchlerische Nachgiebigkeit geschlichen, zum Besten des Klosters St. Zeno, aus welchem er gekommen, und dem er nun ein Benefiz um das andre zuwandte, was die frommen Mönche sich weidlich behagen ließen, und dafür dem Grafen von Tyrol für seine Sünden schon im Voraus die bündigste Absolution ertheilten.

Das Kloster St. Zeno liegt in einer romanti-

schen Gegend, an dem Ufer der Saale, in einem schönen Wiesengrunde, von dichten Wäldern und Forsten begrenzt und von hohen Bergen umgürtet. Seine Besitzungen breiteten sich damals weit umher aus, und verschafften den Mönchen ein behagliches Leben, das sie denn auch in Ruhe und im Geruche besonderer Heiligkeit genossen. Abt Wulfram, ein stolzer, herrschsüchtiger Mann, stand an der Spitze des Convents, und behauptete seine Stelle mit aller Starrköpfigkeit eines geistlichen Despoten. Die Ritter und Herren ringsumher fürchteten seinen Einfluß und scheuten seine Tücke, die bereits mehr als Einer von ihnen empfunden, der es gewagt hatte, sich mit freier Stirne dem gewaltsüchtigen Abte entgegen zu stellen. —

An der mächtigen Pforte des stattlichen Klostergebäudes hielt Rudolf von Tyrol, stieg von dem dampfenden Gaul, und zog an dem eisernen Glockenring, daß es lautschallend in dem weitläuftigen Gemäuer widertönte. Der Bruder Pförtner, dem man den Segen des Gebets an den glänzenden Wangen und dem wohlgepflegten Leich-

name anmerkte, öffnete, und hieß den reiche
Grafen mit einem andächtigen Ave und einer from
men Augenverdrehung willkommen, während ei
herbeigeeilter Klosterknecht den Rappen in de
Stall führte.

„Sagt mir, frommer Bruder," fragte Ru
dolf den runden Pförtner, „ob ich den guten Pate
Ambrosius sprechen kann?"

„Der gute Pater," entgegnete der Mönch mi
spöttelndem Tone, „ist im Schloßgarten und stu
dirt, wie gewöhnlich, in alten Büchern herum
ohne daß ein Mensch erfährt, was seine Weishei
herausgrübelt."

„Pater Ambrosius ist ein frommer, gelehrte
Mann," versetzte Rudolf unwillig über den unbrü
derlichen Spott des Fettwanstes, „und es wird
wohl Wenige geben, die es in beiden Stücken ihm
gleich thun, obschon sich Manche mit dem erborg
ten Heiligenscheine brüsten mögen." Damit eilt
der Jüngling zu seinem väterlichen Lehrer, de
den geliebten Zögling an sein redliches Herz drückte
Lange und viel sprachen sie mit einander, und ka

men endlich auch auf die Spannung zwiſchen den beiden Häuſern Tyrol und Lamprechtswyl. Rudolf verbarg ſeinen Unmuth über des Vaters harten, unbeugſamen Sinn nicht.

„Was nützt es mir," rief er mit finſter Stirne aus, „daß ich Lanze und Schwert ſo gut führe, als Einer der Edlen Tyrols, was hilft mir die oft und weitgerühmte Geſchicklichkeit im Armbruſtſchießen und Ringen? Was kann dies Alles mir ſein, wenn ich gleich einem muthigen Pferde an die Krippe gefeſſelt bin, und meine Jugendkraft im unnatürlichen Zwange einer ſchimpflichen Unthätigkeit verträume? Nein, bei Gott es iſt zu kränkend, daß ich, der Erbe des Statthalters von Tyrol, zu Hauſe mich langweilen muß, wenn ſich die geſammte ritterliche Jugend unſers Alpenlandes auf den Veſten unſerer Gauen, in den Ritterſpielen, die der tapfere, ritterliche Eppo von Lamprechtswyl häufig gibt, Ruhm und Ehre holt! Beim heiligen Kreuz zu St. Zeno! Vater Ambroſius, das überſteigt meine Geduld, und treibt mich zum Aeußerſten!"

Auf dieſe und ähnliche Weiſe klagte der feurige Jüngling ſeinen Unmuth am Herzen ſeines väterlichen Freundes aus, und nur mit Mühe gelang es dann dem guten Mönche, den Feuergeiſt des gekränkten Edeln in die Grenzen der Mäßigung zurückzubannen. Er vertröſtete ihn auf die Zukunft, die in ihrem dunkeln Schooße den Balſam für ſo manche Wunde trägt.

Nach und nach legte ſich der Sturm in Rudolfs Innern, und er wurde ruhiger. Aufmerkſam hörte er jetzt dem Pater zu, der ihm aus einer im Archiv des Kloſters gefundenen alten Handſchrift eine für das Haus Tyrol wichtige Nachricht mittheilte. Sie war ausgeſtellt von dem einzigen Bruder des Grafen Walter von Tyrol, Conrad genannt, der vor mehr als zwanzig Jahren eine Fahrt ins gelobte Land unternommen und ſeitdem keine Nachricht mehr von ſich gegeben hatte. Vor ungefähr zehn Jahren ward dem Grafen Walter durch einen Pilger, den Abt Wulfram ihm zugeſandt, die ſichere Kunde, daß Graf Conrad von Tyrol in einem blutigen Treffen gegen

die ungläubigen Sarazenen, nach ruhmvoller, tapferer Gegenwehr, den Heldentod gefunden habe. Gleich darauf hatte Graf Walter das Erbtheil seines Bruders an sich gezogen und den dritten Theil davon, wie es Graf Conrad in einer eigens im Klosterarchive zu St. Zeno niedergelegten Handschrift nach seinem Tode gewollt, an das Kloster verabfolgen lassen, welches jene Güter sogleich seinem Besitzthume einverleibt hatte. Diese Urkunde war es, welche dem Pater Ambrosius in die Hände fiel. Er reinigte sie von Staub und Moder, und las den Willen des Grafen Conrad aufmerksam durch. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er fand, daß das benannte Drittheil der Güter, welche das Kloster von der Hinterlassenschaft des Gebliebenen an sich gezogen, mit ausdrücklichen Worten dem Kloster nur in Benuzzung gegeben ward, bis der junge Rudolf das zwanzigste Jahr erreicht haben würde, wo es demselben alsdann, bis auf eine gewisse Summe, dem Kloster zum Lohne der treuen Verwaltung, überliefert werden sollte. Abscheu gegen solch nie-

drigen Betrug, welchen das Kloſter in dieſer Sache gegen den damals noch unmündigen Rudolf, den rechtmäßigen Erben, geſpielt, erfüllte die Seele des redlichen Alten, und er beſchloß, die Urkunde, welche abſichtlich im Archiv unter alten von Moder zernagten, unſcheinbaren Papieren verborgen war, ſeinem geliebten Zöglinge, als dem rechtmäßigen Eigenthümer derſelben, wieder zuzuſtellen.

Rudolf, deſſen argloſes Herz ſolch ein Bubenſtück, in heiligen Mauern verübt, kaum für möglich hielt, warf einen Blick voll tiefen Unwillens nach dem Kloſter hin, deſſen prachtvolle, gottgeweihte Gebäude ſolchen Frevel in ſich ſchloſſen; dann aber dankte er dem guten Pater, ſteckte das Pergament zu ſich, von welchem er den vorſichtigſten Gebrauch zu machen verſprach, und nahm Abſchied von dem wackern Mönche, der, allein der wahre Fromme unter dieſen ſcheinheiligen Gleißnern, mit gerührter Stimme ſeinen Liebling ſegnete und der Obhut der Heiligen empfahl.

Rudolf zog ſeinen Rappen aus dem Stalle,

und trabte gedankenvoll den Weg nach der väterlichen Burg zurück.

6.

Es war um die Pfingſtzeit, als Wildgraf Eppo von Lamprechtswyl ſeiner Tochter Katharina zu Ehren, an ihrer neunzehnten Namensfeier, feſtliche Spiele anordnete. Sowohl die Edlen ſeines Gaues, als auch die entfernter wohnende Ritterſchaft zog herbei, um das Feſt verherrlichen zu helfen; Viele wohl auch, um einmal auf Koſten des reichen und freigebigen Wildgrafen ſich etwas zu Gute zu thun.

Feſte ſolcher Art pflegte Eppo gewöhnlich auf ſeiner Stammburg zu begehen; daher zog er mit ſeinen beiden Töchtern und dem ganzen Dienertroſſe von der Pankrazenburg, die er, der reizenden Lage wegen, den Sommer über bewohnte, auf die Lamprechtsburg, wo ſogleich die glänzend-

sten Anordnungen zum Empfange der fremden Gäste getroffen wurden.

Dem Berge, auf welchem die Lamprechtsburg stand, gegenüber, erhebt sich ein gleich hoher Felsen, von geringerem Umfange. Auf diesem hatte Eppo eine kleine Veste anlegen lassen, die mehr eine Hauspfalz oder Prachtwohnung vorstellte, als eine wirklich befestigte Burg. Sie war mit der Lamprechtsburg durch eine lange, auf kühnen Bogen von einem Berge zum andern führende Brücke verbunden. Diese Vorburg ward zur Aufnahme der Fremden bestimmt, und jetzt für die zu erwartenden Gäste prunkvoll nach dem Geschmack der damaligen Zeit ausgeschmückt und verziert. Zwischen den beiden Burgen selbst ward ein großer, freier Platz geebnet und mit Sand bestreut, wo die Kampfspiele gehalten wurden. Abgesonderte Schranken trennten den Turnierplatz von der Rennbahn für die Wettläufer; diese waren wieder abgeschieden von den Steinschleuderern und Ringern. Weiter hin war ein Platz ausersehen für die Armbrustschützen, deren das Gebirgs-

land eine Menge der trefflichſten und geübteſten aufzuweiſen hatte. Dieſe Kunſt wurde von den Alpenbewohnern hoch geſchätzt, da ſie nicht allein bei der Jagd die weſentlichſten Dienſte leiſtete, ſondern auch in Kriegszeiten von vorzüglichem Nuzzen war. Denn in den gebirgigen Gegenden konnte dieſe Art Waffe allein mit Vortheil gebraucht werden, weil das Terrain ſchon einen Kampf für regelmäßig bewaffnetes Fußvolk ſehr erſchwerte, für gepanzerte Ritter völlig unmöglich machte. Dieſer doppelten Wichtigkeit wegen ward auch der werthvollſte Preis an ſolchen Feſten dem beſten Armbruſtſchützen zugetheilt, auf welchen erſt die Turnierpreiſe, dann die für den ſchnellſten Läufer, den geübteſten Schleuderer und gewandteſten Ringer folgten.

Aus nah und fern waren eine Menge von Gäſten dem lockenden Rufe gefolgt, und zu Roß und zu Fuß auf der Lamprechtsburg eingezogen. Ein lebendiges Gewimmel von buntgekleideten, geſchmückten Herren und Frauen, gewappneten Männern und feiſten Prälaten, wogte durch die

reichverzierten Gemächer des Eppensteins, wie der Wildgraf die neue Burg genannt hatte. Ein unzählbarer Dienertroß trieb sein Wesen in den ihm angewiesenen Gemächern, und Minstrels, Narren und Dirnen spielten ihre angemessenen Rollen bei dem Feste, und priesen laut, Jene in frohen Liedern, diese in lustiger Prosa, den Freudenspender Eppo von Lamprechtswyl. Die Königin dieses Festes, die schöne Katharina, machte mit der ihr eigenthümlichen Grazie die Wirthin vom Hause, und bezauberte sowohl durch hinreißende Schönheit, als durch Scharfsinn und huldvolles Benehmen, Aller Herzen. Jeder Mund strömte von ihrem Lobe über, und die Harfner sangen sich heiser mit Anpreisung ihres zauberischen Liebreizes. Grafen und Herren in Panzer und Talar drängten sich, wie Bienen um eine Honigblume, um die schöne Gräfin, die einer Fee gleich, diesen Schwarm von Verehrern durch den Blick ihres Feuerauges nach Gefallen lenkte.

Wildgraf Eppo hatte die Unterhaltung der Gäste völlig seiner Tochter übertragen, und tum-

melte ſich ſchon am Tage vor dem Feſte ſeit Sonnenaufgang auf dem freien Platze vor der Burg herum, um alles Nöthige zu den Kampfſpielen anzuordnen, und zugleich die Vorrichtung zu einer großen Jagd, dem gewöhnlichen Schluſſe jeder ſolcher Feſtlichkeit, zu treffen. Für ihn und ſeine Tochter, ſo wie für die vornehmſten ſeiner Gäſte, worunter vorzüglich der Erzbiſchof Eberhard von Salzburg, ſein Afterlehnsherr, ſich befand, ward ein erhöhter Platz aufgerichtet und mit koſtbaren Decken behangen; über demſelben wölbte ſich ein Baldachin von rothem Sammt, reich mit Gold geſtickt. Für die übrigen Gäſte waren zu beiden Seiten der Tribunen etwas niedrigere und weniger koſtbar geſchmückte Plätze angeordnet. Die Kampfpreiſe beſtanden in einer ſtählernen, köſtlich mit Gold und Silber eingelegten Armbruſt, für den beſten Schützen; ferner aus einem ſchönen Schwerte mit vergoldetem Griff und damascirter Klinge für den Sieger beim Lanzenſtechen; dann aus einem reichverzierten ſchön gearbeiteten Dolche für den Beſten im Schwertkampfe. Die übrigen Preiſe

waren vergoldete Sporen, Wehrgehänge, ausgelegte Stahlhauben, verzierte Gürtel u. s. w. — Alles war geordnet, und eine Menge Zuschauer aus allen Ständen eilten herbei, den Kampfspielen beizuwohnen.

7.

Der Tag des Festes brach an, und mit ihm das Kampfspiel. Im langen prachtvollen Zuge begab man sich von den beiden Burgen hinab auf den Plan, und jede Partie nahm den ihr angewiesenen Platz ein.

Mit dem Turnier wurde der Anfang gemacht.

Mann und Roß, von Kopf bis zu den Füßen in Eisen gehüllt und mit wallenden Federn geschmückt, die Ritter mit geschlossenem Helmsturze und fest eingelegter Lanze, rannten mit solcher Gewalt gegen einander, daß die Speere an der ehernen Brust der Eisenmänner wie Glas zersplit-

kerten, und die Trümmer der gebrochenen Lanzen bald den Kampfplatz bedeckten.

Ein Ritter, in die Farben Tyrols — grün und schwarz — gekleidet, in einfacher stahlblauer Rüstung, hatte bis jetzt die mannhaftesten Kämpfer in den Sand gesetzt, als der Burgherr selbst prachtvoll gerüstet, in den Schranken erschien, um zur Ehre des Tages eine Lanze zu brechen. Der bisher noch Allen unbekannte Sieger stellte sich trotz seiner Ermüdung sogleich dem Wildgrafen entgegen; dieser bat jedoch den Tapfern höflich, vorerst etwas auszuruhen und auch sein wackres Thier verschnaufen zu lassen. Nach kurzer Ruhe jedoch standen Beide kampflustig einander gegenüber. Trompeten und Pauken gaben das Zeichen und die Kämpfer sprengten gegen einander. Als sie auf Speereslänge sich nahe waren, senkte der Fremde die Lanze, und fing den vollen Stoß Eppo's mit der freien Brust auf, ohne nur im mindesten zu wanken, fest und unbeweglich auf seinem Rosse haltend, wie ein gewaltiger Fels in der tobenden Brandung des Meeres.

Die Lanze des Wildgrafen zersplitterte bei dem krachenden Stoße, dessen Gewalt den Wildgrafen selbst bügellos machte. Ruhig ritt der Fremde an seinen Platz zurück. Expo aber, von der eben bewiesenen Handlungsweise seines Gegners bezwungen, ritt auf ihn zu, und bot ihm freundlich die Hand. „Wir wollen Friede machen, wackerer Kämpe!“ rief er, „Ihr habt mich nicht allein durch Eure Kraft und Gewandheit, sondern auch durch Eure ritterliche Artigkeit zwiefach besiegt. Ich würde schwerlich Euerm Stoße widerstanden haben.“

Der Fremde verneigte sich schweigend, indem er den Handschlag des Wildgrafen kräftig erwiederte. „Doch,“ fuhr dieser fort, „ich dächte, solch wackere Männer müßten sich auch näher kennen lernen, und wer so tapfer gekämpft, dessen Gesichtszüge dürften das Tageslicht nicht scheuen.“

„Mein Gesicht steht Euch zu Diensten!“ entgegnete der Fremde verbindlich, nahm den Helm vom Haupte — und ein blühendes, edles Jünglingsantlitz zeigte sich, von wallenden, dunkeln Locken anmuthig umschattet.

„Der junge Graf von Tyrol! — Graf Rudolf von Tyrol!“ — ſo tönte es rings im Kreiſe der Herren und Frauen, und Alle ſahen mit Wohlgefallen auf den ſtattlichen Jüngling, der ſich beſcheiden ringsumher verneigte, und dann auf den Burgherrn zutrat, der mit Verwunderung auf den unerwarteten Beſuch des Sohnes ſeines Erbfeindes blickte, und ſeinen Augen kaum zu trauen ſchien. „Edler Herr!“ redete der Jüngling den Erſtaunten an, „Ihr habt nun mein Geſicht geſehen, und ich finde Euer Staunen gerecht. Aber beurtheilt mein Erſcheinen nicht zu hart. Wohl kenn' ich recht gut das unſelige Verhältniß, das die zwei erſten Häuſer Tyrols in Haß und Zwietracht ſcheidet; aber weder Haß noch irgend eine feindſelige Abſicht führte mich hierher; ſondern der unwiderſtehliche Trieb, mit eigenen Augen mich von Euerm, ſo weit verbreiteten Rufe der Tapferkeit und des ritterlichen biedern Sinnes zu überzeugen. Ich finde die Sage gerecht, und daher keinen Grund, weshalb wackere Männer ſich feindlich gegenüber ſtehen ſollen. Deßhalb biete ich, Rudolf

von Tyrol, Euch, Eppo von Lamprechtswyl, vor allen diesen versammelten Herren und Frauen, die deutsche Hand zur Sühne, und förder soll keine Uneinigkeit zwischen den Häusern Tyrol und Lamprechtswyl stattfinden, zu unserm eigenen sowohl, als zu unsers gemeinsamen Vaterlandes Nutzen und Frommen."

Ein allgemeines Beifallrufen erschallte rings umher, als der wackere junge Mann geendet. Eppo von Lamprechtswyl aber, tief gerührt von des edlen Jünglings hochherzigem Antrage, schloß denselben mit dem Rufe in seine Arme: „Gott segne Deinen Entschluß wackerer Jüngling! An mir lag es nicht sowohl als an dem alten Herrn von Tyrol, daß diese schöne Frucht des Friedens nicht früher zur Reife gedieh."

„Laßt das, edler Herr," entgegnete Graf Rudolf, „mein Vater hängt einmal fest an dem, was er für Recht erachtet, und nur die bessere Sache selbst kann ihn endlich überzeugen. Daher laßt uns jetzt wenigstens Freunde sein, und auch mein Vater wird sich unserm Bunde anschließen, wenn

er erſt die ſegensvollen Früchte der Eintracht und des Friedens gedeihen ſieht.“

„Der Himmel und alle Heiligen mögen dazu helfen!“ verſetzte mit faſt unmerklichem Kopfſchütteln der Wildgraf, „wir wollen das Beſte hoffen. Für jetzt aber laßt uns das Feſt zu Ende bringen, und ſeid während deſſen, und ſo lang es Euch beliebt, mein lieber, werther Gaſt.“

Mit dieſen Worten führte er den Jüngling der geſchmückten Tribune zu, von wo die ſchöne Gräfin Katharina mit hochklopfendem Herzen dem Schauſpiele zugeſehen hatte. Ein brennendes Roth überzog ihre ſammtnen Wangen, als der kräftige, ſchöne junge Mann an ihres Vaters Hand auf ſie zukam.

„Graf Rudolf von Tyrol, empfanget den erſten Dank im Lanzenſtechen!“ rief der Herold, und die Kampfesrichter übergaben der Gräfin auf brokatnem Kiſſen das koſtbare Schwert. Dieſe überreichte es mit zitternder Hand dem Sieger, der die köſtliche Gabe kniend aus den Händen der reizenden Geberin empfing.

„Nehmt hier, tapferer Ritter," lispelte Katharina mit einem Feuerblick auf den Knieenden, „als redlich errungenen Kampfpreis dieses Schwert, und führt es stets glücklich und mit Ehre für Gott und Eure Dame!" Ein leiser Händedruck begleitete die letzten Worte, und verlieh ihnen eine Bedeutung, die dem Grafen alles Blut in die Wangen trieb. Verwirrt stammelte Rudolf einige dankende Worte, und stellte sich dann, von Cyppo dazu aufgemuntert, neben die Reizende, die sich an seiner Verlegenheit weidete. Mit süßen Worten unterhielt die Schlaue den Befangenen, der im Anschauen der herrlichen Gestalt fast wortlos dastand, und das Gift sinnlicher Liebe mit vollen Zügen in sich sog.

Mit geheimen Wohlgefallen bemerkte der Wildgraf diesen neuen Sieg der reizenden Tochter, der von wichtigen Folgen für das Haus Lamprechtswyl sein konnte.

Der Fußkampf nahm jetzt seinen Anfang, und Rudolf eilte nur ungern von Katharinens Seite, um sich in die Reihen der, des Zeichens zum Beginne

harrenden, Kämpfer zu ſtellen. Der Gräfin liebetrunkener Blick folgte dem glühenden Grafen, und dieſer ſchwang das eben errungene Siegesſchwert mit ſo vielem Glücke, daß er auch in dieſem Kampfe den Preis davon getragen haben würde, hätte nicht Herr Diether von Eſchen, ein Vaſall des Biſchofs von Salzburg, zuletzt noch den Sieg über den Ermüdeten errungen. Diether erhielt den Preis aus Katharinens Hand; das Volk verlief ſich, während die Ritter und Herren langſam wieder nach beiden Burgen hinaufzogen.

8.

Die ſtille Nacht war herniedergeſtiegen, und hatte ihren Sternenmantel über Berg und Thal ausgebreitet. Allenthalben herrſchte feierliches Schweigen. Durch das ſtille Dunkel der Nacht aber blinkte hell die prachtvoll erleuchtete Lamprechtsburg und der Eppenſtein. Luſtig tönte die rauſchende

Musik von den Bergen herab in das Thal, und der frohe Jubel mischte sich wundersam in das Hallen der prächtigen Musik. Eppo von Lamprechtswyl hielt ein festliches Mankel, das nach Sitte der Zeit jedesmal einem Kampfspiele folgen mußte. Die Ritter vertauschten ihre schweren Rüstungen gegen kostbare seidene Gewänder, und brachten sich mit den schönen Edelfrauen und Fräulein in rauschenden Reihen, während die anwesenden Prälaten sich an den wohlbesetzten Tafeln die köstlichen Speisen und herrlichen Weine wohlbehagen ließen.

Rudolf von Tyrol war diesen Abend ausschließlich um die reizende Katharina beschäftigt, die heute, die neue Eroberung festzuhalten, alle Künste aufbot, jeden ihrer hundert Reize im vortheilhaftesten Lichte entfaltete, und so den unerfahrenen Jüngling fest in ihr Netz zog. Rudolfs Blicke hingen nur an ihr; er sprach und tanzte nur mit ihr, und wich den ganzen Abend nicht von ihrer Seite. So glücklich er sich aber auch fühlte, so war sein Glück doch nicht ganz un-

getrübt; denn die eitle eroberungssüchtige Katharina wollte zwar den Triumph genießen, den reichen und schönen Grafen an ihren Siegeswagen gefesselt zu sehen, deshalb aber ihre frühern Anbeter nicht missen, und fesselte so bald hier, bald dort diesen oder jenen Abtrünnigen durch Wort und Blick aufs Neue, was Rudolfs eifersüchtiger Beobachtung nicht entging. Unter den frühern Verehrern Katharinens befand sich Herr Dietger von Eschen, ein starker, hoch gebauter, schöner Mann, zwar rauh an Sitten, aber reich an Glücksgütern, und seines kräftigen Armes wegen weit und breit geehrt und gefürchtet. Er hatte recht gut das geheime Einverständniß der Gräfin mit Rudolf bemerkt, und brütete daher verderbliche Plätze gegen den begünstigten Nebenbuhler. Katharinens scharfes Auge beschloß vorsichtiger zu sein, um den Gefürchteten nicht zu reizen. Deshalb zeigte sie sich etwas kälter gegen den übermüthigen Rudolf und wog ihre Gunstbezeugungen wenigstens zu gleichen Hälften zwischen ihm und Dietger aus. Rudolf, der das frühere Verhältniß

der Gräfin zu dem Herrn von Eschen und überhaupt Katharinens Charakter nicht kannte, wußte sich diese plötzliche Veränderung nicht zu erklären, und eine trübe Wolke zog über seinen Freudenhimmel.

Bis jetzt hatte im allgemeinen Taumel der Freude Niemand an die arme, blinde Editha gedacht, die auf ihrem einsamen Zimmer sich die Zeit mit tröstendem Gesange und Lautenspiel vertrieb. Lieder und Gesangweisen hatte sie selbst gedichtet; denn die himmlische Gabe der Dichtkunst, sowohl der der Worte als auch der der Töne, war in ihr aufgegangen, wie ein glänzendes Doppelgestirn, oder wie Sonn und Mond am Himmel. Oft hatte sie den wunderbaren Segen der Hirten und Waldbewohner gepriesen; endlich sprang, durch das Gehörte geweckt, der klare Born der Begeisterung aus ihrer eignen Seele und strömte im rauschenden Fall der Saitenbegleitung heraus. Tief seufzte die Aermste auf, und der schmerzliche Gedanke: unter all diesen fröhlichen Menschen die einzige Unglückliche, die allein Leidende zu sein, preßte ihr

bittere Thränen aus; aber das göttliche Zwillingspaar hielt sie in ihrem Schmerze aufrecht.

Wildgraf Eppo, den der Wein und die allgemeine Freude, so wie die unerwartete Sühne der alten Feindschaft zwischen seinem und dem Hause Tyrol, heute ungewöhnlich heiter gestimmt hatte, ließ auch seine zweite Tochter durch einen Edelknecht zu sich in den Speisesaal entbieten, mit dem Bedeuten, ihr Lautenspiel nicht zu vergessen.

Gehorsam dem väterlichen Gebote, erschien die Geforderte, jedoch schüchtern und verschämt, an der Hand ihrer Zofe.

„Sieh da! meine Sängerin!" rief der Burgherr in seiner fröhlichen Weinlaune, „sei uns willkommen!"

Aller Blicke wendeten sich nach der Eintretenden, die bescheiden, mit sanftem Erröthen sich sittig verneigte, und nun, einfach gekleidet, aber in ihrer rührenden Demuth, und mit nicht gewöhnlichen Reizen geschmückt, doppelt schön, wie eine Heilige vor ihrem Vater stand, seines weitern Befehls gewärtig.

Nicht ohne Wohlgefallen ruhte Eppo's Auge auf der ſchlanken Geſtalt des leidenden Engels, und im überwallenden Vatergefühl, zog er die vernachläſſigte Tochter, zum erſten Male, wahrhaft väterlich an die Bruſt, küßte die, ob dieſer ungewohnten Güte in Thränen ausbrechende, Jungfrau auf die alabaſterne Stirne, und wies ihr den Platz zu ſeiner Rechten an.

Die Gäſte ſahen nicht ohne Theilnahme auf die rührende Scene, da den Meiſten das fremde Verhältniß zwiſchen Vater und Tochter gar wohl bekannt war. Nur Katharina's ſtolzes unſchweſterliches Herz verwehrte dem ſchönen menſchlichen Gefühle den Eingang, das bei dieſem ſichtlichen Siege der Natur über das Vorurtheil in Aller Herzen einzog. Sie fühlte durch der Schweſter Anmuth ſich ſelbſt verdunkelt, und warf mißtrauiſche Blicke auf den jungen Grafen von Tyrol, der die neue, milde Erſcheinung mit innigem Wohlgefallen, das in ſeinen feuchten dunkeln Augen glänzte, anblickte. Doch ihr Stolz ſollte heute noch härtere Prüfungen beſtehen.

Vater Eppo bat ſeine Tochter, ein Lied zu ſingen, und mit ihrem kunſtfertigen Lautenſpiele zu begleiten. Editha griff erröthend in die Saiten des koſtbar gearbeiteten Inſtruments, und entlockte demſelben mit den zarten Roſenfingern die ſchmelzendſten Akkorde, ſo, daß eine tiefe Stille eintrat, und Alle, ſelbſt die gegenwärtigen Meiſter in dieſer Kunſt, ſich um die Jungfrau drängten. Leiſer und leiſer erklangen die Töne, und in eine wehmüthige Weiſe übergehend, begann Editha mit weicher melodiſcher Stimme folgendes Lied:

„Schön iſt Gottes weite Erde,
Segen überſtrömt das Land;
Nach dem Hirten hüpft die Heerde,
Kindlein an der Mutter Hand.
Was nur Odem hat und Leben,
Freuet ſich im Sonnenlicht;
Ich nur ſeh — von Nacht umgeben —
Dieſe ſchöne Erde nicht!

Selbſt der Bettler an der Krücke
Freuet ſeines Daſeins ſich;
Und des Schickſals ſchwere Tücke
Heilt Natur oft mütterlich.

Hofft ja doch der Kranke immer
Rettung bis das Auge bricht; —
Mir nur blinkt kein Rettungsschimmer,
Blüht auch kleinste Hoffnung nicht.

Doch getrost, mein Herz, ertrage
Diese kurze Erdenfrist,
Was auf des Geschickes Wage
Hier dir zugemessen ist.
Einst wird dir ein Morgen tagen, —
Kurz nur währet irdisch Leid, —
Und des Höchsten Engel tragen
Dich empor zur Seligkeit."

Mit einem vollen Akkorde schloß die Sängerin, daß der Schall in dem weiten, hochgewölbten Vorgemache wiederdröhnte; bis die Töne langsam und zitternd erstarben.

Eine tiefe Stille war über die früher so lärmende Gesellschaft verbreitet, und in manchem Auge glänzten schöne Thränen des Mitgefühls; so bewegt war Alles, um die still in sich versunkene Sängerin, daß, nachdem sie schon eine Weile geendet hatte, noch eine ehrfurchtsvolle Stille im weiten Kreise der versammelten Zuhörer herrschte und nur mit Mühe die entflohene laute Fröhlichkeit

allgemach zurückkehrte. Der Vater aber schloß ſein blindes Kind lautlos an die Bruſt, und warf den naſſen Blick ſtumm gen Himmel, aber deutlich ſtand in dieſem Blicke das Bekenntniß ſeiner Schuld geſchrieben. Hierauf ergriff er den goldnen Pokal mit dem Familienwappen, füllte ihn mit Rebenblut bis an den Rand, ſtand auf und rief, den Becher hocherhebend, an der Linken die liebliche Sängerin mit lauter Stimme:

„Ihr edlen Herren und Frauen! aufs Wohl meines geliebten Kindes, meiner guten, frommen Editha!"

„Hoch lebe ſie!" erſchallte es ringsumher, Trompeten und Pauken wirbelten drein, und die gefüllten Tummler wurden jubelnd bis auf den Boden geleert. Die ſo Gefeierte aber verbeugte ſich hocherröthend, dankbar im Kreiſe, ſenkte dann das blonde Lockenköpfchen an des Vaters Bruſt, mit der leiſen Bitte:

„Theurer Vater, dieſe unerwarte Freude hat mich betäubt; mir iſt ſo wohl, daß das Herz mir zu enge wird, all' dieſe Wonne zu faſſen. Ver-

gönnt mir, auf mein Gemach mich zurückzuziehen, auf daß ich dort im Stillen auf den Knieen dem dort oben danke, der meines guten Vaters Liebe mir wiedergeschenkt, und die Verlassene so hoch und unverdient geehrt hat."

„Geh mit Gott, mein Kind," entgegnete Eppo sanft ihre brennende Wange streichend, „geh, und meine Liebe folge Dir von nun an, wo Du auch immer sein wirst. Ich will mit verdoppelter Liebe wieder gut zu machen suchen, was ich an Dir, Du liebes, frommes Kind, so schwer verschuldet habe, und der Himmel wird mir gnädig sein. Geh, meine sanfte Editha" fuhr er mit weicher Stimme fort, „bald seh ich Dich wieder."

Mit diesen Worten geleitete er sein gleichsam neugefundenes Kind bis an die Saalthüre, und übergab sie dort ihrer Führerin. Aller Augen ruhten wohlgefällig auf der schönen Gruppe, wie der bekehrte Vater seine schöne Tochter, sorgsam und traulich kosend führte. An der Thüre verneigte sich Editha noch einmal tief gegen die Versammlung, und verschwand dann wie ein Engel des

Lichts, deſſen wohlthuende Erſcheinung ringsum Segen verbreitet hat.

Ein donnerndes „Lebe hoch!“ ſchallte der Scheidenden nach, deren kleine Hand zitternd in der ihrer Führerin ruhte; ſie mußte ſich feſt auf die treue Zoſe ſtützen, da die plötzliche Freude ſie ſchwach gemacht hatte.

Kaum war Editha auf ihrem Gemache angelangt, ſo ſank ſie auf die Kniee und machte durch ein leiſes Gebet ihrem gepreßten Herzen Luft. Die treue Gerberge weinte vor Freuden und rief ein um das andere Mal aus:

„Gott ſei Dank! Nun iſt aller Kummer zu Ende. Gott ſei ewig gelobt, der das Herz des alten Herrn ſo wunderbar gerührt, nachdem er ſo lange widernatürlich ſein eigen Fleiſch und Blut verleugnet hat!“

„Du thuſt ihm unrecht, Gerberge,“ entgegnete Editha entſchuldigend; „er iſt ſo gut, ſo herzlich gut! — Ach, wie er mich immer ſein liebes Kind nannte, und mich in ſeine Arme nahm! Ich dachte, die Freude würde mich tödten!“

„Und wie die Herren und Frauen alle die Becher leerten auf Euer Wohl," fuhr die Zofe in freudiger Geſprächigkeit fort, und der Jubel kein Ende nehmen wollte! Die Freude ſtand den guten Menſchen ordentlich auf den gerührten Geſichtern geſchrieben. Eines nur war darunter — Ihr kennt es wohl — das allein ſtimmte, Gott ſei's geklagt, nicht mit ein in den allgemeinen Jubel."

„Sprich nicht ſo," wandte ſich Editha mit ungewöhnlichem Ernſte zur Dienerin. „Sie iſt meine Schweſter; auch ſie wird, von des Vaters Beiſpiel angezogen, der verkannten Schweſter liebend die Hand reichen, fließt ja doch daſſelbe Blut in ihren Adern, das auch die meinigen durchſtrömt. Wir wollen das Beſte hoffen. — Gib Deine Hand, Gerberge," fuhr ſie nach einer Weile mit kindlicher Milde fort, und ſtreckte die kleine Rechte aus. „Du mußt mir nicht böſe ſein, daß ich Dir diesmal Deine Rede verwieſen. Ich weiß, Du meinſt es recht herzlich gut mit mir. Du warſt ja von meiner Kindheit an meine einzige

Freundin, das einzige Wesen, das sich der armen Blinden liebend annahm. Glaubst Du, ich würde Deiner Liebe nun vergessen, weil das Glück mich mit Segen überschüttet? — Nein, nein," rief sie von dankbaren Gefühlen übermannt, heftig bewegt aus, „komm an mein Herz, Du treue Gefährtin meines Kummers, und fühle, daß es noch immer mit gleicher Liebe für Dich schlägt!"

Laut schluchzend stürzte die tiefgerührte, treue Dienerin sich an die Brust ihrer edlen Herrin, — und stumm lagen die Freundinnen sich in den treuen Armen.

9.

Der zweite Morgen des Festes war über der Lamprechtsburg angebrochen und mit Sang und Klang zog abermals der festliche Zug von den beiden Burgen herab in die Ebene, um wieder heute Zeuge zu sein von der Kampffertigkeit, Leibeskraft

und Gewandtheit der rüſtigen Jugend aus Berg und Thal. Denn nicht nur der Adel war zu dieſen letzteren Feſten geladen, auch jedem Landmann ſtand der Zutritt offen, und nicht ſelten trug ein ſchlichter Hirte oder Alpenſchütze den Preis über die adligen Mitbewerber davon. Dies war des Wildgrafen, der das Landvolk allenthalben begünſtigte und daher deſſen allgemeine Liebe genoß, ausdrückliche Anordnung, und erhöhte zugleich die Mannigfaltigkeit ſolcher Feſte und Kampfſpiele. Demzufolge war heute der weite Plan angefüllt mit ſtämmigen Männern und rüſtigen Jünglingen aus allen Gauen und Thälern Tyrols. Hier ſah man eine Gruppe hoch und ſtark gebauter Geſtalten, die das an nahrhaften Triften und Weiden reiche Zillerthal erzeugte, und die für die geübteſten Steinſchleuderer im ganzen Alpenlande galten; dort ſtand ein Hauſe Puſterthaler, auf ihre ſchweren Armbrüſte gelehnt, deren Ruf in der Geſchicklichkeit, dieſe Waffe zu führen, weit verbreitet war. Weiter hin hatten ſich in kurzem Gewande, mit bloßen Füßen und Armen, die kräftigen Pinz-

gauer aufgestellt, deren muskulöse, gelenke Glieder die gewandten Ringer bezeichneten. Wettläufer aus allen Gauen schlossen sich diesen an, und alle harrten des beginnenden Kampfes.

Als die Zuschauer ihre Plätze eingenommen hatten, begann das Ringen, und die Rüstigen stellten sich einander gegenüber. Auf ein Zeichen der Trompeten traten sie paarweise vor, und versuchten sich gegenseitig zu Boden zu werfen. Man konnte in diesem Kampfspiele die körperliche Kraft und Gewandtheit dieses Alpenvolks am besten kennen lernen und mancher tapfere Ritter gestand sich selbst, daß er, trotz des in Waffen seines Standes errungenen Ruhmes, mit diesem oder jenem Hirten sich nicht auf einen Faustkampf einzulassen vermöchte.

Der Kampf hatte bereits über eine Stunde gewährt, und das Glück abwechselnd bald Diesen, bald Jenen begünstigt; viele der Kämpfenden hatten schon den Sand geküßt und die Schranken verlassen, und nur Einige hielten noch wakker Stand, obgleich der Strahl der Mittagssonne

und die ungeheure Anstrengung sie im Schweiße badete.

Rudolf von Tyrol hatte heute wieder den Ehrenplatz an Katharinens rechter Seite eingenommen, während zur linken der Vater saß, und Diether von Eschen sich begnügen mußte, hinter dem Stuhle der schönen Gräfin zu stehen. Mit süßem Geberdenspiel wandte sich Katharine bald zu Diesem, bald zu Jenem, ihnen Bemerkungen über das Schauspiel zuflüsternd. Rudolf, selbst in allen diesen Uebungen erfahren und wohl geübt, und ein eifriger Freund und Begünstiger des Landvolkes und seiner Kampfspiele, war mit Herz und Seele auf dem Kampfplatze, sein feuriges Auge winkte Manchem Beifall zu, und munterte Andere wieder durch Blicke und Zeichen zum Kampfe auf. So lebendigen Antheil nahm er an den von ihm leidenschaftlich geliebten Spielen, daß er sich und seine Nachbarin vergaß und auf einige Fragen, welche sie an ihn richtete, keine Antwort gab. Empfindlich hierüber beugte sich Katharine spöttelnd zu dem aufmerksamen Zuschauer, mit

den lauten Worten: „Es scheint, Herr Graf, als fändet Ihr überaus großes Vergnügen an diesen Belustigungen?“

„Bei Gott, Fräulein,“ erwiederte Rudolf, ohne das blitzende Auge von dem für ihn so anziehenden Schauspiele abzuwenden, „ich müßte nicht Mann und in diesen Bergen geboren sein, könnte ich kaltblütig zusehen, wie ein wackeres, heldenmüthiges Volk seine Gewandtheit und Stärke so anschaulich an den Tag legt. Seht nur!“ fuhr er mit leuchtenden Blicken fort, „wie jener hochgebaute Jüngling mit dem gelben Lockenhaupte gleich einem Gotte dasteht, und seine gewölbte Brust, sein flammendes Auge, das stolze Bewußtsein der inneren Kraft so kühn und frei ausspricht!“

„Sollte man doch meinen,“ entgegnete mit feinem Spotte Katharina, „der Landmann trage dies stolze Bewußtsein nicht umsonst in seiner Brust, da unsere heldenmüthigen Ritter und Herren sich den Sieg von gemeinen Hirten aus den Händen reißen lassen. Seht dort, wie jener kühne, goldgelockte Hirte eben den edlen Herrn

von Horſt wie einen Federball zu Boden ſchleudert, der doch geſtern drei Ritter nach einander in den Sand warf, und nur der tapfern Lanze des edlen und ſiegreichen Herrn von Eſchen unterlag.“ Damit wandte ſich die Falſche mit einer anmuthigen Kopfbewegung zu dem hinter ihr ſtehenden Diether.

„Ihr habt Recht, Fräulein,“ geſtand der ehrliche Rudolf treuherzig; „es möchte wohl wenige unter den Edlen geben, die es manchem von jenen Hirten in dieſen Spielen, in und mit welchen ſie aufwachſen, gleichzuthun vermöchten. Ich ſelbſt bin nicht ganz ungeübt in der Ringkunſt, dennoch würde ich hier nur der Geringere ſein.“

Das Fräulein wandte ſich zu Diether, und ſagte mit ſchmeichelndem Tone: „Ich bin überzeugt, Herr Ritter, daß Ihr dieſe, den geſammten Adelſtand für ohnmächtig erklärende Meinung des edlen Grafen hier nicht theilt. Ich bitte Euch daher, überzeugt durch die That meinen werthen Nachbar, daß unſere Edlen noch Muth und Kraft genug beſitzen, um es mit einem Hirten aufzu-

nehmen. Geht, und bringt mir den Preis!" Süß lächelnd reichte sie dem Beglückten die Hand zum Kusse, die dieser mit einem triumphirenden Seitenblicke auf seinen Nebenbuhler an die Lippen drückte, und sich dann rasch entfernte, um dem Wunsche seiner Dame zu genügen. Als er sich entfernt hatte, wandte sich Rudolf, dem der Unwille über Katharinens höhnende Rede die Wangen dunkel gefärbt hatte, mit den Worten an sie:

„Mein Fräulein, wie soll ich Eure Worte verstehen? — Ich — —"

„Ruhig, lieber Freund," fiel ihm die Falsche mit freundlichem Blicke ins Wort; „begreift doch, daß mir der Lästige, der, dicht hinter uns stehend, jedes Wort belauschte, unerträglich war, und ich dieses Mittel, das sich mir so zufällig und erwünscht bot, mit Freuden ergriff? Mag er sich da unten mit dem Landvolke herumbalgen, wir sind doch des lästigen Aufpassers los!"

„Verzeiht, schöne Katharina," bat der arglose Rudolf die Listige, „verzeiht meiner Unerfahrenheit, die der Frauen Klugheit so wenig gewachsen ist."

Katharina legte mit einem zärtlichen Lächeln dem Jünglinge die Schwanenhand auf den Mund und die Versöhnung war hergestellt. So hatte die Schlaue mit einem Schlage sich von den Argusblicken des einen Anbeters befreit, und zugleich beide zu Dank sich verpflichtet.

Während dessen war der schöne, muthige Jüngling drunten auf der Streitbahn glücklich mit allen Gegnern fertig geworden und wischte sich nun mit einem Tuche, ihm von einem bildschönen Mädchen, das sich durch den Kreis der Zuschauer an ihn herangedrängt hatte, dargereicht, den Schweiß ab, der ihm von der glühenden Stirne strömte. Schon wollten die Kampfrichter dem Wackern den Preis zuerkennen, als Diether von Eschen in den Schranken erschien, und den Jüngling aufforderte, sich mit ihm zu messen.

„Thu' es nicht, Max!" flüsterte das schöne Mädchen ängstlich dem Erschöpften zu. „Es ist unbillig!" — „Er hat genug gethan!" murmelte man rings im Kreise der Zuschauer.

„Ist Dir schon bei meinem Anblicke der Muth

gefallen, tapferer Kämpe?" fragte Diether den nervigten Arm drohend ausſtreckend.

„Laß mich, Anna!" rief der Jüngling, gereizt durch den Uebermuth des Gegners, dem Mädchen zu, „laß mich und verhalte Dich ruhig; ſein Hohn hat mich geſtärkt, ich will's verſuchen. — Ich bitte Euch, lieben Freunde," rief er noch den verſammelten Landleuten zu, die durch lautes Murren ihren Unwillen über dieſen ungleichen Kampf zwiſchen dem erſchöpften Jünglinge und der noch ungeſchwächten, wohlbekannten Rieſenſtärke ſeines Gegners zu erkennen gaben, „ich bitte Euch, ſeid ruhig! Ich muß dem ſtolzen Manne zeigen, daß mich wenigſtens nicht die Furcht abhält, meine ermatteten Glieder noch einmal daran zu wagen." Damit trocknete er ſich raſch noch einmal den Schweiß vom Geſichte, und trat dann kühn dem Ritter gegenüber, der ſich ſeiner Oberkleider entledigt hatte, und mit entblößten Armen, und offener Bruſt den Kampf begann.

Eine ängſtliche Stille trat ringsumher ein, und Alle hielten die Niederlage des jungen Gebir-

gers bei der Ueberlegenheit seines Gegners für gewiß, und bedauerten ihn im Voraus.

Rudolf von Tyrol, dessen ritterliches Gemüth bei Eschens unedelm Beginnen sich aufs Höchste empört hatte, war aufgesprungen, und wollte hinunter in die Bahn eilen, um diesen für alle Ritter entehrenden Kampf zu verhindern, und nur den angestrengtesten Bemühungen Katharinens, nur ihren süßesten Schmeichelworten gelang es, den Auflodernden zurückzuhalten. Er blieb endlich, aber seine Pulse schlugen stürmisch, seine Blicke starrten durchbohrend auf die Kämpfenden.

Die beiden Ringer hatten sich indeß mit den Armen fest umschlungen, und jeder versuchte mit aller Kraft, den Gegner zu Boden zu werfen. Aber schon hier zeigte sich die Ueberlegenheit Diethers über seinen Gegner. Mit Riesenstärke drückte er den Jüngling rückwärts, — kein Athemzug ward ringsum gehört, bange Erwartung malte sich auf allen Gesichtern; — da gelang es dem Gebirger noch einmal, durch eine gewandte Biegung, sich

den umschlingenden Armen des Ritters zu entwinden, — Alles athmete freier. Aufs Neue faßten sie sich; da merkte das gewandte Auge des Jüngern der plumpen Stärke Diethers einen Vortheil ab; und in dem Augenblicke streckte sich Max hoch, als wollte er den Hals des Gegners umschlingen; als nun Eschen dies zu verhindern, die Arme erhob, bückte sich Jener, schnell durch die geöffneten Arme seines Widerparts schlang die seinigen rasch und fest um dessen Unterleib, hob mit letzter Kraftanstrengung den schweren Ritter, der sich dieser List nicht versehen hatte, hoch empor, und, alle seine Kraft auf einen Punkt zusammenziehend, schmetterte Max den hohen Mann mit solcher Gewalt zur Erde, daß der Boden von der Wucht des gewaltigen Schlages erdröhnte und der Besiegte betäubt im Sande lag.

Ein tausendstimmig Freudengeschrei erschallte ringsumher, und sowohl das Landvolk, als selbst die Mehrzahl des versammelten Adels brachte dem Sieger, der von dieser übermäßigen Anstrengung aufs Aeußerste erschöpft, in den Armen seines Mäd-

chens, unter dem Schalle der Pauken und Trompeten ein donnerndes „Lebe hoch!“ Der betäubte Diether von Eschen wurde von den Dienern aufgehoben und in die Burg getragen.

Keines Freude aber konnte herzlicher sein, als die des jungen Grafen von Tyrol. Mit strahlenden Antlitz sprang er auf, und war der Erste, der dem Sieger sein „Bravo!“ zurief.

„Seht Ihr Fräulein,“ wandte er sich dann zu Katharinen, „daß ich vorhin mit meiner Behauptung Recht hatte! Gott lob! daß es so gekommen ist; ich würde Eschen zum Zweikampf gefordert haben, hätt' er den wackern Jungen bezwungen. Pfui, solchen Kampf einzugehen!“ und ohne weiter auf das Fräulein zu achten, eilte der Hochherzige hinunter auf den Kampfplatz, wo die Landsleute des Siegers den Ermatteten mit Liebkosungen und Lobpreisungen überhäuften, während Andere mit Erfrischungen ihn zu laben suchten. Auf dem Wege dahin holte Rudolf den Burgherrn ein.

„Auch Euch, Herr Wildgraf," ſagte Rudolf freundlich, „auch Euch treibt der ritterliche Sinn hierher, um den wackern Bezwinger ſtolzen Uebermuthes Euer Lob zu ſpenden?"

„Ihr habt, bei Gott, mir aus der Seele geſprochen, Herr Graf," entgegnete Eppo. „Die Geſchichte hätte mir beinah die ganze Luſt verdorben. Aber der brave Junge hat ſich wacker gehalten, und ich gönne Eſchen die Züchtigung."

„Woher des Landes iſt der Sieger?" fragte Rudolf.

„Solltet Ihr ihn nicht kennen? Er iſt der gewandteſte Ringer im ganzen Gebirg und zugleich ein tüchtiger Schütze. Seine Heimath liegt tief im Innern der Alpen; doch da er als Gebirgsjäger meiſt ein unſtetes Leben führt, ſo kennen Alle den wackern Max Werner, und Jeder rühmt ſowohl ſeinen Muth und die ſeltene Geſchicklichkeit und Leibesſtärke, als auch ſein natürliches, kräftiges Gemüth, ſeine ſtets heitere Laune und unbeſcholtene Rechtlichkeit. Es iſt nicht das erſte Mal, daß er auf dieſe Weiſe den Preis gewonnen. Ich

hatte einmal den Wunſch geäußert, ihn in meine Dienſte zu nehmen; da gab er mir ganz offen zur Antwort: er wolle gern Allen zu Gefallen leben, aber Niemandens Diener ſein. Damit war die Sache abgethan, und ich ſchätze ſeitdem den freiſinnigen Burſchen nur um ſo höher." Während deſſen waren die beiden Grafen an der Stelle angelangt, wo der Beſprochene in der Mitte des Landvolkes ſtand, im rechten Arme das ſchöne Mädchen, in der Linken den ſo mühſam errungenen Kampfpreis, die goldenen Sporen, haltend. Sie traten zu der Gruppe, die ſich, als ſie die Nahenden gewahrte, ehrerbietig öffnete.

„Alſo Du biſt es wieder, wackerer Max," redete Eppo den ſich beſcheiden Verbeugenden an, „der die beſten Ritter zu Boden wirft, und mir die Preiſe entführt. Sei mir herzlich willkommen!" damit reichte er dem Jünglinge die Hand, die dieſer freudig an ſeine Lippen drückte. Ringsumher durchlief ein frohes Gemurmel die Reihen der Landleute, das endlich in den lauten Ruf ausbrach:

„Gott ſegne den edlen Herrn Eppo von Lamprechtswyl!“

Eppo nahm eine goldne Kette vom Halſe, winkte dem Mädchen, das ſchüchtern hinter dem Sieger ſtand, und ſagte zu der Erröthenden: „Komm her, Kleine, ich habe hier ein Brautgeſchenk für Dich, das Du wohl bald brauchen wirſt. Nicht ſo?“ fragte er den Gebirger, der treuherzig erwiederte: „Auf kommende Oſtern, edler Herr, hoffen wir, ſo Gott will, Hochzeit zu machen.“

„Nun ſo komm doch, Bräutlein!“ wiederholte Eppo, an der ſüßen Verwirrung des Mädchens ſich weidend, „ich will auch Dein Brautführer ſein.“

Max führte die ſanft Widerſtrebende, halb mit Bitten, halb mit Gewalt, dem gütigen Burgherrn zu, vor dem die Verſchämte erglühend auf die Knie ſank.

„Nimm hier dies geringe Zeichen meiner Zufriedenheit,“ ſprach dieſer freundlich, indem er der Knieenden das reiche Kleinod um den ſchön geformten Nacken hing; „liebt Euch treu, ſeid glücklich und bleibt ſtets meiner Liebe werth.“

Jetzt warf auch der Bräutigam sich vor dem edlen Manne nieder, und drückte seinen Dank in wenigen aber herzlichen Worten aus, während Rudolf von Tyrol den Burgherrn bewegt in seine Arme schloß, und die Luft von dem Freudenrufe wiederhallte: „Lange lebe unser gütiger Herr, Eppo von Lamprechtswyl!“

Auf den Ringkampf folgte das Wettlaufen und Steinschleudern, in welchen beiden Stücken das Gebirgsvolk abermals seine Behendigkeit und Gewandtheit, so wie kräftige Gediegenheit und Ausdauer an den Tag legte.

Ein Landmann aus dem Zillerthal erhielt den Preis beim Schleudern, ein Bürgerssohn aus Salzburg im Wettlaufe. Hiermit waren die Festlichkeiten für diesen Tag beendigt.

10.

Das dritte Morgenroth beleuchtete kaum die Zinnen der Lamprechtsburg und den gegenüber-

liegenden Eppenstein, als die geschmückte Schaar der Herren und Frauen, von prunkenden Dienertrossen umgeben, die Thore verließ, und langsam die beiden Berge herab sich nach dem Schießanger zog, um dem letzten und wichtigsten Kampfspiele, dem Armbrustschießen, zuzusehen. Die Gräfin Katharina hatte eine kleine Unpäßlichkeit vorgeschützt, um heute zurückbleiben zu können, da ihr noch vom gestrigen Ringkampfe her die Lust vergällt war, den fernern Kämpfen beizuwohnen. Diether von Eschen, der sich schämte, wieder in den Schranken zu erscheinen, schloß seinen Groll in sich, und leistete dem unmuthigen Fräulein Gesellschaft, ihre Launen und Vorwürfe mit stummen Trotze ertragend. An Katharinens Statt hatte Eppo diesmal seine zweite Tochter, die blinde Editha, mit hinausgenommen, um den Preis an den Würdigsten auszutheilen. Auf seinen Wunsch hatte sich Editha heute kostbar geschmückt, und dieser Glanz, erhöht durch die Bescheidenheit der Jungfrau und ihren eigenen Liebreiz zog Aller Augen auf die holde Erscheinung.

Nachdem man die Schießstätte erreicht hatte, die am Saume des nahe liegenden Waldes hinter dem Eppenstein errichtet war, nahmen Alle ihre Plätze ein, die ebenso wie bei den vorhergehenden Kampfspielen geordnet waren.

Rudolf von Tyrol befand sich diesmal nebst mehreren Herren vom Adel, unter den Preisbewerbern. Er selbst war in ein einfach grünes Gewand gekleidet, und unterschied sich von den übrigen Landleuten nur durch den ritterlichen Anstand, der den hochgewachsenen, herrlichen Jüngling unverkennbar auszeichnete. Er stand mitten unter dem Haufen der Schützen, und unterhielt sich angelegentlich mit dem jungen Max Werner, dem Sieger im gestrigen Ringkampfe, der heute sein Glück wieder mit der Armbrust versuchen wollte. Beider Blicke waren auf die gräfliche Tribüne gerichtet, wo die holde Editha, wie ein lieber anspruchsloser Engel saß.

„Ich versichere Euch, edler Herr," eiferte Max, „nicht um alle Welt möchte ich der schönen Gleißnerin trauen, sie hat schon Manchen betrogen; glaubt

ir, ich habe Bekanntſchaften im Lande und erfahre ziemlich Alles, was hier vorgeht. — Seht dagegen ne holde Maid," fuhr er lebendiger fort, nach der ribüne zeigend; „ſie iſt rein und fleckenlos wie e Sonne am Firmament. Ihr Gemüth iſt kind- ch fromm, und ſo unentweiht, wie die ſilbernen Spitzen unſerer Eisgletſcher. Ihr Unglück dient r zum Schilde gegen alle Anfechtungen, und ſie leicht ihrer Schweſter ſo wenig, wie ein klares Forellen-Bächlein einem wilden tückiſchen Berg- waſſer, das zwar groß und ins Auge fällt, aber n ſeinen verſteckten Untiefen Gefahr für den mit ſich rägt, der ſich forglos ſeinen Wellen anvertraut."

In Gedanken verſunken ſtarrte Rudolf unbe- veglich auf die herrliche Geſtalt und ihr Bild wurzelte feſt und feſter in ſeinem Innern.

Da riefen die Trompeten die Schützenſchaar uſammen, und das Schießen nahm ſeinen Anfang.

Mehr als hundert der Verſuchteſten ſtanden auf ihre Armbrüſte geſtützt, in einer langen Reihe, änd maßen mit prüfenden Blicken die Entfernung vom Standpunkt aus bis zum vorgeſteckten Ziele.

Eine Reihe grüner Büsche bezeichnete den Ort, wo die weißgefärbte, mit einem schwarzen Mittelpunkt versehene Scheibe aufgestellt war. Wohl zweihundert Schritte betrug der Raum von dieser bis an den Ort, von wo der Pfeil von der Hand des Schützen entsendet wurde. Einer nach dem Andern trat vor, zielte und schoß. Bald war die ganze Scheibe mit Pfeilen gespickt; aber der mittelste Punkt noch frei. Eine neue Scheibe mußte angesteckt werden, um Platz für die Polzen zu haben. Noch hatten Rudolf und Max nicht geschossen, da traf ein Pusterthaler Schütze den schwarzen Ring in der Mitte so geschickt, daß nur eine Pfeilspitze noch an der Mitte fehlte. Ein lautes Beifallsrufen erhob sich. Rasch trat jetzt Max Werner hervor, legte den Polzen ein, zielte kurz — und der Pfeil flog so gut, und traf so sicher sein Ziel, daß er hart neben dem Polzen des Pusterthalers in den schwarzen Ring mitten hineinfuhr. Allgemeiner Jubel folgte dem glücklichen Schuß und der brave Schütze trat zurück unter die Uebrigen. Aller Augen waren jetzt auf

Rudolf gerichtet, der allein noch keinen Pfeil verſendet hatte. Er trat jetzt hervor und legte prüfend einen gewichtigen Bolzen in die ſchwere Armbruſt, indem er ſeinem Vorgänger zurief:

„Ich gönne Dir zwar herzlich den Sieg, wackerer Schütze; aber auch ich will auf gut Schützenglück mein Heil verſuchen. Da Du mir aber durch Deinen Kernſchuß das Ziel entrückt haſt, ſo muß ich mir wohl ein anderes ſuchen.“

Damit ging er auf den Kreis der Zuſchauer zu, nahm da einem Landmädchen den Kranz aus den Haaren, warf der Erſchrockenen ein Goldſtück dafür in den Buſen, und eilte mit den aus Wieſenblumen geflochtenen Kranze, der in der Mitte eine einzelne Roſe hatte, nach dem Platze zu, wo die Scheibe ſtand, hing dort den Kranz an Max Werners Pfeil im Mittelpunkt der Scheibe und ſchritt dann an ſeinen Platz zurück, indem er laut ausrief:

„Die Roſe in der Mitte des Kranzes ſei mein Ziel!“ Hierauf ergriff er die Armbruſt, legte an, zielte kurz, aber ſcharf — der Bolzen ſauſte ſchwir-

rend durch die Luft, und traf so sicher, daß er die bezeichnete Rose genau in der Mitte durchbohrte und an die Scheibe nagelte.

Ein donnernder Jubel, in den auch die Schützen einstimmten, erschütterte die Luft und laut pries man den Meisterschuß. Rudolf aber eilte ans Ziel, zog den Pfeil mit der an ihm haftenden Rose aus der Scheibe und erstieg damit den gräflichen Balkon. Dort überreichte er Pfeil und Rose knieend der schönen Editha mit den Worten:

„Euch, holdes Fräulein, reiche ich hiermit die deutsamen Früchte meines Sieges. Möge ferner nie der Pfeil des Schmerzes die Rose Euerer Jugend durchbohren; und Euch, Ihr edlen Herren," sprach er zu den Kampfrichtern gewandt, „Euch bitte ich, dem jungen wackern Manne, der schon vor mir das Ziel so sicher traf, den Preis des heutigen Tages zu überreichen, er ist dessen würdig; denn er würde die Rose eben so getroffen haben, wie ich."

Aufs Neue ward der Jubel laut, unter dem Volke, und Wildgraf Expo umarmte den großmüthigen Grafen. Der junge Preisschütze nahm

jedoch nur nach langen Widerſtreben, die ſchön gearbeitete Armbruſt an, die ihm als Preis ſeiner Geſchicklichkeit überreicht wurde. Sodann verſchwand er raſch unter dem Haufen der Zuſchauer, kehrte aber bald wieder zurück, die vergüldeten Sporen, den geſtrigen Preis ſeiner Fertigkeit im Fauſtkampfe, mit ſich tragend. Hierauf ging er auf den jungen Grafen von Tyrol zu, beugte ein Knie vor demſelben und ſprach, die Sporen überreichend:

„Edler Graf, Ihr habt mich durch Eure Großmuth beſchämt; Euch gebührt der Preis. Um jedoch Euer Geſchenk nicht zu verſchmähen, behalte ich die Armbruſt zu eigen, bitte Euch aber zum Gegengeſchenk dirſe Sporen anzunehmen, die ſich beſſer für einen hochedeln Rittersmann, wie Ihr ſeid, geziemen, als für den ſchlichten Landmann. Ihr würdet den Ritter von Eſchen eben ſo gut bezwungen haben, wie ich.“

Rudolf nahm das eben ſo artig als großmüthig dargebotene Geſchenk an, und ſagte:

„Sei mein Freund, wackerer Mar!“

Dieser ergriff die dargebotene Hand des Grafen mit Feuer und brach in die Worte aus:

„Gott segne Euch, edler Herr! Mein Herzblut für Euch! Rechnet auf mich; und wenn Ihr eines treuen Mannes bedürft, so schickt nur einen Vertrauten nach der Frühlingsalp im obern Zillerthale und Ihr werdet mich stets bereit finden, nach treuer Waidmannsart, Gut und Blut für Euch zu opfern."

„Ich danke Dir, lieber Max," versetzte der junge Graf freundlich, „und schreibe Dein gutes Anerbieten in die Tafeln meines Herzens nieder, um zur Zeit der Noth daran zu denken. Man kann die Fälle der Zukunft nicht wissen, und ein Hinterhalt ist eine starke Macht."

Sie schüttelten sich die Hände; und als die Kampfspiele beendigt waren, zogen männiglich in die Burg zurück.

11.

Um in die fröhliche Unterhaltung seiner Gäste eine angenehme Abwechselung zu bringen, hatte

ch Graf Eppo im Stillen etwas ganz Beſonde-
es ausgeſonnen. Dabei leitete ihn ein zweifacher
unſch. Er wollte nicht nur die des Tanzens
nd Bankettirens überdrüſſige Jugend durch et-
as Neues, ihre geiſtige Thätigkeit in Anſpruch
ehmendes unterhalten, er wollte zu gleicher Zeit
uch beweiſen, wie Ernſt es ihm ſei, ſeine Vater-
iebe, ſein aufgethanes Herz der zeither verkann-
er Tochter thätlich zu zeigen, ihr eine öffentliche
länzende Genugthuung für das erlittene Unrecht
u geben und es vor allen Rittern und Edelfrauen
aut zu bekennen, wie lieb ihm jetzt Editha ſei.

Schöngeſchmückt führte er ſie in den Saal.
n ihrem Arme ruhete die geliebte Laute, die ver-
raute Freundin ihrer Wonnen und Schmerzen. Ein
höheter Sitz nahm ſie auf. Dort ſaß ſie wie
ie Königin des Feſtes auf dem Throne. Alle
ugen ruheten mit Rührung und Freude auf ihr;
eie waren mit Thränen gefüllt.

Auf ein Zeichen des Grafen Eppo verſtummte
edermann; Editha's Finger entlockten den Saiten
rte Töne, die durch den Saal ſäuſelten, dann

ſang ſie ein herzergreifendes Lied. Graf Rudolf von Tyrol ſtand ihr zur Seite und horchte mit Entzücken jedem ihrer Laute. Als ſie geendet, ſprach er lange leiſe mit ihr, und dann wendete er ſich zur Geſellſchaft mit den Worten: „Fräulein Editha wird uns eine alte ſchöne Sage vom Urſprung des Haſſes der Häuſer Lamprechtshauſen und Tyrol erzählen und mit ihrem Geſange begleiten. Ich ſelbſt kenne dieſe Sage noch nicht und bin ſehr darauf geſpannt. Die übrigen Gäſte werden ſie nicht minder gern an einem Feſte hören, wo dieſer uralte Haß ſich in Liebe verwandelt hat.“

Die ganze Verſammlung gab laut ihren Beifall und Zuſtimmung zu erkennen, und Editha begann mit dem beſcheidenſten und liebenswürdigſten Anſtande zu erzählen:

„Sanft ruhte das Mondlicht auf den grünen Hügeln, die ſilbernen Quellen murmelten leiſe über blinkende Kieſel in das duftende Thal hernieder, wo der Thau des Abends mit glänzendem Schleier die goldenen Angeſichter der Blumen bedeckte, und die Lichter in den Hütten der Men-

ſchen hinter den dunklen Bäumen und Zweigen längſt ausgelöſcht waren.

Auf einem grünen Blumenrain am Abhange des Felſens ſtand Lamprecht, der treue Schäfer, auf ſeinen Stab geſtützt, und blickte mit ſehnſüchtigen Augen nach der Burg hinauf, die mit ihren ſteilen Mauern und Thürmen und den hochgewölbten Bogenfenſtern im hellen Glanze des Mondes ſtimmte. Leiſe Winde flüſterten mit balſamiſchem Athem in den duftenden Blüthenzweigen; die munitern Sänger des Waldes ruhten ſchweigend in den weichen Neſtern; nur die zärtlichen Chöre der Nachtigallen flöteten aus ſanften Kehlen im dunklen Gebüſche, und ihre ſchmelzenden Klagetöne klangen ſo lieblich, daß das Säuſeln der Zweige, das Murmeln der Quellen und die wehmüthigen Seufzer der Liebe in der ſtillen Nacht wie wunderbare Stimmen in das Erz der harten Felſen drangen, welche mit dem Schalle des Echos die ſüßen Weiſen den ſingenden Lüften wieder entgegen riefen.

Lamprecht hatte, in die Wunder der unde-

schreiblich schönen Lenzesnacht mit ganzer Seele versenkt, eine Weile stumm und in sich gekehrt dagestanden; sein treuer Hund, schlich lauernd um die Hürden in der Ferne, in welchen sich die Lämmer dicht an einander gekauert hatten. Die Schäferhütte war an einen Felsen geschoben, der mit mosigem Haupte über das kleine Dach sich lehnte.

Tausendfach abwechselnde Bilder und Empfindungen zogen leise, gleich wehenden Frühlingsschauern, durch seine gedankenvolle Seele. Zuerst gingen, wie helle Sommerblicke, jene lichten Momente der ersten süßen Regung sanft aufblühender Liebe an seinem Innersten vorüber, die seinen Busen mit den Gefühlen der Unendlichkeit schwellten, und die Kraft seines Geistes in ahnungsvoller Sehnsucht hoch über die Räume der Sterne erhoben. Dann dachte er an die Beschränktheit und Schmerzen des Lebens, an die Noth der Armuth, die Lieblosigkeit, Zwietracht und böse Hinterlist der Menschen. Er sah sich ohne Eltern, Brüder und liebende Geschwister so allein, hülflos und verlassen auf der weiten Welt. Ein Ge-

fühl der Leere und Einſamkeit kam über ihn, als ob er in eine öde unermeßliche Wüſte hinaus gebannt wäre, wo er Steinen und Felſen mit thränenerfüllten Augen vergebens die Schmerzen ſeiner Sehnſucht klagte. Er blickte mit einem fragenden Seufzer in die ſchrankenloſen Räume des Himmels hinauf, indem er folgendes Lied mit halbunterdrückter Stimme ſang." Evitha griff zur Laute und ſang mit Begleitung derſelben:

„Hoch über Sternenbahnen,
Wo hell der Aether glüht,
Dort iſt des Menſchen Ahnen,
Das ihn nach oben zieht.

O Lieb', o Sehnſucht! o Glück, o Weh!
Wie trägſt du des Menſchen Seel in die Höh!
Es klingen die Sterne, es tönen die Sonnen,
Das Herz geht auf in unendlichen Wonnen.
O Lieb', o Sehnſucht! o Glück, o Weh!
Und wenn ich die Schönſte nicht wiederſeh!
Iſt Erd und Himmel in Nichts geronnen.

Unendlichkeit erweitet
Des Menſchen enge Bruſt,
Sehnſucht iſt, die ihn leitet,
Sich Ewigkeit bewußt.

O Lieb', o Sehnsucht! o Glück, o Weh!'
Wie trägst du des Menschen Seel in die Höh!
Es klingen die Sterne, es tönen die Sonnen
Das Herz geht auf in unendlichen Wonnen.
O Lieb', o Sehnsucht! o Glück, o Weh!
Und wenn ich die Schönste nicht wiederseh',
Ist Erd und Himmel in Nichts zerronnen.'"

Dann erzählte sie weiter:

„Er hatte kaum die letzten Verse ausgesungen, als weiße Schleier und Gewänder an den Pforten des Burgthors sichtbar wurden, die bald hinter den hervorspringenden Felsenecken des steilen Bergpfades sich verloren, bald wieder aufs Neue an den grünen Büschen am Abhange des Hügels im hellen Mondenlichte vorüberschimmerten.

Zwei weiße Frauengestalten schwebten das schauerliche Thal entlang am klaren Bache hinunter, den sie an einer seichten Stelle durchwateten.

Lamprechts Herz hüpfte bei dem Anblick vor Freuden, seine Augen glänzten, seine Knie zitterten; er warf Hut und Schäferstock von sich, und eilte mit wallenden Locken am grünen Ufer den nächtlichen Wanderinnen entgegen. Unter süßen

Küſſen und inbränſtigen Umarmungen weilte Schwanhilde, die ſchöne Grafentochter, bei dem jungen Schäfer. Ihre weichen Arme ſchlangen ſich feſt um den Nacken des Jünglings und ihre bleichen Lippen gaben mit ſüßem Erröthen die Küſſe zurück, die ſie von dem Munde des Geliebten ungezählt empfangen hatten. Die treue Dienerin hatte ſich auf demſelben Wege wieder entfernt, auf welchen ſie mit ihrer ſchönen Herrin ſo eben gekommen war.

Lamprecht führte ſeine geliebte Schwanhilde unter den mooſigen Felſen, wo er der keuſchen Jungfrau ein weiches Lager von Roſen und duftenden Wieſenblumen bereitet hatte. Sie ſtreckte die ſchönen Glieder auf die zarten Blätter nieder, ihr goldenes Lockenhaupt ruhte an der Bruſt des treuen Schäfers; die Augen der Liebenden glänzten von himmliſchem Entzücken, und ihre ſeligen Küſſe flüſterten leiſe in das flötende Getön der Nachtigallen, daß die ſüßen Sänger ihren ſanften Odem anhielten, und in ſtummen Pauſen der ſeligen Wonne der reinen Liebe lauſchten. Der Hund

faß mit treuen Augen zu ihrrn Füßen. Der Mond legte seine sanftesten Strahlen um die Häupter der Schlummernden, welche mit lächelnden Lippen von den unaussprechlichen Wonnen des Paradieses träumten.

Als am frühen Morgen mit dem trillenden Schlage der ersten Lerche die schöne Schwanhilde in Lamprechts Arme erwachte, und ihre wunderholden Augen mit dem lieblichen Glanze des Morgensternes ihm entgegenleuchteten; da erschrak der gute Schäfer gar sehr in seinem Herzen, denn die Wangen der schönen Grafentochter färbten sich bläſſer und bläſſer, indem die Dienerin im weißen Gewande vom jenseitigen Ufer des Bachs der edlen Herrin zum traurigen Abschied winkte. Zitternd erhob sie sich von dem duftenden Blumenlager, ihre kastanienbraunen Locken ringelten sich im frischen Morgenwinde um den ängstlich klopfenden Busen. Ihre weiße Schwanenhand ruhte in der Hand des Geliebten.

Lamprecht! seufzte sie: ach! daß meine Lippen das Schreckliche nicht zurück halten können.

Der Sohn des reichen Grafen Gisdo von Tyrol iſt als Freiersmann auf unſrer Burg angekommen, zu dem will mich mein Vater in wenig Wochen als Ehegemahl in das Schloß ſeiner Ahnen führen.

Dem guten Lamprecht war es bei dieſen Worten, als ob ein Blitzſchlag aus heiterm Himmel plötzlich über ſeine betäubten Sinne führe. Die Lerchen ſchmetterten lauter in den friſchen Lüften, die frühe Sonne ſchaute mit goldenen Augenlidern unter ihren purpurfarbenen Schleier über den öſtlichen Berggipfeln in das dämmernde Thal hernieder. Schwanhilde konnte ſich unter Schluchzen und tauſend heißen Thränen nur mit Mühe von Lamprechts Halſe reißen. Der liebende Jüngling wollte ſie nicht aus ſeinen Armen laſſen. Er beſchwur ſie mit den heiligſten Betheurungen, er rang die Hände und lief am grünen Ufer neben dem Bache her, als die Dienerin, aus Furcht vor dem ſtrengen Grafen, ihrem Herrn, die edle Gebieterin halb mit Gewalt hinüber geführt hatte. Am Fuße der Burg drückte Lamprecht die Geliebte ſeines Herzens noch einmal ſprachlos in ſeine zitternde

Arme, sie schwur ihm ewige Treue und preßte heiße Küsse auf seine Liebe stammelnden Lippen. Die Burg glühte in den blutrothen Flammen der Morgenröthe, als die weißen Gewänder der Frauen hinter dem geöffneten Burgthor verschwanden.

Mit schwermüthigen Gedanken weidete Lamprecht seine Schaafe auf den grünen Wiesen, die am Fuße der Burg im goldnen Glanze der Morgensonne in dem schauerlichen Thale sich verbreiteten, und blickte mit Thränen im Auge zu den stolzen Felsen hinauf, ob nicht etwa am hohen Bogenfenster oder auf dem Söller der Burg Schwanhilde's holde Gestalt den Gruß der Liebe seinem gramerfüllten Herzen entgegen winke. Wunderbare Bilder und Vorstellungen zogen durch seine Seele. Bald war es ihm, indem er mit unverwandten Augen auf den steilen Felsenpfad, der zur Burg führte, hinaufblickte, als ob das Thor sich aufthäte. Es zuckte glühend in seinen Fingerspizzen, und dünkte ihm ein Leichtes, den reichen Grafensohn, der mit seiner schönen Schwanhilde, wie seine Phantasie ihm vorspiegelte, in das Thal her-

nieder ritt, mit einem glatten Bachkieſel aus ſeiner Schleuder zwiſchen den jähen Felsklüften, an denen der Weg ſcharf vorüber führte, im blutigen Falle hinunter zu ſtürzen. Bald war es ihm, als hätte er den Grafen, ſeinen geſtrengen Herrn, mit dem Schäferſtocke erſchlagen, und könne nun mit ſeiner geliebten Schwanhilde als mächtiger Lehnsherr, von Dienern und Knappen umgeben, in Luſt und Freuden in den goldenen Gemächern auf dem Schloſſe gebieten. Aber eine Stimme tief in ſeinem Innern rief: Lamprecht! Lamprecht! bleibe treu, und laß dich von dem böſen Geiſte nicht verlocken. Da erwachte Lamprecht aus ſeinen finſtern Träumen und raffte ſeine hinbrütenden Sinne mit frommen Gedanken zuſammen. Sein Herz aber blieb traurig, wenn er an den eitlen Lauf der falſchen Welt gedachte, wie Gold und Reichthum nur Alles regiere, und der blanke Mammon den Menſchen lieber ſei, als Freundſchaft und Liebe, und alle ſchönſten Gaben, welche der gütige Himmel aus ſeinem gnädigen Schooße mitleidig der Erde herniedergeſendet.

Gold! Gold! rief er aus, ja du bist der böse Dämon, der aus den schwarzen Klüften der Finsterniß mit glühenden Augen heraufsteigend den Menschen von den reinen Brüsten der Natur verlockt, und alles Gefühl des Edlen, Hohen und Herrlichen in seinen ehernen Umarmungen erstickt. Du betrügst die Liebe um ihre süßesten Freuden, du reißest den Freund tückisch von der Brust des Freundes, du hängst deine schwarzen Metallklumpen an die Flügel der kühnsten und muthigsten Unternehmungen. Ach! und wie viel tausend heiße Thränen, welche bange kummervolle Nächte sind oft an ein Stück Goldes oder Silbers geknüpft, ja, wie fließt nicht selten ein ganzes elend verlorenes Leben unter Sorgen und trauriger Armuth dem Edlen vorüber, weil du dich neidisch von ihm abzuwenden und deine goldene Fülle in den einzigen Schooß des nichtswürdigen Böſewichts hohnlachend auszuschütten, tückisch genug wareſt.

Es war indessen Mittag geworden. Die Sonne brannte mit glühenden Strahlen auf seine lokkige Stirne, die Schaafe weideten am Bache, und

hten ihren Durſt aus den kühlen Fluthen zu
len, die mit leiſem Murmeln, hell und klar an
grünen Ufern vorüber floſſen, ſo daß man die
nken Kieſel im Bette des klaren Waſſers zählen
nte. Der treue Hund ſprang wedelnd an ſei-
n Herrn empor, und leckte ihm mit heißer Zunge
Hände, die Gräſer und Wieſenblumen hatten
attet ihre Halmen und Häupter zur Erde nie-
gebogen.

Als Lamprecht mit betrübten Augen um ſich
ute, ſiehe! da erblickte er eine wunderbar glän-
de Sternblume mitten auf der grünen Wieſe,
mit glänzenden Farben einen herrlichen Schein
ſich verbreitete. Er hatte wunderbare Ge-
chten von beſonders heiligen Tagen erzählen hö-
, an welchen in geheimnißvollen Stunden gute
ogeiſter ſeltſame Blumen ſäen, die, von unterir-
her Gluth erwärmt, dem Menſchen zum beſon-
n Glücke hervorblühen. Und wie er nun Alles
in Bezug auf ſeine geliebte Schwanhilde fühl-
that und dachte, ſo eilte er mit ſchnellen Schrit-
auf die grüne Wieſe, die goldene Sternblume

zu pflücken, in der Hoffnung, daß dieselbe ihr vielleicht zum Schutz gegen den verhaßten reichen Freiersmann gereichen, oder sonst durch die Kraft unsichtbarer guter Geister zum Heil und Wohl ihrer inbrünstigen Liebe förderlich sein werde.

Als Lamprecht näher hinzutrat, erstaunte er erst recht über die seltene Pracht und Schönheit, die seinen Augen aus der kostbaren Sternblume in sanften Farben entgegen strahlte. Ihre grünen Blätter glänzten wie dunkle Smaragden in der Dämmerung des Abends, und aus der vollen goldenen Krone floß ein helles Licht, das seine ganze Seele mit milden Strahlen erfüllte.

Es war ihm unbeschreiblich wohl in der Nähe der herrlichen Zauberblume. Es däuchte ihm, als ob alle Wünsche und sehnsüchtigen Hoffnungen in seinem Herzen nun auf einmal stille ständen; er hatte sich in seinem ganzen Leben niemals so selig und in den innersten Tiefen seines Gemüthes beruhigt gefühlt. Er stand lange unentschlüssig und sann. Es schien ihm eine Sünde, die herrliche Wunderblume abzupflücken und räuberisch an sich

zu reißen. Er ſtreckte ſich in das grüne Gras an den Boden nieder, legte die glänzenden Blätter an ſein Herz, und berührte die Blüthenkrone mit ſeinen Lippen, die immer voller und goldener in dem hellen Lichte, das aus ihr ſtrömte, hervorzuquellen ſchien.

Da regten ſich auf einmal die goldenen Blätter der Krone, aus dem ſchimmernden Kelche glänzten ſanfte Liebesaugen hervor, und eine unſichtbare Stimme ſang in lieblich klingenden Weiſen. — Und Editha ſang leiſe zu den flüſternden Lauten der Saiten:

„Guter Schäfer, pflücke! pflücke
Mich zum wohlverdienten Glücke
Heil wird dir mein Tod erwerben.
Treuer Schäfer pflücke! pflücke
Mich zum wohlverdienten Glücke,
Schönes muß auf Erden ſterben. —

Lamprecht hatte mit Entzücken den lieblich klingenden Weiſen der ſingenden Wunderblume zugehört. Er konnte ſich an ihrem Glanze nicht ſatt ſehen, noch viel weniger ſich entſchließen, ſie aus dem Boden zu reißen, weil er fürchtete, ihr wehe

zu thun, und ihr goldenes Blut im grünen Grase grausam zu vergießen. Da war es ihm, als ob die Gestalt seiner geliebten Schwanhilde von dem Söller der Burg zu dem zweifelhaften Beginnen ihm freundlich bejahend herniederwinke. Er faßte sich ein Herz, drückte mitleidig die Augen zu, als seine Fingerspitzen in die grünen Blätter faßten, zog die Wurzel, indem es ihm schneidend durchs Herz ging, aus dem Boden, und hielt eine gemeine Wiesenblume ohne Glanz und Ansehn, wie sie zu Hunderten auf den Triften zu finden, in seinen Händen.

O weh! mein goldener Zauber! rief er aus, indem er sich trauriger als zuvor unter einen schattigen Eichbaum setzte, um den heißen Stichen der brennenden Mittagssonne zu entgehen, die mit sengenden Strahlen über seinem Scheitel glühte. Er hatte die Blume unbewußt an seinen Hut gesteckt, er dachte in seinem Kummer, daß es ihm mit seiner Liebe gleichfalls so ergehen, und ihm alles Glück und jede Hoffnung im traurigen Leben unter seinen Händen entschwinden werde.

Aber wie erſtaunte er aufs Neue, als er nicht weit von der Eiche, in deren kühlem Schatten er ruhete, den Eingang einer unterirdiſchen Höhle erblickte, die er doch niemals, ſo oft er auch unter dem grünen Baume geſeſſen, und die Lämmerheerde am Bache hatte weiden laſſen, in der Gegend bemerkt zu haben ſich erinnern konnte. Voll Verwunderung trat er näher, und ſah an dem Eingange eine Bildſäule von purem Golde ſtehen, die einen großen ſtarken Mann vorſtellte; das Gold aber glänzte ſo lauter und rein, daß es mit ſeinen gelben Strahlen die finſtern Klüfte weit hin erhellte, und an den dunklen Felſen leuchtend widerſchimmerte. Neugierig ging Lamprecht weiter, als ein weißer Zwerg mit einer brennenden Fackel aus dem Felſen hervortrat, mit der er die goldenen Ampeln anzündete, die an ſilbernen Ketten in den finſtern Gängen über ſeinem Haupte ſchwebten. Die wilden Felſenklüfte erweiterten ſich, er ſchritt durch viele eiſerne Pforten, die ſich raſſelnd vor dem weißen Zwerglein aufthaten. Zuletzt kam er in eine dunkle Felſengrotte, in welcher ſein Begleiter die

Fackel auslöschte, so daß es die dickste Finsterniß vor ihren Augen war. Nur im Hintergrunde schimmerte eine Thür von gediegenem Silber, an die klopfte das Zwerglein dreimal mit tönenden Finger, als sie klingend sich aufthat, und das weiße Männchen ihm hineinzugehen winkte, worauf es hinter den dunklen Felsen in der schwarzen Nacht auf einmal verschwunden war.

Lamprecht traute seinen Augen nicht, als er durch die silbernen Pforten trat, und ihm in dem hell erleuchteten Saale tausend und aber tausend flammende Kerzen in glänzenden Widerschein aus den krystallenen Wänden entgegen blitzten. Der spiegelglatte Boden, auf den er trat, bestand aus gegossenem Metall, das feiner war, als Silber, und von so glänzender Politur, daß er sich selbst als einen schlanken braungelockten Jüngling, der mit verwunderten Augen in die lichte Herrlichkeit um sich her schaute, auf der leuchtenden Fläche erblickte. Glühende Zacken von Rubinen und Karfunkeln hingen von dem hohen Gewölbe herab, das von amathistenen Säulen getragen wurde, um wel-

che güldene Erz-Schlangen in grünen, blauen und violetten Farben glitzerten und flimmerten. Es war, als ob ein mächtiger unterirdischer König hier einen zauberischen Gartenpalast angelegt hätte, in welchem im Hintergrunde die wunderbare Aussicht auf smaragdne Felsen sich eröffnete, von welchen flüssige Bäche des reinsten Goldes klingend und tönend sich heruntergossen. Diamantene Baumstämme strebten, mit saphirblauen Blättern in tausend Farben spielend, zwischen ihnen in die Höhe. Dunkelrothe leuchtende Rosenlauben von Rubinen und Karfunkeln rankten sich purpurglühend an silbernen Stäben hinauf; und die goldenen Bäche flossen in einem großen Bassin in der Mitte des schönen Gartens zusammen.

Lamprecht wußte nicht, ob er seinen Sinnen trauen sollte. Er hatte kaum gewagt, auf dem glatten blanken Boden mit seinen Füßen fortzuschreiten. Jetzt erschien ein alter ehrwürdiger Mann mit silbernem Barte und langem glänzenden Gewande, der kniete an einem kleinen goldenen Altar an der Seite der smaragdenen Felsen nieder. Ein

großes, mit vielen Edelsteinen beschlagenes Buch lag auf dem Altar aufgeschlagen, in welchem der Alte sieben Blätter umwandte. Als er das letzte Blatt zu Ende gelesen, schlug eine helle Glocke, eine süß klingende Musik fing an zu spielen, von den silbernen Triangeln herrührend, welche in den smaragdenen Felsenspitzen und diamantenen Baumzweigen aufgehängt waren. Regenbogenfarbene Paradiesvögel mit purpurrothen Schweifen flöteten liebliche Melodieen in den rubinglühenden Rosenlauben.

Wunderbar tönten die singenden Bäume und die Wogen der goldenen Wasserfälle dazwischen.

Da hüpften hinter Bäumen und Felsen schöne Mädchen im fröhlichen Tanze hervor, die reichten einander die Hände, und begannen einen muntern Reigen um das Bassin, in welchem die Wellen des geschmolzenen Goldes sich kräuselten. Goldene Kronen trugen sie auf ihren Häuptern, goldene Locken wallten in gelben Ringeln über die weißen Schultern, goldene glänzende Kleider waren um ihre jugendlich blühenden Glieder geschlungen. Aus

er Tiefe der goldenen Wogen aber erhub ſich ei=
e unſichtbare Stimme während des Tanzes, von
er klingenden Muſik der ſilbernen Triangel be=
leitet." —

Editha ſchöpfte Athem und griff zur Laute.
Die Gäſte athmeten ebenfalls tief auf, und erhol=
en ſich von dem Erſtaunen, womit ſie der blinden
Erzählerin zugehört hatten. Aber es blieb ihnen
icht Zeit, ſich Bemerkungen zuzuflüſtern; denn
ie ſchöne Jungfrau ſang ſchon das Lied der un=
chtbaren Stimmen:

„Goldener Fluthen
Strahlender Schein
Dringet mit Gluthen
Tief in die Herzen der Menſchen hinein.

Daß ſie nur ſchmachten
Nach goldenem Trank,
Dichten und trachten
Nach goldenen Schätzen ihr Leben lang:

Und wie ſie trinken,
Wächſ't nur die Gier,
Bis ſie verſinken
In goldenen Strudel mit Geiſt und Seele ſchier.

Doch wo mit Sorgen
Ein Edler sich quält,
Heute wie morgen
Verlorne Tage des Grams nur zählt:

Goldener Fluthen
Strahlenden Schein
Schöpfet, ihr Guten!
In die gesegneten Becher hinein.

Zärtliche Herzen,
Die Kummer bedrückt,
Mit nagenden Schmerzen
Die blühende Blume der Liebe erstickt.

Goldener Fluthen
Strahlenden Schein
Schöpfet, ihr Guten
In die gesegneten Becher hinein." —

Und erzählend fuhr die Blinde fort:

„Die tanzenden Mädchen hatten bei dem letzten Verse mit krystallenen Bechern aus den goldenen Fluthen geschöpft. Die schönste reichte Lamprecht ihren Becher mit freundlichen Geberden; die übrigen ließen das flüssige Metall tönend wieder in das Bassin hinunter träufeln. Lamprechten fuhr ein heißes Entsetzen durch die Seele, als er

den glühenden Trank an die Lippen ſetzte. Er ließ den Becher in Stücken auf den Boden fallen, daß die flammenden Tropfen des rothen Goldes über die weiße Erzfläche dahin floſſen. Der Alte mit dem ſilbernen Bart richtete das Haupt von dem Buche auf, indem er Lamprecht unwillig anredete:

Leichtſinniger Jüngling! weißt du auch, welche Fülle des Glücks und der gefälligen Gaben du in dieſen koſtbaren Tropfen thöricht verſchüttet haſt?

Soll ich es euch offen geſtehen, ehrwürdiger Greis, antwortete Lamprecht: ſo erfaßte mein innerſtes Gemüth ein unheimliches Grauen, durch einen Trunk aus dem kryſtallenen Becher jenen verlockenden Mächten anheim zu fallen, welche in den dunklen Schlüften der unterirdiſchen Nächte in finſtern Felſenengen das blanke Gold und Silber glitzern und glänzen laſſen, um die Seele des Menſchen, die nach den Höhen des Himmels ſtrebt, mit ſchweren Metallklumpen immer tiefer und tiefer in den Boden der Erde herunter zu ziehen. Ja, was vielen Menſchen das größte Vergnügen macht, der

Klang des Silbers, der Glanz des Goldes, sind mir so im innersten Wesen zuwider, daß ein fieberhaftes Grauen mir durch die Seele zieht, wenn ich Summen aufgezählten Geldes, köstliche goldene Gefäße erblicke; weil mir bei der klingenden Münze sogleich die unzählbaren Verbrechen und Sünden, Geiz, Trunkenheit, Ueppigkeit und alle Arten von Ausschweifungen der Menschen vor die Augen treten, zu denen ein Stück Silberblech als Einlaßkarte gleichsam Thore und Thüren öffnet; weil mir aus den Flammen des rothen Metalls die glühenden Augen der Hölle entgegen blitzen, welche mit feurigen Blicken die Seelen der Menschen in den entsetzlichen Abgrund hinunter reißen. Ich für mein Theil könnte mir kein glücklicheres Loos vom Himmel wünschen, als abgeschieden von dem verwirrenden Lärmen und Treiben der Welt, von den sanften Brüsten der Natur genährt, mit einem theuren Wesen selige Tage der Liebe zu leben, und allein mit mir selbst und meinem innersten Wesen beschäftigt, wie ein spielendes Kind, an den süßen

Reizen der Erde mit unſchuldigem Gemüthe mich zu erfreuen.

Gut, ſagte der Alte: wer an ſich ſelbſt genug hat, der iſt der Glücklichſte und bedarf nichts weiter. Aber die Menſchen haben ſich gleich Kindern, die, weil ſie ſich die ſüße Muttermilch zuwider getrunken, entwöhnt werden, von den Brüſten der Natur in die Hände der böſen Amme Angewöhnung gegeben, die nichts thut, als für Geld, und ihren Pflegeſöhnen leckere Näſchereien vorſetzt, damit ſie ſich immer mehr von den einfachen reinen Speiſen entfernen und durch tauſendfache künſtliche Bedürfniſſe, ohne ſich je wieder losreißen zu können, an ihre beſchwerlichen Launen gefeſſelt werden. Gold iſt der mächtige Talisman, der den fröhlichen Genuß des Lebens, gleich den Pforten eines hellen Freudenſaales eröffnet. Der goldene Schlüſſel ſchließt die Herzen der Freundſchaft und Liebe, wie die verborgenen Tiefen des Wiſſens auf. Jede Unternehmung wird mit Hülfe des gelben Freundes ohne viele Mühe leicht und glücklich von ſtatten gehen. Biſt du ein Künſtler und Dichter,

so wird er dich auf halbem Wege zum Tempel des Ruhmes führen; denn du hast nicht nöthig, in qualvoll verlornen Stunden in der blinden Mühle des Lebens, wie ein arbeitendes Thier an die unbehülfliche Maschine der Gewöhnlichkeit angeschirrt, deine besten Kräfte zu verlieren, um dich an dem armseligen Tische des Bedürfnisses satt zu essen. Gold hebt den Unterschied der Stände auf, die Niedrigen und Armen werden mit Freuden die Deinen, und die Hohen und Vornehmen, wie zu ihres Gleichen, mit schmeichelnder Rede herunter steigen. Und wenn du ein Weiser und ein liebender Freund der Menschheit bist, o da darfst du, im Besitze der goldenen Schätze, deine gerührten Augen, mit traurigor Wehmuth im Herzen, nicht mehr abwenden von den Leiden der Brüder und kannst mit milden Händen die reinste Seligkeit des Himmels dir schon hier unten auf der niedrigen Erde bereiten. Auf, naht euch, ihr Jungfrauen mit den krystallenen Bechern! Und du, liebender Jüngling, so lang du Unschuld und lautere Empfindung im reinen Herzen bewahrst, kehre wieder,

ſo oft Bedürfniß oder die Noth des Lebens dich drängt, und die goldenen Wogen werden dir ſtets tönend und glänzend entgegen fließen.

Bei den letzten Worten des ehrwürdigen Alten hatte die erſte der goldenen Jungfrauen ihren Becher gefüllt, und Tropfen flüſſigen Goldes mit freundlichen Augen in Lamprechts Hut gegoſſen, an welchen derſelbe die wunderbare Sternblume befeſtigt hatte. Ihr folgten die übrigen Tänzerinnen mit den goldenen Locken und Gewändern, welche, indem ſie die rothen glänzenden Tropfen aus den kryſtallenen Bechern ausſchütteten, eine nach der andern, folgende Verſe ſangen.

Goldner Tage
Selige Luſt,
Lacht aus dem Becher
Der fröhlichen Bruſt.

Glänzet der Wellen
Goldener Schein,
Schwinden die Sorgen,
Verſtummet die Pein.

Lieblichen Klanges
Das tönende Erz

Stillet die Thränen
Und heilet den Schmerz.

Seufzender Liebe,
Die Kummer bedrängt,
Sind hier die Tropfen
Des Glückes geschenkt.

Zärtlichen Wünschen,
Im Busen genährt,
Sei jede süße
Erfüllung gewährt.

Schmücke dein Liebchen
Mit köstlicher Zier,
Fließen die goldenen
Fluthen doch hier.

Ehre und Reichthum
Und Freundschaft und Glück,
Strahlt aus dem goldenen
Spiegel zurück.

Fühlst du im Herzen
Der Wellen Gesang?
Tönen des Goldes
Ist lieblichster Klang!

Die goldenen Jungfrauen mit glänzenden Lokken, hatten sich während dieses Gesanges, eine nach der andern tanzend hinter den smaragdenen Felsen

verloren. Der goldbärtige Alte brach einen Diamantenzweig von den Bäumen, den er über den mit Gold angefüllten Schäferhut Lamprechts legte, und entfernte ſich ſchweigend in ſeinen weiten ſtrahlenden Gewanden. Das weiße Zwerglein erſchien an der ſilbernen Pforte und führte den Schäfer durch die dunklen Gänge zurück, indem es, wie vorhin, mit ſeiner Fackel die goldenen Ampeln an den ſilbernen Ketten über ihren Häuptern anzündete, und Lamprecht verſicherte, daß er Arme und Beine auf dem ſpiegelglatten Metallboden würde entzwei gebrochen haben, wenn er nicht keuſch und züchtig gelebt, und ſein Herz der Frömmigkeit und treuen Liebe zugewendet hätte."

12.

Editha legte die Laute von ſich, um eine Pauſe zu machen, und nun brach der Beifallsſturm von allen Seiten los. Jedermann, ſelbſt der Kälteſte war entzückt von den glühenden Bildern ihrer über-

schwenglich reichen Phantasie, und um so mehr, da noch Niemand die stille bescheidene Jungfrau von dieser Seite gekannt hatte. Huldigend naheten ihr die Männer, liebkosend die Frauen, und beide Geschlechter waren bemüht, ihr durch Theilnahme und Bewundrung Freuden zu ersetzen, auf die sie theils wegen ihrer Blindheit verzichten mußte, und die ihr theils durch die Vernachlässigung, welche ihr von Seiten ihrer Angehörigen widerfahren war, vergällt worden waren.

Nur ein Paar Augen ruheten neidisch auf ihr, nur ein Herz schlug in bitterm Unmuth über das seltsame und unerwartete Glück der Blinden; es waren die Augen, es war das Herz ihrer Schwester; und ihr Groll wurde schwärzer und giftiger, je deutlicher sie wahrnahm, daß Rudolf von Tyrol von aufglühender Liebe zu Editha an die Seite derselben gebannt sei.

Wirklich war der junge Graf, in Editha's Anschen versunken, noch nicht von der Stelle gewichen, und jetzt, als sie rastete, verkehrte er wieder in süßem Zwiegespräch mit ihr.

„Wie iſt es Euch möglich, edles Fräulein,“ fragte er, „ſolch herrliche Bilder mit brennenden Farben zu malen, da Ihr doch nie mit Euern lichtloſen Augen etwas Aehnliches geſchaut und alſo von der Welt und ihrer Schönheit, von Licht und Farbenpracht keinen Begriff haben könnt?“

„Wohl weiß ich nicht, wie Eure Welt ausſieht, Ritter Rudolf,“ verſetzte Editha, „aber Ihr habt eben ſo wenig Kenntniß der meinigen. Wenn auch meine Augen lichtlos ſind, ſo wähnt deshalb nicht, daß mich ewige Nacht umſchließe. Ein inneres Auge, das ſchon in meiner Kindheit zuweilen aufblinzelte und ſeltſame Blicke in eine ſeltſame Welt warf, dann ſich aber wieder auf Jahre ſchloß, als könne es in trüber Schlaftrunkenheit das Lid nicht erheben, dies Auge iſt, ſeit ich den Eremiten kenne, aufgegangen und blickt in eine Tiefe unbeſchreiblicher Pracht, worin ſich wunderbare herrliche Geſtalten bewegen. Ich bin überzeugt, daß das Eure Farben ſind, nur noch ſchöner, verklärter. Und ſo habe ich denn auch Alles erlebt und geſehen, was ich erzählt habe, als ich nur erſt die

ſchauerliche Sage von Lamprechtswyl in mir aufgenommen. Ihr ſollt ſchon noch mehr und Seltſameres hören, vielleicht ſogar erleben," ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu; „denn auf dem Frieden der Häuſer Lamprechtswyl und Tyrol ruht ein dunkler Fluch, wie Ihr bald vernehmen werdet."

„Auf dem Frieden kann nie ein Fluch ruhen," ſagte Rudolf ſanft und erfaßte ihre Hand. „Wird aber der Frieden von der Liebe gekrönt, dann überſchütten ihn alle Himmliſchen mit ihrem beſten Segen. So kann aller Fluch in Segen verwandelt werden. Meint Ihr nicht auch ſo, ſchöne Editha?"

Die Gräfin entzog glühendroth ihre Hand der ſeinigen und antwortete nicht. Vielmehr griff ſie nach der Laute und ſagte: „Es wird Zeit ſein, daß ich fortfahre, wenn unſere Gäſte die Geſchichte dieſen Abend zu Ende hören ſollen."

Alsbald verſtummte Jedermann auf ein Zeichen Rudolfs und neugierig drängten ſich die Hörer im Kreiſe. Jung und Alt ſtrömte bei, Alles wollte die wunderbare Sage hören.

Editha nahm ihren Sitz ein, griff ein Paar Akkorde und erhob dann die Stimme:

„Der Graf Usso, Schwanhildens Vater, war in die Werkstatt eines Goldschmieds zu Salzburg getreten, um die kostbaren Pretiosen in Empfang zu nehmen, welche er zur nahen Hochzeitfeier seiner Tochter mit dem reichen Grafen Gildo von Tyrol anzufertigen, dem geschickten Meister den Auftrag gegeben hatte.

Wie strahlt doch dieses goldene Krucifix von einem leuchtenden Glanze, wie spielt das reine Wasser der Diamanten auf jenen Ringen und dem kostbaren Halsschmucke mit einer Klarheit im Widerschein der Sonne, daß meine Augen geblendet, den flammenden Schein nicht ertragen, und das ganze Herz mir aufgeht bei dem Glanze der überirdischen Schönheit, welche aus dem edelsten Metalle mir entgegen funkelt! brach der Graf bei Betrachtung mehrer Werke des Goldschmieds aus. Gesteht es nur, Meister, durch welchen geheimnißvollen Zauber, durch welche magische Künste in den Besitz des lautersten, reinsten Goldes ihr gekom-

men ſeid! Denn ſolche wunderbare Pracht und Herrlichkeit iſt von Menſchenhänden aus Gruben und Bergwerken noch niemals an das Tageslicht gefördert worden.

Der Meiſter erzählte, daß das Gold zu dem Kruciſix und den übrigen Kleinodien von einem fremden Rittersmann ihm übergeben ſei, der hinterlaſſen habe, demjenigen, der, von ihm geſendet, einen gewiſſen koſtbaren Edelſtein vorzeigen werde, die unſchätzbaren Gegenſtände auszuliefern. Das edle Metall ſei übrigens unter der Arbeit von ſolcher Reinheit und ſolchem ſeltenen Glanze befunden worden, daß es Alles verdunkle, was er jemals von edlen Erzen unter Händen gehabt.

Er fügte hinzu, daß die Goldſchmiedsgeſellen, als das flüſſige Gold aus den Tiegeln in die Formen gegoſſen worden ſei, einen wunderbar tönenden Klang vernommen zu haben vorgäben.

Wie verſchwinden doch, rief der Graf, ganz im entzückten Anſchaun der herrlichen Gegenſtände verſunken, aus: o wie verſchwinden doch Sonne, Mond und Sterne gegen den einzigen Glanz des Goldes,

das mit tauſend Liebesaugen, wie eine unterirdiſche Geliebte aus den dunklen Brautkammern der Erde, den anlächelt, der den mächtigen geheimnißvollen Zauber verſteht, und ſein ganzes Herz dem gelben Liebchen hat dahin gegeben! Verlorenes Beſtreben der Menſchen, nach oben ihre Hoffnung zu richten, ihre armen Seelen dem Himmel entgegen zu wenden! Nein, hinab in die Tiefen des Erdballs, wo die dunklen Geiſter hauſen, zieht es mich mit unwiderſtehlicher Gewalt, und meine liebſten Hoffnungen und Wünſche ſind einzig an den mütterlichen Boden gefeſſelt. Darum vermocht' ich als Kind ſchon meine Augen nicht ohne Schmerzen nach dem blauen Himmel empor zu richten. Ich begriff nicht, was man in den luftleeren Räumen, in dem grau farbloſe Wolken, die von trübem Lichte erhellt, ohne beſondern Glanz verüberzogen, oder kleine matte Pünktchen, die man Sterne nannte und zur Nachtzeit ſchimmerten, nur ſo einzig Prächtiges und Herrliches finden konnte. Meine Blicke blieben den glänzenden Kieſeln im Bache, wenn ſie in den Strahlen der Mittagsſonne

glitzerten, und mit noch süßerer Begierde den flimmernden Erzstücken, mit welchem ein armer Bergmann für Almosen auf dem Schlosse mich beschenkt hatte, zugewendet.

Und ich konnte als Jüngling, wenn Andere in verübter Thorheit Quellen und Bäumen die Schmerzen ihrer Sehnsucht klagten, halbe Tage lang einsam unter den Felsen des Waldes sitzen, mit begierigen Augen in die düster klaffenden Spalten und dunklen Steinritzen hinunter schauend, in welchen ich das Leuchten blitzender Goldadern zu erblicken, oder das Pochen und Hämmern der unterirdischen Geister, die in den Tiefen der Gebirge das tönende Erz bereiten, mit lauschendem Ohre zu vernehmen glaubte. Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß die Erde gähnend sich nur einmal vor einander spalten, und den ungeheuern glänzenden Metallkern mir aufdecken möchte, der, wie man mir erzählte, im innersten Mittelpunkte derselben verborgen liege.

Indem die Beiden noch also mit einander redeten, trat Lamprecht in seiner Schäfertracht zu

Thür herein. Er zeigte dem Meiſter Goldſchmied den Diamant vor; worauf ihm dieſer die Kleinodien übergab, ohne ihn in ſeiner Verkleidung erkannt zu haben.

Der Graf war nicht wenig erſtaunt, die herrlichen Pretioſen in den Händen ſeines Schäfers zu ſehen. Er hatte keinen Blick von dem Glanze des ſtrahlenden Goldes hinweg gewendet. Es ſchien ihm unmöglich, nur einen Augenblick von den koſtbaren Gegenſtänden ſich zu trennen. Er nahm Lamprecht heimlich bei Seite, indem er mit ſchmeichelnder Rede alſo gar freundlich zu ihm redete:

Ei Lamprecht! Lamprecht! was biſt du für ein getreuer Schäfer! denn da du nun wahrſcheinlich einen großen Schatz im Gebirge entdeckteſt, ſo haſt du dieſe güldenen Pretioſen bei dem Meiſter Goldſchmied gewiſslich allein um deswillen anfertigen laſſen, um ſie deinem gnädigen Fräulein, die, wie du weiſt, nun bald mit dem reichen Grafen von Tyrol ſich vermählen wird, an ihrem Ehrentage, als köſtliche Morgengabe, wie es von dem

Diener recht und billig iſt, in Ehrfurcht zu Füßen zu legen?

Mit nichten, Herr Graf! antwortete Lamprecht, den die liſtige Anrede ſeines habſüchtigen Herrn verdroſſen hatte, gar keklich: denn wenn ich euer getreuer Schäfer bin, ſo habe ich eure Schafe in Sonnenſchein und Regen mit redlichem Fleiße auf den fetten Triften gehütet, und in finſtern Mitternächten ſorgſam gewacht, daß der grimmige Wolf nicht in die unbehüteten Herden dringe, und in ſeinem blutigen Rachen die zarten Lämmlein in die Felshöhle des Waldes zur grauſamen Beute entführe. Wollte aber das Glück, daß ich einen goldenen Schatz, wie ihr meinet, in meiner Armuth ſollte gefunden haben, ſo würde ich ſolche herrliche goldene Ringe, Spangen und Armbänder, wie ihr hier vor Augen ſehet, lieber meinem eigenen Liebchen, als der Braut eines Andern, verehren, um ihre ſchönen Glieder gar prächtig damit auszuſchmücken.

Er erzählte weiter, daß das goldene Kruzifix für eine heilige Kapelle beſtimmt ſei, die übrigen

Sachen aber, wie es der Meister Goldschmied dem Grafen auch würde berichtet haben, einem fremden Ritter angehören, dem es jedoch ein Leichtes sein würde, seinem gnädigen Herrn mit Kostbarkeiten von hundertfach so hohem Werthe als diese, so oft er darnach Gefallen trüge, zu beschenken, ohne dadurch eine Lücke in seiner Schatzkammer zu spüren; da derselbe, in einer unterirdischen Höhle eine sprudelnde Goldquelle entdeckt, die unversiegbar sei, und aus welcher das edelste kostbarste Metall in glühenden Wogen, dem, der darauf schöpfe, fast von Neuem entgegenströme.

Als der Graf Ulfo von dem sprudelnden Goldbade hörte, funkelten seine Augen, seine Lippen zuckten; die lebhafteste Begierde sprach aus allen seinen Mienen und Geberden.

Wie? rief er aus: so ist es kein Traum, keine leere Einbildung, was ich in jenem einzig entzückenden Augenblicke mit Augen gesehen, wovon ich nachher in so vielen Büchern als von einer sichern Sache gelesen habe, daß eine sprudelnde Goldquelle aus dem verborgenen Schooße der Er-

de glänzend hervorſtrömt, aus welchem dem glücklichen Entdecker die Fülle des Reichthums und der Schätze ohne Ende herauszuſchöpfen gegeben iſt?

Er umarmte ſeinen Schäfer bei dieſen Worten mit dem lebhafteſten Entzücken, gab ihm die theuerſten und ſchmeichelhafteſten Namen, und beſchwor ihn bei allem Heiligſten und Höchſten, ihn eiligſt zu dem fremden Ritter zu führen, damit er ihm den unterirdiſchen Goldquell, nach welchem ihn ſein Herz dränge, ohne Verzug entdecken möge.

Lamprecht verſprach des Grafen Begehren zu erfüllen, ſobald er ihm einen gewiſſen Preis als Belohnung zuſagen werde.

Fordre, was du willſt, erwiederte Jener; mein Gut und Blut, Reichthum, Ehre, Alles, ja meine unſterbliche Seele ſelbſt, wenn ich an der goldenen Speiſe meinen wüthenden Heißhunger zu ſättigen, meinen glühenden Durſt in dem rothen Tropfen des glänzenden Metalles einmal auszulöſchen, erlangen kann, mit welchem in meinem innerſten Herzblute mich zu vermiſchen, eine unwiderſtehliche

Begierde mein ganzes Leben hindurch mich schon gedrängt hat.

Er erzählte nach einer Pause, als er sich von seinen lebhaften Erstaunen etwas erholt hatte, wie er in seiner Jugend, von jenem unerklärlichen Triebe nach den unterirdischen Schätzen der Erde verlockt, eines Tages sich tiefer und tiefer in die Felsen des Gebirges verirrt habe, als die Sonne über den röthlichen Gipfeln längst untergegangen und der hinter dichten Wolkenmassen düster aufleuchtende Mond seine gespenstlerhaften Schauer über die Einsamkeit der wilden Gegend verbreitet habe.

Ein scharfer Nordwind, fuhr der Graf fort zu erzählen: strich durch die dunklen Wipfel des Waldes, die Wurzeln und Aeste der Tannen und Fichten knarrten und ächzten, nächtliche Eulen flatterten, das Käuzlein heulte seinen gellenden Todtengesang krächzend aus der schauerlichen Ferne. Eine nie gefühlte Unruhe trieb mich durch das dichtverwachsene dornige Gestrüpp, über bemooste Steine, Felstrümmern, durch wilde Waldbäche unaufhaltsam von Gründen zu Gründen. Die schwarzen

Wolkenmaſſen im fernen Norden hatten ſich immer dichter zuſammengezogen. Ein Gewitter war im Anzuge; rothe Blitze fuhren zuckend aus geſpaltenen Wolkenritzen; der Donner wallte drohend hinter den Bergen. Dicke Regenſchauer ſchütteten rauſchend ihre vollen Schläuche in den glühenden Sand; naſſe Tropfen raſchelten in den halbverdorrten Nadeln und Zweigen.

Von wilder Haſt fortgezogen, war ich den Rücken eines ſteilen Bergabhanges hinangeklettert. Meine blutigen Sohlen glühten, und obgleich meine Kleider von den heftigen Regengüſſen, die vom Himmel ſtrömten, von kalten Tropfen trieften; ſo ſtand doch der heiße Schweiß auf meiner brennenden Stirne. Ein fürchterlicher Donnerſchlag, laut an den Bergen widerhallend, erdröhnte furchtbar dicht über meinem Haupte; die heftigen Stöße des ſauſenden Sturmwindes trieben mich über ſchroffe Klippen und gähnende Spalten mit Gefahr des Lebens in die dunkle Felsſchlucht hinunter, welche Blitz auf Blitze mit rothen Flammen unten tief zu meinen Füßen im gelben Widerſchein gräßlich

erleuchteten. Schäumende Gießbäche rauſchten mit gewaltigem Brauſen über ausgehöhlte Steinmaſſen ſauſend an mir vorüber; losgerüttelte Erdtrümmer rollten unter meinen unſichern Tritten; ich mußte oft an den halbverfaulten nackten Baumwurzeln mich feſthalten, welche in engen Ritzen die aus einander geborſtenen Felſen geſpalten hatten.

Der Boden zitterte von den fortwährenden Donnerſchlägen, die Eulen krächzten und ſchnarchten, aufgeſchreckt in den mitternächtigen Felſenhöhlen; meine Sinne fingen an mir zu vergehen; ich glaubte, daß jeden Augenblick die wilden Steinmaſſen über meinem Haupte zuſammenſtürzen und mich zerſchmettert unter ihren mächtigen Felstrümmern begraben würden.

Da krachte es plötzlich mit toſender Gewalt fürchterlicher als je, das rollende Dröhnen des Donners ſchien von unten herauf zu kommen. Die Erde ſpaltete ſich gähnend in einer tiefen Kluft von einander, helle Schwefelflammen fuhren ziſchend aus dem dunklen Boden hervor, die mit gelben Zungen hoch an die finſtern Wolken des Himmels

leckten. Eherne Fußtritte, die mit dem dumpfen Tönen metallener Glocken über unterirdiſche Felſen näher klangen, glaubte ich durch die Oeffnung unter der Erde zu vernehmen. Ein ſtarker rieſiger Mann mit breiten Schultern und mächtigen Gliedern ſtieg aus dem gelben Schwefelqualm hervor; ſeine glühenden Augen, die ſich, wie rothe Feuerräder im Kopf herumdrehten, leuchteten mit ſprühenden Flammen in die dunkle Nacht; und ſein rieſiger Körper war aus glänzendem Erz gebildet, über welches ſich der ſchwarze Ruß, wie über die braune Haut eines Köhlers, feſtgeſetzt hatte.

Ich bin der Goldkönig, der Rieſe der Erde, ſprach der Metallene mit einer Stimme, welche wie der eherne Klang einer Trompete, ſchmetternd an den Felſen wiederhallte. Folge mir, wenn dein Herz ſich ſehnt, die verborgenen Herrlichkeiten tief in dem unterirdiſchen Schooſſe der dunklen Erde zu ſchauen.

Ich that einen Blick in die geſpaltene Oeffnung, aus welchen der Qualm und der Rauch des

Schwefels ſich verloren hatten, und glaubte bis tief in den goldenen Kern der Erde hinunter zu ſchauen, wo nie geſehene Herrlichkeiten ohne Maaß und Ende mit tauſend leuchtenden Strahlen von allen Seiten flammernd mir entgegen glänzten.

Es zog mich mit ehernen Armen hinunter. Wir ſtiegen über abwechſelnde Steinmaſſen, ſuchten Wege durch Höhlen und dunkle Erdſchichten, und kletterten an ſteilen Felſenwänden in Schluchten und ungeheure Tiefen ohne Ende, hinunter, in denen die feurigen Augen meines Begleiters ſtatt der Laternen dienten. Bald mußten wir durch enge Päſſe und Spalten mühſam uns hindurchwinden, bald an metallenen Sproſſen und Strickleitern, die Jener an vorragenden Felſenſpitzen befeſtigt hatte, in Abgründe und gähnende Klüften viele hundert Klaftern tief uns hinunter laſſen. In grauſer Finſterniß rauſchten die Ströme der unterirdiſchen Gebirgswaſſer in tiefer Ferne zu unſern Füßen, welche, als wir näher kamen, bald murmelnd und toſend unter Felſen und Steinen mit wilder Gewalt ihr unſichtbares Bette wühlten;

bald mit lautem Toben schäumend ihre dunklen Wogen über spitzige Felsen wälzten. Wie von tausend brausenden Wasserrädern und saugenden Pumpen arbeitete es unaufhörlich in den dunklen Kammern der Erde. Quellen und Gießbäche sprudelten aus allen Ritzen und Spalten. Die Trauben des Tropfsteines, wunderbare Gestalten bildend, fielen versteinernd von den feuchten Wänden herunter. Ueber weite unterirdische Seen, die mit brüllenden Wogen an die Wölbungen der Felsenhöhlen brandeten, hatten mächtige Steinmassen kolossale Felsenbrücken geschlagen. Die ungeheuren Wasserfälle stürzten mit donnerndem Geräusch von Gipfel zu Gipfel in die unermeßlichen Tiefen hinunter.

Dieses ist die Region der Wasser, sagte der Riese: hörst du, wie das aufgeregte Meer in seinem tiefen Kessel mit brüllenden Wogen draußen an die Felsen schlägt? Die Wassergeister sind in Arbeit und haben einen Seesturm erregt. Sie möchten gerne die alte Herrschaft des strömenden Elements wieder geltend machen und mit dem

Schwall der ſprudelnden Wellen ſchäumend und brauſend in das feſte Haus der Erde hereinbrechen. Aber wir haben ihnen mit gutem Vorbedacht die ſchützenden Wälle der Felſen vorgeſchoben.

Wir waren unterdeſſen immer tiefer und tiefer in den innern Kern der Erde hinunter geſtiegen. Das Rauſchen der unterirdiſchen Waſſer konnten wir über uns nur noch murmelnd in dumpfer Ferne vernehmen. Die Granitblöcke und Thurm hoch über einander geſchichteten Felſenwände wurden immer koloſſaler und mächtiger. An den, Glocken gleich, weit hin verhallenden Klange der ehernen Fußtritte meines Begleiters konnte ich es abnehmen, daß die Räume der Höhlen mit ihren dunklen Wölbungen ſich immer weiter aus einander breiteten, unter denen ungeheure Granitlagen rieſige Pfeiler bildeten. Ein ſchneidender Luftzug ſchnob durch die kühlen Gänge, aus allen Ritzen und Löchern pfiffen und heulten die Stimmen der Winde. Ein gewaltiges Wehen erhub ſich dumpf toſend näher und näher, und dann mit lauten wiederholten Schlägen weiter und weiter in den fer-

nen Schluchten verhallend, unten aus den innersten Tiefen der Erde. Ein mächtiges Brausen wie von hunderten rastlos auf- und niederklaffenden Blasebälgen, die bald mit einem blähenden Schwall von Winden ihre ungeheuern Bäuche aufschwellen ließen, bald pfeifend und schnarchend ihre heulenden Schläuche wieder entluden, glaubte ich hinter den Felsen in den verschlossenen Höhlen zu vernehmen. Laut prasselnd schlug der Sturm, mit dumpfem Krachen von allen Seiten widerhallend, an die zitternden Wände. Donernde Orkane machten brüllend sich auf. Die Luftströme wurden immer reißender, mächtige Felsstücke wurden aus dem Boden aufgewühlt, ungeheure Granitblöcke, wie leichte Federbälle, in sausendem Fluge an unsern Köpfen vorübergeschleudert. Es war, als ob die kreisenden Wirbelwinde, welche Sturm, Hagel, Ungewitter, Erdbeben und Wasserfluthen erregen, im rastlosen Fluge mit der Eile des Blitzes um die äußersten Enden des Weltballs jagen, mit donnernder Wucht von tausend Trümmern mit fürchterlicher Gewalt unaufhaltsam Alles mit fortreißend,

ſich in die innerſten Eingeweide der Erde einen Weg gebahnt hätten. Der Rieſe hatte mich, um nicht auf das Jämmerlichſte an den Felſen zerſchmettert zu werden, in ſeinen ehernen Armen feſthalten müſſen.

Dies iſt die Region der Winde, ſagte er, als die unterirdiſchen Stürme mit hohlen Brauſen in dumpfer Ferne über uns brauſten. Aus den Höhlen, wo die Wirbelwinde und Stürme angefeſſelt liegen, iſt ſo eben ein wüthender Orkan losgelaſſen. Die Waſſergeiſter droben haben Hülfsvölker verlangt, um ihre wilde Tücke an den winzigen Schiffleln der Menſchen um ſo grimmiger auszuüben, welche ſie, wie hüpfende Wallnußſchaalen, auf der gepeitſchten Fläche des ſchäumenden Meeres auf und nieder tanzen laſſen. Wenn du dein Ohr dort an die Felſenwand lehnſt, ſo wirſt du deutlich das Läuten der Sturmglocken, und das klägliche Jammergeſchrei der Schiffbrüchigen in demſelben Augenblicke vernehmen, wo der lecke Kiel durch die Gewalt des fürchterlichen Orkans ohne Rettung von den brauſenden Waſſerbergen in tauſend Trüm-

mern gegen die spitzigen Felsenrisse geschleudert wird.

Mein Begleiter stieg mit immer schnelleren Schritten an den jähen Felsenwänden hinunter. Die Winde hörten auf zu pfeifen, der Sturm brauste mit hohlem Tosen in weiter Höhe über unsern Häuptern vorüber.

Die Steine selbst schienen jetzt einen Klang von sich zu geben, so wie der Riese mit seinen metallenen Gliedern sie berührte. Blitzende Erzadern flimmerten gleich goldenen und silbernen Schlangen, in den Felsen. Ein heller Schein drang durch alle Spalten und Ritze, rothe Lichter liefen widerglänzend an den dunklen Wänden auf und nieder. Wie von tausend und aber tausend lodernden Fakkeln flammte und glühte es in den unterirdischen Tiefen.

Der Riese befand sich recht in seinem eigentlichen Elemente, je tiefer und tiefer wir in den flammenden Abgrund hinunter stiegen. Seine Augen sprühten feuriger, seine metallenen Glieder glühten wie das lauterste durchsichtigste Gold,

welchen dunkelrothe Adern von funkelnden Rubinenblute floſſen. Der Klang ſeiner Stimme wurde tönender und gewaltiger; der Hauch, der aus ſeinem Munde ging, war feurig, wie der glühende Odem eines hohen Ofens; er hatte meine Glieder mit einer flüſſigen Metallerde beſtrichen, welche gegen die entſetzliche Hitze mich ſchützte, die mit verſengendem Brodem durch die glührothen Lüfte zitterte.

Wir ſtanden jetzt an den Krater eines ungeheuern Abgrunds, aus welchem eine dicke Rauchſäule dampfend und qualmend in die Höhe ſtieg. Ein lautes Klopfen und Hacken, wie von tauſend geſchäftigen Bergleuten, war von allen Seiten ringsum hinter den Felſen zu vernehmen. Tief in dem Abgrunde drinnen pochte es von ungeheuern Hämmern, welche mit einer Gewalt, als wenn Berge und Felſen krachend und donnernd in mächtigen Trümmern über einander ſtürzten, auf rieſige Amboſe herniederfielen. Man konnte das unterirdiſche Feuer kniſtern und die lodernden Flammen,

gleich einem feurigen Sturmwind, unten in der Tiefe brausen hören.

Als die dampfende Rauchsäule sich verzogen hatte, hieß mich der Riese in den Krater des Abgrunds hinunter schauen. Mit rother Gluth schlug mir leckend und lodernd ein feuriges Flammenmeer entgegen. Die ungeheuern Erdbrände wälzten sich mit sprühenden Funken flackernd immer weiter fort hinab in die tiefsten Tiefen der Erde. Glühende Kohlenberge von ausgebrannten Wäldern und Steinkohlenlagern wurden von mächtigen Riesen angeschürt, welche große eiserne Zangen in den Händen hielten. Die Ströme des flüssigen Erzes ergossen sich mit sprühenden Wogen von allen Seiten aus den glühenden Felsen. Meine Augen vermochten nur auf Augenblicke die Gluth und versengende Hitze zu ertragen.

Dieses ist die unterirdische Schmiedewerkstätte der feuerspeienden Vulkane, sagte mein Begleiter, wo die verworfenen Geister aus den schwarzen Abgrunde der Hölle verdammt sind, aus dem dampfenden Kraten der unterirdischen Schlünde, Feuer

und Schwefel gegen die Sterne des Himmels zu ſchleudern. Sie ſind eben dabei, die heißen Lavaſtröme in Fluß zu bringen, in deren flammenden Wogen ſie die Städte und Dörfer der Menſchen erſäufen; wenn die glühenden Steine und Felſen mit ſprühenden Aſchenregen untermiſcht, gleich feurigen Sterntrümmern, donnernd und krachend aus den brennenden Lüften auf die erſchrockene Erde herniederſtürzen. — Doch ich ſelber ertrage nicht länger die Qual der entſetzlichen Hitze, welche mit verſengenden Gluthen aus der Tiefe des flammenden Kraters ſteigt. Komm, laß uns eilen, den Mittelpunkt der Erde nunmehr zu erreichen, wo nie geahnte Schätze ohne Maaß und Ende in glänzender Fülle verborgen liegen, über welche ich und mein Bruder als treue Wächter verordnet ſind, und gegen welche alle Pracht und Herrlichkeit der ſtolzen Sonne beſchämt verſchwinden muß.

Das Klopfen und Hacken der unſichtbaren Arbeiter hinter den Felſen, das gewaltige Pochen der Hämmer auf den eiſernen Ambos, das Brauſen der unterirdiſchen Feuerflammen dauerte noch lange.

Die brennende Hitze fing an nach und nach ſich abzukühlen. Die gemeinen Steinmaſſen verſchwanden, die Felſen ſchienen aus lauter blitzenden Erzadern zuſammengeſetzt zu ſein, zwiſchen welchen die leuchtenden Augen der köſtlichſten Edelſteine funkelten. Silberne Sternblumen mit goldenen Blätterkronen blühten glänzend aus dem Boden hervor. Wie von dem feuerfarbenen Spiegel eines morgenröthlich flammenden Meeres glänzte es purpurglühend aus ſchimmernder Ferne. Durchſichtige Kryſtallwände ließen ganze Berge von Rubinen und Karfunkeln leuchtend über einander gethürmt erblicken, welche in tauſendfach gebrochenen Strahlen mit dunkelrothen Gluthen in roſenfarbenen Widerſchein flammten. Und wie aus rauher ungeſtalteter Schaale der edle Kern der Frucht rein und glänzend ſich ablöſt: ſo lag, gleich einer unterirdiſchen leuchtenden Sonne, der goldene Metallkern der Erde hell und glänzend vor meinen Augen, welcher aus den Strömen des flüſſigen Erzes ſich bildete, die mit glänzenden Wogen von allen Seiten in den goldenen Ocean ſich ergoſſen.

Meine ganze Seele erweiterte ſich bei dem unbeſchreiblichen Anblick. Ich hätte alle Seligkeit des Himmels für den einzigen Augenblick dahin gegeben. Die innerſte Sehnſucht meines Herzens war geſtillt. Ich jauchzte laut auf vor Entzücken. Ich hätte ewig nur ſo daſtehn, und an der unterirdiſchen Pracht und Herrlichkeit meine überraſchten Augen weiden mögen. Da kam der rieſige Goldkönig mit einer funkelnden Königskrone, die von lauter Perlen und leuchtenden Edelſteinen glänzte, auf dem Haupte, auf mich zugeſchritten, und küßte mich ſtillſchweigend auf die Lippen, daß der glühende Hauch, der aus ſeinem Munde ging, ein wildes Feuer in meiner innerſten Seele entzündete. — Ich erwachte in der Kühle des Morgens unter den dämmernden Felſen des Waldes. — Und nun, guter Lamprecht, laß uns eilen, die unterirdiſche Höhle mit der fließenden Goldquelle aufzuſuchen, von der ich ſo lange vergeblich geträumt, und nach welcher mich eine unwiderſtehliche Gewalt hinunter zieht.

Lamprecht führte den Grafen auf geradem

Wege zu dem Eingange der Höhle, welche sich ihm, durch die Kraft der Wunderblume, die er, ohne ihren geheimnißvollen Zauber zu ahnen, noch immer am Hute trug, auch diesmal nicht fern von dem wohlbekannten Eichbaum, eröffnete. Das weiße Zwerglein mit seiner Fackel erschien aber nicht. Sie mußten auf den beschwerlichen Wege in den dunklen Gängen über mächtige Felsblöcke klettern, deren scharfe Kanten ihre Glieder blutig ritzten.

Die eisernen Pforten in den unterirdischen Gewölben glühten von rothen Flammen, durch welche sie hindurch schreiten mußten. Ihre Füße stolperten oft über große eiserne Kasten mit schweren Riegeln und mächtigen Schlössern, in welchen klägliche Stimmen ächzten und winselten. Man hörte es drinnen von goldenen und silbernen Münzsorten klingen.

Wie viel hast du gezählt, Harpax? fragte im jammernden Tone eine unsichtbare Stimme aus dem ersten Kasten.

Eilftausend Dukaten, antwortete es seufzend in dem zweiten.

Du haſt dich um einen Dukaten verrechnet; zähle von vorne, winſelte die erſte Stimme. Es waren die unglücklichen Seelen der Geizigen, die bis zum jüngſten Tage mit ihren Mammon in die eiſernen Kaſten hineingebannt waren. Lamprecht wurde es immer unheimlicher zu Muthe.

Als ſie in die Felſengrotte mit der ſilbernen Thüre hineintraten, pfiff ihnen der Sturmwind heulend aus allen vier Regionen entgegen. Die unterirdiſchen Ströme brauſten. Man hörte ein mächtiges Pochen und Hämmern hinter den Felſen. Es war, als ob ungeheuere Steinklüfte mit gewaltigen Knallen in den Tiefen der Erde aus einander geſprengt würden, daß der Boden unter ihnen zitterte, und das erſchütterte Gewölbe über ihren Häuptern zuſammen zu ſtürzen drohte. Ha meine Unterirdiſchen! rief der Graf frohlockend mit funkelnden Augen.

Lamprecht glaubte, indem er näher an die ſilbernen Thorflügel trat, die letzten leiſe verhallenden Klänge der ſilbernen Triangeln an den ſingenden Bäumen und lieblich verſchwebenden Tönen der

regenbogenfarbenen Paradiesvögel auf den Rubinenlauben in der wunderbaren Höhle durch das Heulen des Sturmes und das dumpfe unterirdische Getöse im sehnsüchtigen Herzen zu vernehmen. Als sie auf der glatten Erzfläche durch den Saal schritten, glühten ihnen die krystallenen Wände im blutrothen Widerschein entgegen. Aus den Säulen sprühten flammende Funken. Der Alte mit seinem Buche war nicht zu sehen. Die glänzenden Locken der goldenen Jungfrau sah man noch eben hinter den grünen Felsen verschwinden.

Die rothen Goldbäche ergossen sich, ohne zu tönen, in das dampfende Becken, in welchem die glühenden Wellen mit siedenden Boden kochten und zischten. Der Boden schien unter ihren Füßen zu brennen.

Auf einmal leuchteten schwefelgelbe Blitze zukkend hinter den diamantenen Felsen. Der unterirdische Donner rollte. Wie dumpfe Glocken tönte es aus der Ferne, eherne Fußtritte stampften den Boden. Der Riese mit der funkelnden Königskrone auf dem Haupte trat hinter den Felsen heraus.

Die zuckenden Blitze ſchienen aus ſeinen feuerſprühenden Augen hervor zu leuchten.

Der Goldkönig! ſchrie der Graf außer ſich. Todtenbläſſe bedeckte ſein Geſicht. Seine Lippen zuckten, alle ſeine Glieder zitterten, die heißen Schweißtropfen ſtanden auf ſeiner Stirne.

Trinke! rief Jener, indem er aus dem goldenen Fluthen einen Becher ſchöpfte, und der Ton ſeiner ehernen Stimme hallte ſchmetternd an den Felſen wider.

Der Graf griff haſtig nach dem Pokale, den er mit heißer Begierde bis auf den letzten Tropfen hinunter ſtürzte.

Er verlangte noch einen zweiten und dritten Becher.

Trinke! rief der Rieſe mit feuerfunkelnden Augen noch gewaltiger als vorher in ſeinem ſchmetternden Trompetentone: Trinke, bis von den glühenden Tropfen alle menſchlichen Gefühle in deinen Adern erlöſchen, und ſtatt den ſüßen Empfindungen des Himmels ſtarres Erz und rothe Goldklumpen die Tiefen deines Herzens ausfüllen.

Wußte ich es doch, daß du über kurz oder lang zurückkehren, und deine dunkle Seele den finstern unterirdischen Mächten ganz und gar übergeben werdest. Denn die Menschen vermögen den goldenen Versuchungen nicht zu widerstehen.

Als sie aus der finstern Höhle an das freundliche Tageslicht hervorgestiegen waren, und das frische Grün des Frühlings und die bunten Wiesenblumen mit balsamischen Athem sie wieder umdufteten, sprach der Graf, indem er seine Blicke zur Erde richtete:

Laß uns aus den lichten Räumen des Himmels eilen! Meine Augen schmerzen mich; sie können die Strahlen der Sonne nicht ertragen.

Er suchte sich durch Lamprechts Versicherung zu überzeugen, daß keinesweges ein wunderbarer Traum, die lieblichste Täuschung vor seinen entzückten Sinnen vorübergegangen. Er drang in ihn, daß er, wenn es dem Glücklichen erlaubt sei, so oft sein Herz es begehre, nach den strahlenden Goldquell zurückzukehren, ihm den Namen des fremden Ritters nunmehr nicht länger zu verschwei-

gen; ſondern ihn um jeden Preis zu demjenigen zu führen, der den Schlüſſel zu der geheimnißvollen Höhle in Händen habe.

Lamprecht, der ſich über die wunderlichen Reden und Geberden ſeines Herrn in ſeiner Seele gar ſehr entſetzt hatte, fürchtete doch die Hoffarth des ſtolzen Grafen, welche in der ganzen Gegend bekannt war, in eben dem Grade, als er deſſen unerſättliche Habſucht und Gier nach Gold und Schätzen vor Augen ſah. Er fing daher mit klugem Vorbedacht folgendermaßen an zu reden:

Daß es mir vergönnt ſei, ſo oft ich begehre in die wunderbare Höhle nach dem unterirdiſchen Goldquell zurück zu kehren, könnt' ich durch die Worte des ehrwürdigen Alten mit dem goldenen Barte euch beweiſen, den ihr zwar nicht mit Augen geſehen, welcher aber, wie ich gar nicht zweifle, als mächtiger Herrſcher in den unterirdiſchen Reichen regiert; und auf deſſen Geheiß alle dieſe wunderbaren Herrlichkeiten vor meinen erſtaunten Blicken ſich eröffnet haben. Was übrigens den niedern Stand anbelangt, an welchem ihr, Herr Graf,

bei dem Anliegen, das ich jetzt euch vorzubringen gedenke, einen gerechten Anstoß nehmen könntet; so wißt, daß ich keineswegs, wie ihr glaubt und vor euch seht, ein gemeiner Schäfer, sondern kein Anderer als jener fremde Rittersmann selber bin, von welchem ihr den Meister Goldschmied bei Gelegenheit der goldenen Kleinodien in seiner Werkstätte zu Salzburg habt reden hören.

Er fuhr fort zu erzählen, wie er dieses durch gültige Dokumente beweisen könne, welche ihm von seinem Erzieher, einem ehrwürdigen Geistlichen, als er das Jünglingsalter erreicht, in einer silbernen Kapsel übergeben seien, die er aber aus Furcht, an seinem eigenen unwürdigen Erzeuger, sobald er sich von dessen Geschlecht und Namen näher würde unterrichtet haben, die blutigste Rache zu nehmen, zu eröffnen bis jetzt noch nicht gewagt habe. Denn so viel sei ihm bekannt, daß seiner früh verstorbenen Mutter, einem schönen, aber armen Fräulein, deren Bild er stets an seinem Herzen trage, von einem reichen Grafen die Ehe versprochen worden sei, daß aber der Ungetreue aus Geiz und Hab-

ſucht die Unglückliche nachher ihrem Kummer über-
laſſen habe, da derſelbe mit einer vornehmen Dame
von unermeßlichen Reichthümern ſich zu vermäh-
len, ſpäterhin Gelegenheit gefunden.

Als ich nun, ſo ſchloß Lamprecht ſeine Erzäh-
lung, als armer fahrender Ritter in der Welt um-
her irrte, lernte ich bei einem glänzendem Turnier
auf einer Burg in Tyrol ein vornehmes Fräulein
von wunderbarer Schönheit und Sittſamkeit ken-
nen, in die ich mich ſterblich verliebte. Da ich aber
in meiner Armuth bei dem reichen Vater öffentlich
um ihre Hand zu werben nicht wagen durfte, ſo
wählte ich dieſe niedrige Kleidung, und ließ als ge-
meiner Schäfer mich in Dienſte nehmen, um in
dem melancholiſchen Schatten der Bäume auf den
einſamen Wieſen mit den traurigen Gedanken mei-
ner Liebe nach ihrem ſtolzen Schloſſe hinauf zu
ſchauen, oder, wenn ſie von dem hohen Söller in
das grüne Thal herunter blickte, an dem Glanze
ihrer Schönheit, wie die Blumen an den goldenen
Strahlen der Sonne, mich zu erquicken. Das
ſchöne Fräulein, um das ich minne, Herr Graf

ist eure holdselige Tochter Schwanhilde, und der Preis, den ich von euch fordre —

Du und kein Andrer sollst mein Eidam werden, unterbrach ihn der Graf, indem er ihn in einer sonderbaren Bewegung umarmte. Lamprecht glaubte den glühenden Hauch des Goldes auf seinen Lippen zu fühlen.

Lamprecht holte aus seiner Schäferhütte einen stattlichen Ritteranzug hervor, gürtete sein adeliges Schwert um die Hüften, und legte die goldenen Sporen und einen glänzenden Harnisch an, den er mit Riemen über seine breiten männlichen Schultern befestigte. Ein silberner Helm mit himmelblauen Federn blitzte in den Strahlen der Morgensonne auf seinen dunklen Locken. Die Lämmer in den Hürden schienen mit lautem Blöcken ihrem treuen Hirten ein trauriges Lebewohl zuzurufen. Der treue Hund begleitete seinen Herrn, indem er wedelnd an der glänzenden Rüstung hinaufsprang, zum Schlosse.

Gildo von Tyrol machte große Augen, als der Graf Uffo vor ihn trat und Lamprecht für seinen Eidam erklärte.

Wie? Herr Graf! rief er aus: habt ihr etwa des guten Weines zuviel geleeret, daß ihr im Rauſche eure edle Tochter von mehr als dreißig *Ahnen, euern ritterlichen Vorfahren in ihren Heldengräbern* zum Poſſen, wie eine niedrige Bauerdirne an einen gemeinen Schäfer zu verkuppeln euch nicht ſchämt?

Schäfer oder Edelmann, erwiedert ſpöttiſch der Graf; mir gilt Alles gleich viel; denn ſeit ich jene lichte Wunderpracht und königliche Herrlichkeit in den Tiefen der Erde mit Augen geſehen habe, iſt mir wenig oder gar nichts an verſchimmelten Stammbäumen und verroſteten Ahnen gelegen. Führt dieſer, mein neuer Eidam, doch den älteſten und gültigſten Adelsbrief mit ſich, durch den man mit leichter Mühe Grafentitel und Herzogthümer erwirbt, der den Bettler dem Prinzen von Geblüte gleich macht, vor dem Könige und Kaiſer ſich beugen, ja durch deſſen Beſitz man Thronen beſteigt, Länder erobert, und weite Reiche groß und mächtig macht. Ich kann meine Tochter Schwanhil-

de nur dem reichſten Freiersmann zur Ehegenoſſin geben; und dieſer, mein vormaliger Schäfer, beſitzt eine geheime Schatzkammer in dem verborgenen Schooße der Erde, gegen deren unerſchöpfliche Fülle die Fürſten der Welt mit all' ihrem angehäuften Gold und Reichthümern, nun als arme Bettler erſcheinen möchten.

Er hatte, während daß er ſo redete, den Stammbaum ſeines uralten adeligen Geſchlechtes vor den Augen der Anweſenden in tauſend Stücke zerriſſen, die er Gildo hohnlachend vor die Füße warf. Alle erſchraken über die Wildheit und das unbändige Weſen des Grafen. Der abgedankte Freiersmann ritt kopfſchüttelnd mit neidiſchen Augen zum Schloßthor hinaus.

Die beiden Liebenden wurden in der Burgkapelle, welche Lamprecht mit dem koſtbaren goldenen Krucifix und vielen andern herrlichen Kleinodien reichlich beſchenkt hatte, bald darauf feierlich getraut.

Und wenn ihre zärtlichen Herzen ſich früher an dem ſüßen Glücke ihrer treuen Liebe nur heim-

lich und verſtohlen, wie an einem köſtlichen Schaz-
ze, den man voll ängſtlicher Beſorgniß vor den nei-
diſchen Augen der Welt verbirgt, in ſüßberauſchen-
den nächtlichen Augenblicken geweidet hatten, ſo
fühlte die ſchöne Schwanhilde ſich nun doppelt be-
ſeligt, da ſie den herrlichen Jüngling nach ſo viel
bangen Tagen des hoffnungsloſen Kummers nun
ganz den Ihrigen nennen, und ihn mit dem
vollen ſüßen Rechte der Liebe als treuen Ehege-
mahl an ihren zärtlichen Buſen drücken durfte. Sie
konnte ſich nicht ſatt ſehen an ſeiner ſchlanken kräf-
tigen Geſtalt, wenn er in männlicher Schönheit,
mit ſeiner glänzenden Rüſtung angethan, mit ed-
lem Anſtande zu Roſſe ſtieg, und an ihrer Seite
in den Forſt zum rüſtigen Waidwerke hinaus ritt,
oder mit einem tapfern Gegner in den Schranken
beim feſtlichen Turniere ſiegreich eine ritterliche Lanze
brach.

Tage des köſtlichſten, ſelig ſich wiederholenden
Genuſſes ſtiegen mit dem Uebermaße des Entzük-
kens aus dem lächelnden Schooße des Himmels
auf die Glücklichen hernieder. Die goldenen Strah-

ten der Abendsonne waren ihnen freundliche Boten, welche ihre zärtlichen Herzen zu der Wonne der Liebe riefen; und die purpurne Morgenröthe weckte sie aus inbrünstigen Umarmungen, um sie dem neuen Kreislauf der Freuden im fröhlichen Wechsel der Stunden leicht und gefällig entgegen zu führen.

Lamprecht trug die Wunderblume, welche ihn in die treue Arme seiner geliebten Schwanhilde so unverhofft geführt hatte, als einen schützenden Talisman neben dem Bildniß seiner Mutter auf dem Herzen. Die silberne Kapsel hatte er, um die blutigen Geister der Rache in seinem seligen Glükke auf immer von sich zu bannen, in einen alten verfallenen Brunnen auf dem Schloßhofe geworfen.

Der Graf hatte sich indessen große unterirdische Gewölbe unter den Felsen der Burg erbauen lassen, wo er Tage und Nächte lang unter den goldenen Münzen, Gefäßen und anderen Kostbarkeiten zubrachte, zu welchen er das edle Metall aus dem verborgenen Goldquell mit Lamprecht geschöpft

hatte. Seine Habſucht war ohne Grenzen, ſeine Goldgier unerſättlich; ganze Berge von Gold und Edelſteinen lagen um ihn angehäuft; welche immer mehr und mehr zu vergrößern das einzige Glück ſeines Lebens ausmachte. Seiner ritterlichen Waffenübungen hatte er ſich ganz begeben. So wenig auf der Jagd, als bei den öffentlichen Turnieren, oder den feſtlichen Gelagen der Ritter und Edelleute auf den benachbarten Burgen, war Graf Uffo mehr zu ſehen. Sein adeliges Schwert roſtete faſt in der Scheide. Bart und Nägel ließ er ſich wachſen; wie ein rußiger Goldſchmied war er Tag und Nächte damit beſchäftigt, das tönende Gold aus dem Schmelztiegel in die Form zu gießen. Er kam jetzt aus den unterirdiſchen Gewölben gar nicht mehr heraus; ſeine Augen konnten das Sonnenlicht nicht ertragen. Oft, wenn er im mitternächtigen Schlafe auf ſeinem Lager ruhte, fingen die goldenen Münzen und Gefäße um ihn her von ſelbſt an zu klingen. Der helle Ton des Erzes wurde immer voller und

ſtärker, ſo wie die glänzenden Becher und Schaalen in wunderbarem Tanze ſich einander berührten. Die goldenen Gefäße ſchmolzen von einer unterirdiſchen Gluth plötzlich zuſammen, glühende Augen blitzten aus dem rothen Metalle hervor, welche ſich mit heißem Qualm tief in die Seele des Schlummernden bohrten. Feurige Flammen ſchlugen aus dem flüſſigen Erzbecher lodernd empor, aus welchen die künſtlichen Gefäße ſchöner und größer als vorher mit reizenden Formen ſich bildeten, indem ſie in immer engeren und engeren leuchtenden Kreiſen tönend und klingend um ihn her ſich bewegten, und mit heller Stimme ihm zuriefen: Träger Schläfer, was träumſt du? wache auf und hol' uns unſre Brüder, auf daß der Schatz des glänzenden Goldes ſich vermehre!

Dann fuhr mit wilder Haſt der Graf von ſeinem Lager auf, riß Lamprecht mit Gewalt von der Seite ſeiner geliebten Gattin, und eilte mit ihm durch die dunkle Mitternacht in die unterirdiſche Höhle, wo er mit ſilbernen Eimern ſo lange aus

dem quellenden Goldbach schöpfte, bis er blich und entkräftet, mit kaltem Schweiß auf der Stirne, ohnmächtig zu Boden stürzte. —

So waren Jahre vergangen. Der Reichthum des Grafen Usso war zum Sprichwort geworden. Der ganze Berg des Schlosses war mit mächtigen Höhlen unterminirt, in welchen die unermeßlichen goldenen Schätze von unten bis oben aufgehäuft lagen. Im Volke ging die Sage, daß ein metallener Riese mit feuersprühenden Augen in dunklen Mitternächten dem Grafen das Gold aus den Tiefen der Erde heraustrage.

Die Diener auf dem Schlosse, welche ihrem Herrn die wenige menschliche Speise, die er noch genoß, hinunter brachten, wollten oft eherne Fußtritte und ein heftiges Getöse, gleich schmetternden Trompetentönen, in den unterirdischen Gewölben vernommen haben.

Der Graf selbst schritt mit funkelnden Augen zu allen Stunden durch die dunklen Behältnisse, schob die schweren Riegel vor die eisernen Thüren, zählte die Haufen des Goldes nach, und

lärmte und fluchte, wenn er sich um ein Geräusch verrechnet hatte, indem er vergaß, von seinen Dienstleuten und eigenen Angehörigen bestohlen zu werden.

Alle schönen menschlichen Gefühle schienen nach und nach ihm gänzlich fremd zu werden. Sein einziges Dichten und Trachten, alle seine Gedanken waren nur auf den blanken Mammon gerichtet. An den heiligen Sonn- und Festtagen, wenn die Glocken auf dem Schlosse und rings in der Gegend läuteten, und die friedlichen Töne der Musik und der fromme Gesang der versammelten Knappen und Dienstleute in der Burgkapelle erklangen; dann verschloß sich Graf Ulfo in die untersten Felsenkammern, hämmerte und puchte gewaltig auf den eisernen Ambosen und ließ die Blasbälge in die glühende Esse brausen, um die heiligen Töne aus der Höhe des Himmels nur nicht zu vernehmen, die er in seiner dunklen Seele nicht ertragen konnte. Seine Umgebungen hatten ihn oft in solchen Stunden im dampfenden Rüstzeug rauch, bleich und entstellt, mit fürchterlich rollen-

en Augen, an allen Gliedern zuckend, am Boden
rgend gefunden. Die Burg stand wie verödet.
ein edler Ritter mochte das verrufene Schloß be-
rten. Die Pilgrime und armen Bettler wurden
it harten Worten von dem Thorwart zurückge-
iesen, wenn nicht die schöne Schwanhilde heim-
h ihre Edelfräulein mit Geschenken zu ihnen hin-
s sandte, oder selbst mit mitleidigen Händen die
aben ihnen zureichte. Sie wandelte jetzt traurig
t ihrem geliebten Lamprecht in den dunklen Schat-
der Wälder. Ihre blühenden Rosenwangen
tten sich bleich gefärbt; denn sie trug zum ersten
ale die süßen Muttergefühle unter ihrem Her-
. Aber sie konnte sich in ihrem dunkelahnen-
Gemüth der schönen Hoffnungen nicht erfreuen,
wenn ihr zärtlicher Gatte mit sanften Liebko-
gen sie tröstete, so flossen die Thränen aus ih-
blauen Augen nur noch reichlicher. Sie ent-
te dem Gatten unter Schluchzen und Weinen,
die blühende Welt, wie mit einem schwarzen
elflor überzogen, vor ihrem schwermüthigen

Blick liege, Särge und schaurige Todtengrüfte überall vor ihren Augen gähnten und offen stünden, daß der Duft der Rosen und Jasminlauben wie modernde Leichengerüche sie umwittere, und ein unnennbares Gefühl traurig vorahnenden Schmerzes ihr sage, daß sie das schönste Glück ihres Lebens nun bald unwiederbringlich verlieren, und selbst in der Blüthe der Jahre dem dunklen Schatten des Todes entgegen wandeln werde. Ihr zärtlich besorgter Gatte erfuhr zum ersten Male, daß es Augenblicke im menschlichen Leben gebe, wo die schärfsten und klarsten Vernunftgründe über ein in seinen tiefsten und unbegreiflichsten Gefühlen gewaltsam aufgeregtes Gemüth so viel wie gar nichts vermögen.

Um dieselbe Zeit erschien Gildo von Tyrol unvermuthet auf der Burg, welcher früher um die Hand der schönen Schwanhilde geworben hatte, und von dem das Gerücht verlautete, daß er durch eine verschwenderisch ausschweifende Lebensart seine Reichthümer und Besitzungen verschleudert, bis er sich zuletzt, von Gläubigern und Gerich-

ten verfolgt, gänzlich an den Bettelstab gebracht habe.

Dieser wußte, obgleich der Graf Uffo außer seinen treuesten Dienern, in den unterirdischen Gewölben Niemanden vor sich ließ, dadurch, daß er vorgab, ein Mittel zu besitzen, vermöge eines gewissen seinen Goldstaubes, Steine, Bäume und Felsen in wirkliches Gold zu verwandeln, sich Eingang in die goldene Schatzkammer zu verschaffen.

Er hörte nicht auf, in den zierlichsten Redensarten die unermeßlichen Reichthümer des alten Grafen zu preisen, schürte ihm die glühenden Kohlen auf den Feueressen an, und half ihm die Goldklumpen in dem eisernen Tiegel schmelzen. Unter dem Vorwande, daß, um jenes geheimnißvolle Pulver zu bereiten, eine noch größere Masse des goldenen Erzes von Nöthen sei, trieb er den Grafen an, keine Nacht, ohne die unterirdische Höhle besucht zu haben, vorüber zu lassen.

Er that dieses Alles, weil er hoffte, auf die eine oder andere Weise über kurz oder lang sich selbst in den Besitz des Schatzes zu setzen. Gegen Lamprecht,

den er bis zum Tode haßte, wußte der Schmeichler den Alten durch allerlei verfängliche Reden, indem er beständig den Vorwurf seines niedrigen Standes im Munde führte, und als eine ausgemachte Sache behauptete, daß das Märchen von der silbernen Büchse mit dem Perlenkummete von dem verliebten Schäfer nur eine List, um die Hand der schönen Grafentochter zu erschleichen, erfunden sei, nach und nach um so leichter einnehmen, da Jener an seinem jungen Eidam, der das Geld vermehrte, und die unterirdischen Gefängnisse kaum auf Augenblicke zu betreten, über sich vermochte, niemals großen Gefallen gefunden hatte.

Der schöne Kaufmacher hatte durch einen Diener, den er mit Gelde bestechen, erfahren, daß Lamprecht neben dem Bilde seiner verstorbenen Mutter eine verdorrte Blume auf seinem Busen trage, welche er sorgsam täglich niemals von sich lasse.

Er kam daher bald auf die Vermuthung, daß in jener unscheinbaren Blume der ganze Zauber, der ihrem Besitzer durch geheime Kräfte den Ein-

gang zu dem unterirdiſchen Goldquell eröffne, vielleicht allein verborgen liegen könne. Er hatte nichts Eiligeres zu thun, als die gemachte Entdekkung dem Grafen mitzutheilen, welcher ſich erinnerte, daß Lamprecht eine ſolche Blume bei ſeinem erſten Eintritt in die Höhle damals an ſeinem Schäferhute getragen habe.

Wie? rief der triumphirende Nebenbuhler mit lvshafter Schadenfreude aus: und da wir nun wiſſen, daß in jener unſchätzbaren Blume der geheime Schlüſſel zu der unterirdiſchen Schatzkammer allein verborgen liegt, wie können wir es dulden, daß jener goldne Talisman nur einen Augenblick noch länger in die Hände eines gemeinen Unwürdigen gegeben bleibe, der aus Leichtſinn und Thorheit den wunderbaren Zauber zerſtören, oder gar aus Aberglauben und rohem Unverſtande, den koſtbaren Schatz, den er nicht nach ſeinem hohen Werthe zu würdigen verſteht, unwiederbringlich von ſich werfen, in jedem Falle aber unſre hochſtrebenden Geiſter ſelbſt, wie der mächtige Beſchwörer im magiſchen Kreiſe, nach Willkühr und Laune be-

herrſchen und im unterwürfigen Banne gefangen halten kann?

Der alte Graf, der ſchon längſt um Alles gerne das Geheimniß der unterirdiſchen Goldhöhle von Lamprecht herausgelockt hätte, glaubte hier die beſte Gelegenheit zu finden, den Schlüſſel zu jenen verborgenen Herrlichkeiten für ſich allein in die Hände zu bekommen. Sie beſchloſſen, mit nächſter Gelegenheit durch Liſt oder Gewalt in den Beſitz der wunderbaren Zauberblume ſich zu ſetzen.

Ritter Lamprecht hatte auf Betrieb ſeiner geliebten Schwanhilde ſchon ſeit einiger Zeit eine Burg auf dem Felſen zu bauen begonnen, an deſſen Fuße ſich ihm die Goldhöhle geöffnet, und das Werk ſchritt fleißig vorwärts; denn Schwanhilde wollte in dem neuen Hauſe gebären. Es litt und duldete ſie nicht länger auf der Burg ihres Vaters, ihr reines Herz erlag faſt den Qualen der Angſt.

Sie ſelbſt nannte die neue Burg zu Ehren ihres Gemahls Lamprechtswyl, und als nur einige Zimmer in derſelben bewohnbar waren, vermochte

ſie ihren Gatten hinüber zu ziehen und dem ihr entſetzlichen Grafen von Tyrol und ihrem goldhungrigen Vater die Burg ihrer Ahnen ganz zu überlaſſen. Mit Roß und Mann zog das Ehepaar auf Lamprechtswyl ein, obgleich die Burg noch keine Thore hatte und die Mauern noch nicht vollendet waren. —

Die Sonne hatte ſchon längſt ihre goldnen Strahlen hinter den Bergen verborgen, finſtere Gewitterwolken hingen drohend am dunklen Himmel, als Lamprecht in tiefer Mitternacht mit traurigen Ahnungen im ſchwermüthigen Herzen an dem Bette ſeines kranken Weibes wachte. Die ſchöne bleiche Schwanhilde hatte ihn mit Thränen gebeten, ihrem durch Gold und Habſucht in die Macht böſer Erdgeiſter ganz hinabgezogenen Vater, um ihn von ſeinen entſetzlichen Leidenſchaften vielleicht noch zurück zu bringen, den Weg zu der unterirdiſchen Zauberhöhle fernerhin nicht mehr zu zeigen, ſie beſchwor ihn in der entſetzlichen Angſt ihres Herzens mit allen heiligen Betheurungen des Himmels, daß er dieſe Nacht, da ihr das Schreck

lichste ahnend verschwebe, nicht von ihrem Lager sich hinweg begeben möge.

Lamprecht, der durch einen schnellen Entschluß die verlorene Seele des Grafen für den Himmel vielleicht noch zu retten glaubte, zog die geheime Wunderblume aus seinem Busen hervor.

Blut! Blut! schrie mit bebender Stimme, außer sich die erschrockene Schwanhilde, indem sie mit zitternden Gliedern und aufgelösten Locken vom Lager auffuhr. Und wirklich flossen, so wie er die Blätter mit den Fingerspitzen berührt hatte, Tropfen rothen Bluts an seinen Händen herunter. Schwanhilde aber war zurück gesunken, von einem wilden Schmerze durchzuckt. Wimmernd klammerte sie sich um den bestürzten Lamprecht, und ein Knäblein entwand sich ihrem Schooße. Sie hatte geboren und der Schrecken war Wehmutter bei ihr gewesen.

Lamprecht hatte bestürzt die Blume zwischen Schwanhildens Busen niederfallen lassen, als auf einmal ein wunderbarer Schein leuchtend durch

das Gemach ſich verbreitete. Aus purpurfarbenem Duſte ſtrahlten die Blätter der goldenen Sternenkrone mit lieblichem Glanze hervor, die in den hellen Lichtſtrömen, die aus ihnen floſſen, immer voller und üppiger anſchwellend, den Umfang des goldnen Blüthenkelches erweiterten. Dichte ſmaragdgrüne Blätter ſchloſſen wie damals, als er die goldne Sternenblume in der Mittagsſtunde auf der grünen Wieſe zuerſt erblickte, an den blühenden Stengel ſich an, welche mit dunkelglänzenden Farben auf dem Buſen des ſchönen Weibes, das eben Mutter geworden, ſchimmerten.

Schwanhilde athmete ſanft und beſeligt, als ſie die goldne Zauberblume auf ihrem Herzen ruhen fühlte. Wie eine ſüße Muſik ſpielte es mit wunderbaren Tönen in ihrem Innern, als ob himmliſche Aethertropfen mit erneueten Lebenspulſen durch ihre Adern ſtrömten, ſo leicht und frei fühlte ſich ihre Seele in der zarten Hülle des Körpers; ein überirdiſcher Glanz der Verklärung umleuchtete, gleich einem heiligen Nimbus, ihre Stirn; ſie drückte das lächelnde Knäblein an ihre Bruſt.

Lamprecht ging das Herz auf vor Entzücken, er hatte seine geliebte Schwanhilde niemals so reizend gesehen. Er wagte es nicht, einen leisen Kuß auf ihre sanft gerötheten Lippen zu drükken; aber das holde Kind küßte er. Er sah mit Gefühlen unendlicher Liebe lange schweigend ihr in das engelliebliche Angesicht; er betrachtete mit freudigem Staunen sein Kind; sie glich der Himmelskönigin mit dem Jesuskinde, wie die andächtigen Meister auf ihren frommen Bildern sie malen, wenn vor ihren beseligten Augen die ewige Herrlichkeit des Himmels sich eröffnet.

Wie ist doch Alles um mich her so hell und licht und glänzend! lispelte Schwanhilde mit sanfter Rede. Denn obgleich Du, mein Geliebter, vorhin mir erzählt hast, daß jetzt die schwarze Nacht mit dunklen Schattenflügeln die finstere Erde umfangen halte, und dräuende Gewitterwolken dumpfrollend mit zackigen Blitzen an der düstern Decke des Himmels hangen: so spielt doch goldener Sonnenschein in sanften Strahlen mit rosenfarbenem Schimmer bunt und hüpfend vor meinen

entzückten Sinnen. Die Blumen glänzen und ſingen, Steine und Felſen leuchten und tönen, in Waſſer und Lüften fließt eine liebliche Muſik, die Vögel und Fiſche reden eine vertrauliche Sprache, und von der ganzen weiten Schöpfung iſt der dunkel verhüllende Schleier des Todes hinweggezogen! Ja, mein ſüßer Gatte, wenn man von Sterbenden erzählt, daß in jenen letzten Augenblicken, wo der friſche Strom des Lebens noch einmal mit vollen Wellen an die nun bald verlaſſenen Ufer ſchlägt, die herrlichſten Entzückungen und Seligkeitsgefühle durch ihre überirdiſch emporgezogenen Seelen ziehen, und die geheimnißvollen Wunder der Natur vor ihren hellen Geiſterblicken kund und offen liegen: o ſo will ich mit tauſend Freuden, Du Guter! jetzt mein ſinkendes Haupt in Deine treuen Arme neigen, da mit Deinen ſanften Küſſen auf den erblaſſenden Lippen, die Fülle unendlicher Wonnen aus der Morgenröthe der Ewigkeit mit tauſend goldnen Strahlen mir leuchtend entgegen winkt.

Sie hatte den Geliebten mit dieſen Worten

ſanft an ihren Buſen gezogen. Lamprecht glaubte den wehmüthig rührenden Geſang der goldnen Zauberblume in leiſe verhallenden Tönen vor ſeinen Ohren klingen zu hören. Er konnte jedoch nur die wiederholten Worte:

Schönes muß auf Erden ſterben!

aus den ſanft klagenden Melodieen deutlich vernehmen.

Schönes muß auf Erden ſterben! klang es tief ſeufzend aus ſeinem mit einem Thränenſtrom überſchütteten Buſen wieder: Ach! — der Seufzer erſtarb auf ſeinen Lippen, als er dumpfe Fußtritte aus der Ferne dröhnen hörte. Er zog die weißen Gardinen vor das Bette der ſelig Entſchlummernden und barg das Knäblein unter einem Schleier.

Gildo mit dem alten Grafen und mehre Diener ſtürzten ungeſtüm in das Vorgemach. Sie forderten unter heftigen Drohungen von Lamprecht die Wunderblume. Als er ihnen dieſelbe verweigerte, rief der tückiſche Gildo, indem er ſein Schwert aus der Scheide zog, mit grimmigen Mienen:

Wie? Herr Graf, dieſer gemeine Schäferknecht, der zu ſchlecht war, durch euern Hofhund von dem Schloſſe herunter gehetzt zu werden, will ſich unterſtehen, euch, ſeinem hochgebietenden Herrn, den Gehorſam des dienenden Sclaven zu verſagen?

Er gab den Dienern mit dieſen Worten einen Wink, welche Lamprecht, der ſich gegen die Ueberzahl vergeblich zur Wehre ſetzte, mit Gewalt in die unterirdiſche Höhle ſchleppten, wo ſie auf eine grauſame Weiſe, indem ſie glühendes Gold in ſeine Augenhöhlen goſſen, ihn blendeten.

Unter den gräßlichſten Qualen ſtieß er den fürchterlichen Fluch aus, daß die unterirdiſchen Goldkammern von Stund' an ſich verſchließen und nicht eher wieder aufthun ſollten, bis der letzte Sproß Uſſo's und Gildo's Nachkommen in Elend und Jammer geendet. So lange aber die Häuſer Tyrol und Lamprechtswyl beſtänden, ſolle grimmige unauslöſchliche Feindſchaft zwiſchen ihnen beſtehen und ſie ſich verfolgen mit Feuer und Schwert. Wenn es jedoch dem Gliede des einen oder des andern Hauſes einfallen ſollte, ſich mit dem Tod-

feind zu versöhnen und zu verbinden, dann sei der gräßliche Untergang beider Häuser da, die Blut gegen Blut wüthen würden, bis sie Alle gefallen, und die Lamprechtsburg in Flammen aufgegangen und von Grund aus zerstört sei.

Das ist der Fluch unsres Urahns und Erbauers unsrer Burg," setzte Editha mit gepreßter Stimme hinzu, und alle Gäste schauderten. Dann fuhr sie eilend fort:

„Der alte Graf Uffo, der auf den Geblendeten zueilte, um ihm den Mund zuzuhalten, damit der gräßliche Schwur nicht vollendet werde, und ihm die geheime Zauberblume von seiner Brust hinweg zu nehmen, stürzte mit einem lauten Schrei des Entsetzens, todtenbleich und an allen Gliedern zitternd zurück, indem er das Bild, das Lamprecht am Halse trug, in seinen krampfhaft zuckenden Händen hielt. Die dumpfen Schläge des Donners rollten mit hohlem Getöse in schauriger Mitternacht über den unterirdischen Gewölben.

In demselben Augenblicke hörte man die dröhnenden Fußtritte des metallenen Riesen, der jene

ſilberne Kapſel dem Grafen hinreichte, mit welcher er aus dem verfallenen Brunnen auf dem alten Schloſſe hervorgeſtiegen war.

Es iſt mein Sohn! ſchrie der Graf mit fürchterlicher Stimme, indem die aus einander gefalteten Papiere in ſeinen Händen von ſeinem glühenden Odem ſich entzündeten.

Den Anweſenden lief es mit eiskaltem Schauer rieſelnd durch die Glieder.

Der Graf hatte das Bildniß ſeiner unglücklichen Geliebten mit dem goldenen Rahmen in der grimmigſten Angſt der Verzweiflung, wie Wachs, in den Händen zuſammen gedrückt. Alle ſeine Nerven zuckten; ſeine Augen ſprühten Feuer, alles menſchliche Blut war aus ſeinen Pulſen gewichen, und glühendes Gold rollte ſtatt deſſen durch ſeine Adern.

Mein Vater! kreiſchte Lamprecht. Fluch dir! du haſt meine Mutter ſchmachvoll gemordet, du haſt mich ſchmachvoll des Augenlichtes beraubt. Fluch dir und deinem Geſchlechte!

Wehe! ſchrie der goldne Graf Uffo, du be-

denkst in wahnsinniger Rache nicht, daß du deinem eignen Geschlechte fluchst.

Der Blinde hat den Fluch gesprochen, donnerte der Goldkönig, und er bleibt gültig, bis ein blinder Sproß deines Hauses sich mir freiwillig ergibt, um dich zu erlösen. So lange bleibst du mein. Folge mir! rief der Riese mit schmetternden Tone, und faßte ihn mit ehernen Armen.

Die Wölbungen der unterirdischen Gemächer zitterten unter den lauten wiederholten Schlägen des fürchterlich rollenden Donners. So durch das Flackern der zuckenden Blitze, durch die grausigen Stürme der Mitternacht riß der rothe Goldkönig den goldenen Grafen mit sich fort, in die Tiefen der Erde hinab, und die Goldgemächer schlossen sich hinter ihnen mit so gewaltigem Krachen, als ob ungeheuere Felsenwände trümmernd gegen einander schlügen. Drüber aber blieb die Höhle, welche man jetzt noch sieht, und die man seit jener Zeit die Lamprechtshöhle nennt; denn in derselben fand man des Ritters Lamprecht Leiche.

Das Knäblein, welches Schwanhilde geboren

hatte, pflanzte das Geschlecht derer von Lamprechtswyl fort, dessen letzter männlicher Sproß mein Vater ist. Gildo von Tyrol entkam der furchtbaren Zertrümmerung in der Tiefe und wurde der Stammvater des Hauses Tyrol, dessen einziger junger Sproß Graf Rudolf ist. Freundschaft ist geschlossen zwischen beiden Häusern, und ich bin, so viel bekannt ist, der einzige blinde Sproß des Hauses Lamprechtswyl, so lang es besteht."

Editha, welche zuletzt das Ansehn einer begeisterten Seherin gewonnen hatte, schwieg jetzt mit dem Ausdrucke eines tiefen Schmerzes in ihren schönen Zügen. Alle Zuhörer waren wunderbar ergriffen; einige schauderten, viele Frauen bekreuzten sich, andre weinten, und die tolle Freude, welche zeither die Burg durchrast hatte, war verschwunden und hatte sehr ernsten Gefühlen Platz gemacht.

Graf Eppo nahete sich seiner Tochter und sagte zu ihr: „Aber Editha, warum hast Du uns das gethan? Wie hätte ich ahnen können, daß Dein Märchen so enden würde? Wer hat

Dir die Sage erzählt, von der ich nur Weniges weiß?"

„Zürnt mir nicht, mein Vater," versetzte Editha, „die Freude erhält durch Beimischung des Ernstes erst den rechten Werth. Glaubt mir, es mußte so kommen, daß ich das Alles erzählte. Gott hat mir's eingegeben. Die Sage aber hat mir der fromme Einsiedler, mein edler Freund, mitgetheilt, der wohl bewandert ist in gar vielen geheimen Dingen."

„Wohl uns," sagte Graf Rudolf von Tyrol zu Graf Eppo von Lamprechtswyl, daß es nur ein ersonnenes Märchen ist; denn so wenig Ihr etwas von dieser Sage wißt, so wenig weis ich davon, und niemals ist in unserm Hause von derlei die Rede gewesen. Das Ganze ist Pfaffenlug."

Während Editha wehmüthig das schöne Haupt schüttelte, sagte ihr Vater: „Ich erinnere mich allerdings, in meiner Jugend von einem Goldkönig gehört zu haben, welcher die Seele unsrers Urahns im innersten Bauch der Erde in qualvoller

Gefangenſchaft halte, bis ſie von einem Sproß unſres Hauſes erlöſt werde. Es ſind noch mehr Umſtände dabei, deren ich mich aber nicht mehr erinnere. Ich muß doch mit dem Einſiedler ſelbſt reden und ihn fragen, wie er zur Kenntniß dieſer Sage kommt."

„Es iſt nur ein Märchen, aber ein ſchönes ſchauerliches Märchen," flüſterte Rudolf der blinden Sängerin zu und küßte verſtohlen ihre Hand. „Wir wollen durch die That beweiſen, daß es nur eine Dichtung iſt."

Die Gäſte verfügten ſich zur Ruhe und viele träumten von dem gräßlichen Goldkönig.

13.

Während auf der Lamprechtsburg Jubel und Freude herrſchte, ſaß der alte Graf von Tyrol daheim, in einem Gemache der Veſte Tyrol, und harrete ungeduldig des Sohnes, der noch nie ſo

lange außen geblieben war. Eben wollte er Boten nach dem ſchon den dritten Tag ſehnlich Erwarteten ausſenden, da meldete ſein Leibdiener den hochwürdigen Abt Wulfram von St. Zeno.

„Was treibt den zu ſo ungewöhnlicher Zeit hierher?“ murmelte der Graf Walter brummend vor ſich hin, denn es war noch zur frühen Morgenzeit. Er winkte dem Diener, den geiſtlichen Herrn herein zu führen. Dieſer aber trat bereits in das Gemach.

„Benedicte, mi fili!“ rief der Eintretende dem Grafen zu, indeß der Diener mit einer andächtigen Kniebeugung das Zimmer verließ. Kaum hatte dieſer ſich entfernt, ſo trat der Abt mit den Worten: „Alter Freund, etwas Wichtiges treibt mich heute ſchon ſo früh von meiner Andacht zu weltlichen Angelegenheiten,“ —

„Aus den Federn, wollt Ihr ſagen, ehrwürdiger Herr,“ entgegnete mit leichtem Spott der Graf. „Man weiß ſchon, daß Ihr Herren Euch nicht ſo früh ans Beten macht! — Beten hat nur ein t weniger als Betten, wie leicht iſt das vergeſſen.“

„Nehmt indeß Platz," fuhr er fort, und befahl einem Diener, ein gutes Frühstück zum Imbiß für Seine Hochwürden herbeizubringen, da er den leckern Gaumen seines geistlichen Freundes kannte.

Der Abt ließ sich auch nicht lange nöthigen, und langte wacker nach der leiblichen Nahrung, um der geistigen, wie er sagte — das Gegengewicht zu halten. Der Graf spottete indeß fortwährend auf die Schlemmerei und weltlichen Gelüste der geistlichen Herren, was der Abt, durch das reiche Mahl entschädigt, gutwillig geschehen ließ. Als die Ueberreste des Frühstücks abgetragen waren, stellte der Diener auf einen Wink des Grafen einige Krüge Rheinweins, den der Abt besonders liebte, auf den Tisch, denen der geistliche Herr auch bald emsig zuzusprechen begann.

„Nun, ehrwürdiger Herr," sagte nach einer langen Pause, während welcher er dem Emsigen mit sarkastischem Lächeln zugesehen hatte, der Graf, „beliebt es vielleicht jetzt Seiner Hochwürden, mir

die wichtige Urſache Eures frühen Beſuchs zu offenbaren?"

„Eilt nicht ſo ſehr, werther Freund," entgegnete der unerſchütterliche Abt, indem er ein volles Glas zum Munde führte, „eilt nicht ſo ſehr, ich fürchte, meine Kunde kömmt noch immer zur früh. Schlimme Nachrichten kommen immer zeitig genug."

„Schlimme Nachrichten?" wiederholte der Graf mit krauſer Stirne.

„Ja wohl ſchlimme!" verſetzte Jener, mit einem ſcheinheiligen Blick zum Himmel. „Gottloſes habe ich erfahren müſſen. — Ihr kennt doch die Geſchichte Davids und ſeines rebelliſchen Sohnes Abſalon?" fuhr der Gleichmüthige fort, einen friſchen Krug ergreifend.

„Bleibt mir vom Halſe mit Euern Legenden!" rief Graf Walter mürriſch und legte die Stirn in finſtere Falten.

„Betrifft es mich oder mein Haus, ſo bitte ich Euch ohne Umſchweife zu reden und kurz zur Sache zu kommen."

„So kurz als möglich," war die Antwort des Abts, der, die Hände über den geſegneten Bauch haltend, eine bequeme Lage auf dem weichen Lehnſeſſel einnahm.

„Aber ich fürchte, die Geſchichte wird Euch immer lang genug vorkommen. — Alſo kurz," fuhr der ſchlaue Mönch fort, deſſen Abſicht es war, den alten Grafen zu reizen, damit das Gift ſeiner Nachricht deſto heftiger auf ihn wirke; und dies gelang dem Liſtigen trefflich, denn Graf Walter ſtampfte ſchon unmuthig mit dem Fuße, und rückte mit dem Stuhle hin und her, alles Zeichen ſeines beginnenden Zornes.

„Alſo kurz. Während Ihr hier allein im einſamen Zimmer ſitzt, und Euch grämt, ob des langen Außenbleibens Eures Sohnes, thut ſich der ſehnlich Erwartete drüben auf der Lamprechtsburg, in den Armen der ſchönen Tochter Eures Erbfeindes, bene, uneingedenk des ſeinem alten Vater gegebenen Verſprechens."

„Halt ein, Pfaffe!" donnerte der Graf, der ſchon beim Anfange der Rede mit rollenden Au-

gen und heftigen Geberden aufgesprungen war, und mit ſtarken Schritten das Gemach durchmeſſen hatte, — „halt ein, Pfaffe! Du lügſt, Du mußt lügen! So entartet kann der Erbe des Stammes Tyrol nie werden!“

Mit kalter Ruhe ſah der Abt auf den Grimmigen, ſtand dann gleichgültig von ſeinem Stuhle auf und entgegnete: „Wenn Ihr meinen Worten nicht Glauben beimeſſen und Euch nicht mäßigen wollt, ſo laßt Euch die Geſchichte von fremden Leuten erzählen; denn wie ein Lauffeuer iſt die unglückliche Mähr' durch das Land und ſo zu mir gedrungen. Mir thut es leid, den weiten Weg ſo unnütz gemacht zu haben, da ich Euch nicht vernünftiger finde.“ Damit wandte er ſich, als wollte er das Gemach verlaſſen. Graf Walter aber drückte ihn mit Gewalt auf ſeinen Sitz zurück, indem er mit grimmigem Hohne ausrief: „Wir kennen uns, Herr Abt! was ſoll daher das Geziere? bleibt auf Eurem Platze und kehrt Euch nicht an das unſinnige Toben eines alten Narren, der durch einen plötzlichen Blitzſtrahl aus heiterm Him-

mel betäubt wurde. Bleibt ſitzen, ich bitte Euch!" Dieſe Bitte ward zugleich mit einer kräftigen Bewegung der Hand begleitet, welcher der Abt unmöglich widerſtehen konnte, und daher kluger Weiſe ſchon blieb. Der Graf nahm ihm gegenüber ſeinen alten Platz wieder ein, und hörte in heftiger Bewegung dem Berichte des gleißneriſchen Pfaffen zu, der den Saamen der Zwietracht zwiſchen Vater und Sohn mit Schlauheit ausſtreute. Er berichtete dem wüthenden Grafen den ganzen Verlauf der Sache, wie er es ſelbſt von einem Dienſtmanne ſeines Kloſters erfahren, den er als Ausſpäher nach der Lamprechtsburg zu dem Feſte entſendet hatte.

Nach einer Stunde verließ Abt Wulfram wieder das Gemach des Grafen, und auf ſeinem Geſichte malte ſich deutlich die boshafte Schadenfreude über das gelungene Bubenſtück ab. Links und rechts mit erheuchelter Andächtigkeit den Segen an die demüthig ſich bekreuzende Dienerſchaft austheilend, ſchritt er durch die weiten Gemächer, beſtieg unten im Hofe ſein mit reichen Decken behangenes

Saumroß, das ihm zwei Klosterknechte vorführten, und trabte gemächlich von hinnen.

14.

Rudolf von Tyrol weilte indeß, nicht ahnend den schändlichen Verrath, der hinter seinem Rükken in seines Vaters Hause gegen ihn angezettelt ward, noch immer in dem frohen Kreise, an der Tafel des Wildgrafen Eppo von Lamprechtswyl.

Er widmete den letzten Tag des Festes unausschließlich der sanften Editha, und vermied ängstlich, in den Bereich ihrer schönen Schwester zu gerathen, gleich als fürchtete er, aufs Neue von deren Zauber bestrickt zu werden. Er tanzte nicht, sondern blieb an Editha's Seite, sich an ihrem unschuldigen lieblichem Gekose ergötzend, womit die Arglose die eifrige Aufmerksamkeit des jungen Grafen vergalt; denn verwischt war jede Spur des düstern Eindrucks, welchen Editha's dichterisch aus-

geſchmückte alte Sage auf Beide hervorgebracht hatte.

Gerberge, die Treue, ſtand von fern, und freute ſich innig der wachſenden Vertraulichkeit des ſchönen Paares. Mit giftigen Blicken aber beobachtete Katharina die Beiden, wenn ſie am Arme Diethers von Eſchen in raſchem Tanze vorbeiflog. Diether, heute vorzüglich der Begünſtigte, erſchöpfte alle ſeine Galanterie, um die launenhafte Schöne, die ſo oft ihm ſchon entwiſcht war, nun einmal feſtzuhalten.

Alles war eben im größten Jubel befangen, als ein Edelknecht zu dem Grafen von Tyrol trat, welcher im traulichen Geſchwätze bei der freundlichen Editha ſaß, und alles Uebrige um ſich her vergeſſen zu haben ſchien.

„Edler Graf," meldete der Diener, „es harret im Vorgemache ein Reiſiger Eures Herrn Vaters und verlangt Euch zu ſprechen."

Ein jäher Schreck durchzuckte den Grafen, der im Taumel der wonnigen Gefühle, der jetzt ſein

Herz gefangen hielt, des ſtrengen Vaters und deſſen Verbots vergeſſen hatte.

Raſch ſprang er auf und entgegnete dem Edelknecht halb laut: „Ich komme!“ Editha, die am Zucken der Hand des Grafen, die ſie im unſchuldigen Spiele in den beiden ihrigen feſt gehalten hatte, und an ſeinem Auffahren nichts Gutes ahnen mochte, fragte mit ängſtlicher Geberde: „Was iſt Euch, Herr Graf?“

„Nichts von Bedeutung, theure Gräfin,“ erwiederte Rudolf verwirrt der Ahnungsvollen; „ein Bekannter will mich ſprechen, und ich muß Euch auf einen Augenblick verlaſſen, ſogleich werde ich aber wieder bei Euch ſein.“ Damit entfernte er ſich raſch.

Im Vorzimmer traf Rudolf den Leibdiener ſeines Vaters, der ihm die Botſchaft hinterbrachte, daß der alte Graf den Sohn augenblicklich entbieten laſſe, falls nicht die Thore des väterlichen Schloſſes demſelben für immer verſchloſſen bleiben ſollten.

„Dies iſt der ausdrückliche Wille des geſtrengen Grafen,“ ſchloß Kuno; „und dieſes Schreiben hier“ — damit zog er eine Pergamentrolle hervor

— ſoll ich unverzüglich dem Wildgrafen Eppo von Lamprechtswyl übergeben. Seid daher ſo gut und meldet es demſelben."

Von trüber Ahnung befangen, ſchritt Rudolf in den hell erleuchteten Saal zurück, und ſuchte den Burgherrn auf, den er im fröhlichen Geſpräch mit ſeinen Waffenfreunden fand.

„Ei ſieh da, mein wackerer Feind!" rief Eppo dem Nahenden zu; als er aber das verdüſterte Antlitz des Grafen gewahrte, fragte er beſorgt: „Was ſoll's, was fehlt meinem lieben Gaſte?"

„Edler Herr," entgegnete Rudolf, „es ziehen Wolken über den heitern Himmel; Gott gebe, daß es keine Gewitter werden. Mein Vater hat mich ſchleunigſt zu ſich beſchieden. Auch hat der Bote an Euch ein Schreiben, deſſen Inhalt ich nicht viel Gutes zutraue."

„Es ſei dem, wie ihm wolle," erwiderte Eppo; „das gegenwärtige Feſt ſoll mir der alte Griesgram doch nicht mehr ſtören, und wenn ſeine Botſchaft ein Fehdebrief für mich wäre."

„Das wolle Gott verhüten!“ meinte Rudolf betroffen, und eilte dem Burgherrn nach in das Vorzimmer. Kuno, der Leibdiener und Bote des Grafen von Tyrol, trat hier dem Wildgrafen entgegen und überreichte demselben mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung das Pergament. Ruhig öffnete Eppo dasselbe, als er aber den Inhalt durchlas, runzelte sich seine Stirne mächtig, und mit einen bittern Lächeln überreichte er dem jungen Grafen das Schreiben.

„Lest hier,“ sagte er, „welchen Segen Euer Vater zu unserm Friedensbündniß gibt.“

Rudolf nahm das Blatt, und las mit Schrecken:

„Graf Walter von Tyrol, kaiserlicher Erbstatt-
„halter der Provinz Tyrol, an den Wildgrafen
„Eppo von Lamprechtswyl. Wie ich durch
„fremde Leute erfahren muß, hält sich mein un-
„gerathener Sohn schon seit einigen Tagen auf
„Eurer Burg auf, wo Ihr Euch die Unbeson-
„nenheit des Knaben zu Nutze macht, und durch
„die buhlerischen Reize Eurer Töchter den Un-

„erfahrenen auf eine höchſt unritterliche Weiſe
„in Eure Netze zieht. Den Buben verlange ich
„durch den Ueberbringer dieſes Schreibens von
„Euch zurück, und warne zugleich Euch und
„Eure feilen Dirnen, ferner meinem Sohne hin-
„terliſtig nachzuſtellen; denn die Freundſchaft
„Eines aus dem Hauſe von Lamprechtswyl kann
„einem Grafen von Tyrol nur verächtlich ſein.
„Dies zur Nachachtung.

Walter von Tyrol."

Sprachlos faltete Rudolf das unſelige Blatt zuſammen, riß es aber plötzlich erglühend in Stükken, indem er dem Boten zurief:

„Geh, und melde Deinem Herrn, daß ich, ſein Sohn, jede Genugthuung leiſten werde, die der, durch ihn ſo gröblich beleidigte und tief gekränkte Herr von Lamprechtswyl hier fordern will, um den Schimpf abzuwaſchen, den mein Vater durch dieſe empörenden Beſchuldigungen, gänzlich Unſchuldigen aufgebürdet, auf unſern Namen wirft."

„Beruhigt Euch, mein edler Freund!" ſagte

Expe zu dem Hocherzürnten; und, ſich zum Beten wendend, ſprach er mit nachdrücklichem Tone:

„Melde Deinem Herrn meinen Gruß, und ſage ihm, daß ich heut über acht Tage mit Mann und Roß im Blachfelde erſcheinen werde, um wegen des Schimpfs, den er, ohne von mir beleidigt worden zu ſein, mir angethan, blutige Genugthuung zu fordern. Einer Rechtfertigung hielte ich ſeine boshaften Anſchuldigungen nicht werth, daher es beim Schwerte verbleibe. — Und Ihr," damit wandte er ſich an Rudolf, „und Ihr, Herr Graf, wißt es am beſten, was in dieſer Sache für Euch zu thun und zu laſſen. Ihr ſeid freien Willens und ohne mein Vorwiſſen zu mir gekommen; es ſteht Euch daher eben ſo frei, dem Befehle Eures Vaters Folge zu leiſten." —

„Ihr ſtoßt mich von Euch!" rief Rudolf ſchmerzlich bewegt aus.

„Nein, edler Freund, bei Gott nicht!" erwiederte der Wildgraf, indem er des Jünglings Hand ergriff. „Ihr ſeid mein Freund geworden; und trotz

dieſes ſchlimmen Handels ſollt Ihr es bleiben, ſo lange ich Eppo von Lamprechtsweil heiße. — Geh!“ herrſchte er jetzt dem Boten zu, der mit Verwunderung auf die Gruppe blickte; „geh und erzähle Deinem Herrn, was Du hier geſehen. Sage ihm, daß ſein Haß nimmermehr mir die Freundſchaft ſeines edlen Sohnes rauben könne. Und Ihr, lieber Graf, befolgt Eures Vaters Befehl, um nicht die Sache noch ſchlimmer für Euch zu machen.“

„Ich gehe!“ knirſchte Rudolf mit unterdrücktem Grimme, befahl dem Knechte, ſein Roß zu ſatteln und ſeiner am Burgthore zu harren. Hierauf ging er mit klingenden Schritten in den Saal zurück und ſuchte die ſchöne Editha auf, die, als er ungeſtüm ihre Hand ergriff und an ſeine Lippen drückte, mit ſchüchternem Erröthen ihm zuliſpelte:

„Ihr ſeid lange geblieben, edler Herr; ich habe Langeweile gehabt, ſeit Ihr mich verlaſſen.“

„Engel!“ rief Rudolf mit überſtrömendem Gefühle, „ich werde Euch auf längere Zeit verlaſſen

müſſen," flüſterte er, ſich mäßigend, der bei dieſen Worten ſichtbar Erbleichenden zu.

„Ihr wollt uns verlaſſen?" entgegnete ihm Editha, indem ihre Stimme zitterte und ein ſchmerzliches Weh ihre lieblichen Züge überſchattete.

„Ich muß, bei Gott!" rief Rudolf faſt laut. „Doch," ſetzte er leiſe hinzu, „bei der heiligen Jungfrau verſprech ich's Euch: eh drei Tage ins Land gehen, bin ich wieder hier, bei Euch. Wollt Ihr während dieſer Zeit dem Abweſenden ein freundliches Andenken weihen?"

„Stets werd' ich Euer gedenken," lispelte mit liebenswürdiger Unbefangenheit die Erglühende, und reichte ihm freiwillig die ſchöne Hand, die Rudolf innig an ſein Herz drückte.

„Nun denn," rief der Glückliche begeiſtert, „ſo laßt des Schickſals Stürme toben; ein guter Engel ſteht mir zur Seite. Gehabt Euch wohl, theure Editha, Euer holdes Bild lebt gleich einer Heiligen in meiner Bruſt."

Und zum Burgherrn ging der Jüngling, mit

Kuß und Gruß Abſchied nehmend von dem ſiebern Manne; dann ohne Katharina oder den Andern Lebewohl zu ſagen, ſtürmte er hinaus, warf ſich draußen auf ſein, von Hans bereit gehaltenes Pferd und ſprengte in Begleitung des Letztern der väterlichen Burg zu.

13.

Mit ſtarken Schritten ging der alte Graf von Tyrol in ſeinem Gemache auf und ab, und ſtrich ſich von Zeit zu Zeit mit einem grimmigen Geſichte den dicken, grauen Knebelbart, der ſein ohnedem finſteres Geſicht noch mehr verdüſterte. Ungeduldig trat er dann an das hohe Bogenfenſter und ſchickte die rollenden Augen ſpähend in die Ferne. Aber immer trat er wieder unbefriedigt zurück und warf ſich zuletzt mit einem dumpfen Fluche in den breiten, mit Bärenfell gefütterten Armſtuhl.

„Der ungerathene Bube!“ murrte er endlich,

„hat ſich am Ende ſo tief in das Netz des tückiſchen Wildgrafen ziehen laſſen, daß er ſogar meinem Befehle trotzt.

Hölle und Tod! dann treffe mein Fluch den entarteten Sprößling unſres edlen Stammes. Abreißen will ich den unedlen Zweig und ſollte auch der alte Baum darüber verderben.“

Ein nahendes Pferdegetrappel riß den Alten aus ſeinem Brüten. Er ſprang auf und eilte ans Fenſter. „Endlich doch!“ fuhr er auf, und ein leiſer Anflug von Zufriedenheit überflog auf einen Augenblick ſeine finſteren Züge. Er ſetzte ſich wieder in den reichverzierten Armſeſſel.

Nahendes Sperrengeklirr verkündete die Ankunft des längſt Erwarteten. Die Flügelthüren ſprangen auf, und Rudolf von Tyrol ſtand, zwar männlich feſt, doch nicht ohne einige Verlegenheit, vor dem zürnenden Vater, der den Sohn lange mit ſtrengen Blicken betrachtete. Anno, der Leibdiener, ſtand in ehrfurchtsvoller Entfernung. Eine minutenlange Stille herrſchte im Gemach. Endlich

begann der alte Graf mit nachdrücklichem Ernste zu Rudolf: „Du hast mein Gebot übertreten?“

Dieser heftete schweigend im Gefühle der Schuld den Blick an den Boden.

„Du warst auf der Kampfrichtstatt?“ frug der Vater weiter.

Rudolf schwieg.

„Du hast Dich mit dem Todfeinde unsers Hauses in ein schimpfliches Verhältniß eingelassen,“ fuhr der Alte, durch das hartnäckige Schweigen des Sohnes erbittert, heftig auf; „Du hast Dich erniedrigt, unser Wappen verunehrt, unserm Namen geschändet!“

„Das habe ich nicht!“ entgegnete Rudolf, dem diese ungerechte Anschuldigung seine Besonnenheit wieder zurück gab, ruhig und fest.

„Du hast,“ schrie Graf Walter, im heftigsten Zorne aufspringend, und beide geballte Fäuste auf die Stuhllehne stützend, — „Du hast Dich mit unserm Todfeinde, der damit umgeht, unser edles, altadeliges Haus zu beschimpfen, zu entehren, zu

verderben — Du hast Dich mit ihm in geheimsüchtige Unterhandlungen eingelassen — hast Dich durch die verbuhlten Dirnen um Deine Ehre betrügen lassen, hast —" hier erstickte die Wuth des Alten Stimme.

Rudolfs Wangen glühten in fieberhafter Hitze und seine Augen sprühten Flammen, als er diese schmählichen Beschuldigungen gegen sich, seinen Freund und seine angebetete Geliebte erheben hörte; jedoch mäßigte er sich, und unterdrückte gewaltsam seinen gerechten Zorn.

Der alte Graf war indeß, von der Anstrengung erschöpft, in seinen Armstuhl zurückgesunken, und starrte mit durchbohrenden Blicken auf den Sohn. Wieder trat eine Pause ein. Endlich fragte der Alte mit mühsam erzwungener Mäßigung:

„Und weil, aufgereizter Sprosse eines edlen Geschlechts, was antwortest Du hierauf?"

„Graf von Lamprechtswyl ist ein edler Mann," erwiderte Rudolf fest, „und seine Töchter unbefleckte Jungfrauen. Ueberdieß ist der Wildgraf mein

Freund, und den Handschuh werfe ich dem vor die Füße, der seine Ehre anzutasten wagt."

Mit einem höhnischen Lächeln entgegnete der Graf:

„Edler Mann! — Freund! — Unbescholtene Jungfrauen! — — Die Letztern mögen Dir's wohl angethan haben, tapferer Held, daß Du so kühn und heldenmüthig dem alten Vater den Fehdehandschuh vor die Füße wirfst!" —

„Kuno!" rief er jetzt, sich verächtlich von dem Sohne abwendend, dem bei dieser unverdienten Behandlung das Blut in den Adern kochte — „Kuno, was bringst Du?"

„Nicht viel Gutes, Herr!" entgegnete dieser vortretend; „Fehde mit Lamprechtswyl!"

Mit dem Ausdrucke einer gräßlichen Freude erhob der Alte das blitzende Auge auf den Knecht, und fragte mit festem Tone:

„Wie lautet die Antwort?"

„Kurz und bündig," versetzte Kuno, „heut über acht Tage erwartet Euch Eppo von Lamprechts-

wol mit Mann und Roß im Blachfelde; da er Eure Verſchuldigung einer andern Rechtfertigung nicht werth hielte. Dies ſind des Markgrafen eigene Worte."

„Gut," erwiderte Graf Walter mit Stolz, „Otto wird mich bereit finden!" hierauf winkte er dem Diener ſich zu entfernen. Als dieſer das Zimmer verlaſſen hatte, ſchritt der alte Graf einige Mal auf und ab; plötzlich aber blieb er vor dem, noch immer ſchweigenden Sohne ſtehen.

„Siehſt Du, Unbeſonnener," redete er ihn finſter an, „die Folgen Deiner Thorheit!"

„Nicht ſowohl meiner Thorheit," entgegnete dieſer verletzt, „als Eurer unnatürlichen Härte."

„Knabe!" brauſte der Alte, mit einem furchtbaren Blicke ihn anſtarrend. Ruhig und feſt begegnete Rudolfs Flammenauge dem des erzürnten Vaters, ſo daß dieſer endlich ſich umwandte, indem er kalt die Worte hinwarf:

„Du verläßt in dieſen acht Tagen das Schloß nicht."

„Ich habe verſprochen," erwiederte Rudolf gleich feſt und ruhig, „binnen drei Tagen, noch ehe die blutige Fehde losbricht, noch einmal auf der Burg unſeres edlen Feindes einzuſprechen; und ich werde mein Wort halten."

„Gut, daß es Mittel gibt, trotzige Kinder und Thoren zum Gehorſam zu zwingen!" tobte der Alte auf und ſtampfte heftig mit dem Fuße.

„Nehmt dem Burſchen hier ſein Schwert ab!" herrſchte er den herbeigeeilten Knechten zu, „und führt ihn in ſichern Gewahrſam. Ihr Alle haftet mit Euren Köpfen für ihn."

Unſchlüſſig ſahen die Diener bald auf den wüthenden Vater, der mit vor Wuth geballten Fäuſten in der Mitte des Gemaches ſtand, bald auf den Sohn, der ſich, die Hand an das Schwert gelegt, in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen hatte.

„Zaudert Ihr, Schurken!" ſchrie der Alte wüthend, riß einem Knechte die Wehre von der Seite und drang mit gezückter Waffe auf Rudolf ein.

„Stoßt mich nieder!“ ſagte dieſer kalt und entblößte die Bruſt.

Walter taumelte zurück; „Dein Schwert!“ krächzte er mit erſterbender Stimme.

„Euch, doch dieſen nicht!“ entgegnete Rudolf und reichte ihm die ritterliche Waffe hin; dann wandte er ſich zu den Knechten: „Führt mich in in den Kerker!“ und verließ ruhig und ſtolz das Gemach.

Ende des erſten Theils.

Blankenhain, gedruckt bei Lorenz Anholt.

Der Fluch des Ahnn.

Novelle.

Herausgegeben

von

Ludwig Storch.

Zweiter Theil.

Gotha, 1835.

Verlag von Carl Reumann.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinenſi.

16.

Auf der Lamprechtsburg hatte Alles eine ernstere Gestalt angenommen. Die zahlreichen Gäste waren theils wieder abgereist, theils hatten sie dem Wildgrafen ihre Dienste bei der bevorstehenden Fehde angeboten. Die Säle, in denen noch gestern Lust und Freude ihren Sitz hatten, widerhallten heute von den schweren Fußtritten geharnischter Männer. Allenthalben herrschte ein regsames Treiben; auf dem Schloßhofe sah man hier verrostete Rüstungsstücke wieder blank putzen, dort Schwerter schleifen und Armbrüste spannen; — hier wurden gefüllte Steinkörbe zur Vertheidigung der Burg auf die Mauern geschleppt, dort Pferde beschlagen und zugeritten. Dazu kamen und gingen immer-

während Bewaffnete und traten aus oder ein. Die große Waffenhalle war der Sammelplatz der Ritter und Herren.

Eppo von Lamprechtswyl, dessen Kampflust in dem kriegerischen Treiben wieder neu aufwachte, war mit unermüdlicher Thätigkeit allenthalben, und leitete und ordnete das Ganze. Doch konnte er, trotz seines angeborenen Kriegergeistes, diesmal eines ihm unbekannten drückenden Gefühls sich nicht erwehren, und wie eine trübe Ahnung beschlich es ihn zuweilen, so daß der beklommenen Brust Luft und Raum zu fehlen schienen. Am Abend des zweiten Tages nach dem Feste ließ er den Herrn von Eschen, der ihm ebenfalls seinen starken Arm angeboten, zu sich auf sein Gemach entbieten. Dieser erschien und fragte nach des Burgherrn Begehr.

„Herr Diether!" redete Eppo ernst den Ritter an, der an seiner Seite Platz nahm, „Ihr habt mir Euern Beistand in diesem Kampfe angetragen, und der Ritter Eppo weis diesen Freundschafts-

dienſt würdig zu ſchätzen; doch eine weit größere Bitte hat der Vater an Euch."

„Sprecht, edler Herr," entgegnete Diether, „mein Arm und mein guter Wille ſtehen Euch ſtets zu Dienſten."

„Nun denn, ſo hört," fuhr Eppo fort, „Niemand vermag den Ausgang und die Folgen des beginnenden Kampfes voraus zu ſehen; das Glück kann uns den Rücken kehren, und die Kriegsfurie an dieſe Burg herantoben. Daher muß ich vor Allem mein Theuerſtes, meine Kinder zu ſichern ſuchen. Ich ſtehe allein, kein Sohn iſt mir zur Seite, um meine Sachen zu vertreten. Ich muß alſo ſelbſt den Kriegszeichen anführen und indeß einem biedern Manne und erprobten Krieger mein Koſtbarſtes zur Bewachung anvertrauen. Auf Euch iſt meine Wahl gefallen. Ihr ſeid der Einzige, der den Meinigen, während ich draußen meine Ehre rette, den benöthigſten kräftigen Schutz verleihen kann. Wollt Ihr mir auf Ritterwort und Ehre geloben, meinen Kindern ein treuer Schirm

gegen jegliche Fährlichkeit zu sein und fest an mir zu halten?“

„Hier meine Hand!“ versetzte Diether; „mein Leben für Euch und die Eurigen!“

„Wohl denn,“ entgegnete Eppo, den Handschlag des Ritters kräftig erwiedernd, „so bin ich ruhig, und kann getrost meine Anstalten treffen; weiß ich doch meine Töchter sicher und wohlbeschützt.“

Hierauf befahl Eppo einem Diener, die beiden Fräulein herbei zu rufen. Sie kamen; mit neugierigem Blicken die schöne Katharina, in ängstlicher Aufregung ob des ungewöhnten kriegerischen Getöses, die sanfte Editha.

„Tretet näher, meine Kinder,“ begann der Wildgraf zu ihnen, „und vernehmt den Willen Eures Vaters.“

Beide gehorchten und mit feierlichem Ernste fuhr Eppo fort:

„Das übermüthige Drohen und die tiefen Kränkungen unsers Feindes, des stolzen Grafen von Ty-

rol, die er absichtlich an mir ausübt, haben mich veranlaßt, demselben absagen zu lassen, und in einigen Tagen ihn mit Krieg zu überziehen."

Hier bebte Editha erschrocken zusammen, und mühsam nach Fassung ringend, während Katharina einen triumphirenden Blick auf Diether von Eschen warf, sagte sie in sich hinein: „Willst Du schon in Erfüllung gehen, Urahns schauerlicher Fluch, wie mir bange Ahnung verkündet?"

„Daher habe ich Euch," sprach Eppo weiter, in dem edlen Herrn von Eschen hier einen wackern Beschirmer bestellt. Er wird Euch morgen mit dem frühesten nach der festen Pankrazenburg geleiten, wo Ihr für's erste sicherer und ruhiger seid, als hier, da sich vielleicht bald der Kriegslärm auch hierher ziehen möchte. Bereitet Euch daher zum Abzuge, und nehmt meinen väterlichen Segen mit Euch!" Die Wehmuth übermannte ihn, und mit halb gebrochener Stimme fuhr er fort, beide Hände segnend auf die Häupter der vor ihm in die Knie gesunkenen Töchter legend:

„Gott sei mit Euch, meine Kinder, und der Engel des Friedens breite schützend seine Flügel über Euch! — Und Du, armes verkanntes Kind," damit wandte er sich an die laut schluchzende Editha, „Du verzeihe dem harten Vater, der so lange widernatürlich sein Herz Deiner Liebe verschloß, — verzeihe mir, wie Gott mir vergeben möge!" Er küßte die in Thränen Zerfließende auf die Stirn, und redete dann mit weicher Stimme zu Ende:

„Sollte der Herr über mich gebieten, und mir Menschliches widerfahren, so sucht Euch zu trösten, und seht den edlen Herrn von Eschen hier als Euern zweiten Vater an. Er wird meine Stelle bei Euch vertreten. Dem Vater aber," setzte er, von trüber Ahnung erfaßt, mit brechender Stimme hinzu, „dem Vater, der im Kampfe für Ehre und Recht fiel, weiht eine Thräne kindlicher Liebe und ein freundliches Andenken."

„Erschwert Euer Herz nicht mit unnöthigen Sorgen, edler Herr," beruhigte Diether den Wild

grafen; das Glück war ja stets Euch hold; warum sollte es Euch gerade jetzt treulos den Rücken kehren?"

„Ihr habt Recht, wackerer Freund," entgegnete Eppo; „wir wollen das Beste hoffen." Damit nahm er noch einmal zärtlichen Abschied von seinen beiden Töchtern; und begab sich hierauf mit verdoppelter Thätigkeit in das Gewühl der allenthalben in und außer der Burg beschäftigten Knechte und Kriegsleute.

Herr Diether geleitete indeß die seiner Obhut anvertrauten Jungfrauen in ihre Gemächer zurück. Als er die halb ohnmächtige, trostlose Editha dort ihrer Zofe übergeben hatte und nun an Katharinens Arm durch den langen Korridor wandelte, der zu der Gräfin Gemach führte, da lispelte seine reizende Schutzbefohlene ihm bedeutsam zu:

„Herr Ritter, lassen Euch Eure Geschäfte eine Stunde erübrigen, die Ihr mir schenken wolltet? Ich habe Euch Wichtiges zu eröffnen."

„Befehlt, schöne Gebieterin," erwiederte Jener

verbindlich; „Ihr wißt ja längſt, daß mein Herz nur Eurem Dienſte geweiht iſt.“

Katharina warf einen ihrer Feuerblicke auf den Ritter und, indem ſie ihre Worte mit einem feſten Händedruck begleitete, der alle Pulſe des Glücklichen raſcher klopfen machte, flüſterte ſie ihm zu: „Heut Abend um die achte Stunde! Ihr kennt den Weg, der zu meinen Gemächern führt.“

„Göttliche Gräfin!“ rief der überſelige Diether und drückte einen langen Kuß auf ihren ſchönen Arm, was ſie auch willig duldete.

„Ich erwarte Euch,“ hauchte die Sirene noch einmal dem von ſeinem unerwarteten Glücke Trunkenen zu, und verſchwand hinter einem Pfeiler des Ganges.

„Ich komme!“ rief Diether mit gedämpfter Stimme der Verſchwundenen nach und eilte nun, mit vor Wonne verklärtem Antlitze, an die Geſchäfte des Tages.

17.

Die Dämmerung war bereits hereingebrochen und Katharina von Lamprechtswyl harrte zur festgesetzten Stunde auf den Besuch des ihr ergebenen Ritters. Sie hatte sich nachlässig gekleidet, auf ein Ruhebett geworfen, und eine Lage gewählt, die ihre ohnedies blendenden Reize in ein noch vortheilhafteres und verführerisches Licht setzte. Das Feuer ihres Flammenauges war gedämpft durch den feuchten Schimmer eines ungeduldigen Sehnens, und das unruhige Wallen des nur leicht umflorten Busens verrieth den Gemüthszustand der schönen Zauberin, die durch den Köder ihrer Reize den leicht empfänglichen Diether ganz sich zu eigen machen wollte.

Kaum wies der Seiger die achte Stunde, so klirrten leise Schritte den Korridor entlang, und bald darauf pochte ein Finger vorsichtig an die Thüre.

„Nur herein!“ rief mit gedämpfter Stimme die Gräfin; Diether ſchlüpfte behutſam ins lauſchige Gemach und ſtand vor der reizenden Huldin mit verſchlingenden Augen den überraſchenden Anblick auffaſſend.

„Ihr ſeid ein Mann von Ehre,“ lispelte die ſchöne Verführerin, indem ſie dem in ihr Anſchauen verſunkenen Diether die Flaumenhand hinreichte, „nehmt hier Platz neben mir. Wir dürfen nicht zu laut reden; denn ahndete nur eine lebende Seele auf der Burg Eure Gegenwart hier an dieſem Orte, den, außer meinem Vater, noch kein männlicher Fuß betrat, es wäre auf immer um meinen guten Leumund geſchehen.“

Diether gehorchte ſchweigend.

„Und nun,“ ſprach Katharina, ſich etwas erhebend, und die dunkeln, wallenden Locken aus dem glühenden Geſichte ſtreichend, — „und nun — zur Sache — Diether!“ — hier haftete ihr Flammenblick auf dem, kaum ſeiner ſelbſt mehr Mächtigen, — „Diether! — Ihr — liebt mich!“

„Himmliſches Weſen! Engel!“ — ſtammelte dieſer und taumelte zu ihren Füßen.

Katharina ſah mit zauberiſchem Lächeln auf den Trunkenen herab, der ihren vollen Arm mit heißen Küſſen bedeckte. Hierauf entzog ſie ihre Hand plötzlich dem Ueberglücklichen, ordnete züchtig ihren etwas in Unordnung gerathenen Anzug, und wies dann mit ungewöhnlichem Ernſte den hierdurch wieder aus ſeinen Himmeln geſtürzten Diether auf ſeinen Platz zurück; ſtarr die Unbegreifliche anblickend, gehorchte dieſer und zähmte, durch den erſten Blick der Herrin eingeſchüchtert, gewaltſam das ungeſtüme Toben ſeiner aufgeregten Sinne.

„Ihr liebt mich,“ fuhr Katharina ruhig fort, „und ich zürne Euch nicht deshalb. Das ſei Euch für jetzt genug. Aber der, welchem ſich Katharina von Lamprechtswyl ganz zu eigen ergeben ſoll, der muß ſich erſt ihrer würdig zu machen ſuchen.“

„Befehlt, angebetete Gräfin,“ entgegnete Die-

ther freudig, „fordert das Schwerſte; ich ſetze mein Leben an die Erfüllung Eurer Wünſche.“

„Ich kannte Euch,“ erwiederte Katharina mit freundlichem Lächeln, indem ſie, wie unbewußt, aufs Neue ihren Arm dem Verlangenden überließ.

„Nur gering iſt, was ich von Euch begehre. Nicht des ſtarken Armes bedarf's hier, um Euch mein Herz zu gewinnen. Aber unbedingte Ausführung meines Vorhabens, das ich Euch jetzt enthüllen will, fordre ich von Euch, unſer beiderſeitiges Glück ſei der Lohn.“

„Es ſei Euch im Voraus zugeſagt,“ verſetzte Diether mit zärtlichem Handkuſſe.

„Wohlan denn, ſo hört!“ begann die Verführerin, „Ihr geleitet morgen mich und die blinde Editha nach der Pankrazenburg. Unterwegs laßt Ihr unſern Zug durch verkappte Reiſige überfallen, und überlaßt, nach ſcheinbarer Gegenwehr, meine Schweſter den Feinden, die ſie dann irgend an einen verborgenen feſten Ort, deſſen Wahl ich Euch überlaſſe, in ſichern Gewahrſam bringen. Wohl

zu beobachten ist, daß einige der verkappten Knechte die Farben des Klosters St. Zeno tragen müssen."

„Aber ums Himmels Willen, Fräulein!" unterbrach hier Diether mit einem staunenden Blicke die Arglistige, „wozu dies Gaukelspiel, das Eure arme Schwester in tödtlichen Schrecken versetzen würde, und mir, falls man hinter die Sache käme, die schlimmsten Händel über den Kopf ziehen könnte?"

„Ich forderte unbedingt Folge von Euch," herrschte Katharina. „Und weil Ihr Bedingungen und Ausstellungen machen zu wollen scheint, so entbinde ich Euch Eures Wortes." Mit diesen Worten entzog sie sich dem verlegenen Diether.

„Zum Teufel auch!" knirschte dieser zwischen den Zähnen; „Ihr macht mich rasend. Wer kann das Wort Furcht mit meinem Namen zusammenstellen? — Wer vermag den Diether eines Wortbruchs zu bezüchtigen? — Sprecht, gebietet; — und ich erwürge den Abt selbst auf den Stufen des Altars."

Mit einem ſiegenden Blicke ſah die ſchlaue Ränkeſpinnerin auf den Erzürnten und ſagte endlich mit erkünſtelten Zweifel:

„Faſt ſollt' ich Euern Worten nicht trauen, böſer Mann; doch wir armen ſchwachen Geſchöpfe kennen kein Mißtrauen und übergeben uns willig der kräftigen Männlichkeit unſerer gebietenden Herren. Hier!" — damit reichte ſie dem ſchnell aufs Neue beſiegten Diether wieder die Hand zum Kuſſe, und flötete in ſüßen Schmeichellauten:

„Ich vergebe Euch Euer Zögern; ſeid künftig folgſamer und ich werde es Euch dereinſt vollwichtig lohnen."

„Nehmt mich ganz!" rief der Entzückte, „ich bin Euer mit Leib und Seele!"

Mit lockenden Blicken zog die Zauberin den, nun ganz für ihre Plane Gewonnenen näher an ſich, ſchlang die Lilienarme um ſeinen ſtarken Nacken und drückte einen langen Kuß auf ſeine bärtigen Lippen. „Und ihr ſeid nun ganz der Meine," liſpelte ſie, das Lockenköpfchen an Diethers Bruſt

lehnend und mit holdem Lächeln an ihm hinauf-blickend.

„Gebietet über Euern Sclaven!“ rief dieſer, von Wonne berauſcht, indem er die Zauberin feſt umſchlang; „dieſen Himmel mir zu erringen, ſtürm' ich die Hölle!“ Noch einen Kuß drückte er auf die ſchwellenden Purpurlippen, der nur ſchwach ſich Sträubenden und eilte dann raſch von hinnen, um ſeine Anſtalten für den künftigen Morgen zu treffen.

Mit triumphirenden Lächeln blickte Katharina den Dahinſtürmenden nach. Ein ſchadenfroher Hohn umſpielte den Mund und mit ſpöttiſchem Lächeln brach ſie in die Worte aus:

„Eitler Thor! Glaubſt du, gerade deine Hülfe ſei mir vorzugsweiſe erwünſcht? Armſeliges Werkzeug meiner Rache! — Doch du biſt mir am ſicherſten; denn deine betäubten Sinne ertödten vollends das Reſtchen tugendhafter Laune in dir! — O ihr ſchwachen Männer! nennt Euch die Herren der Schöpfung, und ein lockender Blick führt euch in unſre Arme, ein Wort zu unſern Füßen, und

ein armſeliger Kuß macht den beſten von euch zum Teufel, zum Sclaven unſerer Leidenſchaften! — Wohl denn, Katharina, triumphire! Du haſt mit dieſem einzigen Schlage alle deine Feinde zu Boden geworfen: die bevorzugte Schweſter aus dem Wege geräumt, und dadurch an dem ſtolzen Rudolf von Tyrol, der es wagen konnte, einer blinden Närrin wegen dich zu verſchmähen, die empfindlichſte Rache genommen. Ha! wie der Stolze wüthen wird, wenn er den Raub ſeines Liebchens erfährt! Wie wird er, von der falſchen Kunde betrogen, als habe der lüſterne Abt Wulfram die zarte Taube in ſeinen Klauen, wie wird er, unbekümmert der Folgen, in ſeiner Wuth ſelbſt das Heiligthum der geweihten Stelle nicht verſchonen, und ſo den Zorn des unſchuldig beleidigten Abts auf ſich ziehen! Vom Grame um die verlorne Geliebte verzehrt, vom rächenden Blitzſtrahl der mißhandelten Kirche zerſchmettert, wird der gedemüthigte Stolze, nach meinem Wunſche, ganz unglücklich, und dann erſt meine Rache ge-

sättigt sein. Und sie, die Thörin, die es wagte, aus dem Dunkel, in das sie gehört, hervor zu treten und mir den Rang streitig zu machen, sie empfinde alle Qualen unbefriedigter Liebe, und endige unbeachtet und freudenlos, wie sie begonnen."

Mit dem Gefühle stolzer Rachlust legte die furchtbare Schöne sich zur Ruhe; und, während die fromme Editha auf den Knieen lag und den Segen des Himmels über Vater und Schwester herabflehte, brütete Katharina über unheilsvollen Plänen zum Verderben der frommen Unschuld.

18.

Drei Tage schon schmachtete der unglückliche Rudolf von Tyrol in einem festen Gewölbe der väterlichen Burg. In dumpfem Trübsinn versunken, saß der Arme da, den Kopf in die hohle Hand gestützt, und gab sich dem nagendsten Gram hin.

Der alte Graf hatte, nicht minder thätig, als ſein wackerer Feind, alle ſeine Vaſallen und Mannen aufgeboten, und ſich nach Kräften zum bevorſtehenden Kampfe gerüſtet. Ein ſtattlicher Haufe wohlbemannter Reiſigen, und eine Anzahl trefflicher Armbruſtſchützen harrten des Führers. Graf Walter aber, mißtrauiſch gegen Alles, vertraute die Führung des kriegeriſchen Haufens keinem der unter ſeinen Fahnen ſtreitenden Edlen an.

Er ſelbſt, ſchon hoch bejahrt und kränklich, konnte ſich nicht mit Erfolg an die Spitze der Seinigen ſtellen, einem ſo verſuchten Krieger gegenüber, als welcher Eppo von Lamprechtswyl allenthalben bekannt war. Er gedachte jetzt nicht ohne Reue des ſo hart behandelten Sohnes, und beſchloß endlich, deſſen Geſinnungen zu erforſchen, und durch ein milderes Verfahren denſelben zu gewinnen. Er ließ den Gefangenen vor ſich bringen.

Bleich und unmuthig, doch feſten Tritts und mit freiem Blicke erſchien dieſer vor dem ſtrengen Vater. Nicht ohne Regung des Mittleids blickte

der Alte auf den Gekränkten, der ſchweigend vor ihm ſtand.

„Ich hoffe," redete er ihn endlich mit weniger ſtrengem Tone an, „ich hoffe, Rudolf, daß Du Deinen ſtarren Sinn geändert haſt; ich habe Dir hinreichende Bedenkzeit gelaſſen."

Rudolf ſah ſchweigend zur Erde.

Faſt übermannte der Unwille den jähzornigen Alten aufs Neue, da er das Stillſchweigen des Sohnes für ſtörriſchen Trotz nahm; doch bezähmte er ſich und fuhr fort:

„Ich will Dein unbeſonnenes Verfahren Deiner Jugend und Unerfahrenheit zu gut halten; und Dir meine Vergebung angedeihen laſſen. Zum Zeichen meines wiederkehrenden Vertrauens übergebe ich Dir die Führung meiner Krieger gegen unſern mächtigen Feind."

Noch immer feſſelte Rudolf ſchweigend den Blick an den Boden.

„Verdient meine Milde keine Antwort, Undankbarer?" fuhr der hierdurch gereizte Graf auf.

„Ich kämpfe nicht gegen Eppo von Lamprechtswyl!“ ſprach Rudolf mit entſchiedenem Tone.

„Nun denn, trotziger Knabe,“ donnerte Graf Walter, „ſo kehre zurück in den Kerker, wo Wahnſinnige Deines Gelichters hingehören!“

Rudolf wandte ſich gelaſſen, und ſchritt der Thüre zu.

„Halt Tollkopf!“ rief der Alte, der nun wohl einſah, daß er auf dieſem Wege nichts gegen die Standhaftigkeit des Jünglings ausrichtete. — Rudolf ſtand.

„Was würdeſt Du thun,“ fuhr jetzt der alte Graf mit ſchlauer Miene fort, „wenn ich Dich frei von hinnen ziehen ließ, um Deinen thörichten Verſprechen Gnüge zu leiſten?“

„Euch danken,“ fiel ihm Rudolf lebhaft ins Wort, „und mein Wort löſen.“

„Ja, ja,“ murrte der Alte, „man kennt Euren Dank ſchon, Ihr lockern Vögel; kaum flügge geworden, entſchlüpft Ihr dem elterlichen Neſte,

ohne weiter daran zu gedenken, die Euch genährt, gepflegt, und fliegen gelehrt."

„Mein Vater wird mich keiner Undankbarkeit zeihen," verſetzte Rudolf gekränkt, „wenn er bedenkt, daß ich ein Nachkomme der Grafen von Tyrol bin, deren nie Einer ſein einmal gegebenes Wort gebrochen."

„Recht ſo!" entgegnete der Graf, nicht ohne Wohlgefallen auf die edle Geſtalt des Sohnes blikkend, „und hätt' er dies Wort auch einer manns-tollen Dirne gegeben."

„Editha von Lamprechtswyl iſt eine wohlbeſcholtene Jungfrau!" erwiederte Rudolf mit unwilligem Erröthen.

„Nun ja," meinte Graf Walter, „man weiß ja, daß in dieſem Punkte mit Euch Tolltöpfen nicht zu richten iſt. — Höre alſo" — fuhr er mit ernſterem Tone fort; „Du biſt frei; zieh' hin, und löſe Dein Wort als Graf von Tyrol! und kehre als ſolcher binnen längſtens drei Tagen wieder zurück, an die Spitze Deiner Krieger, die ih-

ren jungen Führer mit Ungeduld erwarten. Verſprich mir dies!"

„Mein guter Vater!" rief Rudolf, deſſen Hand gerührt an ſeine Lippen ziehend; „wie gern verſprech' ich Euch das!"

„Ja, ja," verſetzte der Alte, „ſo geht's, wenn man dem Kinde freien Willen läßt. — Geh' nur!" ſchluchzte er von überwallenden Vatergefühl beſiegt, „geh', Du machſt mich alten Narren zuletzt noch zum Weibe. Geh', ſei ein Mann, und vergiß nicht, weſſen Stamm Du entſproſſen, und daß daheim ein alter Vater Dich als ſeine Stütze betrachtet und erwartet."

Auf einen Wink des Grafen erhielt Rudolf ſein Schwert, und das gute Vernehmen zwiſchen Vater und Sohn war wieder hergeſtellt. Der alte Graf, dem es ſelbſt jetzt leichter ums Herz ward, verwünſchte den Abt und ſeine Einflüſterungen, und beſchloß, ferner dem Edelmuthe ſeines wackern Sohnes zu vertrauen. —

Rudolf beſtieg ſein treues Roß, und ſprengte

der Lamprechtsburg zu, von einigen bewaffneten Knechten begleitet.

Nach einem ſcharfen Ritte von mehrern Stunden langte er am Fuße des Burgberges an, ſtieg von dem ſchweißtriefenden Roſſe und ließ ſich das ermüdete Thier langſam nachführen, während er auf den Flügeln liebender Sehnſucht den Berg hinanſtieg. Oben angelangt, ließ er ſich ſogleich vor den Burgherrn führen, den er mitten in kriegeriſchen Zurüſtungen fand. Eppo trat den Kommenden ſogleich freundlich entgegen, indem er ausrief:

„Willkommen, mein ehrenwerther Graf! Was führt Euch in die Burg Eures Feindes?“

„Ihr thut mir Unrecht,“ entgegnete Rudolf, die Hand des Wildgrafen ſchüttelnd; „Rudolf von Tyrol kann nie der Feind eines ſo wackern Mannes werden, und ſollt' es auch das Schickſal wollen, daß wir uns mit dem Schwerte in der Hand gegenüberſtehen müßten, ſo werden unſre Herzen doch ewig in Freundſchaft ſich zugethan bleiben. Nicht wahr, mein edler Freund?“

„Ihr seid ein wackerer junger Mann," entgegnete Eppo, „und es thut mir sehr leid, daß wir uns feindlich gegenüber stehen müssen. Aber unsre beiderseitige Ehre will es so; drum sei's! — Wir wollen beide unsere Schuldigkeit thun, und das Uebrige Gott anheim stellen. Doch," fuhr Eppo ablenkend fort, „was trüben wir uns die Gegenwart mit solch' ernsten Bildern, da uns die nahe Zukunft reichlich dergleichen auftischen wird! Sagt mir lieber, was mir die Ehre Eures unverhofften Besuchs bringt?"

„Ich — Ich" — versetzte Rudolf mit einiger Verlegenheit, „ich hatte der Gräfin Editha versprochen, noch einmal hier einzusprechen, eh' das eiserne Spiel beginne."

„Das Kind," entgegnete Eppo wehmüthig, „welches wird das Loos der Aermsten sein, wenn ihr das blutige Kriegsspiel den Vater raubt? — Ihr Schicksal liegt mir am meisten am Herzen."

„Sie soll nicht verlassen bleiben!" rief Rudolf sich vergessend. „So lange mein Arm das Schwert

führen, und ich eine Hütte noch mein nennen kann, soll die sanfte Editha in mir den kräftigsten Schutz finden!"

„In Euch, Herr Graf?" fragte Eppo, verwundert auf den Jüngling blickend, der mit edler Hitze fortfuhr:

„Ich übe die Pflicht, die jedem Biedermanne heilige ist, die schutzlose Unschuld zu schirmen."

„Ihr seid ein edler Mensch," sprach Eppo gerührt, „und in Euern Armen wollt' ich mein frommes unglückliches Kind am liebsten wissen. Aber bedenkt, mein Freund, was Ihr thut! Noch einmal sag' ich's Euch: Bedenkt Euren Vater, seinen Haß gegen Alles, was aus dem Geschlechte, der von Lamprechtsheyl stammt; bedenkt selbst meiner armen Tochter traurigen Zustand! Kann die blinde Editha Euch genügen? Wird nicht späte Reue Euch treffen und Beide unglücklich machen?"

„Nimmermehr!" rief der Jüngling begeistert, Eppo's Hand ergreifend. „Vater! gebt mir die

fromme Editha zum Weibe, noch eh' Ihr hinzieht zum Kampfe auf Leben und Tod! — Gebt das unschuldige Kind in meinen Schutz!" wiederholte der liebende Jüngling dringend, „bei Ritterwort und Ehre, bei meiner Seligkeit! ich will sie halten wie mein höchstes Kleinod, sie sei die köstlichste Perle in meinem Schatze. Gebt mir Eure Tochter, Vater Eppo!"

Mit Thränen der Rührung umarmte dieser den Flehenden, indem er ausrief: „Ich kann nicht länger widerstehen; es werde, was da wolle, Gott gebe seinen Segen dazu! — Nimm sie hin, mein Sohn, und mache Du gut, was meine Härte an dem frommen Kinde verbrochen. Sie ist Dir herzlich zugethan. Ihr kindliches Gemüth kennt keine Verstellung; sie selbst hat mir ihre Neigung zu Dir gestanden. Mache sie so glücklich, als sie es verdient, und mein innigster, bester Segen ruhe auf Euch!"

„O! Ihr macht mich überglücklich!" rief der liebende Jüngling im heißesten Dankgefühle: „laßt

mich hineilen zu ihr, der Heißgeliebten, unser Glück zu verkünden!"

„Du findest sie nicht mehr hier auf dieser Burg," versetzte Eppo; „ich habe sie nebst ihrer Schwester unter sicherm Schutze nach der Pankrazenburg geleiten lassen."

„So eile ich auch dahin zu ihr," rief der Jüngling, „ich vermag nicht, diese Fülle des Glücks allein in der Brust zu ertragen."

„So zieh hin, mein Sohn, und nimm meinen Segen mit Dir," sprach Eppo väterlich; „doch vorerst erquicke Dich und die Deinigen, denn Ihr bedürft der Erholung, der Weg ist lang und beschwerlich."

Unter traulichen Reden führte Eppo den glücklichen Grafen in die Burg. Aber schon nach einer Stunde saß Rudolf mit seinen Begleitern wieder hoch zu Rosse und beurlaubte sich von seinem wackern Schwiegervater, der mit freudig bewegten Blicken den Dahinziehenden nachschaute, bis der Reitertrupp hinter einem waldigen Hügel verschwand.

19.

Katharinens Plan ward ihrem Wunſche gemäß ausgeführt. In einem Hohlwege wurde der Zug verabredetermaßen von einem ſtarken Haufen Vermummter überfallen und nach ſcheinbarer Gegenwehr die blinde Editha, trotz ihres Hülferufens, von den, mit ihrer Beute windſchnell entfliehenden Feinden entführt. Mit erkünſtelten Thränen beſchwor Katharina den beſtürzt ſcheinenden Diether, ſie allein unter geringer Begleitung vollends an den Ort ihrer Beſtimmung ziehen zu laſſen, und mit dem größern Theile der Knechte den Räubern nachzueilen und wo möglich doch wenigſtens deren Spur zu verfolgen. Nach langem Zögern befolgte Diether dieſen Rath und eilte den Spuren der Pferdetritte nach, die nach langen Umwegen an dem Kloſter St. Jeno verſchwanden. Von da aus war keine Spur mehr zu entdecken, und es entſpann ſich ſehr natürlich die Vermuthung, daß der Abt, der, ehemahls ein Freund und Verbündeter des

Grafen von Tyrol, nicht im beſten Rufe ſtand, die ſchöne Beute für ſich habe wegfangen laſſen, und daß der Ueberfall wahrſcheinlich der ſchönen Katharina habe gelten ſollen. Dieſe Vermuthung ward noch überdies ſehr verſtärkt durch den Umſtand, daß mehre von Dietherr Reiſigen deutlich bei einigen der Räuber die Kloſterfarben von St. Arno bemerkt hatten. Man begnügte ſich alſo für's erſte mit der gemachten Beobachtung, und Dietherr ritt, da man gegen den mächtigen Abt nicht zu offener Gewalt ſchreiten konnte, mit ſeinen Leuten wieder nach der Dankwartsburg zurück. Hier ward der Jammer allgemein, und Alle verwünſchten den ſchändlichen Abt; denn die Burgbewohner hatten ſämmtlich die ſanfte Editha geliebt. Katharina fand es nicht gerathen, den Vater ſogleich von der traurigen Nachricht in Kenntniß zu ſetzen, da, wie ſie meinte, der Aufgebrachte leicht zu gewaltthätig verfahren könnte. Ueberdies würde Editha, meinte ſie, von dem Abte nichts zu befürchten haben, wenn er ſeinen Beſitzgriff entdeckt. — Man

gab ſich endlich zufrieden, und Niemand zweifelte an der Wahrheit des wohlerſonnenen Märchens. Nur Bruder Martin, der Klauſner, ſchüttelte den Kopf, als er von der Geſchichte hörte; doch ſchwieg auch er und ließ ſich von nun an ſelten mehr auf der Burg ſehen; da ohnedem die ſtolze Katharina, welche jetzt die gebietende Herrin auf dem Schloſſe ſpielte, den frommen Mann haßte, aber auch zugleich ſcheute, der die Achtung und Liebe ſowohl der Schloßbewohner, als der ganzen Umgegend, durch unbefleckten Wandel, Rath und That ſich erworben, weßhalb ſie ihre Rache an ihm, der ſie einſt ſo empfindlich gedemüthigt, nicht nach ihrem Wunſche ausüben konnte.

So ſtanden die Sachen, als Rudolf von Ippel auf der Pankrazenburg anlangte, und mit dem ſtürmiſchen Eifer liebender Sehnſucht nach der Gräfin Editha verlangte. Man wies ihn an Diether von Eichen, der den unwillkommenen Gaſt mit kalter Höflichkeit empfing. Als Rudolf die Urſache ſeines Beſuchs erklärt hatte, ſagte Diether mit

kaltem Bedauren die Achsel. Den Grafen über-
lief die Hitze und mit Heftigkeit rief er:

„Diether von Eschen, ich hoffe, daß Ihr mei-
ner Aussage unbedingten Glauben beimessen wer-
det, und mir nicht das Geringste in den Weg legt,
um meine Verlobte zu sehen und zu sprechen!"

„Recht gerne," entgegnete Diether; „aber lei-
der kann ich für diesmal Eurem Verlangen nicht
willfahren."

„Nicht!" rief Rudolf, mit zornglühenden Ant-
litz einen Schritt zurücktretend.

„Leider!" erwiederte Jener kalt und ruhig,
„das edle Fräulein ist uns auf dem Wege hierher
durch einen starken Trupp verkappter Bösewichter,
trotz der verzweifeltsten Gegenwehr entrissen worden.
Meine Bemühungen, die Jungfrau den weit über-
legenen Räubern wieder abzunehmen, waren frucht-
los. Doch, glaube ich, war es ein Mißgriff und
der Anschlag galt mehr der reizenden Schwester
der Bedauernswerthen."

Betäubt und wie zermalmt von diesem uner-

wartenden Schlage, stand der arme Rudolf eine Weile sprachlos vor dem Ritter, der seine innerliche Schadenfreude über den Schmerz des ehemaligen Nebenbuhlers unter der Miene erheuchelter Betrübniß zu verbergen suchte.

„O Gott!“ stöhnte der schmerzgebeugte Rudolf endlich; „so muß ich an den Pforten meines Glücks durch solch ein unseliges Ereigniß zurückgeschreckt werden! Aber,“ fuhr er mit furchtbar rollenden Augen und donnernder Stimme fort, „wer ist der Schändliche, der ehrlose Dirnenräuber; wer konnte dieses Bubenstück wagen?“

„Am Kloster St. Irmo,“ entgegnete Diether, „verlor sich jede Spur. Auch trugen einige der Räuber — wahrscheinlich aus Vergessenheit — die Farben dieses Klosters. Ich habe einstweilen rings um dasselbe meine Späher ausgestellt und glaubte, daß es meinen Bemühungen in Kürze gelingen wird, sichere Kunde von der Verlornen zu erhalten, da ich so lange des Anblicks der verzweifelnden Schwester der Geraubten beraubt bleiben

muß, die ſich, von Schmerz zerriſſen, in ihre Gemächer verſchloſſen hat.“

„O, ich ahne!“ rief der Graf wild auffahrend; „es beginnt ſchrecklich in meinem Innern zu tagen. O Gott! meine Braut in den Händen jener wollüſtigen Pfaffen!“

Er bedeckte das Geſicht mit beiden Händen.

Diether fuhr hierauf mit erkünſtelten Kummer fort: „Das iſt eben auch meine größte Beſorgniß! Und zudem bin ich durch meine Pflicht hier feſtgehalten, da ich die verzweifelnde Katharina nicht aus den Augen laſſen darf, um noch größeres Unglück zu verhüten.“

„Herr von Eſchen!“ rief jetzt der aus ſeiner Betäubung erwachende Rudolf, mit ſtürmiſcher Haſt; „gebt mir einen Theil Eurer Knechte, ich hole mir die Braut, bringe Euch die Verlorne zurück, oder Ihr ſeht mich nie wieder.“

Diether, der nun den Betrogenen auf den rechten Punkt hatte, ſuchte durch ſchlaue Einwendungen, Warnungen und freundſchaftliche Beſorg-

niſſe den Entſchluß des Grafen ſcheinbar zu bekämpfen; eigentlich aber deſſen Wuth aufs Höchſte zu reizen.

Hierauf übergab er endlich dem Getäuſchten eine Anzahl Reiſiger, an deren Spitze der rachegluͤhende Rudolf nach der Gegend zuſprengte, wo die prächtigen Gebäude des Kloſters zu St. Zeno ſtolz ihre Zinnen gegen die Wolken erhoben. Dort angelangt, forderte Rudolf für ſich und die Seinigen ungeſtüm augenblicklichen Einlaß. Der Pförtner, dem die drohende Stimme des jungen Grafen und ſeine kriegeriſche Begleitung auffiel, weigerte ſich, die groſſe, eiſenbeſchlagene Pforte zu öffnen, ehe er dem hochwürdigen Abte die Meldung von dem ungeſtümen Beſuche gemacht. Rudolf, der in ſeinem Argwohn dieſer Weigerung einen andern Grund unterlegte, rief mit donnernder Stimme:

„Oeffnet das Thor, oder ich breche es mit Gewalt!“

„Verſucht's!“ erwiederte höhnend der Pförtner

ner, ſchlug klirrend das ſtark vergitterte Fenſterchen zu, durch welches er die jedesmal Ankommenden vorerſt belugte, und eilte zu ſeinem Abte, um ihn von dieſem ſonderbaren Einſpruche in Kenntniß zu ſetzen.

Rudolf und ſeine Begleiter mühten ſich indeß vergeblich ab, das ſtarke eiſerne Thor zu ſprengen. Erſchöpft ſtanden ſie nach vielen fruchtloſen Verſuchen von ihrem Vorhaben ab.

Endlich klirrten von innen die Schlüſſel und die ſchweren Riegel fuhren raſſelnd zurück.

„Aha!“ knirrſchte Rudolf, „ſie haben erſt ihre Beute in Sicherheit gebracht. Aber bei Gott, ich will ſie finden, und läge ſie im Mittelpunkt der Erde!“

Die Kloſterpforte öffnete ſich und mit freundlichen Grinſen rief der Pförtner den Harrenden zu: „Tretet ein, edler Graf, mein hochwürdiger Herr erwartet Euch!“

„Er ſoll nicht umſonſt warten!“ murmelte Rudolf grimmig in ſich hinein, und ſprang

vom Pferde; hierauf herrſchte er ſeinen Begleitern zu:

„Ihr harrt hier im Kloſterhofe, gerüſtet und meines Winks gewärtig. Kehre ich nach einer Stunde nicht wieder, ſo brennt das Neſt nieder, daß kein Stein davon auf dem andern bleibt und befreit Euren Führer, oder rächt wenigſtens ſeinen Tod!" Damit ſtürzte er die breite Kloſtertreppe hinan und trat in den großen Speiſeſaal, wo er den ganzen Convent verſammlet fand.

Feierlichen Anſtandes trat ihm Abt Wulfram mit den Worten entgegen:

„Was treibt Euch an, edler Graf, die heilige Ruhe dieſes Gott geweihten Ortes zu ſtören? Sendet Euch der Wille Eures gräflichen Vaters, unſers edlen Verbündeten?"

Ohne ein Wort hierauf zu antworten, trat Rudolf mit flammenden Augen und drohender Haltung vor den erſtaunten Abt, indem er mit Löwenſtimme ausrief:

„Ich bin hier, um mit Güte oder Gewalt

das von Euch geraubte Fräulein Editha von Lamprechtswyl zurück zu fordern; und zugleich Genugthuung für den angethanenen Schimpf zu verlangen; denn das edle Fräulein iſt meine verlobte Braut!"

Verwunderungsvoll blickte der Abt auf den Erbitterten, und ein unwilliges Gemurmel lief durch die Reihen der Mönche.

„Willſt Du ſprechen, pflichtvergeſſener, ſchändlicher Pfaffe!" donnerte Rudolf wüthend dem zurückweichenden Abte zu; „oder ſoll ich meine Reiſige rufen, und ſelbſt dieſes ſcheinheilige Neſt durchſuchen?"

Abt Wulfram hatte ſich indeß wieder geſammelt und trat im Gefühle beleidigter Würde, ernſt und ſtolz auf den Tobenden zu, indem er mit feſtem Tone entgegnete:

„Herr Graf, Ihr ſeid wahrſcheinlich in einem groben Irrthume befangen, und nur in Rückſicht deſſen und Eurer Jugend will ich dieſe ſchwere Beleidigung ungeahndet laſſen. Aber begebt Euch jetzt augenblicklich von hinnen, wenn ich nicht ver-

gessen soll, daß es der Sohn meines Freundes ist, der so zu mir spricht."

„Mir diese Sprache!" rief Rudolf außer sich; doch gemäßigter setzte er hinzu:

„Die verkappten Räuber waren in Eure Farben gekleidet, Herr Abt, bis zu diesem Kloster führten die Spuren ihrer Rosse; hier verschwanden diese plötzlich. Mir und den Meinigen ward verhin der Eintritt erst nach langem Zögern gestattet. Nun, Herr Abt," fuhr Rudolf mit bitterem Hohne fort, „nun setzt Euch aus all' diesen Dingen eine Geschichte zusammen, und urtheilt, ob ich die rechte Sprache führe!"

Betroffen, aber nicht außer Fassung gebracht, entgegnete mit würdevollem Ernste der Abt:

„Der Schein ist allerdings wider uns, und irgend ein Böswicht hat seine Schandthat unter unserm Namen verübt. Ich kann in diesem Augenblicke der Sache nicht auf den Grund sehen. Um Euch aber gänzlich von der Unstatthaftigkeit Eurer Anschuldigungen gegen uns zu überzeugen,

ſo ertheile ich Euch hiermit die Erlaubniß, das ganze Kloſtergebäude zu unterſuchen, und Ihr werdet mir die ſchwere Kränkung abbitten. Ich ſelbſt aber werde ſtreng den Urheber dieſes ſo fein geſponnenen Bubenſtücks nachforſchen.“

Rudolf ſah mit zweifelhaften Blicken auf den Abt, der mit offener Miene vor dem Unſchlüſſigen ſtand. Da trat der fromme Pater Ambroſius hervor und ſprach mit väterlich warnendem Tone zu dem unglücklichen Jünglinge:

„Seid auf Eurer Hut, Rudolf; man will Euch verderben, und Eure Feinde haben, wie es ſcheint, den beſten Weg hierzu eingeſchlagen. Laßt Euch nicht von dem Scheine blenden. Hier iſt nicht, was Ihr ſucht; Ihr ſeid von liſtigen Betrügern auf die unrechte Fährte geleitet.“

Nachdem der redliche Greis den niedergeſchmetterten Rudolf noch einmal mitleidig die Hand gedrückt, trat er wieder zurück. Der Abt aber ſah den Jüngling mit geheimer Freude in dieſer troſtloſen Lage; da dieſer ſeinem Plane immer im

Wege ſtand; dennoch verbarg er ſeine wahre Geſinnung unter dem Deckmantel eines gleißneriſchen Mitleids, und regte durch ſanfte Troſtgründe den Schmerz des Jünglings noch mehr auf.

Rudolf bat den Abt um Verzeihung wegen ſeines unbeſonnenen Benehmens, was ihm auch dieſer, unter der Bedingung, dem Schutzheiligen des Kloſters ein mildes Opfer zur Sühne zu ſpenden, vergab.

Hierauf entfernte ſich der abermals bitter Getäuſchte mit ſeinen Gewappneten.

Zwei Tage durchſtreifte Rudolf die Gegend weit und breit, doch vergeblich war ſeine Mühe, eine Spur von der Verlorenen zu finden. Troſtlos verließ er endlich die Reiſigen Diethers von Eſchen, und behielt nur ſeine eigenen Knechte bei ſich, mit denen er, den giftigſten Gram im Herzen, heim in die väterliche Burg zurückkehrte.

Der alte Graf hatte ſchon ſehnſüchtig des Sohnes geharrt, und empfing denſelben mit zuvorkommender Güte. Rudolf warf ſich ſprachlos

an des Vaters Bruſt, als dieſer aber nach der Urſache ſeiner ſonderbaren Heftigkeit forſchte, da wandte ſich Rudolf ſchweigend ab, und ging aus dem Gemache.

„Wie mir der Junge ſo ſonderbar vorkömmt!“ ſagte der Alte vor ſich hin, ihm mit beſorgten Blicken nachſehend. „Die drüben auf der Lamprechtsburg haben's ihm angethan. Aber wir wollen es ihnen wett machen, ſo wahr ich Walter von Tyrol heiße!“

20.

Die feſtgeſetzten acht Tage waren vorüber, mit dem Frührothe der nächſten Morgenſonne öffneten ſich die Thore des Schloſſes Tyrol, und ein langer Zug völlig gewappneter Reiſigen entquoll denſelben. Blitzend ſpiegelte ſich das junge Tageslicht in den glänzenden Rüſtungen und blanken Waffenſtücken der Krieger. Die muthigen

Roſſe athmeten ſchnaubend die friſche, balſamiſche Morgenluft in die weit geöffneten Rüſtern, und ſtampften hell wiehernd mit kräftigem Hufſchlag den bethauten Boden, daß ringsumher der Schall widertönte. An der Spitze des ſtattlichen Haufens trabte auf einem ſtolzen Rappen der junge Führer der Schaar, Graf Rudolf von Tyrol. Er war heute prachtvoll gerüſtet, und das edle Roß, ſtolz auf ſeine Bürde, tanzte mit gehobenem Kopfe zierlich einher. Doch ſo glänzend auch Reiter und Roß ausſahen, ſo wenig ſtimmte das Antlitz des erſtern zu der glanzvollen Erſcheinung. Mit geſenktem Haupte, tiefen Gram in den bleichen Zügen, ließ der Führer nachläſſig die Zügel hängen und ſtierte gedankenlos in die neblige Ferne.

Den Panzerreitern folgte ein minder glänzender, jedoch nicht minder kriegeriſcher Hauſe Fußvolks. Den kurzen Flamberg an der Seite, die ſcharfe Partiſane, den gewichtigen Morgenſtern, in der kräftigen Fauſt, das Haupt mit der

schützenden Stahlhaube bedeckt, an der Linken den leichten Schild, zogen die Krieger, Mann an Mann geschaart, den Reitern nach. An sie schloß sich eine Anzahl wohlgeübter Armbrustschützen und Steinschleuderer, jene mit der schweren Armbrust und einem breiten Dolche, diese, neben Dolch und Schwert mit der leichten Schleuder bewehrt; dieser Hause bildete die Nachhut des kleinen Heeres. Alle waren frohen Muthes und voll Zuversicht auf ihren jungen Führer.

Erst, als die vorausgesandten Späher mit dem Berichte zurückkehrten, daß sich die Feinde, ebenfalls wohl gerüstet, auf jener Seite heranzögen, da erst weckte der kriegerische Geist den jungen Helden aus seinem Dumpfsinne; er gedachte seiner Pflicht, und selbst der geheime Wunsch: daß ein ruhmvoller Tod sein unseliges Geschick versöhnen möge, hob seine Seele aus ihrer Starrheit. Und rasch sein Roß herumwerfend, rief er den Seinigen zu:

„Stoßt in die Trompeten! der Feind soll wis-

ſen, daß wir bereit ſind. Offen wollen wir ihn gegenüber treten!"

Ein lautes Beifalljauchzen der Krieger durchſtieg die Luft, und hell ſchmetterten die auffordernden Töne durch die friſche Morgenluft. Enger und enger drängten ſich die kampfluſtigen Schaaren um ihren kühnen Führer, der mit kluger Vorſicht ſeine Macht in eine vortheilhafte Stellung ordnete und nun vorzurücken befahl. In geregelter Ordnung zog der ganze Hauſe durch den vor ihm liegenden Wald. Kaum hatten ſie das jenſeits des Waldes liegende Blachfeld erreicht, als auch ſchon die feindliche Kriegsmacht aus einem Hohlwege, am Ende der Ebene hervorbrach und nach und nach ihre Reihen entfaltete. Die Lamprechtswyler waren der Schaar des Grafen von Tyrol an Maſſe weit überlegen, und ihre vorzüglichſte Stärke beſtand in einem zahlreichen Reitergeſchwader. Ein Wald von Lanzen erhob ſich aus des Feindes Mitte, und Eppo's Krieger ſtellten ſich in Angeſichte ihrer Gegner in Schlachtordnung auf. Er ſelbſt,

auf einem mächtigen Schimmel, an der hohen Gestalt, und dem Helm mit den beiden Stierhörnern — seiner gewöhnlichen Kopfbedeckung — kenntlich, sprengte durch die Reihen der Seinigen, und ordnete das Ganze.

Rudolf von Tyrol that auf seiner Seite ein Gleiches. Sein scharfes Auge hatte bereits wahrgenommen, daß die feindliche Reiterei der seinigen überlegen sei; daher suchte er sich in diesem Punkte anderweitig zu sichern. Er ließ die zu beiden Seiten und hinter seinen Rücken sich erhebenden sanften Anhöhen, die mit niedrigen Strauchwerk bewachsen waren, mit Armbrustschützen besezzen, und schob auch zwischen das, in verschiedene Haufen abgetheilte Fußvolk kleine Abtheilungen der besten Schützen. Seine Reiter stellte er zu beiden Seiten der Fußknechte auf; und erwartete so den Angriff des Feindes. Dieser ließ ihn auch nicht lange warten. Wild schmetterten die Trompeten, und seine schwarzgepanzerten Reitergeschwader sprengten, einer ehernen Mauer gleich, heran,

während das Fußvolk in geschlossenen Reihen nachrückte.

Ein Hagel von Bolzen sauste den anstürmenden Reisigen entgegen, der prasselnd auf die eisernen Rüstungen wiederklapperte, und jede unbedeckte Stelle sicher traf, manchen Reiter, manches Roß schwer verwundet niederwarf.

Mit vorgehaltenen Piken stemmte sich Rudolfs Fußvolk muthig dem anbringenden Lanzenwalde entgegen, und viele der Gepanzerten, von dem tödlichen Stoße der Partisanen, den kräftigen Streichen der Kolben getroffen, wälzten sich blutend am Boden. Zugleich rasselte fortwährend ein Pfeilregen von den Anhöhen auf die feindliche Reiterschaar. Dieser muthige Empfang macht die Feinde stutzen, und Rudolf, diesen Zeitpunkt benuzzend, nimmt mit seinen Reisigen den weichenden Feind in die Flanken, und drängt ihn vollends zurück. Jetzt aber rückt das Fußvolk der Lamprechtswyler heran, und nimmt seine in Unordnung gerathene Reiterei in Schutz. Rudolf weicht ab-

ſichtlich langſam zurück, und läßt nun auch ſeiner-
ſeits die Fußknechte vorrücken.

Hart ſtießen die Hauſen zuſammen, während die beiderſeitige Reiterei ſich wieder ordnete. Ein hartnäckiger Kampf entſpann ſich. Keine Partei wollte weichen. Da gab Rudolf ein Zeichen, die Hauſen ſeines Fußvolks öffneten ſich, und ein wohlgezielter Bolzenhagel, der zwiſchen dieſen Abtheilungen poſtirten Schützen ziſchte auf den hierdurch in Beſtürzung gerathenden Feind. — Hier, bei den weniger eiſenbedeckten Fußknechten, fanden die ſchweren Bolzen ſicher ihr tödliches Ziel, und richteten eine große Verwirrung unter ihnen an. Die von Tyrol benutzen dieſe und bringen, von ihrer Reiterei unterſtützt, mit neuem Muthe vorwärts, und bringen endlich die feindlichen Hauſen zum Weichen.

Eppo von Lamprechtswyl, die Gefahr erkennend, ſprengte noch einmal an der Spitze ſeiner Reiſigen heran; aber ſein in zerſtreuten Hauſen ihm entgegenſtürzendes Fußvolk brachte ſelbſt ſeine

Gewappneten in Unordnung. Mit hoher Tapferkeit und unerschrockenem Muthe bahnte sich Eppo einen Weg durch die fliehenden Haufen, und drängte auf der einen Seite wirklich die Feinde zurück. Da aber die Tyroler den kühnen Führer wohl erkannten, so ward er bald das Ziel aller Pfeile, und die Bolzen klirrten unaufhörlich an seiner stählernen Rüstung. Aber unerschrocken verfolgte Eppo seinen Sieg, während Rudolf von Tyrol auf der entgegengesetzten Seite die Feinde zurücktrieb. Schon hatte der siegreiche Eppo die von Tyrol auf dem einen Flügel bis an die Hügel zurückgedrängt, und mit erneuertem Muthe stürmten die Lamprechtswyler ihren heldenmüthigen Führer nach — da zischt ein Bolzen durch die Luft, und findet eine weniger feste Fuge in Eppo's, bisher undurchdringlicher Rüstung, da, wo die Halsdecke den Helm an den Brustpanzer kettet. Der tödliche Pfeil gräbt sich tief in den Hals des Tapfern, der mit einem Seufzer vom Pferde sinkt, ein Blutstrom dringt aus der Wunde, und färbt die hell-

glänzende Rüſtung blutroth. — Ein lautes Jubelgeſchrei erhoben die von Tyrol, als ſie ihren Gegner ſtürzen ſahen, und drängten ſich mit wachſendem Muthe auf den Feind, der ſich in der Beſtürzung über den Fall ſeines Anführers langſam zurückzog. Dieſer Unglücksfall hatte die von Lamprechtswyl völlig entmuthigt, und ſie wichen auf allen Seiten, ihren gefallenen Heldenführer mit ſich führend.

Die von Tyrol hatten den Sieg erfochten. — Rudolf, der mit tiefem Schmerz den Fall des edlen Eppo erfahren hatte, unterſagte den Seinigen die weitere Verfolgung der Geſchlagenen.

„Wir haben unſere Schuldigkeit gethan,“ ſprach er, „um Blut zu vergießen, haben wir die Waffen nicht ergriffen. Laßt uns die Tapferkeit auch am Feinde ehren. Wir wollen es erwarten, ob es den Seinen gelüſtet, die Fehde weiter fortzuſetzen, oder ob er ſich für überwunden erklärt und um Frieden bittet.“

Die Krieger ſtimmten gern ihrem tapfern An-

führer bei, und begannen in dem ganz dazu geeigneten Thale ein Feldlager aufzuschlagen, indem sie das hierzu Benöthigte aus der Veste Tyrol herbeiführten, und zugleich dem alten Grafen die Nachricht von dem eben erfochtenen Siege und dem Falle seines Erbfeindes überbrachten.

21.

Der schwerverwundete Wildgraf ward von den Seinigen unter allgemeiner Trauer nach der Lamprechtsburg zurückgebracht, und dort der Aufsicht einiger in der Heilkunde erfahrenen Knappen übergeben. Darauf wurden Eilboten nach der Pankrazenburg gesendet, und der fromme Bruder Martin herbeigerufen, der in seiner Einsamkeit sich vorzüglich mit der Wundarzneikunde beschäftigte. Zugleich theilte man dem Herrn von Eschen den unglücklichen Ausgang des ersten Gefechts mit, und bat ihn, unverzüglich nach der Lamprechtsburg

zu eilen. Den zarten Fräulein beſchloß man vor der Hand nichts von dem Vorgefallenen zu melden, damit nicht der plötzliche Schreck zu heftig auf die Bedauernswerthen wirke.

Noch am Abend deſſelben Tages langten Herr von Eſchen und der Klausner auf der Lamprechtsburg an, und wurden Beide ſogleich vor den Burgherrn geführt. Bleich und erſchöpft lag dieſer auf einem Ruhebette. Als er die Eintretenden erblickte, überflog ein Strahl von Zufriedenheit ſein blaſſes Geſicht, und er reichte beide Hände den Nahenden entgegen.

„Gott ſei gelobt!“ rief er mit ſchwacher Stimme aus, „daß Ihr noch zur rechten Zeit kommt. Tretet näher, denn das angeſtrengte Sprechen wird mir ſauer.“

Mit mühſam unterdrückter Verwirrung trat Diether vor den unglücklichen, betrogenen Vater, und reichte ihm mit weggewandtem Geſichte die Hand.

Eppo, der dies dem Schmerze über ſeine Lage

zuſchrieb, redete denſelben ſanft an: „Gebt Euch nicht zu ſehr dem Schmerze und der Betrübniß hin, edler Freund; wir ſind ja Alle ſterblich, und ich hatte längſt die Ahnung deſſen, was mir wirklich eingetroffen iſt. Deshalb habe ich ſchon im Voraus mein Haus beſtellt, und ſcheide um ſo getroſter, als ich die Meinigen in dem Schutze eines biedern Mannes weiß."

Diether kehrte ſchnell den ſcheuen Blick ab, denn das Bewußtſein ſeiner Schuld malte ſich auf ſeinen brennenden Wangen.

„Wie geht es meinen Kindern?" fragte Eppo nach einer Weile leiſe; „haben ſie ſich beruhigt?"

„Sie ſind — ſie befinden ſich — recht wohl!" — ſtammelte Diether in peinlicher Verlegenheit.

„Gut denn!" lispelte Eppo. „Verſchweigt ihnen meinen Tod für jetzt noch, bis die Fehde zu Ende ſein wird. Dann gebt Beiden meinen beſten Segen — — Diether!" — fuhr der Verwundete nach einer Pauſe fort, „Diether, gebt mir Eure Hand!"

Diether gehorchte zögernd; ſeine Rechte zitterte in der Hand des hintergangenen Mannes. Dieſer ſprach weiter:

„Ihr liebt meine Katharina! — Sie iſt Euch ebenfalls gewogen. Mit Freuden geb' ich meinen Segen zu Eurer Verbindung, wie ich es zu der Verlobung des edlen Rudolf von Tyrol mit meiner Editha gethan. Seid glücklich; aber verſprecht mir, der frommen Editha ſtets ein gütiger Freund, ein treuer Vormund zu ſein; bis ſie der Graf von Tyrol als ſeine Hausfrau heimführen kann. Verſprecht mir dies!"

„Ich verſpreche!" ſtotterte Diether in der höchſten Verwirrung.

„Nun ſo geht jetzt, mein Sohn," ſprach Eppo zufrieden. „Vertretet Ihr meine Stelle an der Spitze der Krieger, und wetzt die Scharte wieder aus, die des Feindes Schwert uns geſchlagen. Mich hat mein Verhängniß ereilt. Laßt Euch das nicht anfechten und bezwingt Euern Schmerz männlich. Ich leide nicht unverſchuldet, und habe noch Här-

teres um die schuldlose arme Editha verdient. Macht Ihr meine Härte wieder gut an dem frommen Kinde, und der Segen eines reuevollen Vaters wird auf Euch ruhen. — Geh mit Gott, mein Sohn!"

Vom vielen Reden erschöpft, sank Eppo wieder in die Kissen zurück. Diether, froh, der für ihn, den Schuldbeladenen, so qualvollen Lage enthoben zu sein, eilte fort, um sich wieder zu sammeln, und dann den Kriegern Eppo's Willen zu verkünden.

Bruder Martin, der Klausner, der die ganze Scene mit angesehen und gehört hatte, blickte dem forteilenden Diether mit tiefer Verachtung nach.

„Elender Heuchler!" sprach er in sich, und trat an das Lager des Verwundeten, der in einen sanften Schlummer gefallen war.

„Armer, betrogener Vater," redete der Hülfreiche während seiner ärztlichen Beschäftigung mit einem mitleidigen Blicke auf den Schlummernden weiter vor sich hin, „armer Vater, du wähnst die

Deinigen wohl versorgt und hast den Wolf zum Hüter des sanften Lammes bestellt. Doch, ihm die Wahrheit entdecken, hieße ihn tödten; ihm auch diesen Glauben an das Glück der zurückgelassenen Seinigen rauben, hieße seine Seligkeit morden. — So genieße denn ungetrübt die wenigen Augenblicke, die hienieden dir noch zugetheilt sind, du edler Unglücklicher, und gehe im beruhigenden Vertrauen auf deine Freunde hinüber zum ewigen Vater, wo Licht sein wird und ewige Klarheit! — Sonderbar!" fuhr der Klausner über eine Weile nachdenkend fort, — „sonderbar, daß gerade die Hand des Feindes diesem Edlen den letzten Liebesdienst erweisen, das brechende Auge zudrücken muß, während all' die Seinigen fern von seinem Sterbelager weilen! Doch, warum soll dieser hier mein Feind sein, da der edle Rudolf selbst als Freund ihn ehrt und liebt? — Nein, du unglücklicher, edler Mann, du bist nicht mein Feind. Aber Jene," rief er mit verstärkter Stimme und flammenden Augen, „Jene, die

mir näher ſtehen, als du; die durch die Bande des Bluts an mich gekettet ſind, Jene, die an geweihter Stätte mit erheuchelter Miene dem Herrn Weihrauch opfern, und doch um ſchnöden Gewinn den Bruder mit kaltem Blute morden! — dieſe ſind meine Feinde! Und wehe! wenn ich dereinſt auftrete und Rechenſchaft von ihnen fordere!"

Der Eremit war in ſeiner Rede zu laut geworden, und der Schlafende regte ſich.

„Wer ſpricht hier?" fragte Eppo leiſe. — „Ach, Ihr ſeid's, frommer Vater! Seid mir willkommen! Bringt Ihr mir einen Gruß von meiner Editha? Wie lebt das fromme Kind?"

„Ihr iſt wohl!" entgegnete der Klausner. „Sie läßt Euch grüßen."

„Habt Dank!" lispelte der Sterbende; „ich bin Euch viel ſchuldig, frommer Mann," fuhr er fort, demſelben die Hand reichend, die dieſer ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen drückte. „Ihr habt mir und meinem armen Kinde ſo vieles Gute.

erwieſen, daß nur Gott dereinſt Euch zu lohnen vermag. Ihr habt der armen Blinden den Weg zu dem Herzen des unnatürlichen Vaters gezeigt, und dadurch meine Seele vom Verderben gerettet, meinem Kinde ſeine Seelenruhe zurück gegeben. Gott lohn' es Euch! — Nehmt den Dank eines Sterbenden für Eure Edelthat!"

Bewegt drückte der Einſiedler die Hand des dankbaren Vaters an ſeine Bruſt, und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen.

„Noch eine Bitte hat der ſterbende Vater an Euch," ſprach Eppo weiter. „Nehmt auch Ihr Euch der verlaſſenen Waiſe an mit Rath und That, wenn meine Augen ſich geſchloſſen haben."

„Sie ſoll meine Tochter ſein, und an mir ihren zweiten Vater haben," entgegnete Martin gerührt.

Mit dankbaren Blicken ſah Eppo auf den Sprechenden und ſchloß aufs Neue die müden Augen, ein leiſer Schlummer beſchlich wieder den durch den ſtarken Blutverluſt Erſchöpften.

Da öffnete ſich leiſe die Thüre des Gemaches und eine hohe Geſtalt, in einen weiten dunkeln Mantel gehüllt, trat herein. Der Fremde ſchlug den Mantel zurück, und Rudolf von Tyrol ſtürzte ans Lager des Todtwunden.

„Armer, unglücklicher Freund!“ jammerte er; „ſo hat meine Unvorſichtigkeit dir den Tod gebracht. O Gott! warum mußte es ſo kommen! Warum hat nicht mich das unſelige Geſchoß getroffen!“

„Ums Himmels Willen, edler Graf,“ redete der erſtaunte Klausner den Knieenden an, „Ihr wagt Euch jetzt auf dieſes Schloß, und gebt Euch freiwillig in die Gewalt Eures Feindes!“

„Ich war nie ſein Feind!“ entgegnete Rudolf klagend; „Gott ſieht mein Herz!“

„Der Sterbende war es auch nicht!“ erwiederte Bruder Martin, „aber ſein Nachfolger, der unritterliche Diether von Eſchen, iſt es, und der wird Euch ſicher nicht ſo wohlfeilen Kaufs von dannen ziehen laſſen.“

Während dem war Eppo aus ſeinem Schlummer erwacht und ſah mit hellen Blicken um ſich her. Da fiel ſein Auge auf den vor ihm knieenden Rudolf. Ein Strahl von Freude überzog ſein bleiches Antlitz, und mit freundlichem Lächeln reichte er dem ſchmerzlich Ergriffenen die Hand mit den Worten:

„Du haſt mich angenehm überraſcht, mein Rudolf; ich hätte nicht gehofft, noch einmal Dein Angeſicht zu erblicken, eh' der Tod mich abruft. Und dennoch hat der Himmel mir dieſe Freude noch gewährt. — Betrübe Dich nicht allzu heftig um mich, mein Sohn," fuhr er mit freundlichem Troſte zu dem in Schmerz aufſtöhnenden Rudolf fort; „weine nicht um mich; mir geſchehe nach des Herrn Willen — — Rudolf!" ſprach er plötzlich, deſſen Hand ergreifend, „bringe Deinem Vater meinen Gruß und die Verzeihung des Sterbenden. — An den Pforten des Todes ſchwinden alle Irrthümer und das Auge ſieht hell die Thorheiten des menſchlichen Herzens. — Ich vergebe

meinen Feinden von Herzen; möge mir Gott gnädig sein. — — Rudolf, mein geliebter Sohn, bleib ferner der edle, biedere Mann, der Du bisher gewesen, — wahre treulich das Dir anvertraute Pfand meiner Liebe — und Du wirst glücklich sein — hier und dort."

Rudolf warf einen fragenden Blick auf den Eremiten, der ihn sogleich von der Geheimhaltung der Hiobspest für den Sterbenden unterrichtete, und der Jüngling sank aufs Neue an dem Lager hin und benetzte die herabhängende Hand des Wildgrafen mit Thränen.

Eppo richtete sich noch einmal auf, segnete stillschweigend den Sohn und reichte dem Klausner freundlich die Hand.

„Lebt wohl — — meine Kinder!" — lispelte er kaum hörbar; — „Versöhnung! — — Herr! — erbarme dich — — meiner!" — — Und er schloß das Auge auf immer.

In tiefen Schmerz versunken, standen die beiden Männer an der Leiche des edlen, unglück-

lichen Mannes und weihten ſeinem Andenken eine freundſchaftliche Thräne. — Bruder Martin ermannte ſich zuerſt, und ermunterte den Grafen, ſich, wo möglich ſo unbemerkt wie er gekommen, wieder zurück zu ziehen. Nach vielem Zureden ließ ſich Rudolf bewegen, der Klausner führte den Tiefbetrübten hierauf vorſichtig durch das Schloß in den Burggarten, öffnete dort ein kleines, verſtecktes Pförtchen und ließ den wieder vermummten Rudolf in einen dunkeln Gang ſehen.

„Wenigen nur iſt dieſer Ausgang bekannt,“ flüſterte der Führer dem Grafen zu; „ein Zufall führte mich hinter das Geheimniß und ließ mich das Thürchen finden, als ich im Garten nach Wurzeln ſuchte. Haltet Euch nur immer links, und Ihr werdet ſicher ins Freie gelangen. — Zum Abſchied nehmt noch die Nachricht mit Euch, daß man Euch betrogen hat, armer Rudolf. Nicht der Abt zu St. Zeno, nicht irgend ein anderer Böſewicht, — die eigene Schweſter der frommen Editha hat den Plan zur Entführung derſelben aus-

gesonnen, und den schwachen Dieter als Werkzeug gebraucht. Eure Braut sitzt in enger Verwahr auf dem Gebirgspasse Lustenstein. Dort hält der treuloseste Verrath die Aermste verborgen.“ — Dies zu Eurer Beruhigung. Seid klug und vorsichtig!“ Damit schob der Klausner den erstaunten Rudolf vollends in den Gang, schlug das Pförtchen wieder zu, und der junge Graf stand allein im Finstern. — Lange brauchte er, um sich zu fassen, so sehr hatte die unverhoffte Entdeckung dieser niederträchtigen Bosheit sein biederes Herz erschüttert. Endlich aber rief er mit halb unterdrückter Stimme.

„Großer Gott! Ist's möglich, daß deine Geschöpfe solch einer schwarzen That fähig sind?“

Und rasch tappte er vorwärts, immer weiter mit beiden Händen an dem feuchten Gestein sich fühlend. Tiefer und tiefer führte der Weg. Plötzlich hörte er ganz in der Nähe das dumpfe Rauschen eines unterirdischen Wassers. Er hielt sich, der Warnung des Klausners eingedenk, vorsichtig an die linke Seite des Felsens und erblickte halb von

ferne einen ſchimmernden Lichtpunkt. Muthig ſchritt er darauf zu; der Gang erweiterte ſich immer mehr, und bildete endlich eine ungeheuere, ſchwarze Höhle. Verwundert ſah ſich Rudolf unten an dem Berge, auf welchem die Lamprechtsburg lag; er erkannte jetzt beim Schimmer des Mondes, der die Gegend hell erleuchtete, genau den Ort, an welchem er ins [illegible] getreten; es war die ſogenannte Lamprechtshöhle. Die ſchauerliche Sage fiel ihm ein, und mit Entſetzen wurde er inne, wie der Fluch des Ahnherrn bereits furchtbar zu wüthen begonnen habe. Da war's ihm in der bebenden Seele, als vernehme er die letzten gräßlichen Worte des ſterbenden Lamprecht, und ſchaudernd eilte er durch die Nacht aus der Höhle. Raſch ſchlug er nun den Weg nach dem Lager der Seinigen ein, und erreichte daſſelbe auf vielen Nebenwegen glücklich. Die Krieger waren ſeinetwegen in großer Unruhe geweſen, und erhoben ein lautes Freudengeſchrei bei ſeinem Anblick.

Es waren Boten von dem alten Grafen von Tyrol im Lager angelangt, welche die Weiſung an

Rudolf überbrachten, unverzüglich das Lager abzubrechen und mit der gesammten Mannschaft nach der väterlichen Burg heimzuziehen. Rudolf kam dies erwünscht, da er hierdurch auf eine gütliche Beilegung der Fehde, und auf Gelegenheit rechnen durfte, ungehindert die Befreiung der geliebten Otilia betreiben zu können.

Er traf sogleich Anstalten zur Rückkehr; noch in der Nacht wurden die Zelte abgebrochen, alle Geräthschaften auf Lastthiere gepackt, und der anbrechende Morgen fand die ganze Schaar schon im vollen Rückmarsche begriffen.

II.

Im großen Ahnensaale, der mit Blumenkränzen behangen war, empfing der alte Graf von Ayrel den heimkehrenden Sohn, und begrüßte den Sieger mit einer herzlichen Umarmung, indeß sämmtliche Ritter und Knechte zu einem Festmahle

geladen wurden, wenn schon alle Anstalten getroffen waren.

„Sei mir gegrüßt, mein tapferer Sohn!“ rief der Graf dem eintretenden Jünglinge entgegen. „Du hast Dein Wort ehrenwerth gelöst, und das Vertrauen, welches ich auf Dich setzte, glänzend gerechtfertigt.“

„Ich that nur meine Pflicht,“ entgegnete Rudolf bescheiden, „doch hielt Euer Befehl zum Aufzuge unsere Krieger in ihrem Siegesfluge auf.“

„Die Ursache, die mich hierzu bewog, will ich Dir jetzt mittheilen,“ erwiederte Graf Walter. Beide setzten sich und Letzterer begann:

„Du weißt, daß mein Amt, als kaiserlicher Statthalter, mich dem Willen meines gnädigsten Kaisers unterwirft, und alle Privatangelegenheiten demselben untergeordnet sind. Nun erhielt ich gestern durch einen kaiserlichen Reichsboten die Aufforderung, alle mir zu Gebote stehende waffenfähige Mannschaft aufzubieten, und dem Heer der Kreuzfahrer zuzuführen, welches zur Hülfe Kaiser

Friedrichs II., der zu Palästina in starker Bedrängniß sich befindet, ausgerüstet wird. Um das bedrohte Oberhaupt des deutschen Reiches zu retten, haben sämmtliche Fürsten und Herren sich entschlossen, die Aufforderung an ihre Vasallen und Sassen ergehen zu lassen, sich diesem Kreuzzuge anzuschließen. Mir, als dem Statthalter dieser Provinz, ist es zur besonderen Pflicht gemacht, mit gutem Beispiele den Edlen Zweifs voranzugehen. Daher habe ich diese Fehde so schnell beendigen, und dem Wildgrafen die Ursache hiervon kund thun lassen."

„Eppo wird Euch nie mehr feindlich gegenüber stehen," entgegnete Rudolf ernst.

„Ist er todt?" rief hastig der Graf. „So ist also die Wurzel dieses uns stets feindlich gegenüber stehenden Stammes ausgerottet, und der Baum wird verwelken und in sich selbst zusammenstürzen!"

„Eppo hat sterbend Euch vergeben, und ist versöhnt mit uns gestorben!" sagte Rudolf nachdrücklich, und mit einem mißbilligenden Blick auf den Vater, der, dies gewahrend, einlenkend fortfuhr:

„Eppo's Tod hat meinen Groll gesühnt, und ich will die Feindschaft gegen seine Nachgelassenen nicht weiter fortsetzen. Mag Gott dem Gefallenen eine fröhliche Urstände verleihen!“

Dankbar ergriff Rudolf die Hand des Vaters und drückte sie ehrfurchtsvoll.

„Und jetzt,“ sprach Graf Walter, „zum Schlusse meines Berichts! Ich werde einen wohlgerüsteten Haufen meiner Reisigen und Knechte zu der Heeresabtheilung stoßen lassen, welche der hochwürdige Herr Erzbischof Eberhard von Salzburg sammelt, um sie unter seinem eigenen Befehl dem Hauptheere zuzuführen. Du, Rudolf, übernimmst die Führung der Unsrigen und brichst morgen mit dem frühesten gen Salzburg auf, wo Du einige Zeit Dich wirst erholen können. — Meine Ehre fordert hier schwere Opfer von mir, und eher will ich Knabenlos in die Grube fahren, als meinen Namen unter den Edlen Deutschlands mit dem Schimpfe der Feigheit gebrandmarkt wissen. — Es geht mir nahe, Dich, mein kaum gewonnenes Kind,

sehen wieder auf unbestimmte Zeit verlieren zu müs-
sen. Allein, die Ehre ruft, und die Stimme des
Herzens muß schweigen."

Starr blickte Rudolf zu Boden. Diese un-
erwartete Botschaft hatte alle seine Plane vernich-
tet. Das Schicksal schien sich gegen den unglück-
lichen verschworen zu haben. Sollte er fortzie-
hen in einen fernen Welttheil, und hier die heiß-
geliebte Braut in den Händen ihrer unbarmherzi-
gen Verwandten zurücklassen? Sein innerstes Ge-
fühl empörte sich dagegen. Sollte er aber dem
strengen Vater seine Liebe entdecken, und seinem
Grimme heldenmüthige Standhaftigkeit entgegen sez-
zen? Er wählte das Letztere, und beschloß, eher
das volle Gewicht des väterlichen Zorns mit Ge-
duld und Standhaftigkeit zu tragen, als seine from-
me Christin schnöde zu verlassen.

Der alte Graf hatte mit steigender Verwun-
derung die Unschlüssigkeit des Sohnes bemerkt, und
schon runzelte sich seine hohe Stirne.

„Du schweigst?" sprach er mit verhaltener

Heftigkeit. „Du überlegſt? hier, wo nur Eines, unſere Ehre, zu bedenken iſt? Wie ſoll ich mir Dein Zaudern erklären?“

„Vater!“ rief Rudolf, und ſtürzte zu den Füßen des Greiſes. „Ich bin ſehr unglücklich!“

„Steh auf!“ ſagte dieſer mit unwilligem Befremden; „was ficht Dich an?“

„Nein, Vater!“ rief Rudolf mit leidenſchaftlicher Heftigkeit, „nicht eher verlaſſe ich dieſen Platz, bis Ihr meiner Bitte Gehör gebt!“

„Nun, ſo rede, thörichter Knabe!“ entgegnete finſter der Graf; „ich bin es ſchon gewohnt, mir Bedingungen von Dir vorſchreiben zu laſſen.“

Rudolf ſchilderte nun dem Grafen ſeine Liebe zu der frommen Editha mit den glühendſten Farben, ſtellte ihm die verzweifelte Lage der Aermſten vor, entdeckte ihm ſeine Brautwerbung bei dem Wildgrafen und deſſen Zuſtimmung, und beſchwor zuletzt den Grafen, ſeiner Bitte nur diesmal zu willfahren, die väterliche Einwilligung zu der beabſichtigten Verbindung nicht zu verſagen,

und einem andern Edlen die Führung des Haufens zu übertragen, während er — Rudolf — die Befreiung der geliebten Braut aus der Gewalt ihrer Peiniger unternehmen wolle.

Im Feuer der Leidenschaft hatte Rudolf nicht bemerkt, wie bei Anhörung dieser Rede der alte Graf sich verändert hatte. Seine Wangen färbten sich dunkelroth, während seine Lippen bleich wurden und die funkelnden Augen Flammen sprühten. Seine Hände zogen sich krampfhaft zusammen, und nur mit Gewalt vermochte er über sich, das Ende der Rede seines flehenden Sohnes abzuwarten. Als dieser aber geendet hatte, stieß er den Knieenden heftig von sich und schrie, mit vor Wuth halberstickter Stimme dem erbleichenden Rudolf zu:

„Entarteter, ehrloser Bube! dies also der Dank für meine Güte, Dir Deine Unbesonnenheiten so mild zu verzeihen? — Mit der Tochter des Todfeindes willst Du Dich verbinden, und so das Unglück über unser Haus, und einen unvertilgbaren

Schandfleck in unſer edles Wappen bringen, indem Du aus weibiſcher Schwäche dem ehrenvollen Rufe des geſammten Deutſchlands entſagſt? und das Alles einer blinden, verbuhlten Dirne wegen? — O Tod und Hölle! dies an meinem eigenen Blute erleben zu müſſen!“

Mit ſtarken Schritten ging der Tobende im Gemache umher, indeß der vernichtete Rudolf betäubt an einem Stuhle lehnte und mühſam nach Faſſung rang. Plötzlich aber trat der Alte mit fürchterlichem Ernſte auf den Armen zu, ſtarrte ihn lange mit durchbohrenden Blicken an, und ſagte mit vor Wuth bebender Stimme:

„Ich befehle Dir, Dich ſogleich den in der Burg verſammelten Edlen und Mannen, als ihren Führer vorzuſtellen, und ſie aufzufordern, dem heiligen Rufe Folge zu leiſten, mit dem Beifügen, daß der Fluch der Kirche das Haupt desjenigen treffe, der ohne gegründete Urſache ſeinen Beitritt verweigere. Ueber die Widerſpenſtigen,“ fügte er mit einem Drohblicke auf Rudolf hinzu, „iſt der

edle Herr Eberhard, Erzbiſchof zu Salzburg, von dem heiligen Vater zu Rom ſelbſt ermächtigt, den Bannfluch auszuſprechen. — Geh jetzt und reize meinen Zorn nicht aufs Aeußerſte; ich will Deine eben ſo unſinnige, als entehrende Forderung vergeſſen."

Mit dem Tone der Verzweiflung rief Rudolf laut:

„Ich kann nicht! — Noch einmal, ich kann nicht!"

Schäumend vor Wuth, und ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, donnerte der alte Graf dem Unglücklichen zu:

„So fahre hin, Du ehrloſer Baſtard! Und nimm meinen Fluch mit Dir! Ich ſage mich hiermit gänzlich los von Dir, ich bin nie Dein Vater geweſen, habe Dich nie gekannt! — Geh und buhle mit Deiner Metze. Mein Fluch folge Euch Beiden nach, in welchen Winkel der Erde Ihr auch immer Eure Schande bergt. Wage es aber nicht, ferner den edlen, unbefleckten Namen der von Ih-

rol zu führen, den Du gebrandmarkt!“ Erſchöpft ſank der Raſende in ſeinem Armſtuhl.

Einen wilden Blick warf der unglückliche Sohn zum Himmel, preßte dann noch ein dumpfes: „So lebt wohl, unnatürlicher Vater! — Ich höre Lamprechts Fluch aus Euch wiedertönen!“ aus der zerriſſenen, blutenden Bruſt, und ſtürzte fort, hinunter in den Schloßhof. Dort ſattelte er ſein treues Roß und verließ bei einbrechender Dunkelheit unbemerkt die heimathliche Burg.

23.

Die Nacht deckte mit dunklem Schleier Berg und Thal, Menſchen und Thiere genoſſen des ſüßen, ſtärkenden Schlummers. In ſeiner ärmlichen Mooshütte bei der Pankrazenburg ſaß, bei einer ſpärlich brennenden Oellampe, Bruder Martin, der Klausner, noch munter, und war mit dem Durch-

ſehen verſchiedener Handſchriften beſchäftigt. Wichtig mußte der Inhalt der vor ihm, auf dem dürftig aus rohen Brettern zuſammengefügten Tiſche, ausgebreiteten Pergamente ſein, denn der fromme Mann las emſig in denſelben, und auf ſeinem ſcharf gezeichneten Geſichte ward eine innere Bewegung ſichtbar, die den Leſenden heftig ergriffen haben mußte, denn ſein großes Auge funkelte in ungewöhnlichem Feuer, ſeine gebräunten, eingeſunkenen Wangen hatte eine dunkle Gluth überzogen, und die nervigte Rechte ballte ſich unwillkührlich, als umfaſſe ſie eine drohende Waffe. Eine geraume Weile währte dieſer aufgeregte Zuſtand. Endlich ſprang der Einſiedler heftig auf und durchſchritt den engen Raum der kleinen Zelle zu wiederholten Malen, indem er folgendes Selbſtgeſpräch begann:

„Gütiger Gott! wie weit kann die Verderbtheit deiner Geſchöpfe gehen! — Die, welche deinem Dienſte ſich weihen, thun es an Ruchloſigkeit den Uebrigen noch zuvor. Ewiger, wann endet deine Langmuth? — Nicht genug, daß die heilo-

gen Buben mich, den Unſchuldigen, der ihnen nie ein Leid zugefügt, im Gegentheile ihnen ſein ganzes Vertrauen ſchenkte, und ſeine Habe getreu in ihre Hände legte, — nicht genug, daß ſie dem ſorglos ihnen Vertrauenden mit ſchändlichem Betruge lohnten, — nicht genug, daß ſie dem rechtmäßigen Erben das Seinige, mit frecher, bübiſcher Liſt geraubt und in dem geſtohlenen Gute ſchwelgten, — nein, nicht genug damit, raubten ſie auch, alles menſchliche Gefühl verläugend, dem wackern Sohne die Liebe, das Zutrauen des Vaters; — nicht zufrieden, ließen ſie dem unbeſorgt und feindlich den heimiſchen Fluren zueilenden Todgeglaubten durch gedungene Mörder auflauern, um ſeiner los zu ſein und ihren Raub ungeſtört zu genießen! Doch eine Vergeltung wacht! das Maas iſt voll! zittert, ihr Buben im heiligen Gewand! der Rächer naht! Zittert aber auch ihr, die ihr ſchwach genug ward, euch zu armſeligen Werkzeugen der Bosheit herab zu würdigen! Auch über euch bricht das Strafgericht herein!" Ein heftiges Pochen

an dem kleinen Fenſter der Klauſe ſtörte das Selbſtgeſpräch ihres Bewohners! — Verwundert eilte Martin mit den Worten an das Fenſter: „Wer begehrt noch ſo ſpät Einlaß in meine einſame Hütte?“

„Macht auf, frommer Vater!“ rief draußen eine bekannte Stimme, worauf der Einſiedler ſogleich die niedrige Thüre öffnete, und dem ſpäten Gaſt herein ließ; indem er beſorgt ausrief:

„Ums Himmels willen, Graf Rudolf, was iſt Euch widerfahren?“

Er beleuchtete hierauf dem Genannten mit der Lampe näher, und gewahrte mit Schrecken deſſen zerſtörtes Anſehen, das bleiche Antlitz und die herunterhängenden von Blut triefenden Locken des Jünglings.

„Vergönnt mir nur einige Augenblicke Ruhe,“ entgegnete erſchöpft der Unglückliche, „und Ihr ſollt Alles erfahren.“

Mit ſorglicher Theilnahme führte der fromme Bruder den Ermatteten auf ſein eigenes Lager, das aus getrocknetem Mooſe mit einer Decke von Thier-

fellen beſtand; und unterſuchte hier den Zuſtand des Bedauernswürdigen genauer. Er fand am Hinterhaupte deſſelben mehrere tiefe Wunden, aus denen das Blut ſtromweis hervorquell. Der ſtarke Blutverluſt und die ungeheure Erſchöpfung hatten dem Jüngling eine Ohnmacht zugezogen. Der wackere Klausner benutzte ſogleich dieſen bewußtloſen Zuſtand ſeines hülfsbedürftigen Gaſtes, und legte mit kunſterfahrner Hand heilende Kräuter auf die zwar gefährlichen, jedoch keineswegs tödtlichen Verletzungen, reinigte Geſicht, Hände und Kleider des Verwundeten von dem anklebenden Blute, und bereitete einen ſtärkenden Trank, um den Todmüden bei ſeinem Erwachen damit zu letzen. Langſam ſchlug endlich Rudolf das Auge auf, und ſein matter Blick ruhte dankbar auf dem emſig um ihn beſchäftigten Einſiedler. Mit ſichtbarer Theilnahme frug dieſer jetzt den Jüngling nach ſeinem Befinden; und als Rudolf erwiederte, daß er ſich ſchon merklich beſſer fühle, reichte ihm Martin den bereiteten Trank, empfahl ihm Ruhe, und legte ei-

nen frischen Verband auf die Wunden. Dankbar drückte der junge Graf die Hand seines menschenfreundlichen Arztes und fiel bald darauf in einen sanften, tiefen Schlummer. Leise schlich der Klausner wieder an seinem Tisch zurück, indem er unwillig vor sich hin sagte: „Ruht die Bosheit jener Elenden noch nicht, und verfolgt ewig das Unglück den Edlen? — Was mag den Aermsten wieder in diesen Zustand gebracht haben?“ Nachdenkend wiegte er das Haupt in der Hand und erwartete, von Zeit zu Zeit besorgte Blicke nach dem Schlafenden werfend, das Erwachen desselben.

Wohl über eine Stunde hatte dieser fest in den Armen eines stärkenden Schlafes gelegen, als er sich regte, und das große Auge mit neuem Glanze aufschlug. Sogleich eilte der erfahrene Arzt an das Lager des Erwachten und erneuerte den heilsamen Verband.

„O wie viel Dank bin ich Euch schuldig, frommer Mann!“ rief Rudolf gerührt aus.

„Schweigt davon!“ fiel ihm Jener ins Wort;

„was ich thue, iſt Chriſtenpflicht, und wird mir bei Euch doppelt angenehm. Wie habt Ihr geſchlafen? Schmerzen Euch Eure Wunden noch ſehr?“

„Ich fühle mich wunderbar geſtärkt;“ entgegnete der Jüngling. „Ich weiß nicht, ſoll ich dies dem erquickenden Schlafe, oder dem kräftigen Trank aus Euern heilſamen Kräutern zuſchreiben? Die Schmerzen ſind wie weggezaubert, und nur ein leiſes Zucken am Kopfe mahnt mich noch an meinen Unfall!“

„Dankt dem dort oben,“ erwiederte beſcheiden der Klausner; „der ſo wunderbare Kräfte in die Erzeugniſſe der Natur gelegt und uns die Kenntniß derſelben verliehen. Wir Menſchen greifen nur der Natur unter die Arme; ſie that, nächſt Gott, das Beſte bei Eurer ſchnellen Beſſerung. Fühlt Ihr Euch jetzt ſtark genug, mir Euern Unfall in der Kürze zu berichten? Nicht Neugierde, ſondern herzliche Theilnahme und ein näheres Intereſſe, das Euch zur Zeit noch unbekannt iſt, treibt mich hiezu.“

„Gern entſprech' ich Eurem Wunſche," entgegnete Rudolf, „und Ihr werdet mir Euer Mitleid ſicher nicht verſagen."

Er erzählte dem aufmerkſamen Zuhörer Alles, was ſich ſeit ſeiner Entfernung von der Lamprechtsburg in jener Nacht zugetragen: die Aufforderung der Reichsfürſten zu dem bevorſtehenden Kreuzzuge, das Vorhaben des Grafen Walter von Tyrol, ihn, den Sohn, nach Paläſtina zu ſenden und endlich ſeine Verſtoßung aus dem elterlichen Hauſe.

„Ich ſtürmte gleich einem Verzweifelten in die finſtere Nacht hinaus," fuhr er fort, „und ſpornte mein armes Roß wüthend an, gleichgültig, wohin das geängſtigte Thier mich tragen würde. Das kluge Pferd wählte, ſich ſelbſt überlaſſen, den Weg nach der Pankrazenburg, den es erſt vor Kurzem mit mir gemacht, und brachte mich im ſchnellſten Fluge wohlbehalten hierher. Doch unweit von hier, auf den felſigen Waldrücken, ſtürzte das arme Thier, aller Leitung baar, über eine, im finſtern nicht beachtete Baumwurzel, und brach ein Bein. Mich

ſelbſt warf der Sturz heftig wider das ſpitzige Geſtein, und mit zerſchelltem Kopfe blieb ich geraume Zeit beſinnungslos liegen. Endlich erwachte ich aus meiner Betäubung. Der Mond war hinter den Wolken, die ihn bisher verdeckt hatten, hell leuchtend hervorgetreten, und ich gewahrte meinen traurigen Zuſtand. Aber ſo fühllos gegen mein eigenes Selbſt war ich in meiner Geiſteszerrüttung, daß ich, mein Schickſal beklagend, den Himmel fragte, warum denn der Sturz nicht mit der Beſinnung mir zugleich das Leben geraubt habe. Nur der Anblick meines ſchwer verletzten Pferdes weckte mich aus meiner dumpfen Gefühlloſigkeit, und ich unterſuchte das arme Thier, das ſich in einem jämmerlichen Zuſtande befand. Hülfe war unmöglich, ich zog das Schwert und befreite mit abgewandten Geſichte das edle Thier von ſeiner Qual. Und nun, auch des letzten beraubt, was ich mein hatte nennen können, durchirrte ich planlos den dunklen Wald, und der Zufall führte mich an dieſe Hütte, wo Eure menſchenfreundliche Pflege mich

aufs Neue in dies armſelige Daſein zurück gerufen hat."

„Nicht der Zufall, armer Jüngling," entgegnete ernſt und gerührt der Eremit, „die Vorſehung hat Dich gerade in meine Arme geführt! Wohl hat das Geſchick grauſam mit Dir geſpielt. Es nahm Dir die Geliebte, den Freund, und zuletzt noch den Vater und die Heimath! doch iſt nicht Alles verloren. Faſſe Muth, Rudolf, Du haſt noch mächtige Stützen."

„Und die wären?" fragte der Kranke bitter!

„Deine Unſchuld, und die Liebe Deines Volks!" entgegnete mit Würde der Klausner. „Jene halte Dich aufrecht, wenn des Schickſals Stürme Dich umtoſen, dieſe iſt Dir die mächtigſte Stütze gegen tyranniſche Gewalt. Auch," fuhr er ſtockend fort, „auch lebt Dir noch ein unbekannter Freund, der bisher thätigen Antheil an Deinem Schickſal genommen, und Dir jetzt ſeine Rechte, zum Kampfe gegen Deine Unterdrücker, reicht."

Rudolf blickte fragend auf dem Redner.

„Du ſetzeſt Zweifel in meine Worte?“ ſprach dieſer. „Harre einen Augenblick meiner Wiederkunft; ich ſelbſt will Dir den unbekannten Freund, der ſogar ſchon geraume Zeit hier, ganz in der Nähe weilt, ſich aber bis jetzt verborgen halten mußte, zuführen.“

Mit dieſen Worten nahm der Klausner einen Schlüſſel unter dem Lager hervor, und verließ das dürftige Gemach.

„Wen mag der Räthſelhafte meinen?“ frug Rudolf ſich ſelbſt. „Sollte der Pater Ambroſius? — doch, wie könnte der alte, ſelbſt unterdrückte Mann zum offenen Kampfe hervortreten, wie könnte der ſchwache Greis mir die nöthige Unterſtützung gewähren?“

Starke klingende Fußtritte unterbrachen Rudolfs Selbſtbetrachtungen. Die Thüre ſprang auf, und eine ſehr ſtattliche Geſtalt, in ſtählerner, reich mit Silber ausgelegter Rüſtung, einem vergoldeten Helm mit wallenden Federn geziert, an ſeiner Seite ein mächtiges Schlachtſchwert, trat gebückt in

die niedere Zelle, und ſchritt auf das Lager des ſprachlos ſtaunenden Rudolf zu. Der herabgelaſſene Helmſturz verbarg die Geſichtszüge des Ritters, aber durch die Fugen der Verhüllung blitzten ein Paar kühne Augen.

„Seid mir gegrüßt, Rudolf von Tyrol!“ redete der ritterliche Mann mit einer feſten, wohlklingenden Stimme den überraſchten Jüngling an, ihm die ſtahlbedeckte Rechte reichend.

„Wer ſeid Ihr, edler Herr!“ fragte Rudolf, noch mehr erſtaunt, indem er die dargebotene Hand des Fremden ergriff, der die ſeinige kräftig drückte.

„Ihr ſeht in mir,“ fuhr dieſer fort, „den todtgeglaubten Bruder Eures Vaters, den Grafen Conrad von Tyrol, vor Euch!“

„Wie! wär's möglich!“ rief Rudolf hocherfreut, und trotz ſeiner Schwäche raſch vom Lager aufſpringend! „Ihr — mein edler Oheim, den ich längſt als todt betrauert? Seid mir tauſend Mal herzlich willkommen! Werft doch die läſti-

ge Verkappung von Euch, damit ich Euere Züge offen ſchaue."

Raſch warf Herr Conrad den Helm vom Haupte, und des frommen Klausner, Bruder Martins ehrwürdiges Antlitz blickte freundlich lächelnd auf den, aufs Neue überraſchten Jüngling.

„Staune nicht, wackerer Junge, mein Freund und Neffe!" rief der ritterliche Klausner, Rudolf an ſein Herz ziehend. „Ich will Dir jetzt alle Räthſel löſen. Du wirſt ſchaudern, wenn Du meine Erzählung vernimmſt."

„Die Freude hat mich faſt betäubt," ſagte Rudolf mit matter Stimme, und ſank erſchöpft auf ſein Lager zurück. Graf Conrad ſetzte ſich neben den geliebten Neffen, und reichte demſelben wieder von dem ſtärkenden Tranke, der Rudolfs Schwäche allmählig beſiegte. Hierauf begann er folgendermaßen:

„Du warſt noch ein kleiner Bube, als ich mich den Edlen anſchloß, die damals nach dem gelobten Lande zogen, um jene geweihten Stellen, wo der

Gottmenſch gewandelt, gewirkt und gelitten, den ungläubigen Sarazenen zu entreißen. Ich beſtellte mein Haus, und beſtimmte, falls ich nicht wiederkehren ſollte, aus dem heiligen Kampfe, den dritten Theil meiner nicht unbeträchtlichen Güter zu Deinem Erbtheile, worüber ich den Abt Wulfram von St. Zeno zum Verwahrer einſetzte, der Dir in Deinem vierundzwanzigſten Jahre das Erbe überliefern ſollte. Ich ſetzte zugleich dem Kloſter eine namhafte Summe zum Lohne der treuen Verwaltung Deines Erbtheils aus. So zog ich von hinnen. Aber ſchon nach zehn Jahren ſtreute der treuloſe Abt das Gerücht meines Todes aus; und wußte meinen ſchwachen Bruder zu überreden, Dein rechtmäßiges Erbe Dir gänzlich zu entziehen und dem Kloſter als Eigenthum zu überlaſſen! Dafür hatte der bübiſche Abt Deinen leichtgläubigen Vater Vergebung aller Sünden, und die dereinſtige Seligkeit verſprochen und zugeſagt. — Ich wußte von alle dem nicht das Mindeſte, und ſeufzte bereits mehre Jahre in harter Sclaverey,

jedoch trug ich meine Leiden mit chriſtlicher Ergebung. Zehn ſchreckliche Jahre währte meine Gefangenſchaft unter den Ungläubigen, die mich jedoch zuletzt mild und ſchonend behandelten. Da trat die Liebe zur Freiheit und die Sehnſucht nach dem Vaterlande wieder mächtig und mit neuer Stärke hervor, und ich entfloh mit mehren meiner Unglücksgefährten. Wir erreichten nach tauſenderlei Gefahren glücklich den heimathlichen Boden. Mit welchen Gefühlen ich mich jetzt von meinen Gefährten trennte, die ſo lange Jahre vereint mit mir der Leiden ſchwere Bürde getragen, und nun in entfernteren Gegenden ihre Heimath ſuchten, dieß zu beſchreiben erlaß mir. Zehn lange Jahre hatten wir, von Allem, was den Menſchen theuer, von Heimath, Vaterland, Verwandten und Glaubensgenoſſen getrennt, unter wilden Barbaren, unter den ſchimpflichen, drückenden Sclavenjoche, Unglaubliches erduldet, und waren nun dem Vaterlande, der geliebten Heimath, den theuern Unſrigen wiedergegeben!

Das Gerücht von unſerer wunderbaren Errettung war ſchon vor uns hergegangen, und allenthalben empfing und bewirthete man uns mit herzlicher Freude. Unzählige Male mußten wir unſere ausgeſtandenen Leiden und mannigfachen Abentheuer den guten Leuten erzählen, und nicht ſelten waren unſere Zuhörer bis zu Thränen bewegt von dieſen ergreifenden Gemälde menſchlicher Leiden und Widerwärtigkeiten.

So erreichten wir die Mitte Deutſchlands, wo ich von meinen Gefährten ſchied. Schon malte ich mir im Stillen die Freude der Meinigen aus, wenn ich plötzlich unter ſie treten würde! — Wie ſehnte ich mich nach Deiner Umarmung, lieber Neffe! — Eine Tagereiſe von hier, als ich einſam einen dichten langen Wald durchwandelte, ward ich plötzlich von einigen Vermummten angefallen, die mir heftig zuſetzten, und es ernſtlich auf mein Leben abgeſehen hatten. Sie mochten glauben, mit dem wehrloſen Pilger leichtes Spiel zu haben. Aber die Böſewichter hatten ſich dennoch verrech-

net. Zwar hatte das erlittene Ungemach meine Stirne gefurcht, und die ſonſt vollen Wangen waren eingefallen. Aber meine Kräfte waren durch die liebreiche Aufnahme, die ich allenthalben gefunden und durch die Sehnſucht nach der Heimath wieder neu geſtärkt, und noch hatte mein Arm nicht verlernt, wie ehdem das Schwert kunſtgerecht zu ſchwingen. Auch war ich ſo unbeſchützt nicht wie Meuchelmörder wähnten. Ich hatte mir in Mailand dieſe Rüſtung und dies gute Schwert angeſchafft, und trug beides wohlverwahrt unter meinen Pilgergewande. Dies hatten ſich die Buben nicht verſehen. — Mit kräftigen Schwertſtreichen erlegte ich zwei meiner hitzigſten Gegner, und verwundete mehre. Die hierüber beſtürzten Mörder, eines ſolchen Empfangs nicht gewärtig, entflohen eilig. Ich unterſuchte die beiden Gefallenen, und fand bei einem derſelben ein Blatt Pergament, worauf der Abt Wulfram von St. Zeno dem Beſitzer des Blattes das ſchriftliche Verſprechen ausſtellte, ihm für meine Ermordung, nebſt

völliger Abſolution, noch zehn Goldgülden aus ſeinem eigenen Seckel zu zahlen. Erſtarrt ob ſolcher Ruchloſigkeit, ſtand ich eine Zeit lang; da weckte mich das Stöhnen des Buben, bei dem ich den Zettel gefunden, aus meiner Beſtürzung. Ich unterſuchte den Verwundeten, und fand ſeine Heilung für möglich. Da ich mich während meiner Gefangenſchaft hauptſächlich mit der Heilkunde beſchäftigt, und mir in dieſem Fache einige Kenntniß erworben hatte, ſo verband ich den Schwergetroffenen, und ſchaffte ihn mit Mühe nach dem nächſten Orte, wo ich ſeiner pflegte, und ihn glücklich wieder herſtellte. Jetzt nahm ich dem Geneſenen das Verſprechen ab, zu dem Abte zurückzukehren, und ihm den glücklichen Erfolg ſeiner Sendung zu melden.

Als einen Beweis für die Wahrheit ſeiner Ausſage, gab ich den Boten meinen Siegelring mit unſerm Wappen. Nach erhaltener Bezahlung vom Abte, ſollte der Bote wieder zu mir zurückkehren. Der Menſch, von meiner Pflege gerührt, bereut

aufrichtig ſein Vergehen, und verſprach mir pünktlichen Gehorſam. Er hat auch redlich Wort gehalten. Der Abt, hocherfreut über den gelungenen Streich, zahlte bereitwillig dem Manne das verheißene Blutgeld aus, und vergaß in ſeiner Freude ſogar, demſelben das Blatt mit dem ſchriftlichen Verſprechen abzufordern. Der Bote brachte mir dies wieder, und ich habe es, als einen unumſtößlichen Beweis zur Enthüllung des ſchändlichen Verbrechers, ſorgfältig aufbewahrt, den reuevollen Mörder aber einſtweilen an einem ſichern Orte verſorgt, da er mir dereinſt durch ſein Zeugniß wichtige Dienſte leiſten kann.

Jetzt wagte ich mich, ohnedem durch Kummer und Elend, und durch meine dunkelgebräunten Geſichtszüge äußerlich unkenntlich gemacht, ſogar in die Höhle des Tiegers, in das Kloſter St. Zeno, wo ich mich unvermerkt meinem ehemaligen Jugendfreunde, dem redlichen Ambroſius, zu erkennen gab. Herzlich war die Freude des biedern Greiſes, als er mich wieder erkannte; und durch

ihn ward ich bisher von Allem in Kenntniß gesetzt, was in jenem Kloster gegen mich und die Meinigen gesponnen wurde.

Durch ihn erfuhr ich auch den Diebstahl, den der habsüchtige Abt an Deinem Erbtheil begangen. Aus eben dieser Quelle kam mir die Kunde zu, daß der schändliche Abt sogar einen Anschlag auf Dein Verderben gemacht habe, und Dich deshalb mit Deinem schwachen, jähzornigen Vater zu entzweien suche, um die Güter des schwachen kränkelnden Greises vollends an sich zu reißen. Die Bosheit hat triumphirt. Der heuchlerische Pfaffe hat die Kunde von Deiner Aussöhnung mit dem wackern Eppo von Lamprechtswyl verstellt an Deinen Vater gebracht, und ihn gegen Dich aufgehetzt. Er beredete den ehrgeizigen Greis, Dich an die Spitze der Kreuzfahrer zu stellen, und drohte dem Schwachen im Weigerungsfalle mit dem Fluche der Kirche; aber er ist meiner Rache reif, und ich will seinen schwarzen Planen ein Ziel sezzen. Ich siedelte mich mit Eppo's Bewilligung

hier in der verlaſſenen Klauſe an, und blieb, unter dem Namen des Bruder Martin, der aufmerkſame Beobachter meiner Feinde. Ich nahm mich der verlaſſenen, blinden Editha an, und theilte ihr die göttliche Kunſt der Muſik mit, die ich mir ebenfalls während meines Aufenthaltes unter den Sarazenen zu eigen gemacht, und weckte die ſchlummernden Keime der Dichtkunſt in ihrer Bruſt, die bald als die koſtbarſten Blüthen voll Duft und Farbenpracht hervorbrachen. Wie ein Kind lauſchte ſie den alten Sagen aus meinem Munde, und konnte ſich nicht ſatt daran hören. Am meiſten wurde ſie aber dichteriſch von der Sage von der Entſtehung des Haſſes derer von Lamprechtswyl und Tyrol ergriffen, die ich in meiner Jugend von einem Mönche des Kloſters St. Zeno vernommen. Dieſe Sage ſchmückte Editha mit den köſtlichſten Blumen ihrer Phantaſie aus. Durch ſanfte, wiederholte Ermahnungen rührte ich das harte Herz des Vaters für die verſtoßene Tochter, und führte das fromme Kind wieder an die Vaterbruſt. —

Dein Erſcheinen bei jenem Feſte auf der Lamprechtsburg hat meinen Plan verrückt, dem biedern Eppo den Tod gebracht, der armen Editha den tödtlichen Haß ihrer unnatürlichen Schweſter zugezogen, und in ihrer Bruſt den düſtern Wahn geweckt, dem ſie ſtets mit wehmüthiger Selbſtqual nachhängt, als werde Lamprechts Fluch an ihr und Dir in Erfüllung gehen."

„Hört auf! um Gott, hört auf! Ihr martert mich grauſam!" flehte Rudolf und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

„Deine Abſicht war edel," entgegnete Graf Conrad; „nur mittelbar ward dies Unglück durch Dich herbeigeführt; nicht Dich trifft die Schuld: Aber Du hatteſt zu Deinem raſchen Entſchluß nicht den rechten Zeitpunkt gewählt, und den Haß Deines Vaters gegen die von Lamprechtswyl zu wenig berückſichtigt. — Doch iſt ſelbſt dieſe Deine Unbeſonnenheit nicht ohne Nutzen für Dich geweſen. Sie hat Dir unter dem Gebirgsvolke den Ruf der Leutſeligkeit und Herzensgüte, und zugleich

einen nicht unbedeutenden Freund in dem wackern Schützen Max Werner erworben. Der Letztere ist der Liebling des ganzen Gebirges, und Dir mit Gut und Blut ergeben. Auf seinen Ruf wird sich bald eine rüstige Schaar kräftiger, treuer Männer um uns versammeln, da ohnedies das Landvolk Dir gewogen ist. Wir Beide stellen uns an ihre Spitze, befreien so Deine Braut, entreißen dem Abte Dein rechtmäßiges Eigenthum, und bauen uns davon ein Haus, das uns, nebst der Liebe des Volkes und unserer eigenen Wehrhaftigkeit schützt vor der Rache unserer Feinde!"

Der Redner war in eine Begeisterung gerathen, die selbst dem niedergeschlagenen Rudolf Muth und Hoffnung einflößte, und ein Strahl seines angeborenen Muthes blitzte wieder aus seinem allmählig sich belebenden Auge.

„Kein anderer Weg steht uns offen," fuhr Graf Conrad fort. „Auf die Hülfe Deines in diesem Punkte unversöhnlichen Vaters kannst Du nun und nimmermehr zählen; es wird schwer genug

halten, den hartnäckigen Alten wieder mit Dir auszusöhnen. Jedoch hoffe ich ihm das Gewissen zu rühren. — Fürs erste halte Dich jetzt ruhig, und sammle Deine Kräfte; Du wirst sie brauchen. Ich will indeß einen Schritt für Dich thun, der mich auf einige Tage von hier entfernt halten wird. Du bleibst in dieser Zelle, in der daran stoßenden Kammer findest Du Alles, was Du bedarfst. Niemand darf Dein Hiersein ahnen. Ich verschließe die Thüre, und keiner wird es wagen, die Wohnung des frommen Bruders Martin während seiner Abwesenheit zu beunruhigen."

„Ich unterwerfe mich ganz Eurer weisen Leitung, mein väterlicher Freund;" versetzte Rudolf mit einem dankbaren Händedruck. „Gott verleihe Eurem Unternehmen Glück und Segen!"

„Wir wollen auf ihn hoffen und vertrauen, der allein der Schutz und Hort der bedrängten Unschuld ist," erwiederte ernst und gläubig der ritterliche Einsiedler. — Beide genossen hierauf einer kurzen Ruhe.

Kaum graute der Morgen, und die Sänger

des Waldes wurden ringsum laut in den belaubten Zweigen, als Graf Conrad von Tyrol schon reisefertig, in dem schlichten Gewande des frommen Bruders Martinus, an dem Lager des noch sanft schlummernden Rudolfs stand, und, über den Schlafenden gebeugt, mit leiser Stimme vor sich hin sagte:

„Wie sich's doch bei einem guten Gewissen selbst im Unglücke so sanft schläft! — Ruhe immerhin, du edler, verfolgter Jüngling. Ich will für dich wachen!"

Hierauf zog er behutsam Rudolfs Siegelring von dessen Finger, barg denselben auf seiner Brust, entfernte sich leise, und verschloß die Thüre der Hütte.

24.

Zwischen Reichenhall und dem Pinzgau liegt in einer mild romantischen Gegend der starke Gebirgspaß Lueg. Zwei himmelhohe Berge

schließen sich hier mit den nackten Steinwänden aneinander, nur einen schmalen Durchgang gestattend. An diesen Paß hatte Diether von Eschen, mit Bewilligung seines Lehnherrn, des Erzbischofs von Salzburg, einen starken Thurm erbauen lassen, der den Durchgang vertheidigte. Eine etwas niedere Mauer umgab den hohen Thurm, und kettete beide Berge aneinander.

In diesen stark befestigten, einsamen Thurm hatten die Räuber Editha von Lamprechtswyl gebracht. Ein enges Gemach auf der Höhe des Thurmes war der Kerker der Unglücklichen, und ihr, nur nach langem Bitten ihre Laute, die einzige Freundin und Trösterin der Aermsten, gereicht.

Gerberge, die treue Dienerin, trauerte indeß auf der Pankrazenburg um ihre unglückliche Gebieterin, und ward von der neuen Burgherrschaft kalt und geringschätzend behandelt; ja man gestattete der Armen nur aus besonderer Gnade, den Aufenthalt auf der Burg. —

Editha von Lamprechtswyl befand sich bereits

mehrere Tage in Gefangenſchaft, nicht wiſſend, wie ihr geſchehen, noch weniger ahnend, daß dies Alles das Werk ihrer eigenen Schweſter ſei. Sie erhielt auf alle Fragen, die ſie an ihre Wächter richtete, ausweichende, unbefriedigende Antworten. Man verſicherte ihr jedoch, daß ihr weiter kein Leids zugefügt werden ſolle, wenn ſie ruhig ſich in ihr unvermeidliches Schickſal ergeben würde. Was blieb der armen Gefangenen wohl anders übrig? Getroſt und im Glauben auf Gottes ſchützende Vaterhand, ſowie im Bewußtſein ihrer Unſchuld, trug ſie alles mit ſtiller Ergebung. Nur peinigte ſie die Unruhe, was aus den lieben Ihrigen, aus dem theuren Vater geworden, ob dieſer wohl Kunde von ihrer Gefangenſchaft erhalten.

Neben dieſen beunruhigenden Bildern ſtellte ſich noch ein anderes, freundliches vor ihre Seele, das ſie ſich geſchaffen, und welchem die jüngſte Vergangenheit einen theuern Namen und eine innige Bedeutung verliehen hatte. Rudolf von Tyrol war es, der im Herzen der Jungfrau lebte. Ohne

daß die Aermste, deren irdisches Dasein in ewige Nacht gehüllt war, den Geliebten je gesehen, hatte doch seine herzliche Sprache, der aufrichtige, freundliche Ton seiner Stimme, und das allgemeine Urtheil über den wackern Jüngling, ihr kindlich reines Herz gewonnen, und ihre Phantasie, lebhaft durch den Zauber des Liedes hervorgerufen, sich ein Bild von ihm entworfen, das sich tief in dem unschuldigen Herzen der Jungfrau mit lebendigen Farben eingeprägt hatte. Sie stellte sich den Liebling ihrer Seele hoch und hehr vor, wie ihr der fromme Bruder Martin den heiligen Georg beschrieben; ein Heiliger war er ja an dem frommen Altare ihres unentweihten Herzens! — Sie hatte sich so wohl in seiner Nähe gefühlt, eine beglückende Heiterkeit war in das stille Heiligthum ihrer jungfräulichen Brust eingezogen, was sie früher nie so an sich selbst wahrgenommen. Ihr frommes Gemüth war zu rein und demüthig, als daß das glühende Gefühl einer leidenschaftlichen Liebe in demselben hätte wurzeln können; sie fühlte nur die süße, still

beglückende Empfindung, welche die edle, mit der Freundschaft eng verschwisterte Liebe, dem reinen, unschuldsvollen Herzen gewährt. Sie war glücklich, ohne ihrem Glücke einen Namen geben zu können. Sie genoß ruhig dieses Glück, und begehrte keines weitern. Es war ihr Trost in der Einsamkeit. Man gestattete der Gefangenen, die durch ihre engelgleiche Sanftmuth, so wie durch ihr kunstreiches Saitenspiel und den melodischen Gesang, selbst die Herzen der rauhen Krieger rührte, welche die kleine Veste bewohnten und den Gebirgspaß bewachten, sich zuweilen unter der Aufsicht des Weibes einer ihrer Wächter auch außerhalb des Thurms im Freien zu ergehen; die Blinde konnte ja ohnedem ihrem Gefängnisse nicht entfliehen. So geschah es eines Tages, als sie mit ihrer Begleiterin in dem Buschwerk hinter dem Passe lustwandelte und die Führerin sich sorglos entfernt hatte, daß plötzlich nahe Männertritte sie aufschreckten, und eine bekannte Stimme ihr rasch und leise ins Ohr flüsterte:

„Seid getroffen Muthes, Fräulein Editha; Rudolf von Tyrol läßt Euch grüßen! bald werdet Ihr mehr hören. Denkt an den Bruder Martin! Seid vorsichtig und verschwiegen!"

Ein leises Geräusch deutete der Ueberraschten an, daß der geheimnißvolle Bote bereits wieder verschwunden war, in welchem sie, bei seinen letzten Worten den frommen Klausner erkannt hatte, der sie stets väterlich geliebt, und welchem sie das tröstende Lautenspiel zu verdanken hatte. Eine freudige Hoffnung zog ein in ihre Brust. „Rudolf läßt Euch grüßen!" — So lauteten ja die Himmelsworte des freundlichen Boten! — Eine unbeschreibliche Wonne erregten diese wenigen Laute im Innern der holden Jungfrau und sie wollte ihr Entzücken hierüber schon laut werden lassen; da aber fielen ihr die letzten Worte der warnenden Stimme ein: „Seid vorsichtig und verschwiegen!" Sie konnte sich bei der arglosen Unschuld ihres Herzens zwar nicht erklären, warum sie gerade dieser Warnung bedürfe, aber — es

konnte ja Rudolfs Wunsch sein! — Und sie beschloß daher, ihr Glück tief in der klopfenden Brust zu verwahren und geduldig abzuwarten, was das Geschick und ihre Freunde über sie beschließen würden. — „Bald werdet Ihr mehr hören!“ — Diese Worte gaben ihr einen, zwar unbestimmten, aber doch zuversichtlichen stärkenden Trost, und sie kehrte mit großer Beruhigung in ihren Kerker zurück.

25.

Nachdem Graf Conrad von Tyrol seinen verwundeten Neffen in der Pankrazenklause allein zurückgelassen, nachdem er der blinden Gefangnen auf Lastenstein jene Trostworte zugeflüstert hatte, nahm er eilig seinen Weg auf einsamen, nur ihm bekannten Pfaden, tiefer ins Gebirge. Der rüstige Wanderer überstieg unverdrossen die steilsten Höhen, durchwanderte Bergströme, kletterte mühsam auf den beschwerlichen Gebirgspfaden vorwärts,

und erreichte endlich, als schon die Sonne sich scheidend hinter die höchsten Felsen barg, das Ziel seiner gegenwärtigen, mühseligen Reise. Es war dies ein hochgelegenes, anmuthiges Thal, ringsum von waldigen Bergen gleichsam auf den Händen getragen. Hoch über das kräuterreiche Thal, über die, vom goldigen Glanze der sinkenden Abendsonne überstrahlten rothen Fluren, ragten die silbernen Hörner der riesigen Eisgletscher hervor, vom Abendrothe in zauberischer Beleuchtung umflossen. Ringsum ertönte das melodische Geläute der ruhesuchenden Heerden, und der fröhliche Gesang der harmlosen Alpenhirten.

Versunken im Anschauen dieser erhabenen Naturscene, stand der Wanderer, und sein Auge weilte bald auf der scheidenden Sonne und auf der, von ihr beleuchteten Landschaft, bald auf dem ländlichen Gemälde der vor ihm weidenden Heerden, die von einigen Hirten aus einfachen Brunnen getränkt wurden. Einzelne Sennenhütten lagen zerstreut in dem kleinen, reizenden Thale.

Während der wandernde Eremit eine geraume Zeit ſich an dem ergreifenden Naturſpiele weidete, war die Sonne jenſeits der Gebirge völlig hinabgeſunken, und die hereinbrechende Dämmerung mahnte den Pilger zum Aufbruche. Raſch ſetzte er ſich in Bewegung und hatte bald eine jener Sennenhütten erreicht.

„Bin ich hier recht zur Frühlingsalp?“ rief er den Hirten zu, die verwundert über den ſeltſamen Beſuch auf der abgelegenen Alpe, den Einſiedler ehrerbietig grüßten.

„Ei wohl, frommer Vater!“ riefen mehre Stimmen zugleich.

„Ihr habt ſicher Euch verirrt in dieſen unwegſamen Bergen!“ fuhr ein ſchlanker, hübſcher Jüngling mitleidig fort; „wollt Ihr in meiner ſchlechten Hütte übernachten?“

„Oder bei mir! — bei mir!“ riefen die Uebrigen mit gutmüthigem Eifer.

„Dank Euch, Kinder, für Euer herzliches Anerbieten, dank Euch!“ entgegnete der Pilger freund-

lich; „aber ſagt mir vorerſt, ob ich hier Max Werner, den beſten Schützen und Ringer weit und breit im Gebirge, finde, und mich eines wichtigen Auftrags an ihn entledigen kann?“

„O ja,“ war die Antwort; „dort ſteht ſeine Hütte!“

Der Klausner dankte noch einmal freundlich und eilte nach der bezeichneten Wohnung, während die Hirten ſich unter einander neugierig zuflüſterten: was wohl der fromme Mann ſo angelegentlich mit dem jungen Werner zu ſchaffen haben möge? —

Jener hatte indeß die Hütte erreicht, öffnete die Thüre und trat mit einem frommen: „Ave Maria!“ in das Innere der ärmlichen Sennhütte. Er fand den Geſuchten bei einer frugalen Abendmahlzeit, von der dieſer jedoch, bei dem Eintritte des ſpäten, unerwarteten Gaſtes, verwundert aufſtand und mit ehrerbietigem Gruſſe demſelben entgegen trat.

„Ihr ſtaunt ob des ſeltſamen Zuſpruchs, Freund

Werner?" redete der Klausner den Hirten an; „jedoch, wenn ich Euch sage, daß ein wichtiger Auftrag des edlen Grafen Rudolf von Tyrol, der Euch herzlich grüßen läßt, mich hierher führt, und Euch diesen Siegelring mit dem Wappen der Grafen von Tyrol für die Aechtheit meiner Sendung vorzeige, so hoff' ich Euch wenigstens nicht ganz fremd mehr zu sein, und bitte mir demnach für diese Nacht eine einfache Ruhestätte bei Euch aus."

Mar Werner, dessen offenes Gesicht bei dem Namen Rudolfs von Tyrol, eine herzliche Freude verklärt hatte, rief mit frohem Tone aus:

„Seid mir tausendmal willkommen, frommer Vater! Was meine arme Wohnung Euch bieten kann, darüber schaltet nach Belieben. Wie geht es dem jungen Herrn, meinem edlen Freunde, wie er sich selbst genannt? — Gedenkt er noch meines Worts? bedarf er meines Beistands? O redet, frommer Vater!"

Mit diesen und ähnlichen Fragen, aus denen die Treuherzigkeit und einfache, aber herzliche Bie-

derkeit und Freundschaft des wackeren Gebirgsbewohners unverkennbar hervorleuchtete, bestürmte der junge Mann seinen Gast, indem er zugleich mit gutmüthiger Geschäftigkeit alles auftrug, was er nur immer in seinem kleinen Haushalte aufzutreiben vermochte.

Mit freudiger Rührung sah der Einsiedler lange stumm auf den biedern Landmann. Endlich brach er, als Jener sich entfernt hatte, in die Worte aus:

„Hier sind Menschen! bei Gott! ihre einfache Herzlichkeit könnte mich wieder aussöhnen mit der Bosheit der Uebrigen. — Hier," setzte er mit leuchtenden Blicken hinzu, „hier hoffe ich der guten Sache treue Herzen und starke Arme zu gewinnen. Dank dir Vater im Himmel!"

Nachdem der fromme Gast dem gutmüthigen Drängen seines gastfreundlichen Wirthes nachgegeben und ein zwar einfaches, aber nahrhaftes Mahl, aus frischer Milch, trefflichem Käse und wohlschmeckender, gewürziger Gebirgsbutter bestehend, mit

Appetit verzehrt hatte, brachte der aufmerkſame Hauswirth ſogar einen ſteinernen Krug voll des beſten Traminer-Weins, der in den flacheren fruchtbaren Gegenden Tyrols in vorzüglicher Güte wächſt.

„Wir ſind doch nicht ſo gar arm, hier oben, als man wohl glaubt," meinte Max lächelnd, indem er zwei, zierlich aus Holz geſchnitzte Becher mit dem köſtlichen Naß füllte, „für einen guten Freund, oder ſonſt einen werthen Gaſt, was freilich hier eben eine Seltenheit iſt, oder in dem ſchlimmern Falle der plötzlichen Erkrankung eines von uns, was jedoch — Gott ſei Dank — noch ſeltner iſt, für dieſe Fälle haben wir immer einen guten Trunk vorräthig, der das Herz des Geſunden wie des Kranken erfreut und ſtärkt. Trinkt daher, frommer Vater, und laßt Euch's wohl behagen. Ihr habt einen beſchwerlichen Weg gehabt; drum wird's Euch ſicher munden, wenn's auch nicht von dem köſtlichem Gewächſe iſt, das am Rheine gedeiht. Der Wein iſt in dieſen Ver-

gen ſchlicht; aber kräftig, wie ſeine Landsleute. Ein Scheim giebts beſſer, als er's hat!"

„Das Mahl hat mir geſchmeckt, wie keines noch an fürſtlicher Tafel," verſetzte der Klausner, „und auch der Wein iſt gut. — Ihr ſeid ein beneidenswerther Menſch, Mar!"

„Ei nun," entgegnete dieſer, „ich bin geſund, zufrieden, und leide keine Noth, wie Ihr ſeht. Was ſoll mir mehr? Geld und Schätze würden mein Glück nicht vergrößern; denn innerhalb dieſer Berge ſind ſie unnütz für mich. Mögen drum die Herren ſich reicher dünken; zufriedener und fröhlicher ſind ſie ſicher nicht. — Ich habe einen ſchönen Viehſtand, den ich hier oben den Sommer über ſelbſt beſorge, und verſende eine ſchwere Menge Butter und Käſe in das platte Land, was mir einen ſchönen Thaler einbringt, und womit ich meinen dürftigern Nachbaren hülfreich unter die Arme greifen kann, was ſie mir wieder durch Liebe und Freundſchaft reichlich vergelten. Nebenbei beſchäftige ich mich mit der Jagd, meinem Lieblingsleib-

vertreibe, und ſchaffe manch' ſtattlichen Gemsbock in die Küche meiner Anna, die bald meine wackere Hausfrau werden wird, und ſchon jetzt mit meiner alten Mutter rüſtig unſerm kleinen Hauswesen vorſteht. Zwar ſehe ich ſie den Sommer über nur wenig; aber dafür bleibe ich den ganzen Winter über zu Haus, und freue mich der Liebe der Meinigen. — Nun urtheilt ſelbſt, lieber Herr, ob ich des Glückes mehr beſitze, als ich vielleicht verdiene?"

„Gott erhalte Euch das Glück noch lange!" erwiederte der Klausner mit Herzlichkeit. „Ihr ſeid ein guter wackerer Menſch, und — faſt möchte es mir leid thun, einen Auftrag an Euch übernommen zu haben, der aus dieſen ſchönen Frieden Euch unſanft aufſcheuchen wird."

„Wie?" fragte Max ſchnell; „droht meinem edlen Freunde Schlimmes? bedarf er meiner Hülfe?"

„Soll ich Euch aus der glücklichen Ruhe ſchrekken," fuhr Jener, den Hirten beobachtend, fort; „ſoll ich der liebenden Braut den Gatten, dem Hauſe den wirthlichſorgenden Vater entführen?"

„Bei der heiligen Jungfrau, Ihr erſchreckt mich!“ rief Werner mit lebhafter Beſorgniß aus. „Ich beſchwöre Euch, entdeckt mir Alles! Laßt Euch durch nichts zurückhalten, wenn es das Wohl des edlen Grafen betrifft. Oder — glaubt Ihr,“ fuhr er mit ſchöner Begeiſterung fort, „glaubt Ihr, daß ich, um aller irdiſchen Habe Willen irgend einen meiner Mitmenſchen zur Zeit der Noth verlaſſen werde, wenn mein Beiſtand ihm nützen kann?“

„Ihr ſeid ein edler Menſch!“ rief freudig bewegt Graf Conrad aus; „Ihr beſchämt Tauſende, die ſich edler dünken. Eurem Edelmuthe will ich mich anvertrauen!“

Hierauf entdeckte er dem, mit gerechtem Unwillen ſtaunend zuhörenden Werner das ganze Gewebe von Bosheiten, welches ſeine verderblichen Ränke um den unglücklichen Rudolf geſponnen, gab ſich dann dem freudig überraſchten Mar zu erkennen, und verabredete mit ihm, der mit eifriger Bereitwilligkeit ſeine Zuſtimmung gab, Alles nö

seinem, sich vorgezeichneten Plane. Die ganze Nacht hindurch beriethen sich die beiden Edlen über die best möglichste Art und Weise der Ausführung ihres Vorhabens. Der folgende Morgen fand sie noch wach.

26.

Die Sonne war in glühender Pracht, am Firmamente emporgestiegen, und die ganze Natur feierte ihr segensvolles Wiedererwachen, Berg und Flur belebten sich aufs Neue, und tausend Lob- und Dankgebete stiegen gen Himmel empor. — Auch in dem kleinen Thale der Frühlingsalp hatte die allbelebende Königin des Tages ein reges Leben hervorgerufen. Tausende von gefieder.en Sängern belebten die grünenden Wälder, und die muntere Heerde begrüßte mit freudigen Lauten den jungen Morgen. Ein erquickender, narkotisch duftender Hauch entstieg den kräuterreichen Matten, den

Menſchen und Thiere in vollen Zügen begierig tranken und den die lauen Morgenwinde auf ihren luftigen Schwingen hinunter in das tiefer liegende Land trugen. Ringsum auf den Alpen wurde es laut; es tönten die Schalmeien, das helle Gejauchze der fröhlichen Hirten vermiſchte ſich harmoniſch mit dem Glockengeläute der weidenden Heerden.

Da öffnete ſich die Thüre von Max Werners Hütte und er ſelbſt trat reiſefertig, die Waidtaſche an der Seite, die ſchwere Armbruſt mit den gefiederten Bolzen auf dem Rücken, den ſtarken eiſenbeſchlagenen Stecken in der Rechten, aus dem Innern der Wohnung. Ihm folgte der fromme Pilger, der dieſe Nacht ſein Gaſt geweſen war. Max ergriff ein vor der Thür aufgehangenes, groſſes Horn, und ſtieß einige Male, raſch nach einander, in daſſelbe, daß die ſchrillenden, heulenden Töne weithin ſchallten, und hundertfaches Echo nachriefen, das in tauſendfältiger Vervielfachung den drohenden Ruf in die entfernteſten Gebirge trug.

„Dies iſt mein Nothzeichen!“ ſagte Max,

dem Klausner gewendet, „das wird vernommen durchs ganze Gebirg, und Alles eilt, sobald das Zeichen ertönt, um meinem Rufe zu folgen. — — Seht Ihr!“ — fuhr er nach einer Weile fort, als die Hirten des Thales von allen Seiten herbeieilten, und auch in weiter Ferne bereits dunkle, eilende Gestalten auftauchten, „sie haben meinen Ruf vernommen und bald werden mehr als vierzig rüstige Männer und Jünglinge sich hier versammeln, und meines Winkes gewärtig sein; durch ihre Hülfe können wir in einigen Tagen schon eine rüstige Schaar von mehren hundert Bewaffneten zusammen bringen. Es sind dies zwar keine gewappneten Krieger, nicht geübt mit Schild und Lanze, Euren ritterlichen Eisenmännern gleich zu fechten; aber ein kräftiger treuer Schlag Menschen, deren Panzer ein treues Gemüth, deren Schild ein festes Gottvertrauen ist. Fehlt ihnen auch die geregelte Kriegsführung, so wissen sie doch wohl das mächtige Schlachtschwert, die gewichtige Streitart und den schweren Morgenstern zu schwingen, so

wie mit kunstgeübter Hand die Armbrust zu führen und mit sicherm Auge den starken Bolzen nach dem Ziele zu entsenden. Meinem Rufe folgen sie in Kampf und Tod, weil ich sie nur zum Schutze gerechter Sache in den Streit führe; und schon oft habe ich diese schlichten Hirten siegreich Euern Gepanzerten widerstehen sehen. Drum hoffe ich zu Gott, daß er, unter Eurer und des Grafen Rudolf kriegserfahrener Leitung, uns den Sieg verleihen wird, um so mehr, da gegenwärtig der größte Theil des waffenfähigen Adels dieser Gegend mit seinen Dienstmannen gen Salzburg aufgebrochen ist." Mit leuchtenden Blicken nahm indeß Graf Conrad die sich zusehends mehrende Menge von kräftigen Gestalten wahr, die sich, auf ihre langen, eisenbeschlagenen Stäbe gelehnt, mit kurzem Gruße und erwartungsvollen Blicken rings um die Beiden versammelt hatte. Mar Werner trat unter den Haufen, drückte Jedem traulich die Hand, und sprach mit den, ihn treuherzig Begrüßenden leise und anhaltend, während der Klausner seinen Se-

gen an die, mit ehrfurchtsvollen Grüßen ſich an ihn Drängenden in freundlichen Worten ausſpendete.

Bald war ein ſtarker Haufe beiſammen, und Werner trat wieder zu ſeinem gräflichen Freunde, nahm denſelben ſchweigend bei der Hand, und führte ihn in die Mitte der Verſammlung, die ehrerbietig Platz machte. Beide ſtellten ſich auf einen, etwas erhöhten Erdhügel, und ringsum herrſchte eine tiefe erwartungsvolle Stille.

„Liebe Freunde und Landsleute!“ hob Max an zu den Verſammelten zu ſprechen, die aufmerkſam ſeinen Worten lauſchten. „Ich habe Eure Hülfe und Euern kräftigen Beiſtand in einer wichtigen Sache angerufen, und glaube, daß Ihr mir ſolchen auch diesmal nicht verſagen werdet!“

„Nein, bei Gott! — das werden wir nicht! — Erzähle Bruder Werner!“ — So ſchallte es rings im Kreiſe, und Max fuhr fort:

„Ich danke Euch, meine Freunde für Eure Bereitwilligkeit! — Seht hier in dieſem frommen Manne den edlen Grafen Conrad von Tyrol, den

leiblichen Bruder des alten Grafen Walter; der edle Herr iſt erſt vor Kurzem wieder in ſein Vaterland zurückgekehrt, nachdem er lange im gelobten Lande für die Eroberung des heiligen Grabes tapfer gefochten, und zehn ſchreckliche Jahre, in harter ſchmählicher Sclaverei unter den Ungläubigen geſchmachtet, aus welcher Gottes Hülfe ihn zuletzt wunderbar erlöſt!"

Ein allgemeines Gemurmel des Erſtaunens und der Verwunderung ſo wie einzelne Ausrufungen des Bedauerns, liefen durch die Reihen.

„Kaum aber," fuhr Max fort, „hat der edle Herr die geliebte Heimath wieder betreten, ſo trachtet ſchon der Meuchelmörd hinterliſtig ihm nach dem kaum gewonnenen Leben. Bübiſche Menſchen haben dem Streiter des Herrn, dem ſo lange und hart geprüften Manne, während ſeiner Abweſenheit ſein Eigenthum, das der Argloſe in ihre Hände niedergelegt, habſüchtig entriſſen, ihn ſelbſt für todt ausgegeben und ſuchen nun durch Mord ſich in dem ungerechten Beſitze zu behaupten." Eine tiefe

Stille herrſchte, und das Entſetzen, der Abſcheu über ſolche Frevelthat, malte ſich auf den offenen Geſichtern der redlichen Hirten.

„Ja, meine Freunde,“ nahm Graf Conrad jetzt das Wort; „die ungläubigen Sarazenen behandelten mich menſchlich, und ſchonten meines Lebens, während daheim meine nächſten Verwandten und Freunde ſich in mein Eigenthum theilten, jene aus Schwäche, dieſe aus Raubſucht; ja, die Letztern ließen ſogar mich, den friedlich Heimkehrenden, durch gedungene Mörder überfallen, aus deren Händen mich jedoch mein gutes Schwert rettete.“

„Und nicht genug!“ fiel hier Max ein, „nicht genug des Schändlichen. Auch den Neffen dieſes edlen Herrn, den wackern jungen Grafen Rudolf von Tyrol, meinen hochherzigen, edelſinnigen Freund, haben die Elenden bei dem eignen Vater verläumdet, und dieſen ſo gegen den edlen Sohn aufgebracht, daß er ſein eigen Blut verſtieß, und der unglückliche Rudolf, aus dem väterlichen Hauſe entfernt, ohne Heimath, ohne Schutz umherirrt.

Und dies Alles, weil er das edle Fräulein Editha von Lamprechtswyl, die mir bei dem letzten Feste den Kampfpreis überreichte, aus der schmählichen und unverdienten Gefangenschaft befreien wollte, in welcher das fromme Fräulein von ihrer eigenen unnatürlichen Schwester, und deren Buhler, dem unedlen Diether von Eschen gehalten wird; — weil der wackere junge Graf die schuldlose, blinde Waise, deren Tugend und Herzensgüte sein Herz gewonnen, zu seiner Hausfrau erheben will, und dieserhalb bereits dem sterbenden Vater der Verlassenen sein ritterliches Wort gegeben. — Graf Walter von Tyrol, der die Lamprechtswyler grimmig haßt, und von falschen Ohrenbläsern noch mehr aufgehetzt wird, widersetzt sich hartnäckig dieser Verbindung, und so irrt der arme Rudolf schutzlos umher, während seine fromme Braut im Kerker trauert, und so die beiden edlen Menschen ein Raub der grausamsten Verzweiflung werden."

Eine heftige Bewegung zeigte sich unter den Versammelten, die durch fortwährendes Zuströmen

ſich immer noch verſtärkten. — „Unerhört! — Schändlich!“ riefen die Leidenſchaftlichſten unter den Haufen, und ballten drohend die nervigten Fäuſte. Max Werner, dieſe günſtige Stimmung benutzend, fuhr weiter fort:

„Von allen den Seinigen verlaſſen, blieb dem unglücklichen Rudolf nur noch ein Freund und Verwandter, der edle Graf, hier, treu. Da beſchloß der Verſtoßene, ſich uns in die Arme zu werfen, und hat durch den edlen Herrn hier, mich, den er öffentlich und vor allen Edlen ſeinen Freund nannte, mit dem Auftrage beehrt, Euch ſeine Bitte um Beiſtand und Hülfe vorzutragen; und ich lege Euch Allen, meine Freunde und Brüder, dieſe Bitte des edlen Unglücklichen dringend an Eure Herzen, die wie, ſo lange ich ſtolz darauf bin, Euer Freund und Landsmann zu ſein, der Gerechtigkeit und dem Rufe der unterdrückten Unſchuld nie verſchloſſen blieben, und, wie ich hoffe, bei meinen biedern Landsleuten ſich auch nimmer ſolch edlem Rufe verſchließen werden!“

Mit hoher Begeisterung hatte der wackere Max die letzten Worte gesprochen, sein Auge glänzte, seine Wangen waren hoch geröthet, und seine Brust hob sich mächtig in dem hochherzigen Gefühle für Rettung des bedrängten Freundes. Sein Enthusiasmus hatte sich seiner braven Landsleute mitgetheilt; und wie aus einem Munde tönte es:

„Wohl gesprochen, wackrer Max! der edle Graf soll sich nicht umsonst an uns gewendet haben. Er komme! Er soll uns bereit finden! Seine Feinde mögen zittern!"

Mit freudeglänzenden Blicken und ausgebreiteten Armen, als wollte er sie Alle an sein hochschlagendes Herz drücken, trat Graf Conrad auf die biedern Männer zu, indem er mit bewegter Stimme ausrief:

„Nehmt meinen und meines unglücklichen Neffen herzlichsten, innigen Dank für Eure edle Theilnahme, Ihr wahrhaft guten Menschen! Eure Treue und Biederkeit rühren mich tief. — Nehmt mich auf in Eure Mitte! — Ich entsage willig und

gern jedem Anſpruch auf Geburt und Rang. Ein ſchlichter, freier Landmann will ich ſein, wie der Geringſte von Euch, und ferner mein gutes Schwert nur zur Vertheidigung unſerer gemeinſamen Rechte, und zum Schutze der geliebten Heimath ziehen. In Eurer Mitte will ich die Thorheiten der Welt vergeſſen, und nur der Tod ſoll mich wieder von Euch trennen!“

Lautes Beifallsjauchzen folgte dieſem hochherzigen Entſchluſſe.

Die Hirten drängten ſich froh an den neuen Landsmann heran, und bezeugten ihre Freude durch hundertfältige, treuherzige Ausrufungen und Betheurungen. Max Werner unterbrach endlich dieſe freundſchaftlichen Herzensergüſſe, indem er allgemeine Stille gebot, mit den Worten: „Hört mich noch einmal, meine Brüder! Wir haben hier nicht viel Zeit zu verlieren; denn ſchon haben die meiſten Edlen unſere Gauen verlaſſen, und wir vor der Hand ziemlich freies Spiel. Aber noch ſteht eine bedeutende Macht bei Salzburg, deren Ent-

fernung wir erſt abwarten wollen. Daher benutzt dieſe Friſt, rüſtet Euch ganz im Stillen, ohne Aufſehen, und ſucht der guten Sache wackere, treue Vertheidiger zu gewinnen; jedoch beobachtet die nöthige Vorſicht und ſeid behutſam, damit wir, gleich Gottes rächenden Gewittern, unerwartet und plötzlich über unſere Feinde herſtürzen, und ſo vielleicht ein nutzloſes Blutvergießen erſparen. Nicht Zaghaftigkeit ſpricht dies aus mir; Ihr wißt, daß ich niemals meines Lebens ſchonte, wo es galt, für Ehre und Vaterland, und zum Schutze der gerechten Sache, Gut und Blut einzuſetzen. Aber jeder Tropfen Eures Blutes iſt mir theurer, als eitler Ruhm und Siegesluſt. Begebt Euch jetzt wieder ſtill und friedlich in Eure Thäler auf Eure Matten, in Eure Wälder. Seid eingedenk meiner Worte, und bittet Gott, daß er der guten Sache den Sieg verleihen wolle. Wenn der, Euch Allen wohlbekannte Ruf von der Frühlingsalp ertönt, dann gilts, ihr Freunde, unſern Feinden zu zeigen, daß der freie Bergbewohner muthig das Unrecht

bekämpft, und ſein Leben für die gedrückte Unſchuld einſetzt!"'

„Es lebe Max Werner, der freie Mann! der wackere Schütz, unſer biederer Bruder!" riefen begeiſtert die Gebirger und ſchwenkten ihre Hüte. „Es lebe unſer neuer Landsmann, der edle Herr Conrad von Tyrol und ſein wackerer Neffe!" tönte es abermals; und nach kurzem Lebewohl und freundſchaftlichem Händedruck ſchieden die Verbündeten nach allen Richtungen, eben ſo ſchnell und ruhig, als ſie gekommen; nach einigen Minuten befanden ſich Graf Conrad und der wackere Max, nebſt einigen Hirten, wieder allein.

„Max Werner," hob jetzt mit dankbarer Rührung der Graf zu ſeinem jungen Freunde an, indem er denſelben bewegt in ſeine Arme ſchloß, „Freund! wie ſoll ich, wie Rudolf Dir danken?"

„Mir dankt nicht, edler Herr," entgegnete Max beſcheiden; „dem gebühret Dank, der in die Herzen dieſer ſchlichten Hirten den empfänglichen Sinn für Recht und Menſchlichkeit gelegt, der ih-

re Hand willig ſtets gegen die Bosheit bewehrt; Ihm dankt. — Für jetzt aber, und ſo lang es Euch gefällt, ſeid mein lieber Gaſt; wenn Ihr meine dürftige Bewirthung nicht verſchmäht."

„Wer zehn Jahre ſeine Biſſen mit den Hunden theilen mußte, entgegnete ernſt der Graf, „der weis Gottes Gabe zu ſchätzen wo und wie er ſie findet. — Aber ich kann Eurer freundſchaftlichen Einladung nicht Folge leiſten; mich treibt ein wichtiges Geſchäft; und, feſſelte Euch nicht Eure häusliche Pflicht hier oben, ſo würde ich Euch den Antrag gemacht haben, mich auf einige Tage zu begleiten."

„Von ganzem Herzen," erwiederte bereitwillig der wackre Schütze. „Ihr ſeht mich ohnedem zur Reiſe gerüſtet; ich wollte hinunter zu meiner Anna. So aber bin ich der Eure. Anna braucht vorerſt nichts von unſerm Vorhaben zu erfahren, die Liebevolle würde ſich nur unnütz um mich ängſtigen. Sie wird den Handel doch früh genug inne werden."

„Armer Mann," verſetzte mit inniger Theil-

nahme der Graf; „welche Opfer muß ich von Euch fordern?"

„Herr Graf," erwiederte Max mit feſter Stimme, „ich wäre nicht werth, der Freund ſo edler Männer zu heißen, würd' ich nicht willig ſelbſt das Schwerſte opfern! Indeß, meine Anna iſt zwar nur ein Weib; aber ſie iſt eine freie Gebirgsbewohnerin, eine Tochter dieſer Alpen; ſie wird nie den edlen Sinn für Recht und Menſchlichkeit durch weibiſche Klagen entehren. Sie wird trauern um den Geliebten und beten für ihn, der hinauszieht, das Unrecht zu bekämpfen — und mit frommer Ergebung tragen, was der Wille des ewigen Vaters ihr auferlegt."

Mit thränenfeuchten Blicken und einem dankbaren Blick gen Himmel, ſank der Graf an die treue Bruſt des Hirten, unter deſſen ſchlichtem Kittel ein Herz ſchlug, das Tauſende beſchämte, welche das Geſchick mit Reichthum und Macht, Gutes zu thun, ausgerüſtet hatte.

27.

Auf der Burg Tyrol war indeß alles wie ausgestorben. Eine tiefe, menschenleere Stille herrschte jetzt da, wo noch vor Kurzem laute Fröhlichkeit und kriegerisches Getümmel zu Hause gewesen war. Der alte Graf hatte seine Dienstmannen bis auf wenige nach Salzburg entsandt, und hauste jetzt einsam und still auf der gleichsam verödeten Burg. Sein Gemüth war seit den letzten Vorfällen noch finsterer und menschenfeindlicher geworden, wozu der kränkende Gedanke, von der gesammten Ritterschaft Deutschlands mit dem Vorwurf der Feigheit belegt zu werden, das meiste beitrug, da weder er, noch sein Sohn bei dem Kreuzheer erschienen. Er hatte die Führung seiner Mannen dem Ritter Jost von Tennenberg, einem seiner Vasallen, übergeben, da er selbst sich schon zu schwach hierzu fühlte, und durch seine übermäßige Härte — dies warf er sich selbst jetzt vor — auch den Sohn aus dem Vaterhause vertrieben hatte. Wenn er jetzt so allein

und verlaſſen in ſeinem Lehnſtuhle ſaß und den trü-
ben Gedanken nachhing, die ihn gleich böſen Dä-
monen fortwährend heimſuchten, da fiel es ihm
ſchwer aufs Herz, wie er von Jugend auf, dem
nun verſtoßenen Sohne wenig wahre Liebe gezeigt,
und ihm ſogar auf Zureden Abt Wulframs, das
Erbe des Oheims entzogen. Da laſtete der quä-
lende Zweifel oft auf ſeiner rauhen Bruſt: ob wohl
die Vergebung des Abts dieſen Raub an Rudolfs
rechtmäßigem Eigenthume wirklich entſündige? —
Ob nicht dereinſt von ihm deshalb Rechenſchaft
gefordert werde? — Dieſe und ähnliche Grillen
durchkreuzten unaufhörlich den grauen Kopf des
finſtern Alten. Aber ſein ſtolzer, unbiegſamer Sinn
unterdrückte immer wieder die edleren Regungen
ſeines beſſeren Selbſt, und erzeugte einen ſteten
Kampf in ihm. Dies machte den ohnehin düſtern
Greis noch grämlicher und feindſeliger. Dazu kam
noch ein körperliches Uebelbefinden, das den ſchon
gejährten Manne heftig zuſetzte und ſeine Kräfte
ſichtbar untergrub.

So lag er eines Tages leidend auf seinem Ruhebette, als der Abt von St. Zeno sich anmelden ließ, und gleich darauf mit erheuchelter Betrübniß an das Schmerzenlager des Grafen trat.

„Wie geht es Euch, geliebter Bruder in Christo?" redete der Mönch den Leidenden an, der mit mürrischem Tone erwiederte:

„Ihr sehts ja. Ich liege hier, wie ein angeschossener Eber und werde von doppelten Schmerzen geplagt. 'S wird bald aus sein mit mir. — Das sind die goldenen Tage," fuhr er bitter fort, „die Ihr mir damals verhießt, als ich mich von Euch bereden ließ, meinen Sohn zu bestehlen, und den Raub in den Alles verschwelgenden Rachen Eurer Kirche zu werfen!"

„Heiliger Zeno!" rief der Abt mit erkünsteltem Schrecken, „o wie könnt Ihr noch auf dem Todbette solch gotteslästerliche Reden führen? Waren nicht jene Güter uns durch den Tod Eures edlen Bruders — requiescat in pace! — rechtmäßig zugefallen? Wie konnten die Worte des seligen

Grafen Conrad, der in einer eigenhändigen Handschrift unserem Kloster eine namhafte Summe verspricht, anders gedeutet werden, als daß sein Nachlaß, zum Troste seiner armen Seelen, in unsern geweihten Mauern niedergelegt werde?"

„Ich habe die Handschrift nicht gesehen," entgegnete mürrisch Graf Walter, „obgleich ich sie oft genug von Euch begehrte."

„Sie ist in unserm Archive," versetzte der Abt, „aber man kann sie seit einiger Zeit nicht mehr finden."

„Seit einiger Zeit!" murrte der Graf. „Zehn Jahre sind's, als ich sie zuerst verlangte. — Jedoch, nun ist's zu spät, und ich fürchte nur, trotz Eurer Absolution, Rechenschaft geben zu müssen von dem Geschehenen. Dies macht mir mein Dasein zur Hölle."

Abt Wulfram, der mit geheimer Freude die Zerknirschung des Grafen wahrnahm, entgegnete mit frommer Miene:

„Geliebter Freund, wir sind Alle sündige Krea-

turen. Jedoch hat der Himmel seiner heiligen Kirche die Macht verliehen, Trost zu spenden solchen, die reumüthig sich an sie wenden. Daher verwahrt Eure Seele, und vermacht Eure irdischen Güter an unser armes Kloster, damit unser frommes Gebet Euch die himmlischen Güter erflehe!"

Erwartungsvoll heftete der Abt seine blinzelnden Augen auf den Kranken, den Erfolg dieser, nach seiner Meinung sehr schlau berechneten Rede, beobachtend. Aber diese List war zu plump, als daß der alte Graf nicht die wahre Absicht des Mönchs darunter hätte durchschimmern sehen. Er richtete sich mühsam vom Lager auf, und seine buschigen Augenbrauen zogen sich drohend zusammen.

„Habsüchtiger, scheinheiliger Pfaffe!" donnerte er mit dem letzten Aufwande seiner Kraft dem erschrocken zurückweichenden Abte zu. „Hast Du noch nicht genug des geraubten und erpreßten Gutes, daß Du nicht einmal ruhig mir die Augen zuthun läßest? — Hebe Dich hinweg, Versucher!"

Erſchöpft ſank er wieder zurück, während der Abt, trotz des eben geſcheiterten Verſuches, auf neue Liſt ſann, ſeinen Zweck dennoch zu erreichen.

Da meldete Kuno einen fremden Pilger, der aus Paläſtina komme und den Grafen zu ſprechen wünſche.

„Der edle Graf ſchläft und kann jetzt Niemanden vor ſich laſſen," flüſterte der Abt.

„Der Pfaffe lügt!" ſchrie der erboſte Graf, „man laſſe den frommen Mann herein!"

Mit einem triumphirenden Seitenblicke auf den Abt, der ſich ſchweigend in die Lippen biß, trat Kuno ab, und führte gleich darauf den Pilger, eine hohe, Achtung gebietende Geſtalt, ins Gemach. Eine braune Kutte umgab den Fremden, und ein breiter Muſchelhut, ſowie ein langer weißer Bart, bedeckten faſt das ganze Geſicht und ließen nur ein Paar funkelnde Augen, und eine ſchön geformte Adlernaſe erkennen; in der Rechten führte er einen langen Stab, Hut und Kleid waren mit Muſcheln und geweihten Amuletten geſchmückt.

Tief sich verneigend trat der Pilger vor und sprach mit wohlklingender Stimme:

„Gott grüße und segne Euch, edle Herren! — Ich habe eine Bitte an den Besitzer dieser Burg."

„Was bringt Ihr, frommer Mann?" entgegnete Graf Walter, demselben einen Sitz anweisend. „Setzt Euch, Ihr werdet müde sein."

„Ja wohl müde!" erwiederte der Pilger bedeutsam, indem er Platz nahm, während Abt Wulfram ihn mit mißtrauischen Blicken beobachtete.

„Ich komme geradewegs von Palästina," fuhr der Fremde fort, „wo ich zehn lange Jahre in Gefangenschaft schmachtete, bis es mir mit Gotteshülfe gelang, zu entfliehen und mein Vaterland wieder zu sehen.

Ein Freund und Kampfgefährte theilte alle diese Leiden und Drangsale, und auch das Glück der Freiheit mit mir. Theilnehmende Menschen unterstützten uns allenthalben, so daß wir nach fast zwanzig Jahren endlich die geliebte Heimath wieder betraten. Da warf eine neue Prüfung mich

aufs Krankenlager, und mein Freund pflegte mich mit liebender Sorgfalt, bis ich nach mehreren Wochen wieder aller Gefahr entrissen war. Jetzt aber ließ die Sehnsucht nach der Heimath den Edlen nicht mehr ruhen, und er nahm eines Tages Abschied von mir, dem die Schwäche noch nicht erlaubte, das Lager zu verlassen. Ich gehe von hinnen, sprach er, da ich dich gerettet weiß. Die guten Menschen, die dich bisher gepflegt, werden auch bis zu deiner völligen Genesung für dich sorgen. Mir lebt daheim noch ein geliebter Bruder, ein theurer Neffe; ich muß hin, in die Arme der Meinigen. Nimm hier diesen Siegelring, durch ihn wirst Du meinen Bruder erkennen, falls ich nicht die Heimath erreichen sollte. — Hier schied der Edle; es hatte ihn geahndet, daß er die so nahe Heimath dennoch nicht betreten sollte. Zwei Tagereisen von hier ward er durch Meuchelmörder erschlagen! — Von einigen Landleuten, die den Unglücklichen ermordet gefunden und ihm ein ehrliches Grab bereitet hatten, erfuhr ich die Unthat und be-

nahte mit Thränen die letzte Ruheſtätte meines unglücklichen Freundes.“ — Hier hielt der Pilger, vom Schmerz ergriffen, inne. Stumm und keines Wortes mächtig, ſtierte der Abt den Boden an, während ſich das Bekenntniß ſeiner Schuld auf den bleichen Wangen, blauen Lippen und in dem ſcheuen Auge malte. — Graf Walter war durch die Erzählung heftig aufgeregt. Eine dunkle Ahnung durchzuckte ſein Inneres; aber noch konnte er keines klaren Gedankens ſich bewußt werden.

Nachdem der Pilger ſich geſammelt, fuhr er fort:

„Ich ziehe nun bereits ſeit mehreren Tagen im Gebirge umher und ſuche den Mörder meines erſchlagenen Freundes auf. Hier hoffe ich ihn endlich gefunden zu haben.“ Bei dieſen nachdrücklich ausgeſprochenen Worten war der Fremde aufgeſtanden und hatte dem Grafen einen Siegelring überreicht.

Dieſer hatte kaum einen Blick auf denſelben geworfen, als er mit verzweifelnder Geberde und herzſchneidendem Tone ausrief:

„Allmächtiger Gott! — Es iſt der Siegelring meines Bruders," und beide Hände vor's Geſicht ſchlug.

„Hier waltet ein ſchändlicher Betrug ob!" knirſchte der Abt mit zitternder Stimme. „Graf Conrad von Tyrol hat ſchon vor zehn Jahren den Heldentod gegen die Ungläubigen gefunden. Glaubt dem Fremden nicht, edler Graf, er iſt ein Betrüger!"

„Betrüger?" rief der Pilger raſch, und trat mit Hoheit dem bebenden Pfaffen näher. — „Hier ſteht der Betrüger!" donnerte er, auf den zurückweichenden Abt weiſend, „Betrüger, Heuchler, Mörder!" — Und raſch warf der Fremde das verhüllende Pilgerkleid ab, riß Hut und Bart vom Haupt und Geſicht, und, in prachtvoller Rüſtung ſtand Graf Conrad von Tyrol mit blitzenden Augen und zornglühendem Geſicht vor dem vernichteten Abte, der, ängſtlich nach Luft ſchnappend, ſich nur mühſam an ſeiner Stuhllehne aufrecht erhielt.

„Stehen die Todten wieder auf?“ rief Graf Walter und staunte mit einem furchtsamen Blicke auf die unerwartete Erscheinung.

„Deine gedungenen Mordgesellen waren zu feig,“ fuhr Graf Conrad mit fürchterlichem Ernste zu dem niedergedonnerten Abte fort, „einen Mann zu morden, der Muth genug hatte, sein Leben theuer zu verkaufen. Der Anführer, der Dich mit der Nachricht von meinem Tode auf mein Gebeiß belog, ist in meiner Gewalt, und jede Stunde bereit, seine verrätherische Beichte öffentlich abzulegen. — Kennst Du dieses Blatt?“ frug der strenge Richter weiter, ein Pergament dem erblaßten Abte vor die Augen haltend.

„Ich bin verloren!“ ächzte dieser, und sank wie vernichtet in den Armstuhl.

Mit einem Blicke tiefer Verachtung maß Conrad den Verbrecher; dann wandte er sich zu dem, in wenig Zerknirschung beschämt den Blick vor dem betrogenen Bruder zur Erde senkenden Burgherrn.

„Bruder Walter!“ rief er mit herzlichem Tone, dem Kranken die Hand reichend, „hat Dein Herz mich wieder erkannt?“

Mit Thränen drückte Graf Walter die brüderliche Rechte an sein Herz. — „Ich bin ein großer Sünder, Bruder!“ flüsterte er seufzend.

„Du warst von jenem Teufel im heiligen Grimme verleitet,“ versetzte beruhigend Graf Conrad. „Was Deine Schuld an der Sache sein mag, wird durch Deine aufrichtige Reue gesühnt. — Laß uns Alles vergeben und vergessen! Der Herr hat mich wieder in Eure Arme geführt; wir wollen von nun an uns brüderlich lieben. Komm an des Bruders Herz, das sich gramvoll Jahre lang nach dieser Umarmung sehnte!“

Mit Thränen der Reue und heftigster Rührung sank Walter an die Brust seines edlen, wiedergefundenen Bruders. — Nach langer Umarmung ruhten die Brüderherzen versöhnt an einander.

Der Abt, diesen Augenblick benutzend, erhob sich leise und schlich der Thüre zu. Aber Graf

Conrad hatte bereits seine Absicht gewahrt, und verrent ihm den Weg mit den Worten:

„Gemach, Herr Abt! Wir Beide haben noch ein ernstes Wort mit einander zu reden, gedultet Euch, bis die Reihe an Euch kömmt. — Kuno!“ — der Gerufene erschien — „Du sorgst dafür, daß der hochwürdige Herr hier das Gemach nicht ohne meinen Willen verlasse.“

„Sehr wohl!“ entgegnete Kuno, und mit einem höhnischen Blicke auf den Abt setzte er hinzu: „Es wird Seiner Hochwürden hier vermuthlich nicht an Unterhaltung fehlen!“

Mit verbissener Wuth geberchte Wulfram, indem er im ohnmächtigen Grimme seinen heutigen Eintritt in diese Burg verwünschte, und fortan ein störrisches Schweigen behauptete.

Graf Conrad war indeß wieder an das Lager des Kranken getreten, den dieser Auftritt gänzlich erschöpft hatte. — „Bruder,“ sagte er mit sanftem Tone, „ich habe Dir vergeben; übe auch Du ein Gleiches, auf daß Dir Gott dereinst ver-

zeihen möge. — Dein verſtoßener Sohn, mein armer Neffe, — vergib ihm! — Bruder! — dieſe erſte Bitte kannſt Du mir nicht verſagen. Der Junge iſt gut, wenn auch raſch- und unbeſonnen. Sollt' er im ſchrecklichen Vaterfluche untergehen? Sollten ſeine Seufzer, ſeine Verzweiflung Dir dereinſt das Thor der Seligkeit verſperren? — Bruder! bei unſrer Liebe und Verſöhnung — vergib!" —

Dicke Tropfen rollten über des Vaters gefurchte Wangen in den grauen Bart. Das Vatergefühl hatte längſt in ſeinen Herzen den Sieg über das Vorurtheil davon getragen. Die eiſige Rinde brach, und mit lauten Schluchzen jammert er:

„Mein Sohn! mein armer, mißhandelter Sohn! — Wo wird er weilen, und dem harten Vater fluchen? — Ach könnte ich ihn in meine Arme ſchließen, meinen unſeligen Fluch in den heißeſten Segen verwandeln, und ſo mir Vergebung erflehen!"

Graf Conrad war mittlerweile leiſe an die

Thüre des Gemaches gegangen, und hatte dieſelbe geöffnet; Rudolf ſtürzte mit ausgebreiteten Armen in das Gemach und ſank an dem Krankenlager nieder, indem er unter Thränen jauchzte: „Vater! geliebter, theuerer Vater!“ und die dürre Hand deſſelben feſt an ſeine Lippen drückte.

„Da haſt Du Deinen Sohn, Bruder Walter!“ rief Conrad bewegt, indem er ſich die Thränen aus den Augen trocknete, „vergebt Euch beiderſeits Eure Uebereilung.“

Mit glänzenden Augen hob der überraſchte Vater ſprachlos die gefalteten Hände zum Himmel, und legte ſie dann ſegnend auf das Haupt des vor ihm knieenden Sohnes. Dieſe plötzliche Freude hatte auf ſeine ſchwachen Nerven, die ohnedem heute ſchon zu ſehr angegriffen waren, tödtlich eingewirkt; die Freude hatte ihm das Herz gebrochen. Er reichte beide Hände dem Sohne und Bruder, und ſtammelte mit gebrochener Stimme:

„Verſöhnung! — Segen! — Gott! —“ und mit geſchloſſenen Augen fiel er zurück.

„Gerechter Gott, er ſtirbt!“ jammerte Rudolf laut auf, und ſtürzte ſich über den erbleichten Vater. — Graf Conrad aber packte im wüthenden Schmerze den erblaſſenden Abt bei der Bruſt und riß ihn aus Sterbelager, indem er dem Halbohnmächtigen in die Ohren donnerte:

„Sieh hier Dein Werk, Elender! — Wenn er ſtirbt, warten Dein die gräßlichſten Martern! — fort, Schandbube!“ rief er jetzt, den halbtodten Abt weit von ſich ſchleudernd, mit fürchterlicher Stimme. „Dein Anblick ſoll nicht die letzten Augenblicke eines ſterbenden Edlen vergiften! — O Gott! mein armer Bruder!“ Mit gerungenen Händen warf ſich Conrad neben dem ſchluchzenden Rudolf auf die Knie. — Auch Kuno hatte ſich weinend dem Lager genähert, und das Burggeſinde ſtand traurend an der Thüre des Gemachs.

Da öffnete der Sterbende noch einmal das brechende Auge, und mit bittendem Ausdrucke ringsum ſich ſchauend, ſagte er mit ſchwacher Stimme:

„Dank Euch — meine Kinder! — Geliebter

Sohn! — theurer Bruder!" Er neigte ſich jetzt zu Rudolf hinab, und ſprach mit angeſtrengter Kraft vernehmlich:

„Bring Deiner Editha meinen Segen! — Seid glücklich, und vergebt mir — Bruder Conrad! — Ich habe dem Abt vergeben! — Mein iſt die Rache — ſpricht der Herr! — verzeiht auch Ihr! Verſprich mir's, Bruder!" Damit reichte er demſelben die ſchon kraftloſe Rechte hin. Mit abgewandtem Geſichte ſchlug dieſer ein.

„So!" liſpelte kaum hörbar der Sterbende. „Nun ſcheide ich — in Frieden."

Kuno warf ſich jetzt laut ſchluchzend an das Bett ſeines Herrn, und küßte unter einem Strom von Thränen deſſen kalte Hand. Ein lautes Weinen ward unter der übrigen Dienerſchaft gehört, die mit tiefer Theilnahme auf die rührende Gruppe blickte. Der Sterbende bemerkte dies, und ſein Auge ruhte zufrieden auf den Seinigen; er nickte ſchwach den Weinenden zu, reichte noch einmal ſeine Hände den vor ihm Knieenden, hauchte ein

leiſes „Amen!“ aus der gebrochenen Bruſt, ließ dann das Haupt ſinken und verſchied.

Weinend beugte ſich Rudolf über die theure Leiche hin, während der treue Kuno unaufhörlich die erkaltete Hand ſeines verblichenen Herrn küßte. Graf Conrad ſtand in ſtummen Schmerz an dem Lager, drückte noch einmal die erſtarrte Rechte des Bruders an ſein Herz, und flüſterte dann mit wehmüthiger Stimme leiſe:

„Schlaf wohl, armer Bruder; dort ſehen wir uns glücklicher wieder!“ — Dann trat er raſch und mit furchtbarem Ernſte auf den tückiſchen Abt zu, mit kaltem Tone denſelben anredend:

„Der Bitte des Hingeſchiedenen dort, der durch Euch um ſein Lebensglück betrogen ward, habt Ihr es zu danken, wenn ich Eures armſeligen Lebens ſchone. Der durch Euch Unglückliche vergab Euch in ſeiner Todesſtunde, gleich wie der ſterbende Erlöſer noch am Kreuz für ſeine Henker gebetet. — Ich will dem rächenden Vergelter dort oben nicht ins Richteramt greifen; ſein ſei die Rache.

Ihr habt weiter von mir nichts zu fürchten. — Jedoch bleibt Ihr noch eine Zeit lang hier mein Gefangener, bis sich gewisse Dinge begeben haben, und Ihr mein gestohlenes Eigenthum, das rechtmäßige Erbe meines Neffen, demselben wieder zugestellt.

„Mit welchem Rechte könnt Ihr dies verlangen?" entgegnete tückisch der wieder neu aufstrebende Abt; „ich fordere Beweise."

Conrad zog ein altes Pergament aus dem Brustwamse hervor, und indem er es vor den Augen des Abtes entfaltete, sprach er ernst: „Genügt Euch dies?"

Der Abt erblaßte, als er die von Ambrosius aufgefundene Urkunde erblickte.

„Führt ihn in den Thurm!" rief Conrad jetzt den Knechten zu; „Ihr bürgt mir für ihn!"

„Schon gut," erwiederte einer der Knechte; „der saubere Vogel soll uns nicht entwischen," und der Abt wurde von Bewaffneten abgeführt. Darauf wurden Anstalten zur feierlichen Beerdigung

des Verſtorbenen getroffen, und nach einigen Tagen ruhte er in der Gruft ſeiner Väter.

Rudolfs weiches Gemüth, das ſich jetzt bittere Vorwürfe über ſeine frühere Widerſpenſtigkeit gegen den verlorenen Vater machte, konnte lange nicht zur Faſſung kommen. Eine tiefe Schwermuth hatte den unglücklichen Jüngling ergriffen, und nur der feſten, männlichern Entſchloſſenheit ſeines Oheims gelang es, allmählig die düſtern Schatten aus des Armen Innern zu verſcheuchen, und ihn wieder für ihr ferneres Unternehmen empfänglich und thätig zu machen.

28.

In feſter, gläubiger Hoffnung harrte Editha von Lamprechtswyl in dem Thurmgemache zu Lufenſtein auf die Hülfe ihres Rudolfs, und obgleich bereits eine geraume Zeit ſeit der letzten ihr zuge-

kommenen Botschaft verstrichen war, obgleich sie jetzt mehr als früher in engerer Gewahrsam gehalten wurde, und nur sparsam ihre Erholungsstunden in dem anstoßenden Gehölze genießen durfte, so wankte doch ihr felsenfestes Vertrauen auf die versprochene Hülfe Rudolfs, die ihr wie Engelsverheißung im Herzen lag, nicht im mindesten, und sie ergab sich geduldig in Alles, was ihre rauhen Wächter über sie verhängten.

So saß die Blinde eines Morgens in jener Zelle und dachte in wehmüthiger Erinnerung der fernen Lieben, des theuren Vaters und der, trotz Katharina's Stolzes dennoch von ihr geliebten Schwester, von denen sie während ihrer Gefangenschaft nichts mehr gehört hatte.

Während sie nun so, das schöne Haupt sinnend auf die kleine Hand gestützt, ihre Gedanken hinüberschweifen ließ in die Vergangenheit, die so schwer an Leiden für die Aermste gewesen, und in welcher doch die kurzen Freuden jahrelangen Kummer so reichlich aufgewogen, da weckte sie plötz-

lich ein, immer ſtärker überhand nehmendes Getöſe aus ihren Betrachtungen. Sie richtete ſich horchend in die Höhe. Es ſchien ihr wie das Geſchrei vieler Menſchen; auch vernahm ſie Waffengeraſſel. Eine Ahnung durchfuhr ſie. „Rudolf!“ lispelte ſie, während ein freudiger Schreck ihre Glieder beben machte. — „Rudolf!“ wiederholte ſie lauter, und faltete, in die Knie ſinkend, die lichtloſen Augen frommen Himmel erhoben, beide Hände dankend und flehend zugleich. Da wurde ungeſtüm die Thüre ihres Gemaches aufgeriſſen, und Editha's gewöhnliche Wärterin ſtürzte athemlos mit den Worten: „Feinde, gnädges Fräulein! Feinde ringsum! Sie ſtürmen das Schloß!“ — in das Gemach. — Schweigend lag Editha im brünſtigen Gebete verſunken.

„Ja betet, Fräulein!“ fuhr Jene fort, indem ſie ans Dachfenſter trat, von wo aus man Alles überſehen konnte, was auf dieſer Seite in und vor dem Schloſſe vorging, „betet, edles Fräulein, denn die Gefahr iſt groß! die Feinde ſind zahlreich,

wie Sand am Meer. Lauter Hirten zwar und Landleute, aber ſtarke, kühne Männer, die überdieß noch von zwei anſehnlichen, prächtig geharniſchten Rittern zu Fuß angeführt werden. — Wir leben hier im tiefſten Frieden," klagte das Weib; „es ſcheint, als ob die Hölle dieſe Feinde gegen uns ausgeſpieen. Sicher hat ſich unſer edle Herr wieder mit dem Hirtengeſindel veruneinigt! — Ach Gott! unſere kleine Beſatzung wird der Wuth der Feinde nicht lange zu widerſtehen vermögen; und dieſe haben alle Ausgänge rings um den Paß beſetzt, daß auch nicht eine Maus heraus kann, die dem edlen Herrn von Eſchen die Nachricht von der drohenden Gefahr überbringen könnte!"

Im heißen Flehen rang Editha die Lilienhände, während das Weib am Fenſter fortfuhr, die Bewegungen der Feinde zu beobachten, und der Gefangenen das Geſchehende mitzutheilen.

„Immer neue Schaaren rücken aus dem Walde!" rief ſie. „Sie ſind mit langen Schwertern, Morgenſternen, Streitärten und Kolben bewehrt!

Dort — der neue Haufe! — Hilf Himmel, eitel Armbruſtſchützen! — das ſind die gefährlichſten, die verſenden keinen Bolzen umſonſt. — Jetzt erklimmen die Schützen die Felſen zu beiden Seiten des Paſſes, — ſie vertheilen ſich in das dichte Gebüſch — — und ſchießen von dort aus unſere Leute von den Mauern; — ach mein armer Mann! — die ſicher Poſtirten trotzen jedem Wurfgeſchoß, jedem Bolzen der Vertheidiger; während ſie ihr Ziel ſicher ins Auge faſſen können. — Man ſieht es, daß das Landvolk regelmäßig angeführt wird. — Heilige Jungfrau! — dort wälzen die Stürmenden große Felsſtücke und Baumſtämme den Berg herab auf unſeren Zufluchtsort, während die Uebrigen mit Aexten und Kolben das Thor zu ſpalten ſuchen. — Sie führen gewaltige Streiche! — — Da — — heiliger Zeno! — da ſtürzt ein Felsblock mit ſchrecklicher Schnelligkeit von Klippe zu Klippe — von Felſen zu Felſen! — — o weh! — jetzt! — Jeſus Marie! — der Thurm ſtürzt!" —

Ein furchtbares Krachen erschütterte den morschen Thurm, und zitternd sank auch das Weib neben das Fenster auf die Knie, während Editha mit Mühe sich auf den Beinen erhielt.

Da trat plötzlich eine allgemeine Stille ein, und mit neuer Hoffnung sprang Editha's Wärterin wieder nach dem Fenster.

„Sie haben die Feindseligkeiten eingestellt!" rief jetzt die Beobachterin. „Unsere Leute haben das Thor geöffnet, und in hellen Haufen ziehen die Feinde herein. — Alle Heiligen, seid uns gnädig!" —

Ein lautes Jubelgeschrei der einziehenden Feinde in den, fast ohne Blutvergießen gewonnenen Paß, erschallte unten, und hastige Männertritte stürmten die Thurmtreppe herauf.

Editha lag ohne Bewegung auf dem Boden; ihre Brust schlug heftig, und die bebenden Glieder versagten ihr den Dienst. Da ward die Thüre aufgesprengt, und herein stürmte Graf Rudolf von Tyrol, hinter ihm sein ritterlicher Oheim und der

wackere Max Werner. Rudolf ſchloß die ohnmächtige Editha feſt in ſeine Arme; indem er jauchzend ausrief:

„So habe ich Dich wieder, Du Engel! — Nun ſoll keine Macht der Erde Dich mehr aus meinen Armen, von meinem Herzen reißen!“

Editha erholte ſich allmählig, richtete den glanzloſen Blick auf ihren Befreier, und flüſterte mit dankbaren Tone:

„Dank dir, gütiger Vater im Himmel, du haſt mein heißes Gebet erhört!“

„So liebſt Du mich, Du ſanfter Engel?“ jauchzte Rudolf, Alles um ſich her vergeſſend, und drückte die holde Jungfrau ſtürmiſch an ſich.

„Mein Rudolf!“ ſagte die verſchämt Erglühende leiſe, und barg das blonde Lockenköpfchen an ſeiner Bruſt.

„Nun denn!“ rief der Glückliche, indem er den erſten Kuß auf die unentweihten Lippen der Jungfrau drückte, „mit dieſem Kuſſe weih' ich Dich zu meiner Braut; auf uns ruht der Väter

Segen. Heute noch führ' ich Dich als meine geliebte Hausfrau ein in die väterliche Burg!"

„Und mein Vater?" fragte Editha, ihr Glück kaum faſſend, „warum kömmt er nicht ſelbſt, um ſeiner Tochter den Segen zu bringen!"

„Unſere Väter!" entgegnete Rudolf plötzlich ernſt und wehmüthig, „blicken aus jenen Höhen verklärt auf uns, ihre glücklichen Kinder herab, und ſegnen, wie ſie es ſchon hier gethan, auch dort unſern Bund!"

„O mein ahnendes Herz!" ſeufzte Editha, erblaſſend in Rudolfs Arme ſinkend, der ſie hülfreich unterſtützte, während die Uebrigen durch Zeichen ihre innige Theilnahme zu erkennen gaben.

„Mein armer Vater!" klagte die verwaiſte Tochter laut auf; „ſo ſoll ich den liebevollen Ton deiner Stimme nicht wieder hören? ſo werden deine Vaterarme nicht mehr die Tochter liebend umſchlingen? Soll deine arme Editha nimmer am Vaterherzen ruhen? Muß ich ferner wieder verwaiſt daſtehen und einſam? — — Doch," fuhr

ſie ſchluchzend fort, und legte ſich heftig bewegt an Rudolfs Bruſt; „ich bin ja nicht ganz verlaſſen, ich habe Dich! — Sei Du mir jetzt Vater, Mutter, Geliebter — Alles!“ —

Mit ſtummer Rührung umſchlang Rudolf ſeine fromme Braut, und in den Augen der Umſtehenden glänzten Thränen des ſchönſten Mitgefühls. Graf Conrad aber trat zu dem, ſchon früh in der Schule der Leiden hart geprüften Brautpaare, legte ſegnend die Hände auf ihre Häupter, und ſprach mit nach oben gerichtetem feuchten Blicke:

„Vater im Himmel! dunkel ſind die Wege, die du uns Sterbliche führſt; aber deine Güte währet ewiglich!“ — Und zu dem Paare gewendet, fuhr er fort:

„Seid glücklich und liebet Euch. Rein ſeid Ihr aus der ſchweren Prüfung hervorgegangen, und neuerdings hat ſich an Euch der fromme Spruch bewährt: Der Eltern Segen baut den Kindern Häuſer.“

29.

Diether von Eschen und seine Hausfrau, Katharina von Lamprechtswyl, herrschten jetzt unumschränkt auf den hinterlassenen Burgen des Wildgrafen Eppo von Lamprechtswyl, und waren nicht gesonnen, der gefangenen Editha auch nur einen Theil von deren rechtmäßigem Erbe abzutreten; ja es war im Rathe des würdigen Paares beschlossen worden, Editha nie wieder ans Tageslicht gelangen zu lassen. — Die Botschaft, daß der alte Graf von Tyrol seinen Sohn enterbt und verstoßen, war auf der Lamprechtsburg angelangt, und die Feinde Rudolfs freuten sich laut des Gelingens ihrer Pläne. Aber nur kurze Zeit sollte dieser Triumph währen; denn bald darauf hinterbrachten ihre Kundschafter ihnen die sonderbare Mähr, wie der fromme Bruder Martin plötzlich aus der Pankrazenklause verschwunden, und auf der Burg Tyrol als Graf Conrad, der längst für todt gehaltene Bruder des alten Grafen Walter zum Vorschein gekommen sei. — Zwar erregte der hierauf

erfolgte Tod des Letztern wieder eine große Freude auf der Lamprechtsburg; als aber Diether und Katharina vernahmen, wie das gesammte Erbe des Grafen Walter von Tyrol, nicht, wie sie meinten, dem Kloster St. Zeno, sondern dem Sohne des Verstorbenen, ihrem Todfeinde, Rudolf von Tyrol, nebst allen Burgen und Gütern anheim falle, da zog der Neid ein mit seinem scheußlichen Gefolge in den Herzen der Lasterhaften. Als nun vollends ein abermaliger Unglücksrabe die Schreckenskunde nach der Lamprechtsburg brachte, daß der Paß Luftenstein von einem Haufen bewaffneten Gebirgsvolks erstürmt, die dort gefangen gehaltene Editha befreit, und bereits die angetraute Gemahlin Rudolfs und rechtmäßige Gräfin von Tyrol sei, da loderte die Gluth ihres Hasses zur hellen Flamme auf. — Sogleich wurden alle noch übrigen Kriegsknechte zusammen berufen, die Lamprechts-, so wie die Pankrazenburg in Vertheidigungsstand gesetzt, und da es an hinreichenden Leuten mangelte, der, der Lamprechtsburg gegenüber

liegende Eppenstein niedergerissen, und die zwischen diesen und der Lamprechtsburg bestehende Verbindungsbrücke abgebrochen und zerstört. Hierauf ward ein Absageschreiben, in den entehrendsten Ausdrücken abgefaßt, an den Grafen von Tyrol und seine Verbündete abgeschickt und Alles zur blutigsten Fehde vorbereitet.

Rudolf von Tyrol wollte eben seine wackeren Freunde und Verbündeten, die treuen Berghirten, wieder entlassen, die Alle seiner Hochzeit mit Editha von Lamprechtswyl beigewohnt hatten. Rudolf hatte den wackeren Bergbewohnern mit herzlichen Worten für ihre bewiesene treue Hülfe gedankt, und sein junges Weib ihren Dank mit dem seinigen vermischt. Ohne alles Blutvergießen von Seiten der Verbündeten, war der Sieg errungen worden; und diese hatten den edlen Grafen Conrad von Tyrol, der seinem gegebenen Worte getreu, auf immer in ihre Berge zu ziehen beschloß, zu ihrem Hauptmanne und Rath in allen Angelegenheiten ernannt. Da langte, als sich die Hir-

n zum Aufbruche anſchicken wollten, der Bote
Diethers von Eſchen mit dem Abſagebrief in der
Burg Tyrol an.

Erſtaunt, aber ohne Ueberraſchung, las Ru-
olf ruhig das Schreiben, und machte hierauf ſei-
e Freunde mit dem empörenden Inhalte deſſelben
ekannt. Einmüthig ſagten dieſe aufs Neue Ru-
olf ihren Beiſtand zu, und gelobten, nicht eher
ieder heimzukehren, als bis auch dieſer Sturm
eſchworen und Rudolfs Feinde gänzlich gedemü-
igt ſeien. Der junge Graf dankte bewegt den
Biedern, und ſprach hierauf ernſt zum Boten:

„Kehre zurück, und ſage Deinen Herrn, ich
würde nicht ſäumen, die alte Rechnung mit der
euen zugleich abzuthun. Er möge ſich vorſehen,
a er ſelbſt das Rächerſchwert über ſein ſchuldiges
Haupt herabgerufen.“

Schnell und beſonnen ordnete Rudolf ſeinen
Plan und theilte dieſen ſeinem Oheime und den
Verbündeten mit. Editha wurde von dem Augen-
licke, als ſie von Eſchens Fehdebrief vernommen,

von einer wahren Todesangſt zermartert. „Jetzt kommt die Erfüllung des grauſigen Fluchs unſers Urahn," flüſterte ihr bange Ahnung ſtets zu, und obgleich ſie dieſelbe nicht laut werden ließ, brachte die Arme doch nie den Gedanken an jenen entſetzlichen Fluch aus den Sinnen, der überhaupt zeither immer, wie ein drohendes Geſpenſt, im Hintergrund ihrer Seele geſtanden hatte. Mit wüthendem Schmerze entließ ſie ihren Gatten, als dieſer auszog, nachdem er ſie zu tröſten geſucht und ihr verſprochen, das Leben der Schweſter zu ſchonen. Auf der Lamprechtsburg war man des ſchnellen Ueberfalls nicht gewärtig, und nur ſchwach und unvollſtändig gerüſtet. — Rudolf wollte mit dem Reſte ſeiner Knechte, die der Kreuzzug ihm übrig gelaſſen, und von denen wieder ein Theil zu Editha's Schutz auf der Veſte Tyrol zurückgeblieben war, durch die ihm wohl bekannte Höhle unter der Lamprechtsburg in den geheimen Zugang, und ſo in die Burg eindringen, während ſeine Freunde, unter Graf Conrads Anführung, von außen einen

Angriff auf die Veste machen würden. So gedachten sie den Feind in seiner eigenen Burg zu erdrükken, und den Kampf mit einem Male zu beendigen. —

Diesem Plane gemäß theilten sich die von Tyrol in zwei Haufen, und während der eine unter Graf Conrads Anführung gerade auf die Lamprechtsburg losging, zog sich der andere, unter Rudolfs Befehl, unbemerkt und unter dem Schutze der Nacht, hinter der feindlichen Burg weg und gelangte glücklich an den Eingang der Höhle.

Still und geräuschlos harrte Rudolf mit seiner Schaar vor ihrem gähnenden Schlunde. Die Verbündeten hatten, ihrer Verabredung zufolge, beschlossen, Rudolf solle nicht eher in den unterirdischen Gang eindringen, als bis das Angriffsgeschrei der Seinigen von der Burg herab ertönen würde.

Hell und feierlich blickte der Mond, nur hie und da durch dunkle Wolken auf Augenblicke verdeckt, auf die schweigend des Zeichens harrende Schaar, deren Waffen und Rüstungsstücke weithin in seinem Lichte schimmerten.

Da war es Rudolf, als höre er plötzlich ein

leiſes, nahendes Geräuſch. Er flüſterte ſeine Bemerkung dem neben ihm ſtehenden Kuno zu, der ſich ſogleich mit den Ohren platt auf den Boden warf, und nachdem er einen Augenblick aufmerkſam gehorcht, ſchnell aufſprang und dem Grafen leiſe zuraunte:

„Es ſind die Fußtritte von Geharniſchten, und kommen, wie es ſcheint, aus jenem Höllenſchlunde.“

Wirklich hörte man jetzt das Geräuſch nahender Gewaffneten deutlicher, und Rudolf befahl ſeinen Leuten, den Ausgang dicht zu beſetzen. Man ſah jetzt Fackelſchein die Höhle erhellen, und bald wurden mehre dunkle Geſtalten in dem Innern derſelben ſichtbar, die ſich dem Ausgang näherten.

Rudolf trat dem Vorderſten entgegen, und rief mit donnernder Stimme:

„Ergebt Euch! Ihr ſeid abgeſchnitten!“

Zu gleicher Zeit ertönte von der Höhe des Berges ein furchtbares Kampfgeſchrei herab, mit welchem ſich bald ein lautes Waffengeklirr vermiſchte.

„Verrath! — das iſt Rudolfs Stimme!“ ertönte jetzt tief in der Höhle der gellende Schrei einer weiblichen Stimme, und der Mann, auf wel-

chen Rudolf zuerſt geſtoßen, ſchleuderte wüthend die Fackel zur Erde, zog ſein Schwert und rief mit verzweifelter Wuth:

„Hierher meine Waffengefährten! haut die Buben zu Boden!“ — Aber Kuno, in der Dunkelheit den Vortheil erſehend, ſprang von der Seite zu, und ſtieß dem erkannten Diether ſeinen Spieß in den Leib, indem er ihm zurief:

„Du biſt nicht werth, von der Waffe meines edlen Herrn zu ſterben!“ —

Mit einem ſcheußlichen Fluche ſtürzte der tödtlich Getroffene zur Erde.

Diethers Knechte, als ſie den Fall ihres Herrn ſahen, zogen ſich wieder in den unterirdiſchen Gang zurück, von Rudolfs Leuten hitzig verfolgt.

Mittlerweile hatte Graf Conrad mit ſeinen Männern die Lamprechtsburg nach kurzer Gegenwehr erſtiegen, und war höchlich verwundert, ſeine Freunde noch nicht, der Verabredung gemäß, in der Burg zu finden. Noch mehr erſtaunte er, als weder Diether von Eſchen, noch deſſen Hausfrau, in dem eroberten Schloſſe zu finden waren. Die Ausſage eines der gefangenen Knechte, daß die Vermißten durch den geheimen Ausgang nach der

Lamprechtshöhle entflohen sein müßten, ließ die Verbündeten den ganzen Zusammenhang errathen, und eilig stieg Graf Conrad und der wackere Mar mit mehren Männern in den unterirdischen Gang hinab, den die Entflohenen in der Eile offen gelassen, um Rudolf und den Seinigen zu Hülfe zu kommen. Da stießen sie unten auf die sich zurückziehenden Feinde und griffen sie sogleich muthig an. Diese aber, von vorne und im Rücken bedrängt, ergaben sich der Gnade ihrer Ueberwinder, und bald stand kein Feind mehr mit gewaffneter Hand den Siegern gegenüber.

„Wo ist der Burgherr?" rief Graf Conrad seinen Neffen entgegen:

„Diether ist gefallen, und seine Leiche liegt am Ausgange der Höhle," entgegnete Rudolf. — „Aber," fuhr er unruhig fort, „wo ist Katharina?"

„Sie war in unserer Mitte," versetzte einer der Gefangenen, „doch, als wir uns zurückziehen mußten, kam sie plötzlich abhanden. Nur einen gellen Schrei hörten wir noch, sahen aber nichts mehr von ihr."

„Sie ist am Ende wohl gar in den unterirdischen Bach gestürzt," fiel ein Anderer ein; „denn

ich hörte einen dumpfen Schlag und darauf ein leises Plätschern."

„Schrecklich!" rief Rudolf entsetzt, und eilte sogleich mit einigen Fackelträgern wieder nach dem Ausgange der Höhle.

„Gottes Gericht!" sprach ernst Graf Conrad, und folgte ihm. — Man durchsuchte die Höhle nach allen Richtungen; aber keine Spur war von der Verlorenen zu entdecken, und es blieb zuletzt kein Zweifel, daß die Unglückliche entweder aus Unvorsichtigkeit, oder aus Verzweiflung, in eine der hier versteckten Schlünde gerathen, und so in dem unterirdischen Wasser ihren Tod gefunden habe. Niemals kam ein Gebein von der Unglücklichen ans Tageslicht.

Ernst und stumm bewegte sich jetzt der Zug wieder nach der Veste Tyrol, die Leiche des gefallenen Diether auf einer, aus Baumästen geflochtenen, Tragbahre mit sich tragend. Die Gefangenen wurden dem Zuge nachgeführt. Bei seinem Scheiden ließ Rudolf den unterirdischen Gang verschütten und die Lamprechtsburg in Brand stecken.

„Nie," sprach er ernst, „soll hier wieder ein menschlicher Fuß wandeln, wo das Unkraut des

Bösen so üppig keimte, und die gute Saat zertreten wurde. Lamprechts, des Urahn Fluch ist erfüllt. Der Riese der Erde, der furchtbare Goldkönig hat sein Opfer, aber nicht das fromme Lamm ist ihm gefallen, das nichts verschuldet. So grausam konnte der Himmel nicht sein. Doch ich muß Euch gestehen, Oheim, der seltsame Fluch hat mir manche trübe Stunde gemacht. In grimmen Haß sollten sich Tyrol und Lamprechtswyl aufreiben, wenn sich ein Paar Sprossen beider Häuser verbinden wollten, und ein blinder Sproß sollte das Sühnopfer des Ahnherrn sein. Und wahrlich, es hatte allen Anschein, als wenn der Fluch buchstäblich in Erfüllung gehen sollte."

„Die Sage spricht gar dunkel und vieldeutig bald von einem schönen, bald von einem blinden Opfer," sagte Graf Conrad. „Erst Editha's Phantasie gab ihr eine feste Gestalt und schmückte sie aus. Sie gefiel sich darin, weil sie von Kindheit an so höchst unglücklich gewesen war, sich selbst als Opfer zu bezeichnen, deshalb legte sie damals auf dem Feste dem Goldkönige Worte in den Mund, die nur sie selbst bedeuten konnte. Es bleibt immer ein schauerliches Ding um jene Sage und ihre theil-

weiſe augenſcheinliche Erfüllung. Aber darin offenbart ſich ja die ewige Gnade Gottes, daß ſie den Fluch in Segen verwandelt und alles Böſe zum Guten lenkt. So iſt denn auch Lamprechts Fluch erfüllt, aber er mußte aus der Hölle herauf erſt den Weg durch den Himmel nehmen, und nun trägt ſeine Erfüllung ſtatt des düſtern Nachtgewandes ein lichtes Kleid von Himmelsglanz. Neu wird nun der vereinte Stamm Tyrol und Lamprechtswyl blühen. Gottes Segen über ihn!"

Hoch loderten die Flammen der brennenden Burg empor, — ein warnendes Zeichen, daß die gerechte Strafe auch den ſicherſten Verbrecher in Schooße ſeines Glückes erreicht.

Rudolf langte mit den Seinigen wohlbehalten wieder auf der Veſte Tyrol an, wo ihn die liebende Editha mit angſtvoller Ungeduld, empfing. Rudolf entdeckte ihr ſo ſchonend als möglich das Vorgefallene. Editha weihte der unglücklichen Schweſter eine aufrichtige Thräne der innigſten Trauer, obgleich dieſe von Kindheit auf der Armen alles nur erdenkliche Herzleid angethan. Auch brachte ſie Lamprechts Fluch in Erwähnung, aber als Conrad auch zu ihr beruhigende Worte geſprochen, zog die

troſtvolle Ueberzeugung in ihrer Seele ein, daß ſeine Erfüllung geſchehen, und ſie gelobte ſich fortan fromm zu wandeln auf Erden. Auch bat ſie ihren Gatten, zur Sühne der, im Wuſte ihrer Sünden dahingeſchiedenen Katharina, an der Stelle, wo die Pankrazenklauſe ſtand, und wo ſich zuerſt ihr trübes Geſchick freundlich zu erhellen angefangen hatte, eine Kapelle zu erbauen, was auch Rudolf der Frommen freudig zugeſtand. So ſchenkte er bedeutende Güter an die Kirche, um Seelenmeſſen für Lamprecht und Katharinen leſen zu laſſen.

Die Pankrazenburg fiel, als ein herrnloſes Beſitzthum, an ihren Lehnsherrn, den Erzbiſchof von Salzburg zurück, welcher der Tochter des ehemaligen Beſitzers, der frommen Editha von Lamprechtsvyl, für die Abtretung derſelben eine beträchtliche Summe auszahlte. Lange blieb die Pankrazenburg im bewohnbaren Zuſtande, bis ſie endlich in einer Fehde, in welche zwiſchen dem Erzbiſchofe von Salzburg und der Stadt Reichenhall ausgebrochen war, von den Bürgern der letztern Stadt mit ſtürmender Hand eingenommen und niedergebrochen wurde. Seitdem bezeichnen nur noch die

ansehnlichen Ueberreste den Ort, wo die ehemals so stattliche Burg gestanden.

Abt Wulfram von St. Zeno mußte eine Urkunde unterschreiben, in welcher er die, dem Grafen Rudolf von Tyrol unrechtmäßigerweise entrissenen Güter seines Oheims, zur Erbauung einer Kapelle bei der Pankrazenklause, herauszugeben versprach; dann mußte er Urfehde und Vergessenheit alles Geschehenen auf ewige Zeiten schwören, welchen Eid auch die Grafen gegen ihn ablegten. Drittens mußte er geloben, die Leiche Diethers von Eschen standesmäßig im Kloster St. Zeno beerdigen zu lassen. Endlich nahm man ihm noch das Versprechen ab, nie an dem frommen Pater Ambrosius irgend eine Rache auszuüben, und künftig eines bessern, seinem heiligen Stande würdigern Lebenswandel sich zu befleißigen.

Froh, so wohlfeilen Kaufs los zu kommen, beschwur und versprach der Abt das Verlangte, und kehrte hierauf frei wieder in sein Kloster zurück, wo er von dieser Zeit an, wenigstens im Aeußerlichen, einen ruhigen, frommen Wandel führte, und sich zuletzt sogar so strengen Andachtsübungen und

Kasteiungen unterzog, daß er nach einigen Jahren im Rufe der Heiligkeit starb.

Der gute Pater Ambrosius zog es vor, seine letzten Tage bei seinem ehemaligen Zöglinge auf der Burg Tyrol zu beschließen, und Rudolf sowohl als seine Gattin pflegten mit liebevoller Sorgfalt des frommen Greises, bis er im hohen Alter in ihren Armen entschlummerte.

Das Glück Rudolfs und Editha's ward nur durch den Umstand einigermaßen getrübt, daß ihre Ehe kinderlos blieb. Jedoch lebte das edle Paar glücklich und heiter bis ins späte Alter, und weihte sich ganz der Beglückung seiner Unterthanen, und der Unterstützung Leidender und Hülfsbedürftiger, und ärntete so den Segen und die Liebe der ganzen Umgegend. Erst, als Editha alle Hoffnung aufgegeben hatte, Leibeserben zu gewinnen, pflegte sie oft zu ihrem Gatten zu sagen: „Sieh, wie seltsam sich doch der Fluch des Ahn erfüllt. Die Häuser Tyrol und Lamprechtswyl gehen in uns unter, nachdem sie stets in Feindschaft gegen einander gewüthet. Und doch muß es eine Blinde sein, die Lamprechtswyl beschließt. Aber nicht in Haß, in Liebe gehen wir unter. Und das ist die Wirkung

der göttlichen Liebe." Wirklich war Edilha ein Engel für ganz Tyrol und faſt wie eine Heilige verehrt. Graf Conrad von Tyrol hielt bis an ſein Ende treu ſein, den Bergbewohnern gegebenes Wort. Er legte ſeinen Rang nieder, und lebte als ein ſchlichter Landmann unter den glücklichen, harmloſen Söhnen jener Alpen, und ward in Rath und That ihr Führer, Leiter und weiſer Rathgeber. Er wohnte bis an ſeinen ſpäten Tod bei ſeinem Freunde, dem wackeren Max Werner und deſſen braven Hausfrau Anna, und ward der Erzieher ihrer Kinder. Dagegen liebte und ehrte ihn das edle Paar wie einen geliebten Vater. — Er ſprach oft bei ſeinem Neffen und ſeiner frommen Gattin auf der Veſte Tyrol ein, wo ihn Alle jederzeit mit offenen Herzen empfingen. Aber immer kehrte er in ſeine geliebten Berge zurück, wo er die Liebe und Achtung des ganzen Volkes in einem Grade ſich erwarb, daß die ihn hoch verehrenden treuen Bergbewohner noch, nachdem ſchon lange die Gebeine des Edlen moderten, ihren Söhnen keinen beſſern Segen zu geben wußten, als: „Werdet ſo edel und weiſe, wie der gute Vater Conrad!"

Von den Kriegern, welche ſich unter des Erz-

herzogs Eberhard von Salzburg Anführung an das Kreuzheer geschlossen hatten und nach Palästina gezogen waren, kehrten nur Wenige zurück. Die Meisten sanken unter den Schwertern der Ungläubigen, oder unterlagen dem tödtlichen Einflusse des fremden, ungewohnten Klima's. Von denen, welche Ritter Jost von Tennenberg auf Graf Walter von Tyrols Befehl nach dem Orient geführt hatte, brachte der alte Kämpe nur einige Reisige wieder in die Heimath zurück, die von Rudolf von Tirol reichlich unterstützt, ihr Leben fortan in Ruhe beschlossen. Jost von Tennenberg selbst erhielt von Rudolf das, bisher nur als gräfliches Lehen bewohnte Schloß Tennenberg als Geschenk zu seinem wirklichen Eigenthume. Der alte biedere Krieger schloß sich nun unzertrennlich an die gräfliche Familie, und verkürzte dem edlen Paar manche Stunde durch seine Erzählungen von den Kreuzzügen aus dem heiligen Lande.

Die Lamprechtshöhle blieb in der Folgezeit unter der volksthümlichen Benennung: „Lamprechts-Ofenloch," ein unheimlicher, verrufener Ort, und von Jedermann gemieden, bis endlich die spätere Zeit das Grauen allmählig milderte. Jedoch wa-

ren mehrere seitdem verflossene Jahrhunderte nicht vermögend, ganz die Scheu vor der schauerlichen Höhle zu verwischen, und die alten Sagen zu vertilgen, die noch immer in dem Gedächtnisse jener Bergbewohner leben.

Die gegenwärtige Zeit giebt keinen sichern Leitfaden an die Hand, in vererzählter Volkssage die Wirklichkeit von der Erdichtung zu scheiden; jedoch möge der geehrte Leser, diese Mittheilung — das poetische Gewand abgerechnet — für das Zuverlässigste nehmen, was sich hierüber vorfindet. Zwar zieht der Volksglaube, der so gern nach dem Wunderbaren greift, auch diese Thatsachen bis ins Uebernatürliche hinauf, oder vielmehr ins Unnatürliche herab, daß, wollte man alle die widersprechenden Gerüchte, die hierüber in mündlicher Tradition von dem Vater auf den Sohn und Enkel sich vererbt, und stets mehr verunstaltet, fortgepflanzt haben, zu einem Ganzen vereinigen — ein wahres Zerrbild daraus entstehen müßte.

So z. B. herrscht noch jetzt der tiefe Aberglaube, daß sich zu gewissen Zeiten in dem Eingange

zur Höhle eine weiße Frau mit brennender Fackel zeige, die, bald über dem nahen Bächlein schwebend, bald im Innern der Höhle stehend, unter klägli-chen Seufzen die Hände ringe und die Vorübergehenden um Hülfe anrufe. Andere haben zur Nacht-zeit ein dumpfes Wimmern oder ein klingendes Tönen an jener Stelle vernommen, einen glühen-den Rauch aus der Höhle aufsteigen sehen, und dergleichen mehr. Das sollen die Seelen Ilse's, Lamprechts und Katharinens sein, die da winseln, und die metallenen Schritte des Goldkönigs, und der Rauch seinem Flammenedem entquellen.

Eine höchst merkwürdige Thatsache aber darf hier nicht übergangen werden, die vorzüglich für Mineralogen und Augenärzte von besonderem In-teresse ist.

Zu gewissen Zeiten pflegt das in den Tiefen der Höhle rauschende Wasser aus seinem unterir-dischen Bette zu treten, und überschwemmt dann gewöhnlich die Höhle bis an den äußersten Rand. Jedesmal nach einer solchen Ueberströmung, wenn die Gewässer wieder in ihre unterirdische Behau-sung zurückgekehrt sind, hinterlassen sie eine Menge kieseigen Sandes, welchen der Bergbach aus seiner

Tiefe mit sich führt, und bei dieser Gelegenheit auswirft. Dieser Sand überdeckt den Boden der Höhle fortwährend; und kleine Kinder, die noch nicht die Schrecknisse der volksdichterischen Geisterwelt fassen können, und sonst weniger furchtsame Leute aus der Umgegend wagen sich nach einer jedesmaligen Ueberschwemmung der Höhle in das Innere derselben, und suchen dort nach kleinen, glatten, zartfaserigen weißen Steinchen, von der Größe und Form einer Linse, welche in der dortigen Gegend mit dem Namen: „Augensteinchen" belegt werden. Man gebraucht sie gegen verschiedene Augenkrankheiten, besonders aber gegen solche, die durch das Eindringen fremder, dem Auge schädlicher Substanzen, erzeugt werden sind. Man nimmt nämlich das sehr feine Steinchen, schiebt es flach unter die Wimper des leidenden Auges, und ist fast allemal des besten Erfolges gewiß.

Worin diese Heilkraft der unscheinbaren Steinchen liege? — wie, wann und wodurch dieselbe entdeckt wurde? — Diese Fragen gnügend zu beantworten fehlt dem Verfasser zur ersteren die genaue Kenntniß der Substanz, zur zweiten eine gründliche Quelle.

So viel ist indeß gewiß, daß diese Kur in vielen Fällen sich wirklich bewährt hat, und noch heute ihre heilsame Eigenschaft behauptet.

Um auch hierin dem Volksglauben zu folgen, so wird dem übernatürlichen Einwirken der blinden Editha von Lamprechtsspul dieses wohlthätige Geschenk der Natur zugeschrieben, und auch ihrer unnatürlichen Schwester eine Stelle dabei zugetheilt, nämlich diese: durch fortwährende Ueberschwemmung der Höhle diese heilsame Wundergabe stets wiederkehrend der leidenden Menschheit darzubringen.

Schließlich stehe hier nur die Bemerkung noch: daß im ganzen Gebirgslande Tyrols und der angrenzenden Alpen, welche an erhabenen wilden, schauerlich-romantischen Naturscenen ausgestattet sind, keine derselben einen mehr reizenden, das Auge gleich abstoßenden und anziehenden Anblick gewährt, als diese berüchtigte, weit und breit bekannte Lamprechts-Höhle.

Braunschweig, gedruckt bei Lorenz Leibelt.

Orestes in Paris.

Novelle

von

Ludwig Storch.

Gotha.
Verlag von J. G. Müller.
1830.

Fs
Biblioth. Regia
Berolinensis

Oreſtes in Paris.

1.

Die schöne spröde Amazonenkönigin sank endlich von der Liebe und den Bitten des treuesten Ritters Amadis besiegt, an seine zärtliche Brust, Jean-Botage that einige Freudensätze, machte einen schlechten Witz über ihre glückliche Vereinigung, und der Vorhang fiel unter dem Beifalljauchzen des Publikums. Die Amazone stieß den Ritter, der noch nicht Lust bezeigte, sich aus ihren Armen zu winden, verächtlich von sich und eilte einer ältlichen Dame entgegen, die aus den Coulissen auf sie zukam.

„Das schickt er Dir!“ flüsterte diese mit ihrem durchtrieben schlauen Gesicht, und reichte der jungen schönen Actrice mehre kostbare italienische Er-

frischungen, wie sie seit Maria von Medicis am französischen Hofe Mode geworden waren. „Du hast heute vortrefflich gespielt, mein Kind; führe Deine jetzige Rolle eben so gut aus; er wird gleich hier sein.“ Die Sprecherin entfernte sich und trat wieder zum Director der Bühne, für dessen Frau sie schon zu Richelieus besten Zeiten gegolten, obgleich sie es der Form nach noch nicht war. Madame Debarques zog eine kleine Pension, die sie der Gnade und Anerkennung des Cardinal-Herzogs verdankte, der sie einst für eine Künstlerin gehalten und ihr vorübergehend seine Gunst geschenkt hatte; und diese Pension war das Eheband, welches Herrn Debarques an seine Gattin gefesselt — während etwas Aehnliches sie an ihm festhielt — obgleich in der Folge noch andre Bande hinzugekommen waren, die dem Bühnenregenten seine sogenannte Frau unentbehrlich machten. Unmöglich hätte sich Herr Debarques bis zur Höhe eines Directors emporgeschwungen, da er mit sehr blöden Augen eine gewisse glückliche Geistesbeschränktheit verband, wenn er nicht alle Dinge durch die Ansicht und Einsicht seiner Lebensgefährtin, empfan-

gen hätte, deren äußeres und inneres Auge von einer wunderbaren Schärfe war, und die während den Vorstellungen ihm zur Seite hinter der ersten Coulisse stand, kritischen Bericht erstattend über die mimischen Leistungen ihrer Leute. Zugleich war sie Garderobiere, so wie er Inspicient und Lampenputzer. Deshalb huschte er auch jetzt schnell auf weichen Socken an den Wänden hin, und blies mit vollen Backen die Lichter aus, bis auf ein einziges, das die ägyptische Finsterniß nicht zu erhellen vermochte. Diese Verdüsterung des Locals schien dem Künstlerpersonale weder ungewohnt, noch unangenehm; denn trotz derselben hatten sich auf der gefährlichen Steige, die aus dem Parterre heraufführte, mehre männliche Zuschauer heraufgefunden und zu den Amazonen gesellt, um ihnen beim Umkleiden als Zofen zu dienen. Auch zur stolzen Königin trat ein Mann, dessen Gesicht von seinem Hute, dessen Gestalt von seinem Mantel versteckt wurde, zog sie in einen Winkel und flüsterte heimlich mit ihr. Madame Debarques stand als Schildwache, in geringer Entfernung davon, konnte aber, wegen der Dunkelheit, nicht verhin-

dern, daß sich der Ritter Amadis, der etwas gemerkt haben mochte, leise herbeischlich und seine Dame in den Armen des Verhüllten überraschte. Der Eifersüchtige hörte das Rauschen zärtlicher Küsse, vernahm das Flüstern süßer Liebesworte in seinem gespannten Ohre und empfing jeden Kuß als schmerzlichen Stich in seinem Herzen, jedes Wort als betäubenden Schlag in seinem Kopfe, so daß er endlich, seiner Sinne kaum mehr mächtig, das Schwert zog, das noch an seiner Seite hing, und mit den wild gebrüllten Worten: „Stirb, Ungetreue!" auf das vertrauliche Pärchen losstürzte. Aber die dichte Nacht hatte den Stoß seiner stumpfen Theaterwaffe an ihrem Ziele vorübergeführt, die Amazonenkönigin erhob ein lamentables Geschrei, als wenn sie wirklich getroffen wäre, worin sie von der Directrice meisterlich accompagnirt wurde, und der verhüllte Liebhaber gebot mit einer Stentorstimme Ruhe. Herr Debarques kam jetzt mit dem einzigen Lichte, welches noch auf der Bühne brannte und von ihm benutzt wurde, die Kasse in Sicherheit zu bringen, in Begleitung mehrer andern Individuen herbeigelaufen, und Al-

les fragte bestürzt nach der Ursache des mörderischen Geschrei's. Der junge eifersüchtige Schauspieler lehnte in miserabler Geistesabspannung an der Wand, das Ritterschwert noch in den Händen haltend, vor ihm der glückliche Liebhaber der Schauspielerin, einen Degen zückend, der blanker und schärfer zu sein schien, als die plumpe Theaterwehr. In diesem Augenblicke warf sich ein bejahrtes Weib in etwas geziert bürgerlicher Tracht, die mit dem erschrocknen Director gekommen war, zwischen die beiden Bewaffneten, und schützte schreiend die Brust des von seiner leidenschaftlichen Hitze hingerissenen Mimen mit ihrem eignen Körper vor dem gewandten Degen des Fremden. „Benoit, was hast Du vor? Um des Himmelswillen! Brausekopf! Toller Mensch!" eiferte sie auf den jungen Schauspieler ein, dann wandte sie sich rasch zu dem Fremden, der in gebietender Stellung dastand, gleichsam als gehöre der blanke Degen zu ihm und könne nicht wohl an ihm vermißt werden, mit den Worten: „Wer Sie auch sein mögen, mein Herr, stekken Sie ein, denn Sie müssen ein Weib ermorden, wollen Sie an diesen thörichten Jungen,

und zum Weibermord ſcheinen Sie mir zu tapfer, zu edel. Sie ſollen nämlich wiſſen, Benoit iſt mein Sohn, mein einziger Sohn, und den laß ich mir nicht ſo mir nichts dir nichts todt ſtechen, und gar um eines ungetreuen Mädchens willen.“ Hier warf ſie einen verächtlichen Blick auf die reizende Schauſpielerin, und ſagte dann, ihr nur halb zugekehrt: „Du magſt es immerhin wiſſen, Marion, daß Du gar nicht mündig geweſen biſt, [redacted] meines Sohnes nur eine Stunde zu ſein. Ich hab' es dem armen Jungen immer geſagt, daß nichts zu Dir iſt, aber er war wie vernarrt in Dein Lärvchen. Nun quält ihn ſchon ſeit acht Tagen die wüthendſte Eiferſucht und daß er guten Grund und Urſach dazu gehabt, lehrt der Augenſchein deutlich genug.“

„Mademoiſelle Poupard!“ rief Madame Debarques halb böſe, halb bittend: „Kommen Sie, ich habe Ihnen ſehr wichtige Dinge zu ſagen.“

„Ereifre Dich nicht zu ſehr, mein Kind,“ flüſterte der Director ſeiner Hälfte zu, „Poupard iſt uns unentbehrlich, und die andern Theater haben ſchon lange nach ihm geangelt.“

„Laß mich nur machen," versetzte die Frau im Gefühle ihrer Kraft und Wichtigkeit, und versuchte die Demoiselle Poupard fortzuziehen, die aber vor ihrem ritterlichen Sohne Stand hielt. Dieser hatte unterdessen seinem Nebenbuhler in das Gesicht gesehen, und sich dann alles Antheils am Streite begeben. Und so war es der kriegerische Fremde, der schnell den Platz zuerst räumte, aber auch Nannon war gleich nach ihm im vollen Königsstaate in der Dunkelheit verschwunden, und Niemand wußte, wohin sie gerannt waren.

„Benoit, mein Junge, tröste Dich über die Ungetreue," redete die besorgte Mutter dem verstummten und die Blicke auf den Boden heftenden Schauspieler zu. „Sie wird schon ihren Lohn empfangen; wer weiß, welch' einem Schuft sie Dich aufgeopfert hat, der sie dafür bezahlt. Suche dir ein anderes Liebchen; Dir steht ganz Paris auf, und alle Mädchen des Faubourg St. Antoine kommen Deinetwegen in das Theater des Herrn Debarques und füllen ihm die Kasse. Laß sie laufen, die Nannon mit ihrem Schlagtodt!"

„Mademoiselle Poupard, menagiren Sie sich

mit Ihren Redensarten und hören Sie mich an," fuhr die Directrice dazwiſchen „Wir ſind immer gute Freundinnen geweſen und ich denke, wir werden uns um dieſe Kleinigkeit nicht veruneinigen. Ich will Ihnen ein Licht aufſtecken."

„Mutter, ſein Sie nur ſtill," ſagte Benoit ſchmerzlich. Dann legte er ſeinen Mund an ihr Ohr und ſagte ſo leiſe als möglich: „wiſſen Sie, wer der Mann iſt, der mir Nannons Herz geſtohlen? Der Prinz Condé! Ich habe ihn erkannt."

Demoiſelle Poupard erſchrak, ſuchte ſich aber zu faſſen.

„Nun kann ich mein Bündel ſchnüren und machen, daß ich aus Paris komme," fuhr der Schauſpieler kleinlaut fort, „ſonſt läßt mich der mächtige Herzog hängen, ſchießen oder rädern."

„Da dürft' ich nicht mehr leben," warf ſich die Mutter in die Bruſt. „Faſſe Muth, mein Sohn; es ſoll Dir kein Leid zugefügt werden."

„Hören Sie," redete Madame Debarques, die Demoiſelle beim Arm nehmend, „der Herr iſt fort und Sie haben nichts mehr für das Leben Ihres Sohnes zu befürchten. Ich muß Ihnen ſagen,

er iſt ein ſehr vornehmer Herr und Sie haben ſich vergeſſen."

„O ich weiß recht gut, wer er iſt. Solchem Herrn vermochte freilich Nannons Treue nicht zu widerſtehen."

„Sie wiſſen — und ſprachen doch ſolche Worte? Nein, Sie können es nicht wiſſen."

„Prinz Condé, Herzog von Bourbon; wer wollte den nicht kennen," ſagte Demoiſelle Poupard, ſcheinbar ſehr ruhig und gefaßt.

„Prinz Condé!" ſchrie der Director auf und ſah ſich furchtſam um. „Iſt das wahr, Madame, war er der Prinz Condé? Sie ſprachen doch nur von einem Hofherrn untrer Klaſſe."

„So ſchreie doch nicht ſo, Tölpel!" fuhr ihn Madame an. „Und Sie, Mademoiſelle, wiſſen nichts; verſtehen Sie mich? Es ſoll Ihr Schade nicht ſein. Man muß Augen haben und doch nicht ſehen, und Ohren und doch nicht hören. Und wenn man großen Herren hinter den Couliſſen begegnet, muß man ihnen fein aus dem Wege gehen, und ſie nicht kennen."

„Das haben Sie mir nicht vergebens geſagt,"

antwortete Demoiſelle Poupard pikirt; „mein Sohn ſoll Seiner Hoheit dem Herrn Herzog von Bourbon gar nicht mehr hinter den Couliſſen begegnen, wo Schwerter und Dolche ſeiner warten, ſo wie das Gift, das untreue Liebe einflößt. Ich kündige Ihnen den Contract meines Sohnes auf. Nicht wahr, es iſt Dein Wille, Benoit, die Bühne des Herrn Debarques zu verlaſſen?“

„Ja!“ ſagte dieſer trotzig.

„Nicht doch, Mademoiſelle, beſte Freundin,“ zog Madame jetzt andre Saiten auf, „Nannon ſoll ihre Gunſt dem Herrn Poupard nicht entziehen, nur muß Alles heimlich gehalten werden.“

„Was glauben Sie von mir?“ fuhr Benoit empor. „Ich habe Nannon rein und zärtlich geliebt, und nun — o Gott! Aber ich mag auch nicht einmal mit einem Herzog theilen. Und ſtänd' ich nicht jeden Abend in Gefahr, von ſeinen Söldnern ermordet zu werden, wenn ich bei Ihnen bliebe?“

„Kein Haar ſoll Ihnen gekümmt werden, Herr Benoit,“ beruhigte die Directrice lachend. „Sie kennen das Leben der Vornehmen nicht. Be-

geben Sie ſich in meinen Schutz. Laſſen Sie mich ſorgen, und Sie ſind ſicher. Und was das Theilen betrifft — ei da dächte ich, ein Mann von Ihrer Bildung ſetzte ſich über ſolch' eine Kleinigkeit hinaus. Sind Sie ein Franzoſe, und eiferſüchtig?"

„Schon wieder eine Kleinigkeit!" rief Benoit böſe.

„Ei nun die vornehmſten Herren bei Hofe theilen ja meiſt mit Andern und wer macht etwas daraus. Glauben Sie etwa, ſie wüßten es nicht? O halten Sie doch unſre vornehme Welt nicht für ſo einfältig! Aber Dolche und Schwerter ſetzt man ſolcher Bagatelle halber nicht in Bewegung. Selbſt der hochſelige König iſt dem nicht entgangen. Das weiß ich."

„Ich bin kein vornehmer Herr!" eiferte Benoit.

„Sie ſpielen doch vornehme Herren, und das iſt am Ende gleich. Sie ſollen glücklich ſein, aber die Eiferſucht müſſen Sie fahren laſſen, das iſt ja lächerlich. — Beruhigen Sie ſich nur und beſchlafen Sie ſich die Sache. — Ich werde Sie morgen beſuchen, Mademoiſelle Pouvard. Ich freue

mich sehr, Madame von Tarneau meine Aufwartung zu machen und Ihre liebenswürdige Milchtochter zu küssen. Ein reizendes Wesen, bei meiner Treu! Paris hat wenig Schönheiten, die ihr gleich zu setzen wären."

„Ja, Elisabeth ist sehr schön," schmunzelte Demoiselle geschmeichelt. „Man kann stolz auf sie sein."

„Aber warum führen Sie die Schöne so wenig in unser Theater? Ich würde mich freuen, Mademoiselle Elisabeth den besten Platz aufzuheben."

„Der Vater ist zu streng und der Weg zu weit. Aber ich bringe Sie nächstens mit."

„Thun Sie das, Sie werden mich glücklich machen."

„Nein, Mama," sagte Benoit, „Sie werden meine liebe Milchschwester nicht hierher führen. Die Herzöge, die jetzt dies Haus beehren, könnten auch ihr gefährlich werden. Und überdies bleibe ich nicht, und wenn Ihr Benoit hier nicht mehr spielt, was wollten Sie dann noch hier?"

„Das wird sich finden, Herr Poupard," schmei-

delte Madame Debarques. „Schlafen Sie nur Ihren Groll erſt aus; dann wollen wir weiter darüber ſprechen. — Mademoiſelle Poupard, ich habe dieſen Abend eine Flaſche vortrefflichen Frontignau erhalten, nehmen Sie den Wein mit zu einem Frühſtück für Ihren Herrn Sohn. Grüßen Sie mir Mademoiſelle Eliſabeth.“ — Mit dem Wein und den Grüßen beladen, empfahl ſich Demoiſelle Poupard ziemlich zufrieden geſtellt, ſammt ihrem ſchmollenden Sohne, und jedes von ihnen ſuchte ſeine Wohnung auf.

2.

„Wir werden Benoit verlieren,“ jammerte der Director, „und nie wieder einen ſolchen Amadis bekommen. Die Nannon war's allein, die ihr

feſſelte; warum haben Sie den Scandal nicht verhindert, Madame?"

„Ruhig, mein Herr! Ich kann es des albernen Comödianten wegen dem mächtigen Herzog nicht verbieten wollen, Nannon auf der Bühne einen Beſuch zu machen. Was bildet ſich der Lümmel ein, daß ſolche Beeren für ihn gereift ſeien! Ich denke, Nannon ſoll es weiter bringen."

„Und weshalb verſchweigen Sie mir, daß es der Herzog Condé iſt?"

„Ich hatte meine Gründe."

„Dagegen läßt ſich nichts einwenden; aber alle Ihre Gründe und der Herzog dazu können uns keinen andern Poupard herbeiſchaffen. Unſer Schauſpiel iſt ruinirt. Dieſer Eclat hätte müſſen vermieden werden."

„Es iſt aber geſchehen. Und den Benoit wollen wir ſchon feſthalten. Sie gehen morgen zum Abbé, beſtellen ein neues Schäferſpiel, ſichern ein gutes Honorar zu, und nehmen ihm gleich eine Fleiſchpaſtete und drei Flaſchen Grenache mit."

„Aber mein Gott, woher ſoll ich das nehmen? Da ginge ja die halbe Einnahme von dieſem Abend

drauf. Was ſollte aus unſern Schauſpielern werden, wenn ich ihnen die Gage nicht zahlen könnte? Ich äße und tränke gern ſelbſt morgen dergleichen."

„Auch Dir ſoll's nicht fehlen, Alter. Der Herzog hat mir dieſen Abend verſprochen, daß ich täglich drei Flaſchen Wein, nebſt Braten und Paſteten und andern Leckereien in ſeinem Hotel holen laſſen kann; für Nannon ſagt er; aber es fällt für Dich das Beſte ab."

Der Director rieb ſich die Hände vor Vergnügen und ſchmalzte im Vorgeſchmack der leckern Herrlichkeiten mit der Zunge.

„Ich verfüge mich in Herrn von Tarneau's Haus," fuhr Madame Debarqres fort, „bringe Margoton eine neue Spitzenhaube, lobe die Eliſabeth, empfehle mich der Frau vom Hauſe zu Gnaden, die ſich rühmt, mit den Bourbons verwandt zu ſein, weil ihr Vater, ich glaube Falkner bei einem Herzog von Condé war, erhebe alle Condé's bis zu den Sternen, denn der Name Condé bringt ſie ſchon in Entzücken; dann hab' ich gewonnen. Und haſt Du, mein Herz, auf dieſe Weiſe Benoits Vater und habe ich ſeine Mutter gehörig bearbei-

tet, so legen wir noch etwas Gage zu, und ich wette um was Du willst, er bleibt unser."

„Aber das kostet Alles Geld, viel Geld! Mehr Gage! Woher nehmen?"

„Das muß der Herzog bezahlen."

In solchem Zwiesprach begriffen, standen sie schon auf der Schwelle des Hauses, um sich in ihre Wohnung zu verfügen, als sie eine auf der Straße stehende Sänfte gewahrten, deren Träger an dem schlechten Schauspielhause emporstarrten. Ein Mann in Livree kam und fragte höflich: „Wollen Sie mich nicht zum Director dieses Theaters führen? Ich weiß hier keinen Bescheid und kenne den Herrn nicht."

„Der Director steht vor Ihnen, mein Herr," kratzfüßelte Herr Debarques.

„Ich bin sehr erfreut. Meine gnädigste Gebieterin, die Prinzessin von Montpensier läßt Sie ersuchen, sich diesen Abend noch zu ihr in den Cardinalspalast *) zu verfügen, indem sie etwas Wichtiges mit Ihnen zu sprechen habe."

*) Palais royal, von Richelieu erbaut und Ludwig XIII. geschenkt, dessen zweiter Sohn, der Herzog Gaston

„Wie? Wer? Was?" ſtotterte der Director betreten. „Die Prinzeſſin Montpenſier will mich ſprechen? Die Tochter des Herzogs von Orleans, des Generalſtatthalters des Reichs?"

„Dieſelbe, mein Herr; es gibt nur eine, und dieſe iſt's. Jene Sänfte ſteht zu Ihrem Befehl. Am Thore des Palaſts werde ich Sie empfangen und zur Prinzeſſin führen."

„Aber mein Himmel! in dieſem Anzuge iſt es unmöglich. Auch wird's ſchon ſpät ſein."

„Hat nichts zu ſagen. Es iſt gerade der Wunſch der Prinzeſſin, Sie ſpät zu ſprechen."

„Nun ſo beeile Dich, mein Herz," redete Madame Debarques ihrem muthloſen Manne zu, die die unbewußte Ueberzeugung in ſich trug, daß die Liebenswürdigkeit ihres Gatten mit dieſer ſeltſamen Einladung in keiner Beziehung ſtehe.

„Aber was ſoll ich dort? Ich?" begann der Director, dem vor dieſem Beſuch bangte, zu lamentiren.

Orleans es bewohnte; anfangs hieß es Palais-Cardinal.

„Das kann ich nicht berichten," verſetzte de
Diener.

„So ſei doch kein Eſel!" flüſterte ihm ſei
Liebe zu. ‚Mir ahnet, es blüht uns ein neu
Glück. Komm', ich will Dich anputzen."

Und ſo zog ſie ihn in das Haus zurück, de
Verzagten Muth einſprechend; die Garderobe wu
de ſchnell wieder erleuchtet, und Madame Debo
ques geſchäftige Hand ſäuberte die verkümmer
Geſtalt des Mannes, deſſen Namen ſie trug, v
Oeldampf und andern Schmutz, putzte ſeine Br
lengläſer rein, kämmte ſein ſtruppiges Haar u
ſuchte ihm aus dem Vorrath von Theaterkleide
einen Anzug zuſammen, der halb militäriſch, n
damaliger Mode, dem kleinen Director ein mart
liſch komiſches Anſehen gab. Dann ließ ſie
mehrmals auf- und abgehen, corrigirte Gang, A
wegung, Verneigung und ſtudirte dem Zitternd
alſo ſeine Rolle ein. Der kleinlaute Mann l
ſich Alles gefallen, und drückte ſich dann ſchw
gend in die Sänfte, in welche ihn ſeine Frau
wiederholten Ermahnungen geſchoben, um ſich

nem unerwarteten Schicksale entgegen tragen zu lassen.

3.

Herr Debarques stand zitternd und bebend im Vorzimmer, während ihn der Kammerdiener bei der Prinzessin meldete. Der arme Mann hatte noch nie mit einer andern fürstlichen Person gesprochen, als die auf seiner Bühne figurirten und gegen die hörte der Respect hinter den Coulissen auf, wo Herr Debarques immer seinen Platz hatte; um so schwerer fiel es ihm auf's Herz, sich zu so ungewöhnlicher Zeit einer von Geburt fürstlichen Dame gegenüber stellen zu müssen, die sogar zur königlichen Familie gehörte. Der Kammerdiener öffnete die Thüre und Debarques trat, sich noch weit tiefer verneigend, als ihn Madame

inſtruirt, hinein. Als er furchtſam die Augen aufhob, ſah er eine hohe, von weiten faltigen Gewändern umſchmeichelte Frauengeſtalt vor ſich, deren edles Geſicht ſchon die erſte Blüthe des Jugendreizes abgeſtreift hatte. Anna Maria Louiſe, Herzogin von Montpenſier, die berühmte Tochter des durch ſeine charakterloſe Unentſchloſſenheit und Unbeſtändigkeit bekannten Herzogs Gaſton von Orleans, ſtand damals in ihrem fünf und zwanzigſten Jahre und wenn ſie auch nie eine große Schönheit geweſen war, ſo flößten doch ihr hoher faſt männlicher Bau, der edle muthige Ausdruck ihres Geſichts und der kühne ſchwärmeriſche Blick ihres großen braunen Auges Ehrfurcht und Bewunderung ein, und erinnerten an die Heldenjungfrauen vergangner Jahrhunderte.

Als der Bühnenregent ſie anzublicken wagte, überflog ein lächelnder Spott ihre ſchönen Züge. „Sie ſind Herr Debarques, der Director des Theaters der Vorſtadt St. Antoine?“ Der Genannte verneigte ſich bis zur Erde, aber der Hals war ihm wie zugefroren, ſo daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

„Ihr Theater wird viel besucht," fuhr die Prinzessin fort, „man sagt, daß Sie mehre gute Schauspieler haben." Debarques verneigte sich und wünschte im Stillen seine Frau an seine Stelle.

„Vorzüglich soll Ihre Tochter oder vielmehr Pflegetochter die junge Männerwelt anziehen. Ich habe davon gehört. Man nennt sie die schöne Schäferin (la belle bergère), und es ist bei Hofe von ihr gesprochen worden."

„Bei Hofe?!" preßte das Erstaunen dem Director heraus. „Wenn man meine Nannen la belle bergère *) nennt, so geschieht es nur aus zwei Gründen, erstlich weil sie Anna Berger heißt — sie ist nicht mein leibliches Kind und führt den Namen ihres Vaters — sodann weil eine ihrer besten Rollen ist Sidonia, Königin von Guindaga, genannt die schöne Schäferin, deren heiß geliebter Florisel sich sogar den Ritter von der schönen Schäferin nannte, wie Eurer Hoheit wohl bekannt sein wird."

*) berger — bergère, Schäfer — Schäferin; bergère verbindet noch einen andern der Lasciviät des Zeitalters angemessenen Sinn.

„Schon gut. Sie iſt ſchön, reizend, ſie verdient die Huldigung der Männer.“

„Hat mein Kind die Ehre, von Ew. Hoheit gekannt zu ſein?“ fragte Debarques.

„Nun ja. Ich habe ſie mit Vergnügen ſpielen ſehen. Ich war dieſen Abend in Ihrem Theater, Herr Debarques; das heißt Incognito.“

Der Director riß die Augen weit auf.

„Wer iſt das ſchöne Kind? Wer waren ihre Eltern?“ fragte die Prinzeſſin leicht hin. Jetzt ſtand Debarques auf glühenden Kohlen. „Sie — iſt — die — Tochter einer — früh verſtorbenen Schauſpielerin von meiner Geſellſchaft, den Vater habe ich nie gekannt.“

„Sie ſprachen doch vorhin, daß ſie den Namen ihres Vaters führe.“

„Verzeihen Ew. Hoheit, ich meinte ihre Mutter.“ Dabei troff ihm der Angſtſchweiß von der Stirne.

„Sagen Sie mir, Herr Debarques,“ fuhr die Prinzeſſin fort, „wem hat das Stück, das Sie heute Abend aufführen ließen, zum Verfaſſer?“

„Den Abbé Bertault, einen armen Dichter,

der mir ſchon manches Ritter- und Schäferſpiel geliefert hat, das den Arbeiten der Brüder Germeille nicht nachſteht.“

„Wirklich? Das Stück hat mir gefallen; aber vorzüglich der junge Schauſpieler, der den Ritter Amadis ſpielte. Wie heißt er?“

„Benoit Poupart.“

„Glauben Sie wohl, daß der Herr Abbé ſich geneigt finden würde, mir ein Stück nach meiner Idee zu ſchreiben, ohne auf die Autorſchaft Anſprüche zu machen?“

„Der Herr Abbé wird hoch erfreut ſein, Ew Hoheit dienen zu können.“

„Und werden Sie das Stück auf Ihrer Bühne aufführen? Ich würde mich Ihnen ſo gut erkenntlich zeigen, wie dem Dichter.“

„Ew. Hoheit würden mich zum glücklichſten Schauſpieldirecter machen!“ jauchzte Debarques auf und dachte in ſeinem Entzücken nicht an die Studien ſeiner Frau.

„Das heißt, mein Name darf nicht öffentlich genannt werden,“ ſetzte ſie ſchnell hinzu und kühlte damit die Wonne des Minenfürſten wieder etwas

ab. „Nur wenn man sich unter der Hand erkundigt, dürfen Sie ein Wörtchen von mir fallen lassen, vorzüglich wenn Sie merken, daß die Anfragen vom Könige ausgehen."

„Vom Könige? Von des Königs Majestät?" fragte Debarques fast bestürzt. „Wird der König mein Theater besuchen?"

„Er wird nicht nur, er thut es schon. Ich habe ihn heute Abend bemerkt."

„Der König in meinem Theater!" rief Debarques freudetrunken und alle ihm von seiner Gattin eingelernten Regeln waren vergessen.

„So viel ich erkundet habe, hat es ihm sehr gefallen, und so wird er schon mehr kommen. Nun hören Sie mich an, Herr Debarques. In zehn Tagen ist der dreizehnte Geburtstag des Königs. Er wird sich wenige Tage darauf im Parlament volljährig erklären. Die Königin Mutter und die Anhänger des flüchtig gewordenen Cardinals Mazarin werden bei Hofe große Festlichkeiten veranstalten. Sie, mein Herr, werden das zu diesem Zwecke eigens gedichtete Stück aufführen. Ich werde Ihnen [illegible] wann der Kö-

nig Ihr Theater besuchen wird. Dann überreichen Sie ihm mit dem Stücke; jedoch darf sie durchaus Niemand merken lassen, daß er erkannt ist. Es muß Alles schlau gemacht werden."

„O ich verstehe!" ließ sich Debarques so pfiffig als möglich vernehmen. „Alles soll nach Ew. Hoheit Wunsch gehen. Und in meiner Brust bleibt das Geheimniß verschlossen."

„Das Stück muß aber in zehn Tagen gedichtet und einstudirt sein. Heute ist der sieben und zwanzigste August; der fünfte September ist des Königs Geburtstag."

„Es wird Alles gehen!" rief Debarques, sich vergnügt die Hände reibend. „Ich werde diesen Abend noch mit dem Abbé sprechen. Aber das Sujet des Stücks? — dürft' ich unterthänigst darum bitten?"

„Darüber bin ich mit mir selbst noch nicht im Klaren. Schicken Sie mir morgen den Abbé, ich will mich ausführlich mit ihm besprechen. Auf den Benoit Poupard und Ihre Pflegetochter rechne ich vorzüglich; er muß einen jungen Herrscher spielen, der durch seine Mutter vom Regiment ver-

drängt ist, und sie eine in ihn verliebte, mit ihm verwandte, etwas ältere Prinzessin, die ihm Alles opfert, ihn vom Tod und Gefahren rettet, ihn von einer despotischen Mutter und einem herrschsüchtigen verworfenen Minister befreit, ihn zum Reich verhilft, und endlich von den Göttern zu seiner Gattin erhoben wird. Es wird sich schon ein passender Stoff auffinden lassen."

„O, der Abbé und meine Frau machen Alles möglich! Ich liege, Ew. Hoheit Befehle auszuführen."

Die Prinzessin ließ eine volle Börse mit den Worten in seine Hand gleiten: „Einstweilen zum Siegel Ihrer Verschwiegenheit."

Debarque küßte die Börse vor Freude und Respect, und folgte dem Kammerdiener, den die Klingel herbeigerufen hatte. Die Sänfte wartete seiner wieder. Aber die Passivität in derselben und der ruhige abgemessene Schritt ihrer Träger hatten wohl vorhin mit seiner Angst und Beklemmniß harmonirt, standen aber nun mit seinem Seelenjubel im schreiendsten Widerspruch. Er hätte lieber Adlerflügel gehabt, er wünschte sich

auberkräfte, um sich schnell, wie ein Gedanke, zu
iner Frau versetzen zu können. Die Sänfte war
m unerträglich und mit Verachtung derselben
at er im Laufen sein Möglichstes und stürzte in
inem ehrwürdigen Anzuge, wie ein gehetztes Wild,
fschreiend, als wenn er den Verstand verloren,
ner erschrockenen Gattin in die Arme.

4.

Im reichsten Amtsschmuck trat der Parla-
ntsadvocat Battist von Tarneau in sein Haus.
ine finstern Züge erheiterten sich nicht beim Gruß
es Weibes, die seit Jahren an den Füßen ge-
mt, auf ihren Polsterstuhl angewiesen war, und
n Manne ihrer Wahl nur mit Blicken entgegen-
mmen konnte, nicht beim Kuß der wunderreizen-

den Tochter, den die Holde fremdlich ehrerbietig auf des Vaters Hand drückte, nicht durch die Zuvorkommenheit der Demoiselle Poupard, die ihm geschäftig Hut und Degen abnahm und ihn schnell der Bürde des Amtsrocks zu entledigen suchte. Die Frau forschte mit einigen sichern Blicken im Gesicht ihres Mannes, dann sagte sie: „Du kehrst bald zurück; der Wichtigkeit der heutigen Session nach, hatte ich Dich erst später erwartet. War der König vielleicht heute noch nicht im Parlament?“

„Er war da. Er hat seine Erklärung abgegeben, und wir könnten zufrieden sein, wenn Frankreichs Unheil, das ihm von Spanien und Italien gekommen, seine Herrschaft über den jungen Monarchen aufgegeben hätte. Gerade weil die Katzen die scharfen Krallen in die Pfötchen zogen und sie so sammtweich machten, gerade deshalb fürchte ich und alle ächten Franzosen neues Unheil für unsere Partei.“

„So erzähle doch ausführlicher!“ bat die Frau und ließ von Demoiselle Poupard ihren Rollstuhl forschieben bis zum Polsterbette, worauf der

Advocat Platz genommen hatte. Haushälterin und Tochter entfernten sich dann auf den Wink der Hausfrau.

„Das Parlament war kaum beisammen," begann Tarneau seinen Bericht, „als sechs Wagen vorfuhren, die schönsten, die man bei Hof hat, reich geschmückt und ausgeziert; die Pferde trugen Reiherbüsche, Kränze und Bänder. Im ersten saßen der König, die Königin Mutter, der Herzog von Orleans, der alte Herzog von Vendome mit seinen beiden Söhnen, der Herzögen von Mercoeur und von Beaufort, der Prinz Conti und der Herzog von Longueville; die übrigen Wagen waren noch zahlreicher besetzt und alle Herzöge und Marquis, Marschälle und Großen waren dabei. Von diesem ungeheuern und prächtigen Gefolge umgeben, trat der König an der Hand seiner Mutter ins Parlament. Und wenn er ein Mann gewesen wäre, wie er doch nur noch ein Kind ist, er hätte nicht stolzer grüßen können. Nachdem ihn das Parlament mit Ehrerbietung, die seine Blicke forderten, empfangen hatte, sprach er in gut gewählten Worten, durch welche jedoch ein Uebermaß von Herr-

scherstolz hindurchblickte, daß er vorgestern in sein vierzehntes Jahr getreten und kraft der Gesetze seines Staates nun volljährig sei, um die Regierung des Reichs selbst zu übernehmen; er sei gekommen, diese seine erste Königspflicht hiermit zu erfüllen, und ergreife von heute die Zügel des Staats, in Hoffnung, Gott werde ihn mit hinreichenden Kräften unterstützen, um als ein frommer und gerechter König zu herrschen. Darauf erklärte der wieder eingesetzte Kanzler Seguier den Willen des Königs ausführlich; endlich legte die Königin ihre Regentschaft mit wenigen Worten nieder. Nachdem die sonstigen Formalitäten beobachtet und das gewöhnliche Edict gegen den Zweikampf und die Gotteslästrung vorgelesen worden war, ließ der König noch eine lange Erklärung zur Rechtfertigung des Prinzen Condé vorlesen, worin mit vielen und langen Worten von der Unschuld desselben, von seinen Verdiensten um Frankreich, von seinen edlen Absichten und großen Eigenschaften gesprochen wurde. Damit war's aus. Der König ging und die Sitzung wurde aufgehoben."

„Wie?" rief die Frau, „und nach einer so

herrlichen Erklärung des Königs in Betreff unſres edlen Prinzen, ſeh' ich Deine Stirne noch ſo umwölkt? Was kannſt Du noch fürchten?"

„Alles, mein Schatz. Ich glaube, es war, trotz aller Freundſchaftsverſichrungen und Lockungen von Seiten der Königin, ein Glück für den Herzog, daß er nicht mit zugegen war. Ich wollte mein Leben verwetten, es ſind ihm von Gondi und den Kreaturen der Königin Nachſtellungen gelegt worden und ſeine im Parlament verleſene Rechtfertigung ſollte nur zum Köder dienen, ihn recht ſicher zu machen und zu körnen."

„Wo iſt der theure Prinz?" fragte Frau von Tarneau.

„Er hält ſich ſeit einer Woche wieder in Montrond auf, umgeben von ſeinen Getreueſten, und dort vermag ihn der Verrath der Spanierin nicht zu umſpinnen. Ja, Madelaine," fuhr der Advocat vertraulicher fort und beugte ſich zu ſeiner unbeholfnen Ehehälfte, „es iſt mir heute aus der ſicherſten Hand vertraut worden, die Königin habe dem Prinzen Conde den Untergang geſchworen, und ſie werde nicht eher ruhen, bis ſie ihn ſtumm

gemacht, damit sie ihren geliebten Cardinal nach Frankreich zurückrufen und ihm die Ministerstelle wieder übergeben könne."

„Heiliger Gott!" schrie die Frau auf, „und das sollten wir so ruhig mit ansehen? Jedes französische Herz wird sich gegen den treulosen Italiener empören."

„Glaube mir, Madelaine, die Entweichung Mazarins hat Frankreich noch keinen Vortheil gebracht. Noch hat es der, wahrlich! laut und oft genug ausgesprochene Haß eines ganzen Volks nicht bewirken können, daß ein nachdrückliches Verbannungsurtheil gegen diesen schurkischen Römer erlassen worden ist. Er kann jeden Tag aus Deutschland zurückkehren und wir sind schlimmer daran als zuvor."

„Das kann, das darf nimmermehr geschehen!" rief die Frau begeistert aus. „Eine Verschwörung gegen ihn —"

„Laß mich sorgen, mein Schatz. Ich gedenke ihm den Weg zu verlegen. Aber nicht allein seine Person, auch sein Einfluß auf Frankreich muß verbannt werden. Noch thut die Königin nichts ob-

ne ſeine Einwilligung und der König darf es eben ſo wenig; noch ſind ſtets zwiſchen der Königin und ihm Couriere auf dem Weg; denn beide wechſeln wöchentlich mehrmals Briefe, ſeine getreueſten Anhänger ſitzen noch in den beſten Aemtern. Das Alles muß anders werden; wenn Prinz Condé die Stellung, die ihm nach Geburt und Talent gebührt, mit Ruhe im Staate einnehmen ſoll."

„Und welche Mittel, meinſt Du, müßten angewendet werden, um zu dieſem Zwecke zu gelangen?"

„Krieg des Prinzen gegen die Partei der Königin und des Cardinals, Krieg der Frondeurs gegen die Mazarins, Krieg in Frankreich gegen Spanien und Italien, das heißt gegen die ſtolze Spanierin und den ſchlauen Italiener, die ſich zu Frankreichs Verderben mit einander verbunden haben."

„Krieg!" ſagte Madelaine mit Unwillen. „Muß es denn gleich Krieg ſein! Krieg iſt ein allgemeines Unglück, unter dem viel Tauſend Unſchuldige leiden, und Bürgerkrieg ein ſchreckliches Scheuſal. Es gibt beſſere und ſichere Mittel. O wenn ich nicht mit dieſer unſeligen Leibesſchwäche

behaftet wäre, ich wollte ein großes Werk ausführen. Ich fühle die Kraft, den Muth, das Talent dazu in mir. Der Krieg sollte vermieden werden und der junge Held Ludwig von Condé dennoch Sieger sein."

„Ihr Weiber wollt Alles besser wissen," sagte Tarneau verdrießlich. „Dem Helden Condé geziemt der Krieg, der offne ehrliche Kampf gegen seine Feinde. Was würdest Du weiter für ein Mittel haben, als eine Weiberintrigue."

„Der junge König müßte gewonnen und ihm allmählig die Augen geöffnet werden über die verderbliche Herrschsucht seiner Mutter und des Cardinal Mazarin, so wie über die edeln Absichten des Prinzen Condé; mit schlagenden Beispielen müßte er überzeugt werden. Ein scharfer Dolch für den italienischen Pfaffen in Coblenz, bevor es ihm einfiele, nach Frankreich zurückzukehren, ein Gefängniß für die Königin, Landesverweisung, und Alles ist in Ordnung. Denke an das Schicksal ihrer Vorgängerin und Schwiegermutter! Luynes, ein schlichter Edelmann stürzte Marias von Medicis Macht, die eben so groß war, wie die Anna's von

Auſtria, ſtürzte den Marſchall von Ancre ſammt ſeinem alles vermögenden mit Zauberkünſten vertrauten Weibe, die mächtiger waren als Mazarin. Luynes war arm, ohnmächtig, konnte keinen Krieg führen, er gewann das Vertrauen des jungen Königs und bewirkte das ſchier Unmögliche. O könnt ich den König nur einmal ſehen, mit ihm ſprechen! es ſollte mir gewiß gelingen."

„Frau, gib die tollen Träume auf. Ludwig XIII. liebte ſeine Mutter nicht; Ludwig XIV. liebt die ſeinige. Und iſt er denn nicht ganz ihr Geſchöpf? Oder glaubſt du wirklich, daß ein Tropfen Blut des dreizehnten Ludwigs in dieſem Knaben flöſſe? Was ſoll ich die alten nur allzuwahrſcheinlichen Geſchichten wiederholen! Nie wurde ein Weib mehr von ihrem Gatten gehaßt, als die Königin. Ihr allein alſo verdankt der junge König Leben und Macht, und er iſt ſo erzogen worden, um das wohl zu fühlen, wenn er es auch nicht weiß. Mit tauſend Banden hängt er an ihr, das hätteſt Du an ſeinem Geburtsfeſte bis zur Ueberzeugung wahrnehmen können. Welche Pracht! welche Verſchwendung ihm zu Ehren!

Wie wurde dem ſtolzen Knaben von ihr geſchmeichelt! Und doch wie behauptete ſie ſich in ihrer mütterlichen Würde, in der Gewalt, die nicht die Krone, ſondern das Herz verleihet! Sein Auge hing ſtets an ihren Blicken, er wich ſelten von ihrer Seite, und ſo ſchien's, als ob all die Herrlichkeiten nur ihretwegen veranſtaltet worden wären. Ueberreden kann man dieſen Knaben mit der Königsgewalt nicht; er muß gezwungen werden."

Frau von Tarneau begann zur Unterſtützung ihrer Meinung mehre Gründe anzuführen, und ſo hart und ſtreng auch ihr Eheherr ſchien, ſo war ſie doch gewohnt, ſeit ſie mit ihrem ſchweren Leidesübel behaftet war — und das ſchrieb ſich von Eliſabeths Geburt her — ihn ſich ihrem Willen fügen zu ſehen. Sie wurde aber diesmal durch die Haushälterin unterbrochen, welche fröhlichen Geſichts in das Zimmer trat, Eliſabeth an der Hand führend, ſich mit dem ſchämig erröthenden Kinde dicht vor das discutirende Ehepaar pflanzte, ein zierliches Knirchen machte und haſtig ſprach: „So eben habe ich die Nachricht erhalten, daß dieſen Abend die neue Comödie gegeben wird, von der

ich Ihnen gesagt, Madame. O es wird zum Todtwundern schön; mein Benoit kann mir's gar nicht herrlich genug schildern. Er spielt auch den jungen König darin. Und der Abbé schmunzelt und ist so freundlich, wie ich ihn noch nie gesehn, selbst damals nicht, als ich — bei ihm diente und wir beide noch jung waren. Er sagt, er habe sein Meisterstück geliefert. Und da wollte ich Sie denn recht höflich ersuchen, Herr und Frau von Tarneau, daß Sie unsrer Alison *) erlauben möchten, mich diesen Abend begleiten zu dürfen."

„Elisabeth darf in kein Theater," versetzte der Vater streng, „dazu ist sie noch zu jung. Erst muß sie fester in ihren Grundsätzen werden."

„Aber nur dies Eine Mal, nur heute Abend, weil es gar zu schön ist."

„Es wird nichts draus, Mademoiselle."

„Bitte! Bitte! — So unterstütze mich doch mit Bitten, mein Kind. Deine weiche Stimme dringt eher zu dem Herzen des Vaters. — Die Herzogin von Montrevilier hat sehr viel Geld her-

*) Elisabethchen.

gegeben, um Alles recht glänzend auszuführen. Mein Benoit trägt einen seidnen Rock, über und über mit Gold gestickt."

„Die Prinzessin von Montpensier?" fragte der Parlamentsadvocat verwundert. „Wie käme denn die reiche stolze Herzogin in Eure Bude?"

„Ich will Ihnen Alles vertrauen, was ich weiß. Der Abbé Bertault ist von der Prinzessin beauftragt worden, das Stück eigens für diesen Abend zu schreiben, aber sie möchte gern für die Verfasserin desselben gelten, und zwar beim König, der diesen Abend Herrn Debarques Theater besuchen wird."

„Sie träumen wohl, Mademoiselle? Der König in das eingeräucherte Loch im Faubourg St. Antoin, das ihr ein Theater nennt?"

„Es wäre nicht das erste Mal. Auch der Prinz Condé hat es oft besucht. Die Prinzessin Montpensier wird auch zugegen sein."

„Ich habe den König noch nie gesehen, und auch die berühmte Prinzessin kenn' ich nicht, drum erlauben Sie mir's, lieb Väterchen!" bat Elisabet.

„Laß Alison gehen, Battist," nahm die Mu

ter das Wort. „Wenn mir's möglich wäre, ich ſelbſt würde der Vorſtellung beiwohnen. So etwas ſieht man nicht alle Tage. Den König muß das Kind einmal ſehen. Dazu iſt heut Abend die ſchönſte Gelegenheit. Und unſrer Margoton wirſt Du ſie doch anvertrauen dürfen, die ſie von Kindesbeinen an gewartet und gepflegt und überall Mutterſtelle an ihr verſehen, wohin ich Unglückliche nicht in meinem Stuhle gerollt werden konnte?"

„Bitte! Bitte!" riefen nun alle drei Frauenzimmer zugleich und der Mann ſagte unwillig: „Nun meinetwegen! So mag ſie hingehen," und verließ das Zimmer.

5.

Das dürftige Theaterhaus, deſſen rohe Balken und Bretter Zeit und Rauch gebräunt hatten, war zum Erdrücken voll. Es brannten einige Lichter mehr als ſonſt und im Orcheſter hatte ſich die Zahl der Geiger vergrößert. Muntre Scherze und harmloſe Witzworte flogen von Lippe zu Lippe, und das Volk der Vorſtadt, die ſtets in Paris wegen ihres ungezügelten Geiſtes verrufen war, legte ſich keinen Zwang an. Nur im Hintergrunde, in der Loge, wie man den einzigen Bretterverſchlag der Bühne gerade gegenüber nannte, war's düſter und ziemlich ſtill; denn dort hatte die Prinzeſſin von Montpenſier mit einigen ihrer Frauen Platz genommen. Die um ſie waltende Dämmrung nebſt Mantel und Schleier ſchützten ſie vor neugierigen Blicken, und doch konnte ſie von hier aus alle übrigen Zuſchauer im hellen Vordergrund, ſo wie die ganze Bühne, überſehen und beobachten. Rechts auf der Gallerie vorn an ſaß Eliſa-

beth von Tarneau, das holde ihrer Reize ſich nicht bewußte Mädchen und ſah halb ſchüchtern, halb verwundert bald auf den Vorhang, bald auf das volle Haus, und wenn die kühnen Blicke der Roué's und Badauds der Vorſtadt allzu merklich nach ihr hinſtreiften, die gerade an der hellſten Stelle des Hauſes die Aufmerkſamkeit erregen mußte, dann ſchlug ſie das ſchöne Auge ſittig zu Boden, jedoch nicht ohne durch die langen dunkeln Franzenvorhänge derſelben ſchelmiſch neugierig hindurch zu lauſchen. Mademoiſelle Poupard hatte ihre Milchtochter trotz des den Eltern gegebenen Verſprechens auf einige Augenblicke verlaſſen, um dem Wunſche ihres Herzens eine Genüge zu leiſten, nämlich ihren Sohn in ſeinem prächtigen Königskleide noch vor Beginn des Stücks an ihr ſtolzes Herz zu drücken.

Benoit war heut Abend auffallend einſylbig; nie hatte ihn ſeine ſonſt ſo heitere Laune mehr verlaſſen. Er blieb kalt gegen die ausgeſuchten Schmeicheleien der Madame Debarques, antwortete auf die Lobeserhebungen des Directors kein Wort, ſchlug den Wein aus, den ihm der

vergnügte Abbé Bertault, der für seinen Vater galt, anbot, und schien sich um Nannon gar nicht zu bekümmern. Erst als Mademoiselle Poupard ihn in eine Ecke zog und mit mutterliebender Zudringlichkeit scharf inquirirte, sagte er kurz: „Mamma, ich muß Ihnen sagen, daß ich das Theater des Herrn Debarques noch diesen Abend verlasse. Es frißt mir das Herz ab, daß mir Nannon untreu geworden ist. Ich habe früher gar nicht gewußt, wie sehr ich sie geliebt; jetzt weiß ich's. Aber ich mag die Brosamen nicht, die von eines Herzogs Tische fallen. Sättige sich daran, wer mag; ich spüre keinen Appetit."

„Und wohin willst Du dich wenden, mein Sohn?" fragte Margoton bekümmert.

„Das wird sich finden. Ich wollte ich wäre gleich gegangen, aber ich gab Ihren und des Herrn Abbé Bitten nach. Das Stück will ich noch mitspielen; es ist das letzte."

Mademoiselle Poupard wollte sich schnell entfernen, ihr grollender Sohn hielt sie aber am Aermel zurück und fügte noch rasch hinzu: ‚Wenn Sie sich einfallen lassen sollten, Herrn

und Madame Debarques, oder dem Herrn Abbé etwas von meinem Vorhaben zu plaudern, um im Verein mit ihnen Sturm auf mich zu laufen, so schwör' ich Ihnen zu, daß ich mich sogleich fortmache, ohne heute Abend zu spielen." Die Haushälterin erschrak heftig und blieb. Dafür wandte sie alle Mittel an, die ihrem Herzen zu Gebote standen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, aber er blieb kalt und fest, und schob sie etwas unsanft bei Seite, als die Klingel zum Anfang schellte.

Die betrübte Margot vergaß über ihrem Kummer die verlassene Elisabeth, und schlich hinter die Coulisse zum Abbé, um ihn zum Vertrauten desselben zu machen; jedoch mit der Bedingung, nicht eher etwas mit dem Starrkopf zu unternehmen, als bis das Stück beendigt sei. Dies ging der Abbé gern ein, weil er lieber Freundin und Sohn verloren hätte, als das Stück, das sein altes Herz mit jungem Stolze erfüllte. Er fütterte seine große Nase mit einer verhältnißmäßigen Priese, beruhigte die Mutter seines Sohnes mit einem zärtlichen Händedruck, der ihr

ſein freudiges Zittern verrieth und ſie an vergangne Zeiten erinnerte, und deutete mit der andern Hand auf die Bühne; denn eben rollte der Vorhang auf. Oreſtes und Pylades, in prächtigen Wappenröcken mit herausgelegten Spitzenkragen, mit langen Degen und Federhüten, wie ſich die erſten Hofherren am Hof Ludwigs XIII. trugen, traten als vornehme Reiſende in das Haus des Königs Menelaos von Sparta, und man erfuhr durch ihre Unterredung, daß Oreſtes gekommen ſei, den König, ſeinen Oheim, Bruder ſeines ermordeten Vaters Agamemnon, zu beſuchen. Der Prinz von Mycenä war ein blutjunger Herr voll Trauer über die Ermordung ſeines Vaters und über die böſen Ränke ſeiner Mutter; Benoits verdrießliche Laune paßte trefflich zu ſeiner Rolle, und der glückliche Abbé gerieth über das meiſterhafte Spiel ſeines Sprößlings ſchon während der erſten Scene in Entzücken, und ſchnupfte ungeheuer vielen Taback. Den beiden Freunden tritt die reizende Hermione, die Tochter des Menelaos, entgegen. Man gibt ſich gegenſeitig zu erkennen, und es findet ſich, daß die Väter

von Oreſtes und Hermione Brüder waren. Man kommt auf die unglücklichen Verhältniſſe des jungen Oreſtes zu ſprechen, und Hermione ſchildert mit lebendigen Farben die Abſcheulichkeit Klytämneſtra's, der Mutter des Oreſtes, die nicht nur erſt ihren heimkehrenden Gatten Agamemnon durch ihren verworfenen Buhlen Aegiſthus im Bade ermordet, ſondern auch ihrem Sohne das Reich geſtohlen habe. Die Königin Klytämneſtra wird nun mit den ſchwärzeſten Farben gemalt, ihre Herrſchſucht, ihre Buhlerei mit Aegiſth, ihre Verſchwendung recht hervorgehoben; ſie wird eine Ausländerin genannt, eine Fremde, die Agamemnon ins Reich gebracht und zur Königin von Mycená erhoben. Dafür habe ſie ſich mit dem Aegiſth, der ein Ungeheuer ſei, verbunden, um ihren Sohn um die Herrſchaft zu betrügen und das Reich unglücklich zu machen. Hermione beſchwört ihren Vetter Oreſtes bei allen obern und untern Göttern, das Scandal nicht länger zu dulden, ſondern von heute an der Welt zu zeigen, daß er nicht nur ein Königsſohn, ſondern nach göttlichen und menſchlichen

Rechten wirklicher König sei Er solle die schändliche Klytämnestra und den abscheulichen Aegisth nicht mehr unumschränkt in Mycenä walten und schalten lassen, sondern selbstkräftig auftreten, dem Aegisth den verdienten Tod geben und seine herrschsüchtige Mutter gefangen setzen und unschädlich machen. Vielen Stellen in Hermiones Rede, welche Ramon mit Feuer sprach, wurde stürmischer Applaus zu Theil; denn man erkannte deutlich genug die Beziehungen, welche das Stück auf die Gegenwart hatte, und so oft des schändlichen Frauenregiments der Klytämnestra und ihres Buhlen Aegisthus gedacht wurde, brach das Haus in gewaltigen Jubel aus. Endlich tritt auch Menelaos auf, ganz gekleidet, wie sich der Herzog Gaston von Orleans zu tragen pflegte, heißt seinen Neffen Orestes und dessen Freund herzlich willkommen, gibt dem erstern seine väterlich-freundschaftlichen Gesinnungen zu erkennen und führt die Freunde in den Palast, um sie mit Speise und Trank zu laben. Hermione bleibt allein auf der Bühne und spricht die leidenschaftliche Liebe, die in ihrer Brust für

den Vetter Oreſtes erwacht iſt, in feurigen Ver-
ſen aus. Sie ſchwört, ihn wie ein Schutzengel
zu begleiten, ihn vor allen Gefahren, die ſeinem
Leben drohen könnten, zu behüten, und ihn zum
ſelbſtſtändigen Herrſcher zu bilden. Zwar iſt er
jünger als ſie, aber die Liebe fragt nicht nach dem
Alter. Eben weil ſie älter iſt, will ſie männlich
für den Geliebten handeln; ſie ruft den Gott Amor
an, ihr beizuſtehen. Das Fallen des Vorhangs
verkündet das Ende des erſten Akts.

Eliſabeth hatte ihre ſchönen Augen mit dem
Ausdruck höchſter Verwundrung und eines noch
nie empfundnen Entzückens auf die Bühne gehef-
tet, ſo daß ſie nicht bemerkte, was um und neben ihr
vorging. Sie war ſiebzehn Jahre alt und zum
erſten Mal im Theater; die Strenge des Vaters
hatte den Verſuchungen der Demoiſelle Poupart
ſtets die Stange gehalten. Die Neuheit der zau-
berhaften Welt, die ſich ihr auſthat, feſſelte ihre
Seele in Aug und Ohr dergeſtalt, daß die übrige
Welt der Erſcheinungen für ſie nicht vorhanden
war. Je zuweilen entfuhr ihrem kleinen Mun-
den das Erſtaunen, wie es zu thun pflegt, etwa,

geöffnet hatte, ein leiser Laut der Freude oder der Ueberraschung, und gerade diese ungezwungenen, rein natürlichen Züge des blühenden Mädchengesichts entwickelten einen bezaubernden Liebreiz der Unschuld, der seine Wirkung auf ein Paar in ihrer nächsten Nähe stehenden Jünglinge nicht zu verfehlen [illegible]en. Wahrscheinlich hatte sie Elisabeths auffallende Schönheit, die man vom Sitze des liebenswürdigen Kindes aus fast im ganzen Hause bemerken konnte, von ihren frühern Plätzen herbeigezogen, aber Elisabeth hatte ihrer nicht Acht gehabt, obgleich sie dicht genug an ihr standen. Der Größere und wahrscheinlich auch Aeltere von ihnen hatte gegen Ende des ersten Akts die Lichter an der Wand umher ausgeputzt, der Kleinere sich aber so gestellt, daß er Elisabeths ganzes Gesicht beobachten und mit einer kleinen Augenwendung auch die Bühne mit seinen Blicken bestreifen konnte. Beide waren schlanke junge Leute mit schönen edelgeformten Gesichtern; um die Lippen des Größern sproßte ein dunkler Bart, während sich an dessen Stelle bei dem Kleinern ein starker Ausdruck von Stolz gelagert hatte. Gekleidet waren sie beide

wie die Söhne vornehmer Bürger. Als nun der Vorhang gefallen war, ſchaute ſich Eliſabeth, tief aufathmend um, und gewahrte nicht ohne Verlegenheit, ſtatt ihrer Amme die beiden Jünglinge. Noch nie war ihr ein junger Mann ſo nah gekommen. Inzwiſchen gewährte ihr die große Jugend des zunächſt Stehenden einigen Muth, obgleich die Keckheit ſeines Weſens und der Worte, die er an ſie richtete, mit derſelben im grellen Widerſpruch ſtand und eher auf einen Roué hätte ſchließen laſſen.

„Fürwahr Mademoiſelle," ſagte er mit einem gefälligen Blicke, „die Schauſpieler dieſes Theaters ſind ſehr glücklich, in Ihnen die aufmerkſamſte Bewunderin des ganzen Hauſes zu finden. Ich hätte große Luſt den Oreſtes zu beneiden und mich an ſeine Stelle zu wünſchen; denn wer wollte die Blicke der Zärtlichkeit aus Ihren wunderherrlichen Augen nicht vielmehr ſich gönnen, als einem Andern."

„Ach, mein Herr, Sie irren ſehr," verſetzte Eliſabeth, indem ein ſcherzhaftes Lächeln ihre Züge überflog, „mein Herz weiß noch nichts von Zärtlich-

keit, und obgleich der kleine Schelm von Oreſtes mein Milchbruder iſt, ſo fühle ich doch nichts weniger als Zärtlichkeit für ihn. Im Gegentheil iſt es noch nicht lange her, daß wir uns gar nicht leiden konnten und uns zankten, ſo oft wir uns ſahen."

„Das wäre eben kein Gegenbeweis," ſagte der Größere. „Was ſich zankt, liebt ſich oft am meiſten."

„Das ſechszehnjährige Herz einer Pariſerin wüßte noch nichts von zärtlichen Gefühlen!" rief der Kleinere. „Roger, wärſt Du nicht auch verſucht, dies für eine Unmöglichkeit zu halten? Sieh' in die Augen dieſer reizenden Unſchuld und antworte mir dann. Du wirſt lachen; ich aber glaube Ihnen aufs Wort, Mademoiſelle; denn dieſer Mund und dieſe Augen haben gewiß' ſtets nur Wahrheit geſprochen, und man ſagt, erſt die Liebe lehre lügen."

„Sie ſprechen von Dingen, mein junger Herr, die Sie eigentlich noch weit weniger kennen ſollten, als ich."

„Die Jahre machen nicht das Alter des Men-

ſchen aus, Mademoiſelle. Mir iſt es, ſeit ich mit Ihnen ſpreche, als wäre ich um drei bis vier Jahre älter geworden. Sie ſehen, wie Sie Minuten zu Jahren zu zaubern vermögen."

„Ja ich ſehe, daß ich mich in Ihrem Geſicht getäuſcht habe."

„Das meinige iſt weniger zur Täuſchung geſchaffen," wandte ſich der Größere an ſie, und wirklich lag eine treuherzige Gutmüthigkeit darin, welche auf Eliſabeths offnes Gemüth nicht ohne Eindruck blieb.

„Es iſt alſo nicht das Intereſſe an den ſpielenden Perſonen da unten, nicht an ihrem ſchmukken Milchbruder, das Ihre Aufmerkſamkeit ſo ſehr feſſelt, ſondern vielmehr die Handlung des Stücks ſelbſt; und fürwahr, ich bin mit Ihnen auf den Verlauf und Ausgang deſſelben geſpannt."

„O ich kenne den Verlauf und Ausgang des ganzen Stücks recht gut," erwiederte Eliſabeth.

„Doch nicht weiter, als ihn die Mythologie lehrt, denn das Stück iſt ja, wie ich gehört, ganz neu," warf der Jüngere ein, „alſo nur im Allgemeinen ſind Sie damit bekannt; Oreſtes erſchlägt

den Aegisthus und seine Mutter und heirathet die Hermione. Sie sehen, Mademoiselle, ich bin auch etwas in der Mythologie bewandert. Aber nichts desto weniger bin ich neugierig, wie sich die schöne Königstochter gegen ihren Vetter ferner benehmen wird."

„Ich kenne nichts von der Wissenschaft, die Sie meinen," versetzte Elisabeth. „Was ich von dem Stücke weiß, hat mir meine Amme erzählt, und zwar ziemlich ausführlich; denn sie kann es fast auswendig; sie weiß auch, was es für eine Bewandtniß damit hat, warum es gerade heute Abend gegeben wird, was eine vornehme Dame damit bezwecken will. Und wie sollte denn Margoton nicht Alles wissen, ihr Freund, der alte Abbé, hat's ja gedichtet."

„Und darf man denn etwas Näheres nicht erfahren? Wir sind fremd in Paris; der Zufall führt uns in dieses Theater. Sie werden deshalb unsre Neugierde verzeihlich finden."

„Ich darf nichts sagen; sonst zürnt Margoton mit mir."

„Das Eine wenigſtens, zu welchem Zwecke
ird denn das neue Stück gegeben?“

„Als ein ächter Franzoſe werden Sie den ita-
niſchen Schelm Mazarin haſſen, wie ich. Die
önigin liebt aber den Feind Frankreichs und über-
det ihren unerfahrnen Sohn, den Willen des fal-
en Cardinals zu befolgen, ja wohl gar, ihn zu-
ck zu rufen. Nun ſagt man, der junge König
be dies Theater ſchon einige Male beſucht, und
s wir vorhin unſre Plätze einnahmen, ſagte mir
argoton, der König ſei ſchon geſehen worden;
ſitze auf der letzten Bank im Parterre. Man
t es gewußt, daß er dieſen Abend kommen wür-
und ſeinetwegen wird das Stück gegeben, da-
t er klar erkenne, wer ſeine Feinde und wer ſeine
eunde ſind.“

„So bedeutet wohl Oreſtes den jungen Kö-
, Hermione, ſeine Muhme, die Herzogin von
ontpenſier, Menelaos, deren Vater, den Herzog
aſton von Orleans, Klytämneſtra die Königin
utter, Aegiſthus den Cardinal?“

„Ich glaube, Sie haben Alles errathen.“

„Die Sache iſt gut ausgedacht. Man hat

der mythologiſchen Sage vom Königsſohne von Mycená keine Gewalt anzuthun brauchen, um die Verhältniſſe unſres Hofs dahinter zu verſtecken."

Das Schellen der Klingel verhinderte ihn am weitern Reden. Der Vorhang flog empor, und man ſah Oreſtes und Pylades wieder auf Reiſen, in ihrer Begleitung aber Hermione bis unter die Zähne bewaffnet, wie die Amazonenkönigin. Jetzt drohen dem Königsſohne fürchterliche Gefahren, eine Schlange ſtürzt ſich auf ihn und will ihn auffreſſen, aber ſie ſtirbt von Hermione's Arm getroffen; ein Rieſe legt ſich ihnen in den Weg und will zur Luſt ihnen die Bäuche aufſchlitzen, ſchon fällt Oreſtes ſchwer verwundet und Pylades Kraft beginnt zu weichen, da durchbohrt Hermione das Ungeheuer von hinten und der Geliebte iſt gerettet. Nun aber liegt er an der Wunde hart darnieder; ſie wartet und pflegt ihn und weicht nicht von ſeiner Seite; Tiger und Löwen und andres Ungethüm, das nach Beute brüllend ſein Lager umſchwärmt, ſtirbt vom Schwerte der liebenden Königstochter. Wenn man das Alles auch gerade nicht ſieht, ſo erfährt man es doch durch die bril-

anten Monologe der Heldenjungfrau, in denen ſie
ußer mit Schlangen und Raubthieren des Kaz=
engeſchlechts auch noch mit ihrer unbändigen Liebe
u Oreſtes zu kämpfen hat, ſo wie durch ihre Zwie=
eſpräche mit Pylades, dem ſie ihr Herz eröffnet.
An den Geliebten ſelbſt wendet ſie ſich ſtets nur
nit großartigen Ermahnungen, in welchen ſie ihn
mmer mehr auf ſeine Mutter und Aegiſth aufzu=
etzen ſucht. Dies war der Inhalt des zweiten
Akts.

„Die Hermione fängt an mir unausſtehlich zu
werden," ſagte der Kleinere der beiden Nachbarn
Eliſabeths zu dem Größern, als der Vorhang ge=
allen war, und nahm ihn dabei ſcharf ins Auge,
„und der Pylades iſt ein Schuft, der den Oreſtes
an die tolle Närrin verrathen hat." Jener ſchlug
die Augen erröthend zu Boden. Darauf wandte
ſich der Sprecher wieder zu Eliſabeth und ſchien
ſich ſehr an ihrer Unterhaltung zu ergötzen. Es
ſchlich ſich allmählig ein kindlich vertraulicher Ton
hinein, daß Eliſabeth ſich ihr mit der unſchuldig=
ſten Unbefangenheit hingab, und ihre Amme, die ſie
ſo treulos verlaſſen hatte, gar nicht mehr vermißte.

Der dritte Akt zeigte das Königshaus zu Mycená, Klytämneſtra und Aegiſthus traten auf, freuten ſich ſehr ihrer vollbrachten Bosheiten und wenn die Königin irgend ja einen mütterlichen Seufzer ausſtieß, ſo gab ſich ihr ſaubrer Gatte alle Mühe, ihr die Gewiſſensſcrupel hinſichtlich ihres Sohnes Oreſtes auszureden. Beide beſchließen einmüthig, denſelben niemals zur Regierung des Landes gelangen zu laſſen, und wenn er ſich's ja einfallen laſſen ſollte, einmal nach Mycená zu kommen, die geeigneten Maßregeln zu ergreifen, um ihn unſchädlich zu machen. Klytämneſtra hatte zum Behufe größerer Aehnlichkeit mit der Königin Anna, derſelben das ſpaniſche Koſtüm abgeborgt und Aegiſth ſah in ſeinem ſchwarzen Kleide dem Cardinal Mazarini frappant ähnlich. Sie gehen ab. Die drei Reiſenden treten auf. Hermione erfüllt Oreſtes Seele mit Feuer und Flammen, und räth ihm, um ſich von der Schlechtigkeit ſeiner Mutter zu überzeugen, ſich für einen Fremden auszugeben und die Nachricht von ſeinem eignen Tode zu überbringen. Hermione und Pylades treten bei Seite und Oreſtes erklärt ſich in einem Monologe, daß

er eine heftige Leidenſchaft für ſeine treffliche Muhme, die gewiſſermaßen ſein Schutzgeiſt ſei, in ſich erwachen fühle, und geſonnen ſei, ſie zur Königin von Mycenä zu machen, wenn er ſeine Mutter und deren Buhlen vom Regiment verdrängt habe. Klytämneſtra kommt, er gibt ſich als ein Bote zu erkennen, der ihr von Orchomenos die Nachricht vom Tode des Oreſtes, ihres Sohnes, bringe. Die Königin jubelt und ruft den Aegiſth herbei, der den Boten in der Freude ſeines Herzens mit Geſchenken überhäufen will; dafür ſtößt ihn Oreſtes den Dolch in die Bruſt, Klytämneſtra ſchreit, da kehrt ſich des Sohnes Dolch gegen die Mutter, ruft: „Mörderin meines Vaters!“ ruft er. „Räuberin meiner Krone!“ ſetzt er hinzu und ſterbend ſinkt ſie zu ſeinen Füßen. Jetzt tritt Hermione herein und freut ſich, daß Alles ſo wohl abgegangen, gratulirt dem jungen Könige zum Throne und ſpielt darauf an, wie vielen Dank er ihr ſchuldig ſei. „Ich will Dir den Dank zahlen!“ ruft Oreſtes, ſtatt ihr aber, laut ſeiner Rolle, ein wildes Liebesgeſtändniß zu machen, wirft ſich Oreſtes wüthend über ſie her, verſetzt ihr einen Dolchſtich in die

Bruſt, ſie thut einen fürchterlichen Schrei und ſtürzt zu Boden. Oreſtes rennt wie raſend davon, nicht anders als verfolgten ihn wirklich die Furien; Pylades eilt Hermionen zu Hülfe, deren Kleid von Blut geröthet wird, deren Mund ein herzzerreißendes Wehklagen ausſtößt; der ermordete Aegiſth, die ermordete Klytämneſtra erheben ſich wieder und knieen beſtürzt neben der unglücklichen Königstochter, Herr Debarques ſchlürft in ſeinen Socken auf die Bühne und putzt ſich die Brillengläſer; denn der Schrecken hat ihm faſt alle Sehkraft genommen. Madame Debarques erhebt herbeifliegend ein Jammergeſchrei und in wenigen Augenblicken ſind alle Schauſpieler auf der Bühne um die ohnmächtige Nannon beſchäftigt; der lange hagere Abbé wird ſichtbar und ſchlägt die Hände über dem Kopf zuſammen, Mademoiſelle Poupard fällt aber der Länge nach auf der Bühne in Ohnmacht, und Niemand bekümmert ſich um ſie. Unter den Zuſchauern entſteht nicht minder ein gewaltiges Geſchrei, Alles erhebt ſich, man will wiſſen, was es eigentlich gegeben hat, man tobt und flucht.

Eliſabeth war entſetzt aufgeſprungen, aber der ſchlanke Jüngling ihr zur Seite ſagte mit feſtem Ton: „Bleiben Sie ruhig, Mademoiſelle, es ſoll Ihnen kein Leid widerfahren, bei meinem Worte! Glauben Sie mir, Ihr Milchbruder iſt ein trefflicher Burſche und hat die Sache weit geſcheidter gemacht als ſein Vater. Ich lobe ihn darum.“

Eliſabeth überhörte ſeine Worte und rief in ihrer Herzensangſt nach der Amme.

„Dieſe wird ſchwerlich in dem Zuſtande ſein, Ihnen Hülfe leiſten zu können, meine Schöne,“ ſagte ihr Nachbar. „Aber Sie ſollen deshalb nicht verlaſſen ſein. Vertrauen Sie ſich mir an; ich will Sie ſicher Ihren Eltern zuführen.“

„Ach, mein Herr,“ jammerte das beſtürzte Mädchen, „Sie ſind ein Fremder in Paris; ich kenne Sie nicht. Wie kann ich mich Ihnen anvertrauen! Und wenn ich es thäte, und Sie brächten mich ſicher nach Hauſe, ſo würden meine Eltern ſehr unzufrieden mit mir ſein, daß ich ſo wenig Vorſicht angewandt hätte, und ich viel von meinem ſtrengen Vater auszuſtehen haben.“

„Ich will Sie beruhigen über meine Perſon,

Mademoiſelle und auch Ihre Eltern zufrieden ſtellen. Es bedarf nur weniger Worte. Ich bin der König!" Mit ſtolzem Lächeln blickte er auf das Mädchen, welches die neue Beſtürzung faſt zu ſeinen Füßen geworfen hätte. Aber die holde Verwirrung machte ſie nur noch reizender, und Ludwig fing ſie in ſeinen Armen auf.

„Fort, Roger!" rief er ſeinem Pagen zu, „und beſtelle den Wagen vor das Haus. Statt meine liebe Muhme Montpenſier nach Hauſe zu begleiten, wie Du vielleicht gewünſcht hätteſt, mein treuer Pylades, will ich dies holde Kind ſeinen Eltern zuführen." Und Roger eilte davon, um den königlichen Wagen, der an der nächſten Straßenecke hielt, herbei zu holen. Die Prinzeſſin von Montpenſier hatte ſich im höchſten Unmuthe bereits entfernt, und als der junge König an der Seite der reizenden Jungfrau durch das aufgeregte Volk ging, wich man ehrfurchtsvoll rechts und links aus. Ludwig war erkannt worden. Mit angebornem Stolze ſchritt er durch die Gaſſe, hob die ſchöne Eliſabeth in ſeinen Wagen, und nahm neben ihr Platz. Der junge König war ſehr ge-

ſprächig, und belebte Beneits That immer von Neuem. Vor Tarneau's Hauſe ſprach er den Wunſch aus, ſeine neue intereſſante Bekanntſchaft bald wieder ſehen zu können, trug ihr Grüße an ihre Eltern auf und entließ ſie höchſt freundlich.

6.

Schon lange hatte die Herzogin von Montpenſier den Spott der Königin Anna und des Cardinals Mazarin wegen ihrer ſchlecht verhehlten Leidenſchaft zu dem jungen, ſchier noch dem Knabenalter angehörigen Könige ertragen müſſen, und oft hatte man die Aeußerung der Königin Mutter gehört, dieſe Neigung der ſchönen Prinzeſſin ſchreibe ſich daher, weil ſie, damals bereits eine ſtattliche Jungfrau, den König oft in den

Windeln getragen und weil er ein so schöner Säugling gewesen, über alle Maßen lieb gewonnen habe. Dieser Spott hatte im Herzen der stolzen Prinzessin eine Hassesglut gegen die Königin angefacht, die, in Verbindung mit ihrer heftigen Liebe, sie auf Mittel sinnen ließ, den Gegenstand derselben, den jungen Monarchen von seiner Mutter zu trennen und ihr die Herrschaft aus den Händen zu winden. Seit jenem Tage aber, den die Mündigkeitserklärung des Königs und die verunglückte Aufführung des Orestes merkwürdig gemacht hatten, nannte sie die Königin unter ihren Günstlingen zuweilen Hermione und bald bezeichnete die Rotte der Schmeichler und Kriechlinge die edle Prinzessin spottweise mit diesen Namen, ja als sie zum ersten Male nach jenem Vorfalle wieder bei Hof erschien, belobte sie die Königin wegen ihrer außerordentlichen Gelehrsamkeit und genauen Kenntnisse der griechischen Mythologie, und fragte sie dann höhnend, ob denn Hermione, die Tochter des Menelaos, wirklich ganzer zwölf Jahre älter gewesen sei, als ihr geliebter Vetter und

nachheriger Gatte Oreſtes. Dieſe und ähnliche Aeußerungen, denen ſie nichts entgegen ſetzen durfte, aus Furcht vor der Macht der Königin, vermochten ſie bald, ſich ganz vom Hofe zurück zu ziehen und in der Einſamkeit auf Rache an ihren Feinden zu ſinnen. Dort las ſie ſich einen würdigen Mann zum Rächer aus, den jungen Löwen, den gewaltigen Kriegshelden, der wohl im Stande war, die Königin ſammt ihrer Partei zu demüthigen. Dies war Prinz Ludwig von Condé, Herzog von Bourbon, damals ein junger feuriger Mann von dreißig Jahren, aber ſchon der Held Frankreichs, das er vor acht Jahren in der Schlacht bei Rocroi gerettet, deſſen Fahnen er in den Niederlanden den Sieg verſchafft, der ſich in der letzten Zeit des dreißigjährigen Kriegs in Deutſchland unſterblichen Ruhm erfochten, und neuerdings vom Haß der Königin Mutter und des aus der Ferne ihn noch verfolgenden Cardinals bedrängt, nach Angerville in Gaſkonien geflüchtet hatte, wo er ein Schloß beſaß. Ihm ſchilderte die Montpenſier Gefahr und Noth größer als ſie waren, in glühenden Farben, ihm verſprach

sie Beistand, wenn er dem Hofe den Krieg erklären würde. Ein Brief jagte den andern und Condé's ritterlicher Gemüth, dem der fortdauernde Einfluß seines Feindes Mazarin auf die französischen Staatsangelegenheiten unerträglich war und der stets eine neue Gefangenschaft zu befürchten Ursache zu haben glaubte, ließ sich von der Beredsamkeit seiner Mutter hinreißen.

Bald verbreiteten sich am Hofe beunruhigende Nachrichten; man hörte, daß sich um Condé viele seiner Kriegsgesellen und Anhänger versammelten, und man sprach überall laut von einem großen Kriege, den er gegen die Königin und ihre vom Cardinal geleitete Partei führen werde. Condé's hoher Waffenruhm und sein außerordentliches Feldherrntalent machten die Königin zittern. Sie war sich nur zu schuldbewußt, den jungen Helden unnütz gereizt und der pfäffischen Eifersucht des Cardinals und ihrer eignen brusquen Laune aufgeopfert zu haben. Nun erschreckten sie die möglichen Folgen ihrer Thorheit. Auch ahnete sie wohl die geheime Mitwirkung der Prinzessin von Montpensier. Dem

Uebel vorzubeugen, das für sie aus diesen Verhältnissen erwachsen mußte, suchte sie den Vater der schwerbeleidigten Prinzessin, den Herzog Gaston von Orleans, ihren Schwager, zu gewinnen. Und dies konnte ihr gerade nicht schwer fallen; der charakterlose Herzog, von ihr um die Regentschaft des Reichs betrogen, die ihm sein sterbender Bruder, König Ludwig XIII. testamentarisch zuerkannt, hatte ihr schon oft zum Spielzeug ihrer Laune gedient. Auch jetzt beglückte sie ihn mit Gunstbezeugungen, da ihr nur zu wohl bekannt war, daß er mit Condé zuletzt in den freundschaftlichsten Beziehungen gestanden hatte. Herzog Gaston, geschmeichelt durch den Antrag der Königin, den Vermittler zwischen ihr und Condé zu machen und den letztern mit den schönsten Versprechungen zu gewinnen, schrieb trotz den Abmahnungen seiner ältesten Tochter, mit deren männlichen festen Charakter sich sein weibischer Geist niemals recht befreunden konnte, an Condé und bot Alles auf, den Prinzen vom Kriege abzuhalten und zur Rückkehr zu bewegen. Er versprach sogar in

Namen der Königin, daß Mazarin niemals nach Frankreich zurückkehren, ein Verbannungsurtheil vom Parlament gegen ihn ausgesprochen werden, seine Freunde von ihren Aemtern entfernt und jeglicher Einfluß des Cardinals für immer aufhören solle. Aber dies Mal überwand der Zufall königliche Klugheit und ersparte der Königin einen Wortbruch. Der Bote, welcher den Brief des Herzogs von Orleans an den Prinz Condé bringen sollte, ging, statt nach Angerville in Gatinois, nach Angerville in Beauce, und so verstrich eine lange Zeit, eh das Schreiben an seine Adresse gelangte. Nun war es aber zu einer friedlichen Aussöhnung zu spät; Condé befand sich bereits zu Bourges, wo er ein Heer von Adel und Volk um sich versammelt hatte, der Krieg war so gut als erklärt und die Prinzessin von Montpensier hatte schon dafür gesorgt, allen Eindrücken vorzubeugen, die die Friedensvorschläge ihres Vaters auf Condé machen konnten. Sie verstand es vortrefflich, seinen Stolz anzufachen, und so hielt er es gar nicht der Mühe werth, etwas zu erwiedern, viel-

mehr ging er nach Bourdeaux, der Hauptſtadt ſeines Gouvernements (Guyenne), wo er mit den größten Freudenbezeugungen empfangen wurde, um hier ſeine Hauptmacht zu ſammeln. Viele der vornehmſten Adligen traten zu ſeiner Partei, und mit den königlichen Einkünften zu Bourdeaux warb er Truppen in ganz Frankreich. Die geängſtete Königin ließ ihm von mehren Seiten die glänzendſte Genugthuung anbieten, aber er wieß alle Anträge hochmüthig zurück und ſchwur, das Schwert nicht eher wieder einzuſtecken, bis die übermüthige Spanierin aus dem Lande gejagt ſei. Ganz Frankreich kam in Bewegung, alle loyalen und getreuen Unterthanen tadelten das Benehmen des Prinzen, im Herzen des Vaterlandes einen Krieg zu entzünden, und alle alten Offiziere blieben dem Könige getreu. Auf Condé's Seite waren nur Abenteurer, Glücksjäger und Leute, die auf zügelloſe Freiheit und Plündern hofften.

Der Hof ſah ſich endlich genöthigt, dem Prinzen eine Armee entgegen zu führen und der junge König ging ſelbſt mit derſelben nach

Guyenne, wo im Laufe des Winters einige Waffenthaten geschahen. Die Königin glaubte nun mit Fug und Recht, den Cardinal Mazarin, ohne den sie nicht leben konnte, nach Frankreich zurückrufen zu dürfen, aber der Herzog von Orleans widersetzte sich diesem Plane aus allen Kräften, immer noch hoffend, den Vermittler zwischen dem Hofe und Condé spielen zu können; und das Pariser Parlament wünschte nichts mehr als eine solche Vermittlung, sowohl in Betracht der grossen Verdienste des tapferen Prinzen um Frankreich, als auch aus Furcht vor einem Bürgerkriege. Es zögerte daher so lange als möglich, die königliche Erklärung in ihre Register aufzunehmen, wodurch der Prinz Condé und seine Anhänger für Majestätsverbrecher erklärt wurden, und als es endlich den wiederholten königlichen Befehlen gehorchte, schleuderte es seine flammenden Beschlüsse auch gegen Mazarin, von dessen erfolgter Rückkehr das Gerücht alle Herzen bestürzt machte. Der Cardinal wurde vom Parlament von Neuem für einen Majestätsverbrecher erklärt, es zog seine Güter ein, ver-

kaufte ſeine Bibliothek, erledigte ſeine Pfründen, und ſetzte ſogar zum großen Aergerniß der Geiſtlichkeit, funfzigtauſend Thaler auf ſeinen Kopf.

Als einen der wüthendſten Feinde des Cardinals zeigte ſich im Parlamente Battiſt von Tarneau. Vergebens hatte er ſich der königlichen Erklärung gegen Condé widerſetzt und alle Macht ſeiner finſtern Beredſamkeit aufgeboten, den Beſchluß ganz zu verhindern, nun that er daſſelbe, um Mazarin zu verderben. Während die Pariſer Witzlinge über die Parlamentsbeſchlüſſe ſpotteten, ging Tarneau ſo weit, vorzuſchlagen, daß einige Parlamentsräthe ſich an die Grenzen begeben und Unterſuchungen gegen das Heer des Cardinals, welches doch kein andres als des Königs war, anſtellen möchten, und das Parlament faßte in ſeiner ſchwindeligen Aufregung einen ſolchen Beſchluß. Dadurch hoffte man die achttauſend Mann Soldaten, welche auf des Königs Befehl den Cardinal nach Frankreich zurückführen ſollten, zurück zu halten. Tarneau that noch mehr; er verließ mit zwei Par-

lamentsräthen, gleich ihm die bitterſten Feinde Mazarinis, Paris, begleitet von den Segenswünſchen ſeiner begeiſterten und ihn begeiſternden Frau, raffte Soldaten zuſammen, wo er deren habhaft werden konnte, wiegelte die Bauern auf, wohin ſie kamen, und zog mit dieſer Rotte, die er täglich einige Male haranguirirte, Mazarin entgegen. Ihre Thaten beſchränkten ſich aber darauf, die Brücken abzubrechen, über welche der Cardinal ſeinen Weg nehmen mußte. Als dieſer nun wirklich heran kam, lief das liederliche Volk wieder auseinander, und Tarneau ſah ſich mit ſeinen Gefährten genöthigt, mißvergnügten Herzens den Rückweg nach Paris anzutreten.

Mazarin zog, hohnlachend über die Beſchlüſſe des Pariſer Parlaments, triumphirend über Condé's Haß, deſſen begonnene Feindſeligkeiten ihm eben zur Rückkehr nach Frankreich verholfen hatte, nicht wie ein Vertriebener, der aus der Verbannung wieder kommt, ſondern vielmehr wie ein ſiegreicher Eroberer durch Frankreich. Ein ganzes Truppenheer begleitete ihn, das auf ſeine Koſten

geworben war, und auffallend genug trugen die Offiziere nicht etwa die Farben des Königs, zu deſſen Dienſte ſie doch eigentlich beſtimmt waren, ſondern waren vielmehr alle gekleidet, wie die Hausdienerſchaft des Cardinals. Fürwahr er konnte ſeinen Gegnern keinen größern Hohn anthun. In dieſem koſtbaren Aufzuge ging er ungehindert über die Marne und Seine, und ſchlug ſich an der Loire hin nach Poitiers, wo ſich damals der Hof aufhielt. Alles zitterte vor ihm. Die Königin wollte ihren Liebling rabe recht hoch ſtellen vor den Augen alles Volks, und deshalb mußte ihm der ganze Hof in Glanz und Pracht entgegen gehen. Der König und ſein Bruder, der Herzog von Anjou, empfingen ihn an der Spitze der Leibwache und leichten Reiterei zwei Meilen von der Stadt, und man hätte zweifelhaft werden können, wer eigentlich der König ſei, ſo viel Ehrenbezeugungen wurden Mazarin von den königlichen Brüdern und dem Hofſtaate erwieſen, die der beſcheidene Prieſter mit lächelnder Miene entgegen nahm. Im Triumph

in die Stadt geführt, begrüßte ihn die Königin in ihren Gemächern als den lang entbehrten Freund.

7.

Ganz Paris war voll Freude und Jubel, Prinz Condé hatte kurz vor Ostern die königliche Armee bei Blenau geschlagen, und würde den König in Gien, wo sich der Hof eben aufhielt, sicherlich gefangen genommen haben, wenn die Unerschrockenheit des Marschall Türenne denselben nicht gerettet hätte. Zum Fest nun war der siegreiche und gefeierte Prinz in die Hauptstadt gekommen und wie der König des Landes empfangen worden. Das Commando seiner Armee hatte er seinen Generalen übergeben und die Herzöge von la Rochefoucault und Beaufort mitgebracht. Die Rückkehr des verhaßten Car-

dinals hatte ſeiner Partei ſchier mehr Anhänger gewonnen, als ſeine eigne Perſönlichkeit, und die Macht, die ihm bei ſeiner Ankunft über die Gemüther der Pariſer zuſtand, zuſammen gehalten mit ſeinem drohenden Heereshaufen, veranlaßten in der Hauptſtadt die verſchiedenſten Vermuthungen. Einige glaubten, er würde ohne weiteres den König Ludwig für abgeſetzt erklären, und den Thron Frankreichs ſelbſt beſteigen. Man hörte ſogar Leute behaupten, daß er dazu kein zweideutiges Recht beſitze, indem man offen und überall erklärte, weder Ludwig XIV. noch ſein Bruder, der Herzog von Anjou, ſeien Söhne Ludwigs XIII.; der Herzog Gaſton von Orleans hatte aber aus ſeinen beiden Ehen nur Töchter erzielt, folglich gehöre der franzöſiſche Thron dem Herzog von Bourbon = Condé von Gottes und Rechts wegen. Eine andre Partei meinte, er werde ſich nur ſolange zum Generalſtatthalter des Reichs erklären, bis Mazarin ſammt der Königin Mutter auf ewig aus dem Laude entfernt worden ſeien. Eine dritte, obgleich kleinere Partei, die den Prinzen aber beſſer kennen mochte,

als alle übrigen, war der Meinung, Condé sei nur nach Paris gekommen, um sich des taumelnden Beifalls des großen Haufens zu erfreuen und die Vergnügungen der Hauptstadt zu genießen, die er lange über ein halbes Jahr habe entbehren müssen. Man war in Erwartung der kommenden Dinge. Aber man sah nichts weiter, als einen glänzenden Hofstaat, den der Prinz um sich versammelte und mit dem er sich dem Genusse aller sinnlichen Freuden wie ein Heißhungriger hingab, der an eine reich besetzte Tafel kommt. —

Der Prinz war von seiner Muhme Montpensier zu einem glänzenden Dejeuner geladen; sie hatte es darauf abgesehen, sein Herz zu erobern. Ihre zahlreiche Dienerschaft prangte in Galla, ihre Fräulein und Zofen boten sich dem Auge in verführerischer Nymphentracht dar. Der glückliche Held war in der heitersten Laune, und nahe daran, seiner schönen Muhme eine feurige Liebeserklärung zu machen, stahl er ihr Küsse, als sie durch den Fall einer gläsernen Vase von einander geschreckt wurden. Das Mädchen, das

eben mit dem Prunkgefäß herein getreten war, lag ebenfalls am Boden und hatte ſich an einer Scherbe im Geſicht verwundet, ſo daß ſie heftig blutete. Der Prinz ſprang herbei, hob die Ohnmächtige auf und war einigermaßen betreten, in ein ihm wohlbekanntes Geſicht zu ſehen. Die Prinzeſſin kam ihm mit einigen Eſſenzen zu Hülfe und ſagte bei dem Verſuche, das Blut zu ſtillen: „Ueber dem armen Kinde ſcheint ein blutiges Verhängniß zu ſchweben. Erſt vor Kurzem iſt ſie von einem lebensgefährlichen Dolchſtich geneſen, den ihr ein toller eiferſüchtiger Liebhaber verſetzte, und heute fließt ihr Blut ſchon wieder."

Die Ohnmächtige kam zu ſich.

„Nannon," redete ſie die Prinzeſſin an, „wie iſt Dir?" Aber kaum hatte Nannon des Prinzen Geſicht wieder erblickt, als ſie das ihrige mit beiden Händen bedeckte und tief aufſtöhnte. Die Prinzeſſin befahl einen Wundarzt herbei zu holen und trat mit dem Herzoge in ein anderes Zimmer.

„Ein Dolchſtich aus Eiferſucht?" ſagte

Condé lachend, „das iſt ja in Frankreich etwas ganz Unerhörtes.“

„Gewiß! Gott mag wiſſen, wie es damit zugegangen! Ich habe es nie erfahren können. Ihre Eltern oder vielmehr Pflegeeltern flohen aus Furcht, in ſchlimme Händel verwickelt zu werden, noch in der Nacht aus Paris, ich weiß nicht wohin, und ließen die ſchwer-Verwundete zurück, die meiner Sorge anheim fiel, weil ich ſie früher gekannt hatte und — obgleich ſehr von fern — mit in ihr trauriges Schickſal verflochten war. Auch hatte ſie durchaus Niemanden weiter, der ſich ihrer annahm. Ich erzähle Ihnen die Geſchichte ein andres Mal.“

Der Prinz drang nicht ſehr in ſeine Freundin, ihm Ausführlicheres über die ſchöne Nannon mitzutheilen, deren Leiden er, wie er wohl merkte, herbeigeführt hatte; doch beruhigte es ihn, daß die Prinzeſſin nichts von ſeinem Antheil an Nannons Schickſal zu wiſſen und alſo auch die Urſache ihrer Ohnmacht nicht zu ahnen ſchien. Das Geſpräch kam wieder auf den Hof und die Scandala, welche während der Ab-

weſenheit des Prinzen in Paris vorgefallen waren; und beide befanden ſich noch einige Stunden wohl dabei.

Man hatte dem Prinzen ſeine getreueſten Anhänger im Parlamente genannt und er verfehlte nicht dieſe Leute bei ſich einladen zu laſſen, ihnen Feſte zu geben, ja, um ſich populär zu machen, beehrte er den Einen und den Andern ſogar mit ſeinem Beſuche. Wenn unter dieſen Wenigen auch der Parlamentsadvocat von Tarneau ſich befand, ſo mochte wohl das Gerücht daß dieſer Mann eine wunderſchöne Tochter beſitze, auch einen Grund, und vielleicht den vorzüglichſten zu dieſem Beſuche abgegeben haben. Mitten aus den Feſten, die ihm Paris bereitete, ſich losreißend, erſchien der Herzog eines Morgens in Tarneau's Wohnung. Sein Erſcheinen veranlaßte dort eine Bewegung, wie ſie ſeit der Hochzeit des friedlichen Ehepaars daſelbſt nicht vorgekommen war. Herr Battiſt ſaß zum Glück eben nicht in ſtaubigen Akten, ſondern wartete einen Beſuch ab. Er kämmte Haar und Schnauzbart mit den Fingern, und verneigte ſich

ſo tief es ſeine ſteife Geſtalt zuließ; Madame ließ ſich von Margoton in ihrem Stuhle herbeirollen, haſchte nach des Herzogs Rock und preßte gewaltige Küſſe, weinte Ströme von Freudenthränen darauf. Mademoiſelle Poupard ſchluchzte auch beim Anblick des reizenden jungen Helden, aber ihre Thränen hatten einen andern Grund, als die ihrer Frau. Eliſabeth ſtand von fern und ſenkte ihr herrliches Auge verſchämt zu Boden, als ſie der gütige und zugleich heiße Blick des Prinzen traf und mit huldigender Bewunderung auf ihr verweilte. Außerdem befand ſich noch ein ältlicher ſtattlicher Mann im Zimmer, der in vornehmer militäriſcher Kleidung lächelnden Geſichts dem jungen Feldherrn gegenüber ſtand.

„Eure Hoheit beglückt mein armes Haus mit ihrer Gnade!“ rief Tarneau, „und nicht nur uns, ſondern auch dieſen meinen trefflichen Freund, den ich die Ehre habe, Eurer Hoheit vorzuſtellen. Er iſt der Herr Marquis von la Boulage, der von Meaux, ſeinem jetzigen Wohnorte, nach Paris gekommen iſt, um Eurer Hoheit ſeine Ergebenheit zu verſichern.“

„O ich kenne den Herrn Marquis ſehr wohl,“ verſetzte der Prinz ſo leutſelig und liebenswürdig, wie er ſich nur zu geben vermochte. „Sie gehörten immer zu den Feinden des Cardinals und waren ein ächter Frondeur; auch von Ihren Waffenthaten wiſſen die Spanier zu erzählen, und vielen davon haben Sie einen Brief durchs Leben aufs Geſicht geſchrieben.“

„Ich habe es nicht zu ſo hoher Meiſterſchaft in dieſer Art Schrift bringen können, wie Eure Hoheit,“ ſagte der Marquis.

„Jeder nach Kräften und Geſchick, doch alle zu dem gemeinſamen Zweck: Frankreichs Wohl! — Waren Sie nicht mit der Wittwe des früh verſtorbnen Marquis von St. Romain verheirathet?“

„Das bin ich noch, mein gnädigſter Herr; denn meine Frau lebt noch, obgleich ſchwach und kränklich.“

„Irre ich nicht, ſo hinterließ der Marquis, der oft in meines Vaters Hauſe war, einen Sohn. Er müßte jetzt ein ſtattlicher Jüngling

ſein und gäbe gewiß einen guten Offizier in meiner Armee ab.“

„Roger von St. Romain, mein Stiefſohn,“ verſetzte der Marquis verlegen, „würde gewiß mit Freuden unter Eurer Hoheit glorreichen Fahnen ſeine erſten Waffenthaten verrichten, wenn er nicht als Page des Königs von Sr. Majeſtät zum Offizier unter dem Marſchall Türenne gemacht worden wäre.“

„Nun, dient er nicht für mich, ſo dient er doch gegen mich, und Türenne iſt wahrlich ein wackrer Lehrmeiſter im Kriegshandwerk. Das hab' ich vor Kurzem erſt wieder erfahren.“ Seine Augen fielen auf Eliſabeth und er bemerkte nicht ohne Verwundrung, daß eine hohe Purpurglut ihr Geſicht überzogen, die er vorhin nicht wahrgenommen hatte, und ihre Blicke mit dem Ausdruck eines ängſtlichen Staunens auf den Marquis gerichtet waren.

„Wenn auch der Sohn durch Umſtände an die königliche Partei geknüpft iſt,“ ſagte Tarneau, „ſo iſt der Vater Eurer Hoheit um ſo treuer ergeben.“

„Mein Freund, auch ich bin dem Könige bis in den Tod ergeben," entgegnete Condé. „Meine Waffen sind nur gegen Mazarin und seine Beschützerin gerichtet."

„Das ist auch unsre Meinung und Ansicht," war des Marquis Rede.

„Und diese Gleichheit der Gesinnungen hat uns erst vor Kurzem zusammengeführt und so innig verbunden, gleicher Haß gegen Mazarin, gleiche Liebe zu Eurer Hoheit," sprach Tarneau mit Salbung. „Ich war dem Cardinal selbst entgegen gezogen, um sein Eindringen in Frankreich zu vereiteln."

„Ich habe davon gehört," unterbrach ihn der Prinz lächelnd.

„Aber unsre Kräfte waren zu schwach; wir mußten wieder umkehren. Da nahmen wir in der letzten Nacht unsrer Heimreise Einkehr bei dem Herrn Marquis. Herr von Pleissis, einer der Parlamentsräthe, die mit mir den Zug unternommen hatten, war ein langjähriger Freund desselben; wir wurden gar freundlich empfangen. Die Rückkehr des Cardinals machte ihn ganz zu dem

Unſern, und ſeit dieſer Zeit ſind wir innige Freunde, ja ich kann wohl ſagen, Frankreich hat ſchwerlich ein Paar getreuere Anhänger an Eure Hoheit, die bereiter wären, Gut und Blut jeden Augenblick für Ihre gerechte Sache zu geben.“

„So nenne mich wenigſtens als das dritte Herz,“ äußerte ſich Madame Tarneau noch immer weinend, „und wer weiß, ob die beiden Männerherzen vereint ſo viel Treue fühlen zu Ew. Hoheit, wie ich. Mein Vater war ja Ew. Hoheit Vater Wildmeiſter zu St. Maur, und meine Mutter hat uns die Liebe zum Hauſe Condé mit in der Milch zu trinken gegeben. Ich auch bin's, die meinen Mann zu Ihrer Partei gebracht hat; denn er hielt es erſt mit dem Herzog von Orleans und dem Coadjutor Gondi.“

„Frau!“ ſchmälte Tarneau mißbilligend und drehete verlegen am Zwickbarte, „wie Unrecht thuſt Du mir im Beiſein Sr. Hoheit!“

„Nein ich will mich ſtolz meines Verdienſtes rühmen vor dem rechten Manne. Seit dieſer Stern in unſerm Hauſe aufgegangen iſt, bin ich die glücklichſte Frau auf der Welt. Und nun glaub'

ich, daß mich der Himmel noch zu etwas Höherm beſtimmt, daß er mich zum Werkzeug auserſehen hat, einen großen Plan auszuführen. Durch dieſen hohen Beſuch haben mich Ew. Hoheit geweiht, Ihnen und Frankreich einen großen Dienſt zu leiſten. Doch darf ich jetzt noch nicht ſagen, worin er beſteht, und wie er ausgeführt werden muß. Aber freudig bringe ich Ihnen mein höchſtes und theuerſtes Gut dar."

Der Prinz verglich die hülfloſe Lage und die ſchwärmeriſchen Verſicherungen der Frau zuſammen, und obgleich ihm dadurch ihre Worte eben nicht klarer wurden, ſo verſetzte er doch gütig: „Ich bin hocherfreut, ſo viel Liebe und Anhänglichkeit in einem Hauſe zuſammen gefunden zu haben. Doch Sie, mein ſchönes Kind," wandte er ſich zu Eliſabeth, „ſcheinen in die mir ſo höchſt angenehmen Verſicherungen Ihrer Eltern nicht einſtimmen zu wollen. So hätt' ich wohl von Ihnen kein Fünkchen von Liebe zu hoffen?"

„Sie wird ihre Liebe durch die That beweiſen," antwortete die geſprächige Mutter an Eliſabeths Statt, wodurch ſie den galanten Prinzen eben

nicht ſonderlich erfreuete. „Sie wird mir den Plan zu Ew. Hoheit Heil und Glück ausführen helfen.“

„Liebesthaten ſind immer noch mehr werth als Liebesworte,“ ſagte Condé mit ſeiner Hofmanier, „und Liebesthaten von ſolch einem Herzen, von ſolchen Händen vollbracht, müſſen allerdings das höchſte Heil und Glück über das Haupt eines Mannes bringen, und ſtehe er auch noch ſo hoch. Den ſchönſten Kranz, ſei er aus Blüthen oder reifen Aehren geſchlungen, drückt doch nur die liebende Frauenhand auf die Schläfe des glücklichen Mannes und fürwahr der Fruchtkranz iſt ſeines Glückes höchſte Krone.“

„Nur wer der Blüthen wartet, darf auf die Früchte rechnen; nur wer geſäet hat, ſoll die Ernte hoffen,“ ſagte Eliſabeth mit Bedeutung.

„Nicht immer ſind die Früchte des Sämanns Lohn; oft gelten höhere Rechte,“ verſetzte der Herzog eben ſo.

„Käm' es ſtets auf die volle Garbe an, ſie würde gewiß immer lieber dem angehören, der ihr Korn in der Erde Buſen geſenkt, als dem Rei-

chen, der ohne Mühe ſie genießen will. Wer ihrer mit Liebe gepflegt, der ſoll ſich billig auch ihres Genuſſes erfreun."

„Ich merke ſchon," lächelte der Prinz, „hier hat ein Sämann guten Samen ausgeſtreut;" und wandte ſich dann wieder zur Mutter, die von dem Allen nichts begriff. —

Als der Prinz nach Hauſe kam, rief er ſeinem Vertrauten, dem Hauptmann von Gourville entzückt zu: „Ich habe ein göttliches Mädchen kennen gelernt, ſchöner als die Morgenröthe, wenn ſie aus dem Bette des Tithonus ſtieg. Ein Paar feurige Küſſe von ihr würden mich von aller Langeweile heilen, die mir verſchiedene Herzoginnen und Marquiſinnen mit ihren Liebeserklärungen und zudringlichen Zärtlichkeiten bereiten. Aber die reizende Amourette hat einen Liebhaber, einen Anbeter, an dem ſie mit ganzer Seele zu hängen ſcheint. Doch durch die Mutter, die eine Närrin iſt, und wie eine Verrückte ſpricht, iſt Alles zu gewinnen. Spionire mir nur erſt aus, wer der Glückliche iſt, den ſie liebt, um ihn nach Befinden der Umſtände auf die ſchicklichſte Art entweder bei Seite zu ſchie-

ben, oder aber beizubehalten. — Weißt Du auch, daß ich die ſchöne Schäferin wieder gefunden habe? Seltſam! als Zofe der Montpenſier, die mir ſtark die Cour macht. Das arme Ding! Ich war noch nicht weit mit ihr, die Sache war noch zu neu; kaum einige Küſſe hatte ich von ihrem ſchönen Munde genaſcht, als ich fort mußte, und doch hat ſie der Tändelei wegen einen kalten Stahl koſten müſſen. Sie dauert mich, und ich würde ihr gern zur Entſchädigung ihr liebevolles Herzchen leichter machen, und Alles nachholen, woran ich verhindert wurde, aber ſie iſt die Zofe der Montpenſier, und wenn mich ihr Blick nicht getäuſcht hat, ſo quälen ſie Gewiſſensbiſſe. Auch hab' ich in der That keine Zeit dazu. Meine Liaiſon mit der Herzogin von Chatillon iſt inniger und zärtlicher, als je; die Muhme Montpenſier hat es ernſtlich mit mir vor, und die muß ich mir durchaus zur Freundin erhalten; ich meine es ebenſo mit der ſchönen Eliſabeth von Tarneau. Außerdem ſchmachtet die Marquiſe von la Laubern nach mir und das Fräulein von Tachord ladet mich in den zärtlichſten Liebesbriefen ein. Und meine Frau darf

ich doch auch nicht vernachläſſigen, ſo lächerlich das auch klingt; aber Du weißt, wir lieben uns. Kurz, ich laſſe die kleine Theaterprinzeſſin fahren."

8.

Conde's Charakterunbeſtändigkeit, die er mit faſt allen ſeinen Zeitgenoſſen theilte, ließ ihn zu Unterhandlungen mit einem in der Irre herumſchweifenden Hofe ſich wenden, und wie er dadurch gar nichts gewinnen konnte, ſo verlor er vielmehr Alles, die Liebe des Pariſer Volks, das zu allen Zeiten eben ſo ſchnell erkaltet, als erglüht iſt, und den günſtigen Zeitpunkt, die Partei der Königin gänzlich in die Enge zu treiben und dadurch Mazarin für immer aus Frankreich zu entfernen. Er würde wahrſcheinlich auch mit dem einen für ihn

sehr dürftigen Resultate dieser Unterhandlungen sich begnügt, und dem ihm so feindseligen Cardinal die Hand wieder zur Versöhnung geboten haben, wenn ihn die Prinzessin von Montpensier nicht auf alle Weise zur Fortsetzung des Kriegs gestachelt hätte; denn ihr Rachedurst hatte kaum erst einige Tropfen geschmeckt, und sie wollte ja in vollen Strömen Befriedigung schlürfen.

Das königliche Heer hatte sich unter Türenne sehr gestärkt und die Armee des Prinzen bei Etampes geschlagen. Aus großer Bedrängniß, in welche es Türenne durch die Belagerung von Etampes, wohin es sich geworfen, gebracht, durch das Heer des Herzogs von Lothringen befreit, der übrigens vom Cardinal besser bezahlt als von Condé, bald wieder abzog, sah das Heer des Prinzen den Weg nach Paris kaum frei, als es denselben in aller Schnelle einschlug. Die Prinzessin von Montpensier war selbst im Lager gewesen und hatte die Generäle zu diesem Zuge bewegt; Condé verließ Paris, eilte zu seinen Truppen, die er klüger nie hätte verlassen sollen, und führte sie glücklich nach St. Cloud. Dort stand er bis zu Ende des Juni

in einer ziemlich ſichern Stellung, obgleich ihm oft der Mangel drohete. Endlich, als ſich das königliche Heer ihm immer drohender zeigte, gab er die Hoffnung auf, vortheilhafte Friedensbedingungen zu erlangen, und hatte auch keine, von den Pariſern unterſtützt zu werden. Er war bei aller Tapferkeit dennoch Mazarinis Schlauheit unterlegen, der ihn mit den Unterhandlungen nur hingehalten hatte, um ihn dem Parlamente und der ohnedies in ihren Anſichten gar ſehr getheilten Bevölkrung von Paris verdächtig zu machen; ſeine üppige Unthätigkeit in der Hauptſtadt fern von ſeinem Heere und der gewaltthätige Uebermuth ſeiner Freunde vollendeten des Cardinals Werk, und zu ſpät ſah Condé ein, daß er allein ſtehe, und ſich nur auf ſeinen Degen zu verlaſſen habe. Dazu war er auf zwei Seiten von den königlichen Truppen bedrängt, Paris verſchloß ihm die Thore, und ihm blieb nur ein einziger rettender Ausweg übrig, der nach Charenton. Er beſchloß mit ſeinem zuſammengeſchmolzenen Heere dahin zu fliehen. Aber kaum hatte er ſich in Marſch geſetzt, ſo rückte ihm Türenne eilig nach und erreichte ihn bei der Pariſer

Vorſtadt St. Martin. Charenton zu erreichen war für Condé nun nicht mehr möglich; er warf ſich alſo in die Vorſtadt St. Antoine, wo er zu ſeinem Glücke einige Verſchanzungen vorfand, die die Pariſer vor Kurzem errichtet, um ſich vor der Plündrung der Soldaten des Herzogs von Lothringen zu ſichern. Der Rath von Paris verweigerte ihm, ſein Geſchütz durch die Stadt paſſiren zu laſſen, und er mußte daſſelbe an dem Graben zwiſchen der Stadt und der Vorſtadt aufſtellen. Die Verzweiflung gab ihm Muth, er verſperrte die drei Hauptſtraßen der Vorſtadt, die auf das Thor laufen, mit Barrikaden, beſetzte die Häuſer mit Musketiren, und ſetzte ſich in den möglichſt beſten Vertheidigungszuſtand.

Der Hof war der königlichen Armee gefolgt und ging jetzt der Heeresabtheilung des Marſchall Türenne auf dem Fuße nach. Der Cardinal war eben ſo wohl von der ſchlimmen Lage unterrichtet, in welcher ſich Condé befand, als auch von der Abſicht der Pariſer, ihm die Thore nicht zu öffnen. Mazarin hatte nämlich durch ſeine Anhänger dort ausſprengen laſſen, Condé habe bereits

mit dem Hofe Frieden geſchloſſen, und ſtellte ſich nur zur Schlacht, um den Bürgern weiß zu machen, er ſei noch von den alten redlichen Geſinnungen gegen ſie erfüllt; das Ganze ſei aber nichts als eine Spiegelfechterei, ein Comödienſpiel. Unglücklicher Weiſe hatte des Prinzen Benehmen in der letzten Zeit alle Veranlaſſung gegeben, dieſe Gerüchte für wahr zu halten. Während nun auf der einen Seite die Bürger ſehr zahlreich auf den Boulevards und an den Bruſtwehren der verſchloßnen Thore ſich einfanden, um ſich an der Comödie zu ergötzen, die man ihrer Leichtgläubigkeit geben wolle, und deren Schein und Grund ſie mit ihrer Pfiffigkeit durchſchaut zu haben glaubten, führte der Cardinal die Königin Mutter und den jungen König auf die Anhöhe von Charonne, um ſie und ſich von hier aus an Conde's Untergange zu laben. Der ganze Hof ſtand auf dem Berge und ſah mit neugierigen triumphirenden Blicken auf die Vorſtadt St. Antoine herab, wo die Armee des Prinzen, zwei Mal ſchwächer als die königliche, und mit ihr der Geiſt des Aufruhrs und der Widerſetzlichkeit, vernichtet werden ſollte. Turenne

griff Condé an, zog sich aber zurück, als er gewahrte, wie gut sich der Prinz verschanzt hatte, um die Ankunft des Marschalls la Ferté abzuwarten, der ihm eine bedeutende Verstärkung zuführte. Dieser sollte in zwei Abtheilungen, rechts vom Faubourg du Temple und links von der Seine her dem Prinzen in die Seiten fallen, während ihn Türenne von vorn angriff. Die Ausführung dieses Plans hätte Condé ohne Zweifel zu Grunde gerichtet. Der Cardinal konnte aber in der Freude seines Herzens la Ferté's Ankunft nicht erwarten und schickte Türenne den Befehl zu, unverzüglich anzugreifen. Der Marschall gehorchte, und auf drei Punkten begann ein hartnäckiges Gefecht. Dieser Kampf ist wegen der unerhörten Tapferkeit, mit welcher auf beiden Seiten geschlagen wurde, Franzosen gegen Franzosen, einzig in der Geschichte dieses Landes. Frankreichs unsterbliche Kriegshelden Condé und Türenne standen sich gegenüber, oft nur auf Pistolenschußweite, beides junge feurige Männer mit grosen Gaben ausgerüstet, und unter ihnen tapfere Soldaten, tüchtige Offiziere, wie unter Condé die Herzöge von Nemours, Beau-

fort, Rochefoucault, der Prinz von Marſillac, der Marquis Tavannes, unter Türenne der Marquis von St. Maigrin, der Marquis von Navailles und Andre.

Unter den Häuſern, welche Condé ſtark mit Soldaten beſetzt hatte, war eins der erſten das Theater der Vorſtadt St. Antoine, welches nicht weit von der Abtei gleiches Namens, jedoch auf der andern Seite der Straße lag. Türenne drang unter dem furchtbarſten Feuer in die Straße, Condé warf ihn zurück. Hunderte der Königlichen ſtürzten und färbten den Staub der Vorſtadt mit ihrem Blute. Der tapfre Marſchall ließ ſich nicht abſchrecken, er führte neue Schaaren heran. Eh' er zum zweiten Male vordrang, ließ ihm St. Maigrin, der in der Straße Charonne dem Marſchall Tavannes gegenüber ſtand, melden, er werde jetzt einen Hauptangriff thun, und einer ſeiner Offiziere durch einen Schlupfwinkel dem Prinzen in der Straße des Faubourg St. Antoine in den Rücken zu kommen ſuchen. Türenne verzögerte alſo ſeinen neuen Angriff ſo lange, bis er hörte, St. Maigrin ſei ſiegreich vorgedrungen. Dieſer Ta-

pfre war ungefähr durch die Hälfte der Straße Charonne gerückt, als ſich ein Theil ſeines Hauſens, der jedoch von zahlreich nachrückenden Truppen ſogleich wieder erſetzt wurde, links durch eine Seitenſtraße ſchlug. Der Führer war ein junger Offizier, und dieſer wurde wieder von einem ſchier noch jüngern Soldaten geleitet. Vor einer Pforte, die in einer ziemlich hohen Mauer war, machten ſie Halt. „Dieſe verſchloßne Thür müſſen wir aufbrechen," ſagte der junge Soldat. „Durch ſie geht unſer Weg."

„Biſt Du Deiner Sache auch gewiß, Poupard?" fragte der Offizier.

„O mein Herr von St. Remain," verſetzte der Soldat, „hier kenn' ich jeden Tritt und Schritt. Hier hab' ich als Schauſpieler manches Abenteuer beſtanden."

Die Thür ſprang von den Kolbenſtößen der Soldaten, die nun in einen jener weitläufigen Gärten traten, wie man ſie vorzüglich in dieſer Vorſtadt findet. Poupard an der Spitze, durchſchnitten ſie quer das Terrain, bis ſie durch eine zweite Thür, die leichter zu eröffnen war, in ein Gehöft

traten. Ein Theil des Spaliers, das daſſelbe theilte, war bald niedergeriſſen, ein vorſpringendes niedriges ſchlechtgehaltenes Dach bot eine elende Bretterthür. Auch ſie wich der Gewalt und Poupard ſchritt einer finſtern Treppe hinab. Einer gab dem andern die Hand. So ging's eine zeitlang im Dunkeln fort durch verſchiedene Gänge, dann wieder treppauf. Poupard horchte. Behutſam hob er eine Fallthüre auf, die er von unten zu entriegeln verſtand, und vorſichtig ſtieg der Hauſe heraus. Sie befanden ſich auf der vom Tagesſchein nur matt erhellten Bühne; der Vorhang war herabgelaſſen und Poupard lauſchte hinter demſelben hervor. „Wenn ich nicht irre," ſagte er zu St. Romain, „ſo iſt das Vorderhaus beſetzt. Ich will zu ſehen."

Leiſe ſchlich er ins Parterre hinab, drückte ſich an den Wänden hin, kroch auf allen Vieren und kehrte bald mit der Meldung zurück, daß Hausflur und Gallerien nach der Straße voll bewaffneter Soldaten ſeien, die aber gewiß nichts weniger als einen Angriff von hinten erwarteten. Er machte dem [illegible]en Vorſchlag, ſobald ſich der

Marschall in der Straße nähere, die Condéischen im Hause von hinten nieder zu machen, ihre Posten einzunehmen, und nach Befinden der Umstände entweder aus den Fenstern auf Condé Feuer zu geben, oder ihm in Rücken zu fallen. Um die Ereignisse auf der Straße beobachten zu können, kletterte Poupard auf den obersten Schnürboden, wo er durch eine Dachluke einen langen Strich der Straße übersehen konnte. Ein Bretterverschlag, hinter welchem man sonst alte Requisitenstücke aufzubewahren gepflegt hatte, und der jetzt mit einem Prospect verhängt war, hielt ihn noch vom Fenster ab; er schob den Vorhang weg, drückte die Thüre zurück und war nicht wenig erstaunt, auf einem dürftigen Lager, das aus Theaterlumpen zusammen gebaut war, einen, dem Anschein nach, kranken Menschen liegen zu sehen. Aber Schrecken erfaßte ihn, als er in diesem Menschen seinen ehemaligen Director, Herrn Debarques, erkannte, der ächzend und wimmernd die dürren Hände erhob und um sein Leben flehete.

„Mein Himmel, wie kommen Sie hierher?“ rief der Soldat.

„Ach tödten Sie mich nicht! Rächen Sie ſich nicht an mir, beſter Herr Poupard!“ weinte der kranke Mann. „Ich war ganz unſchuldig an Ihrem Unglück; ich wollte immer, daß die Nannon Ihre Frau werden ſollte, ich wußte nichts vom Prinzen Condé. Das Alles hat meine gottloſe Frau gemacht, eigentlich war ſie gar nicht meine Frau —“ Eine donnernde Gewehrſalve auf der Straße verſchlang ſeine Worte, einzelne Schüſſe knatterten nach, aus den Fenſtern des Hauſes krachte es hinab, der Schlachtruf der Kämpfenden und das Geheul der Verwundeten durchſchnitt die Luft und Benoit ſtürzte an das Fenſter. Ein Blick auf die Straße, ein Paar Sätze über den Boden, ſchnell die wankende Steige hinab, und er war bei ſeinen Leuten. „Auf!“ rief er. „Condé hat Türenne zurückgedrängt. Laßt uns angreifen!“

St. Romain commandirte, Poupard zog den Vorhang auf und in demſelben Augenblicke praſſelte ein Kugelregen mit Blitz und Donner auf die ſorgloſen Krieger Condé's. Mehre ſtürzten; aber nun entſtand auch ein mörderiſcher Kampf in dem Hauſe der Muſen, und was man hier oft nur ge-

ſpielt hatte, das ereignete ſich jetzt in grauſiger Wirklichkeit. Obgleich anfangs der Vortheil auf Seite der Königlichen war, ſo war es doch einem der Condéiſchen gelungen, auf die Straße zu entſpringen und von dort Succurs herbei zu holen. Statt nun, wie es die Abſicht St. Romains geweſen war, dem Prinzen in Rücken zu fallen, mußte er ſich im Hauſe vertheidigen. Sobald Türenne draußen vorwärts drang, — und er hatte den Prinzen einmal bis zur Abtei zurückgetrieben — bekam St. Romains Hauſe Luft, doch gelang es ihm nie, ſich durchzuſchlagen, und mit Türenne zu vereinigen; wenn aber Condé wieder ſiegreich vorwärtsſchritt und die Königlichen aus der Straße warf, wurde St. Romain wieder auf die Bühne gedrängt, wo ſeine Leute hinter den Couliſſen einen ſichern Stand hatten. Schon lag das Haus voll Todter und Verwundeter; denn auf beiden Seiten waren viele gefallen, als St. Romain von einer Kugel getroffen an Poupards Seite ſtürzte. Dieſer hatte ſeinen Offizier kaum fallen ſehen, als er ihn faßte, und mit rüſtiger Jugendkraft die dunkle Treppe hinauf auf den Bo-

den und in Debarques Verſteck trug. Der an allen Gliedern zitternde Theaterdirector mußte dem Verwundeten Platz machen, und auf dem Bette unterſuchte Poupard deſſen Wunde. Die Kugel ſaß in der rechten Schulter, und ſchien nicht todtbringend zu ſein. Der treue Soldat wuſch ſie mit Waſſer und Wein aus, was der Director trippelnd herbeitrug, verband ſie ſo gut er vermochte, und wollte dann wieder in den Kampf zurück. Als er hinab kam, fand er das Feld von Freund und Feind geräumt; er merkte, daß ſich ſeine Kameraden, des Führers entbehrend, zurückgezogen, woher ſie gekommen waren, und er eilte durch den dunkeln Gang nach. Eh er aber die Straße erreichte, hörte er von dort her aus wilden Ausrufungen, daß ſeine Kameraden gefangen, der Marquis von St. Maigrin erſchoſſen, und die Königlichen auf allen drei Punkten aus der Vorſtadt geworfen ſeien. Das wüſte Geſchrei der Sieger ſchreckte ihn in ſein Verſteck zurück, und nach wenigen Minuten hatte er das ſichre Dachkämmerchen wieder erreicht, wo er die Zeit in Geſellſchaft eines Verwundeten und eines Kranken bis

zum Abend oder einer sonstigen günstigen Zeit zuzubringen gedachte. Der Schlachtlärm verstummte allmälig in der Straße und Debarques Furcht wich einem weniger beängstigenden Gefühl, das ihm verstattete, auf Benoits dringende Frage, wie er hierher gekommen sei, zu antworten.

„An jenem unseligen Abend," erzählte er, „als Sie uns so plötzlich verließen, ohne Ihre dankbare Rolle ausgespielt zu haben, begann mein Unglück. Die Prinzessin von Montpensier war wüthend und wollte mich nicht vor sich lassen, der ich doch an dem unerwarteten Ausgange des Stücks ganz unschuldig war, zu gleicher Zeit wurde mir gesteckt, es sei schon Befehl erlassen, mich festzunehmen, weil das Stück gegen die Königin und den Cardinal gerichtet sei, Nannon lag in ihrem Blute und man sagte mir, die Polizei sei auf dem Wege, um sich wegen dieses traurigen Vorfalls an mich zu halten. Das war zu viel auf ein Mal; ich floh mit meiner Frau noch in derselben Nacht aus Paris dem Norden zu, da im Süden und Westen der Krieg drohete. Nach langem Umherirren kamen wir nach Amiens, wo wir

ein Theater errichtete. Aber Madame ließ ſich von einem der Schauſpieler die Cour machen, und weil ich auf Nannon keine Penſion mehr erhielt, ſo ſchickte ſie mich ins Elend. Wo ſollte ich armer alter Mann hin? Ich faßte den Entſchluß, wieder nach Paris zu gehen, da ich vernommen hatte, Prinz Condé ſei Herr in der Stadt, und ich habe von der Rache der Königin nichts zu befürchten. Ich wollte mein Glück noch ein Mal verſuchen, ob ich nicht von der Prinzeſſin Montpenſier oder dem Prinzen Condé dennoch eine kleine Penſion erhalten werde, da dieſe beiden doch an meinem Unglück ſchuld waren. Ich ſchleppte mich zu Fuße hieher, und meldete mich bei der Prinzeſſin. O Gott! da ging mir ein Glücksſtern auf. Die erſte Zofe, die mir entgegentritt, iſt — meine Nannon. Ich denke, es iſt ihr Geiſt —"

„Nannon lebt noch!" fuhr Benoit empor.

„Sie lebt und befindet ſich wohl, iſt im Dienſt der Prinzeſſin Montpenſier und mein Rettungsengel geworden."

„Gottlob!" rief Poupard und ein tiefer Seufzer löſte ſich von ſeiner Bruſt.

„Sie hatte lange darnieder gelegen, nun war sie vollkommen gesund. Das gute edle Kind ersuchte mich, mich nur einige Tage zu verstecken, indem ich vor der wieder mächtiger gewordner Partei der Königin und des Cardinals nicht ganz sicher sei, bis sie mit der Prinzessin meinetwegen gesprochen und mir den Schutz derselben ausgewirkt. Auf Condé sollte ich mir aber keine Hoffnung machen, weil sie den Herzog nicht wieder gesprochen und es sehr bereue, seinen Schmeicheleien jemals ein Ohr geliehen zu haben."

„Wirklich!" rief Benoit bitter. „Schade, daß ihre Bekehrung zu spät kommt."

„Ach, Herr Poupard, glauben Sie mir, das liebe Mädchen hat höchstens vier Mal mit dem Prinzen gesprochen, und das meist auf der Bühne. Und dazu ist sie von meiner garstigen Frau verführt worden; sonst wäre sie Ihnen treu geblieben. Geliebt werden Sie trotz Ihrer Grausamkeit und den schweren Leiden, die Sie der Armen bereitet haben, noch heiß und stark von ihr. Sie hat mich schon mehrmals gefragt, ob ich nicht wüßte, wohin Sie gerathen seien?"

„Das glaube ich nicht!“ ſagte Benoit trotzig mit Thränen im Auge.

„Glauben Sie's nur; ich belüge Sie nicht. Dem Herrn Abbé Bertault hat ſie ebenfalls eine lebenslängliche Penſion von der Herzogin ausgewirkt; ja ſie hat ſogar Verſuche gemacht, ſich mit Ihrer Mutter auszuſöhnen, aber ſie waren vergebens.“

„Das glaub' ich!“ ſagte Benoit, mit ſeiner Mutter zufrieden.

„Ich ſuchte einen Zufluchtsort in meinem Theater,“ fuhr der Erzähler fort, „das während der ſtürmiſchen Kriegszeit dieſen Sommer unbenutzt ſtand und fand hier in dieſem Kämmerchen ein ſichres Verſteck. Abends beſuchte ich Nannon und erhielt von ihr Geld und Lebensmittel. Aber Kummer und Anſtrengung hatten meine Kräfte aufgezehrt; ich wurde krank. Nun kam Nannon Abends zu mir, und brachte mir das Nöthige. So liege ich ſchon ſeit einer Woche. Heute bin ich aber faſt vor Furcht und Schrecken geſtorben, über das Toben und Schießen in der Straße und im Hauſe, das ich mir nicht erklären kann.“

Benoit erzählte ihm dagegen die Vorfälle des Tags, und nannte dabei mehrmals den Namen seines Offiziers St. Romain, der oft vor Schmerz aufstöhnte.

„Mein Herr," sagte Debarques zu ihm, „sollten Sie vielleicht verwandt sein mit dem ersten Gatten der Marquise von la Boulage in Meaux?"

„Ich bin der Sohn desselben," versetzte der Verwundete.

„O da hab' ich Sie recht gut gekannt, als Sie kaum einige Jahre alt waren. Ich war der Kammerdiener des Herrn Marquis von la Boula-'ge, so lange er noch nicht verheirathet war. Ihre Frau Mutter wollte mich aber nicht leiden. So verließ ich das Haus und wandte mich der Kunst zu. Ich habe aber stets noch in Verbindung mit dem Herrn Marquis gestanden. Wenn ich wieder gesund bin, werde ich demselben einen Besuch machen."

„Dann werden Sie meine Mutter nicht mehr am Leben finden," sagte der Offizier. „Seitdem bin ich mit dem Marquis ganz zerfallen. Weder die Ansprüche, die er an mein mütterliches Ver-

mögen, noch die, welche er an meine politiſchen Grundſätze und Anſichten machte, ſagten mir zu, und ſo haben wir uns entfremdet."

So verplauderten die drei ſeltſam zuſammengewürfelten Menſchen eine Stunde um die andere, bis ſie — ſelbſt den Verwundeten — die Hitze der Juliſonne, unter dem Dache beſonders fühlbar, in Schlaf niederdrückte.

9.

Der Verdacht der Pariſer, daß das Gefecht — trotz der vielen Verwundeten und Todten — in der St. Antoine-Vorſtadt eben nur ein Spiegelgefecht ſei, wurde vorzüglich durch den Umſtand beſtärkt, daß ſich der Herzog von Orleans während deſſelben in ſeinem Palaſt eingeſchloſſen hielt

Niemanden vor ſich ließ. Die Prinzeſſin von Montpenſier hatte ſich vom Anfange des Kampfes auf einen Thurm der Baſtille begeben, um daſſelbe zu beobachten. Sie gewahrte die Gefahr und die Tapferkeit ihres Freundes, und es wurde ihr klar, daß er verloren ſei, ſobald Türenne Verſtärkung erhalte. Sie eilte in dem Palaſt zu ihrem Vater; die Tochter ließ ſich den Zutritt zu ihm nicht verwehren. Die kritiſche Lage, in der er ſich befand, hatte ihm den Kopf genommen, unſchlüſſig und verzweiflungsvoll lief er umher, und wollte ſelbſt von der Prinzeſſin nichts über den Verlauf des Gefechts hören. Sie ließ ſich dadurch nicht abſchrecken. „Glauben Sie denn," ſagte ſie mit überredenden Nachdruck, „daß es Ihnen zu gut kommen wird, wenn der edelſte und tapferſte Mann Frankreichs jetzt ſchonungslos hingewürgt wird? Der ſiegreiche Cardinal wird in ſeinem Uebermuthe Sie ſo gut ſeiner Rache opfern, wie er Condé geopfert und wahrlich bei Ihnen mit weniger Gefahr und mit mehr Recht. Als wenn es Mazarin nicht bekannt worden wäre, in wie freundlicher Verbindung Sie mit Condé geſtanden? Sie ſol-

gen nur Gondi's ehrgeizigen Einflüſtrungen, und dieſer gewandte Pfaffe haßt den Ruhm des Prinzen ebenſo wie Mazarins Macht, aber Mazarin haßt Gondi und haßt Sie, und wenn erſt Condé gefallen, werden Sie weiß werden, was Sie verloren; denn wahrlich mit Ihnen und Gondi wird der allmächtige Miniſter keine beſondern Umſtände machen."

„Laß mich!" rief der Herzog verzweifelt. „Ich werde mich dem Könige zu Füßen werfen, und mich ſeinem Willen fügen."

„Das heißt in den Willen der Königin und das heißt eigentlich in den Willen des Cardinals. Sie ſollten erröthen, Ihrer Tochter dergleichen zu ſagen. Sie der Sohn Heinrichs IV. wollen ſich der Discretion eines ſchwachen Weibes hingeben, die von einem intriguanten Prieſter ſo geleitet wird, daß ſie keinen eignen Willen hat? Sie wollen einen liſtigen gemeinen Römer als Herrn Frankreichs anerkennen? Sie ſcheuen ſich nicht einmal vor dem Spott dieſes Frankreichs, wenn Sie ſich auch aus ſeinem Zorn, aus ſeinen Flüchen und Verwünſchungen nichts machen ſollten? Aber ich ſage

Ihnen, der Treubruch am Prinzen wird sich furchtbar an Ihnen rächen."

„Aber, mein Gott, was soll ich denn thun? was soll ich beginnen?" rief der Herzog, halb weinend und sich die Hände reibend.

„Dem Prinzen die Thore öffnen, ihm beistehen, dem Cardinal muthig die Stirne bieten und der Königin auf diese Weise einen Frieden abtrotzen, dessen erste und unerläßige Bedingung ewige Entfernung des Cardinals aus Frankreich, so wie all seines Einflusses und seiner Kreaturen sein muß."

„Thue, was Du für gut findest!" wehrte der Herzog ab, „aber mich laß aus dem Spiele."

„Dazu bedarf ich Ihrer Vollmacht. Wohlan, ich bin bereit zu thun, was nöthig ist. Stellen Sie mir einen Befehl an alle Behörden in Paris aus, mir zu gehorchen und allen meinen Anordnungen Folge zu leisten."

So sehr sich der Herzog erst gesperrt hatte, so nachgiebig zeigte er sich jetzt, froh, auf irgend eine Weise aus der peinlichen Verlegenheit gerissen zu sein, ohne doch selbst thätig handeln zu müssen. Er stellte der Prinzessin die verlangte Vollmacht

aus, und ſie verfügte ſich ſogleich auf das Rathhaus, gewann mit kühnen kräftigen Worten und Vorzeigung des Dokuments die ſtädtiſche Obrigkeit, und haranguirte, als ſie heraustrat, das Volk, welches ſich vor dem Gebäude verſammelt hatte, zum Vortheil des Prinzen Conde. „Auf, Bürger von Paris!“ ſprach ſie begeiſtert, „folgt mir zur Rettung Eurer Stadt, zur Rettung Frankreichs! Nur in dem tapferſten Sohne Frankreichs liegt dieſe Rettung, in jenem jungen kühnen Helden, der ſchon oft für Euch geblutet, der den Cardinal haßt, wie Ihr, und deshalb gefangen geſetzt, verfolgt wurde. Er iſt nicht aus Spanien, nicht aus Italien zu Euch gekommen, er iſt unter Euch geboren, und alle ſeine Ahnen waren Franzoſen bis zu Hugo Capet hinauf. Er meint es gut und redlich mit Euch, der alle Franzoſen wie Brüder liebt. Hat er es Euch nicht etwa bewieſen? Alles, was er gethan, geſchah zu Frankreichs Wohl. Aber die ſchändlichen Emiſſäre des ſchlechten Pfaffenminiſters haben Euch ein falſches Bild von Euerm beſten Freunde gemacht; merkt Ihr denn nicht, daß Mazarin dieſe Lügen erſonnen? Und

deshalb wollt Ihr den großen Condé elend vor Euern Thoren umkommen laſſen, erdrückt von den Pfaffenſöldnern? Wenn Euer Undank ihn hat fallen laſſen, dann habt Ihr keinen Beſchützer, keinen Vertheidiger Eurer Rechte, keinen Freund in der Noth mehr. Kein Franzoſe ſteht Euch mehr bei; Ihr ſeid der Spanierin und dem Italiener verfallen. Pariſer, brandmarkt Euch nicht durch Unthätigkeit für ewige Zeit. Wer es gut meint mit Frankreich, mit Paris, mit allen Franzoſen und ſich ſelbſt, der folge mir, damit wir gemeinſchaftlich das Thor St. Antoine öffnen und den bedrängten Herzog hereinlaſſen. Hier iſt der Befehl meines Vaters dazu; Eure ſtädtiſche Obrigkeit ſtimmt ihm bei. Hoch lebe der Prinz Condé!"

„Hoch lebe der Prinz Condé!" jubelten die Volksmaſſen, die unterdeſſen zuſammen gelaufen waren, und die Prinzeſſin ſchritt an der Spitze derſelben nach dem genannten Thore, welches ſogleich geöffnet wurde. Dann begab ſie ſich nach der Baſtille zurück, die bekanntlich am St. Antoine-Thor lag, um den fernern Verlauf des Gefechtes zu beobachten. Als ſie auf dem Thurm an-

kam, war eben ein unverabredeter Waffenſtillſtand eingetreten. Turenne hatte nach ſiebenſtündigem Gefecht eingeſehen, daß er ohne Verſtärkung den Löwen nicht werde erlegen können, und ſich deshalb aus der Vorſtadt zurückgezogen, um die Ankunft des Marſchalls Fabert abzuwarten. Die Prinzeſſin verfügte ſich alſo aus dem Caſtell in ein dicht daneben gelegenes Haus, wo ſie mehr Bequemlichkeit hatte, die Nachrichten ihrer ausgeſandten Kundſchafter über den Erfolg des Gefechtes zu empfangen und Zeugin des Jubels des Pariſer Volks zu ſein, welches in Maſſen durch das Thor hinausſtrömte.

Prinz Condé hatte kaum von dem großen Dienſte gehört, den ihm ſeine Muhme erwieſen, als er ſogleich durch das Thor nach dem zunächſt gelegenen Hauſe lief, worin ſich die Prinzeſſin befand. Athemlos ſtürzte er mit dem bloßen Degen in der Hand — da er in der Hitze des Kampfes die Scheide deſſelben verloren — in ihr Zimmer. Die kriegeriſche Wuth, die den ganzen Vormittag ſeine Seele beherrſcht hatte, druckte ſich noch in grellen Zügen ſeines mit Schweiß und

Staub bedeckten Gesichtes aus, seine Haare hingen ihm verwirrt um den Kopf, seine zerfetzte Kleidung war ganz voll Blut, obgleich er nicht verwundet war, und auf seinem Harnisch sah man die Merkmale empfangener Stöße. So lang er im Gefecht gewesen war, hatte er sich kaltblütig gezeigt; jetzt, seiner Freundin gegenüber, erfaßte ihn das ganze Gewicht seiner schlimmen Lage; ermüdet warf er sich in einen Lehnsessel und rief: „Sehen Sie hier einen zur Verzweiflung gebrachten Mann, der so gut wie Alles verloren hat. Meine besten Freunde und Anhänger sind gefallen, die Herzöge von Nemour und Rochefoucault sind tödtlich verwundet. Der listige Pfaffe trägt den Sieg über meine rechtlichen Bestrebungen davon." Thränen erstickten seine Stimme; der Held Frankreichs weinte wie ein Kind.

„Beruhigen Sie sich, mein Freund," redete ihm die Prinzessin zu. „Die beiden Genannten sind nur leicht verwundet, und die Anzahl Ihrer Todten erstreckt sich keineswegs auf alle ihre Freunde; ich glaube, Sie haben deren in Paris mehr als je. Meine Nachrichten über das Gefecht sind

vielleicht genauer als die Ihrigen. Nur Muth und Beharrlichkeit, und wir führen unſre Sachen doch zum Ziele!" Und ſchnell theilte ſie ihm mit, was ſie wußte. Als ſich ihre zärtliche Sorgfalt überzeugt hatte, daß er nicht verwundet ſei, entließ ſie ihn mit einem freundlichen Kuß, und mit der Bitte, ſeine Soldaten ſo eilig, als er vermöge, in die Stadt zu ziehen.

„Sobald es durchaus nöthig und unvermeidlich iſt," verſetzte er, werde ich ſie ſicher herein bringen. Aber man ſoll mir nicht vorwerfen, daß ich vor dieſen Mazarin geflohen ſei. Geben Sie nur Befehl, daß mein Feldgeräthe in die Stadt geſchafft wird. Und nun Gott befohlen! Ich gehe den Feind zu erwarten und weiche nur der Uebermacht."

Ermuthigt und geſtärkt von ihrer Zuſprache eilte er wieder hinaus zu ſeinen Truppen, ſie aber ſandte Boten an ihren Vater, ihn nach der Baſtille einzuladen und ließ ihm zur Lockung die brillanteſten Nachrichten vom Siege des Prinzen ſagen; dann beſtieg ſie den Thurm wieder.

10.

Unter der, nach der Eröffnung des Thores von St. Antoine in die zum Schlachtfelde gewordene Vorstadt hinausströmenden Volksmenge war auch Nannon, die mit angsterfülltem Herzen ihrer Herrin auf dem Fuß gefolgt war. Nun aber überließ sie sich dem Zuge ihres Herzens. Ihr kleiner niedlicher Fuß, der auf der Bühne so oft bewundert worden war, hüpfte jetzt mit unbewußter Grazie über Leichen und Sterbende, und obgleich von mancher kräftigen Männerstimme zurück ermahnt, langte sich doch bald am Hause ihres Ruhmes und Glückes an. Sie schauderte zurück. Blut färbte die Schwelle des Musentempels und seine ohnedies düstern Hallen waren mit Leichen angefüllt. Doch der quälende Gedanke, was aus dem alten guten Mann, der Vaterstelle an ihr versehen, geworden sein möchte, ließ sie das Grausen überwinden, das ihre Seele erfaßt hatte. Hier wurde ein barmiger Krieger von Todeszuckungen gemartert, dort flehete sie ein junger verwundeter

Mann um einen Trunk Waſſer, weiter ſtrauchelte ihr Fuß über mehre Todte, aber unaufhaltſam trieb es ſie fort, die wohlbekannten Gänge hindurch, über die blutige Bühne, die ja auch ihr Blut getrunken hatte, überall vom Tod in ſeiner ſcheuslichſten Geſtalt angegrinſt, die defecte Steige hinauf bis zum Verſchlag. Mit hochklopfendem Herzen, mit angſtgepreßtem Athem horchte ſie an dem Vorhang; nichts regte ſich. Leiſe ſchob ſie ihn zurück und ſtand erſtaunt vor drei Männern, die ſchlafend umher lagen und ſaßen. In dem Einen hatte ſie ſogleich auf dem erſten Blick Benoit Poupard erkannt, und ein lauter Schrei, vom heftigſten Schrecken erzeugt, entfloh unwillkührlich ihrer Bruſt. Benoit war im Nu auf den Füßen, hatte ſeinen Säbel gefaßt und ſtarrte ſchlaftrunknen Augs auf das blaſſe Mädchen. Auch St. Romain und Debarques waren munter geworden, und der Letztere wimmerte aus Furcht, Poupard möchte Nannon ermorden und flehete den Jüngling faſt fußfällig, dem guten Kinde kein Leid zu thun. Es hätte der Bitte nicht bedurft; denn Benoit hatte ſeinen blanken

Säbel bereits gesenkt und hinter seinen Schenkel versteckt, und blickte scheu und verlegen, ohne einen Laut hervorzubringen, zu Boden. Nannon warf ihn einen einzigen Blick zu, in welchem sich aber Stolz, weibliche Würde, Trotz und Liebe vereinigten, und wandte sich dann mit der Frage an Debarques: „Wie geht es Ihnen, mein Vater? Die Angst um Ihr Wohl hat mich herausgetrieben, aber zu meiner Freude sehe ich, daß Sie eine gute Sauvegarde haben."

„O mein herzgutes Kind!" weinte der Exdirector, „wie bist Du denn aus der Stadt gekommen? Wie hast Du Dich in das Gemetzel herauswagen können?"

„Die Prinzessin von Montpensier, meine gnädigste Gebieterin hat das Thor öffnen lassen. — Ich habe Ihretwegen mit ihr gesprochen, mein Vater. Sie hat mir Schutz und Unterhalt für Sie zugesagt. O sie ist eine hochedle treffliche Fürstin, wie Frankreich keine weiter hat. Und der Abbé Bertault will Sie bis zu Ihrer Genesung bei sich aufnehmen."

„Solche Güte habe ich nicht um Dich verdient, Ramon.“

„Laſſen Sie das! — Leben Sie wohl bis dieſen Abend! Ich werde mit einer Sänfte kommen, um Sie abzuholen.“ Sie wendete ſich, um zu gehen. Benoit trat ihr in den Weg. „Du wirſt hingehen und uns der Prinzeſſin verrathen,“ ſagte er mit affectirter Kälte, „denn wir ſind Soldaten des Königs, wie Du wohl geſehen haſt. Und ich kann es nicht anders erwarten. Du haſt zu Condé's Fahne geſchworen.“

„Ach, pfui!“ rief ſie entrüſtet und das tiefverwundete Gefühl brach, gleich einer Exploſion, aus, Thränen und Schluchzen hinderten ſie am Weiterſprechen, ihre Bruſt arbeitete convulſiviſch. Doch ſie ermannte ſich, erhob ſich mit Würde und ſagte ſtolz: „Können Sie nichts anders von mir erwarten, mein Herr? Nun ſehr wohl, dann haben wir uns nie gekannt, und ich habe mir ferner Ihretwegen keine Vorwürfe mehr zu machen. Wenn ich Ihnen auch ein Mal Gelegenheit gab, mich für leichtſinnig zu halten: mich als eine Ehrloſe, Niederträchtige anzuſehen, gab ich Ihnen keine.“

„Ramon, Du haſt mich falſch verſtanden,“ redete Benoit kleinlaut, „ich wollte ſagen, ich hätte es nicht beſſer um Dich verdient. Ich könnte ja nicht ein Mal über Dich zürnen, wenn Du uns dem Condé verriethest. Geh hin und verrathe mich, ich bitte Dich jetzt darum, ein einziges liebes Wörtchen von Dir und der Prinz läßt mich todtſchießen, und das iſt mir eben recht. Ich will ſterben; ich will todtgeſchoſſen ſein.“

„Geh, Benoit,“ ſagte ſie mit Abſcheu, „ich verachte Dich.“

„Verachten!“ ſchrie er auf. „Nein, verachten laß ich mich nicht von Dir. Da will ich mich lieber ſelbſt todtſchießen.“

„Du biſt ein Narr!“ rief ſie gutmüthiger.

Jetzt nahm St. Romain das Wort: „Sagen Sie immerhin der Herzogin von Montpenſier, daß wir hier ſind, ich erlaube Sie darum; ſagen Sie ihr aber auch zugleich, daß ich Roger von St. Romain heiße, und des Königs Page war, der das Glück hatte, bei ihr in Gunſt zu ſtehen. Sagen Sie ihr, daß ich wünſchte, ihr Gefangner zu ſein.“

„Sind Sie derſelbe, der den König in dieſes Haus führte, als die unglückliche Vorſtellung des Oreſtes ſtattfand?"

Benoit zuckte bei dem Worte: „Oreſtes" zuſammen.

„Ich bin's!" verſetzte St. Romain.

„So erlauben Sie mir, der Prinzeſſin nichts von Ihnen zu ſagen. Jede Erinnerung an jenen Abend iſt ihr ein Stich ins Herz, und der Name Oreſtes darf nie in ihren Ohren klingen, nie in einem Buche ſtehen, das ſie lieſt, oder ihre Laune iſt verdorben. Ich ſelbſt bin ihr leider Erinnrung genug an jenes unſelige Stück, das ihr ſo vielen Kummer bereitet, das den Bürgerkrieg in Frankreich angeblaſen hat. Und als ich ihr von meines Vaters Elend erzählte, ihre Hülfe anflehete, verfinſterte ſich ihre ſonſt ſo klare edle Stirn, und nur deshalb, weil ſie dadurch an den Oreſtes erinnert wurde."

„Wir bedürfen der Gnade der Prinzeſſin nicht, mein Offizier," wandte ſich Benoit an den Verwundeten. „Ertragen Sie Ihren Schmerz nur bis zum Abend. Dann geſtatten Sie mir, für

Sie zu ſorgen. Ich ſelbſt übernehme Ihre Pflege, und ein guter Wundarzt ſoll Ihnen nicht fehlen."

„Kann ich Ihnen behülflich ſein, Sie ohne Aufſehen aus dieſem Hauſe zu entfernen," ſagte Nannon, „ſo biete ich mit Freuden die Hand. Glauben Sie nicht, was Benoit ſpricht, ich hätte zu Condé's Fahne geſchworen und haßte die königlichen Krieger. Es gibt keine beßre Gelegenheit, Sie unbemerkt fort zu bringen, als in derſelben Sänfte, die meinen Vater abholt. Ich ſorge für andre Kleider, damit Sie die königliche Farbe nicht verrathe. Dann belieben Sie nur zu beſtimmen, wohin man Sie bringen ſoll."

Nach dieſen Worten entfernte ſie ſich, ohne auf St. Romains Dankworte zu hören, oder auf Benoits Blicke zu achten, und ließ das wunderliche Kleebatt in einer ziemlich verdrießlichen Stimmung zurück.

11.

Das Volk ſtand dicht gedrängt am St. Antoine-Thor vor dem Hauſe, in welches außer der Prinzeſſin auch der Herzog von Orleans eingetreten war, um ſeinem Vetter Glück zu wünſchen. Nachdem ſeine heldenmüthige Tochter entſchieden gehandelt hatte, hörte auch ſeine Unentſchloſſenheit auf, und er war ihrem Wunſche gefolgt. Prinz Condé hatte ſich auch auf die Einladung ſeiner Muhme geſtellt, und alle drei unterhielten ſich an einer Stunde freundſchaftlichſt über das, was zunächſt geſchehen müſſe. Das Volk ließ den Prinzen ein Mal um das andre leben und ſtrömte bewaffnet aus der ganzen Stadt zuſammen, um ſeinen Helden zu vertheidigen, da es ſich nun überzeugt hatte, daß das Gefecht ein ſehr ernſtliches und blutiges geweſen ſei. Als der Prinz aus dem Hauſe trat, empfing ihn ein ungeheurer Jubel. Tauſende von Bewaffneten ſchloſſen ſich an ihn an und ſchwuren ihm unaufgefordert Treue und

Ergebenheit. Der Herzog von Orleans begab ſich in ſeinen Palaſt zurück, die Prinzeſſin aber beſtieg die Baſtille wieder. Ihr kühner Heldenblick, der ſich an Condé's Auge entzündet hatte, flog prüfend über die Stellung der beiden Heere hin, dann trat ſie raſch zu den Kanonen des Caſtells, und ließ ſie auf die königlichen Truppen richten. Niemand wagte ihrem Befehl zu widerſtehen. Erſtaunt gehorchten alle, doch glaubte Niemand, daß eine fürſtliche Dame, eine Blutsverwandte des Königs, von den Kanonen des Königs gegen dieſen ſelbſt und ſein Heer Gebrauch machen werde. Aber die Prinzeſſin commandirte, das Geſchütz ſcharf zu laden. Ruhig beobachtete ſie durch ein Fernrohr die Bewegung des königlichen Heers, zu welchem der Marſchall Ferté unterdeſſen geſtoßen war. Sie ſah deutlich, daß Türenne die ganze Truppenmaſſe in drei Haufen abtheilte; zwei ſchwenkten rechts und links ab, um dem Prinzen vom Stadtgraben her in beide Seiten zu fallen; der mittlere war augenſcheinlich dazu beſtimmt, die Barrikaden in den Straßen wieder anzugreifen, welche die Condéiſchen von Neuem beſetzt hatten.

Kaum hatte die entſchloſſene Prinzeſſin dieſe Bewegung bemerkt und ihre Abſicht errathen, als auch ſchon einer ihrer Couriere flog, um den Prinzen von der ihm drohenden Gefahr zu benachrichtigen; er hatte aber dieſelbe Wahrnehmung vom Thurme der Abtei St. Antoine gemacht, und war eben im Begriff, ſein Heer in die Stadt zu führen. Dies verzögerte ſich indeß, weil die hinterſten mit dem unmittelbar nachdrängenden Feinde zu kämpfen hatten, und die eine Abtheilung der Königlichen, welche von der Seine herkam, ſchon ganz in der Nähe war. Der Nachzug des Prinzen war augenſcheinlich verloren; denn ſchon begann ein heftiger Angriff, da rief die kühne Montpenſier: „Feuer!" das Geſchütz donnerte und ſeine Stückkugeln riſſen die Glieder des Marſchalls Ferté nieder, der den Condéiſchen auf der Ferſe war. Schuß auf Schuß entlud Verderben auf die Königlichen, die beſtürzt zurückwichen, der letzte Krieger Condé's kam glücklich herein, und der Prinz war gerettet.

Auf der Anhöhe bei Charonne, wo der Hof noch immer Stand hielt, richteten dieſe Schüſſe

große Freude an. Der Cardinal wünschte de
Könige und der Königin Glück, daß sich Par
durch diesen donnernden Ruf für seinen Herrn e
klärt habe, und Condé nun vernichtet sei. A
gleich darauf Nachrichten von Türenne kame
welche die Kanonenschüsse ganz anders auslegte
gab es lange und verlegene Gesichter. Verdrie
lich brach man auf, um sich ein Nachtquartier
suchen und Türenne erhielt Befehl, die Trupp
aus der Vorstadt zurück zu ziehen und nach S
Germain zu führen. Eh es Abend wurde, w
weit und breit kein gesunder Soldat des königlich
Heers mehr zu sehen.

In Paris schwoll dagegen der Volksjubel
einem Meere an, das seine Ufer überfluthet u
alles Land zu verschlingen droht. Der Pri
Condé und die Prinzessin Montpensier waren d
Abgötter der lustberauschten Menge; man hö
überall nur ihre Namen und schnell verfertig
Lieder priesen ihre Thaten im rasenden Entzü
ken kühnster Metaphern. Condé redete übe
das Volk an und hetzte es mehr und mehr auf d

Cardinal auf, dem einſtimmig tauſendfacher Tod geſchworen wurde.

„Ich weiß es," ſagte er unter Andern, „der liſtige Pfaffe zählt noch viel Anhänger und beſoldete Freunde unter Euch. Faſt wär' es dieſen Elenden gelungen, mich bei meinen lieben Pariſern zu verketzern." —

„Wer es mit dem Prinzen hält, mache ſich kenntlich!" ſchrie ein Mann.

„Wie ſollten wir das anfangen?" fragten hundert Stimmen.

Es war vor dem Hauſe eines Güterſpediteurs, der eben einige Frachtwagen beladen wollte. Das dazu nöthige Stroh lag auf der Straße. Da rief eine Stimme: „Wer gut Condéiſch iſt, ſtecke einen Strohbüſchel auf ſeinen Hut. Hier iſt Stroh. Daran wollen wir uns erkennen. Wer kein Stroh hat, iſt ein Mazarin." Im Nu war kein Halm von dem Stroh mehr zu haben, man ſtürmte das Haus des Spediteurs nach Stroh. Die Angabe des Kennzeichens lief wie ein Blitz durch die Stadt. Alles ſchrie nach Stroh und die Strohhändler mußten ihren Vorrath öffnen, wollten ſie des Lebens

ſicher ſein. Wer kein Strohbüſchel auf dem Hute hatte, wurde von dem raſenden Pöbel, der Rottenweiß, ſingend und brüllend durch die Straßen zog, beſchimpft und geſchlagen, und ſo ſah man vor Nacht noch ſelbſt alle Geiſtlichen, die doch als Mazarins treueſte Anhänger bekannt waren, ihrer Sicherheit wegen, mit Strohkränzen geſchmückt und ſelbſt Wagen und Pferde trugen dieſen Paß. Das berauſchte Paris tobte die Nacht durch, und Prinz Condé überließ ſich mit ſeiner heldenmüthigen Freundin den Hoffnungen und Träumen, die das allgemeine Zujauchzen in ihnen erweckte.

12.

Kaum war das königliche Heer abgezogen, als Benoit Poupard, nach Ablegung aller Abzeichen, die ihn als königlichen Krieger hätten kenntlich machen können, aus seinem Versteck schlüpfte, und schnell seinen Weg durch die volkreichen Straßen fortsetzte. Ungehindert erreichte er das ihm wohlbekannte Haus des Herrn Battist von Tarneau in der Straße de la Tonellerie, eine der ersten rechten Seitenstraßen der Straße St. Honoré, eben nicht weit vom Louvre. Leise wie ein Kater, schlich er die Treppe hinauf und nach der Küche, da er wußte, daß seine jungfräuliche Mutter um diese Zeit mit Beschickung des Abendessens beschäftigt sei. Seine Vermuthung hatte ihn nicht betrogen. Demoiselle Poupard ordnete an, was die Köchin auszuführen hatte, und schonte dabei ihre eignen Hände nicht. Ein Geräusch hinter ihr zog ihre Aufmerksamkeit auf sich, und wenn Benoit sie nicht schnell umarmt und ihr den Mund

mit einem Kuß verſtopft hätte, ſo wäre ſie aufſchreiend umgefallen; die Freude ihres Herzens, den lang Entbehrten wieder daran drücken zu können, machte ſich auf allerlei Weiſe Luft, und nur Benoits ernſtliche Vorſtellungen verhinderten ſie, das ganze Haus aufzujubeln. Nun beſtürmte ſie den Geliebten mit Fragen, die er mit den Worten beſchwichtigte: „Kommen Sie, lieb Mütterchen, nur ſchnell mit auf Ihr Zimmer. Dort ſollen Sie alles erfahren.“ In haſtiger Eile zog ſie ihn fort, aber kaum dort angelangt, redete er ſie an: „Vor allen Dingen, beſte Mutter, müſſen wir etwas von der größten Wichtigkeit abmachen. Ich bin königlicher Soldat geweſen und habe heute mit gefochten. Mein Offizier, den ich ſehr liebe, iſt verwundet worden. Er iſt hier zu bekannt, als daß er ſich ohne Nachtheil zeigen dürfte. Es gälte ſeine Freiheit, ja ſein Leben; denn der Pöbel iſt raſend. Aber er bedarf einer ſorgſamen Pflege, eines guten Wundarztes und eines ſichern Verſteckes, zu ſeiner Erhaltung. Zum letztern hab' ich Ihr Stübchen auserſehen.“

„Mein Stübchen?“ rief die Haushälterin erſchrocken.

„Nun ja doch. Sie übernehmen die Pflege des jungen Mannes; ich weiß, er iſt dann gut aufgehoben. Die Verſchwiegenheit eines Wundarztes erkaufen wir.“

„Aber Kind, einen königlichen Offizier im Hauſe von Leuten, die in den Prinzen Condé ganz vernarrt ſind!“

„Alles heimlich, beſte Mutter. Eliſabeth ziehen wir in das Geheimniß; ich kenne ihre edelmüthige Seele. Sie wird uns deshalb nicht tadeln. Frau von Tarneau kann nicht weiter als ihr Stuhl, Herr von Tarneau kommt nie auf Ihre Stube und die Magd darf nicht herein, oder bekommt ein gelenkes Schloß an den Mund, wenn ſie etwas merken ſollte.“

„Mein Sohn, Du mußt bedenken —“

„Hier iſt nichts zu bedenken. Entweder Sie nehmen den Verwundeten auf oder ich gehe ſogleich wieder, ihm ein andres Quartier zu ſuchen, und komme Ihnen nie wieder vor die Augen.“

„So höre doch, Arotzkopf! Du biſt immer

noch der Alte. Alles im Sturm von mir erzwungen. Es wird ſich ja machen laſſen. Laß mich doch nur überlegen, wie wir es einrichten. Nun ſieh, Herr von Tarneau geht nach Tiſche in die Verſammlung der Conderr, wo man ſich über die Feſte berathſchlagt, die zu Ehren des Prinzen gegeben werden ſollen. Die Magd läuft auch fort, weil man die Stadt erleuchten will, Eliſabeth will ich ſchon für uns gewinnen, dann haben wir freien Paß."

„Gut denn und Gott befohlen."

„Aber ſo warte doch und erzähle mir."

„Alles dieſen Abend, wenn wir in Ordnung ſind." Und fort war er.

Als Margoten mit dem Abendeſſen fertig war, putzte ſie ihr Stübchen auf, lockerte die Matratze und zog dann Eliſabeth hinein, ſie in das Geheimniß einzuweihen. Das herzige Mädchen freuete ſich, an der Pflege des verwundeten Kriegers Theil nehmen zu dürfen, und gelobte gern die tiefſte Verſchwiegenheit.

Benoit ſuchte einen bekannten Wundarzt auf, entdeckte ſich ihm ſo weit es nöthig war und ver-

abredete mit ihm, ihn in einigen Stunden abzuholen. St. Romains Schmerzen hatten unterdeſſen bedeutend zugenommen und mit Sehnſucht harrte er der Hülfe und der Nacht, die ſie bringen ſollte. Endlich erſchien Benoit und rapportirte. Man bereitete ſich ſo gut es ging auf die Abreiſe vor. Schon dämmerte es ſtark, als Nannon mit der Sänfte anlangte. Es hatte Schwierigkeiten, St. Romain, der durchaus nicht gehen konnte, die Steige herab zu bringen, und ſeine Schmerzen ſtiegen bei jedem Schritte ſeiner Träger bis zu einem hohen Grade. Endlich hatte man beide Kranken glücklich eingepackt, Nannon eilte voraus, um ihren Pflegevater zu empfangen, und Benoit lief, den Wundarzt abzuholen. Vorher waren den Trägern die Häuſer genau mit der Beſtimmung angegeben worden, zuerſt den Director abzuladen, weil der Abbé in einer der kleinen Gaſſe wohnte, die in die Straße St. Martin laufen. Die Träger gingen durch die lange Straße St. Antoine und verfolgten den geraden Weg, die Straßen waren von Menſchen überfüllt, jeden Augenblick wechſelte die Scene, ſie mußten ſich und ihre Sänf-

te mit Strohkränzen zieren, ſtimmten auch wohl mit in ein Liedchen. Dadurch zerſtreut, verwechſelten ſie die angegebnen Häuſer mit einander und weil ſie den Straße de la Tonellerie jetzt am nächſten waren, ſo meinten ſie, auch da den Alten auspacken zu müſſen. Bald war das bezeichnete Haus gefunden, und da Margoton und Eliſabeth ſchon auf der Lauer ſtanden, ſo hielten ſie die letztere in der Dunkelheit für Nannon. Debarques vertraute ſich ihrer Führung an, und wurde ſchweigend und mit der größten Behutſamkeit in das Zimmer gebracht, während die Träger mit St. Remain weiter eilten. Sie waren kaum fort, als Benoit mit dem Wundarzte anlangte. Margoton brachte Licht und leuchtete in Debarques grämliches Geſicht. Die Entdeckung war nicht erfreulich. Demoiſelle Poupard hatte nach der Aufführung des Oreſtes einen großen Haß auf den Director und ſeine Frau geworfen und war nach ſelbigem Abend in großem Unfrieden von ihnen gekommen. Sein unerwarteter Anblick regte daher alle bittern Gefühle wieder in ihr auf, und ſie war nahe daran, ihn mit Scheltworten zu übergießen,

als ihre Blicke auf Benoit fielen, der nicht umhin konnte, die Verwechslung zu belachen. Jetzt wähnte ſie, ihr Sohn habe ſie zum Beſten gehabt, wie ſonſt wohl zuweilen geſchehen und die Fluth ihres Zorns entlud ſich auf ihn. „Pendard!“ rief ſie entrüſtet, „geht man ſo mit einer Mutter um! Nachdem ich mich faſt ein Jahr um Dich gehärmt, gekümmert, gegrämt, Dich für todt beweint, und nur heute vor Freude faſt ſterbe, daß ich Dich wieder habe, ſpielſt Du mir ſolchen Streich?! Undankbarer, Du biſt meiner Liebe nicht werth!“

„Sie irren, beſte Mutter, ich habe nichts verſchuldet. Aber ſagen Sie,“ wandte er ſich an Debarques, „wo iſt denn St. Romain?“

„Er iſt ohnmächtig vor Schmerzen in der Sänfte geblieben.“

„St. Romain?“ rief jetzt Eliſabeth. „Doch nicht etwa der Page des Königs?“ ſetzte Margoton mit geſpannten Zügen hinzu.

„Er war es,“ verſetzte Benoit. „Jetzt iſt er königlicher Offizier.“

„Und er iſt der Verwundete?“ fragte das erſchrockne Mädchen angſtvoll.

„Derſelbe.“

„O ſo laßt uns eilen, laufen, ihn aufſuchen. Margoten, höre doch, der Verwundete iſt der Page, den der König mehrmals zu uns ſchickte, um mich grüßen zu laſſen.“

„Und in den Du Dich vergafft, mein Kind. Nicht wahr? Ein ſchmucker Junker.“

„Aber wo iſt er?“ fragte Eliſabeth mit Thränen im Auge.

„Sicherlich haben Sie ihn zum Abbé Vertault getragen, wo für Debarques Quartier beſtellt war. Jetzt läßt ſich die Sache nicht mehr abändern; wir müſſen eilen, dorthin zu kommen, um ihm Hülfe zu bringen.“

Eliſabeth ließ ſich nicht abhalten, Beneit und den Wundarzt zu begleiten, und Margoten blieb mit ſtillem Grimm zurück, daß ſie ſtatt des jungen Offiziers, den ſie ſelbſt aus klingenden Gründen ſehr lieb gewonnen hatte, den alten Schauſpieler erhalten, und der unſchuldige Mann, der auch lieber beim Abbé geweſen wäre, mußte es entgelten.

St. Romain lag ſchon im Bette, von Rau-

nen bedient. Noch war er ohnmächtig. Eliſabeth kniete daran und betete. Der Arzt unterſuchte die Wunde und verordnete die geeigneten Mittel. Als der Kranke die Augen aufſchlug, fielen ſie auf Eliſabeth. Er glaubte zu träumen. Ihre warmen Thränen auf ſeiner Hand überzeugten ihn von der Wirklichkeit.

„Aliſon,“ fragte er leiſe; „biſt Du's wirklich?“

„Ich bin's,“ verſetzte ſie eben ſo. „Verrathe unſer ſüßes Geheimniß nicht. Ich werde oft, ſehr oft bei Dir ſein, bis Du geneſen biſt.“

Er drückte ihr mit einem unbeſchreiblichen Blicke die Hand. —

13.

Die Sonne des folgenden Tages verherrlichte mit freundlichen Strahlen ein Siegesfest, wie das lebende Geschlecht noch keins gesehen. Die ganze Bevölkerung war im Sonntagsschmuck auf den Beinen, und Condé's Wagen wurde im Triumph nach dem Rathhaus gezogen. Die Bewohner der Umgegend strömten herein, selbst aus den schon entfernter liegenden Städten kam man zu Roß und Wagen, um die gänzliche Niederlage des verhaßten Cardinals zu feiern.

Auch Tarneau's Haus wurde von auswärtigen Anhängern seiner Partei besucht und das freudentrunkne Ehepaar nahm alle, die da kamen, mit offnen Armen auf. Aber schon war das Haus ziemlich voll, als auch der Marquis von la Boulage mit noch einigen adligen Begleitern anlangte, und die Gastfreundschaft des wackern Advocaten in Anspruch nahm. Ihn hätte Tarneau auf keinen Fall weiter gehen las-

ſen; war ihm doch Boulage der liebſte von allen Gäſten. Es mußte Rath geſchafft werden. Die Uebrigen waren untergebracht und für Boulage, mit dem Tarneau auf dem freundſchaftlichſten Fuße ſtand, wurde das Stübchen der Demoiſelle Poupard beſtimmt. Sie erblaßte, als ihr der Hausherr in ziemlich barſchen Ton dies ankündigte und befahl, ſchnell ihre Effecten zuſammen zu räumen und den Marquis Platz zu machen. Sie kannte Herrn von Tarneau's Charakter zu genau, um nicht zu wiſſen, daß alle Einreden fruchtlos ſein würden, und zum Unglück war Debarques in der Nacht kränker geworden. ſo daß ſie ihn unmöglich aus dem Hauſe weiſen konnte. Was ſollte ſie beginnen? Wenigſtens für den erſten Augenblick dem drohenden Sturme ausweichen, war das Räthlichſte. Sie eilte auf das Zimmer, ſchob den kranken Mann, der nicht wußte, wie ihm geſchah, in den Alkoven, bereitete ihm dort einen Sitz in einer dunkeln Ecke neben ihrem Bette, ſtellte den Schirm vor ihn, hinter welchem ſie ſich aus- und anzukleiden pflegte, und beſchwor den unwil-

ligen Alten, der sich nach Ramons besserer Pflege sehnte, sich ruhig zu verhalten, bis sie ihn aus seiner Höhle wieder hervorziehen würde. Kaum war sie damit fertig, als schon Herr von Tarneau den Marquis hereinführte, um ihm das Zimmer anzuweisen. Margoton schwebte in Todesangst. Die Schicklichkeit gebot ihr das Zimmer zu verlassen, ein Blick des Hausherrn schärfte dieses Gebot, aber sie wich nicht von der Stelle, die sie vor dem Alkoven eingenommen hatte. „Wenn ich bitten darf," sagte sie endlich beklommen. „Ich habe nur schnell alles in den Alkoven geräumt und da sieht's noch sehr unordentlich aus."

„Es thut mir sehr leid, Sie incommodiren zu müssen, Demoiselle," sagte der Marquis höflich. „Ich werde ihr Heiligthum schonen."

„Machen Sie sich's nur bequem, mein lieber Freund," redete Tarneau vergnügt. „Und wenn ihrer noch mehr kämen, sie sollten alle Platz finden." Damit ging er und Margoton folgte ihm leichtern Herzens. Aber kaum war er ihr aus den Augen, als sie auch sogleich um-

kehrte, und mit leidenſchaftlicher Haſt, ängſtlichen Blicken und bittend erhobenen Händen vor den verwunderten Marquis trat.

„Ich beſchwöre Sie bei allen Heiligen, ein Geheimniß nicht zu verrathen, das ich Ihnen nothgedrungen entdecken muß. Sie ſind ein Edelmann, ein Mann von Ehre und Gewiſſen und werden mich gewiß durch Verrath nicht unglücklich machen.“

„Reden Sie! Reden Sie ſchnell!“

„In dieſen Alkoven iſt ein Mann verborgen. —“

„Ein Mann? Ei ſieh doch! Treibt man noch Galanterien? Noch verliebt in dieſen Jahren?“

„Ach hier iſt nicht von Galanterien die Rede!“ verſetzte Margoton ärgerlich. „Das iſt ein alter kranker Mann, zu dem ich gekommen bin, ich weiß nicht wie.“

In dieſem Augenblicke wurde die Thüre leiſe geöffnet und Nannon ſchlüpfte ſchüchtern herein. Erſchrocken blieb ſie vor dem fremden

Manne stehen, und stammelte: „Wo ist Herr Debarques?“

„Debarques?“ fragte der Marquis aufmerksam und hielt die Augen auf die liebliche Erscheinung geheftet.

„Sie meint den alten kranken Mann, der im Alkoven steckt,“ berichtete Margoton. „Sie ist seine Pflegetochter.“

„Debarques? Pflegetochter?“ wiederholte Boulage nachdrücklich. „Zeigen Sie mir den Mann.“

Die Haushälterin öffnete die Thüre, alle drei traten in den Alkoven. Der Schirm wurde entfernt. Debarques kroch hervor, erblickte Nannon und sagte erfreut: „Bist du da, liebes Kind? Nun ist's gut.“

„Debarques!“ rief der Marquis. „Find' ich Dich hier, den ich seit einem halben Jahre suche.“

„Mein Herr Marquis!“ stammelte der Alte gerührt. „Fast hätt' ich Sie nicht erkannt.“

„Meine Frau ist todt, Alter; ich habe die Hälfte ihres großen Vermögens geerbt. Jetzt

nehm' ich Dich wieder in meine Dienſte. Aber wo haſt Du mein Kind?"

„Hier ſteht es neben Ihnen."

„Du meine Tochter!" rief der Mann gerührt, und ſchloß Nannon in die Arme, die ſich vertraulich an ihn ſchmiegte. — Debarques wurde vor Freuden faſt geſund. —

Am andern Morgen hatte der Marquis von la Boulage eine Audienz bei der Prinzeſſin Montpenſier, und gegen Abend reiſete er mit Debarques und Nannon nach Meaux ab. Der Exdirector war zu Margotons Schonung eben ſo heimlich aus Tarneau's Hauſe gebracht worden, wie er hinein gekommen war. Benoit erfuhr Nannons Abreiſe erſt einige Stunden ſpäter und zeigte ſeiner Mutter eſſigſaure Geſichter.

14.

Die Scene in Paris änderte sich sehr schnell. Schon zwei Tage nach Condé's Einzug tobte eine Rotte durch die Straßen, die sich Freunde des Prinzen nannte, und den Feinden desselben mit Feuer und Schwert drohete. Sie wollten Stadtrath und Parlament zwingen, dem Prinzen ganz unterthänig zu sein, und mehr zu gehorchen als dem König. Als man ihren frechen Forderungen nicht gleich willfahrtete, legten sie Feuer ans Rathhaus, welches der Prinz Condé und sein Bruder Conti kurz vorher verlassen hatten. Mit gräßlichem Geschrei verlangte man die Anhänger des Cardinals ausgeliefert, und schoß nach einigen Männern, die sich an den Fenstern des Rathhauses zeigten. Der tolle Hause vergrößerte sich stündlich, das Geschrei wurde wüthender. Endlich erstürmten die Aufrührer das Rathhaus, plünderten es und stießen Jeden nieder, der ihnen wehren wollte, Alles im Namen

des Prinzen. Viele Menſchen kamen ums Leben. Der Aufruhr wüthete immer wilder und drohete endlich die ganze Stadt anzuſtecken, aber keiner der beiden Prinzen erſchien, um ihn zu dämpfen. Die Prinzeſſin von Montpenſier, die hochherzige Heldin war es wieder, die den Sturm beſchwor; ihr gelang es, durch Bitten und Befehle die Ordnung herzuſtellen. — Schrecken verbreitete ſich in Paris; es entſtand eine allgemeine Flucht der Vornehmen. Niemand hielt ſich ſeines Lebens mehr ſicher. Auch der Pöbel verließ bald des Prinzen Partei, weil dieſer der Hungersnoth nicht ſteuern konnte, die ſich in der Stadt verbreitete, herbeigeführt von der Verwüſtung der Umgegend durch die beiden Heere und von der Hemmung der Zufuhr durch die königliche Armee, welche die Brücke bei St. Cloud beſetzt hielt. Armuth und Noth ſtiegen täglich, die geſchäft- und brotloſen Arbeiter durchzogen in Schaaren die Stadt. Die Freunde des Hofs ſchilderten den König dem Volke ſehr friedeliebend und friedewünſchend, und den Prinzen widerſetzlich und friedenfeindlich. Man fing an Condé zu haſſen

und zu verfluchen. Nur das Parlament hing ihm noch an und that einen Verzweiflungsschritt, indem es den Herzog von Orleans zum Generallieutenant des Königreichs und den Prinzen Condé zum Generalissimus der Armee ernannte. Doch auch dies fruchtete nichts mehr. Condé mußte die Spanier um Hülfe ersuchen. Doch Türennes Unerschrockenheit und Mazarins Schlauheit vermochten den spanischen Heerführer zum Rückzug, eh' er dem Prinzen nur etwas genützt hatte, und man betrieb nun von beiden Theilen den Frieden um so eifriger. Durch einen Kabinetsbefehl des Königs wurde das Parlament nach Pontoise verlegt, wo sich der Hof aufhielt, und wirklich verfügten sich der Präsident, der Siegelbewahrer und elf Räthe dorthin. Das Pariser Parlament behauptete aber sein Ansehen zu Gunsten Condé's auch. Beide vernichteten gegenseitig ihre Beschlüsse. Doch beide kamen darin überein, daß die Entfernung des Cardinals aus Frankreich die erste Bedingung des Friedens sei. Die Königin sah sich endlich genöthigt, ihren Liebling zum Opfer

zu bringen. Der ſchlaue Prieſter verließ Frankreich zum zweiten Male, jedoch jetzt mit der Ueberzeugung, zurückberufen zu werden, ſo bald die Gewalt des Königs befeſtigt ſein würde.

Auch in der Provinz nahm die Partei Condé's täglich ab; eine Stadt um die andre öffnete dem König die Thore. In Paris ließ Ludwig eine allgemeine Amneſtie verkündigen und ſeinen Verwandten Gnade anbieten, wenn ſie nach drei Tagen die Waffen niederlegen würden. Condé verwarf den Frieden, obgleich alle Urſache zum Kriege weggefallen war. Er wagte das Aeußerſte, und ſchon hatte er ſich mit dem Herzoge von Lothringen verbunden und würde der ſchwachen königlichen Armee unter Türenne hart zugeſetzt haben, wenn ihn nicht eine ſeinem diſſoluten Leben entſprungene Krankheit in Paris zurückgehalten hätte. Als er geneſen, war der günſtige Augenblick vorüber. Die meiſten ſeiner Anhänger verließen ihn, und er eilte aus Paris, um ſich den Spaniern in Champagne in die Arme zu werfen. Der Herzog von Orleans ging nach Blois, die Prinzeſſin von

Montpenſier auf ihre Güter. Ihre Partei in Paris verſtummte; man räumte Alles hinweg, was an den Prinzen erinnern konnte, und die Bevölkerung begehrte den König in den Mauern der Hauptſtadt.

Ludwig hielt am 21. October ſeinen Einzug. Die ſchönſten Töchter der Stadt empfingen ihn und überreichten ihm Kränze und Gedichte; im Uebrigen waren alle Feſtivitäten verboten worden. Am andern Tage wurde eine allgemeine Amneſtie erklärt, und in Paris trat eine ſolche Ruhe ein, die die kurz vergangnen Wirren faſt unglaublich erſcheinen ließ.

Der König hielt Heerſchau. Seine Mutter ſaß im Wagen vor der Fronte; er ritt ſtolz durch die Reihen. Plötzlich nickte er einem jungen Offizier ſo freundlich zu, als ſein Stolz erlaubte. Der alſo Begrüßte trat hervor. Es war St. Romain.

„Du biſt gefährlich verwundet geweſen?“ ſagte der König. „Ich möchte allein mit Dir reden. Komm in einer Stunde zu mir.“ —

Zur angegebenen Zeit ſtand der Offizier in

des Königs Vorzimmer. Der junge König winkte ihm gnädig herein.

„Ich bin ſterblich verliebt," rief der vierzehnjährige Monarch, „ſo hitzig, ſo gewaltig, wie ich es noch nie war."

„Ew. Majeſtät werden ſeit der Zeit, daß ich nicht mehr in Ihrer unmittelbaren Nähe bin, ſchon weitere Erfahrungen in der Liebe gemacht haben."

„Freilich!" lachte der König. „Doch höre! Als mir vorgeſtern bei meinem Einzuge die hübſchen Kinder weiß und grün entgegen kamen, ließ ich mein Auge mit großem Wohlgefallen über ſie hingleiten. Da durchzuckt' es mich plötzlich ſiedend heiß. Ich hatte ein mir wohl bekanntes Geſichtchen erblickt, das reizendſte unter allen. Scheu, die Augen niederſchlagend, ſchamhaft erröthend, ſtand ſie in der Ferne, aber mein Herz flog ihr zu. Räthſt Du, wer es war? Du haſt's errathen; ich ſehe Dir's an. Nun freilich, wer anders als die liebliche Eliſabeth von Tarneau. Du haſt ihr ſonſt ſchon meine Grüße gebracht und das Terrain erforſcht, leider trieb mich aber Vetter Condé's Tollheit damals fort, und ich konnte ſie

nicht sprechen. Auch war ich wahrlich nicht so verliebt in sie, wie jetzt, sonst hätt' ich's doch möglich gemacht. Seit vorgestern brenn' ich in lichten Flammen, und zerbreche mir den Kopf, wie ich ein Rendezvous mit ihr zu Stande bringe. Da fallen meine Augen auf Dich und mein Kummer ist gehoben. Sieh, jetzt hab' ich Zeit und Muße, ein so reizendes Liebesabenteuer mit aller möglichen Bequemlichkeit zu bestehen. Sei Du nun wieder mein Liebesbote. Schmuggle Dich in das Haus und spionire, wie anzukommen ist. Der Vater ist ein wüthender Frondeur, einer der schlimmsten Conde'er gewesen. Ihm soll seiner Tochter wegen verziehen sein. Geh hin! Ich kenne Deine glatte Zunge; ich bin des besten Erfolgs gewiß. Koste es, was es wolle, das Mädchen muß mein werden. Ich schmachte, ich brenne."

St. Romain war bei diesem stürmischen Ausbruch jugendlich königlicher Leidenschaft sonderbar zu Muthe. Das Wort blieb ihm in der Kehle stecken; er wechselte die Farbe. Aber Vorsicht und Klugheit geboten ihm, sich zu fassen und dem Könige willig zu zeigen, und so versprach er

denn ſeinem Gebieter Alles, was dieſer von ihm verlangte.

15.

Das kleine beſcheidene Dachſtübchen des Abbé Bertault war für Reger von St. Romain und Eliſabeth von Tarneau zum heiligen Tempel der Liebe geworden, der harmloſe alte Dichter zum Prieſter darin. Unter ſeinem frommen Schutze waren ihre Herzen üppig aufgegangen, wie zwei Roſen an einem Strauche, und mit ſeiner Geneſung erfüllte ihn die Ueberzeugung, daß zu ſeiner fernern Seelengeſundheit Eliſabeths erhebender Umgang, daß zu ſeinem höchſten Glück der Beſitz ihrer Hand gehöre. Es war ſehr natürlich, daß er den Tempel ſeiner Liebe oft noch beſuchte, nachdem er als ein Geſunder ſchon daraus entlaſſen

war, und daß sich Elisabeth ebenfalls dort einfand, um den verschwiegenen Gottesdienst mit ihm zu begehen. Glückliche Abende waren über ihnen hingeflogen mit glänzenden Sternen, die ihnen oft als freundliche Lichter und billigende Zuschauer ins hohe Fenster genickt, und man hatte von keiner Seite daran gedacht, daß dieser glückselige Zustand enden würde. Sei es nun, daß die Mutter etwas gemerkt und sich hinter den Vater gesteckt, oder daß diesem selbst eine bedeutende Veränderung in Elisabeths Wesen und ihre häufigen Besuche beim Abbé aufgefallen waren, genug er verbot ihr mit gewohnter Strenge alles Ausgehen, und als Demoiselle Poupard sich die Bemerkung erlaubte, sie hoffe doch, daß Alison in ihrer Gesellschaft das Haus verlassen dürfe, mußte sie den Schmerz erleben, aus Herrn von Tarneau's Munde die härtesten Worte zu hören, worin er ihr rund heraus sagte, daß er ihr nicht traue und sich genöthigt sehe, sich nach einer Gouvernante für sein Kind umzusehen. Das war zu arg für Margoton; sie konnte sich nicht wieder zufrieden geben, und um allen Argwohn — der nur allzu

begründet war — von ſich zu entfernen, ging ſie lieber ſelbſt nicht mehr aus und vernachläſſigte eine ganze Woche lang ihren vieljährigen Freund, der an ihren wie an der Muſe Umgang und Sorge ſo ſehr gewöhnt war. In dieſer trübſeligen Stimmung war Allen ein unerwarteter Beſuch recht gelegen. Nannon kam von Meaux und brachte Briefe von ihrem Vater an den Parlamentsadvocaten, die zum erſten Mal ſeit des Prinzen Condé Flucht aus Paris die trüben Wolken von ſeiner Stirne ſcheuchten, die ſich ſeit jener unglücklichen Zeit darauf feſtgeſetzt und eingewohnt hatten. Nannon hatte ihre frohe Laune von ſonſt wieder; bald verk.hte ſie in heimlichen Geſprächchen mit Herrn von Tarneau, ſo daß man hätte glauben können, ſie ſuche ihm die verliebten Thorheiten auszureden, die er ihr in allerlei wunderlichen Zumuthungen offenbart hätte; bald hatte ſie ſich ſtundenlang mit Eliſabeth eingeſchloſſen, und es war ſonnenklar, daß ſie die Vertraute des ſchwärmeriſch-liebenden Mädchens geworden war, bald plauderte ſie mit Frau von Tarneau und entwarf Pläne mit ihr — oder belobte vielmehr die von

jener bereits entworfenen — wie man den König für Condé gewinnen und dem Letztern Vaterland, Ehre und Einfluß wieder verschaffen könne; es schien, als ob Madame mit ihrem Hauptplane hervorgerückt und Nannon ebenfalls zu ihrer Vertrauten gemacht habe. Selbst Margoton hatte sich wieder mit dem lebensfrohen Mädchen ausgesöhnt und hegte im Stillen Hoffnung, daß sie doch noch ihres Benoit Frau werden könnte; war sie ja doch nicht eheliche Frucht des Marquis und ihre Mutter eine Pachterstochter gewesen. Deshalb plauderte auch die Haushälterin oft und vertraulich mit dem lieben Gaste.

Auch ihrem alten Freunde, dem Abbé Bertault machte Nannon einen Besuch, um ihm die Grüße ihres Pflegevaters zu bringen. Der freundliche Poet leitete die Unterhaltung bald auf Elisabeths und St. Romains Liebe, und erzählte ihr, wie sich der edle Jüngling abhärme, sie nicht mehr zu sprechen. „Er ist ohne Hoffnung, sie je besitzen zu dürfen," sprach der Abbé, „denn erstlich wird Frau von Tarneau ihre Tochter niemals einem andern Manne geben, als einem getreune

nhänger Condé's, und ihr ehrenwerther Gatte
ird ihr, wie in Allem, beistimmen. Aber selbst
enn St. Romain zur Condéischen Partei gehör-
, würde man ihm Elisabeths Hand dennoch ver-
eigern, weil er mit ihrem Vater in Feindschaft
bt, und der Herr Marquis gilt — das weiß ich
us den besten Quellen — bei Herrn und Frau
on Tarneau Alles. Man wird dem Feinde des
ausfreundes nicht die geliebte Tochter geben."

„Gewiß," entgegnete Nannon. „Aber den
eiden Liebesleuten muß geholfen werden, und ich
aue zugleich meinen Plan darauf, St. Romain
it seinem Stiefvater zu versöhnen. Verschaffen
ie mir Gelegenheit St. Romain zu sprechen."

„Er kommt täglich zu mir und wird Ihnen
ern für ein Glück durch Nachgeben und Versöhn-
chkeit danken, nach dessen Besitze er sich vergeb-
ich gesehnt hat."

„Bestellen Sie ihn auf morgen Abend und
agen ihm, daß ich ihn selbst zu Elisabeth führen
will, die seiner sehnsüchtig harrt. Doch soll er
lle Abzeichen seines Standes von sich thun, und
n der Kleidung eines gemeinen Mannes kommen,

damit wir uns, wenn wir überraſcht werden, mit Wahrſcheinlichkeit herauslügen können."

„Er wird gewiß nach Ihrem Wunſche erſcheinen. Und nun, nachdem wir Andrer Angelegenheit beſprochen, laſſen Sie uns auch an unſre eignen denken. Sie wiſſen, daß es ſtets mein innigſter Wunſch war, Sie einſt als Benoits Weibchen zu umarmen. Sie wiſſen ja auch, wie nah er mich angeht. Wie raſend Sie der Junge liebt, können Sie von den dummen Streichen abnehmen, die er aus Eiferſucht begangen hat. Ihr hattet Euch einander auch wieder genähert, ich lebte der Hoffnung, daß Alles noch gut gehen werde, da ſteht Ihr Euch plötzlich wieder fern und fremd."

„Ich ſoll ihm doch nicht entgegen kommen?"

„Der arme Junge iſt zurückgeſcheucht durch Ihre Standeserhöhung. Wie darf er ſich der Tochter des Marquis von la Boulage mit einer Liebeswerbung nahen? Dieſer Umſtand hat all ſeine Hoffnungen vernichtet."

„Meine Mutter war die Tochter des Pachters Berger auf meines Vaters Gut und hieß Anna Berger, und ihren Namen führe ich bis jetzt. Der

Marquis hat mich öffentlich anerkennen und zu ſeinem Stande emporheben wollen. Ich habe es bis jetzt zu hintertreiben geſucht. Rathen Sie ein Mal warum?"

„Wie? Dieſe Großmuth wäre ja der ſchönſte Hoffnungsſtern für meinen Benoit! Sie lieben ihn und wollen ihm ein ſo großes Opfer bringen?"

„Ich bin es ihm ſchuldig. Von Madame Debarques und meiner kindiſchen Eitelkeit verführt, hab ich mich ein Mal vergeſſen und Benoit zur Verzweiflung gebracht. Ich habe dafür gebüßt, er nicht minder für ſeine Tollheit. Wie ſehr ich ihn liebe, bin ich erſt ſpäter inne geworden. Auch paſſen wir wegen des Makels unſrer Geburt zuſammen. Und endlich, ſo ſehr ich auch meinem Vater ergeben bin, dies ſtille, ſteife Leben iſt mir unerträglich. Ich muß wieder auf die Bühne; es läßt mir keine Ruhe."

„Laß Dich umarmen, meine geliebte Tochter!" rief der Abbé entzückt. „Ja, Dich hat die Kunſt geweiht, und wem ſie das Auge aufgeküßt, das innre heilige Weſen ihrer Gebilde zu erkennen, der

taugt nicht mehr für das Alltagsleben ſich gleichbleibender Wirklichkeit. Du und Benoit, Ihr ſeid zur Kunſt berufen. Euer Leben darf ihr nur gehören."

16.

St. Romain harrte, wie ein Landpächter oder Bürger der Provinz gekleidet, in des Dichters Dachſtübchen, ſehnſüchtig auf die glückbringende Freundin. Der Abbé hatte ſich entfernt, um die beiden Leutchen allein mit einander fertig werden zu laſſen und ſeinen Sohn aufzuſuchen, den er mit Nannons liebender Geſinnung gegen ihn bekannt machen wollte. Der gute Alte hatte geſtern und heute vergeblich auf das Kind ſeiner Liebe geharrt, nun da Benoit nicht erſchienen war, litt es

den Abbé nicht länger; er mußte dem Sohne die frohe Mähr ſelbſt überbringen.

Benoit hatte aber denſelben Abend ſeiner Mutter einen Beſuch zugedacht. Durch ſie war er von Nannons Anweſenheit unterrichtet, und da das muntre Mädchen ſich auch bei Demoiſelle Poupard über deren Sohn günſtig ausgeſprochen, ſo hatten Margotons mütterliche Zuflüſterungen ſein Herz mit neuen Hoffnungen geſchwellt. Er ſtand noch bei ihr in der Küche und horchte dem Lobe zu, welches ſie, nach langer Zeit zum erſten Mal wieder Nannon mit vollem Munde ſpendete, als dieſe ſelbſt heraustrat, Benoit freundlich aber flüchtig grüßte und von Margoton ſich preſſirt beurlaubte. Ihr Anblick hatte Benoit alles Blut in die Wangen getrieben, die Eile aber, mit der ſie davon lief, fiel ihm ſchwer aufs Herz.

„Wo geht ſie hin?“ fragte er ſeine Mutter.

„Sie hat einen wichtigen Gang vor,“ verſetzte die Haushälterin geheimnißvoll. „Ich will Dir nur vertrauen, es paſſirt dieſen Abend etwas hier im Hauſe, das ein Geheimniß bleiben muß. Sei ſo gut und komme morgen wieder, da kann ich

mich eher mit Dir abgeben und da wollen wir sehen, wie weit wir es mit Nannon bringen. Sie wird Dein armes Herz nicht zurückweisen. Gute Nacht, mein Sohn!"

Der Mutter Betragen machte den mißtrauischen Sohn noch stutziger. Er rannte hastig davon und erkannte auf der Straße Nannon, die er argwöhnisch verfolgte. Ihr nach, trat er in das Haus, worin der Abbé wohnte und stand bald an der Thüre, durch die sie in das ärmliche Stübchen getreten war. Der feste Vorsatz zu erkundschaften, was in Tarneau's Hause vorgehe, ließ ihn vorsichtig an der Thüre lauschen. Das Schlüsselloch, eine Klinze, ein Loch im Kamin gestatteten ihm eine theilweise Uebersicht der Stube. Er sah einen fremden Mann, dessen Gesicht ihn das düstre Lampenlicht nicht erkennen ließ, und hörte abgerißne Worte.

St. Romain begrüßte Nannon als seinen Engel mit Begeistrung, und schilderte ihr seine Liebe zu Elisabeth mit den glühendsten Farben, wie sie nur aus dem glücklichsten Gemisch von Jugend und Leidenschaft entspringen.

„Wohlan!“ ſagte Nannon, ihm die Hand reichend, „ich will Sie zu Aliſon bringen, von der Sie eben ſo heiß geliebt werden. Noch dieſen Abend ſollen Sie das ſehnſüchtige Mädchen umarmen; wie ich Ihnen durch den Abbé bereits habe zuſichern laſſen; aber ich habe auch meine Bedingung dabei.“

„Ich gehe jede ein!“ rief der junge Mann, „wenn Sie mir zu ſolchem Glück verhelfen. Reden Sie nur.“

„Sie ſind der Stiefſohn meines Vaters. Er wünſcht mit Ihnen in freundlichen Verhältniſſen zu leben und bietet Ihnen durch mich die Hand zur Verſöhnung. Meine Bedingung iſt, daß Sie meine Vermittlung annehmen.“

„Mit Freuden, liebenswürdige Schweſter!“ jauchzte der Offizier, umarmte Nannon und küßte ihr Mund und Wangen ſo herzinnig, als ob ſie Eliſabeth wäre. „Ich will mich Allem fügen, was Du begehrſt, holdes Mädchen, nur mache mich glücklich und hilf mir Eliſabeth vor dem Könige retten, der ſie ſeit der Aufführung des Oreſtes liebt.“

„O jener verhängnißvolle Abend!“ ſeufzte Nannon. „Ich weiß von des Königs Leidenſchaft. Und was das Schlimmſte iſt, Eliſabeths Mutter baut große Plane darauf und iſt aus Patriotismus und Anhänglichkeit an den Prinzen Condé ſehr geneigt, ihre reizende Tochter dem jungen Könige zu verkuppeln, um durch ſie politiſche Zwecke zu erreichen.“

„Großer Gott!“ ſtöhnte St. Romain auf. „Dann ſteht es ſchlimm um mein Glück.“

„Gerade zu Ihrem Glück bin ich von Frau von Tarneau in ihre hochfahrenden Plane eingeweiht. Dies macht uns leichtes Spiel, ſie zu vernichten.“

„Dich hat mir der Himmel geſandt!“ rief St. Romain, ſie umarmend, „herrliches Mädchen, wie kann ich Dir danken.“

„Helfen Sie mir Sturm auf das Herz meines Vaters laufen. Ich bedarf eines tüchtigen Beiſtandes, um ihn meinen Wünſchen geneigt zu machen.“

„Nenne mich Du! Sei meine Schweſter!“

bat Roger und ihre Lippen vereinigten ſich zum ſchönen Bunde geſchwiſterlicher Liebe.

„Nun komm, mein Bruder," ſagte Nannon, „ich führe Dich zu Eliſabeth. Herr von Tarneau iſt nicht zu Hauſe, bei Madame geb' ich Dich für einen Bekannten aus. Die Haushälterin iſt unterrichtet. Auf ihrem Zimmer könnt ihr ruhig koſen."

Sie brachen auf; Nannon verſchloß das Zimmer und verbarg den Schlüſſel an der ihm beſtimmten Stelle im Kamin. Ihre Hand war kaum einen Zoll breit von Benoits Kopfe, aber er hielt den Athem an ſich und ſchlich dann auf den Zehen nach. In ſeiner Bruſt tobte ein Meer hölliſcher Qualen. Er hatte Nannon in den Armen eines Andern liegen und mit ihm Küſſe wechſeln ſehen. Nur einzelne Worte hatte er erhaſcht; denn das wilde von der Flammengeiſel der Eiferſucht gepeitſchte Blut brauſte ihm wie Mühlräder in den Ohren; aber aus dieſen einzelnen Worten bauete er ſich eine Beſtätigung des Gedankens zuſammen, der ihm durch den Kopf gefahren war, nämlich, daß der Frem-

de Prinz Condé sei, der heimlich nach Paris gekommen, um den Bürgerkrieg von Neuem anzufachen, oder sich doch wenigstens mit den Häuptern seiner Partei zu besprechen. St. Romains kriegerischer Anstand, seine Größe, auch wohl einzelne Töne seiner Stimme mochten diesen Wahn bestärken. Was konnte in Tarneau's Hause auch sonst noch Geheimes vorgehen, was nicht in Beziehung mit dem Prinzen stehe? Und war er nicht Nannons Liebhaber gewesen? Was stand dagegen, daß er es nicht noch war? Diese Gedanken hatten Benoit abgehalten, nicht in das Zimmer zu stürzen und seiner knirschenden Wuth Luft zu machen. Er zog es vor, dem Paare nachzuschleichen. Sobald er beide in Tarneau's Haus hatte gehen sehen, verließ ihn einige Augenblicke lang jegliche Ueberlegung. Mit krampfhaft geballten Fäusten, zusammengebissenen Zähnen stand er da, Schaum vor dem Munde, das Haar gesträubt. So lang er den Gegenstand seiner Aufregung vor sich gesehen hatte, waren alle Kräfte seiner Seele in Spannung gewesen. Jetzt übermannte ihn die Wuth. Auf

dieſe verhängnißvolle Stille folgte ein mit ihr harmonirender Ausbruch. „Ha betrogen!“ knirſchte er, „betrogen von meinem Papa, dem alten Sünder, der ſich nicht ſchämt, der ſchändlichen Buhlſchaft ſein Zimmer einzuräumen. Ei, es iſt der angebetete Prinz Condé! Betrogen von meiner Mutter, die mich auch noch mit der Metze dieſes Fürſten verkuppeln will. O ich wollte, daß ich es in Stücken zerreißen und ſie damit vergiften könnte! Von Allen betrogen, die ich liebte, teufliſch betrogen, hintergangen! Dank's meiner wunderbaren Faſſung! Nicht ſie will ich verderben, die Schändlichen, ſondern ihren Abgott. Der Prinz hat mich unglücklich gemacht, wohlan! ſo will ich ihn verrathen. Menſch gegen Menſch! Das iſt eine richtige Rechnung.“

Und mit einem ſcheuslichen Gelächter rannte er von dannen, als wenn ihm Flügel gewachſen wären. Es waren die Fittige der Rache, auf denen er dahin ſtürmte.

17.

Eliſabeth athmete tief auf an des Geliebten Bruſt. Noch waren nur wenig Worte zwiſchen beiden gewechſelt worden; denn wo die Herzen im Jubel berauſchter Empfindung aufglühen, bleiben meiſt die Lippen ſtumm. Und Küſſe ſind doch reichhaltiger, größer, tiefdeutiger, als Worte; Küſſe ſind Poeſie, Worte nur Proſa. Wenn die Lippen Altar und Heerd des himmliſchen Feuers ſind, verſchmähen ſie den Dienſt der Erde. Statt ihrer plauderten die Herzen, die pulſirten ſo heftig, ſo ſelig, ſo geſchwätzig aneinander; aber eigentlich accompagnirten ſie nur die Küſſe. Es war daſſelbe ſtumme Lied, deſſen Noten unbewußte Ahnungen einer Liebesſeligkeit ſind, die über den Grenzen der Sterblichkeit hinausliegt.

Plötzlich ſtürzte Demoiſelle Poupard mit den Worten herein: „Hinaus! Hinaus, Aliſon! Der Vater kommt zu unſerm Schrecken ſchon wieder. Er muß Dich bei der Mutter finden. Es kom-

men mehre. Er bringt Geſellſchaft mit.“ Damit riß ſie das erſchrockne Mädchen aus des Geliebten Armen und aus ihrem Genuß. Gleich darauf flog Nannon herein und drückte St. Romain einen Brief in die Hand. Ich habe dieſen Brief vorhin erhalten, um ihn an Herrn von Tarneau zu beſorgen. Stell' Dich, als ob Du deſſen Bote wärſt. Frau von Tarneau weiß ſchon nicht anders.“ — St. Remain vergaß in der Beſtürzung zu fragen, weder er den Brief zu bringen habe, nnd ſchon war Nannon wieder fort.

Aber nicht der Hausherr war es, der herein trat, ſondern ein Polizeicommiſſär mit Mannſchaft, der die ihm entgegenkommende, zum Tod erſchrockne Margoton ins Examen nahm.

„Es iſt vor noch nicht einer vollen halben Stunde ein Fremder hier hereingegangen; wo iſt er?“ fragte der Commiſſär.

„Ein Fremder?!“ ſtammelte die Haushälterin. „Das ich nicht wüßte.“

„Deſto beſſer wiſſen wir. Wenn er mir nicht ausgeliefert wird, muß ich ihn im Hauſe ſuchen.

Erſparen Sie ſich alle Unannehmlichkeiten. Wir ſind unſrer Sache gewiß."

„Ein Bote iſt gekommen," ſagte Nannen, die hinzugetreten war, „der einen Brief an Herrn von Tarneau gebracht hat."

„Eben dieſen Boten mein' ich." — Nannen öffnete zitternd die Thüre des Zimmers. St. Romain trat den Polizeiofficianten entſchloſſen entgegen.

„Mein Herr, Sie ſind mein Gefangner, im Namen des Königs!" redete ihn der Commiſſär an.

„Den Brief! den Brief!" flüſterte ihm Nannen ängſtlich heftig zu. St. Romain wollte ihr denſelben heimlich zuſtecken.

„Erlauben Sie mir, dieſen Brief in Empfang zu nehmen," ſagte der Commiſſär und fiſchte zu Nannens Schrecken den Brief weg. Mit ehrerbietiger Höflichkeit wurde der Gefangne abgeführt, und in ein höchſt anſtändiges Gefängniß gebracht. Vergebens nannte er ſeinen Namen; ſeine Verkleidung ſprach gegen ihn. Am andern Morgen, als man ſeine Ausſage wahr gefunden, ließ ihn der

König ver ſich bringen. St. Remain ging zaghaft, doch hoffte er dem Könige glauben zu machen, er ſei in ſeinem Auftrage in Tarneau's Hauſe geweſen. Die Anrede des vierzehnjährigen Herrſchers vernichtete alle Hoffnungen.

„Elender!" rief Ludwig mit kindiſch toller Geberde. „Du haſt Dich von Condé zur Untreue verleiten laſſen, gibſt Dich zum Werkzeug der Menpenſier her? Pfui! ich habe Dich geliebt, Dir vertraut, während Du mich meinen Feinden verathen."

St. Romains Zunge feſſelte ein minutenlanges Erſtaunen.

„Das alſo war's, warum Du mich von dem geliebten Mädchen fern hielteſt?" fuhr der König fort, „weil Du ein Condéer biſt und mich haſſeſt. Mit Deinem Stiefvater ſpielſt Du unter einer Decke. Du willſt den Spaniern behülflich ſein ins Land zu kommen. Du biſt ein Ungeheuer!"

„Ew. Majeſtät, ich verſtehe von dieſem Allen kein Wort."

„Kein Wort? Biſt Du nicht ſelbſt der Bote eines Briefes geweſen, in welchem ſteht, daß der

Ueberbringer noch nähere Nachrichten mittheilen werde? Siehst Du Dich nun entlarvt, Verräther? Fort, aus meinen Augen, Dich wird die gerechte Strafe erwarten."

St. Romain wurde abgeführt. Er überlegte, daß er die Wuth des Königs noch mehr reizen werde, wenn er die Wahrheit gestehe, und begriff leicht, wie er auch sich drehen und wenden möge, er sei und bleibe in einen sehr schlimmen Handel verwickelt, der ihn wohl gar den Hals kosten könnte. Sein heiligster Vorsatz war jedoch, wie auch die Fälle kommen möchten, weder Nannon noch Elisabeth zu verrathen. —

Kaum war der in ein seltsames Wirrsal verwickelte Offizier wieder in sein Gefängniß gebracht, als Benoit Poupard in die Appartements der Königin Mutter gerufen wurde. Mit der ihm angebornen Keckheit schritt er über den reich verzierten Fußboden, und sah die stolze Frau, die, in ihrem pomphaften Morgenanzug, mit einer Stickerei beschäftigt, in einem Lehnsessel saß, unverwandten, furchtlosen Blicks an. Der König trat eben von der andern Seite in das Zimmer und stützte

ſich mit den Armen auf die Stuhllehne der Königin.

„Du biſt ein braver Junge,“ redete ihn Anna von Oeſterreich an, „und haſt aus treuer Liebe zu Deinem Könige uns einen großen Dienſt erwieſen, indem Du Deinen ſchurkiſchen Offizier entlarvteſt.“

Ein ſchmerzlicher Zug zuckte um Benoits Mund.

„Küß mir die Hand,“ fuhr die Königin fort, „Du haſt Dir unſre Gnade erworben.“

Benoit bückte ſich mit wenig verhehltem Trotze nieder, und that, wie ihm befohlen worden.

„Mutter,“ redete der König, „er iſt derſelbe, der auf Befehl der Muhme Montpenſier den Oreſtes ſpielte, dem Stücke aber einen ſo guten Ausgang imprevuiſirte.“

„Ich weiß bereits, Sire,“ verſetzte ſie, „und er iſt unſrer Gnade doppelt würdig.“

„Ich habe Dich ſchon damals lieb gewonnen,“ wandte ſich Ludwig zu Benoit, „und Du ſollſt heute noch erfahren, weſſen ſich die zu verſehen haben, die der König von Frankreich liebt.“

„Es iſt löblich von Ihnen, Sire,“ warf die Königin mit einem bedeutungsvollen Blicke auf

ihren Sohn ein, „daß Sie dem jungen Mann Beweise Ihrer Liebe geben wollen; auch die meiner Gnade soll er nicht entbehren. Doch wünsch' ich, daß er zuvor sich eines Auftrags entledige, den ich ihm ertheilen werde. Führst Du ihn zu unsrer Zufriedenheit aus, Pouyard, so kehrst Du als Edelmann zurück, und erhältst des schändlichen St. Romain Offizierstelle."

„Befehlen Ihre Majestät," sagte Beneit mit einem sauern Gesicht.

„Der Brief, in dessen Besitz wir durch Dich gekommen sind, ist vom Marquis von la Boulage, einem der eifrigsten Feinde des Königs und eben so warmen Anhänger des Prinzen Condé, und an den Parlamentsadvocaten von Tarneau gerichtet, der sich ebenfalls zu unsres rebellischen Vetters ergebensten Freunden zählt. Boulage ist oft in Tarneau's Hause gewesen, und auch Du hast dort Zutritt, wie ich in Erfahrung gebracht habe. In dem Briefe steht von einer geheimen Zusammenkunft des Prinzen Condé, der Prinzessin Montpensier und mehrer treuen Freunde des Prinzen. Die Zeit ist nicht angegeben, eben so

wenig der Ort. Herr von Tarneau wird blos nach Meaux eingeladen, dort ſoll er das Nähere erfahren. Ich habe den Brief ſehr künſtlich wieder verſiegeln laſſen, ſo daß man nicht wahrnehmen kann, daß er ſchon geöffnet geweſen iſt. Hier iſt er. Nimm ihn und geh' in Tarneau's Haus, ſage, St. Remain wäre, ſobald man ihn erkannt, freigegeben worden; auch habe man ihn den Brief uneröffnet zurückgeſtellt. Er habe ihn Dir zur Beſorgung übergeben, weil er dieſen Morgen in aller Frühe ſchon habe abreiſen müſſen. Hat Tarneau den Brief geleſen, und Du merkſt, daß er von Verreiſen ſpricht, ſo bitte ihn, Dich als Diener mitzunehmen; klage, daß man Dich in königlichen Dienſten ſchlecht behandelt und Du deſhalb geſonnen ſeiſt, dem Prinzen Condé und den Spaniern zu dienen. Bitte ihn um ſeine Vermittlung, winſele und klage, bis er Dich mit nimmt. Dann wird er Dich ſchon an den Ort führen, wo die Zuſammenkunft der Rebellen ſtattfindet. Hier übergebe ich Dir einen königlichen Befehl an jede Municipalbehörde. Die, welcher Du ihn vorzeigſt, muß ſogleich Bewaffnete in Maſſe aufſitzen

laſſen, und Deinen Befehl übergeben. Mit dieſen Leuten nimmſt Du den Prinzen Condé gefangen und führſt ihn nach Paris. Du biſt klug und gewandt; ich hoffe, Du wirſt den Plan aufs Beſte ausführen, der glänzendſte Lohn iſt Dir gewiß."

Benoit empfing ſchweigend die Papiere aus der Hand der Königin.

„Man hat mir geſagt," fuhr ſie fort, „Prinz Condé habe Dir ein heißgeliebtes Mädchen verführt. — So iſt's, dieſe Libertins glauben ſich alles gegen die heiligen Bande der Liebe, gegen Sitte und Unſchuld erlauben zu dürfen, und hohnlachen der Verzweiflung eines zertretenen Herzens. Aber dem Wurme war der Stachel gegeben und dem Menſchen das Rachegefühl. Geh' hin, mein Sohn; Gott geleite Dich!"

Benoit empfahl ſich. Kaum war er aus dem Palaſt, als ſich auf ſeinem Geſicht der wüthende Schmerz ſeines Herzens abmalte. Mehr laufend als gehend, langte er in Tarneau's Hauſe an. Nannon und der Parlamentsadvocat waren in der Frühe nach Meaux abgereiſt. Zerknirſcht warf ſich Benoit zu Eliſabeths Füßen und bekannte ihr

ſeine Schuld, daß er ſeinen hochverehrten Offizier, ihren Geliebten, deſſen Vertrauter er geweſen war, ins Elend geſtürzt, während er ſei Prinz Condé, der Nannon von Neuem umſtrickt habe. Margoton heulte und ſchrie, und verwünſchte die unſelige Eiferſucht ihres Söhnleins. In langen Reden ſuchte ſie ihm zu erklären, welche herrliche Freundſchaftsrolle Nannon geſpielt, und wie ſie geſtern noch erbötig geweſen ſei, ihm Alles zu verzeihen und ihn wieder zu Gnaden anzunehmen, wie ihn gerade geſtern Abend der Abbé geſucht, um ihm die frohe Nachricht zu überbringen, daß Nannon nun völlig ausgeſöhnt und geſonnen ſei, ihn zu heirathen und wieder mit ihm auf das Theater zu gehen.

Benoits verzweifelter Zuſtand wurde dadurch noch ſchlimmer. Aufſchluchzend vor Schmerz rannte er fort, und Margoton zeterte in Furcht, er werde ſich ein Leids thun. Er trieb aber ein Pferd auf und jagte dem St. Antoinethor hinaus.

18.

Eliſabeth ſchmückte ſich einfach, aber ihr Schmerz machte ſie reizender als je. Weder ihrer Mutter noch ihrer Amme ſagte ſie, was ſie vorhabe, wohin ſie gehe. Heimlich ſtahl ſie ſich aus dem Hauſe. Ihr Weg ging nach dem Louvre. Sie ließ ſich bei dem Könige anmelden. Das Gerücht, daß ein wunderſchönes Mädchen den König zu ſprechen wünſche, durchflog den Palaſt und das müſſige Volk der Höflinge drängte ſich in das Vorzimmer und ängſtigte die Arme mit frechen Blicken. Die Königin erfuhr den auffallenden Beſuch und deſſen Namen bald genug, um ſich ſogleich von hinten unbemerkt in ein Cloſet an des Königs Zimmer zu begeben, wo ſie hinter einem ſeidnen Vorhange alles ſehen und hören konnte, was dort vorging.

Eliſabeth wurde zu dem jungen Monarchen hineingeführt; ſchon bei Anſagung ihres Namens hatte ſich eine fröhliche Ueberraſchung über ſein

Geſicht ergoſſen; nun empfing er ſie ſchon an der Thüre, hocherröthet und verlegen einige Worte ſtammelnd, tief getroffen vom Pfeile der Schönheit in ſein junges liebedürſtiges Herz. Eliſabeth ließ ſich auf ein Knie nieder, hob ihre Hände flehend empor und ſagte würdig: „Mein Herz hat eine dringende Bitte an das Herz Ew. Majeſtät.“

„Stehen Sie auf, Eliſabeth,“ ſagte Ludwig, „und laſſen Sie mich vor Ihnen knieen. Sie ſind ja die Königin meines Herzens. Vom erſten Augenblick an, wo ich Sie in jenem Theater des Faubourg St. Antoine zum erſten Male erblickte, erglühete ich in heißen Liebesflammen zu Ihnen. Und nur das Unglück, das mich ſeit jener Zeit betraf, konnte mich aus Paris, Sie aber nicht aus meinem Herzen verdrängen. Zum erſten Mal hat mich die göttliche Gewalt der Liebe ergriffen und mich Ihnen unterthänig gemacht. An Deine Bruſt laß mich ſtürzen, ſüßer Engel, und mich flehen: Liebe mich! Sieh der König von Frankreich liegt um Liebe bettelnd zu Deinen Füßen; meine Krone iſt mir feil für einen Kuß von Deinen roſenknospigen Lippen.“

„Sire!" rief Eliſabeth, den königlichen Jüngling emporreißend, „auf ſolchen Empfang war ich nicht gefaßt. Hören Sie mich —"

„Höre Du erſt mich, Himmliſche!" unterbrach ſie Ludwig wieder. — „Längſt wär' ich in Dein Haus gekommen, längſt hätteſt Du das flammende Geſtändniß meiner Liebe von meinen Lippen gehört, aber St. Romain hinterbrachte mir, Dein Vater ſei ein ſtrenger Despot, er und Deine Mutter ſeien dem Prinzen Condé zugethan; Du aber liebteſt den Prinzen, der ſich eifrig um Deine Gunſt beworben, und mich haßteſt Du, weil ich der König ſei. Als ich Dich bei meinem Einzuge wieder ſahe, da war ich Dein, unaufhaltſam flog Dir mein Herz zu, und ich hatte ſeitdem keinen Wunſch weiter, als Dich zu beſitzen. Heute, heute noch wollte ich zu Dir, denn heute habe ich erfahren, daß St. Romain mich betrogen. Länger ertrug mein Herz dieſe Qualen nicht mehr, und ſiehe da führen die Götter Dich ſelbſt hierher in meine Arme."

„Was Ihnen St. Romain geſagt hat, iſt Wahrheit, Sire; mein Vater iſt ſehr ſtreng, meine

Mutter ſchwärmt für Condé. Doch wenn Sie auch meine Eltern unter Bedingungen für Ihre Wünſche gewonnen hätten, ſo —"

„Welche Bedingungen?" unterbrach ſie der König ungeduldig.

„Wenn Prinz Condé zurückberufen, Mazarinis Stelle einnähme und der Cardinal Frankreich nie wieder betreten würde."

„Gern opfre ich den Cardinal, den ich nicht liebe, gern ruf' ich Condé zurück, den ich nicht haſſe, verzeihe ihm, erhebe ihn, kann ich Dich dadurch gewinnen. Aber der Königin, meiner Mutter, muß dies vor der Hand ein Geheimniß bleiben."

„Nicht mich können Ew. Majeſtät gewinnen. Ich ſprach nur von meinen Eltern und dachte eigentlich nur an meine Mutter. Denn mein Vater iſt zu ſtolz, um mich einem politiſchen Zwecke zu opfern. Frankreichs Herrin kann ich nicht werden, die Herrin *) des Königs von Frankreich will ich nicht werden. Und ſelbſt, wenn Ew. Maje-

*) Maitresse.

ſtät mir die Krone mit Ihrem Herzen anböten, ich müßte beide ausſchlagen; denn ich liebe, liebe treu und wahr, und bin gekommen, Ew. Majeſtät Gnade für meinen Geliebten anzuflehen."

„Für Deinen Geliebten?" rief der König und ſein Geſicht verfinſterte ſich. „Wer iſt Dein Geliebter?"

„Roger von St. Remain."

„St. Remain!" kreiſchte Ludwig und erblaßte. „Auch um Dein Herz hat mich der Bube betrogen? Er muß ſterben!"

„Weh mir!" weinte Eliſabeth. „Er iſt unſchuldig. Er hat nichts, gar nichts verbrochen, als Ew. Majeſtät unſre Liebe verſchwiegen zu haben."

„Hat er mir nicht Treue geheuchelt, indem er heimlich zu Condé gehalten? Aber Alles wollt' ich ihm vergeben, wenn er ſich nur nicht in Dein Herz geſchlichen und treulos verrätheriſch mir Deine Liebe geſtohlen hätte."

„Niemals war er untreu an Ew. Majeſtät; nie hat er ſich Condé ergeben, nie hat er Ihnen meine Liebe geſtohlen. Freiwillig ſchenkte ich ihm dieſelbe, und niemals hätte ſie Ihnen gehört, Sire."

„Aus Dir ſpricht die Liebe, ihn vertheidigt die Liebe, für ihn bittet die Liebe. O wie glücklich iſt er, wie reich! Wie arm und unglücklich bin ich mit meinem verſtoßenen verachteten Herzen. Aber ihn ſollſt Du auch nicht beſitzen. Auf einer That der Untreue iſt er ertappt worden, die zeugt gegen ihn und wiegt mehr als Deine Vertheidigung.“

„Es iſt ein Irrthum, Sire. Nicht St. Romain war der Bote des Briefs. Ich will Ihnen Alles erzählen.“

„Ich will nichts von dem Nichtswürdigen hören. Du haſt mich verachtet, verſtoßen, verhöhnt, wohlan ſo ſieh nun zu, wer Dir den ſüßen Geliebten befreit. Ha! er mein Nebenbuhler! Er der Bevorzugte, der Glückliche! O mein Herz zerſpringt mir!“

Mit dieſen Worten lief er wuthweinend aus dem Zimmer.

„Gnade! Gnade!“ ſchrie ihm Eliſabeth nach, und ſtürzte zu Boden, aber er hörte nicht. Ein Strom verzweifelter Thränen brach aus ihren Augen, da rauſchte es hinter ihr; ſie wandte ſich um, und lag vor der Königin.

„Stehen Sie auf, mein Kind!“ ſagte die hohe Frau gütig, „und erzählen Sie mir ruhig Ihr Leid; ich werde Sie ruhig anhören. Der König iſt zu jung, um Ihnen gegenüber das zu können.“

Eliſabeth faßte ſich und berichtete mit einfachen Worten, wie St. Romain, nachdem ſie ihn im Theater bei der Aufführung des Oreſtes kennen gelernt, ihre Amme für ſich gewonnen, in deren Beiſein ſie ihn ſpäter einige Mal geſprochen und ihn lieb gewonnen habe, bis er mit dem Könige Paris verlaſſen, wie er dann beim Abb. Bertault verwundet gelegen und ſie ihn gepflegt, bis ihr Vater etwas gemerkt und ihr das Ausgehen verboten, wie Nannon ihn ins Haus geführt und wie ſie durch Benoits Eiferſucht verrathen, ihn mit dem Briefe habe helfen wollen, den kurz zuvor ein Bote gebracht. Die Königin fragte herablaſſend hin und her, trocknete Eliſabeths Thränen mit ihrem eignen Tuche, ſtrich ihr die Haare aus dem Geſicht, faßte ihre Hand, und eh' eine Stunde verging, wußte ſie den Plan der Frau von Tarneau, den König durch Eliſabeth für Condé zu gewinnen, kannte die ſchwärmeriſche Anhäng-

lichkeit des Ehepaars an den Prinzen, und begriff, welche große Gefahr ihr gedroht, von der ſie nichts geahnet hatte. Sie entließ das treuherzige Mädchen mit dem tröſtenden Verſprechen, daß ihre Bitte gewährt werden ſolle.

Noch denſelben Tag wurde St. Romain in Freiheit geſetzt. Man händigte ihm einen verſiegelten Brief an Herrn von Tarneau ein mit dem Befehle, denſelben ſogleich zu beſtellen. Er glaubte, es wäre derſelbe, den ihn Nannon zugeſteckt. Er hatte ja nicht Zeit gehabt, Dieſen zu betrachten.

Bei Tafel ſagte die Königin zu ihrem Sohne Ludwig: „Man hatte es voriges Jahr mit dem Treſtes in Paris ſchlimm auf Sie abgeſehen, und ohne meine mütterliche Fürſorge würde er Ihnen jetzt noch gefährlich geworden ſein.“

19.

Nannon war mit Herrn von Tarneau, von ſchwerer Angſt bedrängt, in Meaux angelangt. Sie hatte ſich wohl gehütet, dem ſtrengen Manne die Wahrheit hinſichtlich des Boten und des Briefs zu geſtehen, und ihn nur dringend gebeten, ſie zu begleiten. Der Advocat war alſo nicht wenig überraſcht, den Prinzen Condé, die Herzogin von Longueville, ſeine Schweſter, die Prinzeſſin von Montpenſier, in ſeltſamen Verkleidungen, ſo wie noch zehn bis zwölf der treueſten Anhänger der Condéiſchen Partei hier zu finden. Der Zweck dieſer Zuſammenkunft war eine Beſprechung der anzuwendenden Mittel, um die drohende Zurückkunft Mazarins zu verhindern. Condé wußte gewiß, daß man dazu bereits geheime Anſtalten getroffen hatte.

Nannon zog ihren Vater bei Seite, und geſtand ihm, was mit dem Briefe an Tarneau vorgegangen. Der Marquis erſchrak und entdeckte

ſich dem Prinzen. Man erwog genau, was in dem Briefe geſtanden und da weder von Zeit noch Ort die Rede geweſen, und das Ganze eigentlich nur eine Einladung an Tarneau enthalten hatte, Nannon nach Meaux zu begleiten, ſo ließ ſich der Prinz nicht aus ſeiner frohen Laune bringen.

„Aber warum haben Sie Ihre liebenswürdige Familie nicht mitgebracht?“ redete er zum Parlamentsadvocaten. Es würde mir die größte Freude ſein, Ihre treffliche Frau wieder zu ſehen. Gewiß, Sie hätten ihr bei ihren ſchweren Leiden dieſen Genuß bereiten ſollen. Schicken wir einen Boten nach Paris! Schreiben Sie Ihrer Frau, ſie ſoll kommen. Ihre Tochter begleitet ſie. Wir wollen einen Tag oder zwei froh zuſammen ſein. In Paris ahnen ſie meine Nähe nicht.“

Das heiße Verlangen des Prinzen, die ſchöne Eliſabeth wieder zu ſehen, und die kühnen Hoffnungen, die er ihretwegen hegte, ließen ihn ihren Vater unabläſſig antreiben, bis ſich dieſer dazu bequemte, einen Einladungsbrief an ſeine Ehehälfte abzufaſſen. Während er mit dieſer ſauern Arbeit beſchäftigt war, befahl der Marquis ſeinen geräu-

migen Reisewagen anzuspannen, um die Familie Tarneau darin abzuholen, an welcher dem Prinzen schier mehr gelegen schien, als an der Verhinderung der Mazarin'schen Rückkehr nach Frankreich.

Der Brief war endlich fertig und der Wagen stand zur Abfahrt bereit, als ein Reiter auf den Hof sprengte und den Marquis von Boulage und Herrn von Tarneau unverzüglich zu sprechen begehrte. Nannon hatte nicht ohne Herzklopfen Benoit erkannt. Man führte ihn in ein Zimmer. Kaum waren die beiden Männer bei ihm eingetreten, als er sich zur Erde warf, und sich anklagte, ein großes Verbrechen an ihnen begangen zu haben. Es kostete Mühe ihn zu einer klaren Darstellung zu bringen, und der Parlamentsadvocat erfuhr Dinge, die ihm so nagelneu waren, daß er sich vor Verwunderung kaum zu fassen vermochte.

„Nichts weiter als meine rasende Liebe zu Nannon hat mich zu all den dummen Streichen verleitet," schloß Benoit wehmüthig. „Hätte sie ihre Gunst nie dem Prinzen Condé geschenkt, so hätt' ich jetzt meinen braven Offizier, der mich so sehr geliebt, nicht in's Verderben gestürzt."

„So ſind wir alle verrathen," rief Tarneau entſetzt, „und keinen Augenblick ſicher von königlichen Truppen aufgehoben zu werden."

„Gottlob!" verſetzte Benoit, „daß ich Ihnen wenigſtens die Verſicherung geben kann, vom bündigſten Beweiſe unterſtützt, daß Sie, und wäre Prinz Condé hier, nicht das Mindeſte zu befürchten haben. Nehmen Sie dieſe Papiere."

Er überreichte den königlichen Befehl an die Municipal-Behörden, und erzählte kurz, wozu ihn die Königin habe brauchen wollen. „Man hat mir Adel und Ehrenſtellen verſprochen," weinte der Arme; „aber ich will nichts als Nannons und St. Romains Verzeihung. Auch Sie flehe ich darum an, meine Herren. In keinem Fall kehre ich wieder nach Paris zurück."

Nannon wurde herbeigerufen und beſtätigte Benoits Ausſage, ſo viel ſie davon wiſſen konnte. Ihr Auge ruhte zärtlich auf ihm, der ſie kaum anzublicken wagte.

Tarneau hatte unterdeſſen dem Prinzen den Beweis ſeiner Sicherheit überbracht. Dieſer verfügte ſich in das Zimmer, wo Benoit noch im-

mer verweilte, und wandte ſich mit den Worten an Boulage: „Mein Herr Marquis, dieſer brave Jüngling verdient eine glänzende Belohnung. Ich ſtehe ſehr in ſeiner Schuld, aber ich bin nicht im Stande, ſie abzutragen; das vermögen nur Sie und Ihre Tochter. Ich will wenigſtens thun, was in meinen Kräften ſteht. Und ſo trete ich als ſein Brautwerber bei Ihnen auf. Sie wiſſen es ſelbſt, wie ſehr er Nannon liebt."

„Und liebſt Du ihn ebenſo?" fragte der Marquis ſeine Tochter.

„Wenn das nicht wäre, ſo hätte ich ſchon längſt Ihren Wünſchen nachgegeben und mich anerkennen laſſen. Nannon Berger kann Benoit Poupards Gemahlin werden, die Marquiſe von la Boulage nicht."

„Vortrefflich!" ſagte Condé. „Und was den Grund Deiner Eiferſucht betrifft, die ſich ſchon verderblich genug geäußert hat, Benoit, ſo bin ich erbötig, Dir für jeden Kuß, den ich Nannon gegeben, hundert Livres zu zahlen. Wie viel waren es, Nannon?"

„Viere," verſetzte ſie lächelnd.

„Deine Geliebte iſt nicht auf Deinen künfti-

gen Wohlſtand auf Koſten der Wahrheit bedacht.“ Dann flüſterte er dem erröthenden Mädchen zu: „Es waren doch einige mehr, ſo viel ich mich erinnern kann.“ Und zu dem Marquis gewandt, fragte er: „Darf ich ihre Hände zuſammenlegen?“

„In Gottes Namen!“

„Ich ſtatte ſie aus,“ ſagte die Prinzeſſin von Montpenſier, die unterdeſſen auch herein gekommen war. Obgleich ich nicht Urſache habe, mit dem jungen Manne ſehr zufrieden zu ſein.“

Der alte Debarques wurde herbeigerufen, um ſeine Pflegetochter zu ſegnen.

„O wenn doch meine Mutter da wäre!“ rief Benoit.

„Und der Abbé, mein Freund,“ fügte Debarques hinzu.

„Wenn die hohen Herrſchaften erlauben,“ erhob Tarneau ſeine Stimme, „ſo hänge ich noch einige Zeilen an meinen Brief, und wir laſſen Benoits Mutter und den Abbé auch mit kommen. Da wir ſo ſicher ſind, wollen wir gleich Hochzeit machen,“ ſagte Condé. „Der Kutſcher ſoll fahren,

daß ihm die Räder brennen. Und Eliſabeth ſoll er nicht mitzubringen vergeſſen."

20.

Eh noch der Abend anbrach, langte die ungeheure Kutſche wieder in Meaux an. Nach einander kamen heraus St. Romain, der alte Abbé, Eliſabeth, Margoton und zuletzt wurde Frau von Tarneau herausgehoben und in einen Stuhl geſetzt, um darin ins Haus getragen zu werden. Unerwartet war allen St. Romains Ankunft. Er wendete ſich zuerſt an den Marquis, erfaßte Nannons Hand und ſagte: „Dieſe meine liebenswürdige Schweſter hat mich bekehrt. Nehmen Sie mich als Ihren Sohn auf und werden Sie mein Fürſprecher bei Herrn von Tarneau."

Und zu dieſem ſich kehrend fuhr er fort: „Es kann Ihnen kein Geheimniß mehr ſein, daß ich Ihre Tochter liebe und von ihr wieder geliebt werde. Der Unfall, den mir die Eiferſucht jenes jungen Mannes in Ihrem Hauſe zuzog, als ich daſſelbe heimlich beſuchte, von der Hand meiner ſchweſterlichen Freundin geleitet, brachte mir einen Brief an Sie in die Hand. Ich beeile mich, Ihnen denſelben zu zuſtellen. Wahrſcheinlich iſt er aber geleſen worden; denn der König ſchien ſeinen Inhalt zu kennen."

„Nicht möglich!" widerſprach Benoit. „Jenen Brief habe ich in der Taſche. Hier iſt er."

„Und hier ebenfalls einer," bemerkte St. Romain, „den man mir bei meiner Freilaſſung zuſtellte. Er führt Ihre Addreſſe, Herrr von Tarneau."

„So öffne ich beide, um dies Räthſel zu löſen," ſagte der Parlamentsadvocat, und nahm zuerſt den, welchen ihm St. Romain übergab. Ein ſeltſames Lächeln ſchwebte um ſeinen Mund, als er das Blatt entfaltet und geleſen hatte.

„Hören Sie den höchſt ſonderbaren Inhalt

dieſes Briefes," wandte er ſich zur ganzen Geſellſchaft und las mit lauter Stimme:

„Der König befiehlt Ihnen, Ihre Tochter Eliſabeth von Tarneau heute noch mit dem Offizier Roger von St. Romain zu vermählen, bei ſeiner ſchweren Ungnade. Ich die Königin!"

Prinz Condé machte ein verdrießliches Geſicht.

„Dieſes Befehls hätte es nicht bedurft, um unſre Kinder zu verbinden," ſagte Tarneau zu la Boulage.

„Nun ſo feiern wir doppelte Hochzeit und eine ſogar auf Befehl des Königs," verſetzte der Marquis.

„Wem aber haben wir dieſe Freude zu verdanken?" ließ ſich der alte Debarques vernehmen, „der gnädigſten Prinzeſſin von Montpenſier und dem Herrn Abbé Bertault, die zuſammen den Oreſtes auf meine Bühne brachten. Und wenn dieſer Oreſtes wohl viel Unheil angeſtiftet, ſo hat er doch auch dieſes Gute bewirkt."

„So wollen wir den Oreſtes auf der Hochzeit leben laſſen!" rief Boulage.

Die Prinzessin schlug erröthend die Augen nieder.

Die Bestrebungen der Condéischen Partei hatten keine Kraft mehr. Mazarin hielt einige Monate darauf seinen prächtigen Einzug in Paris. Die Königin bot Alles auf, ihn glänzend zu empfangen. Von nun an blieb er neun Jahre lang bis an seinen Tod ungestört der Beherrscher Frankreichs und der zärtlichste Freund der Königin. Die heldenmüthige Prinzessin von Montpensier verheurathete sich nie, und vertrauerte ihr Leben auf ihren Gütern. Prinz Condé war genöthigt, den Feinden Frankreichs zu dienen, bis ihm nach einer Reihe von Jahren Ludwig XIV. die Rückkehr gestattete. St. Romain trat aus dem Kriegsdienst und übernahm die Verwaltung seiner Güter; Benoit und Ramon glänzten

bald als ein Paar Lichter der theatraliſchen Kunſt, und ſpielten auf dem Théatre français, vom Könige geſchätzt und vom Volke geliebt.

Berühmtere Dichter bearbeiteten den Treſtes, ſo oft er aber aufgeführt wurde, ſah man die Familie im Theater verſammelt.

In demſelben Verlage iſt erſchienen:

Heeringen, G. v., Mutter Anne und ihr Sohn. Eine hiſtor. Erzählung. 2 Thle. 1834. 2 Thlr. 8 gl.

Nodier, Charles, Hans Sbogar. Novelle aus dem Franzöſiſchen von Auguſt v. Hogguer 8. 1835. 1 Thlr. 4 gl.

Storch, Ludwig, die Schmuggler und die Rückreiſe aus dem Bade, zwei Novellen. 8. 210 S. 1832. 1 Thlr 4 gl.

— — Erzählungen, Novellen und Sagen. 2 Thle. 8. 1833. br. 2 Thlr. 8 gl.

1r Theil enthält: 1) der Sectirer; 2) die Erbauerin von Luſignan; 3) der Biſchofsſtab; 4) der betrogene Teufel; 5) der graue Ritter.

2r Theil enthält: 1) Drakâna; 2) die Stadt im Meere; 3) die Schreckensreiſe.

— — Bergmüllers Röschen. Novelle. 1835. 1 Thlr. 8 gl.

Storch, Ludwig, Pauline von Belsis. Erzählung. 8. br. 232 S. 1834. 1 Thlr. 4 gl.

Hofmeister, der Jude Wolf. Novelle. 1836. 1 Thlr.

Victor Hugo, Marie Tudor. Drama in drei Abtheilungen, übersetzt von M. Tenelli. 8. 1834. 168 S. br. 16 gl.

Bau = und Garten = Verzierungen, architektonische, enthaltend: Fenster und Thüren zur Verschönerung der Wohngebäude, so wie auch Thüren, Thore, Hütten, Stühle und Bänke ꝛc. zur Verschönerung der Gärten. Mit 36 Kupfern. 16 gl.

Blumauer, C., Kleine Sittenlehre in tausend zweizeiligen Denkreimen für Kinder und Kinderlehrer zum Haus = und Schulgebrauch, nebst einigen die Anweisung dieses Buchs erweisenden Erzählungen. Mit 3 illuminirten Kupfern. 8. 1832. Ppb. 130 S. 12 gl.

Brückner, Aurelio, Erster Unterricht im freien Handzeichnen in Umrissen. 8 Hefte mit 72 Blättern in 4. 1832—34. br. 1 Thlr.

Charte von Nordamerica, 1835. 4 gl.

Hellfarth's neue Bildergallerie für die Jugend

I — VIII. Bd. Enthaltend über 800 durch 96 Bogen Text erläuterte Abbildungen aus der Geschichte, Geographie, Naturgeschichte und andern Merkwürdigkeiten. 1830 — 35. in Umschlag geb. 8 Thlr.

— dieselbe auf 1836. 1 Thlr.

Modell- und Musterblätter für Stramineinstickerinnen, Posamentirer und Damastweber in Seide und Linnen. 12 Blätter in 8. 4 gl.

Das Neueste und Geschmackvollste für Bau- und Möbeltischler. 5 Hefte mit 37 Kupfern 20 gl.

Rathgeber, H., Bibliothek-Secretär, Beschreibung der Herzogl. Gemäldegallerie zu Gotha mit Berücksichtigung des Chinesischen Cabinets, der Sammlung der Abgüsse von Bildwerken, des Münzcabinets, der Sammlung der Zeichnungen, Miniaturgemälde, Holzschnitte und Kupferstiche, der Bibliothek, und auch einer in den Vorzimmern des Naturaliencabinets befindlichen Sammlung. gr. 8. 1835. br. 2 Thlr.

Sammlung von Gedichten und prosaischen Aufsätzen in Stammbücher, nebst 22 neuen geschmackvollen Ideen in Abbildungen zu Stammbuchsblättern. 12. br. 4 gl.

Fünf Scenen aus dem Leben Jesu:

1) die Hochzeit zu Canaan,
2) das heilige Abendmahl,
3) Jesus segnet die Kinder,
4) der Einzug zu Jerusalem,
5) die Flucht nach Aegypten,
6) Vermählung der heiligen Jungfrau mit Joseph. Groß Folio jedes Blatt 6 gl.

Die aufgehende Sonne, oder Licht und Wahrheit. Ein Lehr- und Andachtsbuch für alle Nationen, Confessionen und Stände. 12. 238 Seit. 8 gl.

Verzierungen, allegorische, für Tischler, Töpfer, Gürtler, Graveure, Gold- und Silberarbeiter ꝛc. in 12 Blattern quer 4. 12 gl.

Weingart, J. F., Anton Helfreich, oder der freundliche Rathgeber für Deutschlands Volksschullehrer und Seminaristen. 8. 222 Seiten 1833 br. 12 gl.

— — Johannes und Marie, oder die Feier des heiligen Abendmahls. Ein Confirmationsgeschenk für gebildete Söhne und Töchter. 2 Aufl. 8. 1836. geb. 16 gl.

Welker, P. H., die tönenden Bilder in einer Reihe von 43 Holzschnitten. gr. 8. 1835. br. 1 Thlr. 8 gl.

Weingart, J. F., Casper Hauſer. Ein lyriſches Gedicht. Mit einem Anhang der wichtigſten bis jetzt bekannt gewordenen Nachrichten über den unglücklichen Findling. 8. 1835. br. 8 gl.

— — Thüringer Lieder, mit 3 Abbildungen. 308 S. 8. 1831. Vel. Pap. br. 1 Thl. 8 gl.

Gallerie aller merkwürdigen Nationaltrachten. 1. 2. Lieferung mit 8 colorirten Blättern. 1836. 1 Thlr. 4 gl.

Sanguin, X., Uebungsaufgaben zum Ueberſetzen in's Franzöſiſche und zum Sprechen deſſelben, mit beigefügten Andeutungen vieler Worte, Gallizismen und Synonymen. 1836. 12 gl.